



Ethische Kultur

Wissenschaftlich

von

sozial-ethische Reformen



INI
F

Library of



Princeton University.

Ethische Kultur.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. **S. M. Goerster** herausgegeben von
Dr. **A. Penzig** und Dr. **M. Koenen**.

Neunter Jahrgang.

1901.

Berlin.

Verlag für ethische Kultur, Richard Pieber.

Printed in Germany.

Inhalt des neunten Jahrganges.

	Seite		Seite
Abhandlungen.			
Bode, Dr. Wilhelm, Tolstoi — König — Sternberg	17	Fournière, Eugène, Der soziale Idealismus	214, 220
— Wer bestraft Alkoholverbrechen?	57	Kranzl, Victor, Zur Gumbinner Militärjuris	298
— Noch ein Einwurf gegen den Moralunterricht	265	Friedheim, F., Major a. D., Politik und Religion	268, 270
Bölsche, Wilhelm, Herold der Tagesansicht. Ein Wort zu Jedner	249	Fuld, Ludwig, Dr., Materialismus in der Rechtsprechung	321
Briz, Theodor, Die Bilanz der SChinapolitik	179	Fürth, Henriette, Grundrente und Wohnungsfrage	212
— Volksempfinden und Regierungsgebot	285	— „Viehe“	292
— Glaube und Aberglaube	333	Giroud, Gabriel, Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter	226
— Ethik und nationale Politik	396	Gramow, Otto, Dr., Eine neue Käuferklärung	139
Cohn, Dr. Heinrich, Aug' um Auge, Jahr um Jahr	357	Haffe, Else, Mutterchaft und geistige Arbeit	155
Coubertin, Pierre, Baron de, Soziale Erziehung	32	— Anderegartenzwang?	194
Döring, August, Professor, Carnad's Wesen des Christentums	9	— Ethische Taktik	394, 304
— Zeugnisse für die Prinzipien der eth. Bewegung	41	— Ein Nachwort zu Ethik und Religion	419
Duc, Aimé, Der Sport als ethischer Faktor	356	Hermann, Georg, Arnold Böcklin	27
Ernst, Paul, Dr., Zur Entstehung des Uebereinstimmens	348	— Die Kunst im Leben des Kindes	132
Fasig, Friedrich, Im Albergo popolare zu Mailand	364	— Bedingungen und Wege zur fortschreitlichen Erziehung 300. 307. 316	322
Foerster, Wilhelm, Prof. Dr., Weltanschauung und Gemeinschaftsleben	11, 25	Hörth, Otto, Politik und Moral	49
— Ethik und Politik	78	— Waldeck-Rouffieu und Noiani über die geistl. Erden	123
— Samuel Kriffeller und Hugo Rheinhold	145	— Johannes v. Miquel	313
— Zur Gerechtigkeit des Urteils über andere Nationen	219	Karjewe, M., Prof., Die Arbeit an der Weltanschauung	257
Foerster, Friedrich, Wilhelm, Dr., Gegen die staatliche und kommunale Arbeitslosenversicherung 19.	54	Kasdorf, Otto, Die Antikenschaftsbewegung	60
— Versuche im Moralunterricht. XII. Sollen wir Quen und Engländer spielen?	36	— Kunst und Volk	188
— XIII. Kann man von den Mädchen nichts lernen?	62	Katfcher, Leopold, Gartenbau im sozial-ethischen Sinne	412
— XIV. Die barmherzige Schwester	69	Kapenstein, Louis, Dr., Die Erhöhung der Getreidesölle 193. 202	202
— Zur Frage der geistlichen Erden	89	Kronenberg, Moriz, Dr., Politik und Ethik	52
— Bemerkungen zu Treitschke's Aufstellungen von der Eitlichkeit des Staates	113	— Geistliche Erden und Ethische Kultur	90
— Weltflucht und Ethik	121, 129	— Autokratie	97
— Strafjustiz	177	— Nachmal die Frage der geistlichen Erden	137
— Religion und Moral im modernen Indien	204	— Der permanente Regierungstrieb 145	145
— Zur Frage des Moralunterrichts 285	285	— Herocultus	201
— Zum Präzedenzwechsel in den Vereinigten Staaten	306	— Der Himmel der Ungläubigen	305
— Der Jellarij und die nationale Verteidigung	395	— Amerfeelen	345
		— Der neue Geist	361
		— Freiheit der Forschung	393
		— Ethik und Religion	401
		— Nationalismus und Soldatentum 409	409
		— Ein Nachwort zu „Ethik und Religion“	411
		Kuleman, B., Landgerichtsrat, Das Lebenswerk Gustav Schmollers 81	81
		Landberg, Hans, Dr., Gerhart Hauptmanns Michael Gerner	3
		— Dokumente zur Treysfusaffaire	161
		Raier, Gustav, Freimaurerisches	98
		Maehly, J., Prof., Englische Politik und Moral	217
		Retter, D., Dr. Nochmals Tolstoi — König Sternberg	65
		— Die sittlichen Pflichten der Beteiligung in Strafprozessen	169
		— Recht und Militarismus	284
		Niebeling, Theodor, Pfarrer, Die Ethik im Seemannsstande	348
		Hoffig, Alfred, Dr., Die Viehe in der Renaissancezeit	58
		Clberg, Cda, Die soziale Bedeutung des Tierstuhles	100
		— Das Hindelindnerwesen in Italien	179, 186
		Veutsch, Otto, Der Aberglaube	243
		Venzig, Rudolph, Dr., Ein fege reiches Porzellanstück	126
		— Ein ganzer Mann	157
		— Religionsfreiheit von Zentrum und Gnaden	185
		— Der vornehmste Kof und die goldene Amstette	225
		— Die Christophen an der Arbeit	229
		— Drei Einwürfe gegen den Moralunterricht	241
		— Gefinnungsbildung	273
		— Sittliche Entrüstungsstürme	377
		Vfungsft, Arthur, Dr., Nochmals die Frage der geistlichen Erden	107
		Vubor, Heinrich, Dr., Die Dienstbotenbewegung in Dänemark und Deutschland	339
		— Uebt die Rusik moralische Wirkungen aus?	372
		Widter, Wil., Handelstschiff	173
		Salomon, Alice, Frauenfrage	331
		Sandhi, Carnegie's Schenkung	105
		— Der Donabüder Rathholientag	281
		— Mac Kinley's Tod	297
		Scheerer, F., Eine Lebensfrage der Gesellschaften für ethische Kultur	209
		Schlüter, Willo, Psychologische Pädagogik	76
		— Betrachtungen über ethische Entmischung	118
		— Wacholderboom“ als Philosoph	171
		— Der Idealismus und die Revolutionäre	252
		Schmidlfung, Hans, Dr., Die Ethik des guten Gewiffens	353, 363
		Schneider, Georg, Peter Hofjagers Sinnenreich	66
		Scheldon, B. L., Der Bonfott	283

	<i>Seite</i>		<i>Seite</i>
Simon, Helene, Die deutschen Kon- jumoreine	164	Appell an die Signatarmächte	31
— Ein Frauenbuch	380	Begründung eines „Palais du peuple“	255
Staubinger, F., Prof., Zusammen- hänge	75	„ “	255
— Eitlich gut und eitlich recht	149	Bilderstürmer	340
— Moral und Determinismus	379	Charakterentwürfen. Julius.	70
Steilmacher, Räte, Büromons „Ueber unsere Kraft“	20. 28	China und die Religionsfreiheit	15
— Hartlebens „Erziehung zur Ethik“	84	Chinesische Gesandte in christlichen Ge- „Lettstatten“	204
— Tolstoj's „Gegen die moderne „Aufsicht“	266	Das Attentat in Buffalo	200
Stern, Wilhelm, Dr., Zum Hochschul- unterricht in der Ethik	4	Das Befehl über die Entschädigung unschuldbig Verurteilter	46
Stern, J., Prof., Neue Dramen	245	Der Angeklagte ist getöndigt	143
„Frieben“	253, 260	Der Geiß Bubba	56
Strasewicz, Ludwig, Krieg über „Frieben“	42	Der Hauptmann als Trichter	414
Loennichs, K., Prof., Die Ver- hütung des Verbrechens	153, 162	Der deutsche Kaiser und die Volkstumf Der Londoner Fetsbung für Einführung des Moralunterrichts	278
Wendlandt, Otto, Moderne Sozial- pädagogik	236	Der neue Geist, D.	143
— Die Theorie der künstlerischen Jugendbildung	338	Der Parteigeist und seine Grenzen	316
Wille, Bruno, Dr., Das höchste Wesen als Erziehungsideal	329	Der Wahrheit oder dem Kanthal die „Gere“	216
„Skizzen, Erzählungen etc.“	346, 369	Der zweite Schritt	175
Wilschul, Emil, In memoriam	78	Die armen unschuldbigen Deutschen. Th. H.	205
D., Aphorismen	93, 133	Die Camarilla	108
— Entwurf eines Programms der D. G. C. R.	187	Die Communication Tolstoj's	95
Kaeffer, W., Kaiserin Friedrich	257	Die geistlichen Orden und die Rechte der Persönlichkeit	71
Kränk, Victor, Zur Afrikanischen Kronenberg, M., Frieher v. Stamm	81	Die Haager Friedensmanifestation vom 18. Mai	180
Köping, Emil, Albert Reichen	282	Die modernen Werkzeuge und die Friedensfrage. Th. H.	350
Koje Blätter 309, 318, 333, 342, 350 395, 414		Die Untertristigkeit in der staatsf. Deputiertenkammer	166
M., P., Maloia v. Revenburg	342	Die völkerverbindende Wissenschaft	151
Moulet, Alfred, Im Berner Oberland	315	Düngung oder Kauf? Mensch oder „Maat“? C. Stern	108
Müller, Casenow, Hans, Aus „Wille“	115	Duell und Verd.	65
Multatuli, Eitlenlos und unftitlich	4	Ehrengerichtsentscheidungen	365
— Das Gebot des Nichtmiffenden	326	Ein Richtigkeitstribunal	63
— o—, Hat Abraham gelebt?	262	Ein deutscher Volkstot	222
— o—, Carl Seneger	309	Eine wichtige Gerichtsentscheidung	159
— P., M., Das 25jährige Jubiläum der ersten christlichen Gesellschaft	197	Ein Kind im Justizhaus	191
Schlüter, Willh., Zur Abraham- legende	277	Ein neuer Bannbrief gegen Tolstoj	185
Scholz, Dr., Von der großen Ver- änderung	45	Ein schärzes Licht auf die Missions- praxis in China	278
Staubinger, F., Und wieder sprach Zarathustra. Von zweierlei „Macht“	83	Ein Volkshötel in Mailand	198
— Und wieder sprach Zarathustra. Von zweierlei „Wille“	92	Glend auf Reisen. R—f.	230
Weiß, B., Dr., Reichthum und Ethik. Aphorismen	106	Erziehung der Zinweckerinder Frankreich am Rande des Unter- ganges	263
— Das Schick der Menschheit	141	Frau der „Kreuzler“?	102
— Etwas über Kritik	36	Krieg Meuter's Trunfucht. W. H.	121
		Wefangenenabhandlung. R—f.	282
		Gegen den Gewiffenszwang	198
		Gegen die Corruption in der Ju- dustrie	366
		Geistige Kultur und Arbeitsnot auf den Kanbe	127
		Gewinnficherung	405
		Gewinnbeteiligung der Landarbeiter. W. „Falkheim“	230
		Hedogon Pratt über die „Eroberung“ „Fangensals“	215
		Innere Ueberzeugung und die Su- denfenschaft. R—f.	34
		Johannes Mual	208
		Jubiläer	23
		Kaiser und Volk. Th. H.	119
		Kinderfpielzeug. R—f.	151
		Kirchen als Volkspaläste	256
		Klaffenficherung der Volksschule	167
		Kriticismus und Unterricht in „Frankreich“	63
		Konfessionalfität der Univerfitäten	399
		Konfessionelle Wissenschaft	306
		Kolan	286
		Kriegsbeute, oder was sonst?	302
		Kranftauer	276
		Männermoral und Männerrecht	334
		Märtnererziehung	301
		Menschenficht auf dem Throne	39
		Militarismus u. Rechtsprechung. Th. H.	295
		Militarismus und Staatsrecht	318
		Mission und Politif. R—f.	120
		Moderne Effenentum	81
		Statustreue und Richtigdienst. W. H.	206
		Nicht Kriegsbeute, sondern — Ge- „Ibent“	327
		Notwendige Uebel	66
		U felig, ein Kind noch zu fein	46
		Pöfnliches Regiment und ausmärtige „Politif. Th. H.“	374
		Politifcheiten! Männer!	142
		Politif, Moral und die „Giffe“ R. St.	6
		Politifcher Bonstift	62
		Politifche Toleranz	342
		Politifche „Wiffenschaft“	158
		Reform der Staatsverfaffung	373
		Relegation oder Deukelen	221
		Religionsdrill	127
		Rettungsmedaillen über 2,14 M. pro „Menschenleben“	398
		Revolur und Galen	301
		Ruhige Dergen	15
		Sonderbare „Fhebung“ der Eitlichkeit	302
		Sünde wider den heiligen Geist	406
		Tiefgang und Jugendunterricht	95
		Unter dem Zeichen der Realpolitif, „R. St.“	103
		Unterfchägung der geistigen Arbeit	271
		Verbreitete Unmiffenheit	270
		Wiele Wenig machen ein Viel	389
		Volkshildung und Ethik. R.	247
		Was nicht der Bestand der Verftön- „digen fteht.“	380
		Weltpolitif	374
		Weltpolitif und Gemeinfchaftspolitif	39
		Wann das am grünen Holz gefchieht	309
		Was Autorität zu machen ist	184
		Wu-ling fann's Predigt	22
		Zu dem Streit „Ethik und Politif“	74
		Zur Beurteilung des Burenkrieges	358
		Zur Ethik des Miffionswefens und der geistlichen Orden. E. i.	389
		Zwang's-Kolportage in Chriftentum und Patricianismus	183
		Zweierlei Maß. Th. H.	302
		Zwifchen zwei Stühle	350
		Sprefsaal.	
		Einige Bemerkungen zu Hrn. Wendl- land's Artikel re. Von F. Ber- gemann	238
		Her v. Mod und die Friedensfrage. Von Th. Hric	310
		Eitliche Entfcheidung, eitliche He- fenheit. Von F. Horined	7

(RECAP)
H.N.I.

F. 246 J. 176 (1701)

Ueber den Estracismos. Von M. Kronenberg	286
Zu „Wesheit und Ethik“. Von R. Horning	185
<u>dto. Von Prof. A. Stern</u>	135
<u>Zu „Der Hauptmann als Erzieher“</u>	66
<u>Zu „Der Student und die Politik“</u>	7
Zu „Die modernen Morbörnerzüge und die Friedensfrage“. Von H. v. Suttner	307
Zu „Dünung oder Kauf?“ Von Max Max	128
Zu „Seroenfallus“. Von	255
Zu „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“. Von H. Augsburg	375
Zur „Lebensfrage“. Von F. W. Foerster, Effler, Kronenberg	160
Zu „Politik und Moral“. Von Otto Hörth, B. Horning	71
Zu „Delegation oder Heuchelei“	239
Zu „Zusammenhänge“. Von L. Rasdorf, F. Staubinger	111, 112.
Aus der ethischen Bewegung.	
<u>Aus dem Hauptvorstande der D. G. G. R.</u>	120
<u>128, 176, 191, 223, 311, 359, 406</u>	
<u>Abteilung Berlin:</u>	
<u>W. Sanbers, Die moderne Arbeiterbewegung in England</u>	47
<u>Dr. Fensig, Wie erteilt man Moralunterricht?</u>	80
<u>Dr. A. Veeg, Fortschritte in der Berliner Armenpflege</u>	87
<u>Dr. A. B. Foerster, Lebensfragen der modernen Kultur</u>	108, 109, 109
<u>Dr. Fohsiche, Der Kampf gegen die Verteuerung unentbehrlicher Lebensmittel, eine sittliche Pflicht</u>	151
<u>Die öffentliche Schalle der D. G. G. R.</u>	176, 272
<u>Prof. Dr. Döring, Der Programm-entwurf der D. G. G. R.</u>	183
<u>Dr. Fensig, Die Gefahren der Weltanschauung</u>	342
<u>Dr. Nothe, Die sittlichen Pflichten der Vereidigten</u>	351
<u>Prof. W. Meyer, Ethische Gedanken über Schulreformen</u>	407
<u>Abteilung Danzig:</u>	
<u>Wittent Ruch, über Wohlthätigkeit</u>	40
<u>Dr. L. Meier, Darwinismus und Ethik</u>	47
<u>Prof. Bruno Meyer, Grund und Zweck der ethischen Bewegung</u>	168
<u>Rechtsanwalt Steinhardt, Recht und Ethik</u>	183
<u>Vollstundungsabende</u>	272
<u>Dr. Schieler, Das Streben nach sittlicher Berechtigung</u>	357
<u>Abteilung Darmstadt:</u>	
<u>Prof. Wislicenus, Ethik im täglichen Leben</u>	110

<u>Abteilung Frankfurt a. M.:</u>	
<u>Prof. Staubinger, Der Programm-entwurf der D. G. G. R.</u>	223
<u>Abteilung Glogau, Volkserziehung</u>	334
<u>Carl Sargents Besichtigung</u>	383
<u>Abteilung Hamburg:</u>	
<u>Prof. Bruno Meyer, Grund und Ziel der ethischen Bewegung</u>	32
<u>Pfarrer Pfleger, Christentum und soziale Fragen</u>	30
<u>Frau Marie Stritt, Frauenbewegung und ethische Bewegung</u>	199
<u>F. Kaufhütter, Klassenkampf u. Ethik</u>	199
<u>Abteilung Jena:</u>	
<u>Halbjahrsbericht</u>	231
<u>Abteilung Magdeburg:</u>	
<u>Vierteljahrsbericht</u>	6
<u>Abteilung München:</u>	
<u>Prof. Günther, über die ethischen Konsequenzen des Burenkrieges</u>	199
<u>Zweig Lissabon:</u>	
<u>Prof. Staubinger, über Riepische</u>	87
<u>Abteilung Stuttgart:</u>	
<u>Halbjahrsbericht</u>	231
<u>Eine neue ethische Gesellschaft in New-York</u>	263
<u>England</u>	264
<u>Japan</u>	264
<u>Internationale Vereinigung in Benen</u>	295
<u>Verlag: der D. G. G. R.</u>	327
<u>Programm-entwurf der Abt. Frankfurt</u>	303
<u>„ „ „ Stuttgart</u>	303
<u>„ „ „ Darmstadt</u>	303
<u>Propaganda in Süd- u. Westdeutschland</u>	87
<u>Schüler ordentlicher Gesellschaften der D. G. G. R. 327, 331, 330, 397</u>	
Vermischtes.	
<u>Eugen Tappenheim-Stiftung</u>	342
<u>Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit</u>	335
<u>Preisausfchreiben</u>	249
<u>Reformvorträge</u>	334
Bücherchau.	
<u>Hölzche, Wilhelm, Goethe im 20. Jahrhundert (-nz-)</u>	16
<u>„ Die Wittnagöttin (-nz-)</u>	183
<u>Rebe, Wilhelm, Goethes Lebenskunst (-nz-)</u>	16
<u>Carriga, Das Gewissen im Lichte der Geschichte (Dr. Arushewski)</u>	110
<u>Consentius, A. C., Gedichte (A. St.)</u>	343
<u>Dantafche, Adolf, Aufgaben der Gemeindepolitik (-nz-)</u>	359
<u>Ed. Winiam, Herbst (E. S.)</u>	391
<u>Eisner, Kurt, Tagewelt (-nz-)</u>	311
<u>Engell-Güntner, A. Kaufmann (A. St.)</u>	239

<u>Rißcher, Emil, Glauben und Wissen (-nz-)</u>	311
<u>Gesellschaft, Die (-nz-)</u>	248
<u>Grundmann, F., Geleitsid (A. St.)</u>	367
<u>Carl Sargents Besichtigung</u>	383
<u>Ethik</u>	199
<u>Geymann, A., Weiße Nächte (A. St.)</u>	367
<u>Hieber, A., Sündige Rechte (A. St.)</u>	351
<u>Hübner-Schleiden, Das Streben nach Vollendung (A. S.)</u>	23
<u>Leferus, D., Die Entwicklung der Frauenbewegung (-nz-)</u>	239
<u>Levy, Abraham, Philosophie der Form (Dr. Arushewski)</u>	104
<u>Mehemer-Ait, Effler, Das neue Weltreich (A. St.)</u>	23
<u>Molin, J., Entwurf einer modernen Religionslehre (E. Altmann)</u>	56
<u>Neffig, Dr. A., Die Politik des Weltfriedens (Ver. S.)</u>	295
<u>Oelener, Rudolph, Volkswirtschafts-funde (-gez-)</u>	407
<u>Otto, Verthold, Lehrgang der Jungenschule (A. St.)</u>	289
<u>Paullsen, H., Prof., Parteipolitik und Moral (Dr. A.)</u>	68
<u>Plochow, Wina, Ein Buch der Frau (Marg. Stern)</u>	96
<u>Rocher, Hans, Volksgenossen (A. St.)</u>	15
<u>„ Vom oder die Wortbrüchigen (A. St.)</u>	10
<u>Sargner, Carl, Das freie Wort (A. St.)</u>	404
<u>Sargner, Sam., John Austin (H. Kronen)</u>	375
<u>Schneider, Georg, Was betreiben die freireligiösen Gemeinden (L. Rasdorf)</u>	248
<u>Schrempf, Christoph, Martin Luther in mora (A.)</u>	144
<u>Susmann, Margarete, Mein Land, Gedichte, (Johanna Friedberg)</u>	414
<u>Tschirn, G., Weltentstehung (-nz-)</u>	319
<u>Weiß, E. M., Gedichte (A. St.)</u>	239
<u>Wille, Bruno, Materie mit ohne Geist (Dr. Effler)</u>	152
<u>Zeitchristenhaus (-nz-)</u>	279, 287
Bei der Redaktion eingegangene Schriften.	
<u>7, 24, 40, 96, 104, 136, 144, 152, 176, 199, 207, 223, 231, 255, 287, 311, 335, 375, 383, 407, 415.</u>	
Briefkasten.	
<u>66, 80, 168, 246.</u>	
Sum Wanderrednerfonds:	
<u>8, 40, 88, 152, 351, 367, 383, 407.</u>	

Verfasser:
 John Gounbach,
 Preis 1000 M., 100 B.
 Das Abonnement bei allen
 Buchhandlungen
 und Verlagsstellen.
 Verlags-Druckerei
 Nr. 1000.

Ethische Kultur

Verfasser:
 Die Verlagsgesellschaft
 Kompartiments 40 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.
 1000 B.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Szédy.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soester herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 5. Januar 1901.

Nr. 1.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Weltanschauung und Gemeinschaftsleben. Von Prof. Wilh. Förster (Berlin). — Gerhart Hauptmanns Michael Kramer. Von Dr. Hans Landsberg (Berlin). — Sittenlos und unfittlich. Von Maltatali. — Zum Hochschülerunterricht in der Ethik. — Streiflichter: Chinesische Gesandte in ethischen Gesellschaften. Politik, Moral und die „Hilfe“. — Aus der ethischen Bewegung: Hauptvorband, Magdeburg. — Sprechsal. — Vermischtes. — Eingegangene Schriften.

Weltanschauung und Gemeinschaftsleben.

Von Prof. Wilh. Förster (Berlin).

Die Fassung meines Themas soll darauf hindeuten, daß ich das Vorstellungsgebiet, welches wir mit dem Worte „Gemeinschaftsleben“ umfassen, in einer gewissen Gegenüberstellung zu demjenigen Vorstellungsgebiete betrachten werde, welches in dem Worte „Weltanschauung“ gipfelt. — Die Welt ist aber doch das Allumfassende.

Es kann also eigentlich keinen Gegensatz zwischen dem Gemeinschaftsleben und der Welt, wie etwa zwischen Welt und Gott in dualistischer Anschauung, geben, sondern es könnte sich nur um die geschmäßige Einordnung des Gemeinschaftslebens und der Anschauungen vom Gemeinschaftsleben der Menschen in die umfassende Weltanschauung handeln. So sollte es wenigstens sein.

In Wirklichkeit ist es anders. Eine wissenschaftliche Anschauung von der die Erde umgebenden Welt und der Stellung der Erde in dieser Welt, sowie von den losmischen Gesetzen hat sich sehr früh auf Grund der größeren Einfachheit der anfänglichen losmischen Probleme und auf Grund der frühen Erfolge losmischer Forschung entwickelt, lange bevor eine wissenschaftliche Anschauung und Erforschung der Normen des Gemeinschaftslebens der Menschen anhub. Und daraus sind allmählich immer größere Gefahren und Nöte für das Gemeinschaftsleben hervorgegangen.

Von sehr früher Zeit der Menschheit an stehen Welt und Erdenleben für die wissenschaftliche Erkenntnis-Entwicklung sogar in einer Art von Gegensatz. Die Welt oder der Kosmos erschien im Verhältnis zur Menschheit wie ein Reich der Ideale zu einem Reich der unvollkommener, trüber Wirklichkeiten. Bekanntlich entstand auch der erste Zweifel an der zentralen Stellung der Erde und des Erdenlebens im Kosmos nicht bei den Astronomen, sondern aus der ethischen Erwägung, daß dieses wirre, geistlose, wilde Erdenleben einer solchen Stellung in dem Kosmos, in welchem so reine Formen, so unwandbare Gesetze der Bewegung, so erhabene Stetigkeiten walteten, nicht würdig sei.

Weltanschauung war im Sinne dieser Auffassung ein Vorstellungssystem, das im Anschluß an jenen weitestvollen Eindruck von der Geschmäßigkeit und Unwandelbarkeit des Kosmos hauptsächlich in Himmelshöhen seine Stätte hatte und von dort für das Irdische und Menschliche Erhebung, Trost und Ruhe zu gewinnen suchte „unter dem Gesichtspunkte des Ewigen“, nicht unter dem Gesichtspunkte der Geschmäßigkeit des Lebens selber. Harmonie der Sphären suchte und träumte man in den hohen Gebieten des Denkens und Erkennens, Harmonie der Seelen erschien als ein Problem zweiter Ordnung, und diejenigen Denker, die es in seiner vollen Bedeutung erfaßten, galten als Demagogen oder Schwärmer und wurden Märtyrer.

In der alten, die Erde als Mittelpunkt betrachtenden Weltanschauung erhoben sich ganz in diesem Sinne allmählich die Gesetze der Bewegungen der Gestirne am Himmel sogar bis zu leitenden Mächten der menschlichen Schicksale, schließlich die Entwicklung selbständiger Lebensweisheit in der Menschenwelt immer mehr mit thörichtem Aberglauben überflutend.

Die neue, diese zentrale Stellung der Erde aufgebende Auffassung, die zunächst rein philosophisch aus der demütigen Besetzstellung des unvollkommenen Erdenlebens emporgewachsen war, brachte dann, als die Not am größten geworden war, den Beginn der Rettung, indem sie auch die Menschenwelt aus einer Stellung erlöste, in der sie schließlich ein Spiel der Himmels- und der Höllensmächte zu sein wählte. Nun war sie eine kleine eigenartige Welt für sich mitten im unheimlichen Kosmos, aber nicht mehr der Zielpunkt und das Opfer seiner Gewalten.

Fassen Sie mich hier epischodisch eine kurze Betrachtung einleiten über einen nebenher gehenden, abmeinen Sprachgebrauch, welcher mit Welt vorzugsweise die Menschenwelt bezeichnet. Man sprach in diesem Sinne von der Lust dieser Welt, vom Justen dieser Welt und dann von weltlichen Gedanken im Gegensatz zu der ewigen „reinen“ Gottes-Welt da oben, den Himmeln und dem Himmelsreich. In dem Sprach „mundus vult decipi“ denkt man auch ausschließlich an die Menschenwelt. Ebenso ist das französische „monde“ im besonderen Sinn zur Bezeichnung der menschlichen Gesellschaft geworden und zwar ohne Zusatz zur Bezeichnung der höchsten Kreise dieser Gesellschaft, dagegen mit gewissen einschränkenden Zusätzen zur Bezeichnung gewisser besonderer Gruppen der menschlichen Gesellschaft.

Und auch die deutsche Sprache hat dies nachgemacht, z. B. in den Worten: Künstlerwelt, Gelehrtenwelt.

Niemand versteht aber unter Welt-Anschauung etwa die Anschauung der obersten Gesellschaftskreise oder

gar die Anschauung, die wir von jenen Gesellschaftskreisen haben. Welches würde wohl auch nicht sehr erbaulich sein.

Nielmehr ist wirklich noch immer überwiegend in dem Worte Weltanschauung der Begriff der „Anschauung vom Kosmos“ enthalten geblieben oder vielmehr, durch unsere umfassendere Erkenntnis des Gesellschaftlichen auch in der Erdennelt erweitert, der Begriff der Anschauung von der großen, allumfassenden Natur und ihrem tieferen Sinn und Geheiß.

Wenn wir schlechtweg von der neueren Weltanschauung sprechen, so meinen wir noch überwiegend die kopernikanische oder noch eigentlicher die neuere astronomische Auffassung von den Gestaltungen und Bewegungen in der Welt und von der Stellung und Bewegung der Erde im Weltraume. In dem Ausdruck „Weltraum“ halten wir sogar noch eine gewisse Unterscheidung zwischen Himmelswelt und Erde fest, was aber sonst für unsere umfassendere kosmische Weltanschauung keine wesentliche Bedeutung mehr hat.

Die neuere Weltanschauung hat uns, wie gesagt, befreit von den Nöten und Irrtümern, mit denen schließlich die Anschauung von der zentralen Stellung der Erde auf dem Leben der Menschen lastete. Sind nun die Probleme des Gemeinschaftslebens auch in die ihnen gebührende Stellung unter den Aufgaben der Weltkenntnis eingerückt? Ist man nun von der Unterschätzung der Bedeutung der wissenschaftlichen Erforschung und Erkenntnis der Erscheinungen und Geheße menschlichen Gemeinschaftslebens gegenüber der Erforschung und Erkenntnis der großen Welt und Natur zurückgekommen? Hat man begonnen, statt sich mit der Ahnung der Harmonie der Himmelswelt zu befriedigen, die Geheße der Harmonie in der Menschenwelt aufzujuchen und an ihrer Verwirklichung zu arbeiten?

Man hat begonnen; aber in den Jahrhunderten seit dem Siege der neuen Weltanschauung hat sich doch in den geistigen Höhen der Menschheit die Freude an den neuen Ergründungsarbeiten der Natur-Erkennens, die dem Menschen-erschlechte aus der feineren Begründung und astronomischen Bewahrung seiner Fortschrittmethoden immer reicher emporblühten, als ein so gewaltiger, überwiegender Antriebe erwiesen, daß noch immer die tiefere Erforschung der Erscheinungen und Geheße des Zusammenlebens und die Harmonisierung desselben auf sehr schwachen Füßen steht.

Dazu kam, daß auch in diesen letzten Jahrhunderten die Unterschätzung des Erdenlebens und seiner Aufgaben auf Grund der uralten harmonistischen Gedanken von der Himmelswelt immer noch in weiten Kreisen der Menschenwelt fortbauerte und ebenfalls den Beginn einer wissenschaftlichen Erfassung und einer weiseren Gestaltung des Gemeinschaftslebens nachhaltig hemmte.

Selbst die genialen Gedanken, mit denen schon längst von einzelnen chinesischen, indischen, griechischen und jüdischen Denkern, in reinster Größe von einem der letzteren, Jesus von Nazareth, die Wege zu glücklicheren Höhen des Gemeinschaftslebens gewiesen worden waren, verflümmerten in ihrer Anwendung immer und immer wieder dadurch, daß sie mit mystischen und symbolischen, kurz gesagt religiösen, Elementen aus der alten kosmischen Welt-Anschauung meistens übermäßig beladen waren und dadurch schmerzhaft entstellte und getrübt wurden.

In Indien war, vor nahezu 2½ Tausend Jahren, mitten in einem durch das Kastensystem erlärten Gemeinschaftsleben und über die kosmisch-ethischen Anschauungen der leitenden Kaste emporentend, auf einmal ein Idealbild des Menschen in Erscheinung getreten, Buddha, der reinste humanus, die rührendste Verkörperung und Verkündigung mitleidvollster Menschlichkeit, Liebeskraft und Entäußerung. Wie ein Hauch der Erlösung von allem

Zwang und Drang des Zusammenlebens ging es durch die Menschenwelt des Orients. Was ist schließlich daraus geworden? Ueberwiegend ein mystischer Fehlmisismus, genährt und zugleich getrübt von den uralten überweltlichen Bahngedanken, welche sich mit dem Ende und dem Anfang des Lebens, den wechselnden Verkörperungen der Seelen, dem möglichen Abse-Ziel dieses rastlosen Wechselns, kurz mit den sogenannten letzten Dingen, so quälend beschäftigten. Viel Menschen-Erkennnis und Lebensweisheit wurde dabei entfallt und verfallen, aber von den tiefsten Problemen des Zusammenlebens auf Erden und von der so eminent wichtigen Belebung des Erkennenden und gestaltenden Willens der Menschheit, welches immer deutlicher aus ihrer ganzen Entwicklungsgeichte als ihre machtvolle kosmische Mission herortritt, ist jene Kälter-Entwicklung, umgarnet von losmichem Aberglauben, himmel- und höllenweit entfernt geblieben.

Sokratés war es, dem wohl zuerst eine ahnungsvolle Vorstellung davon erwachte, dieser Gefahren in dem Ueberwachen des wissenschaftlichen Interesses an kosmischen Erkennen, in dem Zurückbleiben der Menschen-Erkennnis und in der Vernachlässigung der stetigen Pflege ordnender Weisheit des Zusammenlebens enthalten waren. Er unterschätzte dabei jenes Erkennen, welches doch in seiner reinen Entwidlung auch zu der Erkenntnis des Menschen und des Lebens löstliche Beiträge hinzubringt, und an dessen relativ leichten Erfolgen die Zuversicht und die Methode der wissenschaftlichen Arbeit der Menschheit überhaupt für alle ihre Aufgaben erlärst ist. Aber diese Unterschätzung war bei Sokratés eigentlich nur das Gegenbild zu der relativen Hervorhebung der großen Aufgaben und Pflichten der Erforschung des Menschen und der Formen und Normen eines edleren Gemeinschaftslebens, deren Vernachlässigung ihm gerade in seiner Zeit so schmerzlich entgegentrat. — In seinem Schüler Plato hat sich dann die Vereinigung kosmischen und ethischen Erkennens schon wahrhaft vorbildlich vollzogen.

In welcher Weise Jesus dazu beigetragen hat, selber die spätere Wirksamkeit seiner hohen und reinen Gedanken und Lehren über die Befreiung und Befestigung des Zusammenlebens der Menschen auf Erden zu trüben und zu schwächen durch ihre Verletzung mit der uralten überweltlichen Mystik, die in Gemeinschaft mit der kosmischen Weltanschauung emporgewachsen war, diese Frage wird jetzt immer überzeugender zur Entlastung des Denkers Jesus entschieden. Jene Verletzung erscheint immer mehr als eine Zuthat der Mittelwelt und der Nachwelt. Es ist aber klar, daß die innige Verbindung vieler dieser Lehren mit der überweltlichen Mysterie des ewigen Lebens im Himmelreich für ihre Keimkraft auf dem Boden des irdischen Gemeinschaftslebens verhängnisvoll geworden ist.

Aus jener Verbindung ist die übermäßig zugespitzte Fassung der an sich mit so edstem Wahrheitsfelsen erfüllten Lehren von der Selbstverleugung entstanden. Sie konnte dem Menschen auch nur auf Grund der Verheißung und des Glaubens zugemutet werden, daß aus der verlangten vollständigen Selbstaufgebung in Konflikt-Fällen mit Anders die Sicherheit der Selbstbehauptung im Himmelreich hervorgehen werde. Hierdurch wurden zweifellos viele heroische Selbstopferungen hervorgerufen, aber der Kern jener Lehre verlor seine ganze Ueberzeugungs-Kraft für dieses Erdenleben, weil die schon in dem Zusammenleben auf Erden gesicherten beseligenden Wirkungen der Großmut, der Persönlichkeit, des Mitleidenslebens in die Seele des Anders durch das abschreckende Uebermaß der nach dem Himmelreich zielenden Forderung ganz in den Hintergrund gestellt wurden. Sogar ein geteigertes Gefühl von der Berechtigung der Selbstbehauptung und von der Schmäglich-

leit und Thorheit der Selbstverleugung wurde hierdurch als Kontrastwirkung in der Menschlichkeit hervorgerufen. (Fortsetzung folgt.)

Gerhart Hauptmanns Michael Cramer.

Von Dr. Hans Landsberg (Berlin).

Gerhart Hauptmann hat immer so stark am Leben gelitten, daß er nie dazu kam, es verachtend zu verehen. Er blieb immer so eng mit den Menschen und Dingen verjaßert, daß ihm die rechte Distanz und Perspektive, welche die wahrhaft schöpferische Kunst nun einmal erfordert, verfaßt ist. In welchem Nachklang strömt seine Seele schlicht und klar die Eindrücke der Welt, die um ihn lebt, wieder, aber diese Welt lastet auf ihm, er ist nicht ihr Beglückter, ihr Ueberwältigter, er vermag ihr feinen Stempel auszudrücken, sie wird nicht sein Eigentum.*)

Noch vor kurzem galt es als Kezerei, wenn man solche Dinge niederschrieb, heute sind sie außerhalb einer gewissen Klasse allgemein anerkannt. Man darf jetzt noch einen Schritt weitergehen und sagen, daß Hauptmann eigentlich kein Dramatiker ist.

Uns ist, durch widrige Bühnenverhältnisse, durch jahrelange Ernährung mit Surrogaten, durch eine verkehrte Vorstellung vom Wert und Wesen des Theaters, der rechte Begriff des Dramatischen verloren gegangen. „Das dramatische Talent“, meint einmal Otto Ludwig, „ist zugleich Dichtertalent und Schauspielertalent, und so lebendig beides, daß es, nur für den Verstand unterscheidbar, eins im andern ist, daß beide in gegenseitiger Innigkeit, schließlichster, in jedem einzelnen Punkte vorhandener Durchdringung wie eine und dieselbe Kraft wirken; durch Studium und Reflexion wird das epische wie das lyrische Talent, ja das rhetorische etwas hervorbringen können, das der Produktion des dramatischen Talentes ähnlich ist, gerade wie einzelne Partien in dieser Produktion dem epischen oder lyrischen Charakter sich annähern können, was aber doch vom innersten Kerne heraus ein anderes ist.“

Das Drama ist einem großen Strome vergleichbar, der unaufhaltam von der Quelle zur Mündung rauscht. Sein Schöpfer muß ein starkes Temperament sein, eine Verrißernatur, die im Stande ist, ihren Empfindungen Kraft und Dauer zu verleihen. Bei Hauptmann finden wir immer wieder nur die dramatische Einzelseite, in der ein lang gefammelter Explosionsstoff sich plötzlich ausläßt, dazuwischen rein lyrische, gefühlsmärrige Strophen, ein breites Ausmalen von Zuständen und Charakteren, alles in allem eine empfindliche Ungleichheit des Tones, ein Mangel an Zusammenhang zwischen den Dingen, ein Zusammengebröckelt zwischen den Personen. Es ist uns zu Rate, als kämen wir in ein schlecht eingepieltes Schauspielere Ensemble, in dem jeder für sich agiert und der Gesamtordnung zu Liebe nichts von seinen efferstvollen Schwächen aufgeben will.

Man soll die Dichter nicht forrieren; der Kritiker ist ein Schulmeister. Hauptmann hat man es immer wieder zum Vorwurf gemacht, daß seiner Kunst die geistige Bewöschung fehlt, daß sein Himmel allzu niedrig hängt. Er hat nur so gut darauf gehört, und gleichzeitig von einem gewissen Widerwillen gegen den unzufriedenenden Naturalismus getrieben, verleiht er sich seither in höhere Sphären. Ihn lockt der Kranz des philosophischen Dichters. Schon in „Schlund und Sau“ ergeht er sich in Reflexionen über Tod und Leben, Weltpracht und Fürstentum, denen ich schlechterdings einen tieferen Gehalt

nicht beimesen kann. In seinem jüngsten Drama tritt diese Tendenz noch stärker zu Tage: „Der Tod ist mild wie die Liebe . . . Der Tod ist die mildeste Form des Lebens: der ewigen Liebe Weiterstüd. Das große Leben sind Fieberhauer, bald kalt, bald heiß. Bald heiß, bald kalt!“ Oder derselbe Michael Cramer läßt sich über das Schaffen des Künstlers aus: „Das Eigene, das Echte, Tiefe und Kräftige, das wird nur in Einsicheleiten geboren. Der Künstler ist immer der wahre Einsicheiler.“ Paradox, aber das sind Trivialitäten. Man braucht kein Dichter zu sein, um das so jagen, ein Denker jagt das auch nicht, ein Künstler erst recht nicht. Dem Künstler ist es überhaupt unmöglich, über Kunst zu reden. Er kann nur über ein bestimmtes Kunstwerk sprechen und wird auch dabei nicht gerade das Technische betonen. Und das eben unterscheidet ihn vom Kunstschwäger, dem sein Werk groß genug ist, daß ihm darüber Atem und Sinnen verläßt.

Das künstlerische Schaffen ist ein sehr undankbarer Dramentstoff. Der Künstler nämlich sucht und sucht und er — erliegt oder findet. Gelingt ihm sein Werk, so werden alle Vorurteile bedeutungslos, mißlingt es ihm, so ist das Ergebnis unrunder. Man kann deshalb die Flucht seiner Gedanken in einen Monolog bannen, aber man kann sie nicht zum Thema eines Dramas machen. In seinem Innersten ist der Künstler einsam. Er kann nur als Mensch, außerhalb seiner Kunst, in das reale Leben eintauchen. Das Drama aber verlangt die Vielheit in der Einheit, es fordert Handlung.

Michael Cramer widerspricht allen Forderungen des Dramas. Es hat weder innere noch äußere Handlung, weder Spieler noch Gegenpieler. Wie ist da ein Zusammenstoß feindlicher Interessen möglich, eine Katastrophe, die tragische Stimmung auslöst?

Was ist der Inhalt? Ein begabter junger Maler geht zu Grunde, weil es ihm an Charakter fehlt, der erst die Begabung abelt. Ihm wird die Kunst zum Fluch, nicht zum Segen. Er leidet an seiner körperlichen Mäßbildung, an einer tolenen Liebe zu einem oberflächlichen, schnippischen Ding, an seiner Familie, die ihn durch ihre gradlinige Mäßtreue, durch eiserne Selbstsucht abtötet.

Dieser Arnold und nicht Michael Cramer ist der eigentliche Held. Er wird später zu Gunsten des Vaters zurückgebrängt, und Michael Cramer tritt, völlig ungerechtfertigt, in den Vordergrund. Das ist natürlich nur eine Hypothese, aber wenn man ihr nachgeht, erklärt sich vieles in diesem Drama.

Hauptmann wollte in seinem zweiten Künstlerdrama offenbar drei Arten der künstlerischen Begabung schildern: Niedrigste Form: diejenige Künstlerchaft, an der der erste Fleiß, die klare Erkenntnis der Grenzen seines Vermögens das Beste ist: Typus Michaeline Cramer, die Tochter des Titelhelden. Sodann das fleißbegabte große Talent, das nahe an das Genie reicht, dem in Weichheiten zwar die große Offenbarung weh, aber nicht zugleich die Fähigkeit sie auszusprechen: Typus Michael Cramer.

Endlich der junge Kramer, ein Genie ohne Charakter, ein verbitterter, lebensannütiger Mensch, ein Chaos, in dem sich Gut und Böse noch ungeklärt vermischen.

Zu diesen drei ganz verschiedenen Temperamenten gesellt sich noch ein viertes: Ernst Lachmann, ein früherer Schüler Cramers. Er ist umgeartet, er schreibt jetzt für Zeitungen. Offenbar besaß er nur gewisse technische Fähigkeiten des Künstlers. Er empfand sein genug, um diesen ersten Verzug auszugeben.

Dürr hat die vier Temperamente gemalt. Sie lassen sich in einer höheren Einheit zusammenfassen: im Menschen. Bei Hauptmann fehlt diese höhere Einheit. Er ist ein prächtiger Charakterkünstler. Er weiß ein Milieu förmlich zu

*) Weiter ausgeführt findet sich diese Charakteristik in meiner Schrift „Kos von Hauptmann“! Berlin, V. Walther 1900.

sich aufzulösen, und sein Stilt zeichnet diesmal feiner und düftiger denn je. Ueber den zwei ersten Akten liegt eine feine Kleinheit. Es ist unserm Dichter so ernst um die Kunst wie seinem Helden Michael Gramer.

Sein Mühen ist diesmal nicht gegnet worden. So prachtvoll die Teile im einzelnen sind, sie ergeben kein Ganzes. Das Bild, das er entwirft, ist kein Abbild einer Welt, die behingend hinter ihm steht, und eben darum hat es doch kein echtes Leben.

Der Gewinn dieser Dichtung ist Arnold Gramer. Offenbar ist die Tragödie, die Arnold Böcklin unlangst an seinem Sohne erlebt hat, auf diese Figur von Einfluß gewesen. Aus der realen Katastrophe ergab sich die flüchtige Handlung unseres Dramas. Die Menschen leben aber nicht in dieser Handlung, sie ist nur eine Episode, sein mählich vorbereitetes, unentrinnbares Ereignis, auf das die ganze Entwicklung hindrängt, das seinerseits das Kunstwerk beherrscht.

Die Dichtung selbst schöpft den Charakter Arnold Gramers nicht völlig aus. Wenn Friedrich Kaufler ihn bei der Aufführung zu einer vollendeten Persönlichkeit rundete, und all das Frächtige und Gequälte in diesem Menschen zum Ausdruck brachte, so widerlegte er damit das alte Märchen von der unschöpferischen Thätigkeit des Schauspielers. Seine Darstellung war das Werk eines Dichters.

Der Mysteriölog Hauptmanns reizt zu einem kleinen Epilog. Wem verdankt er ihn: seinen Freunden. Sie haben ihn als ein Genie ausposaunt und mit diesem steten Trommetenton im Ohre schafft man seine vollen Werke. Hier heißt es einfach abwarten und seinen Ader ein wenig bracht liegen lassen. Hauptmann hat von seinem schönen Kapital zu viel und zu rasch ausgegeben. Sein inneres Wachstum hat damit nicht Schritt gehalten, und er mußte sein Talent forcieren. Es wäre jammerlich, wenn der Woloch Bühne und der Götze Publikum in ihm ein neues Opfer forderten.

Sittentlos und unftitlich.*)

Von Multatuli.

In Samojedien — ich weiß nicht, ob das Land so heißt, aber das ist eine Lücke in der Sprache, die wir ausfüllen müssen — in Samojedien besteht die Gewohnheit, sich vom Kopf bis zu den Fehen mit zanjigem Thran zu beschmieren.

Ein junger Samojede unterließ das. Er beschmierte sich absolut nicht, weder mit Thran noch mit sonst etwas. „Du folgst den Sitten nicht,“ sagte ein samojedischer Gelehrter, „... Du hast keine Sitten . . . Du bist sittentlos.“

Das war ganz torrest gefagt. Es ist selbstverständlich, daß der junge, sittenlose Samojede mißhandelt wurde. Er fing mehr Kobben als irgend ein anderer, aber es half ihm nichts. Man nahm ihm seine Kobben ab, gab sie Samojeden, die gehörig nach Thran stanfen, und ihn ließ man Hunger leiden. Allein es wurde noch ärger.

Nachdem er noch einige Zeit in unbefohrtem Zustande gelebt hatte, begann der junge Samojede endlich, sich mit Eau de Cologne zu waschen. Diese Wohltriebenheit konnte man nicht ausüben in Samojedien!

„Er handelt gegen die Sitten,“ sprach nun der Gelehrte jener Zeit, „er ist unftitlich! Kommt, wir wollen

fortfahren, ihm die Kobben abzunehmen, die er fängt, und obendrein soll er noch Prügel haben . . .“

Das geschah.

Doch weil man in Samojedien keine üble Nachrede kannte, kein Trudrecht, keine Verdächtigung, keine dumme Orthobozie, noch falschen Liberalismus, noch forumpriete Politit, noch forumpriete Minister, noch eine verrottete Zweite Kammer . . . so schlug man den Patienten mit den abgenagten Knochen der Kobben, die er selbst gefangen hatte.

Zum Hochschulanterricht in der Ethik.*)

Am 17. November 1900 sprach im „Verbande für Hochschulpädagogik“ Dr. Wilhelm Stern über die Methode des Hochschulanterrichts in der Ethik. Die Darlegungen des Vortragenden, die wir hier im Auszug bringen, waren im wesentlichen folgende:

In der Einleitung hat der Hochschullehrer zunächst hervorzuheben, daß unter Ethik hier die wissenschaftliche Ethik im Gegensatz zur religiösen Sittenlehre zu verstehen ist. Die religiöse Sittenlehre gehört in die Religionslehre. Die wissenschaftliche Ethik kann nun entweder, wie dies vorläufig noch gewöhnlich der Fall ist, philosophische Ethik, oder positivistische Ethik, welche letztere streng genommen allein den Namen „wissenschaftliche Ethik“ verdient. Denn Wissenschaft ist bemessenes, begründetes Wissen oder ein solches, in welchem die das Einzelne verbindenden Gesetze dargelegt sind, was eben bei der auf die theoretische Philosophie oder die dogmatische Metaphysik gegründeten Ethik nicht der Fall ist. Ferner muß der Hochschullehrer in der Einleitung den Unterschied zwischen positiven Wissenschaften und Philosophie betonen, welche letztere in theoretische Philosophie, die hauptsächlich Metaphysik ist, und in realistische Philosophie oder Ethik zerfällt.

Im ersten Teil hat der Hochschullehrer entweder die Darstellung eines metaphysischen Systems, dessen Anhänger und Vertreter er ist, und von welchem System er behauptet, daß die Ethik abgeleitet wird, verbunden mit einer kritischen Behandlung der wichtigsten metaphysischen Prinzipien der anderen Philosophen zu geben oder darzulegen, weshalb die theoretische Philosophie oder die dogmatische Metaphysik von heute des Kritizismus teilhaftig werden sollte, zu vermeiden ist. Am liebsten fälle, also beim Positivismus, treten an die Stelle der theoretischen Philosophie oder der dogmatischen Metaphysik die theoretischen positiven Wissenschaften, also die einzelnen positiven Naturwissenschaften, was im wesentlichen längst vollzogen ist, und die einzelnen theoretischen positiven Geisteswissenschaften, deren Anordnung er nun zu geben hat. Diese ist nach hochschulpädagogischer Seite hin sehr wichtig, da sich aus ihr ergibt, welche Disziplinen als Vorstufe für den Unterricht in der wissenschaftlichen Ethik mehr oder weniger vorzuziehen sind.

Der zweite Teil wird sich hauptsächlich mit der Darlegung des Problems und der Kritik der bisher zur Lösung desselben eingeschlagenen Wege und aufgestellten Grundprinzipien der Ethik zu beschäftigen haben. Zunächst wird der Metaphysiker darzulegen haben, wie sich der theoretischen Philosophie oder der dogmatischen Metaphysik die praktische Philosophie oder die Ethik anschließt. Der Positivist hingegen wird zeigen müssen, wie entsprechend der alten Einteilung der Philosophie in theoretische und praktische Philosophie sich den theoretischen positiven Geisteswissenschaften die praktischen positiven Geisteswissenschaften und zwar zunächst die allgemeinen praktischen positiven Geisteswissenschaften oder die Ethik im weiteren Sinne des Wortes anschließt. Diese Ethik wird wieder eine idealistische, noch eine materialistische sein können. Sie wird höchstens, wie jede andere positive Wissenschaft, andere allgemeinere Einzelwissenschaften voraussetzen und ebenlo eine positive Wissenschaft sein, wie alle anderen Einzelwissenschaften. Die Ethik oder die allgemeinen praktischen positiven Geisteswissenschaften bestehen, abgesehen von dem grundlegenden Teile, aus der Moral oder Lehre von der Sittlichkeit im engeren Sinne oder der Tugend- und Pflichtenlehre und der allgemeinen Rechts- und Staatslehre. Den allgemeinen praktischen positiven Geistes-

* Aus: Ausgewählte Schriften von Multatuli. Bünden, G. Bruno Verlag.

* Ann. d. Arb. Wir geben diesem Referate hier Raum, ohne uns natürlich mit dessen Inhalt im einzelnen zu identifizieren.

wissenschaften, welche der Vortragende zunächst mit dem Worte „Ethik“ bezeichnet, schließt sich nun eine große Anzahl speziellerer positiver Geisteswissenschaften an, welche von jenen begrifflich abgeleitet werden können und darum ebenfalls ethische Wissenschaften, aber im weitesten Sinne des Wortes sind, und mit welchen sich teils die Zurückföhrung, teils die Staatswissenschaften beschäftigen. An dieser Stelle wird der Hochschullehrer am besten die Literatur über Geschichte der Ethik angeben. Als die wichtigste Aufgabe des Hochschullehrers der Ethik ist die Aufgabe zu bezeichnen, seinen Schülern das Problem, um welches es sich in der Ethik hauptsächlich handelt, klar und scharf darzulegen. Er hat die verschiedenen Arten der Handlungen darzulegen. Er hat dann zu fragen, was denn eigentlich die Ethik lühd und zu zeigen, daß ihre eigentliche Aufgabe in der Erklärung der sittlichen Erscheinungen und zwar hauptsächlich der sittlichen Handlungen liegt, daß sie also erst in zweiter Reihe eine Normen angehende oder normative Wissenschaft ist. Die Antwort auf die gestellte Frage giebt das Fundament oder Grundprinzip der Ethik, welches das Wesen der Sittlichkeit ausmacht. Wesen und Ursprung der sittlichen Handlungen ist das, was die Ethik eigentlich lühd. Abhän von wird der Hochschullehrer der Ethik die allgemeine Menschheit oder Kriterien der sittlichen Handlungen darzulegen haben, welches getrennt werden muß sowohl vom Grundprinzip der Ethik, als auch von der ethischen Regel, d. h. dem zur letzten Inhalt dessen, was auf ethischem Gebiete gelehrt soll. Dieser Vorlesung des ethischen Problems hat dann eine kritische Beleuchtung der bisher zur Lösung desselben einge schlagenen Wege und aufgestellten Grundprinzipien der Ethik zu folgen.

Am dritten Teil wird der Hochschullehrer die eigentliche Grundlegung der Ethik zu geben haben. Der Metaphysiker wird von seinem metaphysischen Prinzip aus dies thun und zeigen, daß die Methode der Begründung der Ethik nur die spekulative sein kann. Seine speziellere oder nähere Voraussetzung wird außer den allgemeinen metaphysischen Voraussetzungen seines Systems entweder eine transzendente Willensfreiheit, d. h. der Indeterminismus, oder die intelligible d. h. transzendente Willensfreiheit sein. Der Positivist hingegen wird eine deterministische Willensfreiheit etwa nach Art des Determinismus Herberts und Benthes statuieren, der durch eine wissenschaftlich gehaltene empirische Psychologie begründet werden kann. Die Methode, nach welcher er die Ethik begründet, wird die induktive und speziel die genetische sein müssen, welche die Entstehung der Sittlichkeit auf ein allmähliches Werden, eine mäandrig sehr vieler Jahrtausende sich vollziehende Entwicklung und Vererbung innerhalb des Menschengeschlechts und der Tiergeschlechter zurüchföhrt. Er wird zu zeigen haben, daß das Grundprinzip oder Fundament der Ethik so allgemein gehalten sein muß, daß auch die wenigen, aber bedeutenden bei den Tieren vorkommenden sittlichen Erscheinungen in dasselbe mit eingeschlossen und somit durch dasselbe ebenfalls erklärt werden. Daß auch direkt, also abwärts, als z. B. bei Kant, die den Tieren von Seiten des Menschen zu Teil werdende sittliche, wie mittellose beziehentlich schonende Behandlung durch das Fundament oder Grundprinzip der Ethik mit ist erklärt werden können, wird der Hochschullehrer besonders darzulegen haben. Er wird zeigen müssen, daß jede unmännliche oder egoistische Ethik trotz der Begründung der Ethik auf naturwissenschaftlicher Basis zu verwerfen ist, da hierdurch das Wesen der Sittlichkeit negiert wird. Ferner wird er zu zeigen haben, daß das Wesen der Sittlichkeit nicht in die Vernunft, den Intellekt, sondern in das Gemüthsleben des Menschen zu verlegen ist.

Daß den Ursprung der Sittlichkeit betrifft, so ist dieselbe beim Metaphysiker bereits in seinem metaphysischen Prinzip gegeben. Der Positivist hingegen wird denselben erst als auf natürliche Verhältnisse zurüchföhrt darzuweisen haben. So lühd z. B. der Vortragende, wie er sich in seinem Werke „Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft“ (Berlin, Ferd. Dümmler, 1897) dargelegt hat, den Ursprung der Sittlichkeit auf die in der Urzeit stattgefundene Wechselwirkung zwischen dem Menschen sowie den besetzten Wesen überhaupt und der unbefestigten Natur und besonders dem Elemente zurück. Diese Wechselwirkung besteht in erster Reihe in schädlichen Eingriffen der letzteren ins vödische Leben der erieren, welche letztes zunächst, sei es direkt oder indirekt, das Gemüthsleben dieser treffen, und auf welche schädlichen Eingriffe also dann die Reaktionen des Menschen sowie der besetzten Wesen überhaupt gegen die un-

befestete Natur oder die unbefestete objektive Außenwelt erfolgt. Er zeigt nun, wie sich aus diesem gemeinsamen Weide und dieier in der Urzeit unabhingige Male gemeinschaftlich geübten Abwehr von Seiten der Menschen und besetzten Wesen überhaupt im Laufe leht vieler Jahrtausende im Menschen und den Tieren im mehr oder weniger deutliches Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen anderen besetzten Wesen den schädlichen Eingriffen der unbefestigten objektiven Außenwelt gegenüber entwickelt hat. Ferner entwickelte sich aus diesem gemeinsamen Weide und dieier gemeinschaftlichen Abwehr neben dem von der Natur gelehten Selbstschutzmaßnahmen ein von einem Orrell, einer gegenseitigen, feindlichen Stimmung gegen die schädlichen Eingriffe der unbefestigten Natur und besonders der Elemente getraener objektiver d. h. auf eines Unverändliches, Ewigliches oder Allgemeines gerichteter Trieb zur Abwehr dieser schädlichen Eingriffe ins vödische Leben überhaupt, der Grundtrieb des sittlichen Triebes. Dieser, verbunden mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, hat sich allmählich weiter vererbt und ist durch eine nahe liegende Uebertragung auch auf besetzte Wesen ausgeöhrt worden und hat sich so zum objektiven Trieb zur Abwehr aller schädlichen Eingriffe der sowohl unbefestigten, als auch befestigten objektiven Außenwelt ins vödische Leben erweitert. So wurde dieser Trieb anlegt zum objektiven sittlichen Trieb zur Erhaltung des vödischen in seinen verschiedenen Erscheinungsformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in dasselbe, welcher nach dem Vortragenden das Wesen der Sittlichkeit oder das wirkliche Grundprinzip der Ethik ist. Als allgemeines Kriterium der sittlichen Handlung haben wir hier das freiwillig oder aus eigenem Trieb, nämlich dem sittlichen, geübte Opfer oder Unlustgefühl, welches mit dem abwehrenden Komplex stets verbunden ist.

Ferner ist vom Hochschullehrer der Unterschied zwischen der Sittlichkeit, welche Abwehr oder Repression, Reaktion ist, und der Kultur, welche Vorbeugung oder Prävention, spontane Aktion ist, hervorzuheben und ebenso die Entstehung des Begriffes der Gerechtigkeit und des Vergeltungstriebes. Endlich hat der Hochschullehrer darauf hinzuweisen, daß nach dieser Vorlesung jeder Eudämonismus dadurch aus der Ethik ausgeschlossen ist, daß der sittliche Trieb ein objektiver Trieb ist.

Vom Grundprinzip der Ethik hat nun der Hochschullehrer zunächst die ethische Regel, d. h. den zur letzten Inhalt dessen, was auf ethischem Gebiete gelehrt soll, abzuleiten. Ferner hat er vom Grundprinzip der Ethik sowohl die Moral oder Lehre von der Sittlichkeit im engeren Sinne, d. h. die Lehre von den Tugenden und Pflichten und dem höchsten Gut, als auch die Grundzüge der allgemeinen Rechts- und Staatslehre abzuleiten.

Am Schluß seiner Vorlesungen über Ethik hat der Hochschullehrer das Verhältnis des Grundprinzips der Ethik zur Religion zu besprechen und zu zeigen, daß die Sittlichkeit von der Religion an sich unabhängig ist.

In der Diskussion wurde dem Vortragenden einleget, man dürfe dem Ethiker nicht zugestehen, in akademischen Vorlesungen das Thema je nach seinem Standpunkt verschieden zu behandeln. Die nötige Objektivität sowie die Fähigkeit, sich in fremde Gedanken hineinzuversetzen und sie präzis wiederzugeben, seien von einem Hochschullehrer zu verlangen. Uebrigens ist die Hebeligkeit durch den Standpunkt früheren Zeiten eigen, denen gegenüber ein großer Vorzug der modernen Ethik der sei, daß man ansonst, ganz objektiv die allgemeinen Fragen zu unteruchen. Ferner habe sich der Unterricht in der Ethik in neuerer Weise dahin entwickelt, daß in den Vorlesungen mehr die allgemeine Ethik behandelt werde, während man zu einer speziellen Normenlehre gar nicht komme. Dadurch werden die Studenten zu selbständiger Anwendung der Prinzipien geöhrt, während früher in der Ethik in neuerer Form eine gewisse Dreffur auf die Menschen ausgeübt worden sei. In den Vordergrund des Unterrichts sollte die Frage nach der Bedeutung des Werturteils gestellt werden. Eingehend ist auch die Frage nach der Ören e zu unteruchen, von der an man von sittlichen Handlungen sprechen könne. Der Auffassung des Vortragenden, daß es sitlich indifferente Handlungen (sozogen) gebe, wurde zugestimmt. Von einer Seite wurde auf die Verdrängtheit der sittlichen Anschauungen auf verschiedene Kulturufen und in verschiedenen Welttheilen einzuwirken derselben Kulturufuß hingewiesen und die Frage angeregt, ob nicht gerade die Darstellung dieser Verdrängtheiten und ihre scharfe Betonung sich im Unterricht verweisen liege, um die Schüler zu Klarheit und selbständigem Nachdenken über die sittlichen

Aufschauungen beeinflussenden Faktoren zu bringen. Diese Anregung gab Gelegenheit zu der Bemerkung, daß alle Gehörer unter der Herrschaft der zu ihrer Zeit geltenden sittlichen Anschauungen gestanden haben. Indessen, so sehr auch eine Verschiedenheit und Wandelbarkeit der sittlichen Anschauungen zuzugeben sei, gewisse sittliche Grundbegriffe seien auf allen Kulturstufen und besonders auch innerhalb aller Religionsgemeinschaften zu finden. Es wurde die Meinung ausgesprochen, daß insbesondere eine fortschreitende Erweiterung des Gebietes, auf dem die Eittlichkeit sich behält, festgefunden habe, zunächst nur den Stammesgenossen, dann den Völkern und Religionsgenossen, zuletzt nicht nur allen Menschen, sondern der ganzen Weltbevölkerung gegenüber. Daß diese Gesichtspunkte im Unterricht fruchtbar zu verwerten seien, wurde von dem Vortragenden in seiner Replik gern zugestanden.

Streiflichter.

Chinesische Gesandte in ethischen Gesellschaften. Wie uns aus London berichtet wird, ist der dortige chinesische Gesandte ein regelmäßiger Besucher der Vorträge Dr. Washington Sullivans, eines ehemaligen irischen Priesters, der zur ethischen Bewegung übergetreten ist und in seiner „Ethical Religion Society“ auf der Basis Kants und Emersons allsonntäglich vor einem Publikum aus den höchsten Londoner Gesellschaftskreisen über ethische Fragen spricht. Der Chinese soll Dr. Sullivan gesagt haben: der Standpunkt der ethischen Gesellschaft sei genau derjenige des Confucius und er freue sich eines solchen Zusammenstreffens der höchsten westlichen und östlichen Kultur. — Ebenso kommt uns aus New-York die Kunde, daß der chinesische Gesandte Wu Ting Fang an einem der ersten Sonntage des neuen Jahres in der dortigen Gesellschaft für ethische Kultur einen Sonntagsvortrag über die Lehre des Confucius halten wird. Wem tritt bei diesen Anlässen nicht die noch gar nicht genug betonte Bedeutung einer unabhängigen Ethik für das einseitig kulturelle Zusammenwirken des buddhistischen Ostens mit dem christlichen Westen vor Augen? Weit notwendiger als eine Weltsprache wird immer mehr eine Weltethik, welche das Denken über die sittliche Gemeinshaft des Menschen mit dem Menschen löst von den trennenden Einkleidungen des religiösen Glaubens und die sittlichen Kräfte aller Nationen gegenüber den Verirrungen der sogenannten Weltpolitik zusammenfaßt.

Politik, Moral und die „Hilfe“. In Nr. 52 von 1900 brachte die „Hilfe“ eine kurze Notiz über den Proseß Sternberg, darin befand sich folgender höchst gefinnungstüchtiger Satz:

„Mag man über das theoretische Verhältnis von Moral und Politik auch streiten, das ist sicher, daß die Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Unbeuschlichkeit der einzelnen Beamten auch vom Standpunkte des „reinen“ Politikers aus eine unbedingt nötige Sache ist.“

Gewissenhaftigkeit — der einzelnen Beamten — auch — vom Standpunkte des reinen Politikers — unbedingt nötig! Willkommene Verkündung! — doch was mag sie bedeuten? — Daß der „reine“ Politiker, der selber moralisfrei nur sein eigenes Interesse vertritt, doch seinerseits christliche Menschen — als dienende Weiser — unbedingt braucht? Das ging an zu einer Zeit, wo die „reinen“ Politiker Gott allein, alle anderen Menschen aber ihnen verantwortlich, waren. Soll das wieder so gehn? Wieder „zurück zur Autorität“ gedämmt werden? Im „Protestant“ meint ja ein Flarer König, es sei noch so, und behauptet gegenüber unserem Dr. F. W. Jörster: „Dein Kaiser ist Gott dafür verantwortlich und nicht du.“

Kann das aber oder soll das nicht mehr so sein, so bleibt die einzige Wahl: Der „reine“ Politiker muß selber unbedingt Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Unbeuschlichkeit üben, wie sein „Beamter“. Was der eine darf, darf auch der andere, der Sternberg wie der Gamberlain.

Beginnt der Hilfe vor ihrer realpolitischen Weisheit bange zu werden? Ahnt sie am Ende, daß dieselben unheimlichen Triebkräfte, die im Großen zu Philippiner-Buren- und Gineenmorden führten, auch im Innern zu weilen sich in Kleinigkeiten wie Panama, Tauch- und Sternbergaffären entladen?

Aber dann?

F. St.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande der D. G. E. R. Sitzung vom 26. November 1900: Der Vorstand hat dem langjährigen Mitglieder Frau Vera Wagners zu ihrem 70. Geburtstag die Glückwünsche der Gesellschaft ausgesprochen. — Die Wanderredner Herren Dr. Fr. B. Forster und Dr. Kronenberg berichten über ihre Vortragstouren, der erste hat in Frankfurt a./M. und Darmstadt, der letztere in München, Darmstadt, Offenbach, Frankfurt a. M. gesprochen. Die Krönung der Versammlungen war jeweils eine sehr große. In Offenbach hat sich ein Vortrags mit 14 Mitgliedern bestehender Zweig gebildet, dessen Vorhitz der bekannte Landtagsabgeordneter Rechtsanwält Dr. Müller übernommen hat. Überall in Süddeutschland ist ein fröhliches und hochinteressantes Fortschreiten der Bewegung zu erkennen. Die Reden, soweit sie nicht von den Abteilungen getragen werden, werden aus dem Wanderrednerbüros angewiesen. Es wird dabei der Wunsch ausgesprochen, daß die Abteilungen dem Hauptvorstande thunlichst redigierend von den Vorträgen Mitteilung über das Verhältnis eines Zulassung machen und daß die Herren Wanderredner über jeden von ihnen gehaltenen Vortrag und die dabei gemachten Eindrücke dem Hauptvorstande einen summarischen Bericht erstatten. — Frau Hermann Kren, die Schatzmeisterin unserer sehr hochverehrten Mitglieder H. Rheinboldt, hat der Gesellschaft eine Zuwendung von 1000 M. gemacht. Der Vorstand hat ihr den warmen Dank der Gesellschaft ausgesprochen. —

Magdeburg. Die Winterarbeit ist zu Anfang des Monats September d. J. aufgenommen worden. Am zwei Abenden wurde diskutiert über die ethischen und ethischen Gesichtspunkte, welche bei der Beurteilung eines Dramas zu beachten sind. Am 15. Oktober hielt Herr Dr. Fenzig einen Vortrag über das Thema: „Was Menschen ein, was Menschen trennt.“ Die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste spendeten dem Vortrage reichen Beifall. An den Vortrag schloß sich eine Besprechung. Außer dieser Versammlung wurde noch ein Diskussionsabend abgehalten. Der Gegenstand der Erörterung war das im September begonnene Benjamin. Am 12. November hielt Herr Dr. Kramer in größtem Saale einen Vortrag über das Thema: „Ist die Eigenliebe der alleinige Beweggrund unserer Handlungen.“ An den mit Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine Erörterung. In der zweiten Hälfte des November fand ein Diskussionsabend statt. Gegenstand der Besprechung war der 8. Bericht über die ethische Bewegung von Dr. Heiter-Jülich.

Am 11. Dezember wurde von dem Herr Dr. Reich in einer ansehnlich stark besuchten Versammlung ein Vortrag gehalten über „Haretts Weltbild und die Ethik.“ Der zweiandertägige Vortrag schloß mit folgenden Worten:

„Haretts beruht in seinen „Weltbildern“ wissenschaftlich auf seinem Fach nichts, was nicht schon in seinen früher erschienenen und in den „Weltbildern“ angeführten Schriften steht. Daher ist das Buch für die Wissenschaft seines Fachs überflüssig. Was das Buch aus anderen Gesichtspunkten, besonders aus Pädagogik, Ethik, Pädagogik und Geschichte der Philosophie bringt, enthält so viele und so große Irrtümer, daß das Buch als eine wissenschaftliche Leistung nicht betrachtet werden kann.“

Insofern das Buch hauptsächlich für Personen berechnet ist, denen es nicht möglich ist, alle jene Irrtümer zu erkennen, kann es theoretisch und ethisch verwerflich wirken. Zu loben ist die Freude an der Natur, die der Verfasser zum Ausdruck bringt, und das Bestreben, auch in Anderen Freude der Natur und Interesse für dieselbe zu erzeugen.

Zu loben ist ferner der Mut, mit welchem der Verfasser auf Mißverständnisse in unserer Kultur und in unserem Gesellschaftsleben hinweist.

Wenn der Verfasser der „Weltbildern“ diesen Mut auch auf die

positiv Förderung des Geistlichen richtete, könnten wir ihm keine Artirmer vergeben. Dann würde, falls Goethe noch lebte, diefer den Chor der Engel auch über ihn singen lassen:
"Wer immer lebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Sprechsaal.

Von einem Anhänger der eifrigen Bewegung geht uns folgende Mitteilung zu:

Der Inhalt des in Nr. 49 dieser Zeitschrift veröffentlichten Vortrages von Professor Wilhelm Förster: „Der Substanz und die Politik“ ist für mich noch dadurch besonders wertvoll gewesen, weil ich in meinen Jugendjahren die teilweise Verwirklichung der in demselben enthaltenen Auffassungen erlebt habe. Da diese Thatsache nicht auch für Andere einigen Wert hat, erlaube ich mir, darüber folgende Mitteilung zu machen.

Nach Durchsicht der des früheren siebenköpfigen Gymnasiums in meiner Vaterstadt Offenbach (Haben) trat ich im Herbst 1858 in die damalige Klasse des Gymnasiums (jetzt Prima des Gymnasiums) zu Freiburg (Haben) ein und erhielt in der Oberprima den damaligen Locum Directori Roll als Klassenlehrer. Dieser allgemein als tüchtiger Schulmann anerkannte, von seinen Schülern als „iapa Roll“ verehrt und geliebte Lehrer (Vater des jetzigen bairischen Staatsministers Dr. Wilhelm Roll) erklärte uns unserer Klasse vor Schulbeginn Folgendes: „Sie brauchen bei mir nichts Neues mehr zu lernen, sondern Sie sollen nur Lust bekommen zum Lernen. Wenn Sie am Ende des Schuljahres mit dieser Lust und Freude am Lernen von unserer Anstalt weg zur Universität übergehen, dann haben Sie das, was Sie brauchen“.

Dieser Einleitung entsprechend behandelte Roll das Jahr hindurch den Lehrstoff in den von ihm besorgten Hauptfächern Latein und Griechisch. Abwechslung schlugen das eine Mal er, das andere Mal auf sein vierjähriges Schüler vor, was aus den vorgeschriebenen Büchern gelassen, überliest und erklärt werden sollte. Das „Spähen“ (der heimliche Gebrauch von Hilfsmitteln, wie Lesebrillen u. dergl.), wenn es dann und wann doch vorkam, entging seinem scharf beobachtenden Auge nicht; ganz ruhig aber bemerkt er dem sich damit heimlich abmühenden etwa: „Sie brauchen sich nicht so anzustrengen; nehmen Sie nur die Ihnen nötigen Hilfsmittel vor sich auf die Bank heraus“. Am Schlusse des Schuljahres erreichte er der ganzen Klasse den Auszug:

Jeder Schüler soll auf Grund seiner Beobachtungen während des ganzen Schuljahres nach bestem Wissen und Gewissen jedem Mitschüler den ihm gebührenden Platz in der Klasse anweisen und das Ergebnis dieser Rangordnung schriftlich abliefern.

Auf Grund dieser Schülerergebnisse in Verbindung mit den eigenen Beobachtungen und Würdigungen stellte Roll dann jedem Schüler sein Schulzeugnis aus.

Diese freundliche, gleichsam väterliche Stellung des Lehrers zu den Schülern schädigte die Würde des Ersteren nicht im geringsten; die Letzteren erhielten aber dadurch einen kräftigen Ansporn, sich ihrer Aufgabe möglichst gewachsen zu zeigen.

Sittliche Enttäuung — sittliche Besonnenheit. Zu dieser Tugend, welche ihren vorläufigen Abschluß durch den Auszug des Herrn Dr. B. Weiß in Nr. 48 dieses Blattes vom 1. December 1900 gefunden hat, möge erlaubt sein, nachstehende Handglossen nachzutragen. Warum einstig polihieren: entweder Enttäuung oder Besonnenheit, warum nicht Beides mit einander verbinden?

Emiles sagt irgendwo, das „Nil admirari“ wäre des Trufels, und so mag auch analog in unserer Frage gesagt werden, daß es gar nicht menschlich wäre, wenn der Gerechtigkeit sich nicht entäuern würde über gewisse Vorkommnisse, die schier zum Himmel um Erbarmen lächeln. Allein, es muß unterschieden und getrennt werden die Enttäuung von dem nachfolgenden Pandämon.

Da der Gerechtigkeit soll sich entäuern über so manche Erscheinungen anderer sozialer Wesen; er wäre kein Mensch, wenn er einzig und allein dem tubulären Verstande da unterstehen würde; er soll jedoch im Zustande dieses Affektes nicht handeln, so daß die

Enttäuung nur den Jmortalis betrifft, welcher den Willen und das Interesse des Menschen aufreißt, worauf die Besonnenheit in ihre Rechte tritt, um dem Handeln die Directorie zu erteilen.
B. Förster.

Demisches.

Die öffentliche Bibliothek und Lesekasse, die zu unregelmäßiger Benutzung für jedermann in den letzten Tagen des October vorigen Jahres im Gartenhaus des Grundstücks Ringendammstraße 26 eröffnet worden ist, hat im ersten Jahre ihres Bestehens erfreulich, hies nachdenklich Zufpruch gefunden und ist von insgesamt 69,949 Personen besucht worden.

Die bezüglich ausgehändigten Lektüre, welche an Wochentagen von 5½ bis 10 Uhr abends und an Sonn- und Feiertagen von 9 bis 11 und 3 bis 6 Uhr geöffnet hat und in denen jetzt nahezu 400 Zeitungen und Zeitschriften jeder Art und Richtung, sowie eine umfangreiche Nachschlagelbibliothek zur freien Benutzung der Besucher vorhanden sind, waren pro Tag im Durchschnitt von 95 Männern und 10 Frauen, insgesamt von 37,689 Personen benutzt worden. Die beiden städtischen Lesebücher weisen nach dem letzten erdienenen Verwaltungsbericht für 1899 eine Frequenz von 16,973 bezw. 17,632, d. h. zusammen von 34,605 Personen aus, bleiben also selbst zusammengenommen weit hinter der Besuchsziffer des obigen Instituts zurück. Die Differenz erklärt sich hier leicht aus der Fülle des Besorgenen hier und dort.

In die Jahre der Bibliothek hatten sich bis zum Schluß des ersten Jahres 1901 Leser eingeschrieben. Diese setzen sich aus allen Berufsständen zusammen: es dürfte in der That kaum einen Beruf, bei dem es bei den Händen, sei es bei den Kopierarbeitern geben, der nicht durch einige Angehörige vertreten wäre. Die Ausleihebibliothek wurde pro Tag von 99, insgesamt von 31,700 Personen besucht. Dabei ist zu bemerken, daß wichtige Abteilungen, wie die geographische, geschichtliche, national-ökonomische, sich noch in Vorbereitung befinden und daß aus diesem Grunde ein gedruckter Katalog nicht herausgegeben werden konnte.

Für die Benutzung des Instituts bestehen theilweise erschwerte Hindernisse. Der Eintritt in die Lesel- und Arbeitsräume steht jedermann ohne weiteres frei. Auch in der Ausleihebibliothek erhält die zur Benutzung der Bibliothek berechnigte Karte ein Jeder, der sich in irgend einer Weise über seine Identität ausweisen vermag. Dieses den Büchlingen und Besuchenden des großen Substituts entgegenkommende Verhalten der Bibliothek-Verwaltung ist bisher durch musterhafte Haltung der Besucher des Instituts glänzend gerechtfertigt worden.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Offenbarungen des Wacholderbaums. Roman eines Malhers. Von Bruno Wille. Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig 1901.

Deutsche Volksbühne. Zeitschrift für dramatische Kunst und Litteratur, herausgegeben von Ernst Wachler und Victor Kavenetz. Verlag von Fischer und Franke, Berlin.

Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Von Dr. J. Molin. Wien 1900. Selbstverlag des Verfassers.

Das Prinzip der Derrvollkommenheit als Grundlage der Strafrechtsreform. Eine rechtsphilosoph. Untersuchung von Dr. jur. Oskar Netter. Berlin, O. Fiebmann, 1900.

Materie nie ohne Geist. Von Dr. Bruno Wille. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. Edelheim. Berlin 1901.

Endlich Künstlerisches für die Kinder. Beitrag zur Frage der Jugendliteratur und des Wüderbuchs. Von H. Wolgast und W. Spohr. Verlag des Ernsten Wollens, 1900.

Wahre Geschichten. Bilder aus dem Leben für jung und alt. Von Julius Reupel, Hlogau, Carl Flemming.

Die Schulkreismform im zwanzigsten Jahrhundert. Vortrag von Bernhard Otto. Leipzig, H. O. Th. Schaeffer.

Ein Kästel. Von Maria Deuschmann. Genf, Arzeneu des Dollesendes 12.

Das neue Weltreich. Von Dr. Mehemed Emin Efendi. München, Staegemeyer Verlagshandlung.

Two sides of Kipling. By Walter L. Sheldon. (Ethical Addresses) Philadelphia, S. Burns Nelson.

Blumen der Liebe. Ein Schöpfkännchen zur Entfaltung der kindlichen Seele. Von Gottlieb Fridolin. Bitterfeld und Leipzig. f. E. Baumann.

Zum Wanderverdienerfonds

ertheilen wir seit der letzten Dultung (Nr. 47 des VII Jahrg. der Zeitschrift v. 24. Nov. 1900) noch folgende Beiträge:

Dr. Jung Frankfurt a. M. 10 M., Hr. Luise Wälderemann Berlin 20 M., Hr. A. Bartels, Berlin 10 M. Aus einer Vergleichsjahr

durch Rechtsanwält Dr. Sieber, Berlin 15 M. Von den Hinterbliebenen des Hrn. Charlotte Bönigk, Frankfurt a. M. 150 M., Hr. Oskar Raden, Charlottenburg 10 M., Dr. G. R., Berlin 10 M., Hr. J. Hoffe, Berlin, 10 M.

Mit den in Nr. 47 publizierten 722,80 M. in Summa 953,80 M.

Weitere Beiträge nimmt dankend entgegen

Berlin W., Unter den Eichen 16.

Dr. Penzig.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. Abteilung Berlin.

Vierteljahrsprogramm (Januar-April 1901).

Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.

Dienstag, den 15. Januar, abds. 8^{1/2} Uhr, Unter den Eichen 16. III. Sitzung der pädagogischen Gruppe: Vortrag Dr. Penzig: „Wie erteilt man Moralunterricht?“ Diskussion.

Mittwoch, den 23. Januar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des Hdt. Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hr. William Sanders, Sekretär der Battersea Labour League und Mitglied der Society ethical propagandist: „Die moderne Arbeiterbewegung in England“ (in deutscher Sprache). — Diskussion.

Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des Hdt. Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Albert Kopp: „fortschritte in der Berliner Armenpflege.“ Diskussion.

Mittwoch, den 27. März, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des Hdt. Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Wilhelm Stern: „Die Ethik der Epikuräer.“ Diskussion.

Gäste überall willkommen!

Der Schriftföhrer: Dr. Penzig.

^{*)} Wie machen unsere Mitglieder darauf aufmerksam, daß am Montag den 7. Januar der Verein „Jugendföhung“ eine Versammlung im Bürgeraal des Rathauses, 8 Uhr abds., einberufen hat, wo Prof. Sommer über „ästhetisch-ethische Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend“ sprechen wird. Gäste sind hier auch willkommen.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Vortrags-Cyklus des Herrn Dr. Penzig

am 1. und 3. Sonntag jeden Monats. Vormittags 10^{1/2} Uhr im Brandenburger Hause, Rohrerstr. 47, II. Etage.

„Vom Chaos zum Kosmos.“

- I. Dienstag, 1. Januar: Hdtbild und Aesbild von der Jahrhundertwende.
- II. Sonntag, 20. " Was uns die Erdgeschichte lehrt.
- III. " 8. Februar: Organisches aus Amorganischem.
- IV. " 17. " Die Menschwerdung.
- V. " 3. März: Der Fortschritt in der Menschheit.
- VI. " 27. " Der Anteil des Individuums an der Kulturgeschichte.

Der Vorband

B. Kimpfer, Vorköbender, Oranienstr. 88.

Der Verein „Jugendföhung“, für dessen notwendige vorbereitende Vebrehungen sich seit den Enthüllungen des Sternberg-Prozesses ein immer wachsendes Interesse zeigt, veranstaltet am Montag, den 7. Januar, 8 Uhr abds im Rathaus einen öffentlichen Vortrag von Herrn Professor Zimmer über

„Genossenschaftliche Erziehung

der

heranwachsenden weiblichen Jugend“.

auf den besonders die Frauenvereine, Lehrervereine, Waisenpfleger, Armenpfleger, Vormünder und Vormünderinnen anmerksam gemacht werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Berlin: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 66, Wilhelmstr. 47. — Druck: J. E. Freuß, Berlin SW., Romanbantenstr. 14.

Auf Staatskosten ausgebildet

blinde Klavierspielerin

wünscht gegen mässiges Honorar in Privatgesellschaften zum Canze zu spielen. Dieselbe hat bereits sehr gute Zeugnisse als Canzpielerin aufzuweisen. Näheres Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur oder Luisenstr. 6111.

Ein für die Realisierung der pädagogischen Ideen der „Ethischen Kultur“ arbeitender, (in 20 jährigem praktischen Schuldienste) erfahrener Erzieher sucht Affiliation mit wohlhabender, gleichstrebender Persönlichkeit, Herr oder Dame. Gef. Anerb. sub E. K. 1200 bef. die Exp. der Eth. K.



DIE UMSCHAU

BERICHTET ÜBER DIE FORTSCHRITTE UND BEWEGUNGEN DER WISSENSCHAFT, TECHNIK, LITERATUR UND KUNST IN PACKENDEN AUFSÄTZEN.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Prospekt gratis durch jede Buchhandlung, sowie den Verlag H. Bechhold, Frankfurt a. M., Neue Kräme 10/21.

Sozialwissenschaftlicher Studentenverein zu Berlin:

Am Freitag, den 11. Januar 1901, 8^{1/2} h. c. t. spricht im großen Saale des Handwerkervereinshauses, Sophienstr. 15, Prof. Dr. E. Quidde, Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften in München, über

„Die soziale und allgemeine Bedeutung der Friedensfrage.“

Gäste herzlich willkommen!

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Illustration von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur

Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

erschien
 von Gennabach,
 Preis viertel, 1,00 M.
 Man abonniert bei allen
 Buchhandlungen
 und Buchverleaguern,
 Verlagsstellen
 Nr. 2440.

Ethische Kultur

Verlegt:
 Die Verlagsbuchhandlung
 Richard Sieber, Berlin W.,
 Willheimstr. 47.
 10 bis nach
 freier Vereinbarung.
 Kundenschein in allen
 Buchhandlungen
 und in der
 Expedition W.,
 Willheimstr. 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Seufferth herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin W., Willheimstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 12. Januar 1901.

Nr. 2.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Harnack's „Wesen des Christentums“. Von Prof. A. Döring. — Weltanschauung und Gemeinschaftsleben. Von Prof. Wlth. Förster (Berlin). — Streitsüchter: China und die Religionsfreiheit. Rabige Herzen. — Bücherchau: Volkstrende. Von H. Koeder. Goethes Lebenslauf. Von W. Bode. Goethe im 20. Jahrhundert. Von Wilhelm Böhme.

Harnack's „Wesen des Christentums“.*)

Von Prof. A. Döring.

Unzweifelhaft ist es eine wichtige Aufgabe der ethischen Bewegung, zu allen bedeutsamen Reitererscheinungen auf den verschiedenen Kulturgebieten kritisch Stellung zu nehmen. Nun kann kaum eine Erscheinung dies unser kritisches Interesse in höherem Maße in Anspruch nehmen, als die offene und rückhaltlose Ansprache eines der gelehrtesten und geistvollsten freisinnigen Theologen über das Wesen des Christentums. Geradezu direkt gefordert wird diese Stellungnahme dadurch, daß der Verfasser selbst sein Ergebnis ausdrücklich zu den Bestrebungen der weltlichen Ethik in Gegensatz stellt: „Noch ist es den Denkern trotz heißen Bemühens nicht gelungen, eine befriedigende und den tiefsten Bedürfnissen entsprechende Ethik auf dem Boden des Monismus auszubilden. Es wird nicht gelingen.“ So lautet seine Herausforderung.

Der Verfasser verfährt unter Ablehnung aller autoritativen Einschränkungen streng wissenschaftlich. Und da es sich um das Wesen einer geschichtlichen Erscheinung handelt, so kann dieses wissenschaftliche Verfahren nur das kritisch-historische sein. Und da ferner das „Wesen“ sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung vielfach getrübt und verunstaltet hat, so muß die Unterjudung zum Ausgangspunkt, zur Quelle, zurückdenken, wo es sich am lauteren und reinsten offenbart, zur Erscheinung Jesu von Nazareth. Dieses Programm des Unternehmens können wir nur sympathisch begrüßen. Viel weniger noch als die Vertreter irgend eines kirchlichen Standpunktes haben wir das Bedürfnis, uns mit den abgeleiteten Erscheinungen auseinanderzusetzen. Viel mehr noch als solche haben wir das Bedürfnis, unsere Stellung zu der einzigartigen Persönlichkeit zu präzisieren, von der die große weltliche Erscheinung, die uns umfaßt, ihren Ausgangspunkt genommen hat.

*) Das Wesen des Christentums. Sechzehn Vorlesungen, vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten. Zweite berichtigte Auflage (6—10 Tausend). Leipzig, Gleditsch 1900.

Um aber hier zum geschichtlichen Kern vorzudringen, muß der Verfasser ein großes und schwieriges Stück Arbeit thun. Zunächst gilt es, das fast undurchdringliche Gespinnst seltsamer Vorstellungen, mit dem die Jahrtausende diesen Kern bis zur Unkenntlichkeit überdeckt haben, Stück für Stück abzulösen. Es gilt, durch die Waberlose des Aberglaubens zu der wenigstens relativ reinen Ueberlieferung der Urzeit vorzudringen. Der Verfasser findet diese in den drei ersten Evangelien, den sogenannten Synoptikern. Das Johannes-evangelium giebt er so gut wie rückhaltlos preis. Auch die Kindheitsgeschichten der Matthäus und Lukas sind für ihn ohne jede geschichtliche Bedeutung. Zeugnissenberweise läßt er aber auch die evangelischen Berichte über das Ende-geschick des Nazareners stillschweigend fast ganz bei Seite. Es ist ihm ausschließlich um das Charakterbild seines Selben zu thun, wie es sich in der kurzen, höchsten ein paar Jahre umfassenden Zeit seines öffentlichen Wirkens in Galiläa darstellt.

Aber auch für diese bescheidene Problemstellung erweisen sich diese Quellen unserem Verfasser nicht als einwandfrei. Sie sind nicht geschichtliche Berichte in strengem Sinne; trübende Einflüsse sind anzuerkennen; das wunderbare Element erscheint in manchen dieser Ergänzungen über das geschichtlich Mögliche gesteigert. Das leere Grab, die Erscheinungen des Auferstandenen und die Himmelfahrt werden preisgegeben. Und dabei hat der Verfasser die Quellenfrage doch wohl noch etwas zu einfach abgethan. Bei genauerem Eingehen würde er selbst vermutlich auch in den das eigentlich persönliche Wesen Jesu angehenden Berichten der drei Evangelien eine recht weitgehende „Stilisierung“ der Geschichte anerkennen. Dafür nur ein Beispiel. Vor der verhängnisvollen Reise Jesu nach Jerusalem finden sich wiederholt die sogenannten Leidens-verständigungen, in denen der Opfertob als ein wesentliches Bestandstück seines Messiasberufes bezeichnet wird. Diese Leidensverständigungen stehen aber in zu großem Widerspruch mit dem Einzuge in Jerusalem als Messiaskönig und sind zu enge mit der erst nach Jesu Tode aus-gesprochenen Verlegung des Messiaskönigtums in ein zweites Erscheinen, die sogenannte „Wiederkunft“, verknüpft, als daß sie für geschichtlich gelten könnten.

Doch das kann auf sich beruhen. Mit der Verfasser doch wahrhaft und offen genug, auch vor dem als geschichtlich erwiesenen Gelten des Denken Jesu nicht Halt zu machen. Auch der geschichtliche Jesus ist ihm nicht in allen Punkten der müßergründige und maßgebende; auch er ist ein Kind seiner Zeit und in die Vorurteile seiner Zeit verstrickt. Auch da müssen noch Abstriche gemacht werden. Doch er seine Sendung auf „die verlorenen Schafe aus dem Hause

Israel“ eingeschränkt, empfindet der Verz. als etwas der unübersehbaren menschlichen Bedeutung seiner Persönlichkeit Widerstrebendes. Daß er sich die Messiaswürde beilegt, als etwas an sich Bedeutungsloses und seiner einzigartigen Bedeutung für die Menschheit, wie wir sie im Sinne Darnads gleich kennen lernen werden, geradezu störend Widersprechendes. Haben ja auch, wie mehrfach mit Nachdruck betont wird, die Heidenchristen mit dieser Messiaswürde nichts anzufangen gewußt und lieber nach anderen Bezeichnungen für den Gegenstand ihres Glaubens gesucht. Nebenbei bemerkt, berührt es angelegentlich dieser freien kritischen Stellung zur Messiaswürde ganz verwunderlich, daß Darnad von der ersten Seite an durchweg die Bezeichnung „Jesus Christus“ braucht. Als ob dies der eigentliche Eigenname wäre und die Verbindung dieser beiden Worte nicht vielmehr schon das urchristliche Glaubensbekenntnis zur Messianität des Gekreuzigten enthielte!

Wir müssen aber auch hier noch ein Stück weiter gehen als der Verfasser. Mit der Messiaswürde hängt im Sinne Jesu aufs engste zusammen die Gabe, Wunder zu thun. Auf die Frage des Täufers, ob er der Messias sei, verweist Jesus auf sein vor Augen liegendes Wirken: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Hier werden fünf Klassen von Wunden aufgezählt und hinsichtlich derselben ein Dreifaches vorausgesetzt. Erstens ihre Tatsächlichkeit. Darnad spricht eine runde Abfrage an die Möglichkeit eigentlicher Wunder aus. Die Speijung von Tausenden mit einigen Broten, das Wandeln auf dem Wasser u. dergl. würde damit wohl jedenfalls in Wegfall kommen. Heilungsstunden hält er in gewissem Umfang für möglich, sofern sie durch leibliche Einwirkungen auf natürliche Weise stattfinden. Gemeint ist wohl, was man heute Suggestionseingriffe nennt. Er giebt hierbei zu, daß Jesus hinsichtlich der vermeintlichen Befessenheit von Dämonen als Ursache leiblicher und seelischer Krankheiten unter dem Banne herrschender Zeitvorstellungen steht. Aber die fünf aufgezählten Wunderkategorien fügen sich der Suggestionserklärung nur in sehr eingeschränkter Weise. Also entweder übertreibende Berichtserstattung oder bedenkliche Selbsttäuschung Jesu. Bei Darnad freilich findet sich in Bezug auf diesen Punkt ein sehr eigenartiger Satz: „Nicht um Wunder handelt es sich, sondern um die entscheidende Frage, ob wir hilflos eingesperrt sind in eine unerbittliche Notwendigkeit, oder ob es einen Gott giebt, der im Regimente sitzt und dessen naturbezwingende Kraft erbeten und erlebt werden kann.“ (S. 19.)

Der zweite Punkt ist der: Jesus selbst betrachtet offenbar die Wunderheilungen nicht als Suggestionseingriffen, sondern als Wirklungen der Gottheit durch ihn, d. h. als Wunder im strengen und eigentlichen Sinne. Und damit hängt der dritte eng zusammen: er betrachtet sie neben der Predigt an die Armeen als Erweise und Bethätigungen seiner Sendung, als Teil seiner Aufgabe, als Element der Besonderheit seines Wirkens. Also ein religiös sittlicher Reformator, der sich zugleich für berufen und befähigt hält, durch göttliche Kräfte leibliche Uebel zu beseitigen! Wenn dieser Zug seiner Denkwelt als historisch gelten muß, so ist da doch auch wieder ein starkes Stück Befangenheit im Zeitbewußtsein zu konstatieren.

Doch es ist Zeit, uns nach den Rügen umzusehen, in denen Darnad das ewig Vorbildliche seines Wesens sieht. Dies ist ausschließlich seine religiös-sittliche Stellung. Lassen wir diese genauer ins Auge! Jesus tritt weder zur politischen, noch für soziale Forderungen ein, sondern für ein neues Innenleben des individuellen Menschen, gleichviel unter welchen politischen, sozialen oder sonstigen

Kulturbedingungen sein Leben verlaufen mag. Dieses in ihm vorbildlich hervortretende neue Innenleben ist so biegsam und anpassungsfähig, so unabhängig von allen sonstigen Tagesbedingungen, daß es sich unter allen behaupten kann. Näher ist es ein religiös-sittliches Innenleben. Gott und die Seele, die Seele und Gott, das Bewußtsein eines gnädigen Gott zu haben, Religion eines teils als Gehorsam und Demut, woraus die Tugenden der Selbstlosigkeit und Parnberzigkeit fließen, andernteils als effizientes Gottvertrauen bilden den Inhalt des Evangeliums, der frohen Botschaft. Jesus ist nicht Objekt der Religion, nicht einmal als Mittler, sondern nur vorbildliches Subjekt, ganz erfüllt von der ruhigen, lampf- und trampflosen Selbstgewißheit dieses neuen inneren Zustandes, der sich in ihm wie etwas Selbstverständliches, Naturgemäßes geltend macht und sich daher auch von ihm aus fortzupflanzen, sich an ihm entzünden kann, wie Feuer sich an Feuer entzündet.

Ziehen wir zunächst einmal die inhaltlichen Voraussetzungen dieses inneren Zustandes in Betracht! Sind sie mit einer wissenschaftlich begründeten Weltanschauung in Einklang zu bringen? Wir müssen doch sowohl die religiösen wie die ethischen Bestandteile dieses vorbildlichen Bewußtseinszustandes einer Prüfung unterwerfen.

Die erste Voraussetzung ist ein ganz bestimmter populär-theistischer Gottesbegriff: Gott, der gnädige und gütige Vater, der Sünden vergiebt, alle unsere Bedürfnisse ganz individuell versorgt und Gebete erhört. Auch der Verfasser hält es nicht für erforderlich, dieser Grundvoraussetzung irgend eine weitere Stütze zu geben. Als ob dieser sündlich familienhafte Gottesglaube auch für uns die gleiche Selbstverständlichkeit haben könnte! Als ob das pessimistische si Deus, unde malum? (Wenn es einen Gott giebt, woher das Uebel?) und das naturwissenschaftliche: Nous n'avons pas besoin de cette hypothèse ne gesprochen worden wäre!

Aber selbst wenn diese Grundvoraussetzung nicht von den äußersten Schwierigkeiten umgeben wäre, wenn wir sie harmlos acceptieren könnten, so erhebt sich sofort eine neue Schwierigkeit vom Begriffe der Gnade aus. Gnade ist ein Korrelat des Rechts im alten Sinne, in dem Sinne, in dem es zur Voraussetzung die Freiheit der menschlichen Willensentscheidung hat. Nur für frei gewollte Taten ist Vergeltung gerecht, und der Erlaß derselben Gnade.

Und was die Güte anlangt, so kann doch wohl eine Stimmung, die von der Ueberzeugung getragen wird, daß kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserem Haupte fällt ohne eine göttliche Willensäußerung, eine Gesinnung, die die Fürsorge für den folgenden Tag als heidnisch verbietet, doch wohl kaum im Ernste als vorbildlich betrachtet werden. Mit solchem Vorbehaltsglauben und vollends mit der Gebetserhörnung wird die Abfrage an den Wunderglauben illusorisch. Jede Gebetserhörnung ist ein qualifiziertes Wunder, ein Wunder in optima forma, weil ein Eingriff in die Naturordnung.

Vom Unsterblichkeitsglauben und der Jenseitshoffnung, über die sich der Verfasser nur gelegentlich und in nicht ganz bestimmten Wendungen äußert, wollen wir fürze halber einmal ganz abgehen. Ebenso große Bedenken aber erheben sich nun auch gegen die ethische Seite. Diese Ethik ist doch wohl wenig geeignet, in komplizierten Kulturverhältnissen nicht nur als Ausgangspunkt oder Impuls zu einzelnen gelegentlichen Handlungen, sondern als Norm der gesamten Lebensgestaltung zu dienen. Man kann dem Verfasser vielleicht zugeben, daß die bekannten Gebote Jesu in Bezug auf erforschte Mißhandlung, Eigentumsberaubung und Rechtskränkung, das ohne Einschränkung gesprochene: Wie dem, der dich bittet, die Forderung, alle Habe zu verkaufen und den Armen zu geben, im

Zusammenhänge der Ethik Jesu gewisse Einschränkungen erfahren, obwohl die diesen Schwierigkeiten gewidmeten Deutungsversuche keineswegs recht überzeugend sind. Vestehen bleibt aber auch dann, daß hier die Tugend der Güte, der duldbenden wie der thätigen, so sehr das ganze Gebiet der Ethik in Besitz genommen hat, daß für die anderen sittlichen Eigenschaften und Handlungen kein Raum mehr übrig bleibt.

Dazu kommt ein weiteres inhaltliches Bedenken in Bezug auf das Quantum des Inhalts. Harnad ist der Ansicht, daß aus den starken Wirkungen des idealen Innenlebens Jesu auf seine Umgebungen indirekt die ganze kirchengeschichtliche Entwicklung ableitbar sei. Einer Persönlichkeit von so eigenartig und stark ausgeprägtem, idealem Innenleben konnte man es zutrauen, daß er Messias, Mittler, Erlöser, Sühner, fleischgewordener Logos, Gott-mensch, zweite Person der Trinität sei. Man kann dieser Ansicht die Vermutung entgegenstellen, daß man mit dem allein, was Harnad als das Unvergängliche an dieser Persönlichkeit erfindet, seine Nachwirkung fast kaum über einen Kreis frommer Juden und Proselyten hinausgegangen sein, eine weltgeschichtliche Dauer aber nicht erlangt haben würde. Daß diese erzielt wurde, dazu hat doch wohl der Wunderglaube und die Vorstellungen von Auferstehung und Wiederkunft in sehr weitgehendem Maße mitgewirkt.

Das Neue im Vergleich mit einem verkörnten und veredelten Judentum liegt nach dieser ganzen Auffassung doch nur in der sesselnden, überwältigenden persönlichen Verkörperung. Nun ist es ja wohl richtig, daß sich eine Richtung des inneren Lebens leichter an der vorbildlichen Persönlichkeit entzündet, als an bloßer Lehre und Anweisung. Dem naturgewordenen Innenleben, das mit urkräftigsten Behagen sich selbst darstellt und bezeugt, wendet sich alles Empfängliche zu.

Aber im Grunde ist diese Wirkung der Persönlichkeit doch auch wieder nur eine vorzuziehende Anschauungsaktion, der im Stande der Reife das vollbewußte Selbständigwerden folgt. Was Jesus konnte, das kann ich auch, sagt Meister Eckhardt, der Mystiker. Wenn wir die Höhe erreicht haben, bedürfen wir nicht mehr der Leiter, die uns emporgelührt hat. Auch finden sich ja zeugungsfräftige Vorbilder in der unmittelbaren Gegenwart, frei von den störenden Nebenzügen einer fremdartigen Zeit und Vorstellungsweise, deren religiös-sittliches Leben sich den veränderten Zeitumständen angepaßt hat und überdies direkt von Person zu Person wirkt. Warum bei aller Anerkennung der originalen Bedeutung des Uranfängers und der Kräftigkeit der von ihm ausgegangenen und immer noch ausgehenden Impulse immer nur auf ihn allein zurückgehen?

So würden sich also, auch wenn die inhaltlichen Bedenken gegen die Vorbildlichkeit des Innenlebens Jesu nicht vorhanden wären, die Einzigkeit und Centralität auf diesem Standpunkte kaum behaupten lassen.

Doch es ist Zeit, auch auf den zweiten Teil der Vorlesungen, auf die Darstellung, wie sich das neue Element des Geisteslebens im Entwicklungs gange der Kirchengeschichte ausgestaltet, wenigstens noch einen Blick zu werfen. Dieser Teil der Vorlesungen ist bewundernswert und verdient in hohem Maße gelesen zu werden. In seiner feinstimmigsten Charakteristik und ansiehbendster, aus dem Vollen schöpferischer Darstellung entwirft der Verfasser die wesentlichen Züge der Urgemeinde und des Paulinismus, die Entwicklung zum Katholizismus, die Eigenart der griechischen Kirche, des römischen Katholizismus und des Protestantismus. Es wird hier gleichsam der Weg, der vorher summarisch rückwärts zum Urquell gegangen werden mußte, in konkreterer Ausgestaltung vorwärts durchschritten.

Es wird gezeigt, wie die Hüllen und Trübungen sich um den einfachen und klaren Kern herumlegen. Auch der Protestantismus ist unserem Verfasser durchaus nicht vorbildlich. Die Reformation, obgleich im Prinzip ein Rückgang auf die Reinheit des Uransangs, ist auf halbem Wege stehen geblieben und bedarf der Ergänzung durch das damals noch nicht zur Verfügung stehende Küstzeug einer mit allen Mitteln der historischen Kritik arbeitenden Theologie. Auch die Charakterbilder der griechischen und römischen Kirche sind wahre Muster feiner Schilderung und geistesfreier Beurteilung.

Auf die sehr lehrswerten Einzelheiten dieses Ganges durch die Kirchengeschichte näher einzugehen würde jedoch sehr weit führen und wird ja auch durch das an dieser Stelle einzig zu vertretende Interesse weniger gefordert. Den zentralen Punkt hoffe ich, wenigleich auch bei ihm nur die allgemeinen Gesichtspunkte hervorzuheben werden konnten, mit genügender Deutlichkeit beleuchtet zu haben. Der Verfasser will, wie er ausdrücklich hervorhebt, nicht Apologet, sondern lediglich Historiker sein. In Wirklichkeit ist er kritisch-historischer Apologet, d. h. er giebt die Ruhewerte preis, um die Etabelle zu retten. In welchem Maße ihm dies gelungen, in welchem Maße namentlich seine Abiagen an die weltliche Ethik durch das, was er zu bieten hat, ihre Berechtigung erhält, hoffe ich einigermaßen klar gemacht zu haben.

Weltanschauung und Gemeinschaftsleben.

Von Prof. Wilh. Förster (Berlin).

(Schluß.)

Die neue kosmische Weltanschauung hat zunächst keine großen Erlöse in der Befämpfung der Irrungen und Mäte gehabt, welche im Menschenleben aus der Veräußerung des ethischen Erkennens und Lehrens mit der kosmischen Mystik hervorgegangen waren.

Die großen Astronomen Keppler und Newton blieben zunächst, mitten in ihrer unvergleichlichen Forschungsarbeit, noch ganz von der hohen Schönheit der religiös-harmonistischen Gebilde der alten kosmischen Anschauung umfungen.

Bei dem weiteren Emporkommen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und Technik stellten sich dann sehr häufig die radikalen Elemente dieser Bewegung auch in den Vordergrund der Aktion im Gemeinschaftsleben. Leider muß man sagen, daß dies, trotz großer materieller und wissenschaftlicher Förderung der Menschheit durch die naturwissenschaftliche Arbeit, sehr oft nicht zum Heil, sondern zu andauernder Hemmung und Schädigung des Gemeinschaftslebens ausschlug. Bei jenem radikalen Auftreten leitender Köpfe der naturwissenschaftlichen Weltanschauung muß man unwillkürlich an die mutigste Gestalt Phäotons denken und an seine verunglückte Lenkung des Sonnenwagens. Wände von ihnen fielen ja auch, wie Phaeton, den großen Bewegungen zum Opfer, die sie leichtmütig und verständnislos meistern zu können glaubten.

Aus der naturwissenschaftlichen Aufklärung heraus empfing insbesondere auch jener Uebermut sein Gepräge, mit welchem ein völlig abstrakter Idealismus in die Lenkung der Volksbewegungen der ersten französischen Revolution eingriff. Die stuchwürdige Dertz- und Genieivoligkeit, mit der hierbei die elementarsten Regungen des Mitgeföhls und der Geredhtigkeit aus den Augen geiebt wurden, läßt so recht deutlich ersehen, welche Gefahren dem Gemeinschaftsleben aus geistreichen Weltanschauungen entstehen können, nicht bloß wenn diese durch Aberglauben oder durch Autoritätsucht und fromme Mystik zu hohen Spannungen getrieben sind, die das Mitgeföhls lähmen, sondern auch,

wenn sie auf dem Boden strengeren und wahrhaftigeren Denkens emporgelommen, dann aber im Kampf der Meinungen durch persönliche Ueberhebung entweder erlarrt oder erbtzt worden sind, so daß ihre feinere Selbstregulierung gestört oder gar zerstört ist. Die schreckliche Unbarberzigkeit und Unwahrscheinlichkeit, die besonders in dem Kampfe von religiösen Weltanschauungen und von Glaubensgemeinschaften gegen einander großgezogen worden war, wurde jetzt fast übertroffen durch die Wuththaten und Verbrechen, welche der Fanatismus der Anhänger und Wortführer der Freiheit und der Gerechtigkeit verübte.

Auch diesen schienen alle Mittel geheiligt, die der Vernichtung des Gegners dienten.

Biel schimpflicher mußte aber diese Lehre und dieses Thun bei denjenigen erscheinen, welche der Erkenntnis des geistmässigen Zusammenhanges der Dinge entweder selber dienlich, oder aus den Händen der Wissenschaft ihre Ueberzeugungen auch in den menschlichen Dingen empfangen hatten.

Immer deutlicher ließ sich hiernach von Tiefserblidenden ersehen, wie wenig das Wissen von den äußeren Dingen ausreichte, um die Menschenwelt zu leiten, ja auch nur die eigene Seele zu verstehen und zu behüten.

In dem Jahrhundert jener Revolution und im Anfange des darauf folgenden Zeitalters waren es im Sinne dieser Erkenntnis vorzugsweise drei deutsche Dichter und Denker, welche die Blicke der Menschen den großen Aufgaben zuwandten, die noch der Erstarkung der Wissenschaft vom Menschen und von der Menschengemeinschaft harrten. Es war einleitend Lessing mit seiner "Erziehung des Menschengeschlechts", Schiller mit seinen Vrielen über die ästhetische Erziehung, Goethe mit seinem Wilhelm Meister, zumal mit Wilhelm Meisters Wanderjahren.

Auch unter jetziges Zeitalter, welches man das naturwissenschaftliche genannt hat, ist noch nicht dazu gelangt, die Anschauung vom Menschen, vom Gemeinschaftsleben und von der Erziehung zu edlem Gemeinschaftsleben, wie sie aus Schiller und Goethe in diesen herrlichen Gestaltungen dargeboten haben, in vollem Maße zu würdigen, geschweige denn mit ihrer Verwirklichung ernstlich zu beginnen.

Nach dem traurigen Bankrott, welchen die staatsmännlichen Veruche von Vertretern der neuen Weltanschauung in der französischen Revolution erlitten hatten, blieb das ganze darauf folgende Jahrhundert bis jetzt, trotz aller vorübergehend erreichten Befreiungen von äußerem Zwange, trotz aller formalen Fortschritte der Gleichberechtigung und Mitregierung des Volkes, trotz aller Ausgleichungen und Annäherungen, welche die empormachende gewaltige Entwicklung des Verkehrs, der Technik und der Wissenschaft mit sich brachte, überwiegend ein Zeitalter der Reaktion in allen Fragen und Angelegenheiten des inneren Menschen und der Erziehung zum Gemeinschaftsleben. Zwar fehrte man nicht zur alten Weltanschauung von der zentralen Stellung der Erde zurück, obwohl auch vereinzelte charakteristische Vorklärten dieser Art nicht fehlten, aber fast zu allen anderen Punkten der alten Weltanschauung nahm man wenigstens in Deutschland, in der Leitung der Kirche und Schule, ungeachtet vorübergehender Schwankungen nach der freiheitlichen Seite, eine Stellung ein, welche unverkennbar zu Gunsten der Meinungen und Einrichtungen der Vergangenheit gegen die Grundanschauungen der neueren Wissenschaft gerichtet war.

Und diese neuere Wissenschaft, kurz gesagt die Naturwissenschaft, fuhr auch fort, die Anfeindungen und die Befürchtungen, die man ihr von Seiten der pädagogischen Mächte entgegenbrachte, reichlich zu verdienen und zu rechtfertigen. Zeitweise bezaubte sie sich förmlich in dem Gefühl ihrer wissenschaftlichen und ihrer technischen Erfolge. Jahrzehnte lang, bald nach der Mitte des Jahrhunderts 18.

galt in den bezüglichen Gelehrten-Kreisen Philosophie als ein überwundener Standpunkt, dagegen naturwissenschaftliche Beherrschung der umgebenen Welt als der Weisheit letzter Schluß. Auch das Problem des Menschenwesens wurde mit den wohlfeilsten Verallgemeinerungen aus dem Gebiete physikalischer und chemischer Anschauungen abgethan, und von diesem grob-mechanistischen Materialismus entflammten auch noch gewisse Steigerungen egoistischer Brutalität in unserem Gemeinschaftsleben, welche in tristem Gegenfatz zu den alten asketischen Veruchen der Unterdrückung des natürlichen Menschen, die förderlichen Fortderungen zu Gebieten der Lebensführung machten und dadurch in den immer komplizierter gewordenen sozialen Zuständen unsägliches Unheil angerichtet haben, leider vielfach von der Naturwissenschaft in der Heilkunde in gedankenslofer Weise unterstüzt.

Weniger unmittelbar, aber doch auch durch sorgloses Geschlechtslassen von Uebertreibungen und Mißverständnissen, hat das naturwissenschaftliche Zeitalter gesündigt, indem es die, an sich unaussprechlich bedeutsame, natürliche Entwicklungslehre in der zugekippten Fassung der Lehre vom Kampf ums Dasein zu einem äußerst gefährlichen Fermenter trüber Währung des Gemeinschaftslebens werden ließ. Die Selbstbehauptung des Einzelnen sowie der engeren und weiteren Gemeinschaften, die bei einigermassen erstem Nachdenken ihr relatives Recht, aber auch ihre Grenze und ihr schönes Maß in einem umfassenden gesunden Gemeinschaftsleben findet, hat sich dadurch fast pathologisch zu einer unheilvollen Lebenslehre, dem Nassenbüttel, gesteigert, die allen bisherigen, leider erst so unvollkommen gedeuteten Erfahrungen der Menschheit Vohn spricht, indem sie sich zugleich eine schmächtig tendenziöse Geschichtsdarstellung hierfür schafft. Den Ertrankungsprozeß vollendend, aber zugleich, wie man hoffen darf, die Genesung einleitend, hat sich dabei auch ein neuer Jenseits-Gedanke entwickelt. Jenseits von Gut und Böse trägt der Flug von Nietzsche's dichterischem Genius den vollendeten Menschen, aber in diesem Jenseits erwachen wieder uralte Menschheitsgedanken. Und von da wird den Menschen der endliche gemeinsame Beginn vertiefenden Nachdenkens über sich selbst und die wahren unandelbaren Bedingungen seines Gemeinschaftslebens an der Hand aller großen Denker der Vergangenheit zurückführen in das unermeßlich verheißungsvolle Erdenleben.

Immer und immer wieder ist von der Wissenschaft oder im Rahmen der Wissenschaft der Urteilsfehler begangen worden, daß man Gedanken und Folgerungen, welche sich unter den viel einfacheren Bedingungen der Erforschung der äußeren Welt als richtig und förderlich bewährt hatten, in übermäßiger Verallgemeinerung auch auf die Probleme des Menschenlebens anwandte, in welchem alle Bedingungen für die Erforschung und Lenkung der Erscheinungen und Vorgänge so viel feiner und verwidelter sind.

So war es auch auf dem Boden der alten Weltanschauung ergangen, als die Astronomie die Lehre von der Lenkung der menschlichen Schicksale durch die Stellungen der Gestirne emporkommen und sich zu einer immer gewissenloseren abergläubischen Praxis steigern ließ. So war es später mit der stümpfernden Anwendung der sich eben erst entwickelnden mechanistischen Weltanschauungen auf die zentralen Probleme des Menschenwesens geschehen. So geschah es dann auch, als man die eben erst in ihren allgemeinen Grundzügen erstahen Entwicklungslehre der niederen Bewevelt ohne weiteres auf die Mäztelungen des Zusammenlebens und des unsäglich feineren Entwicklungskampfes der Menschheit anwandte und den fündlichen Gedanken sich verbreiten ließ, daß es sich auch bei dem Emporkommen der Menschheit um die Züchtung von Eigenschaften handele, welche im Sinne der rohen Energielchre eine ähnliche Bedeutung haben, wie etwa das gegenzeitige Auf-

freien des Getiers zur Sicherung und Erweiterung seiner Lebensbedingungen.

Es steht denn die arme Menschheit jetzt mit ihrem, echter Lebensweisheit immer bedrückter geborenen reichen Gemeinschaftsleben zwischen zwei Haupttypen von Welt-Anschauungen, welche ihr beide für ihre dringendsten Bedürfnisse Steine statt Brot geben: Auf der eine Seite die auf dem Boden der neuen kosmischen Welt-Anschauung so mächtig emporgewachsene Wissenschaft mit ihrer gewaltigen technischen Jundierung und mit ihren anscheinend titanischen, bei näherem Zusehen aber mehr an das Gebahren des Goethe'schen Zauberlehrlings erinnernden sozialpolitischen Aspirationen; auf der anderen Seite ein noch immer höchst eindrucksvoller Nachklang der alten Weltanschauung, getragen von den alten politisch-sozialen Mächten und Interessen und noch fast allein gebietend über die wichtigsten fundamentalen Erziehungseinrichtungen; dabei aber leider an vielen leitenden Stellen durch den Kampf gegen die andere Weltanschauung und durch das Streben nach Erhaltung und Wehrung der äußeren Macht fast von allen tieferen und feineren Gedanken der Vergangenheit über den Menschen und sein Gemeinschaftsleben entfremdet und nur noch auf die Namen der großen alten Menschheitslehrer schwebend.

Nur in einem Punkte stehen, zu allerhöchster Bedrückung des Gemeinschaftslebens, die Bestrebungen der beiden Seiten vielfach in gemeinsamem Wirken zusammen, nämlich in der Brutalität, mit welcher von beiden Seiten, teils mit den Mitteln der Wissenschaft und Technik, teils mit allen Mitteln der äußeren Gewalt und leider auch mit allen Mitteln der Erziehungseinrichtungen, der Kampf ums Dasein, noch richtigter der Kampf um Macht und Reichum, von den kleinsten Interessen-Gemeinschaften bis hinauf zu den sogenannten großen Nationen, geführt wird.

Wie ist der Menschheit in dieser bedrängten Lage zu helfen? Sicherlich nicht dadurch, daß die neue, die naturwissenschaftliche Weltanschauung, die durch philosophische Verallgemeinerungen zu der sogenannten monistischen oder schlechtweg einheitlichen Welt-Anschauung emporgewachsen ist, als das Allheilsmittel angesehen wird. Diese Weltanschauung bildet in der That die Befähigung einer hochansehenlichen Menschengruppe, zu welcher viele der verdientesten Naturforscher und auch sonst viele der edelsten und hingebungsvollsten Geister gehören.

Aber wenn ich meine vorhergehenden Darlegungen zusammenfasse, glaube ich die Behauptung wagen zu dürfen, daß die bloße Verbreitung und Stärkung einer Welt-Anschauung, und sei es die reifste und umfassendste, keine entscheidende Hilfe für den Fortschritt unserer Gesellschaft, ich möchte fast sagen, für die Rettung des Gemeinschaftslebens aus drohenden Gefahren und Verwirrungen bringen kann.

Die Weltanschauung eines Menschen entsteht aus dem Zusammenwirken dessen, was er erlernt und erlebt, mit den tiefsten Grundbedingungen seines eigenen Vorstellungs- und Gefühlenslebens. Wenn auch das, was die Menschen erlernen und erleben, noch so gemeinsam wäre, und wenn auch das Gemeinsame jener inneren Grundbedingungen noch so stark wäre, würde das Gesamt-Ergebnis, wie es in der Weltanschauung Gehalt gewinnt, doch immer ein ganz individuelles Gepräge tragen und um so mehr, je entwickelter diese Gesamtanschauung ist. Die Welt-Anschauung ist das eigenartige und autonome Bewußtsein jedes einzelnen Mitgliedes einer höher entwickelten Gemeinschaft.

Diese relative Vollendung des Individuums ist auch die stärkste Wurzel seiner Selbstbehauptung, viel

stärker als jedes andere Lebensinteresse, ja im Idealfalle stärker als das Interesse am Leben selber.

Eine Nation, in welcher sämtliche Individuen, oder auch nur eine überwiegende Zahl derselben, von einer in sich harmonischen Weltanschauung erfüllt sind, wäre das stärkste Gebilde auf Erden.

Nun gut, warum soll dann nicht eine große und einheitliche Weltanschauung mit allen Mitteln der Erziehung und Fortbildung, der Literatur und Kunst, in den Seelen kultiviert werden? Ich habe aber soeben ausdrücklich gesagt „eine in sich harmonische Weltanschauung“, ich habe aber nicht von einer im Sinne der Identität einheitlichen gesprochen; denn ich bin der Ansicht, daß wenn eine große Gemeinschaft von einer in diesem Sinn einheitlichen Weltanschauung erfüllt ist, allerdings die Stärke ihrer unmittelbaren Aktion vielleicht noch größer sein würde, als unter der Annahme, daß ihre Glieder zwar jedes für sich eine harmonische, aber nicht eine übereinstimmende Weltanschauung haben. Aber die sittliche, die dauernde Stärke einer von ganz einheitlichen Anschauungen gezeichneten Nation würde sehr fraglich sein. Denn nämlich erfahrungsmäßig schon jeder Einzelne durch eine nicht vollendete Weltanschauung in seiner Selbstbehauptung derartig gestiftet wird, daß er in Gefahr kommt, die andere unerlässliche Seite seiner Entwicklung, nämlich die Einordnung in das Gemeinschaftsleben darüber zu vernachlässigen, und sogar unter Umständen in Fällen äußerster individueller Erregung das Gemeinschaftsleben selber gefährdet, so würde das noch in viel höherem Maße der Fall sein bei jeder in ganz ähnlicher Weise von bestimmten Gedankenystemen einheitlich durchglännten Gemeinschaft.

Die heroische Einseitigkeit der Aktion einer solchen Gemeinschaft würde dann eine eminente Gefahr für diese selber, sowie für die anderen und die noch umfangreicheren Lebensereignisse bilden, in die sie sich unweigerlich einzuordnen hat. Denn die Mannigfaltigkeit der Anschauungen und der Grundbedingungen, aus denen diese Anschauungen hervorgehen, ist für die kleinsten, wie für die größten Lebensgemeinschaften angeichts der unvermeidlichen Einseitigkeiten und Störungen, denen jeder Aufbau solcher inneren Welten unterliegt, eine Gesundheits- und Glücksbedingung ersten Ranges, sobald nur die Fundamente der Verständigung über das Zusammenwirken dieser Verschiedenheiten gehörig entwickelt sind. Ein harmonisches Zusammenwirken der verschiedenen Weltanschauungen kann aber nur dadurch erreicht werden, daß jede derselben nicht bloß die Tatsache dieser Verschiedenheiten und die Tatsache ihrer eigenen Unvollkommenheiten und Irrtümer in ihr ganzes Weltbild beiseite mit aufnimmt, sondern auch die Notwendigkeit einsieht und zugestht, diese Verschiedenheiten und diese Irrungen verstehen zu lernen und dann auf dem Verständnis derselben jene Art der bedingten Selbstbehauptung und jene Art der Unterordnung und Einordnung in das größere Ganze zu entwickeln, welche das größte gemeinsame Heil verbürgt.

Mit andern Worten, es bedarf jetzt dringendst einer Vervollständigung der Erkenntnisarbeit durch eine tiefere Erforschung der Erscheinungen und Gesetze der Menschenwelt, die man in ihrer besonderen Erscheinungsform als eine ethische Welt oder eine der ethischen Welten mitten in dem umfassenden Kosmos bezeichnen kann. Das Verlangen nach dieser Vervollständigung und Vertiefung der Geistesarbeit, nach dieser bewußteren Ergründung und Harmonisierung der zugleich kosmischen und ethischen Erscheinungsform „Menschheit“ ist der tiefste Sinn der jetzigen ethischen Bewegung.

Man wird hier einwerfen, daß die wissenschaftliche

Seite dieser Arbeit schon längst bestche. Nicht blos die Philosophie, sondern überhaupt die gleichwertig neben der Naturwissenschaft stehende Kulturwissenschaft, nämlich die Wissenschaft von sämtlichen bisherigen Hervorbringungen der Menschheitskultur und von ihrer Entwicklungsgeschichte, beschäftigte sich ja schon eingehend mit allen diesen Fragen und Untersuchungen.

Wenn man näher zuhört, verhält sich dies aber folgendermaßen: Gewiß ist auf dieser Seite wissenschaftlicher Arbeit schon vieles im Gebiete der Probleme des Zusammenlebens, überhaupt im Gebiete der Kulturprobleme gedacht und gestaltet worden. Aber nicht nur hat die Kulturwissenschaft bisher fast ausschließlich in die Vergangenheit geblickt, sondern sie hat sich auch durch die Erscheinungen der Vergangenheit vielfach die unbejagte Beurteilung der Gegenwart und die freudige Zuversicht auf die höhere Entwicklung dieser Kultur in der Zukunft verklammern lassen. Entwicklungen, die für konsequentes, in der naturwissenschaftlichen Arbeit befugtes Denken in hohem Grade als ausschließend, ja als unerlässlich erscheinen, sind häufig von jenem Geiste der Kulturwissenschaft geradezu als utopisch bezeichnet worden. Die stehende Redewendung, mit der das philiströse Urteil jede tiefere Keuerung ablehnt, nämlich die Behauptung, daß es immer so gewesen und daß daran nichts zu ändern sei, entspringt auch jener überwiegend nach rückwärts gewandten Auffassung der Kulturwissenschaft. Hier ist es ein Verdienst der naturwissenschaftlichen und technischen Arbeit, daß der Blick der Menschheit wieder stärker nach vorwärts gewendet wird. Allerdings besteht hier eine große, vielfach schon hervorgerettene Gefahr, die in dem leichtmütigen Denken des Naturforschers enthalten ist. Die Möglichkeit, hypothetisches Denken über das Geschehen in der Natur verhältnismäßig schnell und sicher durch den Fortgang des natürlichen oder des experimentell hervorgerufenen Geschehens zu erproben und das Denken hierdurch nötigenfalls immer wieder richtig zu stellen oder neu zu gründen und zu verfeinern, ist so charakteristisch für die erfolgreichste naturwissenschaftliche Methode, daß die Versuchung nahe liegt, dieses Verfahren auch auf die Probleme des Gemeinschaftslebens anzuwenden. Bei diesem aber ist das Experimentiermaterial der Mensch, und hier kann demnach die naturwissenschaftliche Methode nicht ohne große Gefahren zur Anwendung kommen, wenn sie sich nicht gewissenhafter, als meistens bisher geschehen, mit berzengender Sorgfalt und Vorsicht durchdringt, die auf diesem Felde für die Anwendung der Methode geboten ist. Hier kann also diejenige wissenschaftliche, insbesondere kulturwissenschaftliche Arbeit, welche jene experimentelle Bewährung oder Widerlegung ihrer Gedankentwürfe kennt und deshalb in höherem Grade an jene Sorgfalt und Vorsicht und an die Auffuchung aller Kriterien der inneren Wahrheit gewiesen ist, eine Mitwirkung von höchstem Werte darbieten, während sie sich selber mit der zuverlässigeren Betrachtungsweise der Naturwissenschaft gegenüber der Entwicklung neuer Dinge im Menschenleben durchdringen muß.

Auch bei der Vertiefung und Bereicherung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung nach der Seite des Gemeinschaftslebens hin, kurz gesagt bei der Entwicklung einer reiferen Lebensanschauung wird die Kulturwissenschaft die unentbehrliche Mitarbeiterin sein müssen, nicht etwa um die Vergangenheit irgendwie wieder aufleben zu lassen, sondern um der gesamten Wissenschaft auch in den Zeugnissen und den Erfahrungen der Vergangenheit klar vor die Augen zu halten, welche hohe Bedeutung auch die Schöpfungen der Kunst für Form und Inhalt jener reiferen Lebensanschauung beanspruchen müssen.

Es kann nicht die Rede davon sein, daß die ethische Bewegung alle jene großen Denker-Arbeiten, alle jene

Bereicherungen des Zusammenwirkens und Zusammenlebens der Menschen auch nur anregt, geschweige denn selber unternimmt. Herakles' Arbeiten wären ein Kinder spiel dagegen. Aber ein Ferment will und soll sie sein, welches die vorhandenen Gedanken-Elemente in neue, höher und wirksamer organisierte Verbindungen umgießt, löst und zugleich eine Liebeskraft will sie sein, welche die Seelen, in die diese Gedanken eingehen sollen, einander näher bringt und empfänglich gegen einander macht.

Mein heutiges Thema umfaßt keine nähere Darlegung gegenwärtiger Zustände des Gemeinschaftslebens. An andern Stellen ist dies rednerisch oder publizistisch von andern Mitgliefern der ethischen Bewegung gesehen und wird unablässig weiter geführt werden.

Rur von einer Erscheinungsgruppe, die gerade im letzten Jahre noch schärfer hervorgetreten ist und die eigentlich alle Not der gegenwärtigen Zustände in sich begreift, lassen Sie mich einige Worte sagen. Es ist die schmerzliche Verwirrung, in welche in der äußeren und inneren Aktion der Staaten und auch schon vieler engerer Gemeinschaften die Anpflanzungen von Recht und Gerechtigkeit, von Würde und Wahrheit und nun gar von den Grundfähen der einfachsten Menschlichkeit immer weniger werden.

Ich will nur wenige Worte sagen über die unannehbare Thorheit der Lehre von der doppelten Moral und von einer besonderen Moral bei den Staaten, überhaupt bei den Gemeinschafts-Aktionen. Der Jesuiten-Orden wird prohibiert, aber der Jesuitismus in einer viel niedrigeren und gefährlicheren Form, als er jemals von diesem Orden gehandhabt worden ist, wird überall von den Großen und den Kleinen praktiziert.

Das traurigste ist aber dabei die Rolle, welche vielfach gerade die Gelehrtenwelt spielt. Ich hebe dies hervor, weil ich dieser „Junk“ angehöre, und weil ich ihr die Aufrichtigkeit schulde. Ich bin der Meinung, wie ich es jüngst an anderer Stelle ausgesprochen habe, daß die soziale Treue, die man der engeren Gemeinschaft schuldet, sich unterordnen muß dem unmaßstaberen Idealismus einer tieferen Selbsttreue, die zugleich die höchste Gemeinschaftstreue ist.

Es ist zuzugeben und ist heute im ersten Teil meines Vortrages mehrfach zur Erwähnung gekommen, daß die Aufgaben der Wissenschaft vom Gemeinschaftsleben viel, viel schwieriger und die Entscheidungen des Urteils dabei viel komplizierter sind, als bei der wissenschaftlichen Erforschung der übrigen Welt. Aber daß die Fundamente des Denkens über die sozial-politischen Dinge bei vielen Gelehrten fortwährend wackeln, daß, angesichts der äußeren Nachfragen und Nachterfolge, die Ur-Erfahrungen der Menschheit über Recht und Unrecht bei ihnen nicht mehr sicher respektiert werden, das ist ein Jammer.

Wenn wir von verantwortlicher Stelle hören müssen, daß die Politik eines großen Staates nicht nach der Moralphilosophie gemacht werden kann, so empfinden wir ein tiefes Mitgefühl für die enorme, fast abnorme moralische Verantwortungslast dieser Stelle, und wir können es auch verstehen, daß man eine tiefe Abneigung dagegen fühlt, von solcher hohen Stelle aus sich über Unrecht und Vergewaltigung, welche von anderen Staaten verübt werden, feierlich und für den Unterdrückten sympathisch auszusprechen; denn in tiefster Seele fühlt der edle Mann, der an jener Stelle steht, doch, mit wie schweren moralischen Konflikten auch sein eigenes Land beladen ist.

Aber, wenn der gelehrte und in ehrwürdigem Greisenalter stehende Geschichtsschreiber Noms an publizistisch hervortretender Stelle sagt: Die Weisheitigung des Weltunrechts sei von allen leeren Träumen der Leerthe, so ist doch zur mildesten Erläuterung dieses gedankenlosen Nihilismus, der das gerade Gegenteil von der bisher

fast allgemeinen Ueberzeugung von den Aufgaben des Erbklebens ausdrückt, nur auf die entsprechende seltsame Verwirrung eines großen Teiles der Gelehrtenwelt hinzuweisen. Möge es auch diesem Erleuchtung und Verbreitung bringen, daß in den untern Schichten des deutschen Volkes und auch bei vielen waderen Männern und Frauen aus allen Ständen einschlieflich der Gelehrten ein festes, redliches Urteil über alle diese Dinge lebt und nach höherer Wirksamkeit ringt.

Ein wahres Idealbild gefunden und redlichen, begeisterten Urteilens und Thuns in allen großen Fragen des Gemeinschaftslebens, ein Mann von einfacher frommer Weltanschauung, aber lieblichstem Herzen, ist heut vor zwei Jahren aus diesem Leben geschieden, Moritz von Egiby. Er lebt in unseren Seelen fort, und sein Andenken wird uns helfen, unsere Pflicht zu thun.

Streiflichter.

China und die Religionsfreiheit. Die Zentrums-partei hat zur Beratung der China-Vorlage in der betr. Kommission des Reichstags die Resolution beantragt: „Die verbündeten Regierungen zu ersuchen, darauf hinzuwirken, daß in dem die Wirren in China abschließenden Staatsvertrag die christlichen Religionsübung in China ausdehnen und unter den Schutz der an dem Vertrag beteiligten Staaten gestellt werde.“

Dieser Antrag ist ein würdiges Seitenstück zu dem Toleranz-Antrage des Zentrums und charakterisiert die falsche Auffassung vom Wesen der „Religionsfreiheit“, welche die chinesischen Wirren so wesentlich mit verschuldet hat. Man braucht sich nur den umgekehrten Fall zu denken, daß China auch seinerseits die Freiheit der buddhistischen Religionsübung in Deutschland durch Staatsvertrag gesichert wissen wolle. Würde nicht Deutschland erwidern müssen: diese ist schon gewährleistet durch die Verfassung, aber sie finde ihre Grenze einmal an den Gesetzen, die für alle Unterthanen gelten müssen und sodann an dem allgemeinen Staatsinteresse, sie sei überhaupt ausschließlich eine innere Angelegenheit des souveränen Staates, und es heiße diese antasten, geradezu negieren, wolle man von außen sie erst regulieren. Und das bittere Gefühl der Unfreiheit kann durch nichts so intensiv erweckt werden, als durch Eingriffe der Gewalt in das, was das Innerlichste des Menschen betrifft — die chinesische Revolution hat es genügend erwiesen. Die Chinesen haben, darin stimmen alle unbefangenen Beobachter überein, überall da, wo keine Gewalt von innen sich für die christlichen Missionen einsetzte, diesen immer die uneingeschränkste Religionsfreiheit zugestanden. Was sie erstreben, ist die Freiheit ihres eigenen religiösen Lebens. Ist das ein unbilliges Verlangen?

Ruhige Herzen. „So schaut, wie mein Herz ruhig ist,“ hat nach den Zeitungsberichten der chinesische Soldat Enhai, der, seiner Gehorsamspflicht getreu, den deutschen Gefandten erschöß, vor der Exekution, der „Süßne“ seines Verbrechens, ausgerufen. Warum hätte kein Herz auch unruhig sein sollen? Auf Befehl des Vorgesetzten töten war ja sein Beruf, und daß dieser Beruf auch bei den „fremden Teufeln“ in höchstem Ansehen steht, ihre Träger mit bunten Kleidern, Ehrenzeichen, Wohlstand und dem „allerhöchsten“ Wohlwollen belohnt, konnte er, wenn er es noch nicht wußte, in den letzten Monaten reichlich beobachten. Auch wußte er, daß nur das üble Kriegsglück ihm Hinrichtung an Stelle von Beförderung bescherte. Und die Verantwortung für den Mordverbrechen an der geheiligten Person des Gefandten schließlich ging ja ihn nichts an; die trug sein Befehlshaber. Das haben

die Menschen, gelbhäutige und weißhäutige, ganz vortrefflich eingerichtet: Gewissenlosigkeiten müssen, wie das Wespad eines Aristarensens, nur auf möglichst viele Schultern verteilt werden; das winzige Päckchen, das dann auf den Einzelnen fällt, drückt nicht mehr.

Ob die Herren Offiziere, die das Todesurteil vollziehen siehen, auch so ruhige Herzen hatten? Es ist annehmlich. Erstens waren sie ja in derselben bequemen Lage, ihr sittliches Urteil, als unnützen Ballast im Kriege, wegzudanken zu können; auch sie führten ja nur die Befehle höhergestellter aus! Und dann die schöne alttestamentarische Gerechtigkeit: Blut um Blut! Noch dazu an derselben Stelle, wo das Blut des Opfers geflossen war. Wer denkt immer gleich an das siebenzig siebenmal Vergelten des unpraktischen Schwärmers, der sich gegen diese Sorte Gerechtigkeit auflehnte! Endlich die Abstumpfung: Du lieber Gott, was liegt an solch einem schlagäugigen Chinesen mehr oder weniger? Die Thränen seiner Mutter und das Bimmern seiner Angehörigen tönen wir glücklicherweise ja nicht. Schließlich — wo kämen wir hin, wenn solch ein himmelfreudiges Verbrechen ungehört bliebe?! —

So ähnlich dachte Napoleon I. auch, als er die Schill'schen Offiziere in Wesel hinrichten ließ.

Aber — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt — wir glauben nicht sehr an die Ruhe dieser Herzen. So mancher mag nach der Exekution mit bitterem Geschmack im Munde weggegangen sein und innerlich oder laut ein „Scheußlich!“ gerufen haben. Aber er's auch nur auf die widerliche Prozedur haben beziehen wollen, der Ekel sitzt doch tiefer. Aus den Berichten über die erste Vernehmung des geständigen, „Wörders“ klang jederzeit ein leiser Ton von Sympathie heraus für den braven Soldaten, der ohnehin lange zu singeln seine Pflicht that, wie er sie verstand; der keine Menschenfurcht kannte und gefaßt dem unabwendbaren Tode ins Auge faß. Natürlich kommt man darüber hinweg „est la guerre — nur nicht sentimental sein!“ Aber scheinlich ist's doch!

Die Unruhe ist da im Herzen, eine ganz leise und kaum merkbare Stimme. Wir können sie leicht überschreiben, wenn wir nur recht scheinig sind. Darum ist Schneidigkeit jetzt so sehr in Mode. Aber Moden sind hinfällig — und jene Stimme hat Zeit. Sie wiederholt ihr Sprüchlein „Du sollst nicht töten“, unermüdet schon seit Jahrtausenden. Wird das neue Jahrhundert sie hören?

Wir sind keine Tagewähler; aber gefallen hat's uns doch, daß die Hinrichtung am 31. Dezember 1900 und nicht am ersten Tage des neuen Jahrhunderts stattgefunden hat.

Bücherchau.

Volksfreunde. Drama in vier Akten von Hans Hoyer. Götting 1900.

Eine Richtung, die ihren Zweck nicht in sich hat, also kein eigentliches Kunstwerk, sondern Lebensbeobachtung, soziales dramatische Theorie und zwar sozialistische Theorie, der Verfasser will zeigen, wie der Ideal, schicksal bedingte und hankelnde Volksfreund zwar an dem Wiederstand der Pumpen, von gewissermaßen demagogischen verheßen und ausgebeuteten Menge scheitert, wie aber doch immer wieder der ethisch Gesinnte sich zu hilfebringendem Handeln emporklingt. — Es ist dem Dichter gelungen, eine Anzahl stark umrissener Charaktere zu schaffen. Besonders wohltuend wirken der tüchtige Fabrikbesitzer Rittich, der auf Grund reicher Lebenserfahrung sich die Aufgaben erungen hat: „Ohne Autorität rübt überall auf sich selbst und befaßt nicht mehr als eine überlegene, charaktervolle Persönlichkeit, und der Arbeiter Alons Brax und dessen Schwester Marie, die nach im Sterben ihren irragetischen Menschen zurufen: „Die Arbeit allein kann uns befreien.“ Auch die anderen eckten und unechten Freunde des Arbeitervolkes sind, wie gesagt, gut charakterisiert. Aber was dem Drama zum Kunstwerke fehlt, ist eine Hauptperson in beherrschender Handelt und Fülle. Durch diesen Mangel löst sich die Handlung in einzelne, von einander fast unabhängige Szenen auf, die teilweise (wie z. B. die Beschreibung der

Fachkenntnisler mit dem Hrn Dr. Schulz geradezu epiphenalen wirken. — Dem also aus dem ästhetischen Standpunkte aus allerlei schwerwiegende Bedenken gegen das Werk erhoben werden müssen, so sei es doch als denen, die sich über die Hauptbestimmungen unserer Bewegung in bequemer, durch Anklänge an die Form orientieren wollen, zu nachdenklicher Lektüre empfohlen.

J. St.

Dr. Wilhelm Wobe. Goethes Lebenskunst. Berlin, G. Siegel's Verlag v. Sohn. 1901. Dem geschichtlichen und geistlichen Wertchen, in dem der Verfasser vor einem Jahre den Wittenberg Goethe persönlich seine Anschauungen über Religion und Sittlichkeit entwickelt (s. "Meine Religion", "Mein politischer Glaube"). Zwei veritauchliche Aebden von J. W. v. Goethe. Zusammenfassend und herausgegeben von Dr. W. Wobe), hat er nun ein neues Buchlein folgen lassen, das mit demselben Titel und derselben quellenschnigen Genauigkeit aus ergeht, wie Goethe wohnte und verhielt, wie er sich liebte, wie er sich trauete, wie er seine Gesundheit fürchte und Krankeheiten ertrug, wie er sich gegen Fremde und Freunde verhielt, gegen Höherstehende und Untergebene, wie er als Liebhaber und Gernmann war, und dann weiter: wie er arbeitete und lernte, wie er ein guter, gerechter, empfindsamer Mensch zu sein sich bemühte und wie er sich zu Gott und seinen Verändern stellte." (Vorwort S. V.) Wilhelm Wobe hat das sehr liebenswürdige Talent, überall das Persönliche aus der Schale der unersenslichen und erwidenden Kleinigkeiten des Lebens herauszufinden; er giebt nur Charakteristisches, und niemand, der sich einer Prüfung anvertraut, braucht zu befürchten, in die Dände eines pedantischen Geschichtsphilologen fallen zu sein, den blinde Verdrängung in jedem Schimpel aus dem Papierkorbe des Lektüres ist im Volument des Persönlichkeitsgenuss stehen läßt. Anderswärts ist Goethes Persönlichkeit mit allem ihrem Reize und Reizwertlich etwas zu Verben- und Beretzernwerden, daß kaum etwas klein genug ist, um ganz ohne Interesse zu sein. Die gute Willkürliche also zwischen dem Humil und Jumentig zu geben vermag nur seiner Laune, wie ihn der Autor best. Den Leser aberaus vielen, die sehr schwer einmal einen Goetheband selbst aufschlagen, viel eher aber ein (binnen) Bücherin über er Goethe lesen, wird Wohl sicherlich den von weitem rezeptivell begründeten "Kleinfest" wieder einmal wertlich nödigen drängen und — wer weiß? — vielleicht mehr der eine oder andere, daß es nicht genügt, Goethe in der Schale "gehört zu haben"; man muß es auch an ihm etwas haben".

Wilhelm Wölsche. Goethe im 20. Jahrhundert. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Göttingen. Berlin-Bres. 1901. 1 Mt.

Als einer von den bisher noch immer zu Wenigen, die nicht nur an Goethe etwas haben, denen er etwas ist, sondern in denen selbst ein Teil von Goethe ist, stellt sich W. Wölsche dar. Für die große Menge nur ein begrifflicher Anhänger Goethes, ist Er-klaren eines "Nebenbeneden in der Natur" von den best-machenden Wohl seiner Sprache aus als geistlicher und bildnerisch empfindender Naturphilosoph anerkannt, ein freierer Forscher der exakten Wissen-

schaft und doch liebenswürdiger Glaubener über die schwierigen Probleme der Naturerkenntnis, zeigt sich ähnlich hier als der "Brospekt mit rüdmäßig gewandtem Gedacht", als Geschichtsphilosoph, der die feinsten geistigen Regungen der Gegenwart im Persönlichkeitsorganismus puffieren läßt und den Berücksichtigung und Beweinigungen dieses lebenspendenden Blutstroms nachgeht (die zu ihrem am nächsten zurechtliegenden Ursprunge, zu dem noch heute mächtige Wirkungsweisen ausdröhen den Degen Goethes. Aber mit feinen eigenen Worten: "Goethe ist gemütsmäßig der nächste Glaubenspunkt für unser heutiges Goethegenium, des Evangeliums vom großen, aussehenden Geistesprinzipium Menschheit, das wir im Augenblicks Kampf immer nur als Jellen sehen, während es uns dort als einhelliger Geistesgeist erscheint. . . . Wer luden uns selbst in ihm". Als Humboldt starb, hat ihn Kaunitz gemolt, wie er dem Kluge die Weltlugel wiederbringt, die er ein Menschentier allein getragen. Goethe ist der letzte, neueste Meier, der vor hunderten Jahren die ungeheure Wirtelung der Besonnenenheit auf die Schulter genommen hat und der sie bis heute sichtbar vor unsere Augen trägt." — In einer überaus geschlossenen Weise entwickelt nun Wölsche, immer im letzten Glaubertem, melch ungetrübtes Licht über die gelamte Kulturgeschichte in ihren ersten Anfängen die zum 18. Jahrhundert hin und der Silberbild des Goetheischen Geistes hat aufzuheben lassen. In ihm "schlägt die Menschheit, die lange gebinelt hat, endlich selbst die Augen (des rührenden Bewußtseins) auf". "Der Schanz der natürlichen Entwidlung ist Goethes Lebensgedanke". Sein Schanzbegriff und sein Idealbegriff folgen auf dem Verwicklungsgebanten. "Wer immer hertend sich bemüht, den können wir erlösen" — das ist der Triumph der Entwidlung. Der Idealbegriff Schillers in seiner tragischen Abkehr von der rauhen Wirklichkeit wird verträglich durch den Goetheischen Begriff des Ideals als "eines Junktivbittes, einer Stufe der sich vorwärts entwidenden Realität". "Der "ausgeprobenste Pantheismus", der Künstler, ist im Grunde der Junktivtheismus" Realität und Wirklichkeitsdauer — dies, daß er die Realität der Junktiv schon Junktiv, schon in Zeiten lebt, die erst ferne Zukunft erfüllen kann". Und diese Entwidlung ist nicht nur das Beschränkt eines doch emig sich gleichbleibenden, sondern ein im ganzen und einhelliger Fortwender einer Weiterprophet von Keinem, Höherem. Das ist der optimistische Glaube des großen "Empiristes"; aber kein natur, wohlleitet Optimismus, der über die Schwierigkeiten, daß die Form, das Junktivhaus sterben muß, damit das All werde, lechtänmig hinweggeht, sondern ein "Junktivtheismus", der Erhaben hat vor dem großen Schicksal der Welt. — Goethe, ein Idealismus der Menschheit, soll einwandern und auferstehen in jedem von uns. Jeder soll werden wie er. Dann ist die Menschheit nicht in Goethe — dann ist Goethe in der Menschheit. . . . Am Tage, da das erzählt ist, mag Goethe, der Größe, der Gewaltige, getroß verzeihen werden. . . . am dem Tage ist die Gruft von Weimar leer. Goethe ist tot — weil er aufgehoben ist."

Viele wenigen Standpunkte mögen dem Leser Zufall machen, das ganze, das Verlage sehr anprechtend ausgehaltete Fäden ein-nehmen. Er wird nicht einlässlich werden. Weit langer Zeit ist über Goethe auf wenigen Seiten nicht soviel Fernmäßig gefagt worden.

—nz—

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur.

Abteilung Berlin.

Vierteljahrsprogramm (Januar-April 1901).

Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.

Dienstag, den 15. Januar, abds. 8^{1/2} Uhr, Mittel den Einben t. III. Sitzung der pädagogischen Gruppe: Vortrag Dr. Fenjig: "Wie erteilt man Moralunterricht?" Diskussion.

Mittwoch, den 23. Januar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des händ. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hrn. William Sanders, Sekretär der Rattensen Labour League und Mitglied der Society ethical propaganda: "Die moderne Arbeiterbewegung in England" (in deutscher Sprache). — Diskussion.

Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des händ. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hrn. Dr. Albert Krupp: "Fortschritt in der Berliner Armenpflege". Diskussion.

Mittwoch, den 27. März, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des händ. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hrn. Dr. Wilhelm Stern: "Die Ethik der Epikureer". Diskussion.

Siehe überall willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Fenjig.

Auf Staatskosten ausgebildet

blinde Klavierspielerin

wünscht gegen mässiges Honorar in Privatgesellschaften zum Canze zu spielen. Dieselbe hat bereits sehr gute Zeugnisse als Canzspielerin auszuweisen. Näheres Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur oder Couisensstr. 6311.

Ein für die Realisierung der pädagogischen Ideen der „Ethischen Kultur“ arbeitender, (in 20 jähriger praktischer Schuldienft) erfahrener Erzieher sucht Affoziation mit wohlhabender, gleichstrebender Persönlichkeit, Herr oder Dame. Gef. Anerb. sub E. K. 1200 bef. die Exp. der Eth. K.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von 12 20 Pf. in Marken soweit möglich.

Verlag für ethnische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Fenjig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 66
Witbelnstr. 47. — Druck: J. E. Freub, Berlin SW., Rommandanienstr. 14.

Vertrieb
 beim Kasseler
 No. 11, 120 Nr.
 Man abonniert bei allen
 Buchhandlungen
 und Verlegern.
 Verlagsanstalt
 Nr. 2480.

Ethische Kultur

Direktor:
 Die Verlagsgesellschaft
 Kompartiments-Druckerei
 in
 Berlin
 Brügel-
 Straße
 17/18
 Fernsprecher
 1000
 und in der
 Expedition W.
 Wilmanns, Nr. 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gierke.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin W. Wilhelmstr. 42.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 19. Januar 1901.

Nr. 3.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Tolstoi Konitz Sternberg. Von Dr. W. Vode (Weimar). — Gesen die staatliche und kommunale Arbeitslosenversicherung. Von Dr. St. W. Soerker (Südrh.). — Björnstens „Aber auere Kraft“. Von Käthe Stellmader (Elbing). — Streitschlichter: Wa Gingsangs Predigt. Jubelfeier. — Bänderbau: Das Streben nach Vollendung und seinen Voraussetzungen. Glückseligkeit. Von Dr. Hübner-Schleiden. — „Das neue Weltreich“. Verzichtigung. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Tolstoi - Konitz - Sternberg.

Von Dr. W. Vode (Weimar).

Bei den vielen Meinungsäußerungen, die der Konitzer Fall und der Prozeß Sternberg hervorgerufen haben, habe ich nie bemerkt, daß man auf Tolstoi zu reden kam. Und doch läge das nahe, denn erst vor wenigen Monaten las alle Welt Tolstois „Anerkennung“: erschienen doch allein in Deutschland mehr als zwölftausend Uebersetzungen! Kann mögen viele Leser das Buch nicht verstanden haben; es verlohnen sich manche nur das Romanhafte, das Spannende, Auitragende und lassen alle Gedanken unberührt, wie die glänzende Kuh um alle bedeutlich erscheinenden Kräuter herumspürt. Aber Tolstoi hat doch seine Tendenz so dick aufgetragen, hat sie gleich vornweg in vier Bibelsprüchen über den Eingang genagelt, daß nur die ganz Kurzsichtigen eine Entschuldigung haben, wenn sie in dem Buche nur Charakterisierungen und Vergleichen sehen. Die am ausführlichsten und kräftigsten vorgetragene Lehre des Buches ist jenes Jesus-Wort, das wohl noch nie als frommer Wandpruch gemalt ist, obwohl es sich so vorzüglich dazu eignet: „Nichtet nicht!“ Und warum sollen wir nach Tolstois Meinung nicht richten? Weil das Richten und Strafen nicht Böses beizugt, sondern Böses bewirkt. Erlösen werden immer wieder Leute wegen Handlungen verurteilt, die sie gar nicht begangen haben — einen solchen Fall trägt Tolstoi ja vor; zweitens sind auch die Begehler der Verbredien oft unschuldig, da die Gesellschaft viel mehr an ihnen geübel hat, als sie an ihr, oder weil man sie als Kranke anfassen muß; drittens nicht die Strafe weniger als sie schadet; viertens aber — und das ist der größte Grund: niemand ist so unschuldig und so weise, daß er Andere richten und strafen dürfte; wir leiden seelischen Schaden, wenn wir uns zum Berurteilen und Feigenen verführen lassen.

Solche Lehrsätze kann man nicht bloß zur Unterhaltung lesen, man muß sich mit ihnen auseinandersetzen. Ich für meine Person konnte Tolstoi nicht vollständig recht geben. Als ich das Werk las, wurde gerade ein Bekannter von mir eines schlechten Verhaltens beschuldigt, und ich sah, wie alle Welt über ihn herfiel. Das sittliche

Bewußtsein der Leute war verletzt — es ist ja oft so empfindlich gegen fremde Vergehen — die Geistlichen waren entrüstet über die Sünde, die Beamten wollten die Sache „korrekt“, „rücksichtslos korrekt“ erledigt wissen, nachdem einmal ein „peinliches Aufsehen“ unvermeidlich war. Niemand trauf ich, der sich Nähe gab, aus dem Gerücht erst einmal die Wahrheit herauszuheben, der mißtrauisch genug war gegen die Darstellungen der Klatschbuben, der den Beschuldigten selber hören wollte, der sich in seine Lage versetzen konnte oder mochte, der das Ereignis zu verstehen suchte. Jeder bildete sich in den ersten fünf Minuten eine Meinung, jeder gab zu verstehen, daß ihm natürlich eine solche Verirrung nicht passieren könne. Erst als der Fall vor Gericht kam, wandte sich das Blatt. Da wurde mir so recht klar, welches moralische Vorbild doch im gerichtlichen Verfahren beständig wirkt. Da hat der Angeklagte seinen Verteidiger, der allen Scharfsinn und Eifer darauf verwendet, den Befehlsten zu entlasten; da muß jede Beschuldigung durch Zeugen bewiesen werden, denen man auch nicht ohne Weiteres glaubt; da ist die feierliche und gefährliche Zeremonie des Eides im Dienste der Wahrheit; da wertet kein Richter den Beschuldigten an, sondern er fragt: „Angeklagter, Sie sind beschuldigt, das und das getan zu haben, was haben Sie darauf zu erwidern?“ — Da wird schließlich auch bei den für schuldig Befundenen noch die Frage nach mildernden Umständen aufgeworfen. Wo haben wir denn außerhalb der Gerichte soviel Gerechtigkeit? Folgende Geschichte ereignet sich alle Jahre irgendwo: Mann und Frau leben in schlechter Ehe, der Mann trinkt, die Frau hat einen Freund. Plötzlich stirbt der Mann, und im selben Moment beginnt das Munkeln und Maunern. Bald verdichtet es sich zu ganz bestimmten Behauptungen: die Frau und ihr Liebhaber haben den Mann umgebracht. Man nennt eine Anzahl Leute, die Genaueres darüber sagen können. Der Staatsanwalt muß die Sache unterliegen; die Zeugenaussagen veranlassen ihn, die Beschuldigten in Haft zu nehmen, es kommt zum Prozeß. Tausende sind überzeugt, daß demnächt der Herr Arbeit bekommt. Aber siehe da: im Prozeß bricht das ganze Anklage-Material zusammen.

Zwei Einwendungen wurden mir gemacht, wenn ich die Gerichte lobte. Erstens: dieses sorgfältige Suchen nach dem Wahren und nach dem, was den Angeklagten entschuldigt, sei doch nur in den großen Prozessen üblich, nur dann, wenn das Verfahren in großer Öffentlichkeit stattfindet, wenn die Zeitungen darüber schreiben und die Zuhörer sich im Gerichtssaal drängen. Sei dagegen ein kleiner Mann aus dem Volke oder gar ein „Vagabund“ angeklagt, so werde er verurteilt — der üblich gewordene

Ausdruck ist: verknäuft — ehe er recht bemerkt habe, daß seine Verhandlung begonnen habe. Wie weit dieser Vorwurf gegen unsere Richter zutrifft, weiß ich nicht. Der zweite Einwurf ist: daß die Richter ja gar nicht innerlich nach Gerechtigkeit streben könnten, sondern nur zu untersuchen hätten, ob ein Fall auf einen papierenen Paragraphen passe oder nicht. Ob sie innerlich den Angeklagten für einen guten oder schlechten Kerl halten, komme gar nicht in Betracht, sondern nur, ob der Mann einen Paragraphen misachtet hat, oder vielmehr, ob man ihm diese Unvorsichtigkeit beweisen kann. So faune ein herzlich guter Mann verdonnert werden, während der ärgste Menschenfeinder unbehelligt bleibe. Diese Wahrheit ist sehr schmerzlich, aber in Summa ist es doch wohl besser, daß unsere Richter beständig an harte Paragraphen gebunden sind. Wenn sie den Wahrspruch aus ihrer eigenen Brust holen müßten, sämen sie erst recht in die moralisch verwerfliche Position des geistlich Hochmütigen, und wir würden ihre Urteile als unerträgliche Tyrannie und Willkür empfinden. Und zweitens muß gesagt werden, daß das Urteilen nach Schemata keine Spezialität der Richter ist; auch von den Richtjuristen haben erst wenige die große moralische Lehre angenommen: Si duo faciunt idem, non est idem. Man lege einem protestantischen Seelenhirten einen Ehebruchsfall vor, so wird er keine Paragraphen genau so schematenmäßig anwenden wie der Jurist die seinen. Ehebruch ist im sechsten Gebote verboten, es ist eine schwere Sünde, sie verdient entsprechende Strafe hier und in der Ewigkeit. Wenn aber der Sünder seine Sünde erkennt, ist herzlich bereut und aufrichtig Buße thut, so soll man ihm, um Christi willen, vergehen. So der Pastor; daß vergehen sowohl heißt wie verzeihen, weiß er in der Regel nicht, und so bleibt auch sein Verzeihen noch ein in Worten Kranken.

Doch nun zu König und Sternberg! Wie paßt die Lehre der „Anerkennung“ auf diese Fälle? Wir müssen sie recht klar gemacht zu haben, daß das menschliche Bestrafen und Streben nach Verräthung viel schlimmer ist, als die Liebelthaten, an die es sich knüpft. Wie der Gymnasialist Ernst Winter ums Leben kam, weiß heute noch niemand; daß es sich um einen besonders bössartigen Fall von Mord handelte, um einen so schlimmen, daß er sich etwa mit der Mißhandlung unschuldiger Kinder, die ganz alltäglich ist, vergleichen ließe, hat niemand behauptet. Die einen glauben, daß der lockere Gymnasialist bei Gelegenheit eines galanten Abenteuer erschlagen wurde, vielleicht nur aus Versehen; die andern glauben, daß der Mord aus einem religiösen Aberglauben heraus geschehen sei, also aus einem Bemagande, der mindestens bei jedem zweiten Menschen wirksam ist, der bei guten und schlechten Thaten in der Regel den Thätern zur Ehre angerechnet wird. Für unsere Thaten in China möchten wir ja doch auch unsere religiösen Irrtümer als Milderungsgrund angerechnet haben. Also vermutlich wäre später die Tödtung Winters sehr milde zu beurteilen; vorläufig liegt für den ethisch Gebildeten der Fall von heute noch sehr bequemen: wir wissen nicht, wie Winter um das Leben gekommen ist, folglich dürfen wir niemand beschuldigen. Nun denke man daran, was alles in König und Umgebung, bis in die Redaktionen der ersten antisemitischen Blätter hinein, an Verdächtigungen, unwahren Beschuldigungen, Lügen, Meiniden, Hochzeiten, Verböhhungen, Beschuldigungen und Schädigungen Unschuldiger geschehen ist, allermeist von Leuten, die der ganze unauferklärte Fall gar nichts anging, so wird man mir wohl recht geben: die ursprüngliche That verschwindet daneben. Gewiß ist ein Mord oder ein Todschlag ein recht ernst zu nehmender Fall, aber es kommt doch im Deutschen Reich alle Jahre ungefähr 300 Mal vor (1898 wurden 270 Personen

wegen Mord oder Todschlag verurteilt, 334 waren angeklagt). Der Mord Winters wäre ein Verbrechen Weniger oder eines Einzelnen; die Verfolgung leichtfertig Bejudenbigler war im Königer Falle aber ein Verbrechen Tausender.

Auch im Prozeß Sternberg war das, was sich an das Vergehen knüpfte, einerseits, um „den Juden reinzulagen“, andererseits um ihn gegen seine Ankläger zu verteidigen, sicherlich viel bedeutlicher als selbst die Handlung, um die man sich stritt. Es ist ja bekannt, mit welchen Mitteln auf beiden Seiten der Kampf geführt wurde, wie Juristen und Polizeibeamte auf der Strafe blieben, und wie das halbe Deutschland sich moralisch entristete und zugleich freute, all den Schmutz in der Zeitung vorgelesen zu bekommen. Man wird sich vielleicht wundern, daß ich das ursprüngliche Vergehen als ziemlich klein hinstelle. Dorf man für einen Menschen wie Sternberg überhaupt ein gutes Wort einlegen? Nun, sein Vergehen ist erstens noch nicht zweifellos erwiesen, das Urteil stütze sich sehr stark auf das Gerede von Lügnerinnen; zweitens soll der Richter gerade die Partei des Unsympathischen nehmen, weil es eine bekannte Erfahrung ist, daß man unsympathischen Personen sehr leicht Unrecht thut. Sternberg ist aber sehr unsympathisch und erregt schon dadurch den Haß vieler Leute, daß er es zu sechzehn Millionen gebracht hat; manche halten ihn schon deshalb für schuldig, obwohl das doch bei einem Sittlichkeitsvergehen gar nicht in Betracht kommt. Die erste Pflicht des ethisch denkenden Menschen ist, sich selber an die Stelle des Angeklagten zu versetzen. Geht, ich wohne in Berlin, sei schwerreich und sei verheiratet. Wenn da in mir ein abnormes sexuelles Verlangen arbeitet, das ich legitim nicht befriedigen kann, bin ich dann schlecht? Nein, ich bin krank. Ich kann in jeder anderen Beziehung sehr gesund und geistesgesund sein, in dieser Beziehung bin ich krank und geistesgestört. Bei Sternberg liegt der Fall noch dazu so, daß er durch frühere Prozesse gewarnt war. Wozu lesen die Leute denn die so häufig gewordenen Bücher über sexuelle Psychopathie, wenn sie die Ergebnisse nicht in einem so beruhnten Falle anwenden wollen? Gegen Personen mit verworrenen Instinkten muß die Gesellschaft geschützt werden, aber zu moralischer Entrüstung und zu Strafen liegt doch bei Kranken kein Anlaß vor. Man sperrt doch andere gefährliche Kranke nicht ins Justizhaus. Hat man jetzt keine anderen Schutzmittel als die Strafanstalten, so ist das schändlich für die Gesellschaft, es rechtfertigt keine Ungerechtigkeit gegen einen verurtheilten Millionär.

Hat Tolstoi Recht? habe ich mich immer wieder bei diesen Prozessen gefragt. Meine Antwort ist: nicht damit können wir anfangen, daß wir die Gerichte abschaffen, sondern das Volk muß zuerst noch lernen, daß sein Schreien nach Sühne und Strafe unpraktisch und böse ist. Zu König war es klar, daß es zu einer Lynchjustiz gegen die Juden gekommen wäre, wenn nicht die Erwartung auf das bürgerliche Gericht die Kalenden doch ein wenig zurückgehalten hätte. Unser Volk ist noch nicht reif für eine Verechtigung der Gerichte, die an sich unwiderruflich ist. Entweder könnte nun die Armee der christlichen Geistlichen auf den Gedanken kommen, daß Jesus gar kein unpraktischer Träumer war, als er selber nicht richten wollte und andere vor dem Nichten warnte. Oder aber, da es doch wohl zu lange dauert, bis sich die Diener der christlichen Kirchen zu Christus belehren, wir Freunde der ethischen Bewegung müssen noch eifriger die Weisheit des Nichtrichtens und Nichtstrafens verknüpfen.

Gegen die staatliche und kommunale Arbeitslosenversicherung.*)

Von Dr. R. W. Höcker (Köln).

Herr Erich End ist in Nr. 47 d. M. für das Sonnenmännche Projekt der kommunalen Arbeitslosenversicherung auf reichsgesetzlicher Grundlage eingetreten und ist dabei auch auf meine Bedenken gegen derartige Projekte zu sprechen gekommen. Seine Argumente können mich aus folgenden Gründen nicht überzeugen: Ich habe es als die Hauptgefahr einer derartigen öffentlichen Versicherung bezeichnet, daß sie den Organisationen der Arbeiterschaft ein für allemal die stärkste Anziehungskraft nehmen würde. Demgegenüber schlägt Herr End vor, man solle diejenigen Arbeiter, die gewerkschaftlich versichert sind, von der öffentlichen Versicherungspflicht entbinden. Dann würde die Gewerkschaft ihre Anziehungskraft behalten, da sie dem Arbeiter ja neben der Unterstützung noch verschiedene andere Vorteile bietet. Mir scheint, Herr End hat niemals in die ganze Schwierigkeit der gewerkschaftlichen Organisationspraxis hineingesehen — sonst müßte er wissen, daß der Todfeind der Organisation eben der Individualismus und die Kurzsichtigkeit des Durchschnittsarbeiters ist, der sich an jeden kleinen nachteiligen Vorteil anklammert, aber kein Verständnis für weiter ausschauende Anstrengungen und Opfer hat. Dieser Durchschnittsarbeiter aber wird die Arbeitslosenunterstützung dort suchen, wo sie mit den geringsten materiellen Opfern und moralischen Verbindlichkeiten vernüpft ist — nämlich beim Staate. Ist aber die Gewerkschaft die einzige Quelle solcher Unterstützung, so werden ihr dadurch auch breite Schichten zugestiftet werden, an deren sozialer Anarchie sonst jede andere Propaganda abprallen würde. Diese Beobachtung ist es ja, die das Hauptargument aller derjenigen deutschen Gewerkschaftsführer ist, die mit jährlich wachsendem Erfolge für die Einführung der gewerkschaftlichen Arbeitslosenunterstützung eintreten, weil dadurch allein die Organisation aus einem Taubenschlag zu einem stabilen und widerstandskräftigen Verbands würde. Dr. Schmöle, einer der besten Kenner der deutschen Gewerkschaftsgeschichte, weist mit Recht darauf hin, daß die Ursache für die langjährige geringe Entwicklung der deutschen Gewerkschaftsbewegung hauptsächlich in der staatlichen Versicherung zu suchen sei, die den Arbeiterorganisationen den Wind aus den Segeln genommen habe. Und der nationalliberale Abgeordnete Müller hat auf dem vorletzten Arbeiterversicherungstongress in Wuppel sehr bezeichnend aus der Schule geplaudert, indem er gegenüber dem Engländer Drage die Vorteile der staatlichen Versicherung dahin erläuterte, daß alle gewerkschaftlichen Versicherungskassen nur dazu dienten, die Widerstandskraft der Arbeiter bei Streiks zu steigern — ein Mißbrauch, dem durch Übernahme der Versicherungskassen durch den Staat vorgebeugt werden müsse. Aus den gleichen Motiven — nämlich nach Untergrabung der Arbeiterorganisation — hielten ja auch Herr von Heyl und Herr von Stumm der geplanten staatlichen Arbeitslosenversicherung sympatisch gegenüber. Ist es da nicht unbegreiflich, wie sich eine demokratische Partei so in ein Projekt verliehen kann, das in seinen sozialen Wirkungen die Anfänge der Selbstverwaltung und Selbstbestimmung gefährden und den Gewerkschaften, den Bollwerken der Volkssrechte, ihre entscheidendsten Entwicklungsbedingungen nehmen muß — zu gunsten der noch größeren Vermehrung der Bürokratie und staatlichen Initiative im deutschen Vaterlande?***) Weiß man nicht, daß der ganze

Einfluß, den die Gewerkschaften auf die Besserung der Arbeitsbedingungen und auf die Entwicklung der Gleichberechtigung (Demokratie!) im Arbeitsvertrage erlangen können, abhängig ist von ihrer Fähigkeit, das Arbeitsangebot zu beherrschen? Wie aber soll das möglich sein, wenn man ihnen nicht die Arbeitslosenunterstützung anvertraut? Notabene: Dadurch, daß sich die Gewerkschaften nunmehr häuslich im kommunalen Arbeitsnachweise einrichten, ist mein Bedenken gegen diese Entwicklung des Arbeitsnachweises nicht widerlegt. Was blieb den Gewerkschaften anderes übrig? Und wenn die staatliche Arbeitslosenversicherung käme, was bliebe ihnen übrig, als sich häuslich darin einzurichten? Aber Herr End möge sich einmal unter vier Augen bei den Herren Legien, Seigt, Vorsch u. a. danach erkundigen, ob sie jene nun nicht mehr rückgängig zu machende Entwicklung nicht im Interesse des Aufblühens ihrer Organisationen aufs lebhafteste bedauert haben! Ich bin damals gegen die kommunalen Arbeitsnachweise aufgetreten, nicht weil ich im Ernst geglaubt habe, daß mein Einspruch das noch irgend eine Wirkung haben könne, sondern weil ich an einem konkreten Beispiel illustrieren wollte, wie notwendig unseren Philanthropen und Sozialpolitikern eine breitere Grundlage der sozialwissenschaftlichen Orientierung not thäte. Wenn ich das geplante Projekt einen ausgezeichneten Ersatz für das preussische Sozialengesetz z. genannt habe, so wollte ich damit die Verfasser nicht in ihren Motiven treffen, sondern nur zeigen, daß der gute Wille und der sozialpolitische Spezialismus ihrer breiteren Ueberblick über die Tatsachen und Tendenzen der sozialen Entwicklung oft mehr Schaden als Nutzen bringen kann. Wie wenige unserer Sozialpolitiker (sogar innerhalb der Sozialdemokratie!) kennen den modernen Arbeiter und sein Organisationsleben psychologisch aus persönlicher Verührung und Beobachtung! Daher die vielen Projekte ohne Anknüpfung an die Kräfte des Lebens, daher diese Politik des Aufpropfens und Regulierens und Weichstens auf Kosten der Initiative und des organischen Wachstums!

Die Anhänger der öffentlichen Versicherung stützen sich besonders auf ein Argument: Was soll dann aus der überwiegenden Majorität der Nichtorganisierten werden? Bedeutet nicht die gewerkschaftliche Versicherung nur den Schutz für eine kleine Minorität des Proletariats? Darauf antworte ich folgendes: Wenn es wahr wäre, daß die Uebertragung der Arbeitslosenunterstützung auf die Gewerkschaften nur den organisierten Arbeitern zu gute käme, so wäre der Einwand berechtigt. Aber die Gewerkschaft, deren Lebensbedingung die Herrschaft über das Arbeitsangebot ist, — diese Gewerkschaft arbeitet ja für die Interessen der gesamten Arbeiterschaft. Jede Verfürgung der Arbeitszeit, jede Erhöhung des Lohnes, jede Berücksichtigung der Arbeiterschaft in der Gesetzgebung, die sie durchsetzt, kommt ja der gesamten Arbeiterschaft zu gute. Es gibt keinen Arbeiterschutz ohne Kontrolle durch machtvolle Gewerkschaften. Die Gewerkschaften erreichen zehnmal mehr wirkliche Sozialreform als alle Sozialpolitiker zusammen. Und die Erhöhung und Sicherung des ganzen Lebensniveaus, die sie auch dem unorganisierten Arbeiter erkämpfen, bedeutet für dessen Dasein weit mehr als eine staatliche Arbeitslosenunterstützung, die nur auf Kosten der gewerkschaftlichen Machtentwicklung zu erreichen sein würde. Aber noch mehr: Für jeden weiterbildenden Beobachter der sozialen Entwicklung sind die Arbeiterorganisationen die Hauptträger und Förderer derjenigen gesellschaftlichen Umgestaltungen, die dem Uebel der Arbeits-

* Die Veröffentlichung dieses Artikels, der schon seit mehreren Wochen arbeitslos war, ist durch zufällige Umstände, namentlich Raummangel verzögert worden.

** Der Arbeiterfreund Seigt schreibt zu Sonnenmanns Versicherung sehr treffend: „So der Vorschlag eines Demokraten. Wir

würde es lieber ausüben, den preussischen Bureaukraten unter Stummms Führung ausgearbeitet, wenn es den Bundesrat und deutschen Reichstag passiert hätte.“

losigkeit an die Wurzel gehen. Die Ursache der Arbeitslosigkeit breiter Arbeiterschichten liegt in der noch unvollkommenen Ausgleichung von Angebot und Nachfrage innerhalb der auf Konkurrenz gegründeten Wirtschaftsordnung. Dieser Organisationslosigkeit wird begegnet einmal durch die von der Arbeiterbewegung ausgehende Zusammenfassung des Konsums und dann durch die wachsende Kartellierung bisher konfurrerender Unternehmungen — auf welche Entwicklung ebenfalls eine gleichmäßig organisierte Arbeiterbewegung den entscheidenden Druck ausüben kann. Wer sich die Perspektive der Arbeiterorganisation einmal klar gemacht hat, der wird sich denn doch zehmal besinnen, ehe er seine Zustimmung gibt zu einer augenblicklichen Linderung, die unzweifelhaft der gründlichen Heilung des Übels in den Weg tritt und die Kräfte dazu unterbindet. Und jedenfalls wird er begreifen, daß durch die Auslieferung der Arbeitslosenversicherung an die Selbstverwaltungsverbände der Arbeiter keineswegs bloß die Mitgliedschaft dieser Verbände, sondern die ganze Arbeiterschaft gefördert wird. „Wenn 30 Prozent der Arbeiterschaft meiner Branche organisiert sind, so kontrolliere ich die Arbeitsbedingungen meiner ganzen Branche.“ so sagte mir ein amerikanischer Gewerkschafter. Um der Gewerkschaft aber auch nur annähernd einen detartigen Zugang zu sichern — dazu sind zugkräftige Institutionen, wie Arbeitslosenversicherung, unbedingt nötig. Findet der Arbeiter diese Versicherung auch anderswo, ohne die weitere Belastung, die ihm die Gewerkschaft zumutet, so wird er sich zweifellos für das Bequemere entscheiden und die einfache Einzahlung in die öffentliche Institution den anspruchsvolleren Bedingungen einer Verbandsmitgliedschaft vorziehen. Wer darum eintritt für die Erziehung der Massen zur Temotatie, wer eintritt für eine planvollere Ausgleichung von Produktion und Konsum — das einzige Mittel zur Beseitigung der Arbeitslosennot — für den kann es nur heißen: Fort mit jeder staatlichen Arbeitslosenversicherung.

Björnsons „Heber unsere Kraft“.

Von Käthe Stellmacher (Ebing).

Es ist etwas eigenes um die bedeutenden Norweger. Eigen in des Wortes ursprünglicher und nachdrücklicher Bedeutung. Niemals scheinen sie sich einer schon vorhandenen „Richtung“ anzupassen; und scheinen auch nicht einmal eine ihnen, einschlagenswerte Richtung angeben, andere in dieser nach sich ziehen zu wollen. Sie tanzen einfach hinab und hinauf in das Leben und über dasselbe hinaus. Sie sagen nirgend: wir halten uns an das Wirkliche, denn dieses durchschauen wir bis zum Grunde. Auch nicht: wir sind Idealisten, denn unser Sehnen geht weit über die enge Sphäre des Realen hinaus. Sie schauen und sie sehnen sich nur; und bringen Erschautes und Erlebtes gleich liebevoll zum Ausdruck. Sie haben keine durch Sympathie oder Antipathie bedingte Grenze für ihr Schaffen. Nah und fern, rechts und links, Mittelpunkt und Außenwand, oben und unten sind ihnen gleich wertvoll!

Hierin liegt ihre Größe; das was sie zu Weistern macht. Hierin liegt für den einen oder den andern auch die Gefahr einer nicht völlig zu überwindenden Schwierigkeit. Und wir, die wir mit Ernst und Sehnsucht ihnen hinab und hinauf zu folgen streben, werden, abgesehen von aller Kritik, mehr oder weniger bewußt empfinden, wo der Sieg über diese Schwierigkeit voll erungen ist, wo nicht. Es gibt Werke, vor denen wir nach dem ersten Lesen oder Schauen demütig stehen: Wann wird es dir gelingen, diese Höhe und Tiefe zu durchdringen, mit nachschauendem

Auf zu umfassen? Daß es gelingen müsse, wenn wir Zeit, Mühe und Fragen genug daran wenden, steht uns fest.

Und es gibt andere, nach deren Kenntnis wir bei aller interesselerten und bewundernden Anteilnahme zaghaft fragen: wird je das Schwindelgefühl, das während des nachfolgenden Auf und Ab zwischen Erde und Himmel sich einfindet, dich verlassen?

Die letzteren, meine ich, sind die Werke, bei deren Schaffen den Dichter selbst ein leichts Schwindelgefühl in der Grenzenlosigkeit seines Stoffes hindern konnte, und das darum auch wir im Nachfolgen nie völlig aus uns und schwinden machen können. Zu den letzteren, dünnt mich, gehört Björnsons Drama „Heber unsere Kraft“.

Das Werk besteht aus zwei Teilen, von denen, soviel mir bekannt ist, vorläufig in Deutschland nur der erste zur Aufführung gelangte. Aber sie gehören zusammen, wenn auch nicht unbedingt zur Vorführung, doch für den Hörhenden. Und dies hauptsächlich, weil gerade im zweiten das gegeben wird, was man wohl ein Stück dichterischer Endüberzeugung nennen darf.

Wir werden im ersten Teil in das Heim edler Menschen geführt. Menschen, deren jeder eine ausgeprägte Individualität beweist oder andeutet; jede fast gleich wertvoll an liebevoller Güte, wenn auch im Rahmen des Kunstwerks naturgemäß verschieden an Größe und Bedeutung. Ein Heim voll Keinheit und höchster Gesinnungen, voll Liebe und eigenartigen Glücks, voll Sorge, Zweifel und Qual. Es ist das Haus eines Heilighen. Eins von jenen stillen, sorglichen Pfarrhäusern in den herben, schwelgamen, weltabgeschiedenen Gebirgsthälern, welche uns aus den Schilderungen der nordischen Dichter nimmer so vertraut sind, wie ein in Wirklichkeit oder Bildern gegebenes Stück Heimatland.

In heißen Körper- und Seelenschmerzen liegt dort Frau Farrer Klara Sang an ihrem Bett, von dem sie sich seit Jahren nicht erheben kann. Es ist — wie wir den Mitteilungen an ihre von Amerika herübergekommene Schwester Hanna entnehmen können — das Zusammenleben mit ihrem Gatten, dem „heiken“, dem vom reinsten Willen der Menschheit besetzten Mann gemeinen, das sie gebrochen hat. Dem Manne, der „mit seinem eigenen kleinen Kinde an Steuer“ im Uluwetter aufs Meer hinaus will — der drei Tage im Gebirge im Nebel umhergerast ist ohne Speise und Trank und in der nächsten Woche denselben Weg machen will, weil ein Kranter auf ihn wartet; der „das Letzte nehmen würde“, was er und die Familie zum Leben braucht, um es in der Bethätigung seiner christlichen Grundtatsachen zu geben; der sich und die Seinen ruiniert, „völlig zu Grunde gerichtet haben würde — wenn er gedurft hätte“; dem Gatten, den sie über alle Beschreibung liebt in des Wortes höchster Bedeutung. Das Zusammenleben mit diesem Manne, die äußere und innere Anstrengung, die damit verbunden war, ist es, das sie gebrochen hat.

Und so gebrochen liegt sie da, trotzdem dieser Warte — als Wanderpfarrer im ganzen Lande bekannt — viele Heilthaten, wirkliche Wunder scheinende Taten an anderen Kranken, sogar an einer für aller Augen Toten, verrichtet hat.

„Aber warum kann denn das Wunder Dir nicht helfen?“ fragt Schwester Hanna.

Und Frau Sang antwortet: „Das hat seine eigene Bewandnis.“

Die Erklärung dieser Bewandnis wird vom Dichter aus direkt nicht gegeben. Liegt sie darin, daß gerade diese größte That „über die Kraft des gläubigen Fein-Kraftfolgers“ geht? Darin, daß bei der Gattin — dieser „aus einem alten nervösen Zweiflergeschlecht . . . einem intelli-

genten Geschlecht" — stammenden Frau, trotz alles Willens zum Glauben, ein Welt unüberwindlichen Nichtglaubensfönnen sich seiner — im Glauben gegründeten — Macht entgegenstellt? Oder darin, daß überhaupt keine seiner Thaten ein Wunder, sondern durch natürliche Vorgänge erklärbar ist?

Wir können, jeder auf seine Weise, unsern Zulaß und unsere Folgerung nach dem letzten Fassen des Vorgesanges ziehen. Doch ohne Anhalt, nach welcher Seite der Dichter neige. Und während des Ganges schweben wir auf unsere Weise zwischen diesen Fragen, wie die Personen im Drama auf die ihre.

Es sind darin, außer der mehr isoliert zurücktretenden Schwester, als nächste Zugehörige des Ehepaares die beiden Kinder — Majel und Elias — beteiligt: diese zwei aus den väterlichen und mütterlichen so verschiedenartigen und doch gleichwertigen Einflüssen geformten jungen Menschen, deren erstes Auftreten schon die spätere Charakterentwicklung ahnen läßt. Nach jahrelangem Aufenthalt in der Fremde, wo ihnen Unterricht und Erziehung wurde, sind sie in die Heimat zurückgekehrt; das Hirn voll von neuen Anschauungen und vertieften Begriffen über die Wahrheiten und Möglichkeiten des Lebens, das Herz erfüllt von der alten Bewunderung für den Vater, der sie — von seinem Standpunkte des „Ahrischlischen“ . . . „ohne Heberlegung . . . nur nach Aspiration“ — laum lesen und schreiben — und der sie doch die höchsten Tugenden, die ethischen Regungen aller Menschlichkeit lehrte. Wie gerechtfertigt findet man diese Liebe, diese Bewunderung? Wie glaubt man, — mit Frau Maria — daß er „ohne Schuld und Fehler ist“, dieser Mann mit den „Anerkungen“, der aus dem Morgen voll „Zust und Klang“, wie Morgenglanz und Naturklang selber, zu der Kränzung in das Zimmer tritt? Er — weitblickend und verständnisvoll — auch das fern jenseitige in seine Betrachtung schließt; der — lieblich und gerecht — das Schmerzliche Heberlegendes gelten läßt; dankbar und großmüthig — alles nach seinem wahren Werte mißt: den „alten, uralten morgenländischen Traum“, der die „Wahrheit des tauenjährhändigen Reiches“ nicht jüden kann — ihm nicht! — den Zweifel seiner Kinder — und „die Liebe der Maria, die“ — so nennt er es selbst — „sich Tüdel für Tüdel gewohnt hat“. Er, der, hinweg über alles, was andere zornig und schmähen machen würde, ruhig sein schmerzliches Heberzeugen anspricht hält:

„. . . Was beweist denn das? . . . Ist das Christentum das Unmögliche oder sind es die Menschen, weil sie nicht den Mut haben es zu ertragen? . . . Wenn nur einer es wagte, — würden es denn nicht gleich Tausende wagen? . . . Ach, meine, — das sollte ein Jeder versuchen. Thut er es nicht, so ist er kein Gläubiger. Denn glauben, das heißt die Heberzeugung haben, daß dem Glauben nicht unmöglich ist — und dann diesen Glauben beweisen!“

Es liegt etwas wie eine Würdenkrone über diesem Mann. Wohl zieht jede herzensstiefte Heberzeugung schließlich Heberzeugung nach sich. Aber von dieser reinen Größe, dieser unbeschlichen Studlichkeit geht es aus wie Magnetismus, wie liebevoller Zauber, der auch die Widerwilligen mildeus überwältigt.

„Wer könnte auch dem widerstehen, was sich hier zu trägt.“ — sagt Kröger in der Versammlung der Weislichen. Dieses Wort läßt sich wohl in weittragender Bedeutung auf alles Abentjame in diesem Drama anwenden.

Wir können uns vorstellen, daß in Sang alles Rechte, Ahrnechte, heilig Dinerende der christlichen Religion verkörpert ist. Doch jeder der in seinem Ganze — durch Zufall an eben jenem Tage, von welchem er selbst das höchste erwartete — versammelten Piarer einen Teil jener Gestaltungen, Wünsche, Zweifel, Regungen darstellt, welche die modernen Vertreter dieser Religion bewegen. Soweit dergleichen überhaupt vornehmlich in einer Richtung

gleichchen kann, lag das letztere vielleicht in des Dichters Absicht. Nebenalls hat er nach dieser Richtung hin ein, ich glaube, unbertroffenes Weierstünd geschaffen. Es inhaltlich wiedergeben wäre Unmöglichkeit. Man müßte die Szenen unverlirht wiederholen. Denn hinter jedem Wort dieser verchiedenartigen Kirchenvertreter stehen ganze Sätze vieler ähnlich Meinungen, hinter jedem hörbaren Satz hundert verschiedene Zweifel und Jämpe, wie die stille Arbeitsstube unzähliger Piarhäuser sie erleben wird. Aber Alle, vom Bischof, der „sich neutral verhalten“, bis zu Jenen, der ein „technisches Gutachten“ über jedes einzelne Wunder haben möchte — von Kröger, der sagt: „ich kann mir nichts schöneres vorstellen“ bis herab zu Fall, welcher die „anwendende Krankheit des Wunderglaubens mit Wasser beugen“ möchte — Alle stehen unter dem Banne des stinnernten Wunsches: „das Wunder einmal mit zu erleben!“

Als Pratt — der anfangs Unbekannte, der „über das Gebirge“ mitten in die Versammlung hineinkommt — „zum Wunder“ wollen, wie er sagt: als er seine große Kede hält über eben jenes Wunder, das er „sieben Jahre lang den Gläubigen verheißt hat, ohne selbst daran zu glauben“ — „über die von Gott selbst den Gläubigen verheißenen früheren, welche noch niemand erlebte“ — da ist alles Disputieren, das fleinliche Hin und Herwenden zu Ende: sie sind still und ergreifen. Ergreifen von jener „Zeremonie“, die das Wunder sucht durch den Glauben, eben um diesen Glauben, das heißt die Religion des Glaubens, zu retten.

„Die Religion ist nicht der einzige Ideal der Menschen. Soll sie die höchste sein, so muß es . . . hinaus über diese Grenzen! die natürlichen Grenzen der Menschheit. Geht ihnen das Wunder! . . . Wenn sich nun ein Wunder unter uns zeigte . . . würd wären Millionen behergegernd kommen — alle, die in Not und Schen leben . . . Aber sie würden nicht allein bleiben. Alle, die die Wahrheit auf Erden lieben, würden jenen folgen . . . die Hellen, erben Jüdischer, die hohen Geister . . . Weh! ihnen aber das Pfand!“ . . .

io spricht Pratt.

Das Pfand! Der Gläubige, der Wunderpiarer dieses Dorfes. Zang, soll es geben! Jetzt geben! in dieser Stunde! Darum steht Pratt. Darum ringt er die Hände im Gebet. Er bittet ihm seine Zweifel ab. Er flagt sich selber an und bittet von ganzem Herzen um Verzehung. Und — nicht Einer unter den Versammelten ist, welcher nicht mit ihm sein: „Auch ich, auch ich“ — sein: „Ja, ja“ — sein: „Er vermag es, er vermag es“ — ruft, flüstert und schneidlich, wie Pratt, auf das Wunder wartet und hofft.

Kommt es? — So fragen auch wir, hingerissen von diesem Hoffen, Zehnen und Glauben. . . .

Hier im Piarhauszimmer sitzen die Priester in zitternder Erwartung . . . drängen stehen Hunderte — die Vielen, die mit dem Missionsgeist ankommen — um das Kirchen, harrend, hoffend. Denn in der Kirche, vor der Engel sitzt der Mann des Glaubens, des Wanders, und rührt die Löne und ringt seinen Glauben zum Himmel empor. Mir einer „Geberkette“ hat er sein krankes Weib umwinden wollen, durch diese Meite ihre Gesundheit vom Himmel herabzuholen. Das war sein Glaube. Seine Kinder sollten ihm dabei helfen. Aber der Glaube seiner Kinder hielt nicht aus, und sie verließen ihn. Was that das ihm und seiner Jüweidität?

Allein denn wird er es thun. Allein. So hat es Gott gewollt. Er schwingt die Glode, betet, ringt — und glaubt . . .

Schließen soll sein Weib vor allem. Zeit vielen Wochen vermochte sie es nicht.

Und siehe! Drinnen liegt sie — neben dem Zimmer, in dem die Fremden sich beraten: — aufgelöst die geträumten Absieder Anhe seute sich über die Kruzegeulle.

Streiflichter.

Nebenan hat die Versammlung sich eingefunden — sie hörte es nicht. Die Hunderte draußen strömen herbei und regen sich — sie merkt es nicht. Die Lawine stürzt und begräbt fast das Haus — sie ruht sich nicht. Sie schreit. Ist dieses das Wunder? oder der Anfang davon? Hat Allah Recht mit seinem: . . . Dies ist viel zu großartig, um reiner Zufall zu sein! . . . Wird es weiterwachsen und bis zur Vollendung sich entwickeln, dieses Wunderbare?

Die Kinder zweifeln und zittern. Die Geistlichen harren. Da ertönt Nahels Ruf aus dem Zimmer der Mutter. Elias, außer sich über die Kunde, daß sie aufgestanden sei, will es „in alle Welt hinaus läuten“. Von der Kirche ertönt ein „Halleluja!“. Sang weiß die Kunde, noch ehe sie ihm jemand gebracht hat. Alle fallen auf die Kniee und — Frau Klara, die hoffnungslos Gekränkte, die Gebrochene, kommt selbst in ihrem weißen Krankenleide, „die Augen starr auf die Kirche gerichtet“. Sie geht.

Die Geistlichen antworten dem Kirchengesang in leisem Chor: „Halleluja“. Da steht Sang selbst in der Thür, „streckt die Hände nach der Gattin aus, umfängt sie und hält sie. Das Zimmer ist voll von Leuten. Der Gesang des ganzen Volkes draußen und drinnen unbraut die Zwei: Das Wunder ist erfüllt. „Ein Jubel wie von Tausenden ertöbt sich.“ . . . Da — „gleitet Frau Sang langsam an der Schulter des Matten herab. Der Gesang jähweigt. Sie macht eine Anstrengung sich aufzuraffen. . . . Dann sinkt ihr Haupt herab, die Arme fallen nieder, der ganze Körper giebt nach.“ . . . Sang — „legt die Hand auf ihr Herz . . . beugt das Knie — legt ihr Haupt darauf.“ . . . untertaucht . . . und — lebend, daß sie tot ist, greift auch er nach dem Herzen — und stirbt.

So erbet, was — er that — oder — was sie that? Denn wer von ihnen that das Größte? Er mit seinem Glauben, der das Wunder an der Geliebten trotz der stärksten Hindernisse zu vollbringen rang? oder sie mit ihrer Liebe, die den Geliebten in seinem Thun entgegenstrebte bis zur äußersten, der letzten, allerletzten Lebenskraft?

War es etwas Natürliches, daß die stärksten Triebe in der Menschenseele die stärksten Widerstände im Menschendasein niederzwangen? Oder war es das Wunder?

Es muß, glaube ich, selbst für die, welche im Leben bei ähnlichen Anlässen nie einen wirklichen Zweifel an der Antwort empfinden würden, etwas eigenartig Verwirrendes an sich haben, wie der Dichter diese Frage im Drama offen läßt. Um so mehr, als gerade die Vertreter des Glaubens an das Uebernatürliche so hinreichend, mit liebevoller Kraft dargestellt sind. Hierin, meine ich, liegt das leichteste Schwindelgeschäf, in welchem wir mit der Dichterseele uns hin und her bewegen.

Eins freilich giebt er klar und einfach, unumwunden sich und uns zur Antwort: Ob Wunder oder nicht — das Ende war der Tod. Und in diesem Sinne behält Nahel das letzte Wort. Nicht mit jenem wirklich lezten, sondern mit dem, was sie in der Scene mit Elias auf seine Frage: „Weshalb ist denn nicht auch das andere ein Wunder?“ gesagt hat:

„Aber ich glaube ich, daß es eins ist. Elias. . . Aber ich fürchte mich deshalb nicht weniger. . . . Wir ist es einerlei, was es ist — aber es richtet uns zu Grunde. . . . Es ist kein Segen; es ist etwas Entsetzliches.“ . . .

Denn welchen Namen es tragen mochte, das Wollen und Vollbringen dieses Menschen, dieser beiden Menschen — es war etwas über die Grenzen des Menschlichen hinaus, etwas über ihre — „über unsere Kraft“.

(Schluß folgt.)

Wu Ting-lang's Predigt. Wie schon kurz berichtet, hat der chinesische Gesandte bei den Vereinigten Staaten, Wu Ting-lang in der New Yorker ethischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten. Dem New York Herald, der in echt amerikanischer Weise die Rede in ihren Hauptpunkten jetzt gedruckt wiederbringt („Wu tabelt die Christen“). „Er erklärt den Wesen, dem China gehorcht, Christo für überlegen“. „Er stellt Lehre und Handlungen der Missionare in Ozeanien“, u. i. f.) entnehmen wir einiges aus dem Bericht über die Ausführungen des Redners:

„Über Flug vorst und hunderte von Kisteninhabern verlagerten prächtige Entsch. . . . Wu Ting-lang erklärte die Grundzüge des Konfuzianismus und erklärte, China habe eine Religion, die seinem Bedürfnis entspreche und trage kein großes Verlangen nach Missionaren. Der Taoismus und Buddhismus seien Religionen für's Sterben, der Konfuzianismus die große Religion für das Leben. Um einem chinesischen Begräbnis würden aber Priester aller Religionen zugezogen, um den Dämmel zu führen. „Wir sind ein protestantisches Volk; da wir nicht wissen, was nach dem Tode sein wird, nehmen wir Bekehrtschreiber alle Arten von Frierchen. Swift und Dryden sind zum Dienen, aber nicht zum Sterben. Ihre Dienste werden als herabwürdigend angesehen und bezehet.“

Die Lehre des Konfuzius verurtheilt nicht, die Menschen von ihrem seltigen Weg durch Verbrechen von Strafe und Lohn abzubringen; sie wisse von einem Leben nach dem Tode nichts. Immerhin trugne Konfuzius auch nicht seine Möglichkeiten, nur bestrafe er alle Missethäter darüber als nutzlos. Auf die Frage: „Was ist der Tod?“ habe er geantwortet: „Ihr wißt nicht, was Leben ist, wie solltet ihr etwas über den Tod wissen?“. Sein Denken und sein Flug der Phantasie lie im Stande gewesen, dem Wesen über die Welt der Geister auch nur ein Tzichen hinzuzufügen. Wer seine Fiktionen seiner Nebenmenschen zu erziehen versuche, habe wenig Zeit, auf das Leben jenseits des Grabes zu harren.“

Aus den Beziehungen von Mensch zu Mensch seien vor allem fünf Verhältnisse hervorzuheben: Die Verbindung von Herrscher und Untertanen, Eltern und Kindern, Aeltern und Jungen, Mann und Frau, Freund und Freund. Die Tugenden seien: Gerechtigkeit, Ansehen, Gutsicht und Wahrhaftigkeit, und faum verdamnen von denen, die Christus getehrt habe.

Nach einer kurzen Betrachtung über das christliche Gebot des „Nichtwiderstrebens dem Uebel“, das er für zu weitgehend hielt, fuhr der Redner fort:

Konfuzius sagt: Sterbe nicht mit dem, der dich betreibt! Christus sagt: Verbe deine Feinde und lege, die dich verfolgen Tod sind, ich muß es tragen, ehe und große Gedanten. Aber also habe für die gebrechliche Menschheit Niemand kann in dieser Welt sich erretten; und die Lebensfähigkeit der Christen ist weit davon entfernt.“

„Uebel Gute Feinde! Und in demselben Augenblick lesen Missionare nach Rache und Vindicten. Christliche Armeen können weder Alter noch Geschlecht der ihrem unschuldigen Gemüth und beuten sich alles wegzuschleppen, worauf sie ihre Hand legen können. Selbst ein gewaltiger Unterschied zwischen Bismarck und Thaten!“

Konfuzius verlangt nicht so viel. Vergilt Böses mit Gutem, sagt der Christ; Konfuzius: vergilt Gutes mit Gutem und Unrecht mit Gerechtigkeit. Er predigt nicht Beerdigung oder Rache, wie manche, — mit Bedauern sage ich es, — die den Grundsätzen des Confucianismus abhangen. Christus und Konfuzius drängen sich in der Auffassung der gooden Selbstregel: Was ihr wollt, daß ihr Leute auch thut, das thut ihr ihnen.“ sagt Christus; und Konfuzius: „Thue nicht Andern, was du nicht willst, daß sie dir thun.“ Das war fünfshundert Jahre vor Christus. Ein guter Christ ist auch ein guter Konfuzianer, und umgekehrt.

„Ich glaube nicht, daß der Dämmel eine erschaffene Cret ist. Christentum, Buddhismus, Mohammedanismus und alle anderen — ismen haben ihre guten Eigenschaften, aber ich glaube nicht, daß sie vor Christ-Abertungen für ihren Dienst bestehen. Ein weiser Konfuzianer, der ein christliches Leben geführt hat, wird dort so reich eingelassen werden, als nur einer von ihnen.“

„Gütlichkeit kommt aber die Menschen, wenn sie gut sind; aber sie ist nicht etwa das Motiv dazu. Sie ist seine Wirkung, nicht seine Bestimmung.“

„Der Konfuzianismus ist die höchste Form der Zivilisation und Ethik. Die Welt wird zu seinen Lehren kommen. Uns der Zeichen dafür ist das Wachsen des Ansehens des Konfuzius. Der alte, der Konfuzianer der Welt führt, hat zum Besten viele Lehren geführt, die die Nationen b'stzt hielt. Die Menschen gieren nicht mehr vor Angst, wenn ihnen die Schrecken der Dolle von der Rango aus geschleut werden. Das zeigt sich wieder in

dem Fortschritt, den die Enke des Weltfriedens macht. Die Konfuzianer haben länderübergreifend Jahre vor Christus das Geometrie des Friedens gepredigt.

Das chinesische Volk hat sich vom Kriegstreiben ab und den Friedensstufen zugewandt. Wir haben den ersten Schritt zu seiner Abschaffung getan, die ja inbrünstig erlitten wird. Unser Land geht einen Vorwärtsschritt, die in der nächsten Zukunft allen zuzuteil werden soll. Der Konfuzianismus breitet sich aus über Japan und Korea. Das ist nicht die Folge einer Erdringung, weder das Schmettern, noch ein Missionar hat ihm auch nur einen Fußfinger genommen. Wir brauchen keine Missionen, um den Konfuzianismus auszubreiten; niemand wird gezwungen, unsere Religion anzunehmen. Der Konfuzianismus ist seine Macht aus dadurch, daß er sich die Herzen unterwirft."

Trotz der Mahnung des Vorhinein, Felix Adler, daß Weltanschauungen nicht zulässig sei - so schiebt der Bericht - ließ sich die Zuhörerschaft nicht abhalten, dem chinesischen Gelehrten ihren Beifall laut zu bezeugen.

Inbessener. Und wieder feiern wir heute, tausend, mit Aufbietung größten Pompes. Der Tag, an dem vor zweihundert Jahren Preußen ein Königreich wurde, ist es wohl wert, daß man sich seiner mit freudiger Benützung erinnere. Denn er bildet auch einen Wertpunkt auf dem langen Wege, der ein kleines, aber in sich fernhaltendes Staatswesen zur Erfüllung einer großen weltpolitischen Mission führte. Aber doch nur ein Wertpunkt unter vielen und zweifellos einer der weniger wichtigen, ja einer, der doch mit eben jener ursprünglichen fernhaltenen Tüchtigkeit des preussischen Staatswesens am meisten in Widerspruch steht. Denn zum ursprünglichen Wesen des brandenburgisch-preussischen Staates gehörte die spanische Einfachheit und das feste Verwehen auf sich selbst. Der erste preussische König aber wird zuerst von dieser Bahn ab und vielleicht nur, weil es durch ihn erstmalig geschah, konnten seine Nachfolger noch zur früheren Tradition zurückkehren: er ergab sich dem eitelsten Brunnle, er strebte nach höchstem Glanze, nach dekorativen Wirklungen auch im Staatsleben, er opierte im Dienste der „Weltpolitik“ preussische Unterthanen auf fremden Schlachtfeldern, um des römischen Kaisers Gunst zu gewinnen - für den ersehnten Glanz der Krone; und sein bewundertes Vorbild war Ludwig XIV., eben der Monarch, dessen Persönlichkeit und Regierungssystem zu dem früheren Traditionen der brandenburgisch-preussischen Monarchie den schärfsten Gegensatz bildete. Mit es wirklich sachlich gerechtfertigt, gerade diesen Wertpunkt preussischer Geschichte in einer über ein bescheidenes Maß hinausgehenden Weise zu feiern? Und zu feiern gerade in diesem Augenblick, in dem dieselbe Gefahr, die unter Friedrich I. zuerst das preussische Staatswesen bedrohte, es von neuem bedroht, aber härter und dringender, als es jemals früher der Fall war? Es ist in jüngster Zeit schon so manches Fest mit übermäßigem Pomp gefeiert worden, bei dem der tiefer blickende Beobachter zu troben Gedanken nicht recht geistig werden konnte - hier müssen sogar trübe Ahnungen sich einmischen.

Bücherschau.

Dr. Häuber-Zelten: Das Streben nach Vervollständigung und dessen Voraussetzung. - G. Müllers Verlag. Empirischer, ethischer und religiöser Optimismus. - Hamburg 1900.

In dem einen dieser beiden Bücher entwickelt der Verfasser etwa folgende Gedanken. Neben Wissen, vor allem dem Menschen, ist das Streben nach Vervollständigung, nach Befriedigung eingeboren. Dieser Fried hätte keinen Sinn, wenn kein Ziel, die Befriedigung, nicht erreicht werden könnte. Jenseits des einen kurzen Menschenlebens ist es nicht erreichbar. Folglich ist die notwendige Voraussetzung dieses Vervollständigens in allen Lebensformen die Annahme der Fortsetzung jenseits des Lebens und der Wiederkehr ins Leben und zwar einer unendlichen wiederholten Wiedererlöserung. (Eine Annahme, die v. Sch. schon in seiner früheren Schrift: „Das

Dasein als Ziel, Leid und Liebe.“ Braunfchwieg 1891, in Einklang mit heutigen naturwissenschaftlichen Anschauungen zu bringen versucht hat). Auf dieser Grundlage allein ist ihm eine „wissenschaftliche Religion“ denkbar. - Ein zweites Buch hat der Verfasser dem Verfall des Prekismus in seinen verschiedenen Formen (Schopenhauer, G. v. Hartmann u. s. m.) zu widrigen und ihm die optimistische Tendenz im natzen (empirischen), ethischen und religiösen Leben als die allein richtige entgegenzusetzen; er kommt zu dem Ergebnis: „Der Zweck des Daseins ist . . . die göttliche Bollendung der Individualität, ihre Vereinigung mit Gott, ihr Aufgehen in Gott.“ Und diesen „mystischen“ Optimismus, der ihm die wahre Wirklichkeit ist, baut er auf seiner Lehre von der Wiedererlöserung auf. -

Es war leicht, die angenommene Ueberzeugungskraft auf dieser Ueberwindungslehre (die eigentlich auf einem circulus vitiosus beruht) und auch in einzelnen die logische Spinnung nachzuweisen. Aber ich beschränke mich darauf, den Inhalt des Christlichen amgebeuten zu haben, das immertin bei aufmerksamer Lektüre zu überdemem Kadabren anregen kann. J. G.

„Das neue Weltreich.“ Es bezieht sich eine Kreuzzeitungsbeilage von Dr. Werner Ewin Hefend, die mit einer dem Verfassers Vorhaben übergeordneten Einleitung und dem Titelbild bei Anton Graf Stegemeyer in München erschienen ist.

Der Herausgeber - der unsere Leser nämlich bekanntlich Besorgende der Wäand-ner ethischen Gesellschaft - der Mann mit dem türkischen Namen vielleicht auch ein Wäandener Götter - das Buch wohl auch ein ethisches Werklein?

Und doch nicht es zunächst garnicht ja aus. Er propheet: - man rate! - daß die Russen im Jahre 1910 Konstantinopel überzueinleiten werden! - Aber diese Propheetung - b. h. der Bericht über diese bunte Weltanschauung ist wirklich die Hauptache nicht. Was danach und dahinter, darum und daran hängt von Ate i. t. t. h. e. r. W. i. n. u. n. g., das ist das Wesen des sachlich-ethischen Werkleins.

Denn wir hören das ganze ernstlich-pastorische Präsengepläuder, das die „öffentliche Meinung“ Europas in Zettlung und Vorlesung von jener auf Vager geführt hat aus den Tagen der Wäandigung Beobachtungs bis zu denen der Erfüllung von Kaiser-Kaiser, bis zu Vuerenfried, Stenverträge und Gernarismus. Wie die Wäandernäueln alle zu fördern, alle die Wäandernäueln: das hat man da nachmals - im Vorzug - lieblich-bequem zu verstehen.

Die ethischen Deutschen schänter Bewußt ist ja leider, erst aus dem, was darinst war und was darinst sein wird, hell auf das zu sehen, was ihm wirklich umgibt. Das hat er Kealpolitik ward, wie sich der zwig britere Zeile zu nennen erretzt, ist Wäandl vielleicht schon bedingt, folgt höchstens zu werden.

Am vergangenen Samstag las er, wie wunderbar sich westliche friedliche Gesandte - denn Gesandte denkt er doch immer freudlich und wehrlos - sich wehren konnten manatlang, leidenschaftig gegen Zaulende von ankommenden Ginesenkreuzer - er hörte etwas von Gernardung, wollte auf dem Welt, das er las und ließ im Ku säulundwäandigungstausend seiner Handeleute indosperpetieren. Wäand denn nach fragen „wogu? - Dann fuarrte sein Blatt - und er fuarrte mit, als die Kulturmissionen Europas im Namen der Kultur einen Streifen von hundert Meilen Breite vom Meer bis nach Persien in eine Wäand verwandelt - und endlich murkte sein Blatt - und er murkte mit, daß er denn doch ja gar nicht gelangt werden lie bei all diesen Dingen, und die Frage dämmerte ihm: Was haben wir denn eigentlich in China verlor? Aber sie dämmerte auch nur so, und als der Rangier mit großem Wäand die Bitte um Indemittel bis zu ihm hinabdat, da zerbrach er in Wäandung und stiel den Rangier entgegen: „Häite der Rangier sich lieber an der Verfassung loszulassen solltet.“ Und dann hörte er auch, was über den Vuerenfried gesprochen wurde und über die bösen Giesländer, und vernahm, wie recht er hatte, daß er den Zug nach China - Gernardung des Giesländer! - man darf doch - so ganz anders, so viel weiser beurteilt hatte, wie den der Giesländer ins Vuerland. - Die Giesländer waren ja doch bewaffnet nach Europa gekommen und hatten ihre feste Bäste und Vuerrechte und Vuerrechte verlangt, wie es der Giesländer, die schändlichen seit lange in Transkasien - und da hatte man ihren Gesandten - ach nein, ja war's ja nicht? - Wie war's doch? Ja Bauer, das war ganz anders! - Ja ja!

In jolche Gedanken fa n u n Wäandl kamen, wenn er das Buch ließ, doch nicht sein Wäandl von alledem denken, sondern nur an der Erdringung Konstantinopel im Jahre 1910. Nun, vielleicht kommen ihm solche Gedanken auch garnicht; er amert sich bis über gewisse Klänge, von denen er letztens schon einmal etwas gehört hat.

Ob Ewin Hefend die Erdringung Konstantinopel für 1910 auch ernstlich propheeten will - er ist nicht nämlich sehr ernstlich, abmah die Parallele zwischen Propheetung der Wäandernäueln und Propheetung der Geschichte für den Ernst der Geschichte zu ernstlich

unlösigen wird. — das bleibe dahingestellt; so etwas könnte ja immerhin vorkommen.

Aber was für den Besucher ersichtbar ist, das liegt in dem plätschernden Händlein „*öffentliches Verlangen*“, das Verleger an uns vorüberdrängen läßt. Verleger hat ähnliche Gedanken vor Jahren einmal in erhaltener Form dem Publikum dargeboten. Das Buch hieß: „*Kultur und Humanität*“. — Am Jahrgange 1907 No. 47 d. Bl. hat es „*Humanum*“ betitelt. Aber es war ein Buch, das über des Tages Fassung lag, und so lief der Tag demselben weg — oder auch drüber; denn er tritt gerne unter sich, was er nicht bewahren mag, gleich herein an der Seele. Stillschlief ich auch das alte heute mehr als damals für den Tag gemacht. Denn etwa so heißt es darin:

„Nicht nach Jenen, Nicht nach Kufen! — Das ist die Signatur der europäischen Kultur.“ Unter dem Einflusse dieser Gegenstände werden alle Fests- und Einheitsbegeisterung erloschen. Dieselbe Handlung, die beim Europäer „*retardiert*“ heißt, wird beim Fremden „*verabscheuenswerter Gewaltthat*“. Ein Regent wird beim Weizen niemals „*ermordet*“, sondern nur „*actiert*“ oder „*hingeholt*“. Ein Weiser wird vom Regent niemals „*hingeholt*“, sondern „*ermordet*“. — Und wenn jemand einmal etwa deutlich auf die Kluft zwischen Theorie und Praxis weist, dann greift es eine Brücke, die sie überwindet — die Unwahrheit. Von selbst ist die Braue — sie waren gar nicht so schlimm, oder sie waren notwendig, notwendig im Interesse der Röhre, der Urquelle, und der Kultur — mondmäßig gar im Interesse des gemarterten Volkes selbst. —

Das sind auch den Klängen des Wählens wenige der Hauptlöcher — gelobte Löcher, zu gelobte und nicht heute für verwendbare Löcher. Wenn man sie liest, so denkt man etwa — selber Beschreibens Löcher in der Erde bemerkt — an keinen Tag der Welt von den blühenden Zeiten, die im Verbalten so einander so einträchtig sind in „*Reichthum, Selbstbeherrschung, Justiz, Tugend, Stolz und Grundhaft*“, nach „*ausen aber nicht viel besser als losgelassene Haubtiere*“.

Der Ausgang des Wählens ist Frage, nicht Lösung. Die Lösung auch nur anzudeuten, dazu fehlt es dem Verleger an einem — an dem, woran es den meisten davon kören und Erlövern zu letzten Pflegt, am Bewußtsein von dem inneren wirtschaftlich-gehaltlichen Zusammenhang. Aber lächerlich nur nicht! In ein Stück zur Kenntnis des Zustandes beitragen, nicht auch schon ein Stück Licht? Schon so viel ist ja gewor den worden. Das neue Bildchen mit seinen stichbildlich-bildgebende wird wirklich mehr zu dem nötigen Werk des Tages, zur Selbstbestimmung beitragen, als jenes alte. Entsetzen Kultur ist auch das noch heute, — oder heute erst recht — empfohlen. Aber vor allem nämlich

wir, daß der grimmige Eschbar über dem Titelblatt des neuen recht viele Leser gewiß zum Lesen des neuen; und daß unter ihnen auch mancher verständliche ist. P. St.

Benachrichtigung.

In der in Nr. 48 des VIII. Jahrganges dieser Zeitschrift vom 1. Dezember 1900, Seite 303 abgedruckten Ankündigung des Centralausschusses der Reformvereine ist in der Unrichtigkeit; Teutsche Gesellschaft für ethnische Kultur“ der notwendigen Inhalt; Ableitung Berlin verbleiblich weggeblieben. Wir bitten davon Kenntnis zu nehmen.

In dem Aufsatz in Nr. 2, „*Hornads Beken des Christentums*“, Spalte 1 3. d. v. u. ist statt „*weltlich*“ zu lesen „*weltgerichtet*“.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Kastaris. Von Arthur Pfingst. 4. Auflage. Ferd. Dummlers Verlagsbuchhandlung. Wohlfeile Volksausgabe.

Die wahrheitsfindenden politischen und wirtschaftlichen Folgen eines Krieges zwischen Großmächten. Von Johann von Bloch. Berlin, Fern. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim.

Das Streben nach Vollendung und dessen Voraussetzungen. Glückseligkeit. Empirische, rituelle und religiöse Optimismus. Von Dr. Hubert Schelen. Hamburg, Verlag von C. Woyten.

Soziales Rittertum in England. Ein Reisebericht. Von Walter Claffen. Hamburg, Verlag von C. Woyten.

Das Buch der Frau. Von Anna Plathow. Leipzig, Verlag von J. J. Arnold.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bejimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur.

Ableitung Berlin.

Vierteljahrsprogramm (Januar-April 1901).

Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.

Mittwoch, den 23. Januar, abds. 8 1/2 Uhr. im Bürgeraal des Stadt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hrn. William Sanders, Sekretär der Batterssea Labour League und Mitglied der Society of ethical propagandists: „Die moderne Arbeiterbewegung in England“ (in deutscher Sprache). — Diskussion.

Donnerstag, den 14. Februar, abds. 8 1/2 Uhr. Unter den Linden 10, III. Gruppe für ethnische Bildung: Vortrag des Hrn. Substitut Dr. Simon: „Die Kerkellen-Bewegung in Berlin.“ — Diskussion.

Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8 1/2 Uhr. im Bürgeraal des Stadt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hrn. Dr. Albert Key: „Sozialistische in der Berliner Armenpflege.“ — Diskussion.

Mittwoch, den 27. März, abds. 8 1/2 Uhr. im Bürgeraal des Stadt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Hrn. Dr. Wilhelm Stern: „Die Ethik der Epistolar.“ — Diskussion.

Gäste überall willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Abkündigung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethnische Kultur

Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolf Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Seeber in Berlin W. 65, Wilhelmstr. 47. — Druck: J. E. Freytag, Berlin S.W., Rammelsburgerstr. 14.

Zu dauernder Führung einfachen Haushalts und Pflege und bester Erziehung von Knaben und Mädchen, 5 u. 7 Jahre alt, an Stelle der erkrankten Mutter wird für 1. April oder später **gebildete und wirtschaftliche gesunde Dame** mittleren Alters gesucht.

Offenen beiderseitig die Exp. unter P. H. Bild und Zeugnisabschriften oder Referenzen erbeten.

Anf Staatskosten ausgebildet

blinde Klavierspielerin

wünscht gegen mässiges Honorar in Privatgesellschaften zum Tanze zu spielen. Dieselbe hat bereits sehr gute Zeugnisse als Konzertspielerin aufzuweisen. Näheres **Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur oder Louisenstr. 6111.**

C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oscar Beck in München.

Sehen ist erdienen.

Friedrich Niebsche und seine Herrenmoral.

Von

Dr. M. Kronenberg.

9. 55 S. Preis 75 Pf. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag
von
Johann Cotta
GmbH
Postfach 100
Berlin
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen
Bestellungsliste
Nr. 1000.

Ethische Kultur

Vertrieb:
Die Verlagsanstalt
Kunze & Co. KG
Köln
Hilfs- und
Fremd-Vertrieb:
Kunze & Co. KG
Köln
Kunze & Co. KG
Köln
Kunze & Co. KG
Köln

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin W. Wilhelmstr. 42.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 26. Januar 1901.

Nr. 4.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Weltanschauung und Gemeinschaftsleben. Von Prof. Wilhelm Soerster (Berlin). — Arnold Böcklin †. Von Georg Hermann. — Björnsons „Liebe unsere Kraft“. Von Käthe Stiellmader (Elbing). — Streiflichter: Appell an die Signatormächte. Modernes Sklaventum. — Aus der ethischen Bewegung.

Weltanschauung und Gemeinschaftsleben.

Ein Nachwort zu dem Vortrage vom 29. Dezember 1900.

Von Prof. Wilhelm Soerster (Berlin).

Die soeben empfangene Zufindung des Vuchleins „Der Sunday“ von Dr. Arthur Kahn (Vonn) veranlaßt mich, auf das obige Thema nochmals zurückzukommen.

Der nachdenkliche Leser meines in Nr. 1 und 2 abgedruckten Vortrages wird gewiß manche Anwendungen aus dem, was ich über die Bedeutung der Weltanschauungen im Gemeinschaftsleben dort gesagt habe, auch auf die Religion oder Konfession schon selber gemacht haben.

Philosophische und religiöse Weltanschauungen haben das Gemeinsame, daß sie ihre Befekner in besonderem Grade der Gefahr ansehn, unbudsam und antizozial zu denken und zu handeln. Wenn betartige Anschauungen nun die Grundlagen von Gemeinschaftsbildungen solcher Menschen werden, welche übereinstimmend von einer und derselben Weltanschauung oder, mit anderen Worten, von einem und demselben religiösen oder philosophischen „Glauben“ erfüllt und zusammengehalten werden, dann wird die Unzulässigkeit und die antizoziale Stimmung gegenüber andersdenkenden Einzelnen und gegenüber anderen, auf andere Weltanschauungen eingeschworenen Gemeinschaften noch viel stärker und leidenschaftlicher, als bei den Einzelnen.

Die von mir öfter hervorgehobene Gefahr, die jede Gemeinschaftsbildung für ihre einzelnen Mitglieder mit sich bringt, tritt hier in ihrer höchsten Steigerung ein: Das soziale Bedürfnis und das soziale Bewußtsein des Einzelnen wird innerhalb der auf dem Boden übereinstimmender Weltanschauung aufgebauten und von derselben zusammengehaltenen Gemeinschaften in so hohem Grade betäubigt, daß dieses Gemeinschaftsleben als höchster Selbstzweck und zugleich als höchster Weltzweck gilt. Hierdurch aber wird bei den Bethätigten außerhalb dieser Gemeinschaft, und nun gar, wenn es sich dabei um das Interesse der letzteren handelt, das Bewußtsein und das Mitgefühl der Menschen fast völlig latent und unwirksam gemacht. Die entflammte Energie und die rücksichts-

lose Aktion solcher Gemeinschaften stehen nicht bloß in der Geschichte der Vergangenheit mit Blut geschrieben da, sondern auch immerfort noch können wir Symptome derselben Gefahren wahrnehmen, welche nur dadurch an der Steigerung zu gewalttätiger Aktion verhindert werden, daß allmählich noch andere Bindungen der Menschen durch umfassendere materielle Interessengemeinschaften immer mächtiger geworden sind, und daß auch Wissenschaft und Kunst die Seelen in immer stärkerem Grade in Arbeit und Freude verbinden und der rücksichtslosen Einseitigkeit des Gebahrens der zu sozialen Gebilden verdichteten Weltanschauungen entgegenwirken.

Zweifellos war es einst ein bedeutamer Fortschritt der Menschheit, als zu den rohen Not- und Existenz-Gemeinschaften auch Weltanschauungen als Kernpunkte sozialer Gebilde hinzutraten, und ein noch größerer Fortschritt, als große Weltanschauungs-Gemeinschaften und entsprechende Organisationen über zahlreiche engere Interessen- und Abstammungs-Gemeinschaften, sogar über zahlreiche Gruppen verschiedener Volks-Gemeinschaften solcher Art mächtig wurden. Man glaubte hierbei schon auf dem Wege zu einem umfassenden Menschheits- oder Gottes-Reiche auf Erden zu sein, im Sinne des biblischen Wortes „Ein Hirn und eine Herde.“

Aber schließlich zeigte es sich stets bis in die neueste Zeit hinein, daß, je höher die Macht solcher Weltanschauungen oder Religions-Gemeinschaften emporwuchs, desto tiefer ihre sittliche Stärke und Gesundheit sank, ganz in dem Sinne der obigen Bemerkungen und der schon in meinem Vortrage gemachten anklingenden Betrachtungen. Die Wirklichkeit näherte sich immer mehr dem Endziel jenes biblischen Gleichnisses, welches trotz der ibyllischen Poesie des Bildes der weidenden Herde und des fürsorglichen, schützenden Hirten eigentlich die schlimmste Perspektive im Hintergrund zeigt, daß der liebe Hirte doch nur der Diener derjenigen Hand ist, welche die Lämmer an das Scheermesser und zuletzt an das Schlachtmesser liefert.

Man muß es jetzt gerade heraus sagen, daß der Frieden und ein höheres Maß des Glückes der Menschheit auf Erden zunächst nicht durch solche Gemeinschaftsbildungen zu erreichen sein wird, welche wesentlich auf der Grundlage von gemeinsamen Weltanschauungen beruhen und die Bethätigung und Verbreitung dieser letzteren zu ihren entscheidenden Zielpunkten machen.

Jene großen Vorgänge waren trotzdem nicht vorzeitig, nicht vergeblich; denn sie entzündeten eine wahre Leuchte für ernstes, sozial-ethisches Denken. Sie zeigten unwiderleglich, daß die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die Gewissenhaftigkeit und das Mitgefühl in der Entwidlung der

Menschheit so lange den erheblichen Gefahren der Trübung und der Verflümmung ausgesetzt sein werden, so lange die Gemeinschaftsbildungen sich in ihrem Urteilen und Tun von den Besonderheiten ihrer gemeinsamen Anschauungen und Ziele in so viel stärkerer Maße bestimmen lassen, als durch die umfassenderen, von den Ueberhebungen sozialer Sonder-Begeisterung, sowie von engen Sonder-Interessen und Leidenschaften gereinigten Erfahrungen und Gesetze des ganzen Menschheitslebens, mit andern Worten, so lange die Illusion von der Geltung und Berechtigung der doppelten Moral nicht gänzlich überwunden ist.

Aber was hat dies alles mit dem Vorschlage zu thun, daß jetzt in Deutschland ein Judentag berufen werden soll, um die Rechts-Ungleichheiten, denen die Juden in Deutschland immer mehr, trotz Verfassung und Zivilisation, wieder unterworfen werden, mit gemeinsamer Stärke zu bekämpfen, was doch auf den ersten Blick so erklärlich und berechtigt erscheint?

Setzt man sich jedoch den Rufus von Dr. Kahn zu einem solchen Vorgehen näher an, so erkennt man deutlich, daß nicht bloß ein starker Appell an den konfessionellen oder religiösen Geist des spezifischen Judentums vorliegt, sondern ein Wersuf an ganz dieselbe Art des fast zu einer Religion gewordenen nationalen Patriotismus, unter dessen Flammenhauch jetzt in so vielen Nationen die Lehre von der doppelten Moral so wilde, mit Menschenopfern verbundene Orgien feiert.

Für den Menschenfreund war es bis jetzt ein wesentlicher Anhalt der Zukunftshoffnung, daß er auf das in den meisten Kulturstaaten verbreitete, keineswegs bloß mit an der Spitze des materiellen Erwerbes und Fortschrittes, sondern auch mit an der Spitze aller tieferen Bestrebungen für Gerechtigkeit und sittliche Kultur, für Wissenschaft und Kunst stehende Judentum hinbliden und daß er dabei wahrnehmen konnte, wie die hervorragenden, weltbildendsten Glieder desselben, getreu der alten internationalen Mission und dem ertischen Genius ihres Volkstums und ganz im ersten Geiste des aus diesem hervorgegangenen Heilands, weit überwiegend im Sinne der Völkerverbindung wirkten. Erhebend war es dabei, die innere Ruhe zu erkennen, mit der viele der Besten unter ihnen, an Leising's Nathan erinnernd, trotz inniger Begeisterung für die eigentümliche Größe der uralten Vergangenheit ihres Volkes, spezifisch-nationale Empfindungen und Ziele in sich überwunden hatten und sich mit dem Abel der Treue und Weisheit den Volksgemeinschaften einordneten, auf deren Boden und in deren Kulturgemeinschaft sie mit ihrer Wirkksamkeit Wurzel geschlagen hatten. Das alles erschien wirklich geeignet, Menschheitshoffnungen, welche auch mit dem Gedächtnis jedes einzelnen Volkes so tief verbunden sind, zu beleben und der Verwirrtung entgegenzuwähren.

Da soll man nicht trauern, wenn man jetzt Symptome wahrnimmt, aus denen eine zunehmende Entfremdung auch dieses Zweiges der großen Menschheit an nationalem Kleinmutt emergeret, an nationalem Größenwahn andererseits hervorzugehen scheint.

Es ist ja richtig, daß das schmachtvolle Gebahren des Antijemitismus besonders in den deutschen und slavischen Ländern den Juden gemeinsame, sozusagen national zusammengefaßte Abwehr sehr nahe legt. Bei genauer Ermägung aber sollten doch ganz andere Wege gegangen werden, weil jene Aktion Del ins Feuer gießen würde.

Von den Einschränkungen und Demütigungen, denen die Juden gegen Verfassung und Recht in Deutschland in zunehmendem Maße unterworfen werden, indem man sie von der Zulassung zu allen Stellungen und Berufen ausschließt, in denen eine Art von staatlicher Autorität ausgeübt wird, von diesen Verjagungen werden ja noch aus-

nahmelofer alle diejenigen Bürger deutschen Stammes ebenfalls betroffen, welche keiner der anerkannten Glaubens-gemeinschaften angehören.

Also gegen dieses ganze System von Rechtsverletzung und Kränkung sollte sich nicht ein Indentag, sondern der ganze freigeistige und gerechtigkeitliebende Teil des deutschen Volkes erheben.

Wenn man näher zusieht, besteht der Kern aller dieser traurigen Zustände, aus denen die antisemitischen Paroxysmen ihre Nahrung ziehen, in der, aus der blinden Angst vor dem „Milituz“ hervorgehenden konfessionlichen Scheinbelebung religiös-konfessioneller Gesichtspunkte im ganzen staatlichen Leben, selbstamer Weise verbunden mit der fieberhaften Erhigung aller nationalstijischen Brualitäten und Rache-Anstifte.

Die Vergangenheit zeigt aber mit wachsendem Finger auf die Notwendigkeit, das Gemeinschaftsleben auf ganz andern Grundlagen zu errichten. Wir müssen endlich mit ruhigem, klarem Denken, Wissen und Fortschreiten alle bisherige Menschen-Erfahrung zu den festen Linien von solchen Lehren verdichten, welche das größte gemeinsame Heil im äußeren, wie im inneren Leben der Menschengemeinschaft verbürgen, indem sie mit allen Sophismen des augenblicklichen Sonder-Interesses und der individuellen wie der kollektiven Leidenschaften vollständig brechen.

Hierzu wird der Drang der Menschheit nach begeisterten religiösen und philosophischen Weltanschauungen auch eine wichtige Hilfe und Triebkraft sein, aber die viel zu mächtig gewordene innere und äußere Entartung herbeiführende politisch-soziale Rolle gewisser Weltanschauungs-Gemeinschaften, zugleich als Führer, Richter und Büttel, soll zu Ende sein, damit die verschiedenen Weltanschauungen sich in edler Freiheit neben einander entfalten können. Dann werden sie dem Ideal-Leben der Menschheit die hohen Wohlthaten endlich rein darbieten, die gerade aus ihrer, sich gegenseitig belebenden und läuternden Mannigfaltigkeit hervorgehen können, wenn sie nicht mit dem Unseligen der groben staatlichen Autoritätsgewalt belastet sind.

Die Menschheit, durch Wissenschaft und Kunst und durch die „äthetische“ Erziehung im Sinne Schillers zur höchsten Freude an jenen großen Geistesgestaltungen der Vergangenheit und Gegenwart und an deren fruchtigem zeitjüngem Entwicklungskampfe befähigt und von den verwirrenden Einflüssen der doppelten Moral befreit, wird auch mit den Einrichtungen, die zur ethischen und technischen Ordnung des Zusammenlebens unentbehrlich sind, viel leichter fertig werden, als es die gegenwärtigen, noch so sehr der Weisheit und des Mitgefühlis ermangelnden Zustände ahnen lassen. Aber wir werden diese bessere Zukunft nur gefährden, wenn selbst das Judentum, dessen größte Geister von jeher ein dieser Zukunft zugewandetes Antlitz trugen, die rückwärts gewandten Strebungen des nationalen und konfessionellen Geistes sich zum Vorbild macht, wie das „Z. B. in der oben erwähnten Schrift mit der „Macht“ des „Katholikentages“ geschieht. Ist doch dieses maßgebende Dineinragen konfessioneller Gemeinschaftsbildung in das deutsche Staatseleben eine der schmerzlichsten, zerrütendsten Erscheinungen in den gegenwärtigen Zuständen Deutschlands.

Das Eine allerdings können und müssen die Juden Deutschlands verlangen, daß endlich ihre deutschen Mitbürger sich ermannen und gemeinsame Sache mit ihnen machen in der ersten, unablässigen Verurteilung und Besämpfung aller der widerrechtlichen Einschränkungen und Verdrängungen, die man in Deutschland den jüdischen und überhaupt allen den Landesfremden nicht angehörenden Bürgern zu bieten magt.

Arnold Böcklin †.

Von Georg Hermann.

Es war Dubois Meynard, der vor Jahren gegen den verstorbenen Meister und seine Fabelwesenwirtschaft Front machte — nicht als Einzelner, nein, als Organ für Tausende. Dieser Mann der Wissenschaft behauptete mit gutem Recht, daß derartige Zwischenstufen zwischen Mensch und Tier unmöglich wären und jeden anatomischen Weisepan einfach Hohn sprächen, ein Geseul in den Augen des Weltbeten.

Neute lächeln wir darüber; aber wir machen dem ersten Gelehrten und dem Mann der geistvollen Spekulation seinen Vorwurf. Wir erkennen, daß hier zwei Welten aufeinanderprallen mußten; und in dem Kampf ist die Welt Böcklins Sieger geblieben. In Dubois verkörpert sich der Mann der Wirklichkeit, der Erklärer und Deuter des Lebens, der Mann des scharfen Intellekts, und in Böcklin die intuitive selbstschöpferische Kraft. Der eine steht unter der Oberherrschaft des fühligen Verstandes, der andere unter der Oberherrschaft der Sinne, der heißen, zuckenden Empfindung; hier Denkfähigkeit, dort phantastische Gestaltungsfähigkeit. Und die Welt des einen erklärt sich nach allen Triumphen falls mit einem schwermütigen Ignorantismus, während die Welt des anderen stärker und freudiger denn je vor dem, das Leben liebt, und ein Böcklin als die positivste Persönlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts einen immer wachsenden Einfluß auf die Geistes- und Weisheitsrichtung gewinnt.

Alles, was über Böcklin gesagt werden mag, über die Kraft seiner leuchtenden Farben, über die erschöpfende Einseitigkeit und Intensität seiner Stimmungen, die gestaltende Macht seiner Phantasie, über die Wahl der Vorwürfe, die ihm stets aus der Stimmung geboren, ist eigentlich nur eine Form, in der sich der Grundzug seines Wesens ausdrückt; die gesteigerte Kraft der Lebensempfindung, das Ausschließen des Nechters bis zum Grund — die tiefe Lebensfreude. Böcklin hat uns das Dasein gezeigt in seiner reichsten Entfaltung, und er hat es uns lieben gelehrt. Er hat uns der Natur gegenüber einen neuen Standpunkt angewiesen, hat uns geführt, sie in ihrem Reichtum mit seinen Augen zu sehen; jeder Stimmung hat er Neues abgewonnen, sie vertieft, verinnerlicht und erweitert; jedes Wesen hat er neu betrachtet; er hat es verstanden, die Eindrücke der Natur zu verinnerlichen, ein glücklicher, gestaltungsstarker Geide. Und wenn uns heute diese Welt nicht stumm mehr erscheint, wenn wir Wunder in Wald und Flur sehen, wenn wieder draußen auf einsamen Klippen sich die Meerfrauen sonnen und von fernher in dichtem Wald der Hüchling der Centauren an unser Ohr klingt, wenn wir die Augen zu Freude, Farbe und Licht wenden, so ist das sein Verdienst. Es hat lange gedauert, bis er uns zu jenem frohen oder ersten Sinnengelangen gebracht, bis wir verlorenen Sehne zu dem zurückkehrten, die wir lange zu den Geistesfesslungen die Steine gefahrt, um die hohen Türme zu errichten, von denen einmal unsere Enkel weit in das Land sehen sollten.

Die Lebensfreude ist der Grundzug seines Wesens. Und selbst noch in den Werken, wo er die Nachtseiten des Lebens enthüllt, offenbart sie sich sieghaft. Er selbst hat seine Schüler und Nachfolger erzogen und doch geurt schon ein Jahrzehnt von seinem Erbe, sieht in ihm seinen Herrn und Zücker. Und gerade die Jünglinge, — die Zukunft ist es, die seinen Namen auf die Flagge geschrieben, die Träger seines Bollens zu sein bestrebt sind. Sein Einfluß auf die Malerei der Gegenwart läßt sich überall verspüren; mit der gesteigerten Farbigkeit lernen wir erst die

fühnen Symphonien seiner Bilder begreifen, mit dem wachsenden Reichtum an Persönlichkeiten, die sich langsam hervorwagten, lernten wir erst in jedem Träumer, Dichter, Gestalter nicht einen Narren zu sehen. Böcklin hat nicht dreißig Jahr zu früh geschaffen, sondern er hat sich stetig und unbreit seine Mittelwelt erzogen und heute beginnt sie reif zu werden, um ihn zu verstehen, seine Offenbarungen in sich aufzunehmen. Er ist der, welcher einer kommenden Zeit die Signatur geben wird. Schon heute trägt jeder ein Stück Böcklin im Herzen und in den licht- und farben-trunkenen Augen.

Wer wußte denn vordem, wie ein Fröhling anfah? Zarre Lyriker hatten ihn besungen mit dünnen Stimmchen, Weichen wagten sich hervor, leucht wie Luna, Schneeglockchen läuteten Klingeling und Jünglinge und Jungfrauen gingen nebeneinander in schamhaftem Erötten. Wie lieblich und zierlich. Ein Windchen blies und die Bäume wurden grün im Hain, wo die kleinen Vögelchen sangen. Und nun? Tage des Verdens. Die Anemonen heben ihre Köpfe, wie verschlafene Amoretten auf Wiesen unter Büschen, die Sonne leuchtet, der Fröhling kommt und schreitet mit schnellen Schritten dahin, Blumen ausstreuend, zu Tausenden. Punte Mäuler heben sich im Hagen, blaue Skillen, gelbe Krokus, Zazetten, Reichen und Habenhus. Die Kerne zittern vor Glanz und Duft, die Büsche werden grün und die Blätter leuchten goldig in der Sonne. Der Raach zieht tiefblau durch die dunkelgemühten Wiesen, und der Wind treibt die Schäfchen in langen Streifen über den Himmel; Nleder und Rhododendron, Weißdorn, Rotdorn, Goldregen, Apfelbaum brechen fast zusammen unter der Last farbiger Blüten, die zu dichten Töden gehärt an den Zweigen leben, weiße Willen bieten glücklicher Liebe Unterflur; Liebesgötter gaukeln mit Schmetterlingen um die Wette durch die weiche Luft, und an den sinnlich warmen Abenden fliegen die Mohrflöten der Traune, die auf bemoohten Steinen sitzen, und sie locken die Traden aus ihren geheimen Verstecken, daß sie beseligt und bethört ihnen lauschen. Die Centauren stampfen in Sinnesfreude den Boden; schöne, süßige Frauen lustwandeln auf schmalen Wegen, keine sitzamen schlanken Gretchen, nein, voll reif, Schleier entbüllen ihre Weize und sie scheinen Schwärmern jener herrlichen Wesen, der olmpyischen Frauen, die uns Massael in seinen Fressen der Parachina schau. In den Luellen kommen die bodsbeinigen Satyre, um müde gehet ihren Durst, aus der hohlen Hand trinkend, zu stillen. Und Inseln steigen aus dem Meer in ewigem Fröhling, rote flammende Hüfche darauf und goldige Blumenweifen, und Menschen schreiten dahin in herrlicher Raacht; Kumpfen ruhen auf dem Rücken zärtlich blickender Centauren, und Opjertauch steigt empor von kleinen Altären zu frohen, gütigen Göttern. Tausendfacher Fröhling! Ewig, unergänglich; ein Leben, das hinfliehet, wie ein schöner Traum, wo Frauen im Reigen sich schwingen, wo Harfenklänge ertönen, und alles still jubelt in Freude des Seins. Aber auch Töne von eigener, seltener Schwermut fliegen manchmal herein, doch nur einen Augenblick, dann jubelt es wieder empor, und manchmal lacht es auf in lustigen Sprängen der Satyre, in plumper Lieberkraft der gewichtigen Bierdemenschen. So tief in seinem Reichtum hat niemand das Fest der Erde vor ihm geschildert, nicht Tizian noch Rubens.

Und niemand hat vor ihm das Wesen des Meeres enthüllt, in seinem Grauen, wie in seiner tiefblauen, leuchtenden Schönheit, aus der die Göttin der Liebe und Schönheit selbst emporsteigt, blendend, schaumgebren. Du Venus Anabomen! Hier hat der Meister die schönsten Lebenssymphonien geschaffen. Wie nachhallend bieten sein Wirken, das jagten mit die Worte einer Dame, welche, als ich ihr von dem Tode des Meisters meldete,

rief: man dürfe Bödlin nicht in die Erde graben, in das Meer müßte man ihn versenken, — draußen, wo die Brandung an den Klippen emporsich, dort hinaus müßte er, zu all den Tritonen und weißen Rajaden, zu den Meeremännern und den bornigen Seeteufeln. Der weiße Meerum müßte emporspringen über seinem Grab und die Wellen müßten kommen und gehen und über Kunde zu tragen von fernem Bänken weit draußen, über die Wäden hinjagen, während die fischgeschwänzten Nereiden in der Sonne ihre nassen Glieder dehnen. Und der Sturm müßte wie die Löne einer Niesenorgel über sein Grab heulen, wenn Gewitter emporziehen und es müßte feierlich still sein, wenn die heiße Mittagsglut über den trügerisch glatten Fluten siegt, und in der weiten Kunde nur mit erstauten Augen eine neugierige Meerbewohnerin sich bis zu den Hüften aus dem Wasser hebt.

Wie wunderbar hat Bödlin diesen seinen Geschöpfen Lebenswahrheit gegeben; wir zweifeln gar nicht mehr an ihrer Richtigkeit. Der Schaum setzt sich in blanken Streifen auf die nasse zottige Brust der Tritonen, und die Sonne läßt perlmuttern die fischgeschwänze erglänzen verfangt sich in den schwarzen Haaren. Und es ist Wasser, wirkliches Wasser, in dem sie da umhertollen in ihrer wahn-sinnigen Ausgelassenheit, oder das ihre ruhigen Glieder umpulst, umhüllt. Es ist kein lackiertes Blech, nein es hat alle Eigenheiten des Wassers, es ist flüssig, naß, durchsichtig, es bildet eigene Formen, umschleiert, verzerrt den darunter befindlichen Gegenstand feinerer Konsistenz, es spiegelt die Farben des Himmels wie die der Leiber in eigenem Glanz; in Wäden zieht es dahin, wie Wäber von Türsteln, im Gebirge gleitet es in silberner Durchsichtigkeit zitternd über moosige Steine, sammelt sich zu seinen Strahlen und gleitet herab zu flaren Quellbecken. Was alle vor ihm gemalt, ist irgend etwas, Blech, Schlag-sahne, nur nicht Wasser. Bödlin hat es zuerst gemalt. Von ihm lernten es andere, viele — nur nicht die Marinemaler.

Bödlin's Meerbilder künden ihn als Apostel der Lebenskraft, und seine Bilder, die Kampf schildern, thun es gleichfalls; sie singen das hohe Lied von der wilden, ungezügelm Kraft. Römer und Eimbren prallen auf einer Brücke zusammen, alles drängt auf diesen Mittelpunkt hin, die Pferde steigen aneinander empor, halten sich verbissen und lämpfende Paare tollern hinab in die Wellen. Lapithen und Centauren, Steine werben geschleudert, Felsblöcke! Arbeiten, die den stärksten Offenbarungen Kubenscher Volkskraft ebenbürtig.

Nicht immer schlägt Bödlin diese schweren Harmonien, nicht immer volle rauschende Löne an. Aber was er an-fassen mag, er giebt es tiefer, wirksam; man meint, niemand vor ihm hätte sich die gleiche Aufgabe gestellt. Liebliches war nie so lieblich, Ebnsucht wurzelte nie so tief, Mut war nie so süß, Einsamkeit nie so weit und hallend. Jede Note in der Scala unserer Empfindungen ist durch Bödlin klangreicher geworden. Und ein Ton, der schwer und dumpf als Untertimme ewig mitklingt in all unsern Empfindungen, den wir immer im Ohr hatten, einmal lauter, einmal leiser, er, der Lebensbejahende, hat ihn ausgehallt.

Bödlin's Schilderung des Todes und seiner Reiche ist der süßste Ausdruck seiner Lebensfreude, seine stolze That. Der Tod ist nicht der Bürger Holbeinscher Toten-tänze, der Pestkönig, nicht der Erlöser von der Qual des Lebens, der uns hinübergeleitet in ein langweilig faules Jenseits, sondern es ist der erste Freund. Auf des Meisters Selbstbildnis sieht der Tod auf der letzten Seite der braunen Seite und ruhig, halberstaunt lauscht der Maler den Klängen, ohne Furcht. Er weiß, die Farben werden dumpf und müde werden, schier unsagbar feierlich wird

mit ihrem weißen Schloß und ihren schwarzen Cypressen die Toteninsel dastehen, zu der wir auf schwankem Kahn hinübergleiten, geführt von weißen stillen Gestalten. Die grauliche Form ist dem Tod genommen, aber die Schön-heit seiner schweigenden ewigen Majestät ist gemahrt. Und auch das ist eine That der Lebensfreude.

Alles Wissenswerte über das Leben Bödlin's haben die Tageszeitungen gebracht, deshalb nur noch einige Worte über die Kunstmittel des Meisters. Starke Einflüsse hat er empfangen, von der Landschaftsschule eines Schirmer, die ihn auf bestimmte Linieneubung hinwies, von Kubens, von den goldigen Venetianern wie Tizian und Palma und besonders von den Malern der Frührenaissance, Sandro Botticelli an der Spitze; sein Primavera ist ähnlichem Geist entsprungen, gleichem Geist, der durch die Antike weht. Aber all diese Einflüsse sind völlig mit Bödlin's Ich verschmolzen worden, von ihm aufgesogen. Wie erst das technische Studium Bödlin's war, zeigt das Buch von Kuboski's Bild, ein Tagebuch seines jungen frühverstorbenen Ateliergenossen. Später arbeitet der Öreite nach alten Oeltempera-Malrezepten, welche ihm durch seinen Freund, den Kunsthistoriker Payersdorfer, zugänglich gemacht werden. Es ist auch für einen Laien außerordentlich anregend, sich einmal vor Werken Bödlin's klar zu machen, wie er eigentlich die Wirkungen erzielt, wie er mit Kon-trasten der Stimmung arbeitet, grelle Sonne und tiefes Waldesdunkel; wie er Landschaften in das Endlose, zu fernem Bergletzte führt, wie er all die feinen Toilettengeheimnisse der Natur abgelauscht hat, und ohne direktes Studium vor derselben, sie doch in ihrer Wesenheit, in ihrem Charakter bis in das Letzte und Feinste zu schildern vermag, bis auf die schneefelgelben Mundflechten auf ver-morschten Wäden; alle Einzelheiten, die notwendig zur Vertiefung der Stimmung, haben sich seinem Gedächtnisse eingepägt, und er weiß sie mit souveräner Beherrschung anzuwenden. — Und so giebt er seinen Träumen jene überreiche Lebensfülle, wird der Phantast zum Vertreter des Taine's. Aber nicht allein, daß er es tausendfältiger genießt, erschöpft, er sieht wie ein glücklicher Gott über dem Taine und sein prächtig goldiger Humor offenbart es in seiner ganzen göttlichen Lieberkraft.

Mit dem Tode Bödlin's hat die Welt zwar nicht ihren größten Maler, aber ihren größten Künstler unter den Malern, die stärkste jugende Kraft verloren. Die Nachwelt wird sein Vermächtnis in Ehren halten — und das Leben immer und überall mit aller Kraft und aus aller Tiefe der Seele bejahen.

Björnsons „Aber unsere Kraft“.

Von Käthe Stellmacher (Ebing).

II.

Die Frage der religiösen Innerlichkeit verwandelt sich im zweiten Teil des Werkes in eine der äußeren Menschlichkeit, eine soziale. „Kann höchstes Wollen und Thun das Wunderbare vollbringen und den Wunderglauben retten?“ stand hinter dem ersten. „Kann höchstes Wollen und Selbstaufopfern wie durch ein Wunder den Unterdrückten helfen und von Armut zu Besitz eine erlösende Brücke schlagen?“ heißt es hier.

Die Kinder von Sang und Frau Klara, der an ihrem höchsten Wollen zu Grunde Gegangenen, Rachel und Elias sind nun die Träger der Handlung. Neben ihnen steht — auf dem Hintergrunde der zahlreich neu erscheinenden Figuren — der mit Fast aus dem ersten Teil herübergenommene Bratt. Derjenige, welcher nun die sichtbare, persönliche Leitung zu Elias' Thun dar-

steht, wie dessen inneres Gebundensein an die väterliche Art die verborgene, förpferlose ist.

Bratt, welcher mit der erhehnten Erfüllung jenes Wanders durch Sang und seine Gattin auch die Verzichtung, die diese Erfüllung mit sich brachte, erlebte, hat sich losgelöst aus dem kirchlichen Wirkungskreis, in welchem damals sein Streben und Forschen sich bewegte. Fall, darin gelieben, wirkt, seiner früheren Eigenart entsprechend, weiter. Er predigt in den gewohnten Lebensarten von „der Sonne, die über Gute und Böse scheint“ — von „dem Armen, der viel vor dem Reichen vorans hat“, auch vor der neuen Gemeinde.

Aber auch Bratt bewahrte seine Eigenart. Von der Sehnsucht nach dem religiösen Wandel hat, wie es scheint, jenes Ereignis ihn befreit. Was er nun auf politischem Wege erstrebt, wird von der unveränderten Hoffnung auf Außergewöhnliches, demselben Vertrauen, das gewaltsame, weithin auffällige Mittel helfen können, bewegt.

„Es kommt nur darauf an, daß eine Generation den großen Griff thut, der alle kommenden Geschlechter in das entzündende Licht der Sonne hinausheben wird“ In dieser Grundlage war er wohl vor allem der Lehmeister des jungen, mit schwärmerischer Liebe an ihm hängenden Elias.

Die Geschwister Elias und Kachel haben von der Tante in America ein Vermögen geerbt, welches sie in den Stand setzte, ihre liebevollen Bemühungen gegen die Nervenleiden in Thaten umzusetzen. Kachel hat ein Hospital gegründet. Elias giebt ein Blatt heraus, welches alle Interessen der Erziehung und dem Wohl des Volkes, das heißt der „Arbeiter“ widmet.

Kachel ist, wie im ersten Teil in den Auffassungen, so auch hier in ihren Handlungen, diejenige, welche sich nicht verhält; die das Nächstliegende ergreift und thut, ohne sich um jenen erhehnten „Sprung über die Grenzen hinaus“ zu kümmern. Sie ist die einzige, die von des Vaters besonderem Erbteil und Einfluß, die von der allgemeinen menschlichen Sehnsucht, dem „Verlangen nach dem Grenzenlosen“ sich los gemacht oder frei befreit hat.

Der Bruder, der Freund, die Fremde der Freunde sind im Mann dieses Verlangens. Und handeln danach.

Tief in dem engen, dumpfigen, ungesunden, sonnenlosen Thal wohnen die Arbeiter: die Besitzlosen, die Abhängigen. Da unten ist ihre Not, ihr Entbehren gemachener wie Gießpflanzungen im Sumpf. Bis zu abschreckender Verkommenheit, trostlosem Elend.

Wir sehen und fühlten diesen Schreden, diese Trostlosigkeit in knappen, scharf umrissenen Bildern; durch ergreifend lebendige Worte.

Oben auf der Höhe steht der Reichtum, die freie Entwicklung, die unverdorbene Schönheit der Arbeitgeber, der Besitzenden, derer, die die Macht haben.

Wir sehen auch die letzteren; sogar ganz besonders ausgeprägt; dem Leben nachgezeichnet, als sprechende Porträts: Ein Seitenstück zu jener Versammlung der Weislichen im ersten Teil, wird hier eine Versammlung von Vertretern der sozialen Frage hingestellt. Die Vertreter der Fabriken und des Kapitals vereinen sich persönlich, um über die Lösung der eben schwebenden Streitfrage, ihr ferneres Verhalten den Arbeitern gegenüber zu beraten. Da sind sie alle — in Einzelwesen verkörpert — die verschiedenen Bemühungen der verschiedenen Parteien. Da ist der naive Gottesfürchtige, der „nicht Böses mit Bösem vergelten“, der „das Gute im Volk zum Vorschein bringen“ — das „verschwendende Privatleben der Reichen“ — die „über die Kraft gebenden menschlichen Staatsbudgets“, der die „Gewaltthat an geschriebenen

und ungeschriebenen Gesetzen“ abschaffen möchte. Da ist der Ehrliche, der für sich und seine Genossen verlangt, daß man sich an „einem bescheidenen Ertrag genügen lasse“. Und da sind die Vielen, Vielen, welche in Ermangelung treffender Einwendungen ihr ewiges unmotiviertes Gelächter zwischen jede dieser Forderungen werfen! Da ist der „Tenor“, die eine freischwebende Stimme, die für Tausende das unlogische, vernunftlose Verlangen herausjähret, gerade den einen, den wundeiten, unerlässlichen — den unbequemten — Punkt aus der Debatte auszuschießen. Da ist der Schwarzrod, der einfach als Mittel zum weltlichen Zweck betrachtet und, verrät, was Millionen Unausgesähter noch von himmlischer Glorie umfließen erscheint. Da sind die trassen Egoisten: der präherische, der sein „Kotlosal vertehrt!“ so led von der Tribüne aus dem schlichten Vordredner entgegensteuert, während die erbärmlichste persönliche Freigiebt ihn später bis zum Selbstmord treibt; der geistvolle, der mit witzigem Spott auch „Wasser schäumen macht“ und alle die willigen Lacher auf seiner Seite hat. Und hinter ihnen und über ihnen allen der Harter, der ehrliche, selbstbewußte Egoist, dem man seine „Verrennmoral“, sein: „Die Skanonen aufgefahnen!“ nicht verdenken kann, weil ihm das „Rad auf beiden Seiten“ nur allzu bekannt und bis zum Eckel widerwärtig sein muß. Es ist Holger, der — mit dem moquanten Keil — in der Stunde der Gefahr den höchsten persönlichen Mut beweist. Und beiden kann man in dieser Situation eine volle Sympathie nicht verweigern.

Aber dieser edleren Art der Einzelnen — vielleicht zum Herrschen auf der Höhe Berechtigten — sieht unten im Thal, in der „Hölle“, das durch sie und durch ihre Genossen jenen Vielen von unedlerer Art verurachtete Leid der Armut, der Abhängigkeit gegenüber. Jene Worte, jene Bilder, die es zeichneter, erheben sich scharf und herb in unserem Gedächtnis.

Waren Haug hat ihre Kinder, dann sich selbst geendet. Aus Not, aus Schwache. Gott weiß aus welchen jaumervollen Gründen zuletzt; ganz sicher aber aus Furcht vor dem ferneren, ihr und ihnen schrecklichen Leben. Und mau glaubt es Bratt, daß bis zu dieser höchsten Gewalt und Graueit das Elend hier wachsen mußte; hier — in dem sonnenlosen Abgrunde des Finstretes — wo es „finster und kalt“ ist; wo „wenige mit Hoffnung, niemand aber mit Freude“ arbeitet. Wo „Ungeziefer und Ansteking geiebt, wo die Kinder bleich und die Gedanken finster werden, wo sowohl Kleider als Gemüter verschimmeln“ weil „alles, was Anstekingkeime in sich trägt, am besten dort geiebt, wohin die Sonne niemals kommt“ Man glaubt es ihm. Man sieht es mit ihm, wie „eine Generation nach der andern hier vergeht — vergehet muß — in Elend und Sünde“ Und man glaubt auch mit ihm an die — welche es verschuldeten.

Elias Sangs Sympathien sind nicht mit jenen auf der Höhe.

Sein ganzes weiches, liebevolles Herz ist mit Bratt bei denen im Thal.

Kachel pflegt ihre Kranken und sieht, wo sie für diese Veränderung finden kann und Hilfe; sie nimmt auch Holgers Weisand an, der ihr eine große Schenkung zu Gunsten des Hospitals, ein Haus mit Parkanlage, macht.

Elias will nichts wissen von denen, welche die Unterdrückung üben. Ihr „kein wenig Wohlthätigkeit“ ist ihm, wie Bratt, zu gering. Große, schnelle, sieghafte Hilfe soll den Geknechteten werden. Das ist sein Sehnen. Er gab kein Vermögen Stück für Stück. Und, weit hinausgehend über das, was selbst Bratt wollte, will er endlich das letzte, was ihm blieb, sein eigenes Selbst, zum Opfer bringen. Dieses vor allem. Zu spät erkennt es der

Freund: „eine Natur wie die feimige durfte nie in diese Sache hineingezogen werden.“ Elias ist seines Vaters, er ist der geistige Sohn all derer, welche die Welt erlösen wollen durch ein Wunder, das heißt hier durch ein Beispiel oder Epier, welches das rettende Wunder nach sich zieht. Wenn nur Einer es wagte, würden es dann nicht gleich Tausende folgen? — ja! sagt Sana. „Athen ein Beispiel geben“ ja! sagt, gleichgültig, Elias. „Zuerst springt Einer hinüber dann folgen zehn hundert tausend! Es gehören tausend dazu, ehe sich Millionen zum Sprung bereit aufstellen.“ Die Millionen, welche, wie er meint, dann unwiderstehlich sind. Darum will er jener Eine, Erste sein.

An demselben Tage, an welchem Karen Haug und ihre Kinder begraben werden, während die Verzeihung der Arbeiter, den Grimm der von Holger, von den Arbeitgebern Abgewiesenen am höchsten gelegen ist, wird oben auf der Burg, im Herrenschloffe, die Verammlung der von Fabrikherren und Kapitalisten Deputierten triumphieren. Feuerwerk wird man anzünden. Ein strahlendes Fest feiern. „Nacht sei nur illuminiert“, sagt Bratt. „Tadurch werden wir viele Freunde erhalten.“ Aber er ahnt nicht, welches Furchtbare sich vorbereitet. Andeutungen hat der junge Sana ihm und der Schwester gemacht. Zu spät erkennen sie den Sinn derselben: Wänen sind gelegt unter dem Schloß. Eine elektrische Leitung steht zum Länden bereit. Und Elias — Elias wird es sein, der, als Diener verkleidet, das Vorbereitete ins Werk setzen und als Erster fallen wird mit den Feinden — Kisse, Weispiel, wie er meint, für die Freunde.

So geschieht es. Zwar gelingt es ihm nicht, das Zeichen zu geben. Noch bevor die Mine springt — sie springt auch ohne sein Zeichen — sieht Holger, den Verräter lebend, ihn nieder; Elias fällt durch seine Hand. Und, die Stimme der Schwester draußen hörend, stirbt er, indem er zweimal: „Nabel Nabel!“ ruft, in einer Art, aus welcher man — vielleicht meint es der Dichter so — sein letztes Enttäuschtsein, sein Verzweifeln hören kann: „Es war doch vielleicht nicht recht Und es war — umsonst.“

Es war umsonst. So scheint es wenigstens.

Im letzten Akt ist alles wie es früher war im Verhältnis der Arbeitgeber und -nehmer. Nur Schreckliches ist noch dazu gekommen: Holger, nicht getödet, aber lebenslanglich zu Grunde gerichtet, gelähmt durch den Sturz, wird im Rollstuhl geföhren. Nabel ist bis zum Zielfinn niedergebückt vom Schmerz. Bratt hat die Verzeihung wahnsinnig gemacht.

Dieser letzte Akt steht da wie eine Predigt gegen das Uebernatürliche, das „Ueber die Grenzen hinauspringen“ „Da haße diese Rechenexempel im Großen“, jagt Nabel. „Sie springen über das Menschliche hinaus, obwohl allein darin Erlösung ist“

Wenn irgend Jemand der Träger der dichterischen Grundansicht sein soll, so kann es nur Nabel sein. Da ist der Ingenieur Halbe; ein früherer Beamter Holgers, ein hochgekannter Mensch; aber voll Zweifel vielleicht, auf welcher Seite zu stehen das Rechte war. Er ist es, wie es scheint, der, von Elias hohem Schmutze mitgerissen, die elektrische Leitung zu der Katastrophe hergerichtet hat. Dieser Halbe — nachdem Nabel im letzten Akt mit ihm und dann mit Holger gesprochen hat — hebt die Hände empor und jagt zu ihr: „Sie haben Recht Ich beuge mich vor Ihnen“ Dies soll wohl ausschlaggebend sein.

Aber ist es auch wirklich so? „Was ist dann gut und was ist dann schlecht, wenn die Güte mit Dynamit um sich wirft?“ fragt Nabel. Ganz gewiß ist dieses Dynamit etwas Entfesseltes.

Aber stehen wir nicht noch unter dem Eindruck jener erbarmungslosen Abweisungen und Unterdrückungen, die auch die Güte endlich zur Verzweiflung nicht nur treiben können, sondern müssen? Die Schuldigen jener im Drama hätten weniger andächtig sein müssen, wenn wir uns dieses Eindrucks erwehren sollen.

„Während die volle Sonne und der Frühling auf uns herabstrahlten ist es nicht, als wollte die Natur zu uns sagen: schämt Euch! Ihr beuhdet meine Wälder mit Blut und meine Gänge mit Todesröhren“ jagte Nabel. (Gewiß, o gewiß eine furchtbar berechtigte Klage.)

Aber — wer — wenn wir uns im Rahmen dieses Dramas sehen — wer hat aus Sonne und Frühling seine Wälder hinaabgestoßen in den unaufhörlich freudlosen Schatten, in welchem die Natur sich bis zu dem Absinken mit Blut und Todesröhren verzerrt mußte? Vog Bratt, als er von denen auf der Höhe jagt: „Sie, die euch die Sonne genommen haben?“ — Es kann nicht sein. Was gestern wahrhaftig schien, dürfen wir nicht heute ohne Grund bezweifeln. Wir müssen ihm glauben. Und — würden Nabels Krankenwärter, und würde das geduldige Harren, das langsame Ermahnung und Erziehen zu gerechtem Grundhären die Sonne, diesen Frühling mit der Zeit allein und wirklich bis in das Thal, in „die Hölle“ hinaus zwingen? — Wir dürfen im Leben seuzen, wenn ähnliche Gedanken auftauchen. Innerhalb dieser Dramas gewiß.

Und doch scheint es, als wolle der Dichter am Ende jene letzte Frage bejahen.

Es kommen Credo und Spera, zwei vielversprechende junge Wesen, Jüngling und Mädchen. Wänen aus der Verwandtschaft Holgers, an deren Erziehungsgerecht auszuüben Nabel sehrnichtig wünschte. Holger, eine Zeit lang ungewiß, es ihr zu überlassen, giebt, von der Katastrophe weich gemacht, ihren Wünschen nach.

Hier soll wohl Nabels großes werdendes Werk liegen; die Leitung dieses unerfahrenen Menschenmaterials hinweg von jenem Uebernatürlichen zum rein Menschlichen, „in welchem allein Erlösung ist.“

Creto und Spera wirken wie versöhnliche Zukunftsgedanken. Aber es sind leider nur Gedanken. Kein Tropfen Blut steht vorläufig in ihnen. Und wir, gerade vom Dichter aus durch warm pulsierende Handlung verwöhnt, bleiben süß diesem Versprechen gegenüber, das seinen Einatz als Worte hat.

Zweifellos wird ohne das fetige, maßvolle, in Rahmen des menschlichen Könnens, der menschlichen Kraft bleibende Helsen, Umwandeln, Wirken, kein Fortschreiten zu erlösender Freiheit der Menschheit erzielt werden. Aber — ist dieses Maßvolle, Stetige, Wohlbedachte immer und für jeden Fall das Richtige — das heißt das Genügende?

Wenn auch in Otto Herrs das Wollen des jungen Sana zur Karikatur verzerrt wird, wenn auch Elias' Streben und Handeln wie von fremdem Willen geleitet erscheinen — braucht es nicht zuweilen dieses Ueber das Ziel, über die Grenzen-Hinauspringen? Dieses Verleitet werden bis zu Tzaten über unsre Kraft? Rügen solche Tzaten wirklich nur — wie Nabel meint — durch die direkte Wabe des Kummers an die, welche, gleich Holger, noch seinen Kummer fannten? Oder doch vielmehr über unberechenbare Ferne hin durch das Weispiel der zu höchstem Flug gespannten Geühle?

Wenn nie — diese Tzaten — irgend ersitzenen wären und irgend mehr erscheinen würden — hätte die Menschheit ohne sie wohl die Kraft gehobt und würde sie weiterhin die Kraft haben, ihr bestes maßvolles

Streben innerhalb der Grenzen dieser Kraft bis auf eine gewisse Höhe der Befinnung zu erheben und auf dieser zu — erhalten?

Streiflichter.

Appell an die Signatarmächte der Haager Friedenskonferenz. Das Organisationsomite der internationalen Friedensvereinigung verleiht neuerdings einen Protest und Aufruf an die Mächte, die die Haager Konvention unterzeichnet haben. Es heißt in demselben u. a.:

„Unter Anerkennung der Wichtigkeit der von den Mächten angenommenen Beschlüsse, protestieren wir ausdrücklich und festlich gegen die Verletzung dieser Beschlüsse in der Rettung der kriegsrischen Operationen in Südafrika.“

„Obwohl, nach dem Buchstaben, nicht behauptet werden kann, daß die südafrikanischen Republiken in die Haager Konvention eingeschlossen sind, so besteht doch die ständige Verpflichtung, die (dort angenommenen) Regeln des Kriegsrechts auch ihnen gegenüber zu beachten.“ Es konstatieren wir mit tiefstem Bedauern, daß die amtlichen Aufrufe und Instruktionen der englischen Generale in Südafrika ein System der Verheerung und Konfiskation enthalten, das eine direkte Verletzung der Artikel 44 und 52 der Haager Konvention darstellt.“

„Wir protestieren festlich
1) gegen die Verletzung der südafrikanischen Republiken, die einbringlich gefordert haben, daß der Streifenputz einem Schiedsgericht unterbreitet werde.
2) gegen ihre Anzeigung durch Großbritannien, das erst durch seine Weigerung, das Schiedsgericht anzunehmen, den Krieg unermittlich gemacht hat.“

„Was wir unterbreiten den Mächten erbetend den Antrag: So sollen jene Verhandlungen eröffnet werden um die Haager Konvention mit einer Klausel zu ergänzen, die lautet: „Der Anruf des Schiedsgerichts seitens eines Volkes vor dem Kriege verleiht ihm einen abschließlichen darauf, daß kein Angriff auf seinen nationalen Bestand gutgeheißen werden darf, ohne daß ein Schiedsgericht darüber befunden hat.“

Das englische Kabinett wäre gut beraten, wenn es noch rechtzeitig auf einen solchen Appell des Gerechtigkeitsgefühls hörte, ehe die brutale Gewalt der Thatfachen ihm die Tuldung der Intervention aufzwingt.

Moderne Schauspielkunst. Unter dem Titel „Bittreiben“ veröffentlichte vor kurzem ein ehemaliger Schauspieler in der „Frankf. Ztg.“ Erinnerungen aus seiner Laufbahn und beschreibt und glossiert namentlich einen Kontrakt, den er am Stadttheater in H. eingegangen war und der — typisch für alle zahlreichen ähnliche Fälle. Wir heben einiges davon hier heraus. Ein Paragraf lautete:

„Das Mitglied verpflichtet sich, sechs Tage vor Beginn der ersten Vorstellung in F. einzutreffen und die Besehen unentgeltlich mitzumachen.“

Ein Vertragsverhältnis bestand schon in jener grauen Erzväterzeit, da Abraham die Grabstätte für sein Weib kaufte, aus Zeltung und Gegenleistung. Nicht so beim Theater. Der Bühnenmeister muß eine Woche früher, als er Gage erhält, Besehen thun, er muß Wohnung nehmen, essen und trinken und, was der wahre Witz ist, dafür bezahlen, um vielleicht nach Ablauf dieser sechs Tage am Besehen oder der Direktion benachdigt zu werden, daß er „ohne weitere Entschädigung“ seiner Wege gehen könne, denn
§ 2b. Gänzlich künstlerisches Unvermögen, wosüber der Direktion allein und ausschließlich die Entscheidung zuzust, berechtigt die Direktion schon nach der ersten Probe oder Vorstellung, den Vertrag in allen seinen Teilen ohne weitere Entschädigung zu lösen.“

Abgesehen davon, daß künstlerische Minderheiten an kleinen und ganz kleinen Theatern niemals in Frage kommen und dem sogenannten Schmierer-Direktor nicht das Recht zuzufinden kann, einem Mitglied die künstlerische Befähigung abzuspreechen, die er selbst entweder nie besessen oder durch das läuglich sich erneuernde Duhlen und dem Besah eines urteilslosen Publikum längt eingestrichelt hat, sind es oft ganz eigenartige Besenden, die Direktoren gegen Mitglieder haben und das künstlerische Unvermögen“ ist dann eine willkommene Hinterlist. Ich habe in H. ein junges Mädchen kennen, das zwar keine Dufte, aber eine recht verwendbare Kraft war,

die jedoch das Feld räumen mußte, weil sie sich nach Ansicht ihres Brodherren den dort garnisonierenden Gesezangler-Offizieren nicht entgegenkommen und genug zeigte. Sie war eben eine der seltenen weiblichen Mitglieder seiner Theater, daß dem maßhaltigen Versuch gemacht hätte, mit ihrer Gage auszukommen. Bisher war ihr das auch gelungen, da sie mehr als anstandslos lebte und ein ungemessenes Geschäft betrieb, aus unheimlichen Papagenubühnengerechte Rollen zu schneiden. Was half es, daß sie dem Bühnentrampeln vordruckte, daß ihre ganzen Gepirariff durch die weite Reise in dieses Engagement abgerechnet waren, daß sie nicht einmal 10 Pfennig mehr begeh, um ihrer Rolle noch Dauler zu bezeichnen; es bildete bei der Entschädigung; die Direktion hatte „von dem ihr zugehörigen Rechte Gebrauch gemacht“ und die jünge Schauspielerin durfte es schließlich noch als eine besondere Gnade betrachten, daß sie mit 100 Monatsgage (für mai erst mit 100) engagiert bleiben durfte, bis mitten im Winter das ganze Unternehmen ortsrachte und die Mitglieder auf der Strahe saßen, nachdem sie über einen Kontrakt lang keinen Pfennig Gage erhalten hatten.

Es giebt viele Menschen, die sich schließlich schlagten so tollt trocken wie die Schauspieler. Das oft so verführerische leicht Künstlerleben istul Wunder der ighen. Und was fragt man auch danach, wenn man einmal ein paar Tage lang von Brot und Saftter lebt, solange man jung und gesund ist und die Flamme der Kunstbegierde noch lcht. Wie aber, wenn ein Künstler infolge der Entbehrungen, der schallosen Räder und festlichen Egidierungen krank wird? Auch dafür hat der allgütige, Dichtoren-Verband“ in seiner unerschöpflichen Weisheit ein Paragrafchen in petto:

§ 4. Bei Dienstunfähigkeit des Mitgliedes, welche durch Krankheit oder längerer Dauer als 6 Tage herbeigeführt wird, heht der Direktion das Recht zu, den Betrag zu lösen.

Sechs Tage sollü Du krank sein, am liebsten aber mußst Du wieder arbeiten, so lautet eins der zehn Gebote des Krimen. Ge darf sich also den Luxus einer Blinddarm-Entzündung z. B. nicht gefallen, sonst läuft er Gefahr, daß er außer seinen durch die Krankheit verursachten Ängst-Ausgaben noch fünf, Monate unter Fremderobacht zu befragen hat. Ein Geheh, daß die Direktoren zwingt, die Mitglieder in eine Krankenkasse aufnehmen zu lassen, existiert nicht.

Es ist hier selbstverständlich nur von den am mittleren und kleineren Theatern üblichen „Bittreiben“ die Rede; die Vorstände größerer Bühnen haben sich unter dem Namen „Bühnenverein“ vereinigt und besitzen ihre eigenen Kontrakt-Formulare, die zwar immer noch keine bürgerlichen Rechtsgelüb hoch sprechen, trotz alledem aber etwas humaner sind als die an kleinen Theatern üblichen Bittreiben.

Man wird mit Recht fragen, warum die Gesamtheit des deutschen Schauspielersandes angesichts dieser gienlichen Zustände nicht zur Selbsthilfe greift und freist ihre erdrückenden Minderheit dem häßlichen Direktoren nicht menschenwürdige Kontrakte diktiert? Die Antwort ist einfach und erschütternd: Die Hurdt vor dem Beruhungen zwingt diese Kernehen der Krimen, die nichts haben als ihre armeneligen bunten Zappen und nichts lernen und können als ihre sogenannte „Kunst“, Blindlings zu unterzeichnen, was man ihnen vorlegt, gleichwohl er sie sich damit zu verbeigigen wachen oder nicht. Sie haben doch dann mehr Auswahl, Monate unter Dach und Fach zu sein und an allen Sonn-, Fest- und Gagetagen einen Breten zu essen. Auch ist der Körpergeit unter den Schauspielern sehr schwach entwickelt; jeder geht unbedenklich seinen eigenen Weg; wenns sein muß aber weichen, und von dem jahrelangen Spielen in Antiquarshäden ist manchen Bühnenkünstler ein gut Stück Intrigue in die Hand und Blut übergegangen.

Den Hauptgrund aber dieses modernen Schauspielersandes sehe ich darin, daß in den meisten Bühnenmitgliedern das Gefühl, daß ihnen ein Unrecht zugefügt wird, nahe zu ganz erloschen ist, daß sie sich miltig in die Ketten legen lassen, die sie zwar wohl fühlen, aber meinen, es müßte so sein, weil es immer so gewesen ist. Meiner Ansicht nach kann ihnen nur Hilfe von außen kommen, von der großen Masse derer, welche in den Bühnenkünstlern die Interpreten unserer Dichter und Denker sehen und sich bei dem Gedanken schämen, daß derselbe Marquis Volta, der die unvergänglichen Dichter-Porte von Freiheit und Menschenswürde thun und folg dem König von Europa's Ansehen entgegenbringt, in Wirklichkeit der kranke Schatz eines kranzigen Bühnenkünstlers ist.

Vor Allem aber sollte der Staat, der doch sonst mit der Bekämpfung des Unflutlichen allzeit voran ist, diese in höchst unflutliche Verhältnisse ins Auge fassen und Rul und Wege finden, sie zu besser und damit gleichzeitig das Weltmännchen des deutschen Volkes zu heben, denn — so sagt der große Brit — die Schauspieler sind dazu da, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen.“

Wir meinen, daß hier zunächst einmal die genossenschaftliche Selbsthilfe eingreifen und das Solidaritäts-

bewußtsein unter den Schauspielern selbst mehr gewedt werden müßte. Bei der letzten Delegierten-Versammlung der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger wurde die Gründung einer Genossenschaft-Agentur angesetzt, um der schimpflichen Ausbeutung der Schauspieler durch manche Theater-Agenten entgegen zu wirken. Könnte nicht dieselbe Genossenschaft die vereinzelt Kräfte auch gegenüber der wucherischen Ausbeutung durch manche Theaterdirektoren zusammenfassen?

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptprotokoll der D. G. G. R. Sitzung vom 30. Dezember 1900. Einer Anregung des Vorsitzenden der Abteilung Danzig, Dr. Effler, folgend, bezieht der Hauptvorstand, die Frage nach einer innigeren Verbindung und eines Erfahrungsaustausches der Abteilungen untereinander (durch eine die Vierteljahrsberichte zusammenfassende Publikation s. 4.) auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu legen. — Der Vorstand der Abteilung Berlin: Prof. Dr. Bruno Meyer hat am 14. Dezember in der Abteilung Hamburg über Zweck und Ziele der D. G. G. R. gesprochen; Dr. Fr. Wills, Fortleiter am 13. Dezember in Stuttgart über das Thema: „Der Uebermuth in Nietzsches Philosophie und Goethes Faust.“ Der G. R. spricht seine rückhaltlose Zustimmung zu der Wahl dieses Themas aus, indem er seinen Beistand begl. Das folgende besonders in der Art der Behandlung, die Dr. F. ihm sicherlich hat zuteil werden lassen, den Zusammenhang mit den Vorträgen der D. G. G. R. voll zum Ausdruck gebracht hat. Ueber die in Stuttgarter gewonnenen Einsprüche berichtet Dr. F. sehr günstig. Die Kassen beider Vorträge, soweit sie nicht nach den Abteilungen selbst gebracht worden sind, werden auf den Wanderröhrer-Jahrbuch überkommen. — Aus Anlaß eines von den Abteilungen München, Stuttgart, Nürnberg, Wiesbaden ausgeprochenen Wunsches wird genehmigt, daß die Kassen einer von Herrn Dr. Wegzig für die Zeit vom 20. Januar bis 2. Februar 1901*) geplanten Vortragreihe (München, Stuttgart, Ulm, Worms, Darmstadt, Offenburg, Wiesbaden, Frankfurt a. M.) insoweit aus dem Wanderröhrer-Jahrbuch weichen sollen, als sie nicht von den beteiligten Abteilungen selbst aufgebracht werden. —

Abteilung Hamburg. „Grund und Ziel der ethischen Bewegung“ lautete das Thema über das im Dezember der Red. Dr. Bruno Meyer in Berlin in der Abteilung Hamburg Mittheilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur sprach. Der geschätzte Redner führte folgendes aus: Tiefgreifende Ereignisse, die sich nicht verkennen lassen, haben in weitesten Kreisen ein Gefühl tiefsten Unbehagens hervorgeufen. Wer möchte jetzt jenes bekannte Wort gebrauchen: es

ist eine Pust, in unserer Zeit zu leben? Weder besonderte jenseitige materielle Kultur, die die Menschen nicht mehrzufrieden beglücke, sondern in allen Ecken zu beschwichtigende Beunruhigung hervorgerufen hätte. Die intellektuelle Kultur hätte dazu geführt, daß die Ueberflut über das ganze wissenschaftliche Gebiet verdrängt gegangen ist. In dieser wie in der materiellen Kultur nehme außerdem nur wenig teil. Auch sie vermöge eine gewisse Herrschaft nicht in uns zu fällen. Auch die religiöse Kultur ist jetzt weit davon entfernt, uns Beistand zu gewähren. Die Bewusstseins- und ihrer Riefen sind durch eigene Schuld in Kanfliste geraten. Das Gebiet der sittlichen oder ethischen Kultur ist freilich auch noch sehr an heuchlerisch. Nach heute leiden wir unter dem Fehlen eines Systems, das alle menschlichen Beziehungen regelte, jenes Systems der absoluten Freiheit auf allen Gebieten. Das höchste sittliche Gebäude des Zusammenlebens ist theoretisch der Staat — aber gelten dort ethische Prinzipien, oder selbst laide, die noch im Gehirnsfischen zur Anwendung kommen? Bei den Beziehungen zwischen den Völkern fehlt das Gemessen sowie eine Autorität, die Beziehungen abnden kann. Seltne Besichtigung könnte uns die künstliche Kultur liefern, aber noch Redners Anschauungen ist die moderne Ausrichtung nicht darnach angehen, einen wehren Genuß zu ermöglichen. Die „Kunst“ paßt auf unsere Zeiten wie auf einem Klavier herum, sie zeigt uns nur die reale Welt des Lebens.

Das alles bietet uns die moderne Kultur? Wo kann denn nun ein Anker geworfen werden? Die Kunst kann für uns nur Wohlgeboten vorziehen. Säkularität bleibt nur das religiöse und sittliche Gebiet. Alle menschlichen Bedürfnisse müssen von sittlichen Anschauungen und Vorstellungen durchdrungen werden, die, frei von materialistischen Anschauungen, auf der Erkenntnis des Menschen beruhen. Die Religions-Gehil ist zwar in ihren Grundgedanken überall die gleiche, in Details aber ist jede Religion ihre eigenen Wege gegangen, als Grundlage ist jedoch die Ethik untauglich. Die Ethik muß wiederum an das ursprüngliche Wesen des Menschen selbst anknüpfen, sie ist eine Seite der menschlichen Kultur. Auf dieser Basis muß die Ethik auch gelehrt werden, und zwar von den untersten Stufen der Schule ab. Mit einem derartigen Unterricht in der Volksschule hat Frankreich große Erfolge erzielt. Die Ethik ist lehrbar, Religion nicht. Religionlehre ist Dogmenlehre, wie jedoch besteht sie neben dem naturwissenschaftlichen Unterricht? Die Ethik muß an die Stelle des Religionsunterrichtes in den Schulen treten. Gebra, ein strenghaltbarer Grundsatz, hat kein Bedenken gegen die offizielle Stellung der Kirche im Staatswesen gefolgt.

Eine derartige Macht im Staate ist durchaus anzusehen. Weilen mit den Religionsunterricht den kirchlichen Gemeindefunktionen zu: Er entweicht und verhindert, daß die Menschen sich auf rein humaner Grundlage orientieren. Gehil in der Schule — und der Antikristismus scheidet aus. Im 20. Jahrhundert können wir uns nicht mehr mit den Gespenstern des 13. und 14. Jahrhunderts herumbläuen. Wichte obdahn die Ethik die Halle spielen, die heute der Religionsunterricht, allerdings nur als raupon de parler, einnimmt. — Im Anschluß hienan fand eine Diskussion statt. (Neue Hamburger Zeitung Nr. 586.)

Redaktionelle Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 2.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Vierteljahrsprogramm (Januar-April 1901).

Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.

Sonntag den 3. Februar findet im Handwerkerverein Sophienstr. 15 der 8. Unterrichtungsabend der öffentlichen Kirchliche Mitt. Eintrittspreis 25 Pf., Programm und Text frei. Karten in der Kassehale, Neue Schönhauser Str. 15, beim Hüfnerverein für weibliche Angehörige, Seydlitzstr. 25 und im Bureau der D. G. E. K.

Sonntags, den 14. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, unter den Linden 10, III, Gruppe für ethische Bildung: Vortrag des Hgl. Bibliothekar Dr. Simon: „Die Kirchlichen-Bewegung in Berlin.“ Diskussion.

Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des nadt. Kaufhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Albert Köp: „Fortschritte in der Berliner Armenpflege.“ Diskussion.

Mittwoch, den 27. März, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des nadt. Kaufhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Wilhelm Stern: „Die Ethik der Epitapher.“ Diskussion.

Gäbe überall willkommen!

Der Schriftföhre: Dr. Penzig.

Besamworflicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Dieder in Berlin W. 66, Wilhelmstr. 47. — Druck: J. E. Freub, Berlin S.W., Rammannbantenstr. 14.

Zu dauernder Führung einfachen Haushalts und Pflege und besserer Erziehung von Knaben und Mädchen, 5 u. 7 Jahre alt, an Stelle der erkrankten Mütter wird für I. April oder später **gebildete und wirtschaftliche gesunde Dame** mittleren Alters gesucht.

Offerten befördert die Exp. unter P. R. Bild und Zeugnisabschriften oder Referenzen erbeten.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Ablieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verlag
Johann Crambrink
Wien 12tenell. 1,00 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Verl.-Druckanstalt
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verlag:
Die Verlagsgesellschaft
Kempnerstraße 40 in
Berlin
Druck:
Wiegand
1111
früher Vertriebsweg
Kunze in allen
Kunze-Vertriebswegen
und in der
Spezialdruckerei W.,
Wilmersdorf 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Sössi.

Unter Mitwirkung von Dr. Sr. W. Soerker herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 2. Februar 1901.

Nr. 5.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Soziale Erziehung. Von Pierre Baron de Couberlin (Paris). — Versuche im Moralunterricht. Von Dr. J. W. Förster. — Etwas über Kritik. Von * * *. — Streiflichter: Innere Wertbeziehung und die Studentenschaft. Weltpolitik und Gesellschaftspolitik. Menschlichkeit auf dem Throne. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Hamburg. Abteilung Danzig. — Bücherchau. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Soziale Erziehung.

Von Pierre Baron de Couberlin. (Paris.)

Physische, intellektuelle und sittliche Erziehung wird der Demokratie nicht genügen, auch die soziale Erziehung wird sie ins Leben rufen. Damit will ich nicht sagen, daß sie den Unterricht in der Soziologie für die Gymnasien vorschreiben wird. Wenn es in der Gesellschaftslehre, wie in der Nationalökonomie gewisse Grundbegriffe und leitende Gesichtspunkte gibt, um Welt und Menschen verstehen zu lehren, so gehören doch solche Betrachtungen in den allgemeinen Unterricht; daraus einen speziellen Unterrichtsgegenstand zu machen, hätte keinen Sinn. Wenn sie etwas weiter gekommen sein wird, wird die Soziologie, der noch kaum der Name einer Wissenschaft zukommt, dem höheren Unterricht einverleibt werden; wiewohl sie auch dann den schwankenden und unsicheren Charakter der Wissenschaften beibehalten wird, deren Gesetze unaufhörlich von Ausnahmen demontiert werden und deren Anwendungen die jeweiligen Verhältnisse durchkreuzen.

Dennoch gibt es eine Soziologie, mit der sich die heranwachsende Jugend vertraut machen sollte. Durch die Gewohnheiten, die sie befestigen, die Kenntnisse, die sie verbreiten wird, soll diese zu dem Gemeinwohl, an dem jeder Einzelne Teil hat, beitragen und gleichzeitig doch auch seine individuelle Existenz erhöhen und verbessern. Diesen neuen Unterrichtsweig der Demokratie bilden die Gesundheitslehre und das Gemeinchaftsleben.

Von allen wird die Wichtigkeit hygienischer Vorschriften zugegeben, aber nur rein theoretisch. Wir haben aus der Hygiene eine Art fernstehender Gottbeist gewachsen, deren Priester die Aufgabe haben, ihren Kultus gewaltsam aufzundigen, was ihnen natürlich weder jetzt, noch später jemals gelingen wird. Wenn nicht jeder Einzelne sich zum Befenner ihrer Lehre macht, kann die Hygiene, eine Ueberzeugung sei es gesagt, nie ihre volle Wirksamkeit entfalten. Wer zu Gutenberg's Zeiten hätte vorausagen wollen, daß einist selbst der Aermste ein gebrauchtes Buch würde lesen lernen, wäre ob solcher Kühnheit dem allgemeinen Ge-

lächter verfallen. Ist es nicht viel weniger unwahrscheinlich, daß eines Tages Jeder im Stande sein wird, seinen Körper und seiner Wohnstätte die notwendige Keilichkeits-Pflege angedeihen zu lassen, oder bestimmte Krankheiten zu vermeiden und sich vor Ansteckung zu bewahren? Alsdann wird, bei Entstehung einer Epidemie oder aus ähnlicher Veranlassung, wenn die Behörden zeitweilig besondere Maßnahmen durchsetzen haben, die Autorität in der Bevölkerung diejenige intelligente Unterdrückung finden, deren sie bedarf, ohne sich an stumpfen Widerstand und rückläufige Tendenzen stoßen zu müssen.

Nur durch systematischen Unterricht können so glückliche Resultate erreicht werden; so viel ist aber klar, daß solcher Unterricht von oben, nicht von unten kommen muß. Bis er nicht auf den Gymnasien ernstlich organisiert worden, bleibt er für die Elementarschulen ohne Nutzen. Soll der Sohn des Bauern oder Arbeiters die Notwendigkeit von Einrichtungen zugeben, deren der Sohn des begüterten Landbesizers oder des Arbeitgebers nicht achtet? Wenn die mittleren und oberen Klassen für die Gesundheit ihrer Bebauung unzureichend Sorge tragen, und im Allgemeinen in dieser Hinsicht eine beklagenswerte Unwissenheit in hygienischen Gesetzen bekunden, so läßt die körperliche Keilichkeit noch weit mehr zu wünschen übrig, wie leicht sie auch zu erreichen und wie föhnschwer auch ihre Vernachlässigung ist. So kann man nicht behaupten, daß, mit Ausnahme der Angelsachsen und der skandinavischen Völker, tägliche Abreibungen zu den Gewohnheiten jedes Volkes gehören, aber selbst die Angelsachsen und Skandinavier, ebenso wie die äußerlich vereinfachten Aristokraten Europas lehnen sich noch gegen den gesundheitsfördernden Einfluß des Wasserbeverbrauchs auf. Diese Apathie und Gleichgültigkeit wird erst der Unterricht in der Hygiene ausrotten.

Zeit mehr noch als die Kenntnismahme und Beobachtung hygienischer Vorschriften ist für die moderne Demokratie die Ausbildung der genossenschaftlichen Vereinigungen unerlässlich. Ob nun Gesinnungsgegenossen zusammengehen, um sich im Widerstand zu stärken, oder ihre Sache zu fördern, ob sie den Zügel anziehen oder lockern wollen, immer ist innerhalb einer demokratischen Gesellschaft die Genossenschaft der Ursprung jeder nützlichen Betätigung, die Grundlage jeder vernünftigen Kraftäußerung. Bei der Wahl leitender Persönlichkeiten, zur Wahrung bestimmter Interessen, zur gründlichen Prüfung eines Problems, zur Anbahnung einer Reform, immer und überall muß man zu ihr seine Zuflucht nehmen, von ihr allein kann man Hilfe erwarten. Das *vae soli* (Wehe dem Alleinlebenden) der heiligen Schrift mußte auf der

Front unserer öffentlichen Gebäude als Motto stehen, so sehr entspricht dieses Wort den Grundbedingungen des modernen Lebens.

Man hat viel darüber gestritten, ob Genossenschaften und Assoziationen aus ursprünglichen Anlagen im Menschen hervorgehen? Aber so interessant solche theoretischen Erörterungen auch sein mögen, ihnen kommt doch nur eine relative Bedeutung zu, da eine wichtige Tatsache ihnen entgegensteht:

Beim Beginn alles Zusammenwirkens zeigt sich der Mensch, gleichviel, ob er dafür bestimmt ist oder nicht, augenscheinlich linksig und ungewandt. Jedenfalls ist diese Tatsache unabhängig davon, ob der Genossenschaftsbezieher ursprünglich der Menschennatur fremd ist oder ob diese sich erst in vielen Generationen nachträglich davon entwöhnt hat. Zahlreiche Beispiele belehren uns darüber. Man kann sagen, für das 19. Jahrhundert ist der Haupt-Charakterzug die Entwicklung der Demokratie, nur ihre verschiedenartigen Einfließungen, die mannigfaltigen äußeren Lebensgewohnheiten führten das Urteil vieler irrt; denn wir konnten einen Augenblick anderer Ansicht werden, als wir an der Spitze der Völker hier einen Kaiser, der das Schwert in der Hand hielt, dort eine mächtige Aristokratie gewahrten. Aber trotz allem sind es, in der Nähe gesehen, doch die Demokratien, die auf dem Marsche sind, nur daß ihre Gangart im allgemeinen schwerfällig und unregelmäßig ist, als ob ihnen ein Glied fehlte oder ein Organ beschädigt wäre. Sie bewegen sich ein wenig, man verzeihe mir das Wort, wie Krüppel.

Man sagt: daran wäre die fehlende Freiheit schuld. Aber die Beweglichen sind nicht die Freien, und als Beweis dafür, daß die bloße Freiheit nicht genügt, dient die Tatsache, daß in manchen Fällen sogar die öffentlichen Behörden die Bürger nicht nur autorisiert, sondern sie vergeblich angepörrt haben, zum genossenschaftlichen Zusammenfluß ihre Zusage zu nehmen. So muß man also wohl die Notwendigkeit einer gewissen Lehzzeit auch für die Demokratie anerkennen, und es handelt sich nun darum, ob diese Lehzzeit schon auf dem Gymnasium beginnen soll. Wenn es sich nur um das äußere Näherwerk der Assoziation handelte, wäre es von keinem Belang, sich derart zu beeilen: die Abstimmung, die Autorität der Gewählten, die Ordnung der Sitzungen, das Budget, die Verhandlungen: mit diesem ganzen Mechanismus wird ein Mensch mit offenem Kopf vertraut, selbst wenn er nur eine etwas elementare Ausbildung hätte. Aber in den toten Mechanismus heißt es die Triebkraft einführen, die ihm zur Wirksamkeit verhilft. Jede Assoziation, wie sie aus beschaffen sei, kann nur gut funktionieren, wenn sie aus einer Mischung persönlicher Tatkraft, gegenseitiger Duldsamkeit und richtiger Verständigung über die gemeinsamen Interessen genährt wird. Solche Eigenschaften entstehen aber nicht von selbst, sondern befähigen sich bei dem fertigen Menschen nur sehr allmählich. Je früher man daran arbeitet, je mehr Aussicht hat man, sie mit seinem Charakter innig verwachsen zu lassen.

Also wird der nützlichste Bürger der Demokratie nicht derjenige sein, dem man Unterricht in der Soziologie gegeben hat, dem man die Theorie von der gegenseitigen Solidarität und Verantwortung erklärt haben wird, sondern derjenige, der in das thätige Leben eintreten wird, schon begeistert für das Zusammenwirken mit andern, unbewußt gefehrt für die Bewegungen, den Rhythmus, die Anspannung, die solche Wirksamkeit erfordert; und das alles will nicht theoretisch, sondern vor allem durch die Praxis ausgebildet sein.

Die Idee war nicht mehr durchaus neu, als Arnold sie seinerseits aufgriff; man könnte einige, wenn auch un-

sichere Spuren davon bei mehreren Pädagogen des letzten Jahrhunderts auffinden. Aber es ist zweifelhaft, ob der „Hebmaier von Rugby“, der keine speziellen Studien gemacht hatte und keine sehr hohe Wertschätzung für das 18. Jahrhundert begte, aus diesen Quellen geschöpft hat. Er sah un sich, begriff bald, was notwendig war, benutzte zu dem Zweck elementare Einrichtungen, die sich ihm boten, und vollkommnete sie. Unter den englischen Schülern hatten sich einige traditionelle Gruppierungen erhalten. Diese wurden nun das Vorbild regelmäßiger Vereinigungen, die sie mit Klugheit und Mäßigung zu leiten lernten. Solches Gemeinschaftsleben wurde ihnen schließlich so vertraut, daß man außerhalb dieser Kreise glaubte, es habe, ähnlich wie das Sportleben, immer unter ihnen bestanden und sei die Frucht einer Massenveranlagung, einer unübersehbaren atavistischen Reigung. Gewiß haben die Wechselfälle seiner inneren Geschichte das englische Volk besonders auf das self-government vorbereitet, aber es ist sicher, daß es sich darin viel erfahrener und geschickter zeigt, seit die Grund-lagen des Genossenschaftswesens in seine Erziehungs-anstalten eingeführt worden sind. Andererseits liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die Natur der anderen Rassen dem widerstrebt, daß anderswo ein gleiches Experiment notwendig scheitern müßte. Selbstverständlich werden die Formen sehr abweichen, in Deutschland England gegenüber, in Italien Schweden gegenüber.

Seinem ihm eigentümlichen Geiste entsprechend, seinen Ideen und besonderen Gewohnheiten gemäß, wird jedes Volk sie umformen müssen. Die Frage muss von höheren Gesichtspunkten behandelt werden. Jede demokratische Regierung, welcher Art auch ihre politischen Einrichtungen, ihre geschichtlichen Ziele, ihre sozialen Ausblicke seien, bedarf, um zu leben und zu gedeihen, des genossenschaftlichen Zusammenwirkens, gleichviel, ob dieses ganz frei ist, oder vom Staat geleitet und patronisiert wird. Aber dies Zusammenwirken will gelernt sein und man thut gut, es schon in der Jugend zu lehren. Die Wahrheit wird sich der Demokratie aufdrängen und sie dahin bringen, in das Schulleben den Geist der Genossenschaft einzuführen, um den zukünftigen Bürger im Hinblick auf das praktische Leben vorzubereiten. Wie kann man diese Vorbereitung bewerkstelligen?

Es ist wohl nicht nötig, hier gewisse Wunderlichkeiten zu erwähnen, von denen uns über den Kanal und von jenseits des Ozeans Kunde geworden ist. So gab es in England eine Gymnasialrepublik, deren Schüler einander, ja sogar, glaube ich, auch ihre Lehrer regierten. Man versichert mir, daß die Verordnungen durchaus nicht unvernünftig waren, und nicht zu oft wechselten; mir fehlte die Zeit, um durch private Radioforschungen die Thatsache richtig zu stellen, doch beweare ich es nicht; denn eigentlich handelt es sich doch um eine pädagogische Phantastie, die in keinem Fall verallgemeinert werden könnte. Dasselbe kann man von jener „Schulstadt“ sagen, die irgendwo in Amerika, wie es scheint, soeben ins Leben getreten und die alle Merkmale eines wohlgeordneten Gemeinwesens zeigt. Der Bürgermeister, die Beigeordneten, die Gemeindeväter sind Schüler; sie verteilen die Verwaltung der Schule, wie öffentliche Klemmer, unter sich. Der Berichterstatter, der dieses kleine Wunder entdekt hat, übertrifft seine Verdienste und schlägt es den Pädagogen beider Welten als Muster vor. Aber wenn nun diese auch berechtigt sind, derartige Gründungen ironisch oder gleichgültig zu betrachten, so begehen sie doch einen ernsthaften Fehler, wenn sie mit derartigen Ueberreibungen die vernünftigen Anwendungen verwechseln, die anderswo von dem Prinzip gemacht werden, von dem sie sich herleiten.

Die jungen, von Gymnasialisten gegründeten Gesell-schaften lassen sich auf fünf Haupttypen zurückführen; sie

richten sich hauptsächlich auf Spiel und Sport, Wissenschaft, Kunst, die öffentliche Rede und die Wirksamkeit. Die Kriterien sind heute wahrscheinlich die zahlreichsten und einmündigsten. Davon kann man nicht überfrachten sein. Denn wenn die Jugend auf etwas das unbefristete Recht der Leitung hat, ist es auf seine Spiele. Unter dem Vorgehen, daß förperliche Uebungen mit der Erziehung und Disziplin unverträglich seien, wurde dieses Recht dennoch lange geleugnet und selbst wo man es heute in der Theorie zugestehet, kommt es vor, daß man es in der Praxis zu unterdrücken sucht. So ist es in Frankreich. Die heftige Nebenbuhlerchaft, die aus der Teilung des Elementarunterrichts zwischen der staatlichen Leitung und den geistlichen Orden hervorgeht, macht dort jede derartige Verbesserung schwierig. Die Freiheit, die sich auf einer Seite zeigt, wird auf der anderen als Jügellosigkeit bezeichnet und man bezieht sich, selbst eingebildete Mißbräuche in diesen Dingen laut zu verurteilen. Trotz dieser ungünstigen Lage haben die Sportgemeinschaften auf den französischen Gymnasien zugenommen. Die ersten wurden in den Jahren 1888 und 1889 gegründet. Heute giebt es mehr als hundert mit zahlreichen Mitgliedern. Was dieser Bewegung das große Interesse verleiht, ist die Thatsache, daß der Anstoß dazu von auswärts kam, und daß sie bei der Schulverwaltung ungünstig, wenn nicht direkt feindliche Aufnahme fand. So ist das gewonnene Resultat fast gänzlich den Schülern selbst zu verdanken; ihnen zu helfen vermochten die Veranstalter nicht viel und die Lehrer zeigten im Allgemeinen keine Neigung zu Verändern.

In das Detail der französischen Erfahrungen brauche ich hier nicht einzugehen, dafür verweise ich den Leser auf (spezielle Belege,*) sondern ich kann, ohne mich aufzuhalten, die hauptsächlichsten Schlußfolgerungen ziehen. Die genossenschaftlichen Vereinigungen sind für den guten Verlauf der Spiele nützlich, für die Organisation einzelner schwieriger und komplizierter Spiele, wie Fußball, sogar unerlässlich erschienen; sie haben keine Unordnung herbeigeführt und die ihren Mitgliedern verursachten Ausgaben sind minimal gewesen. Endlich, wenn es noch zweifelhaft ist, ob sie einen günstigen Einfluß auf die Arbeit ausüben, ist es doch sicher, daß sie ihr nicht geschadet haben. Aber wichtig wäre es, vor allem ihre Wirksamkeit vom sozialen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Eine ernsthafte Untersuchung, die vor einigen Jahren unter den Auspicien des hervorragenden, zu früh dahingegangenen Professors der Pädagogik an der Sorbonne, Henri Marion, geführt worden, hat alle guten Seiten davon enthüllt. Darnach hat trotz des improuvierten und zufälligen Charakters dieser kleinen Vereinigungen ihr gebrechliches Wäderwerk gut funktioniert, und wenn nach einer weitverbreiteten Ansicht, die ich hier nicht diskutieren will, der französische Boden für self-government für wenig geeignet gehalten wird, so muß man gestehen, daß ihr Erfolg um so beweiskräftiger ist.

Außerhalb der englischen „Public-Schools“ und der Einrichtungen, welche in den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien sich nach ihrem Muster bilden, giebt es wenig Schülergruppierungen, welche einen wirklichen literarischen oder wissenschaftlichen Charakter tragen. Die Jesuiten haben die Institution der „Academien“ beibehalten und ziehen daraus guten Nutzen; aber obwohl die jungen Akademiker im allgemeinen einen großen Spielraum in der Wahl der mitzuteilenden oder zu diskutierenden Gegenstände haben, ist der Lehrer nicht weniger immer

bereit, wenn nötig, in die Debatte einzugreifen und besonders die Zusammenfügung der Verammlung zu überwachen und sie auf die guten Schüler zu beschränken. Außerdem giebt es dort keine Verteiler, also auch kein Budget festzusetzen, noch die Finanzen zu regeln; die soziale Erziehung beschränkt sich auf ein Minimum: höflich unter Kollegen bleiben und die Führer richtig zu wählen, ist alles, was man lernt. Das ist etwas, aber nicht genug.

Es ist leicht, sich — besonders wenn man sich einen nach den obigen Grundzügen umgebildeten Elementar-Unterricht als Grundlage denkt — literarische, wirklich freie Gruppierungen vorzustellen, welche irgend eine ergänzende Bildung anstreben, z. B. das eingehende Studium einer fremden, antiken oder modernen Literatur. Die Naturwissenschaften werden zu ähnlichen Schöpfungen Anlaß geben können. Warum sollten Chemiker, Botaniker, Pharmazeuten nicht freie Verfügung über ein kleines Laboratorium, ein kleines Museum haben, wo ihr zukünftiger Beruf sich befestigen und klären kann? Nicht allein die Genossenschaft, die unerlässlich ist, um solche Neuerungen lebensfähig zu machen, würde hierbei ihre Bedingung finden; auch Verstand und Moral fänden sie.

Von der Rolle der Kunst in der Erziehung werde ich noch weiterhin sprechen. Was die Verschamtheit anbetrißt, so ist es kaum nötig, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, zukünftige Bürger rechtzeitig darin zu üben. Solche nützlichen Fähigkeiten werden, außer bei natürlichen Anlagen, schwerlich noch erworben, sobald man ein gewisses Alter überschritten hat. Hier handelt es sich um zweierlei: zuerst muß man, um sich, wenn nicht auf einer Tribüne, wenigstens inmitten irgend welcher Versammlung, gut auszudrücken, seine Gedanken rasch und klar bei der Hand haben und sie den Umständen und der Wirkung, die man hervorrufen will, angemessen in Worte kleiden. Volleau behauptete, daß es genüge, „gut aufzufassen“, um „klar darzulegen“; aber die Demokratie hat uns die Ungenauigkeit dieser Vorschrift klar gezeigt. Die demokratische Verschamtheit ist selbstverständlich das gerade Gegenteil von der Zelflamation, und dramatische Vorführungen können nicht die Schulung eines Debattierklubs erzeugen. Uebrigens haben solche Vorführungen so viel unangenehmes, besonders da sie joviell Geld und Zeit kosten, daß man nicht Veranlassung hat, ihr allmähliches Verschwinden zu bedauern und zu wünschen, daß sie wieder mehr aufleben; für genossenschaftliche Gesichtspunkte sind sie jedenfalls von gar keiner Wirkung. Die englischen „Debating“ („Debatten“) drehen sich gewöhnlich um große Tagesfragen und sind ein Echo für das, was im Haus der Gemeinen behandelt wird. Diese Aktualität kann Mißfallen erregen; aber, außer der Politik, giebt es so viele Probleme des höchsten Interesses, die geeignet sind, die jugendliche Aufmerksamkeit anzuziehen, das man daraus kein Argument gegen die Einrichtung selbst schaffen kann.

Man bleibet noch die Wirksamkeit zu erörtern; hierfür gerade giebt uns England die wahre Formel. So verführerisch die Idee ist, in den Gymnasien kleine Genossenschaften von Saint-Vincent-de-Paul zu bilden, bietet sie doch mehr Uebelstände, als Vorteile. Nichts wäre schlimmer, als die Jugend mit dem besten besten Armen in Beziehung zu bringen, wenn ich diesen grausamen Ausbruch gebrauchen darf, mit diesem zum Teil verirrten, zum Teil von Heuchelei umhüllten Gend, welches in den Städten sich gern an der Schwelle der Liebeswerke aufammelt. Aber ist die Verärthung mit dem wirklichen Gend, mit dem, das dem Kaiser so nahe steht, auch ohne Gefahr auszuführen?

Erfordert nicht schon die Hygiene allein, daß man das Gend von den Schülern fernhalte? Die englische Initiative hat sich in einer ganz anderen Weise von

*) Es sind neun Berichte über die Turn- und Sport-Genossenschaften auf den französischen Gymnasien publizirt worden. Der erste, von mir, ist erschienen in der „Revue universitaire“ vom 15. Mai 1892; der zweite, von Herrn Bancquerit in der „Revue internationale de l'Enseignement“ vom 15. Dezember 1894.

Ideen offenbart: Soviel Geld wie möglich unter den Kameraden und den Professoren zu sammeln, von einer freigelegten Verwaltung einen weiten Grasplatz am Meer oder Fluß zu erhalten, ein Lager für die Armen zu mieten, sich mit den Eisenbahn-Gesellschaften über den Transport zu ermäßigten Preisen zu verständigen, und bei Beginn der Ferien, während einer oder zwei Wochen, eine ganze Kolonie, ausgewählt aus den armen und bravsten Schülern, in gute Lust zu bringen, das ist für Knaben von fünfzehn Jahren eine schöne, wirklich gesunde und wunderbar erzieherische Arbeit. Wenn die Müßiggangigkeit oder besser die Solidarität auf diese Weise verstanden wird, so kann sie zu Annäherungen und Vereinigungen von großer pädagogischer Tragweite Anlaß geben.

So gewahren wir schon auf den verschiedensten Seiten die Anjänge einer sozialen Erziehung, in welcher die Demokratie die Beiriedigung finden wird, ihrem eigenen Wesen Genüge zu leisten.

Versuche im Moralunterricht.

Von Dr. F. W. Höpfer.

XII.

Sollen wir Vuren und Engländer spielen? *)

Gestern traf ich eine große Schaar Knaben, die im Walde mit großer Begeisterung „Vuren und Engländer“ spielten. Ihr habt es gewiß auch schon gespielt. Ich möchte euch nun heute einmal ganz ernst fragen: Ist in Eurem Herzen keine Stimme, die ganz ganz leise dagegen spricht. Nicht? Nun ich weiß, ich brauche sie nur zu werden und Ihr werdet mir alle Recht geben. Habt Ihr vielleicht auch schon „Dungerdot“ oder „Leiche“ oder „Verdingung“ gespielt? Warum wohl nicht? Doch gewiß, weil solche Dinge zu fürchtbar traurig sind, als daß man damit spielt und sich die Zeit verstreut. Und ist ein solcher Krieg nicht noch tausendmal trauriger? Wist Ihr wohl, daß es in London eine große StraÙe giebt, die man jetzt die ThrenenstraÙe nennt, weil sie zum Kriegsministerium führt, wo stets immer die Namen der Toten und Verwunden angeschlagen werden? Da streifen die Wälder und Schwärmer, die Helute und Gattinnen hin, und unendlich viel Threnen werden da gemeint, bis in die tiefe Nacht hinein. Und im Vurenlande ist das Gleiche. Und dann stellt sich das Schlachtfeld selbst vor, wie die Menschen begehrter gegeneinander vordringen: dann kniet er minutenlang und wenn sich der Aush verzieht, wälzt sich die Hälfte im Blut auf der Erde, indes dasheim die Angehörigen für sie beten. So geht monatelang und die Menschen werden immer wilder und roher vom gegenseitigen Morden. Ausgelöscht alles Licht der Güte und über der heißen Erde nur Vur und Threnen. Und warum das alles? Weil der Eigenhass wie ein Sturmfuss die beiden Regierungen gepackt hat, sodas keine ein großmütiges Wort finden konnte. Und in ihrer hilflosen Schwäche begannen sie nach Blut zu rufen und die drauau auf der StraÙe streifen mit — und nun liegen die Toten auf dem weichen Feld, Freund und Feind nebeneinander, und da starrt vielleicht ein sterbender Vur auf einen sterbenden Engländer und fragt: „wozu war nun alles

*) Ich halte von Zeit zu Zeit in meinem Moralunterricht eine „politische Rundschau“ ab — nicht um die Kinder durch Politik zu vergiften, sondern um ihnen ein Gegenstück zu geben gegen die Verrohung, die durch ihre eigene Beschäftigung mit den politischen Aktualitäten in ihre Seelen dringt. Wer weiß es nicht, wie sehr das moderne Kind durch Zeitungen, Lesehefte und Schulgeschand an allen öffentlichen Ereignissen teilnimmt und wie dramatisch die Weltgeschehnisse in den Kinderjahren gespielt werden. Die Fragefrage, Vurenfrage, Chinafrage — das Alles wird heute in der Kindermwelt ebenso heiß diskutiert wie bei den Erwachsenen und leider finden auf diese Weise die rohen Anteilnahmebeiden der sogenannten „Gereisten“ (Ach Gott!) schon frühzeitig Eingang und richten dort wunde Verletzungen an. Darum ist es von großer Wichtigkeit, die Kinder hier etwas von den Erwachsenen zu emanzipieren, ihren natürlichen Sinn für Gerechtigkeit und ihr einetres Gefühl zu ermutigen.

das? Bruder? Wozur sterben wir eigentlich?“ Ach das ist ja doch alles so unendlich traurig, das einem alle Lust zum Spielen vergehen muß. Oder wost Ihr zu den Unwissenßen und Ungebildeten gehören, an allen Dingen nur die bunte Außenwelt sehen und bei dem Worte Krieg an nichts denken als an herrliches Hoffgastmümel und Helmuten unter fatternden Fahnen? Zu so wirts weiß auf Schlachtenbildern gemalt — aber das gräßliche Märgen und die zerstreuten Gliedmaßen und die wilden Weidenhöfen werden nicht gemalt und auch nicht die große große Niederlage des Erbarmens und das ganze Meer von nutzlosen Threnen. Ich vertraue darauf, das Ihr niemals zu den bedenkenlosen Hurrabstürmern gehören werdet, die leichtsinnig sich und andere für den Krieg begeistern. — Ihr werdet nachdenklich sein und Andere zum Nachdenken bringen. Darum spielt aber auch nicht mit Dingen, deren wir uns heute schämen müssen. Aus Eurem Herzen soll ja doch einst der Friede über die Erde kommen, Ihr sollt weiter leben und weiter lieben als wir es heute können.

Haltet mich nicht für einen Grieckram, der Euer Spiele verderben will. Werde weil Ihr noch so herrlich jung seid und das ganze Leben Euer ist, darum sage ich Euch: Laßt Euch nicht anfeinden von der Kobbheit, die heute durch die Welt geht wie eine Anstuenja. Ihr seid viel zu gut dazu. Macht Euch selbstständig. Seid nach wie vor bescheiden und ehrebieutig an denen, die den Krieg nicht lassen wollen, aber laßt sie in tiefsten Herzen allerlei stille Vorfrage. Ich sage ganz im Ernst: laßt Euch nicht anfeinden. Mir erzählte eine englische Dame, das ihre Kinder auch Vuren und Engländer gespielt und dabei beraten hätten, ob man den Ohm Kräger an einem Baum aufhängen oder als Sklaven verkaufen solle. Ich lachte zuerst darüber, gerade wie ihr, aber meint Ihr nicht: die Kinder sind angefeindet. Sie werden keine neuen Menschen sein. Sie werden geduldig die alte Laßt des Dasses und der Dummheit weiterstolperen.

„Was sollen wir nun spielen“, werdet Ihr vielleicht fragen. Ach es giebt ja so viel Anderes und Unschönliches für Kinder zum Spielen! Und wenn Ihr Euch durchaus einmal tüchtig durchprügeln wollt, so spielt „Ravone und Meerlöwen“, damit ihr nie vergeht, das es nur den Tieren erlaubt ist, sich zu stoßen und zu streuen und auf dem Boden herumzuwühlen, wenn sie etwas von einander erreichen wollen; denn in ihrem dunklen Innern wurde noch nicht das Licht der Großmut und Vernunft entzündet, das uns Menschen den Weg der Verzehung und das Friedens zeigt.

Etwas über Kritik.

Von ..

Ich war in einer kleineren Stadt. Man kann sie vielleicht schon eine Mittelstadt nennen.

Die Leute sprachen davon, das früher — vor zwanzig, dreißig Jahren — hier reges Leben durch Kunst und Wissenschaft geweien sei. Das lagen sie freilich immer. Jetzt schief es jedenfalls. Das heißt, die Geschäftsunternehmer hatten mit ihren Zoten und Puppenjulen, ihren gierigen Geldbänden es unter die Feder gesteckt. Wie überall. Einige Leute klagten darüber. Das geschieht freilich auch allervorten.

Aber dieser kleinen Stadt sollte es plötzlich gut werden. Künstler wurden angemeldet. Ein ganzes Zusammenpiel von Künstlern, ein abgerundetes Ganzes. So etwas ist größte Ausnahme in kleinen Städten.

Es waren dramatische Künstler, und nicht nur ihre Kunst wollten sie geben, sondern in dieser Kunst das Allerbeste, was das lebendige Leben der Dichtung jetzt giebt: moderne Meisterdramen.

Man konnte billig befürchten, das bei der Verwahrlosung aller künstlerischen Interessen die Anteilnahme eben um des Guten willen zu wenig übrig lassen würde.

Nein. — Es war eine Freude: wie durch unterirdische Leitung mußte die magnetisierende Kraft der geistigen Strömung hier gearbeitet haben. Man konnte es an der Art der Vorbereitungen und Vorstellungen zu dem Theater-

abend merken: das war weniger das Neue, das die Leute lockte; es war die Sache an sich.

Und dann gingen wir hin.

Eines der vollendetsten Werke des größten Meisters, Einö, an dem noch kein Hauch phantastischer Ueberfülle den Laien verwirren kann. Auch ein Spiel von Weistern; und meisterhaft geleiteten Kräften. Eine neue Welt, eine Offenbarung jenseits alten, nach verjüngtem Leben verlangenden mißbrauchten Brettern. Die moderne Schauspielkunst — Dichtung und Vorführung zusammengeführt — setzte zum ersten Mal ihren Fuß darauf; und ein strahlendes Triumphfest wurde der Einzugs für die schlichte ohne Pose und Pathos ihr tiefinnerliches Weisen gebende junge Adnigin. Ein Triumphfest in den Gemüthern der Menschen: Ich sah sie, diese leisen großen Thränen — die zitternd verschlungenen Hände, die weiten, leuchtenden, brennenden Augen. Das war etwas anderes, als die nervöse Schwächlichkeit bei den gewohnten Nähringen. Das waren ergreifende, aufgewühlte, erwachende Menschenhergen. Eine unruhige Nacht würde es geben für manch einen . . . Gesehnet solche Stunden! Zehn schloßlose Nächte auf diese Art für jeden von uns — und tausend und abertausend in Schmerzen und Sünde und Reue durchwachte würden freudlich durchschlafen werden.

Wie vertraut führen sie auf, wenn der Vorhang sank; schüchtern veruchten sie zu dem Nachbar zu reden, zu lächeln, damit er das vorübergehe nicht merke; er, der es selbst nicht verbergen konnte. Dann ein Zübel, ein Braulien — all der unbewußte Dant der erwderten, sich befreienden Seelen. Endlich gingen sie still nach Hause. Mit einer seltsamen Verästelung. Sie flüsterten laut. Das Große, Tiefe, Ernste ging mit. Man konnte es sehen. Es hatte sie ganz überwältigt. Innerlich neigten, beugten sie sich ihm . . .

Und was hat dies mit der Kritik zu thun?

Doch vielleicht fragt es niemand, die Antwort verücht sich ja von selbst. Diese tief erkantten Gemüther waren die Kritik, welche das unbefähigte menschliche und künstlerische Urteilsvermögen dem eben erlebten Kunstwert sollte.

Was weiter? ist dann nicht alles erreicht? Wo dieses Urteil spricht, ist jedes andere machtlos — hör ich sagen. Wenn es so wäre! — Ich kann es nicht glauben.

Dieses Urteil der jung ergreiften Menge ist wie ein sprossender Busch im Frühling. Alle die warmen, schwellenden Gedanken sind die Knospen, die garten heidigen Blättlein daran. Und nicht irgendwo in der Einöde, wo Gottes Wille allein sein Wachstum oder Untommen leitet — in einem Park, in dem wir alle, weniger oder mehr, Gärtnerreize und Gärtnerpflichten haben, steht dieser Frühlingstrauch; das können wir nicht leugnen. Zwar ist auch über ihm der freie Himmel. Was Sturm, Regen, brennende Glut, selbst was die unberechenbaren Wärmer und Kälter von dem schwellenden Erzeugnis wieder vernichten wollen — ist drum! weil es unabänderlich ist. Aber sollen, müssen, dürfen wir es auch ohne Widerspruch dulden, daß — jede Knaben bei ihrem zünftigen Verüberstreifen mit Stöckchen und Stöcken aus Wutwillen oder Unvernunft das kostbare junge Grün zererschlagen?

Knaben? Junge oder alte; es ist gleichgültig. Da sitzt der — junge — oder ältere — Herr, welchen der Beförder der einzigen oder doch einzig losbaren Feltung der Mittelstätt engagiert hat, um die Redaktion zu besorgen. Er kann sehr ehrenwert, sehr urteilsfähig, sehr kunstverständig — er kann aber auch das Gegenteil davon sein. Jedemfalls arbeitet er gleichzeitig die Theaterkritik. Das ist ja Brauch. Und wenn er nun — in seinem innerlichen Weisen — nicht so vollkommen ehrenwert, wenn er nicht urteilsfähig, nichts weniger als kunstverständig ist — was dann? Dann kommt das Schlimmste. Dann

verdirbt das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit noch weit mehr, als die Unzulänglichkeit selbst. Dann sitzt er da — inmitten all dieser bewegten Seelen in dem dämmrigen Zuschauertraum — ein einzelne, eingeschnürte, gefühlunfähige Person. Mit zertrütem umherflackernden Augen, ausgelegten Miene, etwas höhmürrig, fühlt wie ein Nebenexempl. Er zieht die Mundwinkel herunter über das bläß geordnete Gesicht seines Nachbarn oder Gegenüber, darauf die Echtheit von der Bühne her den Stempel brühte: Laienschwäche! man muß doch zeigen, wie lange man darüber fort ist. Er hat keine Zeit sich hinreihen zu lassen von der Größe und Wahrheit, die das lebendige Bild dort drüben vor ihm entrollt — er muß sich den Kopf bedecken, was von der früher geleiteten Regeitionen über „das Stück“ sich wohl am besten zur Zusammenstellung des morgenden Berichtes eignen wird. Vor allen Dingen das, was nach „höherem Kunstverständnis“ klingt. Abgehen von der „maßgebenden Stelle“, deren Wünsche er sich — hier wäre er freilich nur zu besagen, nicht zu verdamnen — vielleicht fügen muß. Er hat seinen Mut zur Verwunderung des Unfähbaren, daß eines Menschen Geist dort eine ganze Innenwelt in eine faßbare Form zu zwingen vermochte — alles geht unter in der einen Furcht, ob sein armer Kleinraum von Bierergabe und Kritik dem lebenden Publikum morgen genug imponieren wird.

So sitzt er dort — und dann geht er nach Hause, eilig, eilig, damit das Erzeugnis zu Papier und morgen rechtzeitig in das Blättchen kommt.

So sah ich ihn, den jungen — oder älteren — Herrn bei jener Vorstellung in einer Mittelstätt . . .

Ja, wenn das Publikum, das ganze, große ihn auch so sah! — Aber das thut es ja nicht. Das Publikum, das allgemeine, sieht morgen er die Trüderschwärze in dem frisch geprägten Tagblatt, den „stehenden Stil“ in dem mehrtaunendach vervielfältigten Urteilartikel. Und — Trüderschwärze und ein stehender Stil — wie optimistisch wir auch zu sein und auf den sich durchdringender Volkseinnicht zu bilden verbinden — es hilft nichts gegen die Wahrheit, daß Trüderschwärze und stehender Stil in tausendfach vervielfältigten Exemplaren auch heute noch wirken — wie Aberglaubenswächter.

Und wenn diese an sich jo vorreflichen Dinge — schwarzer Dand und glatter Stil — wenn sie Blattheiten und Halbheiten, wenn sie blendende Phrasen, Unvernunft und eckurthlose Wache enthalten, dann sind sie wie die niederlaufenden Stöde und Stöcken der seden Knaben auf den jungen Frühlingstrib . . .

Wenn man sie fragte — gegeben werden sie es nicht so leicht, die gelstere Geheiteren, daß dieses arme Stüchden Papier sie heute schon entmutigt hat. Auch das geischlagene Blättchen hängt noch eine Weile grün. Sie wissen es vielleicht selbst nicht, daß das zarte Gedankenstüchden schon getrübt ist. Der Frühling weilt sein selber unbewußt: Die Erinnerung des Eindrucks hat nicht mehr die Gegenkraft des Eindens selbst. Und schließlich . . . Es stand im Mart! . . . Wer „schreibt“, muß immerhin Verständnis haben . . . wahrscheinlich mehr als wir! Er sagte: „Ein Kunstwert sei es nicht — das Stück — sehr weit davon entfernt . . . jedoch die — Technik, die der Autor sich errungen . . . es made Eindruck — ja — auf jene, die sich fangen lassen, weil ihnen rechtes Kunstverständnis fehle — es gäbe viele, die dergleichen noch für Größe hielten — jedoch“ . . .

Ja, das ist schlimm. Von jenen „vielen“ möchte man nicht gerne sein. Sich wenigstens nicht zeigen.

„Und auch das Spiel der Künstler liegt recht viel zu wünschen übrig“ — sagte er — „berghen mit den andern, die es jo — und jo — und so gemacht“ . . .

Ja, ja, der Zeitungsmann hat viel gegeben! viel mehr als wir! Man möchte sich nicht gern blamieren — man möchte auch so feinfühlig, so feinfühlig sein und werden — oder scheinen — wie der Mezenient.

Au dieses übertrieben? — Ich wünschte, daß es sei. Doch leider kann ich es nicht zugeben. Wir war, als hätte ich nach jenem Abend voll Schönheit, Größe und Wahrheit — mit dem darauf folgenden Zeitungsgeschwätz — den ganzen Boden von jungem Frühlingstrieb bedeckt gesehen. . . .

Wenn es nur Unverständnis ist, nur dieser billige Spatz, allerlei Aehlerchen herauszufügeln, um das eigene unwichtige Gerede mit etwas Wichtigkeit herauszuspugen, wenn sie nur etwas echtes Gefühl für das Edle noch übrig, nur etwas Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen haben und zeigen — wie gerne will man den älteren und jungen Knaben dann so manches vergeben und gönnen. Aber diese unbedenklische Wohlthat, die mit abgelernten Kniffen die harmlose Unbefangenheit fängt, als bände sie noch ein Netz an ihren Stief, damit der Frühlingstoben an jungen Gedanken und neuen Begriffen des schüchtern aufatmenden Edelmanns doch recht sicher, recht reichlich getroffen werde — giebt es denn kein Mittel, diesen schädlichen Unfinn wenigstens an die Jünger zu klopfen, diesen unvernünftigen Knaben hier und da die Hände zu binden?

Man kann achselzuckend sagen, daß dieses überall das Gleiche und in großen Städten vorwiegend daselbst sei. Das ist möglich, oder gewiß. Aber in kleinen ist es schlimmer. Dort sind die Gemüther in gewissem Sinne weicher, einräuchsfähiger nach beiden Seiten hin. Und dann — dort fehlt jeder Ausgleich. Man liest nur eine Zeitung: eine Kritik. Das thut freilich für gewöhnlich auch der Großstädter. Aber bei jeder ihm besonders interessirenden Sache kommen ihm durch Freunde, Geschäftverbindungen, in den Cafés zwei oder mehrere Ausführungen aus Willen oder Zufall zu Gesicht. Und — wenn nichts besseres — so entzieht doch — eine heilsame Mischung. Heilsam auch wenn sie nur — und oft gerade deshalb, weil sie dazu führt, den ganzen Strom von freudiger Beurteilung über den Haufen zu werfen.

Es wird doch so manches für das Wachstum in dem Park der Menschenseelenpflanzen gethan. Wäre es nicht möglich, auch in diesem Punkt der Verwöhnungssünde etwas abnehmende und zugleich helfende Gärtnerarbeit entgegen zu stellen? Den Strauch ein wenig zu pflügen: Diesen Hören und Schauern da draußen in der Provinz, diesen Kindern an Verständnis und Erkenntnis statt des unangenehmen (in mancher Beziehung freilich — weiß Gott! — viel zu wenig geübten) Verbietsens und Vertrittsens dann und wann eine einfache Lehre für ihr Selbstertrauen zu geben; ihnen zu sagen: es war recht, daß ihr bewundertet; recht was ihr empfandet. Hier war Größe. Hier ist Schönheit. So lernt man die Wahrheit, und wenn auch noch manchmal unverständlich, manches gegen die Gewohnheit war glaubt nur dem eigenen Instinkt, der in der Hör- und Sehensstunde auch bewegte. Tragt nur die Meiter selbst; das heißt, forscht, leht. Gebt eure Wünsche und dran. Auch manche eure Rächte, die ihr sonst mit Vielbelprochenem, bequemer Verstandenen, sorglos Ferirendem verbrachtet. Dies Rühmehaden, dies Ehrschütternlassen, dies schwere Ringen mit dem neuen Denken und Empfinden, das ist es gerade, was es braucht. —

Solche Lehrer zu finden ist schwer — oft geradezu unmöglich! — Wag sein. Obgleich ich meine, daß es mehr Verneinen giebt als man glaubt. Es fehlt ihnen oft nur an Mut oder Gelegenheit zum Herausreten. Aber wenn schon — wenn doch ein voll Verneiner in vielen Fällen ein unerfüllter Wunsch bliebe — könnte man es nicht wenigstens zu etwas Abhilfe, meinetwegen nur zu

einer Art Ausgleich durch verschiedenartige Urtheilsauslassungen bringen?

Wir machen doch so vielerlei Anstrengungen für so vielerlei gute Zwecke. Wir geben, bitten, halten Reden, vereinigen uns. Es sich nicht durch Gaben, Bitten, Redenhalten, allerlei Zusammenhan auch hierin etwas erreichen ließe? Wenn man, z. B. etwa aus Kunst-Willenshaftig, irgend welchen Bildungs-Vereinen — den Besizer solch einer Mittelabtheilung bewegen — sagen wir für manden Fall ganz ehrlich: zwingen könnte, außer der üblichen Redaktionsstümme noch ein zweites Urtheil in jenem Blatt sprechen zu lassen! etwa das eines von eben jenen Vereinen — oder einem derselben — für Geld oder Ehre — je nach Vermögen — erwählten Sachverständigen.

Die Wahl wird selten glücklich ausfallen? — Möglich. Doch auch das seltsame Gute ist gut. Es würde leicht zu Zweifeln führen, eckfünftigen Druckbereichen der beiden Mezenienten führen? — Doch auch manchmal zu lobenswerthem Ehrgeiz in Bezug auf Sorgfalt und Nachdenklichkeit. Und zugegeben, jene Willkürlichkeiten stellen sich mehr oder weniger andringlich ein — sie sind nicht angenehm, doch ebenjowenig von Nachtheil für den Kernpunkt der Sache. Ja, sie tragen sogar ihre Vorteile in sich: die Stöße der Knaben schlägen aneinander, und die Frühlingstriebe bleiben versorgt. Denn alles in allem würde doch selbst im unangünstigen Fall eben jene heilsame Mischung erzielt, vor welcher die Aeralandensmächte von Druderschwarz und fließendem Stil in den Menschenhirnen halt zu machen pflegen. Welch ein Gewinn, wenn vor der Verschiedenheit der beiden Urtheilsanstaltungen stetig werdend, der selbstige Eindruck der unbefangenen Gemüther sich energisch ein sich selbst besänne! Ein Gewinn, den — unter anderen gewiß noch viel notwendigeren und wichtigeren Dingen — zu suchen und erstreben mich recht notwendig und wichtig dünkt.

Es gäbe nur einen Fall, durch welchen der gesunde Instinkt durch solches Doppelurtheil noch mehr misleitet werden könnte. Das wäre, wenn die beiden Beurtheiler einmal die gleichen Vortheile vom gleichen Gesichtspunkt aus vorbrächten. Aber das ist bei der Verschiedenheit ihrer Wähler nur unter ganz besonderem Mißgeschick anzunehmen. Und auf diese Gefahr hin dürfte man es, denke ich, wagen.

Streiflichter.

Innerer Ueberzeugung und die Studentenschaft.

Die Bonner Vorgänge in der Studentenschaft anlässlich der Begrüßung des Lim Krüger haben einen Wid hinter die Kulissen des Paradieses der akademischen Freiheit, der heutigen Studentenschaft werfen lassen. Was bekannt, wollte die Bonner Studentenschaft den greisen Reden offiziell begrißen; jedoch drang dieser Vorschlag nicht durch, weil die Korps, Purlichen- und Landemannschaften dagegen stimmten. Nach dem Mäurer von Berlin, wo der Empfang abgefragt war, vertreten sie höchlich die Regierungsmeinung. Freilich, wenn es sich um so hohe Politik handelt, dann muß die ethische persönliche Ueberzeugung zurücktreten! — ? Wahrscheinlich kein erfreulicher Vorgang! Zumal von der Grème der Gesellschaft, der zukünftigen deutschen Diplomatie ausgehend.

Es zeigt sich immer nur wieder, daß gewisse studentische Kräfte sich zu sehr beeinflussen lassen, und der jugendliche Idealismus bei ihnen leidet immer mehr abnimmt. Die „täglich Handbuch“ meint hierzu sehr zutreffend: „Obst der Idealismus verloren, siegt in unserem Studenten- und kaltherzige Korrektheit, die herkend nach oben sieht, dann wird uns vorstellend der ähnerer Scheinertolg noch eine Zeit lang blühen, aber es läßt sich dann schon die

Zeit berechnen, wo das deutsche Volk eine Nation von Weltklappen sein wird.“ K.f.

Weltpolitik und Gesellschaftspolitik. Während unsere Weltpolitiker nicht müde werden, zu wiederholen, die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands ruhe auf seinen militärischen Kräften, auf der Zahl und Stärke seiner Kanzenrischiffe u. s. w. und man gleichzeitig dabei ist, im Innern die Entwertung der Kräfte zu fördern durch Verschärfung der Klassengegniege (vergl. Justizhangelsch, überhaupt die politische Konfottierung der Sozialdemokratie), durch Erweiterung der nationalen Gegengiege (vergl. Polenpolitik), durch Absonderung der Stände u. s. w., so ist man in anderen Staaten, namentlich denen, die nicht Weltpolitik treiben wollen und können, dabei, sich in der ganz entgegengesetzten Richtung zu bewegen und durch Zusammenfassung und Entwicklung aller Kräfte die Zukunft auch im wirtschaftlichen Wettstreit der Nationen sich zu sichern. Wie das gemeint ist, ergibt man deutlich aus einem Aufsatz, den eine eben neu erscheinende Hochschrisft „Schweiz, Konjum-Berein“, Herausgeber: Dr. Hans Müller-Paol, in ihrer ersten Nummer veröffentlicht. Da heist es zum Schluß:

Das, was die modernen Verhältnisse ersehnt, ihre moderne Weltpolitik zu treiben, wird die Schweiz vor die Notwendigkeit stellen, eine energische, von echt sozialem und nationalem Geist durchdrungene Gesellschaftspolitik zu inaugurieren. Wenn die Zukunft der großen Staatswesen von ihren Kolonen, der Herrschaft über außeruropäische Völkler mittels ihrer Stollen und Dore abhängt, so liegt die Zukunft der kleineren politischen Gemeinwesen, besonders die unseres Landes und Weltiums in der Ausbildung eines das ganze Wirtschaftlichen durchdringenden und zu höherer Betätigungsfähigkeit emporschreitenden Systems von gesellschaftlichen Institutionen, in der Organisation der Kaufkraft, durch die wir eine Waffe im wirtschaftlichen Kampf uns Dofein in die Hand bekämen, die für die Aufrechterhaltung unseres Exports wichtiger ist, als Kanonen und Repetiergewehre.

Von dieser Einsicht sollen sich unsere Staatsmänner bei Zeiten leiten lassen und das Gesellschaftswesen zum Gegenstand ihres Studiums und ihrer erschöpfendsten Behandlung machen. Aber drufen habe, nicht an materielle Unterfügung irgend welcher Art, an Subventionen und Prämien. Die Gesellschaftler wollen die Mittel des Gemeinwens nicht für ihre Interessen in Anspruch nehmen; sie wollen ihre Rechnungen aus eigener Tasche bezahlen. Sie wollen im Gegenteil für die öffentlichen Interessen selbstlos arbeiten, den Staat in der Erfüllung seiner Aufgaben nach Kräften unterstützen. Sie erlangen von ihm nur die Befreiung der rechtlichen Verbindungen, unter denen das Gesellschaftswesen sich kräftig entwickeln und seine merkwürdige und organisierte Kraft voll entfalten kann: ein gutes neues Gesellschaftsgesetz, durch das die Gemeinhalten diejenige Rechtsstellung im Gemeinwesen erhalten, die ihnen gebührt.

Will dieser Forderung treten wir in das neue Jahrhundert ein, und wir zweifeln nicht, daß sie ihre Erfüllung in ihm finden werden. Je eher, desto besser für unser Land. Denn in dem Fortschritt, dem alleitigen Wachstum und der sich in und sozialpädagogischen Vertiefung der schmerzlichen Gewerkschaftsbewegung liegt ein Faktor, dessen die Endgenossenschaft in der vor ihr liegenden Beschäftigperiode nicht entbehren kann, wenn sie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit und nationale Ehre behaupten will.

Alle großen Geschichtsschreiber sind bisher noch einzig gewesen in der Ueberzeugung, daß ein Gemeinwesen nur durch das Festhalten und die stetige Ausbildung des Prinzipis dauernd erhalten werden kann, dem es seinen Ursprung verdankt. Was molieren an der Spitze der Schweiz stand das Prinzip der gesellschaftlichen Solidarität, sie much hervor aus den Elementen der altertümlichen Vorkongresschaftsverbände. Hier also liegen die starken Wurzeln ihrer Kraft auch in der Zukunft: Schaffung einer gesellschaftlichen, auf der Solidarität aller Volksglieder aufgebunden Wirtschaftsordnung ist die Aufgabe, vor der die Schweiz im XX. Jahrhundert steht.

Sicher ein vorzügliches Programm. Aber ob es nur für die Schweiz von Wert ist oder wohl auch für die Staaten, welche mit Kanonen und Repetier-Gewehren mit anderen Großmächten in Wettbewerb zu treten so „glücklich“ sind?

Menschlichkeit auf dem Thron. Der Tod der englischen Königin hat in dem ganzen britischen Weltreiche

und darüber hinaus in allen zivilisierten Ländern eine aufrichtige Trauer von seltener Einmütigkeit erweckt. Es war keine Frau von ungewöhnlichen Eigenschaften, die da gestorben ist, auch konnten die Umstände, unter denen der Tod erfolgte, sicher keinen Anlaß zu besonders tiefer Trauer bieten; keine Traurigkeit hat diesem Leben zuletzt eine höhere Weihe gegeben. Der Grund der allgemeinen Trauer liegt lebhaft darin, daß dieser Frau immer die allgemein menschlichen Sympathien gefolgt sind, weil sie selbst den Königsmantel immer nur als eine notwendige Draperie, und oft als eine lästige, trug, hinter dem sie ihre einfachmenschlichen Jüge niemals verbergen wollte. Freilich war ihr das erleichtert, weil sie ein Weib war, das niemals so imstande ist, sein Wesen hinter irgend welcher Verhüllung und Veräufertigung zu verbergen, als es der Mann vermag. Und man könnte wohl die Frage aufwerfen, ob nicht überhaupt schon aus diesem Grunde eine Frau als Monarchin dem Manne vorzuziehen sei. Beirrag man darüber die Weisheit, so erhält man eigentlich auch von ihr eine bejahende Antwort. Aber gleichwohl, wie man darüber denken mag — und eine zuverlässige Entscheidung ist wohl kaum zu treffen — das Beispiel dieser königlichen Frau zeigt wieder, wie leicht es die Könige haben, populär zu werden und Sympathien zu erwecken: sie brauchen nur sich als Menschen zu zeigen. Jeder Schritt in dieser Richtung, der bei anderen als selbstverständlich erscheint, ihnen wird er als — großes Verdienst angerechnet, weil er in der That schwer ist, weil das Volk weiß oder nur dunkel ahnt und fühlt, daß, je höher hinauf zu den sozialen Lebensstufen, um so leichter das menschliche Wesen bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird, am leichtesten also und am häufigsten unter den verderblichen Einflüssen höfischen Glanzes.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Hamburg. Die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“ hatte am Dienstag Abend 6½ Uhr eine öffentliche Versammlung in der „Erholung“ beim Hofstempel abgehalten. Auf der Tagesordnung stand ein Vortrag des Herrn Harrens Pfleger aus Jürich: „Christentum und soziale Fragen.“ — Der kleine Saal war fast gefüllt; es hatten sich sehrmäßig viel Damen eingeladen.

Der Vortragende wies einleitend darauf hin, daß das ursprüngliche Christentum und die jetzige soziale Bewegung große Verwandtschaft aufwiesen: Kleiner Anfang, Bedeutende Entwicklung, Kampf mit dem Vorurteil, Regeneration der Anhänger. Ebenso litte beide unter dem Vorurteil. Auch die ersten Christen galten den Männern der damaligen „Gebungspartei“ als Revolutionäre, gerade wie man jetzt die Träger des Sozialismus als Anarchisten verdächtigen möchte. So schienen damals die Zustände im Americe reich waren, sie fanden doch ihre Vorbilder, gerade wie das heutige heutige. Ursprüngliches Christentum und moderner Sozialismus sind übrigens keineswegs ethisch. Zuerst liegt das Gewicht auf die sittliche, diese legt es auf die wirtschaftliche Seite. Die Weltgeschichte macht keine Doppelten. Auch ist das heutige Christentum weit entfernt von dem damaligen. Die Jesuslehre hat sich den Wandlungen der Zeit anpassen müssen; das Ardenwesen paßt oft zu dem ursprünglichen Christentum, wie die Faust auf des Auge. Wesen wie unser Volk, auf das, was Christus gewollt und an was er sein Herz geknüpft hat, er wollte ein neues Leben, die Aufrüstung der Geister, die Erneuerung der Gemüter, die Erhebung seines Volkes; eine neue Lehre zu stiften, gedachte er nicht. Redner zitierte zum Belege dessen Stellen aus dem Evangelium Matthei. Immerhin kann man von einer Lehre Jesu reden, die vor allem ethische Art ist. Sein Moralprinzip, den Nächten lieben als sich selbst, läßt sich so leicht nicht überleben. Neben die Gotteshute legte Jesus die Köcheneide (s. auch Mat. Kap. 19). Darin liegt der durchsichtige fittliche Charakter der christlichen Religion. Inner dem Dimmetereich ertönt Jesus das Abent der Menschheit, einen Beudruck, eine Solidarität der Menschen, nicht das Dimmetereich über den Sternen. Auch dies Thema behandelte der Redner ausführlich unter Hinweis auf die Weisnisse des Evangeliums. Eine Ausdeutung unter den fittlichen Gegebenen der Menschheit müsse stattfinden, eine Ausgleichung zwischen Arm und Reich, das war der Grundgedanke der Christenlehre, und deshalb wirkte sie

auf das Proteariat der damaligen Zeit so elektrifizierend. „Jerusalem, die hochgebaute Stadt“ ist der Zukunftssat. Das verkündeten auch die Jünger. Kamentlich St. Jacobus hat man schon den Sozialdemokraten des Neuen Testaments genannt. Leider ist das Ideal Christi in den Staub hinabgezogen worden. Eine ganze Reihe von Dogmen entstand, die nicht in der Lehre Jesu miteingelassen; aus einer sozialen Bewegung entstand eine Religion. Ein neuer Gott wurde bald geschaffen, so es folgten in der Eritmität drei Weisheiten. Nach weiterer Vertiefung des Antisichens meckerer Glaubenssätze ging der Weber auf die Bildung der Weisheits-Hierarchie mit dem Paph als Oberhaupt ein. Alle die Kirche erst hoffähig geworden war, blieb das Gangelium auch nicht mehr der Trost der Armen. In seinem Sieg hat das Christentum seine Ideale preisgegeben, der allgemeine Zerbrudung ging verloren. So kann man denn im Heile Jesu wirken und doch nicht von der Kirche rissen wollen. Dennoch werde Weber, so erklärte er, innerhalb der Kirche bleiben, lassen um daran mitzuarbeiten, die kirchlichen Institutionen den Verhältnissen der Jetztzeit anzupassen, um das ursprüngliche Gangelium, Ideal zu wiederfinden, den sittlichen Kern des Gangeliums zu betonen. (Beifall.) Auch das Kirchenregiment läßt sich befragen, wenn es den Parteien ernst ist, sich nicht zu lägen, und wenn die Zeiten zu den Geistlichen stehen, wenn sie sich nicht Selbsterhien strahlen lassen, die ihnen nicht gefallen; (Sehbarer Beifall.) Die Kirche ist eine große blühende Organisation, die man nicht ohne Kampf den Reaktionen überlassen sollte. Niemand muß man dafür sorgen, daß sich die Kirche an die Spitze des Fortschritts stelle. Mögen wir alle zu denen gehören, die an dem großen unerschöpfbaren Bau arbeiten! (Langandauernder Beifall.) (Hamburg, Correspondent Nr. 547.)

Abteilung Danzig. Am 15. Januar abends fand im Café Germania“ die monatliche Mitglieder-Versammlung der Gesellschaft für ethische Kultur, Abteilung Danzig, statt. Nach geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden hielt Herr Hdt. Veremögens-Mitteln Juchs einen Vortrag über Wohlthätigkeit. Weber charakterisirt die heutige Wohlthätigkeit, wie sie vom Stande, von privaten Vereinigungen und von dem Einzelnen geht aus. Die finanzielle, wirtschaftliche Beschäftigung ist als Wohlthätigkeit nicht anzuerkennen, da sie lediglich als Ergebnis des Selbsthaltungstriebs der kessenden Klassen ist. Sie ist wegen ihrer Wirkung auf die verschiedenen Volksschichten auch nicht geeignet, zur Lösung der sozialen Frage beizutragen. Den Wohlthätigkeitsbestrebungen der Vereine kann man wegen der ihnen zu Grunde liegenden Motive einen ethischen Wert nicht beimessen. Die heute landläufige Art der Ausübung dieser Vereinswohlthätigkeit beruht auf dem Egoismus und die Kulturerziehung des Volkes für ungenügend zu halten. Vorstehende gilt ungenügend von der Wohlthätigkeit des Einzelnen. Dennoch dürfen wir und beim Betrachten dieser Bestrebungen der ethischen Entzweiung freuen, da immerhin die Thatfachen des Vorhandenseins der Wohlthätigkeitsbestrebungen ein Zeichen dafür ist, daß schon jetzt der Mangel in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen, die zutreffen, daß eine große Anzahl unserer Mitmenschen daran muß, während ein anderer Teil im Ueberflusse schwelgt, gefühlt wird. Das Verständnis für das Unwürdige dieser gesellschaftlichen Verhältnisse mehr und mehr zu werden und dadurch einen Zustand herbeizuführen zu helfen, in dem die Wohlthätigkeit nicht mehr am Plage

ist, ist Aufgabe jedes ethisch empfindenden Menschen. — An dem mit Beifall aufgenommenen Vortrag schloß sich eine lebhaft Diskussion.

Bücherchau.

Keoni, oder die Fortbräutiggen. Drama in vier Akten von Hans Roedel. Berlin 1900.

Keoni, die bismarckisch lebende Frau des Großkaufmanns Hermann Große, lüßt das Glück in ungenutzter Verwirrung ihrer müßig beglückten Verhältnisse. Sie läßt sich von einem heidlen Jungen fangen, dem Alfred Koller, nach 15jähriger Ehe zum Ehebruch verleiten. Sie treibt ihren vor der Zeit alt und himfällig gewordenen Gatten zum Weine, um den Reichthum zu erhalten, den man dem Bruder ihres Mannes, dem tüchtigen Gelehrten Albert Große abgesehen hat. Aber all ihre Ränke scheitern an der Macht der Wahrheit. Der durch alle Weiden und die Antreue seiner Frau wurde geordnete Mann bietet den betrogenen Bruder um Verzeihung, und Albert gemüthet sie mit den Worten: „Es gibt nicht Größeres im Menschenleben als den Mut, ein Unrecht wieder gut zu machen. Um dieses Mutes willen verzeihe ich Dir.“ Keoni sieht sich am Ende von allen verlassen, von den laischen Freunden wie von dem ihm schändlichen Liebhaber. „Du selbst warst nie treu, darum hast auch Du keine Frau gefunden.“ ruft ihr Alfred zu. Aber bemühen will sie sich nicht; ihr Doh bleibt unerschütterlich, sie nimmt Gift.

Es ist ein ergreifendes Stück Leben, das uns der Dichter in kräftig bewegter Dandlung vorführt. Seiner Reizung, Gedanken über die ethischen Grundkräfte des Menschenlebens, über Recht und Wahrheitigkeit auszusprechen, verhandt wohl die Gestalt Alberts, wenn nicht ihr Entstehen, so doch ihre Fülle, die, wo sie für die raiche Abwärtung der Dandlung fördern erscheinen mag, durch einen geschickten Reifert leicht auf das richtige Maß zurückgeführt werden kann. Die Hauptfigur, die etwas an die Frau in „Edoms Ende“ erinnert, ist mit psychologischer Folgerichtigkeit durchgeführt, wie überhaupt die seine Lebensbeobachtung und Charakterforschungsfunktion des Dichters auch in dieser Studie Triumphe feiert. — Einer guten Ausführung des Dramas kann man, auch ohne Propel zu sein, eine starke Wirkung versprechen. J. H.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Eroberung des Menschen. Eine Synthesepredigt zum neuen Jahrhundert. Von Wilh. Wälsche. Berlin-Bern. Mab. Verl. für soziale Wissenschaften Dr. John Edelhelm 1901.

Politik und Moral. Eine Betrachtung von Jedd. Coenies, Frankfurt a/M. Neuer Franck. Verlag G. m. b. H. 1901.

Die Religion der Zukunft. I. Das Christentum Christi und die Religion der Liebe. Von Th. Schulze. Dritte stark vermehrte Auflage. Frankfurt a/M. Neuer Franck. Verlag 1901.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Vierteljahrsprogramm (Januar-April 1901).

Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.

Samstag den 3. Februar findet im Handwerkerverein Sophienstr. 15 der „Unterhaltungsgesellschaft der öffentlichen Leihbibliothek“ statt. Mitwirkende: Frau Marie Komnits und Herr Fr. Kleincke (Gefangn), Fr. Marie Raphael (Reginatio), Fr. Maria Drens (Dialine), Eintrittspreis 25 Pf., Programm und Liste frei. Karten in der Leihbibliothek, Neue Schönhauserstr. 15, beim Hilfsverein für weibliche Angehörte, Seydelstr. 25 und im Bureau der D. G. u. K.

Donnerstag, den 14. Februar, abds. 8^{1/2}, Uhr, unter den Linden 16, III. Gruppe für ethische Bildung: Vortrag des Kal. Bibliothekar Dr. Simon: „Die Leiharbeiter-Bewegung in Berlin.“ Diskussion.

Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8^{1/2}, Uhr, im Bürgeraal des hdt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Albert Sey: „Fortschritte in der Berliner Armenpflege.“ Diskussion.

Mittwoch, den 27. März, abds. 8^{1/2}, Uhr, im Bürgeraal des hdt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Wilhelm Stern: „Die Ethik des Epikuräer.“ Diskussion.

Gäße liberal willkommen!
Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Beranwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. —

Für den Wanderrednerfonds

gingen im Laufe des Monats Januar ein:
Durch Herrn Reichsanwalt Macule (Breslau) Mk. 10. Von Abteilung Beelau Mk. 30.00. Kononm (Berlin) Mk. A. Prof. Löding (Wahlerlebe) Mk. 6. Frau Reibel (Wienach) Mk. 2. In Summa (für 1901) Mk. 50.

Weitere Beiträge nimmt dankend entgegen
das Bureau des D. G. u. K.
gg. Dr. Penzig.

Berlin W., Unter den Linden 16 III.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Daherlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin W. 66, Berlin SW., Romanbantenstr. 14.

Verfasser:
Johann Gumboldt,
Berlin, Sternstr. 1, 80 II.
Den Abonnenten bei allen
Bestellungen
und Bestellungen
Best.-Zertifikate
Nr. 2000.

Ethische Kultur

Verfasser:
Die Verlagsgesellschaft
Respektstraße 40 II.
Berlin
10115 und
10117
Königsplatz
Wanderer in allen
Büchereien
und in der
Erziehung W.
Wiederh. 41.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 9. Februar 1901.

Nr. 6.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zeugnisse für die Prinzipien der ethischen Bewegung. Von Prof. A. Döring. — Krieg oder Frieden? Von Ludwig Straszewicz. — Von der großen Verachtung. Von Dr. Scholz (Bremen). — Streiflichter: Der Angeklagte ist geschädigt. O selig, ein Kind noch zu sein! — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Berlin. Abteilung Danzig.

Zeugnisse für die Prinzipien der ethischen Bewegung.

Von Prof. A. Döring.

Die aktuellen Zeissimmungen und Zeitbestrebungen sind der ethischen Vertiefung nicht förderlich. Aber auch abgesehen von diesen atenui Hemmnissen steht das größere Publikum den Grundgedanken der ethischen Bewegung noch ziemlich verständnislos gegenüber. Neue Ideale brauchen eben Zeit, um in das allgemeine Bewußtsein überzugehen. Daß dies schließlich doch geschieht, haben wir z. B. an der Frauenbewegung erlebt. Wir werden es unzweifelhaft recht bald an manchem heute noch Verworfenden erleben. Als Beispiel führe ich nur die richtige Würdigung des Alkoholismus an. Das Unerhörte von gestern ist das Selbstverständliche von übermorgen.

Trotz dieser trostreichen allgemeinen Gedanken ist es immer ermutigend, wenn man hier und da auf ein bestimmtes Zeugnis stößt, daß unsere Ideen Eingang gewinnen. Einige charakteristische Zeugnisse dieser Art seien im Nachfolgenden zusammengestellt. Und da die deutschen Zustände unseren Verständnis und Interesse doch am nächsten liegen, so wollen wir dabei nicht international außer den Ocean hinausschweifen, sondern uns innerhalb der Landeshetze halten.

zunächst ein Zeugnis über die Bedeutung religionsloser Ethik überhaupt. Der bekannte Naturphilosoph schottischer Richtung Kurd Lakewitz hat eine Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel „Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis“ veröffentlicht (Berlin 1900). Hier findet sich ein Aufsatz „Religion und Moral“. Der Verf. beleuchtet die Frage vom religiösen Interesse aus. Er will Religion, freilich eine etwas verschwommene, mit dem Dogma auf gespanntem Fuße stehende Religion. Er meint sogar, daß Vertiefung des religiösen Bewußtseins zugleich die zuverlässigste Stärkung des sittlichen Bewußtseins sei. Für die echte Religiosität sei das Moralische selbstverständlich. Darüber ließe sich ja nun streiten. Jedenfalls bedarf dieser Satz mancher Einschränkungen. Doch lassen wir das! Denn unser Verfasser macht selbst darauf aufmerksam, daß das, was er echte Religion nennt, sich

nicht lehren und befehlen lasse. Also auf diesem Wege ist keine universelle Moralbegründung zu gewinnen. Sündlicherweise lasse sich aber die Ethik auch ohne Religion begründen. Einen eigentlichen Beweis dieses Satzes bringt er nicht bei. Er streift die Frage nur. Doch ist es immerhin ein bedeutungsvolles Zugeständnis, daß er die Verbindlichkeit des Sittengesetzes ausdrücklich für erweislich, für einen Gegenstand des Wissens erklärt. Er meint sogar, die allgemeine Anerkennung der ethischen Forderung sei am ersten geeignet, die moderne Menschheit auch wieder zum religiösen Leben zusammenzuführen. Er begrüßt daher das Auftreten der ethischen Bewegung gerade von seiner Wertung her aus sympathisch. Aber er geht noch einen Schritt weiter. Er preist die Entlastung der Religion von der Ethik aus zwei Gründen als segensreich. Einestheils wird dadurch die Religion erst ihre Freiheit und wahre Bedeutung als Sache nicht des Vertrauens, sondern des Herzens wiedergewinnen. Und zweitens hat dann der Staat kein Interesse mehr, für die Einschränkung des Dogmenglaubens einzutreten. „Die Sorge um die Ordnung der Gesellschaft könnte nicht mehr zum Vorwand dienen, die Gewissen unter ein Verbotnis zu zwingen, und die Religion hätte ihre Freiheit in den Gemütern gewonnen.“

Haben wir nicht allen Grund, diesen geistvollen Denker als einen der Unseren zu begrüßen?

Aber auch die Spezialfrage des weltlichen, natürlich-menschlichen Moralunterrichts beginnt sich in den Gemütern einzubürgern. Selbstverständlich kommt hier überwiegend die Lehrwelt in Betracht. Zeugnisse, die sich aus deren Mitte in die Öffentlichkeit wagen, sind bei dem auf den Lehrertreuen lastenden Druck von ganz besonderem Gewicht.

Einiges hierher Gehörige bringt Herr Dr. Förster im letzten Bericht über die ethische Bewegung (Nr. 8, 1. Oktober 1900) bei. Da schreibt (S. 15) ein sächsischer Lehrer über den Idealismus der deutschen Lehrwelt, der sie mit Liebe an den Religionsstunden hängen mache, weil sie in diesen, die Kleinen in besonderer Weise zum Guten anleiten können, und sagt bitter über den ungeschickten Eifer der geistlichen Aufsichtsorgane, deren Interesse ausschließlich darauf gerichtet sei, den Religionsunterricht der Schule auf der Stufe mittelalterlicher Wundergläubigkeit und reformatorischer Dogmenwelt zu erhalten. Da werden ferner (S. 11f.) sehr bemerkenswerte Stellen aus dem Vortrage eines Lehrers in der Leipziger „Pädagogischen Gesellschaft“ über „Morallehre im funktionellen Religionsunterricht“ mitgeteilt. Der funktionelle Religionsunterricht pflanzt nach diesem Vortrage im Namen des Christentums die Keime zum Auseinanderbrechen der Glieder einer Volks-

gemeinschaft in die Jugend. Öffentliche Neußerungen über Reform des Religionsunterrichts und Einführung von Morallehre werden von der Kirche verächtlich und entsetzt. Die Masse des einprägungsfähigen religiösen Stoffes ist so groß, daß hier nothgedrungen zu einem außerordentlichen Drill geschritten und der moralische Kern nur flüchtig angebeutet werden kann. „Man an Zeit und Kirche gegenüber manchen Missethätigen im Volksschulwesen beide Augen zugleich schließen, bezüglich des Religionsunterrichts muß das Geseh bis zum Unerträglichsten erfüllt werden.“ Die biblische Geschichte vermag nur mit einem unverhältnismäßigen Aufwande von Erläuterungen die in ihr etwa vorhandenen vorbildlichen Charaktere dem Verständnis des Kindes nahe zu rücken. Meistens ist sie sogar darauf angewiesen, in abschreckenden Beispielen das Gute zu zeigen. „Die Theologie mag das auch für richtig halten. Die Pädagogik braucht über diese Art der Charakterbildung kein Wort mehr zu verlieren.“

Der Vortragende fordert Reform des Religionsunterrichts von pädagogischen Prinzipien aus, um der Morallehre im Religionsunterricht einen besseren Platz zu schaffen. Ja, er geht über diese bescheidene Forderung noch einen bedeutenden Schritt hinaus. Weist er auf den Ausspruch Kants, daß der moralische Katechismus nicht mit dem Religionskatechismus vermischt vorgetragen werden dürfe, sondern diesem im Unterricht jederzeit voranzugehen müsse, und im Namen der von der Lehrgesellschaft vertretenen Einheitschule reklamiert er ausdrücklich „einen gesonderten ethischen Unterricht, an dem die Kinder aller Glaubensgemeinschaften teilnehmen müssen.“

Damit ist dieser sächsische Lehrer ausdrücklich und öffentlich auf den Standpunkt der ethischen Gesellschaft hinübergetreten. Die Thatsache ist wohl bedenklich genug, um eine wiederholte Hinweisung auch an dieser Stelle zu rechtfertigen.

Noch etwas entschieden tritt eine andere Stimme aus Lehrkreisen in der „Neuen Sächsischen Lehrerschaftszeitung“ (Nr. 26, 29. Sept. 1900) aus. Hier wird schon in der Ueberschrift die Alternative gestellt: Religionsunterricht oder Moralunterricht? und die Entscheidung fällt zu Gunsten des Letzteren. Es wird hingewiesen auf die Schwierigkeit, die de- konfessionellen Religionsunterricht in der Schule aus der Vielheit der Religionsgemeinschaften und der Mannigfaltigkeit der religiösen Standpunkte erwache. Die Religionsgemeinschaften sollen den Religionsunterricht selbst in die Hand nehmen. Die Schule der Zukunft wird zwar keine religionslose, wohl aber eine ohne Religionsunterricht sein. Daß der Schule damit nicht die erwürmende und belebende Kraft für die Ausübung ihres Erzieherberufs genommen wird, dafür sorgt die an Stelle des Religionsunterrichts eintretende Ethik. Schon längst hat die wissenschaftliche Ethik das Band zerrissen, das sie an die Religion knüpfte. Den mannigfachen Uebelthäten, die mit der Antänpfung des Ethischen an den Religionsunterricht verbunden sind, wird abgeholfen, wenn man der Schule eine menschlich-natürliche Sittenlehre zuweist. „Die Religion sei und bleibe der unveräußerliche Schatz der Kirche, und wenn sie, die natürliche Begründung der Ethik verheime nicht aus, so mag es ihr unbenommen bleiben, in ihrem Kreise je nach ihrer Uebersetzung die religiöse hinzuzufügen. Wenn auf dieser Grundlage Kirche und Schule ihre Pflicht erfüllen, so kann ein Erfolg im guten Sinne nicht fraglich sein.“

Die Untersuchungen über das Wie? des weltlichen Moralunterrichts sind nach unserem Verlaufe noch nicht weit über das Anfangsstadium hinausgekommen. Er verweist hier auf das von ihm herausgegebene „Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre.“ Dasselbe bietet das Beste, was bisher in Deutschland über den Gegen-

stand geschrieben worden sei. Im übrigen bietet das nach so wenig beachtete Gebiet der schulmäßigen Behandlung des Moralunterrichts für sächsisch-österreichische Geister ein Feld dar, das reiche Ernte verspreche. Daß man noch nicht in der Lage sei, an allen Ansprüchen genügendes Verdict für den Schulunterricht vorzulegen, berechtige nicht zu einem ablehnenden Verhalten. „Gut Ding will Weile haben.“ Da in absehbarer Zeit die Einführung des Moralunterrichts in die öffentlichen Schulen noch nicht zu erwarten sei, brauche man sich mit der Lösung dieses didaktischen Problems nicht zu übereiligen, sondern könne die idiosyncrasen Aufgaben, die es stelle, mit bejohener Ruhe behandeln. Der Verfasser — und wir mit ihm — sieht der Fortentwicklung dieser guten Sache getrosten Mutes entgegen.

Es wird nicht Jenseitige, daß unsere Sache trotz alledem denn doch schon die Bilanz zu durchmessen angefangen hat, die zwischen der Ungeheuerlichkeit und der Selbstverständlichkeit liegt?

Krieg oder Frieden?

Von Ludwig Strauszewicz.

In Ende des vorigen Jahrhunderts, vor dem vierjährigen Reichstag, war der öffentliche Geist in Polen schlaf und trahlos geworden. Man beschäftigte sich nur mit Meinigkeiten; den beliebigen Gesprächsstoff bildeten Ereignisse der chronische scandallöse; das Sehen und Denken hatte man verlernt; zu gemeinnützigem Handeln ergriffte weder Lust noch Fähigkeit. Der Gesehliche Malinka äußerte damals, aus solchem Verfall könne nur ein Krieg retten. „Der Krieg“, sagte er, „hat etwas Ehrenhaftes an sich; er läutert die Völker und hilft ihnen, sich zu erheben.“

Ein anderer bedeutender Geschichtsschreiber derselben Epoche, Albert Zorel, behauptet ebenfalls, in schlechten Zeiten sei Krieg dem Frieden vorzuziehen. In seinem Werke: „L'Europe et la Révolution française“, schildert er uns den Verfall der Sitten im Völkerrecht des XVIII. Jahrhunderts. Man achtete keine Grundzüge, nahm weder auf Moral, noch auf Ehre und Anstand Rücksicht, alles wurde vom Eigennut geleitet. Der Schaden des Nachbars war das Ziel einer jeden Handlung. Als Werkzeug diente die Diplomatie; die Unge ward zum täglichen Prode; Veltzung und Mäßigkeit galten nicht als Schande; Betrug und Dokumentendiebstahl ereigneten sich alle Tage, und selbst der Mordmord ward keine Selteneit.

Angesichts solcher Zustände gelangt Zorel zu der Ueberzeugung, daß offene Feinde, trotz ihrer Wildheit, trotzdem man den Kriegesfangenen Ehren und Respekt abnimmt, eher sei, als das Verblen der Diplomatie. In Militärfreien hat sich wenigstens die Erinnerung an ritterliche Ehre erhalten.

Die Ansichten von Zorel und Malinka haben viele Anhänger gefunden; nicht minder der bekannte Ausspruch Kollots, daß der Krieg, einem Gewitter gleich, die Luft reinige, die Miasmen der Fäulnis verjage, den Egoismus, der in Zeiten des Friedens üppig gedeiht, mit der Wurzel austreibe.

Die Verwundungen zwischen den Nationen und die Frieden am politischen Horizont Europas sind Ursache, daß viele Leute, — und darunter sehr vernünftige, einen Krieg herbeiwünschen, in der Meinung, daß sie dann, wie nach einem Sturm, eine reinere, gesündere Luft einatmen werden.

*) Russische Uebersetzung aus dem Polnischen von Malwina Klamberg.

Zwischen sind die jetzigen Zustände unendlich belagert. Auf die Ära des Nationalitätenkrieges des XVIII. Jahrhunderts folgte der Nationalitätenkrieg; die Atmosphäre ward gelichtet mit Hasenfuß, der dem Leben der ganzen zivilisierten Welt seine häßliche Spur aufdrückte.

Nicht genug, daß Antisemitismus und Kafatismus sich verbreiten, sie sprechen in einem Tone, als brähten sie der Welt die Erlösung, als seien sie aus dem angelegentlich nachdenkenden der Weisheit, aus der Begeisterung der Dichter entstanden.

Die Ungarn verließen die Slovaken; Deutsche und Tschechen können nicht unter einem Tuche hängen; französische Arbeiter erschlugen ihre italienischen Genossen, weil dieselben . . . Italiener sind. Die Verfolgung der Juden ist — in größerem oder kleinerem Maßstabe, überall an der Tagesordnung. Und dies am Schlusse des XIX. Jahrhunderts, nachdem die Menschheit sich an den erhabenen Gedanken von Gleichheit und Brüderlichkeit heranthat!

Da glauben denn die Menschen, daß ein Sturm die Atmosphäre reinigen werde, und jehnen sich nach Krieg!

Aber sie täuschen sich. Trotz ihrer großen Verschriamtheit und ihres ungewöhnlichen Verstandes täuschten sich sowohl Zoro, als Kalifa.

Der Krieg konnte keine Rettung aus dem politischen und Sittenverfall des XVIII. Jahrhunderts sein, weil er die Ursache desselben war. Er hatte die internationalen Verhältnisse geschaffen, und er hielt sie unrecht.

Die politische Ära Europas war nicht eine aus Indien oder China stammende Zeit; aus Anstrichen, von Schlachtfeldern, von den unbegrabenen Leiden der Mütter der männlichen Jugend aller Völker war sie emporgestiegen. Der Krieg kann nicht lustrifizierend wirken, denn er säet eben die Wissenschaft der Ära, welche die Krankheit des XVIII. Jahrhunderts bildeten, die Dünne des Hais, welche heute die Welt vergiften.

Einen Beweis dafür bieten uns die Zeiten, denen Zoro seine Feder gewidmet.

Wegen die alte Ordnung der Dinge brach in Europa ein mächtiger Protest aus — die französische Revolution. Mann es schwore Lösungsworte geben? Die Hoffnungen und Absichten jener Zeit gleichen wunderbaren, überirdischen Träumen.

In seinem Werke: „Tableau historique des progrès de l'esprit humain.“ schildert uns Condorcet das zukünftige Bild unseres Erdteils, nicht wie Europa sein kann, sondern wie es sein muß. Und dies ist nicht etwa die Phantasie eines Dichters, es ist die Beweisführung eines gelehrten Mathematikers und Geschichtsschreibers.

Und doch ist nichts davon zur Wahrheit geworden, obgleich viele der damaligen Philosophen die Ansicht Condorcets teilten. Warum? Die Främie war richtig, aber der Krieg störte die Schlussfolgerung. Er vernichtete das edle Streben, riß die mutigsten, ehrenhaftesten Männer mit sich fort, wertete die schlimmsten Instinste.

Anfänglich führte die Revolution nur einen Verteidigungskrieg. Kaum jedoch war Mut gelassen, so änderte sich das Bild. Denn nicht nur das Tier der Wildnis, auch der Mensch betraufte sich am Mute. Die Revolution verlag, im Namen welcher Lösungsworte sie entstanden, und begann nach Ruhm und Macht zu streben. Der Muturbist steigt; die auswärtigen Kriege genügen ihm nicht mehr; es beginnt die gräßliche Mehelei im Inneren des Landes. Den Schluß bildet das großartige Feuerwerk der Siege Napoleons, nach denen wiederum die alte Ordnung der Dinge hergestellt wird. Der Krieg hatte sein Ziel erreicht; das Werk der Revolution war zerstört.

Die heute in ganz Europa herrschende Epidemie des Hasses ist eine unmittelbare Folge des Krieges von 1870.

Es mühte so kommen. Den Starren verdirbt der Krieg, den Schwachen richtet er zu Grunde. Er führt nicht die Entscheidung einer Frage herbei, sondern wird, — im Gegenteil, — Ursache früherer Kämpfe.

Der Krieg war immer der Fluch der Völker; von jeher war er ein Feind jeglicher Zivilisation, vor allem jedoch war er ein Feind der Liebe, dieses wichtigsten Faktors des allgemeinen Glückes.

In Anhang der Entwicklung des Menschengeschlechts war der Krieg eine Notwendigkeit. Der ungebildete Geist konnte den weiten Horizont der allgemeinen Interessen der Menschheit nicht umfassen, das unentwickelte Gefühl kann nur eine Gruppe Menschen lieben. Die übrigen sind Feinde, und Feinde bekämpft man.

Heute sind die Völker meistens Verbündete; sie haben gleiche Ideale, gleiche Errungenschaften des Wissens, streben nach Lösungen derselben Fragen. Heute bekämpft der Krieg nicht einen Feind, sondern einen Mitarbeiter. Er ist gleichzeitig Bruderermord und Selbstmord.

Ehemals brachte der Krieg einen gewissen Nutzen. In Zeiten der Gefahr entwickelte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Opferwilligkeit, man lernte nicht nur persönliche, sondern allgemeine Interessen leiden, seinen Waffensaß gegenüber Selbstlosigkeit üben, Heldenthaten bewundern und ehren. Unentwickelte Naturen konnten diese Gefühle nur im Kriegslärm und Kampfgeräusch erwerben.

So war es einst. Anheben hört man hin und wieder die Ansicht, daß auch heute noch ohne Krieg Opferfähigkeit und ritterliche Tugenden zu existieren aufhören würden.

Es ist dies eine Behauptung, mit der man der Menschheit Unrecht thut und die den Namen einer Lästerung verdient.

Die größten Heldenthaten der Vergangenheit, denen wir nicht einen Augenblick unsere Anerkennung und Bewunderung verlag, die mit goldenen Lettern in das Buch der Geschichte eingegraben sind, — wie erlassen sie neben den Opfern, die heute zu den alltäglichen Erscheinungen gehören . . .

Denn immer besser und vollkommener wird die Menschheit.

Die Opferfähigkeit, davon die barmherzige Schwester uns ein Beispiel giebt, war in der Vergangenheit vollständig unbekannt. Die barmherzige Schwester bringt ihr Leben ihrer Idee, ihrem Pflichtgefühl, ihrer Nächstenliebe zum Opfer; und sie thut dies nicht in einem Augenblicke der Begeisterung, sondern mit vollkommenem kaltem Blute. Sie entsagt allen Vergnügungen, unterdrückt das Sehnen ihres jungen Herzens, überwindet jeden Widerwillen; anstatt Jertrennung wählt sie den Verkehr mit dem menschlichen Gend. Und ohne Mißbegehung, ohne lauten Heißall der Menge nimmt sie den Kampf auf; nicht Ruhm lockt sie, noch Macht; es leitet sie kein Ehrgeiz; sie arbeitet still, von Niemandem gekannt und genannt. Das Recht, das der Schmerz ihrem Nächsten entriegt, das göttliche, in ihrer Brust lodrende Feuer — sind die einzigen Motive ihrer Handlung. Und wenn sie stirbt, wird die Geschichte ihren Namen nicht verewigen, und nicht mal ein Gedenkstein die Stätte ihrer letzten Ruhe bezeichnen. . . . Und sie weiß es . . .

Solcher Heldinnen, Märtyrerinnen giebt es in unserer Mitte Tausende, und ihre Zahl ist noch immer im Steigen begriffen. Und wir fragen noch, daß die Opferfähigkeit schwächer geworden ist, als vor Zeiten; wir sollten uns fürchten, daß sie uns ohne Blutvergießen abhanden kommt? Ist das nicht Lästerung?

Und die barmherzige Schwester ist nicht das einzige Beispiel der zu solcher Höhe entwickelten Nächstenliebe.

In Indien oder China bricht die Pest aus. Aus allen Ländern Europas eilen Ärzte hin, um die Schmerzen der Kranken zu lindern, gegen das Elend anzukämpfen. Wie stoh man ehemals die Berührung und Nähe der Pest! Und diese Ärzte verlassen ihre Familie, ihre Häuslichkeit, eine gefährliche Lebensstellung, um Menschen Hilfe zu leisten, mit denen nichts sie verbindet, nicht Sprache, nicht Glaube, noch Abhängigkeit!

Man könnte einwenden, daß hier der Wissensdrang eine bedeutende Rolle spielt. Aber diesen Ärzten folgt ein ganzer Stab von Männern und Frauen, von denen man auch dies nicht behaupten kann. Was also treibt sie dem sicheren Tod entgegen, wenn nicht die zur höchsten Potenz gesteigerte Nächstenliebe?

In der Kriegsgeschichte sehen wir, daß die lange Erwartung des Feindes und der Gefahr die mutigen Armeen demokratisierte. Wie anders sind doch diese zeitgenössischen Kämpfer, die nicht töten, sondern dem Leben erhalten, nicht Väter und Söhne ihren Familien rauben, sondern sie denselben wiedergeben wollen. Monate verbringen sie, die Gefahr erwartend, in der Eintönigkeit des Schiffslebens, und doch giebt es keine Deserteur unter ihnen. Mit dem Fortschritt ist eben auch die Tapferkeit der Menschen eine andere, höhere geworden.

Man dürfen wir nicht vergessen, daß unsere Lebensverhältnisse leichter sind als diejenigen unserer Vorfahren, und daß wir unseren Fortschritt der Arbeit, den Leiden und den Opfern unserer Väter zu danken haben.

Nichtdestoweniger jedoch müssen wir anerkennen, daß die Thaten der heutigen Helden Thaten der Rettung sind, nicht der Vernichtung, daß sie unmittelbaren Nutzen stiften, dem edelsten Ziele der Welt, der Verinderung von Schmerzen und dem Erhalten des Menschenebens dienen, daß sie Selbstenhalten des Friedens, mit einem Wort, — absolut gut sind.

Um uns schließlich ganz klar zu werden, erläutern wir noch die Frage, zu welchem Zwecke einzelne Individuen sich zu Gemeinschaften vereinen, da sie doch dadurch einen Teil ihrer Freiheit aufgeben, und sich der Strenge einer gewissen Ordnung unterwerfen müssen? Seit einer Reihe von Jahrhunderten und Jahrtausenden kämpfen die Völker mit den feindlichen Kräften der Natur und mit der eigenen Unvollkommenheit. Wonach streben sie? Was gebensie sie zu erreichen vermittelst Leiden, Opfern, durch die Arbeit von Genies und die Mühsal von Millionen? Was bedeutet die Begeisterung der Menge, die Trauer und die Hoffnungen der Einzelnen?

All' dies hat nur ein Ziel, das von jedem tiefer Blickenden sofort erkannt wird; es gilt den Kampf mit dem menschlichen Elend, mit dem Tod und Schmerzen.

Die Menschheit gewinnt immer neue Mittel, um der elementaren Feinde ihres Daseins sich zu erwehren: diese Feinde lauern überall: im Feuer und Wasser, in Luft und Erde; sie fallen aus den Wolken nieder, nisten in Wäldern, mehren sich in den dichtbesiedelten Großstädten. Dem Fortschritt der Wissenschaft verdanken wir es, daß der Gefahren von dieser Seite weniger werden.

Um den Tod, diesen Feind aller Lebewesen, zu bekämpfen, vereinen sich die Menschen zu einer Gesamtheit; in Folge der Unvollkommenheit der menschlichen Natur jedoch, und auch materieller Ursachen halber entziehen hier andere Gefahren. Den Schutz seines Lebens erkaufte man häufig mit schweren Leiden; um dieselben zu vermindern, muß man ein Solidaritätsgefühl der Einzelnen in der Gesamtheit, und der Völker untereinander weben und kräftigen.

Aber jeder Fortschritt wird mit schweren Opfern erkaufte. Das erhabene Gefühl der Nächstenliebe im weiteren Sinn entspricht einem mit dem Mute von Märtyrern und Helden getränkten Bewußtsein.

Daß dem so ist, beweisen uns die Schatzkammer der Menschheit, in der alles aufgespeichert wurde, was im Kampfe mit Tod und Elend von Nutzen: die Erinnerung edler Thaten und selbstloser Handlungen, welche den Kitt bilden, der die Gesamtheit zusammenhält; die Lehren der Propheten und die Gedanken der Weisen, die den Völkern die Wege zeigen, welche sie wandern sollen, um Kraft zu sammeln und das Scheitern zu vermeiden; und schließlich die Entdeckungen, Erfindungen und die materielle Erbschaft, die uns unsere Vorfahren hinterlassen, um den Kampf mit Tod und Elend erfolgreicher führen zu können.

Wenn die Phantasie von einer besseren Zukunft träumt, malt sie Zeiten und Länder, in denen sowohl Elend wie ein verführerischer Tod unbekannt sind.

Und nun wir fomet gekommen, legen wir uns nochmals die Frage vor: kann der Krieg etwas Uebles von der Welt entzernen, kann er etwas Gutes herbeiführen?

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Menschheit im Fortschritt begriffen, der Vervollkommnung entgegengeht. Keineswegs jedoch kann eine tobdringende, alle schlechten Instinthe entseffende That von wohlthuemdem Einfluß sein. Der wahre Fortschritt, der darin besteht, daß das Heute besser sei als das Gestern, hängt ausschließlich von uns ab.

Anfänglich war die Menschheit elend, denn sie war arm; der Kampf um das tägliche Brot verschlang die ganze Zeit und Energie; jegliches Denken an geistigen Fortschritt ward zur Unmöglichkeit. Glücklicherweise jedoch produziert die Menschheit mehr als sie verzehrt und sogar vernichtet, jede folgende Generation ward also reicher als die vorangegangene, und nicht nur an materiellen Gütern.

Diese Erbschaft bildet einen der wichtigsten Faktoren der Vervollkommnung. Die lebenden Generationen, — sagt einer der bedeutendsten zeitgenössischen Philosophen, — werden immer von den Dahingegangenen regiert; und je länger das Dasein der Menschheit dauert, um so mächtiger wird dieser Einfluß. Was wir sind, wurden wir durch die Vergangenheit; sie ist es, die unsere Welt und Pflichten betreffenden Begriffe schuf, die Tugenden hinterließ, die Wege, die wir entlang schreiten, die Werkzeuge, deren wir uns bedienen, verdanken wir der Vergangenheit. Dank dem Fleiße und der Sparsamkeit unserer Väter haben wir in unserer Mitte Männer, die, nicht gezwungen zum Kampfe um das tägliche Brot, ihre Zeit und Mühe einer Thätigkeit und Forschungen widmen, deren Ergebnis in Form von Entdeckungen und Erfindungen die ganze Menschheit bereichert und die Quelle weiteren Glückes wird.

Folglich ist jeder Fortschritt ein Resultat aufgespeicherter Schätze. Die Vermehrung dieser Schätze durch Arbeit, durch Vervollkommnung seines Charakters, Bereicherung seines Geistes, wonach jeder Mensch streben soll und muß, ist, im Verein mit dem veredelnden Einfluß auf andere, der einzige Weg, um in Zukunft bessere Daseinsbedingungen zu erzielen. Ein anderer ist nicht vorhanden.

Und es ist nicht durchaus notwendig, daß man ein großer Mann sei, um die Schätze der Menschheit zu vermehren. Jeder, der rechtshaffen arbeitet und ehrenhaft lebt, trägt sein Aequivalent zur Vergrößerung des Nachlasses bei. Denn nicht nur die Gedanken, die aufgeschrieben, nicht nur die Handlungen, welche die Geschichte verzeichnet, bilden unseren Reichtum. Jedes vernünftige Wort, jede gute That, jeder Beweis von Nächstenliebe hinterläßt eine

bleibende Spur, und kann durch Jahre und Jahrhunderte zum Glücke unserer Nachkommen beitragen.

Aus alledem ersehen wir, daß das Verbeimünden von Katastrophen, das Erleiden von Kriegen, — die Tod und Leiden im Gefolge haben, und sowohl materielle wie geistige Hüter vernichten, — einen Widerspruch mit uralter Idee des Fortschritts bildet. Derselbe ruht auf drei Grundpfeilern: Tugend, Wissen, Arbeit. Wenn wir uns die einprägen und danach handeln, werden wir uns Verdienste um die Zukunft erwerben, und der Segen der Nachwelt wird unser Lohn sein.

Von der großen Verachtung.

Von Dr. Scholz (Gremen).

Wie man verehren soll, habe ich Euch oft gezeigt. Vor Verehrtem habe ich Euch geführt, vor einsam stehende, die mit Eiferstirn die Sterne grüßen, und an ihren blumigen Hümmeln gaudeln bunte Schmetterlinge. Vor Leuchttürme habe ich Euch geführt, die ihr Licht in dunkler Nacht über schweigende Gewässer gießen. Vor Altären sind wir gestanden und vor Schreibern, und überall haben wir verehren gelernt.

Heute aber will ich Euch zeigen, wie man verachtet. Die große Verachtung will ich Euch lehren.

Sehet doch, wie sie zusammenströmen auf dem Markte, die Halben alle, die viele Vorsichtigen, wie sie zusammenströmen, die listigen Gelegenheitsmacher und die fündigen Rücksichter mit den schiefen, schielenden Blicken. Sehet doch, wie der Biedermann umherlokkert in geborgtem Gewande, staltlich und gelassen. Höret doch, wie er sich an die Brust schlägt, daß es einen vollen, trotztreichen Ton giebt. Wer lauft eine Ueberzeugung, wer bietet auf einen Ehrenmann?

Und hört Ihr nicht dort den starken Mauer: „Tretet nur immer herein in mein Votat! Hier wird die wahre Religion verkost. Man nehme sich vor Nachahmung in Acht! Wer sich vor Täuschungen bewahren will, achte genau auf meine Firma!“

Und dort marschirt ein Trupp Männer, die rufen Hurra und singen: „Mein Vaterland muß größer sein.“ Wer sich her tragen sie eine Fahne, darauf steht geschrieben: Sammelstelle für alle wahren Patrioten; wer nicht mit uns marschirt, ist ein Reichsfeind.

Nehmt Euch auch in Acht, daß ihr den Mann nicht umstößt, der dort in Gedränge auf der Leiter steht und über Kunst spricht. Eine bunte Menge steht um ihn herum und einer stößt den andern an, denn sie sind ganz bekommen von der Verehrtheit des Kunstmannes auf der Leiter. Er versteht es, weil er selbst kein Künstler ist und nie eine Nuße seine Stren geliebt hat. Deswegen nimmt er die Nuße in den Mund und die Namen der großen Dichter. Die gepukte Menge aber, die darum herum steht, liebt die Kunst und das Kunstgerede, denn sonst wäre sie ja nicht gebildet.

Daneben steht ein Mann von ruhigem, würdevollem Aussehen. Er trägt eine Brille, wie sie die Anzichtigen tragen, und ein Vergrößerungsglas hält er in der Hand. Tretet näher, spricht er, ich zeige Euch das A und das O; hier steht Ihr die Hellsche; soweit bin ich vorgegangen, dahinter aber ist nichts mehr zu finden. — Noch manches andere ist auf dem Markte zu sehen. Sehet Ihr dort den Mann, der so ernsthaft ausieht mit seinem großen Barte und seiner christlichen, guten Baskinette? Der hat ein Ding in der Hand und dreht es unaufhörlich, daß man es von allen Seiten sehen könne, und auf der einen Seite ist es rot und auf der andern grün und auf der dritten und vierten Seite wieder anders. Man wird ganz

schwindelig davon und weiß nicht mehr, was man gesehen hat. Der ernsthafte Mann aber verachtet, das müße so sein, das sei die richtige Art, ein Ding anzusehen und Stellung dazu zu nehmen, wie er es nennt.

Und in der hintersten Ecke da sehen wir, was wir lange nicht gesehen hatten, einen Bankfänger; der singt von der großen Nothart und wie die Verbrecher hinge richtet werden, zum abschreckenden Beispiele auf tausend Jahre. Purchen mit Mädeln im Arme stehen davor und brüllen Beifall, ein altes Weib aber nidt mit dem Kopfe und spricht: Strafe muß sein.

Ach, meine Brüder, noch vieles, vieles ist auf dem Markte zu sehen.

Verachtung wollte ich Euch lehren, Verachtung dieses Jahrmarktstrubels, dieser Ausruer und Anpreier, dieser Beifallsstürmer und Bravoerschreier.

Wie? werdet Ihr sagen, halt Du uns nicht immer Menschenteile gelebt, und hier sollen wir verachten lernen? Und ich antworte: Gewiß, so soll es sein! Denn in der Verachtung wohnt unsere Liebe. So aber sollen wir sagen zu den Ausruern und Anpreiern, zu den Beifallsstürmern und Bravoerschreiern: Tret ab Euer Vergänglichtes und zieht reine Gewänder an! Erkennt Euer Häßlichkeit im Spiegel und reinigt Euer Angesicht von den Flecken! Das ist unsere Liebe, daß wir Euch lebend machen.

Eder sollen wir vor sie hinstreten und sprechen, wie der Hencher spricht? Und zu dem Halben sagen: Das ist recht so, denn wenn Du eine ganze Entschiedenheit vor Dir herträgst, sonstest Du leicht damit anzuhängen. — Eder zu dem Rücksichter: Daß Du flug bist, lobe ich. — Du bist der Vater der Weisheit! — Eder zu dem Marktstürmer in der Bude: Du bist der wahre Prophet! — Eder zum Anstreber: Wie lauscht es sich Dir angenehm, wie lieblich tönt Dein Gesang dem Volke! Wahrlich, Du bist der Vogel des Heus!

In den Männern aber mit der Fahne, soll ich da sprechen: Nehmt mich doch auf in Euren gerechten Kreis, damit ich lerne, was Vaterlandsliebe sei. — Und zu dem ernsthaften Manne mit dem sich drehenden Dinge muß ich da nicht sagen: Eines Weisen weißestes Wort war dies: Nehmt Euch vor den Leuten in Acht, die die Dinge von allen Seiten betrachten. Denn siehe, ich bin schwindelig geworden von Deinem Gedrebe. — Und zu der Menge: Was steht Ihr hier und gafft und freut Euch an Noththaten und Hinrichtungen? Gebet heim und sehet zu, was Euch zu Hause not thut. — Vor den Mann mit dem Vergrößerungsglas aber möchte ich treten und ihm sagen: Siehe, Liebster, ich liebe Dich, weil Du so milde bist und so vernelm und weil Du so weit vorgegangen bist. Aber möchte Du nicht lieber einmal Deine Brille abnehmen, damit Du nicht immer bloß die Hellsche siehst, sondern auch den Menschen und den Kosmos und das, was noch dahinter ist?

Meine Brüder! In unserer Verachtung wohnt unsere Liebe. Wiedermü könnte einer von Euch zu fragen kommen: Wohl hat Du uns an gewisse Orte geführt, um zu verehren. Aber halt Du selbst immer verehrt? Hast Du nicht auch mitunter dem Altare den Rücken gekehrt und in Deinem Herzen wohnten kleine Gedanken? Das muß ich belenken und da habe ich Selbstliebe gelernt; denn aus Verachtung war sie erzeugt worden.

Wißt Ihr nicht, daß die großen Verehrten auch immer die großen Liebenden gewesen sind? Die Heilande, die Weltverächter und Vergessenberer? Auf Flügeln haben sie die Menschheit emporgetragen, mit welchem Jütich oder auf Schwingen des Sturmee. Himmlische Feuer haben sie herabgeholt und es in die Brust der Menschen gesent.

Spürst Du es nicht selbst, einsam glühendes Derg?

Wenn Du die Volkennähe suchtest, und tief unter Dir lag die Welt, klein und verachtet? Oder wenn Dich am Meere die große Sehnsucht umfieng? Oder wenn Du vor der Schönheit standest? Oder wenn Du in stiller Nacht mit den Erleuchteten Zwiegespräche hieltest und jedem sonnteil Du lagen:

Du hast mir nicht umjont

Dein Angesicht im Feuer zugewendet? —

Die Stunden Deiner großen Liebe waren es und Deiner großen Verachtung.

Wenn Bruder! Wie schätze! Du das Leben? Ich liebe es mit seiner Sonnenwärme und seiner Mondschneefühl, mit seinen heißen Wanderungen und seinen schattigen Lauben, mit seinen Siegen und seinen Niederlagen. Um des Kampfes willen liebe ich das Leben und gern reißt sich mein Arm empor nach dem Kranze. Nach Sieg und Triumph dürtet meine geringe Seele. Aber höher noch preise ich die Niederlage. Daß Du Dich nicht wiederfindest, meine Seele, nach dem Triumph, das ist meine Sorge; daß Du zu hoch liegst und Deine Flügel verfangt wurden. Aber Deine Niederlage, das ist Dein Wiederkommen, Deine Einkehr, Dein Kreuz und Deine Nachfolge.

Ich liebe das Leben und ich verachte es. Denn nichts Liebendes ist es und auf erborgtem Rechte steht es. Was das Leben ist, hat mancher wohl gefraßt und manche schillernde Illusion hat er sich gewoben mit ängstlicher Hand. Was das Leben ist, — in einem Gleichnisse will ich es Euch finden. Männer sitzen in einer bunten Hölle und hüsende Schatten werden auf die Wände geworfen von dem flackernden Feuer, das vor der Höhle brennt. „Das ist das Leben.“ sprach der der Kette unter ihnen war, „ein Schatten und ein Traum der Finsternis.“

Kannst Du den Schatten greifen? Kannst Du ihm Halt gebieten und zu ihm sprechen: „Werde doch, Du bist noch mein Schuldner.“ Lieber doch greife nach dem, was den Schatten wirft, nach dem Feste, das vor dem Feuer wandelt.

Die den Schatten verachtet und nach dem Feste gegriffen haben, das waren auch stets die Helden und großen Befenner, die Märtyrer und Kämpfer. In die Arena des Kampfes sind sie hinabgelungen, vor wilden Tieren haben sie gestanden und vor glänzigen Richtern, der brillante Föbel hat sie umtobt und der Nachrichten ihren zerbrochenen Leib an den Pfahl gebunden.

Kein Scheiterhaufen nimmt mehr auf, aber das freisende Feuer der Verleumdung jünzelt auch heute noch um die Füße des Edlen. Wirft Du Stand halten, mein Bruder, wenn Du in die Arena gerufen wirst? Oder wirst Du Dich heimlich in die Erde drücken? Wirft Du abschwören vor dem Richter und seiner peinlichen Frage? Greife nach dem Feste, daran Du Dich halten kannst. Dann brauchst Du Dich nicht heimlich in die Erde drücken und dem herb heischenden Richter darfst Du ins geschwollene Antlitz lachen.

Nicht dem Halben sollst Du gleichen, der sich weigert, dir auf dem Markte und zu Dir spricht: Gewiß, du mußt es sein, aber es geht auch anders. Nicht dem finsternen Rücklichter sollst Du gleichen mit dem schiefen, schielenden Blicken, nicht dem lässlichen Wiedermann mit dem vollen, trocknen Brusttone. Sondern dem Befenner, dem heldenhaften, der bekannt hat: Hier liebe ich, ich kann nicht anders. Wott helse mir! Zu den höheren Menschen sollst Du gehören, die überwunden haben die kleinen Klugheiten und die großen Rücklichten, die satte Zurückenheit und alles Gemimmel des Marktes.

Mit Zarathustra möchte ich Dir rufen: Bei meiner Liebe und Hoffnung beschwöre ich Dich, wirf den Helden in Deiner Seele nicht weg! Halte heilig Deine höchste Hoffnung!

Streiflichter.

Der Angeklagte ist gefällig. Naum acht Tage waren vergangen, seitdem in Nr. 4 unserer Zeitschrift Herr Geheimrat Forster die ersten Worte geschrieben:

„Das Eine allerdings können und müssen die Juden Deutschlands verlangen, daß endlich ihre deutschen Mitbürger sich ermannen und gemeinsamer Sache mit ihnen machen in der ersten, unablässigen Herbeistellung und Bekämpfung aller der widerrechtlichen Einschränkungen und Bedrückungen, die man in Deutschland den jüdischen und überhaupt allen den Ausländern nicht angehörenden Bürgern zu bieten mag.“

— und siehe, das entziffert dem preussischen Justizminister vor verammeltem Kriegsvolke ein Wort, das er jetzt wohl im Ruin gern benützen möchte, ein Wort, das jene ernste und eindringliche Anfrage auf rechtswidrige Einschränkung und Bedrückung preussischer Staatsbürger voll auf rechtstierig, kurz, das rüchhaltige Geständnis einer bisher doch wenigstens beschönigten oder gar abgelenkten Verfassungserlebung.

Ganz nach dem Mitter der Schulknaben, die wenn ihnen ein begangenes Unrecht vorgehalten wird, mit großem Nachdrang zu erklären pflegen, Kamerad X. und Y. hätten noch viel Schlimmeres gethan, hat der preussische Justizminister Schönstedt ein Lob oder doch zum mindesten mildernde Umstände für seine Jurandsetzung jüdischer Rechte erwirkt bei der Ernennung zum Retarar dadurch in Anspruch genommen, daß er die allerdings jedem Nichtblinden und Tauben wohlbekannte Thatsache offen zugab, in den anderen staatlichen Verwaltungen würde die Verwertung von Juden grundsätzlich abgelehnt.

Für diese, wenn auch vielleicht nur fahrlässige, Offenheit sind wir ihm dankbar. Wohl ist darauf hingewiesen worden, daß etwa auf dem Gebiete der Unterrichtsverwaltung die Behauptung nicht völlig zutrifft — aber wer möchte im Ernste an der weitestgehenden Richtigkeit der Thatsache zweifeln? Ein Blick in die Listen der Beamten bei der allgemeinen Landesverwaltung, Eisenbahn-, Haus-, Zoll-, Steuer-Verwaltung, um nur einige zu nennen, genügt ja zur Orientierung. Dieß es bisher: „So etwas thut man, aber man sagt es doch nicht!“, so hat nun eine ungeheufichte Zunge aus der Schule geplaudert.

Venes verderbliche Vertriebspiel des krypto-Antisemitismus hat durch seine verächtliche Perutung auf die „Interessen der Bevölkerung“, durch die angebliche Notwendigkeit der Schonung weiterbreiteter Volkstimmungen unendlich viel mehr berechtigte Aitterkeit und Zweifel an der Gerechtigkeit verurtheilt, als selbst die brutalen Modomontaden der Alhwardt, Stöder und Graf Fiedler. Wir können es verstehen, wenn unhere jüdischen Mitbürger selbst eine klare Verfassungsänderung, die sie auch gesetzlich zu Bürgern zweiter Klasse machte, lieber sehen würden, als diese im Finiern schleichende Wüchsigung und Jurandsetzung. Schließliche Fieber können nur durch offene Krisis überwunden werden.

Wir nehmen Akt davon, daß der berühmte Hüter der Rechtsordnung kein Wort zur Verteidigung des klaren Wortlauts des § 18 unseres Staatsgrundgesetzes gefunden hat. Wir verlangen aber außerdem, daß die preussische Regierung zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts offen Farbe bekenne. Was den Sozialdemokraten, Ultramontanen, Jesuiten und Dissidenten, recht sein mag, mag den Juden billig sein. Wir verlangen ein Ausnahmegesetz gegen die jüdische Anmaßung, in einem „christlichen Staate“ mehr als Steuerzahler sein zu wollen. Vielleicht, daß dann manchem Optimisten die Augen aufgehen über die Herrlichkeit, wie weit wir's im zweihundertjährigen preussischen Jubeljahr gebracht haben.

© selig, ein Aind noch zu sein! Leider ist es tener, ganze 20 Jg. täglich, und wenn die Eltern die zwanzig

Freiung nicht haben, so müssen eben die Kinder, schulfähig oder noch nicht, ihre Jugendkraft mit der daran haftenden körperlichen und seelischen Gesundheit um diesen Preis verkaufen. Daß dem so ist, nicht nur in den Großstädten, sondern auch auf dem Lande, und daß der Verzicht auf Kinderfröhllichkeit und Spiel nicht besser bezahlt wird — daran sind natürlich nicht etwa wir selbst schuld, sondern die bösen — Verhältnisse. Wie üblich man sich hinter solchen Worten verstecken kann! Die Verhältnisse erlauben dem Landwirt oder Fabrikanten nicht, seinen Arbeitern höhere Löhne zu zahlen; sonst müßte er ja unter jenen Verhältnissen leben; die Verhältnisse erlauben es dann dem Arbeiter nicht, seinen Kindern ihre Jugendkraft zu lassen — sonst müßte er hungern. Wenn man sie nur einmal erwischen könnte, diese unglücklichen Verhältnisse, die alles verurteilen! Aber wo man zugreift, hat man merkwürdiger Weise immer nur lebendige Menschen in der Hand — und die können sich natürlich mit den Verhältnissen auseinandersetzen!

Dieses Stoßkissen erstreckt uns eine von der „Verl. Folgezeitung“ veröffentlichte offizielle Enquete über die Kinderarbeit im Porzellan-Altengrub. Viel Ueberraschendes ist nicht darin; überraschend ist nur der Gleichmut, mit dem wir alle immer wieder über solche Ziffern hinsehen, und die automatische Schnelligkeit, mit der sich, wenn man wirklich einmal anfängt, sich in die Sache hineinzuversetzen, der Gedanke an die „Verhältnisse, die härter als wir sind“ einstellt. Hier ist der Bericht:

Die bei weitem größte Anzahl der gewerblich beschäftigten Kinder entfällt auf die Knopfabrik. Es werden 27 pCt. sämtlicher Schuhmacher mit Knopfabriken beschäftigt, und zwar an sogenannten halben Schültagen täglich 4-5 Stunden, an vollen Schültagen dagegen nur ca. 3 Stunden. Der Verdienst beträgt pro Stunde 4-5 Pf., das macht durchschnittlich ca. 1.20 Pf. 29 dieser Kinder, b. h. 4 1/2 pCt., haben daneben noch einen anderen Erwerbserwerb. Auch in den anderen in Schülten einheimischen Industriezweigen, wie in der Wärlerei und Schuhfabrikation, sowie als Verkäufer in Fisch- und Metzgereien, Reinigungsbedienten, Regalensteiger u. s. w. sind noch eine Anzahl Kinder thätig, so daß im ganzen von sämtlichen Knaben 49 1/2 pCt., von sämtlichen Mädchen 54 pCt. im Durchschnitt 52 pCt., gewerblich thätig sind. In welcher capitel Weise die gewerbliche Beschäftigung der Kinder zunimmt, das zeigt ein Vergleich mit den Verhältnissen einer im Jahre 1897 in den Statistiken veröffentlichten Umfrage. Damals betrug der Prozentsatz der gewerblich beschäftigten Knaben 48 1/2, der der Knaben 38, durchschnittlich 40 pCt. Das bedeutet in den letzten drei Jahren eine Zunahme von 30 pCt. Dabei ist die gewerbliche Beschäftigung von Kindern nicht auf Schülten beschränkt, sondern sie erstreckt sich auf die meisten umliegenden Ortschaften. In bezug auf das Alter, das die Umfrage gerade in einer gewissen Höhe fest praxenhat worden ist, und daß die vorliegenden Zahlen bei hundert Beschäftigten eine bedeutende Steigerung erfahren. Zum Schluß ist noch eine Tabelle aufgeführt, welche zeigt, in welchem Maße die einzelnen Altersstufen an der gewerblichen Arbeit beteiligt sind, nämlich:

Im Alter von	Mädchen	Knaben
6-7 Jahren	51,7 Prozent	28,5 Prozent
7-8	39,6	42,9
8-9	46,-	39,2
9-10	65,2	46,7
10-11	66,4	62,8
11-12	80,1	78,6
12-14	61,1	77,4

Von den nichtschulpflichtigen Kindern ist nicht die Rede. Das heißt natürlich nicht, daß sie von der Arbeit frei sind. Anknöpfe auf Marton können schon vierjährige Mädchen, und es ist so allgemein.

Von der Erziehung zum sozialen Empfinden ist jetzt viel die Rede. Leider fehlt ein wichtiges Kapitel darin, der Aufnahmestundenunterricht für Erwachsene. Da den Papiermenschen der Keuzer in immer steigendem Maße die Fähigkeit abgeht, bloße Vorkühlerdarstellung in lebendigen Mitempfinden umzuwandeln, wird wohl schließlich nichts übrig bleiben, als ein Zwangsstudium für Fortkünftige. Die Kinder des Hüttenarbeiterbesizers oder Autors müßten eine zeitlang zwangsweise mit Mühen zuweilen oder Unkraut jäten, die Kommerzienratskinder mal ein wenig Streichhölzchen verkaufen, die Fabrikantenkinder eine Woche in

der Fabrik mitbelten und die vier- bis zwölfjährige Nachkommenchaft des Großindustriellen täglich 4-5 Stunden Anknöpfe anmachen. Dispensation davon nur gegen Nachweis, daß auf jedes „bessere“ Kind zehn Proletariatskinder davon entlastet sind. — Wie wäre's? Wenn die Negierung erst dahinter käme, daß sie auf diese Weise ihr Arbeitermaterial um 30-40 Prozent verbessert, gelangt sie vielleicht einmal zu der Ansicht, daß es die „Verhältnisse“ einer Weltmacht nicht erlauben, menschliche Jugendkraft um 20 Pfg. täglich verschachern zu lassen.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Am Mittwoch den 21. Januar 1. J. hielt Hr. William Sanders, Sekretär der Battersea Labour League und hervortretendes Mitglied der Society of ethical propagandists in London in deutscher Sprache einen Vortrag über das Thema: „Die moderne Arbeiterbewegung in England.“ Die aus den verschiedenen Arbeiterkreisen sich zusammenschließende Zuhörerschaft, welche den Vortragsaal des Rathauses in diesen Tagen füllte, lobte die seltene Ausdauer des Redners durch reichen Beifall. Der Vortrag behandelte hauptsächlich die Bestrebungen zur Gründung einer unabhängigen Arbeiterpartei in England, Bestrebungen, welche nach der Überlegung der Coarthen-Bewegung vor 60 Jahren erst wieder durch die Gründung der sozialdemokratischen Föderation neu belebt wurden. Diese Vereinigung verbreitete die Lehren des modernen Sozialismus; aber obgleich sie in den Jahren von 1880-86 außerordentlich thätig war, gelang es ihr nicht, unter der arbeitenden Masse nachhaltige Unterstützung zu finden. Die Propaganda der Föderation führte zu dem Reunionsismus, dessen Führer wieder die Bestrebungen zu Gründung einer politischen Partei der arbeitenden Klassen aufnahmen und die „Independent Labour Party“ gründeten. Dieser ist es allerdings nicht gelungen, ihre Kandidaten für das Parlament bei den Wahlen durchzubringen, aber sie hat während der letzten sieben Jahre einen großen Einfluß auf die Arbeiterbewegung gehabt und die Gewerkschaftsbewegungen, besonders durch eine Erweiterung der Unternehmensfähigkeit der Städte und Gemeinden. Die moderne Arbeiterbewegung hat dahin geführt, daß die von der Trade-Union ausgehenden Arbeitsbedingungen von den staatlichen, städtischen und Gemeinde-Behörden anerkannt und angenommen worden sind; daß der stehenden Arbeiterbewegung in den Verhältnissen der Regierung eingeführt worden ist; daß die Gemeinden für gute Arbeitsbedingungen Sorge tragen und endlich die allgemeinen Lebensverhältnisse der arbeitenden Klassen verbessert worden sind. Der letzte Schritt zur Gründung einer nationalen Arbeiterpartei datiert vom Februar 1900, als die sozialdemokratische Föderation und die Independent Labour Party zusammen mit 40 Gewerkschaftsvereinen, die 346 000 Mitglieder zählten, die „Labour Representation Committee“ bildeten; unterstützt von dieser Vereinigung sind zwei Mitglieder der Arbeiterpartei bei den letzten Wahlen in das Parlament gewählt worden.

Der Vortrag behandelte ferner die Aufgaben, die der Arbeiterbewegung zu einer demokratischen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an die Arbeiter stellt, und zeigte an einigen ethischen Beispielen, daß die Entwidlung des Municipal-Socialismus das Eintreten des Kommunismus zu befürchten ist, wenn nicht die Arbeiterbewegung auch nach der ethischen Seite hin sich vertieft.

Bei der Warnung, daß die Arbeiterbewegung große und dauernde Erfolge nur erlangen könne, wenn sie die ethischen Forderungen nicht nur ethisch, sondern auch in ihrem praktischen und propagandistischen Wirken nach allen Seiten bezieht, rang der Vortrag bedeutungsvoll aus. —

Abteilung Danzig. Herr Dr. S. Kruger hielt einen Vortrag über „Darwinismus und Ethik“. Der Vortragende begründete zunächst die Prinzipien des Darwinismus: den Kampf ums Dasein, die natürliche Auslese und die Anpassung der Organismen an ihre Lebensbedingungen. Einmischung ist durchaus nicht Beseitigung, es gibt in der Natur keine Vollkommenheit und kein allgemeines Prinzip der Beseitigung. Daher ist jede Ethik, die auf dem Darwinismus beruht, von vornherein unmöglich. Darwinismus ist nicht die ethische Lehre von Lebensbedingungen, sondern die ethische Lehre, die sich aus der ethischen Stellung zum Darwinismus und was nach, daß aus dem Darwinismus keineswegs die Verneinung der Moral im Sinne der Anhänger Richtigs folge. Nach modernen psychologischen Anschauungen erfolgt das moralische Handeln des Menschen ebensowohl aus angeborenen Trieben, wie jede andere Handlung. Die der Moral zu Grunde liegenden Triebe haben sich im Menschen allmählich zu ihrer jetzigen Stärke entwickelt, weil er ihm im Kampf ums Dasein einen Nutzen wozu und hat, die mächtigste Kraft des Menschen im Kampf ums Dasein ist schon auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesellschaftslehre, der ihm vorzuziehen, sein persönliches Interesse demjenigen einer Allgemeinheit unterzuordnen. Dies aber ist die Grundlage aller Moral.

Vortragscyclus von Dr. Fr. W. Foerster*)

über

„Lebensfragen der modernen Kultur“

am 5., 8., 11., 18., 20. und 21. März, abds. 8^{1/2} Uhr im großen Saale des Reichthenshauses (Wilhelmstr. 92/93, an der Leipzigerstr.).

Inmitten der Auflösung alter Lebensformen und Glaubenssymbole sehen wir heute unverkennbar ein neues Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit und menschlicher Solidarität langsam zum Durchbruch kommen. Es wächst empor aus dem Gebiete der Völkerverziehungen trotz aller Orgien der Gewalt und der Lebensfäulnis; es knüpft sich an in dem Kampfe der Frauen um neue Pflichten und neue Rechte; es wird immer sichtbar in der großen Bewegung der arbeitenden Klassen und in der Vereinigung des sozialen Bewußtseins in den Kreisen der Gebildeten.

Die internationale ethische Bewegung betrachtet es als ihre Aufgabe, dieses neue Kulturbewußtsein allmählich aus seinen Unklarheiten, Zweifeln und Widersprüchen zu befreien, um auf einem reichern Wissen von den Tatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur und der sozialen Gemeinschaft das neue Bewußtsein der Menschheit begründen zu helfen.

Der folgende Vortragscyclus macht selbstverständlich nicht den Anspruch, die bezeichneten Fragen irgendwie erschöpfend zu behandeln. Daß es über den Nachkämpfen der Nationen und der Parteien, der Klassen und Konfessionen noch höhere Gesichtspunkte für die Behandlung menschlicher Angelegenheiten giebt und daß sich ohne solche Gesichtspunkte die Schwierigkeiten der modernen Kultur immer trostloser verwirren müssen — das zu zeigen, ist der alleinige Zweck der ganzen Veranstaltung.

Dienstag, den 5. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

1. Weltpolitik und Ethik. a) Nochiawelt und die Lösung der Welt von der Moral. b) Der Zwiespalt zwischen Gewalt und Gewissen in der modernen Kultur. c) Haltung der Kirche in diesem Zwiespalt. d) Die realpolitische Bedeutung der ethischen Kräfte. e) Ethische und geistige Grundlagen der nationalen Erziehung. f) Freitliches Auffassung von der Ethischkeit des Staates. g) Die Schmach der Macht in der Lösung des Massenproblems. h) Die Kulturmission des deutschen Volkes.

Freitag, den 8. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

2. Humanität und Herrenmoral. a) Der Kampf um das Dasein im Tierleben und in der Menschenwelt. b) Schwerm und Höflichkeit Warnung vor dem Schatz der Schwachen. c) Die Bedeutung des Nüchternen vom biologischen Standpunkte. d) Nietzsche's Umwertung aller Werte. e) Sein Kampf gegen Christentum und Demokratie. f) Das Problem Nietzsche's in der modernen Literatur. g) Der Lebenskampf in Goethe's Faust und in Nietzsche's Philosophie.

Montag, den 11. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

3. Die Arbeiterfrage und der Klassenkampf. a) John Ruskin's Angriff auf das Maschinenzeitalter. b) Die moderne

Technik und die Emanzipation der Arbeit. c) Die Arbeitsteilung und ihre ethischen Konsequenzen. d) Die Zukunft der persönlichen Bedienung. e) Universitätsstudienbewegung und Settlements-Bewegung in England und Amerika. f) Sinn und Wert der sozialen Hilfsarbeit. g) Klassenkampf und Ethik.

Montag, den 18. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

4. Die Frauenfrage. a) Persönlichkeit und Gemeinschaft. b) Die freie Liebe. c) Das Problem der Frauenbildung außerhalb des Universitätsstudiums. d) Was hat die Familie und die Kultur von der Emancipation der Frau zu erwarten? e) Die Frauen und die Rechtspolitik. f) Die Frauenbewegung und der häusliche Frieden.

Mittwoch, den 20. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

5. Das Verbrechen und die Gesellschaft. a) Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft in der Frage der sittlichen Verantwortlichkeit. b) Lombroso's Lehre vom geborenen Verbrecher. c) Das Verbrechen als soziale Erscheinung. d) Die Theorien der Abstrichtheorie. e) Vorbeugung und Heilung. f) Sozial-ethische Lehren des Sternberg-Prozesses. g) Zur Revision des Strafwesens. h) Amerikanische Gefängnisreform. i) Die Vorbereitung unserer Juristen.

Donnerstag, den 21. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

6. Ethische Jugenerziehung in Einklang mit den modernen Lebensbedingungen. a) Die Gefahren einer ausschließlich religiösen Moralbegründung. b) Lessing's und der kirchliche Moralunterricht. c) Ueber den Satz: „Das Leben erzieht und nicht die Schule.“ d) Die Irrtümer des französischen Moralunterrichts. e) Was ist Moralunterricht trocken sein? f) Die Autorität in der Erziehung. g) Der Patriotismus in der Schule. h) Das Kind und die Religion.

Eintrittskarten zu 7,50 Mk. und 5,00 Mk. für den ganzen Cyclus sind zu haben in den Buchhandlungen von Breslau und Meyer, W. Leipzigerstr. 136, Hermann Lazarus, W. Friedrichstr. 66, Schmeiger & Mohr, W. Potsdamerstr. 42, J. M. Spaeth, C. Königsr. 52, Walther & Apolant, W. Markgrafenstr. 60 und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, W. Unter den Linden 16 Gartenhaus III.

Die Mitglieder der Deutschen Ges. f. ethische Kultur erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyclus zu dem ermäßigten Preise von 3,00 Mk. nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Dasselbe erfolgt auch die Ausnahme neuer Mitglieder. Einzelkarten zu 2,00 und 1,00 Mk. nur Abends an der Kasse, soweit Platz vorhanden.

*) Dieser Cyclus ist eine Wiederholung und Erweiterung eines im Oktober 1900 in Berlin gehaltenen Cyclus und in erster Linie dem bestimmt, fernere Lehrende in Kreisen die Vorbereitung solcher Selbststudien für die Lösung der großen Kulturprobleme nahe zu bringen. Wie diesen habe unter Freunden und Mitgliefern für möglichste Unterstützung des obigen Programms (mitunter Ergänzung zu bestimmten von Curricula in solchen Kreisen) tätig zu sein, die weiteren Besprechungen über eingehend ergründeten werden.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Ableitung Berlin.

Februarprogramm.

Donnerstag, den 14. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, Unter den Linden 10, III. Gruppe für ethische Bildung: Vortrag des Hgl. Bibliothekar Dr. Simon: „Die Erbschollen-Bewegung in Berlin.“ Diskussion.

Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Büchergesetz des Hgl. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Albert Kemp: „Fortsschritte in der Berliner Armenpflege.“ Diskussion.

Sätze überall willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Dieser Nummer liegt ein Hingblatt „Die Macht der Konsumenten“ und ein Prospekt „Studien zur Alkoholfrage“ bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 68, Wilhelmstr. 47. — Druck: J. G. Feuch, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Sozialwissenschaftlicher Studentenverein.

Freitag, den 8. Februar, 8^{1/2} u. c. t. spricht Herr Genossenschaftsannual Dr. Krüger über

„Das deutsche Genossenschaftswesen in seiner heutigen Gestalt.“

Ort: Handwerkervereinshaus. (C. Sopyienstr. 15.)

Wüste sind herzlich willkommen.

Vertrieb:
Johann Crambrök,
Berlin, Sternstr. 1, 20 B.
Wird abgenommen bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsämtern.
Verlagsgesellschaft
Nr. 3660.

Vertrieb:
Die Verlagsgesellschaft
Kampferstraße 40 B.
Berlin
Königstr. 47
Kaiser-Verlagsanstalt,
Königsplatz 10 a.
Kunzenbergstr. 10
und in der
Königsstr. 47.
Mittelstr. 47.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizpki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Joerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 16. Februar 1901.

Nr. 7.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Politik und Moral. Von Otto Hörst. — Politik und Ethik. Von Dr. M. Kronenberg. — Noch einmal die obligatorische Arbeitslosenversicherung. Von F. W. Joerster (Südrich). — Streiflichter: Notwendige Mord. Duell und Mord. — Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptorgan der D. S. E. K. — Paderborn. — Briefkasten.

Politik und Moral.

Von Otto Hörst.

Der Krieg in Südafrika und die chinesischen Wirren haben den Freunden einer friedlich-ethischen Entwicklung der Menschheit arge Enttäuschungen gebracht und ihnen manche Hoffnungen geknickt. Man braucht nicht gerade ein unbefangener Anhänger des ewigen Friedens zu sein, um es höchst bedauerlich und bedenklich zu finden, daß zu einer Zeit, die so manche bedeutende Fortschritte sich vollziehen sieht und sogar einem feierlichen Friedenslangens beigemohnt hat, die Kriege jaht sein Ende nehmen wollen. Im Jahre 1894 und 1895 hatten wir den japanisch-chinesischen Krieg, im Jahre 1896 den armenischen Aufstand und dessen blutig-grausame Niederwerfung durch den Sultan, im Jahre 1897 den griechisch-türkischen Krieg, im Jahre 1898 den spanisch-amerikanischen Krieg, vor einundneinhalb Jahren begann der Transvaalkrieg, der jetzt noch nicht beendet ist, und im letzten Sommer begannen die chinesischen Wirren, deren volle Tragweite noch gar nicht abzusehen ist, die aber bis jetzt schon genug des Schrecklichen zeitigt haben. Angesichts dieser fortwährenden Kriegereignisse muß sich der Freund der Menschheit fragen: Haben die leitenden Staatsmänner wirklich kein anderes Mittel, um auftauchende internationale Schwierigkeiten zu lösen als den Menschenmord im Großen? Und wenn man die Politik der Gewalttätigen ansieht, muß man sich fragen, ob es für die Staatslenker, sie mögen in Asien oder in Europa sitzen, kein Moralebot gibt, das ihnen bezieht, nicht zu rauben und nicht zu töten? Und ob es keine Macht gibt, die ein solches Gebot erlassen und über dessen Durchführung wachen kann?

Stellen wir zunächst fest, daß die Politik in der That nichts mit der Moral zu thun hat, das heißt, daß Politik und Moral zwei Dinge sind, die in keiner wesentlichen Beziehung zu einander stehen, die sich also sehr oft widersprechen können und unter Umständen widersprechen müssen. Es gibt mancherlei Definitionen der Politik; ihnen allen ist eigen, daß die Grundlage der Politik der Kampf ist. Der Kampf zwischen Individuen, Stämmen, Ständen, Staaten und Nationen. Wer Politik treibt, der kämpft für seine Interessen, seien es persönliche, nationale, kirchliche oder Standesinteressen. Das Ziel dieses Kampfes ist die

Niederwerfung und Unschädlichmachung des Gegners, die Befestigung und Erweiterung der eigenen Macht. In diesem Kampfe das Mögliche zu erreichen, darin besteht nach Bismarck die Kunst der Politik. Die Politik fragt also nicht nach der moralischen Qualität der zur Anwendung in Betracht kommenden Mittel, sondern nur darnach, ob sie geeignet sind, das Ziel zu erreichen, das der Politiker und Staatsmann sich vorge setzt hat. In der Politik handelt es sich also wesentlich um die Macht, gerade wie beim Recht, das ja auch nur der Ausdruck bestimmter Rechtsverhältnisse ist; sobald infolge der Fortdauer der Interessenkämpfe die Rechtsverhältnisse sich verdingen haben, ändert sich auch das Recht. „Der Inhalt des Rechts“, sagt Lorenz von Stein, „ist kein Recht; die Wissenschaft des Rechts ist daher keine Rechtswissenschaft, sondern eine Wissenschaft der Kräfte, die das Recht erzeugen.“ Auch Ihering kann das Recht nicht ohne das Moment der Gewalt begreifen; er schlägt daher vor, im Sinne des Rechts nur von der „rechten Gewalt“ zu sprechen. Rippenhofer nennt es besser „Rechtsgewalt“, bei welchem Ausdruck man sich stets gegenwärtig halten muß, daß weder dem Recht, noch der Rechtsgewalt ein Rechtiges außer ihnen zur Seite steht. Wenn die größten Rechtslehrer so sprechen, dann kann man es schon begreifen, daß die Politik, die durch unaufhörliche Interessenkämpfe die menschlichen Verhältnisse zu ändern bestrebt ist, in dem bestehenden Rechte und in dem Rechte überhaupt eine Schranke weder sieht, noch anerkennt.

Aber hören wir noch einen Philosophen, und zwar einen, der von der Friedens-Idee im höchsten Grade begeistert ist: Reinländer. Auch er leugnet den Kampf nicht, aber wenn er auch die Politik im weitesten und umfassendsten Sinne, nämlich als Gesamtbewegung der Menschheit erklärt, so sieht er sich doch genötigt, festzustellen, daß es zu einem Urteile darüber, ob diese Bewegung, man möge sie nun im Ganzen oder im Einzelnen betrachten, moralisch sei oder nicht, an allen Voraussetzungen fehle. Mit anderen Worten: Auf die Handlungen der Politik sind moralische Kriterien nicht anzuwenden, sie stehen außerhalb der Beurteilung durch Moralgelehrte. Er begründet dies in folgender Weise. Zu einer moralischen Handlung, sagt er, gehört: 1) daß sie einem Moralgelehrte entspricht, und 2) daß sie gern gefchehe, also nicht aus Zwang erfolge. Diese beiden Kriterien sind bei den Handlungen der Politik nicht zu finden; es gibt kein Gebot, wonach der Politiker oder Staatsmann, der die Geschichte eines Volkes lenkt, in einem gegebenen Falle so oder anders zu handeln hätte, und es ist auch keine wesentliche Bedingung, daß der Staatsmann, wenn er etwas

thut, es gern thue, sondern es kommt oft genug vor, daß er unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse oder besonderer Umstände sich zu irgend einer Handlung entschließt. Also auch vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet, hat die Politik mit der Moral nichts zu thun und können ihre Handlungen nicht mit dem moralischen Maßstabe gemessen werden.

Hiernach sollte es scheinen, daß Politiker und Staatsmänner inbezug auf alles, was sie als solche thun, jeder moralischen Beurteilung entgehen, daß sie also ohne Rücksicht auf etwaige moralische Bedenken jede Handlung begehen können, wenn dieselbe nur dem Ziele, das sie sich gestellt haben, förderlich ist. Aber es scheint nur so. Die Politik ist nicht allein in der Welt, und es giebt in der Menschheit noch andere Interessen als die materiellen des Weibes und der Macht. Allmählich haben sich in der Menschheit die moralischen Gefühle der Gerechtigkeit und der Liebe entwickelt und sie streben nach immer größerer Geltendmachung. Zu dem Konflikt der materiellen Interessen untereinander ist der Konflikt dieser Interessen mit den intellektuellen und moralischen Interessen getreten, und auch für diesen Konflikt gilt das Gesetz des Kampfes, d. h. das Gesetz der Vernichtung und Unsichtblichmachung des Gegners. In diesem Kampf wird, wie in allen Kämpfen, derjenige Teil siegen, der über die wirksamsten Waffen und die tüchtigsten Kämpfer verfügt. Der Gegensatz der materiellen und der moralischen Interessen bildet den tragischen Konflikt in der menschheitlichen Entwicklung; er bedingt aber auch das, was man Zivilisation, Kultur und überhaupt das menschlichen Fortschritt nennt. Auch die Kultur ist das Ergebnis schwerer Kämpfe, und wenn die Menschheit zu den lichten Höhen der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe stetig emporklettert, so geschieht es nur unter fortwährenden Leiden und Kümernissen.

Die Politik sagt: Vernichte deinen Feind mit allen Mitteln, die dir zu Gebote stehen, und laß deine Energie nicht durch moralische Bedenken ankränkeln! Die Moral dagegen sagt: Behandle deinen Feind so wie du wünschst, daß auch du behandelt wirst, wenn du einmal in der gleichen Lage dich findest wie er! Man kann sich keinen vollendeteren Gegensatz denken, als diese beiden Ermahnungen. Und doch vollzieht sich schon auf materiellem Gebiete eine Wilderung des Grundgebots der Politik. Herden und Stämme bekämpfen einander bis zur Vernichtung, aber schon auf der nächsten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung geht das Streben der Mächtigen nicht mehr darauf aus, den Gegner zu vernichten, sondern ihn auszunutzen. Das Prinzip des Nutzens siegt über das der absoluten Feindseligkeit. Auf einer noch höheren Stufe wird der Nützlichkeits ein noch größerer Raum in der Politik gewährt; man schließt internationale Verträge mit den Gegnern und sucht sich nach dem Grundfah der beiderseitigen Vorteile einzurichten. In dieser weitestgehenden Besserung der internationalen Beziehungen hat offenbar die Erfahrung beigetragen, daß der Krieg ein Wagnis ist, von dem man wohl den Anfang, aber nicht das Ende kennt. Und diese Erfahrung spricht um so eindringlicher, je vielfeitiger die allgemeinen Beziehungen der Völker unter einander und je größer und wichtiger die Güter sind, die durch einen Krieg aus Spiel gesetzt werden. Wenn ich nicht die absolute Sicherheit habe, daß ich meinen Gegner vernichten werde, so rät mir schon die einfache Klugheit, mich mit ihm zu vertragen. Das gilt auch für die Völker. Dazu kommen nun noch die Erwägungen moralischer Natur. Nur nicht unterliegt es keinem Zweifel, daß die Moral Minderheitslehre ist. Als Gesellschaftstier hat der Mensch moralische Triebe, die gleich allen andern Trieben nach Befriedigung streben. Der Niederschlag der moralischen Erfahrungen des Menschengeschlechtes ist in

dem einzelnen Menschen das Gemissen, in der Gesamtheit die Sitte, die Eittlichkeit. Das Verben der moralischen Natur der Menschheit ist ein langwieriges und schmerzhaftes, aber dieses Verben ist eine Thatfache und der Fortschritt ist unverkennbar. Zuerst wurde es Licht in einzelnen hellen Köpfen; die Massen sind natürlich schwer zu gewinnen, da je höheren Erwägungen nicht leicht zugänglich sind. Die Vermittlung muß durch die Intelligenz gehen; die Einzelne muß die Ueberzeugung gewinnen, daß sein und der Seinigen Glück nur dann auf die Dauer begründet ist, wenn in gleicher Weise auch das Glück aller anderen Menschen gewährleistet ist. So tritt in der Menschheit an die Stelle des Gefühls der Feindschaft allmählich das Gefühl der Solidarität, und die Einzelinteressen gehen aus in der Pflege der Gesamteressen und des Gemeinwohls.

Mit der Verbreitung moralischer Erkenntnis ist auch die Moral selbst eine Macht geworden, mit der die Politik schließlich rechnen mußte. Es hat lange gedauert, bis die Politik sich dazu verstand. Aber zuletzt konnte sie nicht anders und zwar gerade, weil sie Politik ist. Lange hat die Politik geglaubt, ohne gewisse Gewaltmittel, wie Menschenopfer, Faustrecht, Inquisition, Ketz- und Hexenverbrennungen u. s. w. nicht auskommen zu können, aber das fortschreitende moralische Bewußtsein hat sie zu deren Abschaffung gezwungen. Das letzte und fürchterlichste, aus dem Zustande der Barbarei übernommene Mittel der Politik ist der Krieg, aber auch dieser ist im Laufe der Zeit wesentlich humanisiert worden. Die Niedermetzelung von Verwundeten und Wehloren, die nutzlose Verwüstung des feindlichen Landes, die Zerstörung oder der Raub von Privateigentum u. dgl. ist abge schafft und internationale Verträge sichern den Schutz und die Pflege der Verwundeten, wie sie den Gebrauch von Explosivmassen u. dgl. verbieten. Allmählich hat sich eine öffentliche Meinung gebildet, die über die Ausführung aller Vorschriften des Völkerrechts wadt und Zuwidderhandlungen strenge rügt. Das Völkerrecht ist nach vielen Richtungen noch mangelhaft und läßt manches zu wünschen übrig, aber es ist da und es ist auch wirksam. Das Völkerrecht ist ein Ergebnis moralischer Erwägungen, und schon seine Existenz beweist, daß die Moral eine Macht geworden ist. Dasselbe wird bewiesen durch die öffentliche Meinung, die es sich nicht nehmen läßt, die Handlungen der Staatsmänner nach Moralgeboten zu beurteilen. Damit ist ein Machtfaktor gewonnen, den jeder Staatsmann, der diesen Namen in Wahrheit verdient, in seine politische Rechnung einsetzen wird, nicht aus Hochachtung für die Moral, sondern aus Gründen eben der Politik, als eine Bürgschaft des Erfolgs oder als eine Verheißung des Misserfolgs. Selbst Bismarck hat den hohen Wert der „Imponderabilien“, d. h. der intellektuellen und moralischen Strömungen der öffentlichen Meinung für die Politik anerkannt und er hat erklärt, er würde es niemals wagen, einen Krieg zu beginnen, ohne daß er die aufgeklärte Menschheit auf seiner Seite habe.

Jetzt können wir auch die Auffassung Mainlandes, die ein Gefühl des Unbefriedigtseins in uns hinterließ, in zufriedenstellender Weise erklären. Neues Recht und neue Gesetze sind im Urteil erleuchteter Zeitgenossen längst vorhanden, bevor sie von den Machtfaktoren des Staates in Paragraphen festgelegt und allgemein verbindlich gemacht werden; ja häufig sind die Paragraphen, wenn sie das Licht der Welt erblicken, schon veraltet, d. h. durch die stets weiter sich entwickelnde öffentliche Meinung bereits überholt. So ist das Moralgesetz für die Politiker zwar noch nicht in Paragraphen niedergeschrieben, aber es ist lebendig und wirksam in den Herzen aller, die moralisch denken und fühlen, und die Zahl dieser nimmt glücklicher-

weise mit jedem Tage zu. Wir brauchen kein geschriebenes Gesetz, um den Maßstab der Moral an die Handlungen der Politiker zu legen und zu verlangen, daß die Politiker den Geboten der Moral entsprechend handeln; wir begnügen uns mit dem ungeschriebenen Gesetz unserer moralischen Gefühle und haben auf Grund dessen das Recht, sowohl die einzelnen Handlungen, wie den ganzen Gang der Politik entweder als moralisch zu preisen oder als unmoralisch zu brandmarken.

Dem einzelnen Staatsmann sieht es natürlich frei dem Urteil der moralischen Welt zu trotzen; er wird dann die Folgen zu tragen haben, und sein Volk mit ihm, wenn es sein unmoralisches Handeln geduldet oder vielleicht gar noch unterstützt hat. Die schlimmen Folgen lassen sich auf sich warten; aber sie bleiben nicht aus. „Gottes Mähen.“ sagt ein altes Sprichwort, „mahlen langsam, aber sicher.“ Wenn die Herren Chamberlain und Genossen den ungerechten Krieg gegen die Buren begannen und im schroffen Gegensatz zu dem Urteil der ganzen gebildeten Welt außerhalb Englands durchgeführt haben, so werden sie das nicht ungestraft thun. Wie groß die Macht der Moral bereits ihnen gegenüber ist, das haben sie indirekt dadurch anerkannt, daß sie behaupten, sie führten den Krieg aus Gründen der höheren Zivilisation. Das ist wenigstens eine Verbeugung vor der Moral; aber sie nützt ihnen nichts, denn die Dummheit wird von der gebildeten Welt klar durchschaut. Man weiß schon längst, daß die Engländer es seit jeher verstanden haben, humane Bestrebungen mit ihren nationalen Sondervorzügen zu verknüpfen, ja daß sie die ersteren nur insoweit pflegen, als sie dadurch die letzteren erreichen. Auch diese Politik ist eine Huldigung an die Macht der Moral; man will wenigstens den Schein erwecken, daß man humanen Bestrebungen huldige und für die Zivilisation arbeite. Mit diesem Schein hat England bisher gute Geschäfte gemacht; aber damit wird es jetzt wohl für immer vorbei sein, denn der Transvaalkrieg hat alle Schmeier gerissen, die das richtige Urteil über Englands Politik bisher nicht aufkommen ließen. Auf welche Weise die Herren Josef Chamberlain und alle diejenigen, welche die unmittelbare Verantwortung für den Transvaalkrieg zu tragen haben, bestraft werden, das können wir dahingestellt sein lassen. Aber daß das englische Volk schwer bestraft wird, das kann als sicher gelten. Die Remeis hat auch bereits begonnen. Durch den Transvaalkrieg ist England verhinbert, bei der Aufrollung des furchtbaren chinesischen Problems das, was es seine Interessen nennt, wirksam zu vertreten, und wenn die Entwidlung der Dinge in Ostasien, wie sehr wahrscheinlich ist, einen Gang nimmt, der auf der ganzen Welt England zum Nachteil ausschlägt, dann hat es dies nur seinem schändlichen Transvaalkrieg zu verdanken, der sogar seine wärmsten Freunde in Gegner verwandelt hat. Dem Paul wird darin vielleicht der Finger Gottes erkennen; wir sehen darin nur das natürliche Gesetz von Ursache und Wirkung, das mit seiner ehernen Wucht auch das Gebiet der Politik beherrscht.

Man wird es natürlich dem Staatsmann überlassen müssen, darüber zu entscheiden, ob er in einem bestimmten Falle moralisch handeln will oder nicht. Das heißt, er muß unter allen Umständen Politiker bleiben und die Befolgung oder Nichtbefolgung irgend einer Moralschrift als politisches Argument in seine Rechnung einbringen können. Es ist der große Fehler mancher und sogar hervorragender Moralprediger, daß sie von der Politik nichts verstehen; darum sind sie auch so oft Prediger in der Wüste, wenn sie nicht, was noch schlimmer ist, sich einfach lächerlich machen. Der politische Kampf beruht auf dem Egoismus; der Altruismus kann sich naturgemäß nur langsam Gel-

tung verschaffen, das heißt nur in dem Maße, als die altruistischen Gefühle sich in der Menschheit ausbreiten und zur Wirksamkeit gelangen. So lange die Massen nur egoistischen Trieben folgen, wird ihnen von Einzelnen vergebens Moral gepredigt. Vergebens erl recht, wenn das Unpolitische der Moralpredigt für jebermann auf der Hand liegt. Es ist ein unendlich erhabenes Gebot: „So dich jemand auf die rechte Wange schlägt, so reich ihm auch die linke dar!“ Aber wenn schon im gewöhnlichen Leben kein normaler Gesellschaftsmitglied dieses Gebot befolgt, so ist es in der Politik erit recht unbrauchbar. Unter zivilisierten Völkern mag der Politiker großmütig handeln, wenn er weiß, daß die Großmuth sich lohnen wird. So hat Bismard im Jahre 1866 Osterreich mit großer Schonung behandelt, weil er in dem geschlagenen Gegner einen künftigen Verbündeten sah, und seine Voraussicht hat sich bewährt. Wenn er Frankreich im Jahre 1871 nicht mit gleicher Schonung behandelte, so lag der vornehmste Grund davon wohl darin, daß er sich sagen mußte, den Franzosen gegenüber sei Großmuth übel angebracht, weil sie darin doch nur ein Zeichen der Schwäche des Siegers sähen und weil sie in ihrer nationalen Empfindlichkeit die Niederlage auf längere Zeit nicht verschmerzen würden, einetlei, ob man sie beim Friedensschluß mehr oder minder hart behandle. Die Politiker sind einig darüber, daß Bismard auch darin Recht behalten habe. Von hochherziger Schonung kann nun vollends dann keine Rede sein, wenn der Staatsmann sich halb oder ganz wilden Völkerschaften gegenüber sieht, die moralischen Erwägungen garnicht zugänglich sind und die einen Nachtfaktor, auch den zivilisatorischen, nur nach der rohen Gewalt beurteilen, die er auszuüben vermag. Der moralisch angelegte Staatsmann wird mit innerem Widerstreben eine Gewaltthat anordnen, aber er wird sich ihr in bestimmten Fällen nicht entziehen können. Wenn die vereinigten Mächte die Chinesen nach dem Moralgebot behandeln würden, so könnten sie noch schönere Dinge zu erleben bekommen. Aber auch bei der Gewaltthat wird der Staatsmann Maß zu halten wissen und über das Notwendige nicht hinausgehen. Er wird nur so weit gehen, als es seinem Lande nützt und Erfolg verspricht; alles Weitere wird er ablehnen. Bismard, der große Realpolitiker in internationalen Dingen, hat sich auch über diesen Punkt klar ausgesprochen, als ihm vorgeworfen wurde, er habe den Mann des 2. Dezember, den Initiator des mexikanischen Trauerspiels und Urheber des französisch-deutschen Krieges, so höflich behandelt. „Die Politik,“ erwiderte Bismard, „hat weder zu strafen, noch zu rächen; sie hat sich einfach zu fragen, was der Vorteil des Landes sei, und sie hat dafür zu sorgen, daß etwas Unglückliches nicht wieder geschehe.“ Das hat Bismard in Versailles gesagt, also mitten im heftigsten Kampfe. Es ist freilich nicht leicht, in den höchst entwickelten Gängen der politischen Beziehungen sich auszukennen und das Richtige, was zu thun ist, herauszufinden. Die Politik ist eine Kunst, und es giebt geniale Politiker, wie es geniale Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer giebt. Aber das Genie ist auf dem einen Gebiete so selten wie auf dem andern. Es waren keine Genies, die sich durch die Ereignisse in Peking überrompelt ließen und die den Chinesen jahrelang die Drillmeister und die Waffen lieferten, gegen die sie jetzt zu kämpfen haben.

Klagen wir also nicht darüber, daß die Politik manchmal noch so unmoralisch ist, sondern freuen wir uns der Thatfache, daß die Politiker gezwungen werden, den Erwägungen moralischer Natur einen immer größeren Raum in ihren Berechnungen zu gewähren. Gezwungen werden sie dazu dadurch, daß die moralischen Gefühle in der gebildeten Welt unaufhörlich an Ausdehnung und

Stärke gewinnen. Damit ist das Mittel gegeben, wie wir die Politik immer mehr moralisieren können, nämlich durch nachhaltige Ausbreitung und Befestigung der moralischen Gefühle in allen Schichten der Bevölkerung. Freilich muß auch der Moralprediger etwas vom Politiker annehmen; er muß nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen, er muß Einsicht in das politische Getriebe nehmen und er muß mit den gegebenen Verhältnissen rechnen. Man überwindet die Politik nicht dadurch, daß man sie ignoriert oder ihr alle Berechtigung abspriecht. Sonst rächt sie sich dadurch, daß sie ihrerseits die Moral ignoriert und deren Forderung verächtlich bei Seite schiebt.

Politik und Ethik.

Von Dr. H. Rosenbergs.

Die Darlegungen des vorhergehenden Artikels machen eine unmittelbare Erwiderung an dieser Stelle notwendig. Der Verfasser ist ein warmer Freund und Anhänger der ethischen Bewegung und unjern Lesern durch seine Beiträge zur „Ethischen Kultur“ ja wohlbekannt. Auch liegt das Ziel, welches er ins Auge faßt und für das er in den vorstehenden Ausführungen nachdrücklich eintritt, ganz in der allgemeinen Richtung unserer Bestrebungen: Herr Hörth will ebenfalls die Politik mit dem Geiste ethischer Kultur durchdringen, vor allem „durch nachhaltige Ausbreitung und Befestigung der moralischen Gefühle in allen Schichten der Bevölkerung“. Aber in scharfem Widerspruch damit steht der Ausgangspunkt seiner Darlegungen und die Besonderheit seiner Betrachtungsweise, ja, diese scheint mir in hohem Maße geeignet, das von uns allen ererbte Ziel theoretisch zu verunkeln und praktisch das Streben darnach unwirksam zu machen oder doch in stärkster Weise zu beeinträchtigen.

Vor allem muß dagegen grundsätzlich Widerspruch erhoben werden, daß Politik mit Moral nichts zu thun habe, daß beide „in keiner wesentlichen Beziehung zu einander stehen“. Zu dieser Auffassung konnte der Verfasser nur gelangen aus Grund derjenigen unrichtigen Auffassung vom Wesen der Moral, welche in seinen Darlegungen hervortritt.

Zunächst nämlich sind es für Herrn Hörth Handlungen und ebenso die Mittel, deren sich der Handelnde für seine Zwecke bedient, — und zumeist werden das wieder Handlungen sein, — die als moralisch oder unmoralisch zu bewerten sind. Eben dies aber ist der verhängnisvolle, hartnäckige Irrtum, der alle Unterjagung ethischer Probleme in der Wurzel verdirbt. In der That giebt es keine Handlung, die als solche moralisch, keine auch, die als solche unmoralisch ist. Moralisch kann nichts sein als ein Innerliches, der Wille, die Strebenrichtung, die geläute Motiventriebe, aus der eine Handlung entspringt. Wohl giebt es einzelne Handlungen oder ganze Gruppen von solchen, von Aktionen, Verfahrensweisen, die wir aus guten Gründen in der Regel als moralisch oder unmoralisch ansprechen, aber nur deshalb, weil sie erfahrungsgemäß meistens aus solchen Motiven entspringen, nicht weil sie an sich schon moralische Qualität besitzen. So werden wir meistens einen Akt der Wohlthätigkeit als moralisch ansehen, die Tötung eines Menschen dagegen als unmoralisch — und doch kann es auch Fälle geben, wo das Verhältnis sich völlig umkehrt, wie wenn z. B. das Wohlthun der Absicht entspringt, den Anderen in slavische Abhängigkeit zu bringen, die Tötung aber der Absicht, einen Menschen mit Gefahr des eigenen Lebens vor der rohen Gewalt eines anderen zu retten. Auch ein Krieg ist an sich zunächst noch nicht moralisch oder unmoralisch, so sehr wir auch guten Grund haben, ihn in der Regel auf unlautere oder doch sittlich unentwickelte Gefinnungen zurückzuführen,

und so sehr auch mit dem vollkommenen sittlichen Zustande des gewaltsame Töten von Menschen unvereinbar sein wird.

Wenn aber auch keine Handlung des Menschen an sich schon moralisch oder unmoralisch ist, so giebt es doch auch keine, die der moralischen Bewertung entrückt wäre und entrückt bleiben dürfte. Ueberall, wo Menschen mit Bewusstsein auf andere einwirken, ist die Frage zulässig und notwendig: aus welchen Motiven geschah dies, welche Gefinnung lag dem zu Grunde, welche allgemeine Willensrichtung hat den letzten Willensimpuls aus sich heraus entlassen, der dann diese einzelne Aktion auslöste? Sind die politischen Aktionen von dieser notwendigen Fragestellung ausgenommen, können sie es sein? Ist die Politik etwas anderes, als lediglich eine bestimmte Art der bewußten Einwirkung von Menschen auf Menschen, nämlich insbesondere der Einwirkung eines Einzelnen (des Politikers, Staatsmannes) auf viele, oder vieler auf viele (der Parteien, der Interessentengruppen, der Völker etc.)? Wohl wächst hier mit der Komplexiertheit der sich freudigen Strebenrichtungen auch die Schwierigkeit der moralischen Bewertung, die schon im Verhältnis der einzelnen Menschen groß genug ist; namentlich bei den großen Völkeraktionen wird es auch nicht annähernd möglich sein, aus den verschiedenen Motiventrieben der einzelnen Gruppen, die schließlich zusammen die Aktion auslösten, die Resultate zu bestimmen, so also einen sicheren Maßstab für das moralische Urteil zu gewinnen. Aber daß es einen solchen Maßstab, ein solches Urteil innerhalb der Politik stets giebt und geben muß, sollte nicht mehr bestritten werden.

Wenn also im vorhergehenden Artikel der Ansicht Ausdruck gegeben wird, Moral und Politik seien an sich koordiniert, darum von einander unabhängig, so kann dem gegenüber nicht scharf genug betont werden: Politik ist der Moral subordiniert. In welcher Richtung auch das Thun der Menschen sich bewegt, ob sie kämpfen oder leiden, und in ersterem Falle, ob sie für sich oder andere kämpfen, und wiederum ob sie nur für ihre persönlichsten Interessen eintreten oder im näheren und entfernteren Zusammenhange damit oder auch ganz selbstlos nationale, wirtschaftliche, kirchliche oder Handelsinteressen verfolgen, also Politik treiben — immer entspringt dies alles ein und derselben Menschennatur, ist immer zurückführbar auf innerliche, tiefere Motivationen, mit einem Worte: unterliegt stets einer moralischen Beurteilung und Bewertung. Richt darin also kann die Aufgabe der sittlichen Entwicklung liegen, daß die Politik der Moral nur notwendigermaßen einige Konzessionen macht, mit schwebelichen Kompromissen sich ihr bloß anpaßt, sie im politischen Kalkül nur eben nicht vernachlässigt, weil sie ja doch auch eine Lebensmacht, und zwar eine von immer mehr wachsender Bedeutung sei; sondern darum, daß auch die Politik wie alles menschliche Thun sich mit sittlichem Geiste erfülle, deshalb, weil es ihrem innersten Wesen entspricht, weil jede Weiterberührung menschlichen Lebens und Strebens ihren eigentlichen Wert erst im Zusammenhange des Sittlichen bekommt, weil jede partielle Forderung und Notwendigkeit des Lebens zurückföhrt und dienstbar sein muß dem höchsten Gute, der allseitigen Entwicklung des allgemeinen Menschlichen, und weil, so wertvoll es auch ist, ein Politiker ebenso wie ein Gelehrter, Feldherr u. s. w. zu sein, so doch es noch unendlich viel wertvoller ist, ein Mensch zu sein.

Wenn also Herr Hörth meint, die Politik solle moralisch werden — aus Politik, aus Erwägungen der Klugheit heraus, so mögen diese gewiß auch nicht unberücksichtigt bleiben; aber worauf es in erster Linie ankommt, ist, daß die Politik immer mehr moralisch werde — aus Moral.

Aber ist solche Ansicht und Forderung nicht utopisch? Kann die Politik ihr entsprechen oder wird sie nicht auch uns, die wir solche Moral prägen, verächtlich bei Seite schieben? Nein und ja. Ja, wenn wir die Moral durchweg in dem Sinne verstehen, welchen Herr Hörth und mit ihm viele andere Freunde des sittlichen Fortschritts ihr beilegen. Denn darnach ist das Wesen des Moralischen die altruistische Richtung des Handelns, das der Politik die ebenj ausgeprägte egoistische Richtung. Herr Hörth sagt es ausdrücklich: „Der politische Kampf beruht auf dem Egoismus, der Altruismus kann sich naturgemäß nur langsam Geltung verschaffen“ und er weist hin auf die äußersten altruistischen Konsequenzen, welche in der Morallehre Christi gezogen worden sind, um den unvereinbaren Gegensatz solcher Morallehre und der politischen Notwendigkeiten darzulegen. Aber diese Voraussetzungen sind durchweg zu bestritten. Weder ist die Politik nur egoistisch, noch die Moral nur altruistisch. Herr Hörth widerlegt sich ja auch selbst in beiden Richtungen schon dadurch, daß er einerseits für die Politik wenigstens die Forderung der Gerechtigkeit und Liebe aufstellt, und andererseits die Moral geradezu als „Müßiggangsflehre“ bezeichnet, d. h. also doch ihr einen ausgeprägt egoistischen Charakter giebt. In Wahrheit aber giebt es überhaupt weder einen reinen Egoismus, noch einen reinen Altruismus, nicht auf dem Gebiet der Politik und noch weniger auf dem der Moral: einfach deshalb nicht, weil die Menschenwelt weder ein bloßes Aggregat, eine atomisierte Masse, noch eine unterschiedslos einheitlich ist, weil jeder Mensch zugleich für sich und für andere existiert, als ebenderelbe individuell und sozial ist. Die Forderung der Selbstbehauptung im Sinne der höheren Menschwerdung ist also ebenso moralisch als die Forderung der Selbstaufgabe, der Hingabe an die anderen. Da, wo Sittlichkeit im höchsten Sinne vorhanden ist, findet aber eine solche Unterscheidung gar nicht statt, da bedeutet eben wahre Selbstbehauptung auch wahre Hingabe an den oder die Menschen und umgekehrt: so daß man es geradezu als Kriterium tieferer Sittlichkeit betrachten kann, daß die egoistische und altruistische Willensrichtung fast unterschiedslos in einander übergehen und daß, je mehr man sich von dieser neutralen Zone entfernt, man um so mehr auch von der Sittlichkeit sich entfernt, gleichviel ob man es mehr in der einen oder anderen Richtung thut, mehr die extremen Forderungen Reichthums oder Tolstoïs, der Gewaltpolitik oder des Nazarenertums sich zu eigen macht. Aber nur in solcher Richtung kann das Handeln sich bewegen, nur mehr oder weniger weite Annäherung an den Egoismus oder Altruismus kann es geben, nicht aber diese selbst. Die Wirklichkeit kennt solchen Gegensatz nicht, nur die analytische Fähigkeit des Denkens hat ihn geschaffen. Aber diese sollte sich eben auch immer bemühen bleiben, daß solche dialektische Scheidung und Isolierung des von Natur Verbundenen nur dem Zwecke diene, zu einer tieferen und vereinigten Synthesis zu gelangen, nicht aber die Teile in ihrer Isolierung festzuhalten. Es liegt gerade auf moralischem Gebiete eine nicht geringe Gefahr in diesem Ueberwiegen der dialektischen Fergliederung, eine Gefahr, welcher der Philosoph immer mehr ausgesetzt ist als derjenige, der auch oder ausschließlich mit den Augen des Alltäglichen die Dinge betrachtet. Ich möchte es mir deshalb nicht vertragen, hier das Zeugnis eines Dichters, Hermann Faber, anzuführen, der vor kurzem in demselben Streite, der uns hier beschäftigt, über das Verhältnis von Politik und Sittlichkeit in der „Frankf. Ztg.“ das Wort genommen hat*) und unter dem Titel „Leben und leben

lassen“ besonders den Gegensatz von Egoismus und Altruismus behandelt. Er sagt da u. a. :
 Gerade den tieferen, härteren Naturen wider der Trost, wonach der Selbsterhaltungstrieb ihre unmoralische Lebensführung entschuldige, seine Fülle wieder in dem unerschöpflichen Reservoir ihrer bedrängten Seele; denn niemals werden sie sich damit beruhigen, daß die Moral erst unerfüllbare Forderungen an sie stellt und dann in einer Art tragischer Erkenntnis eingesticht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Immer wieder werden sie schmachvoll die Hände ausstrecken nach einem Führer durch dieses irdische, lebendige Leben. Sie möchten einen Herrschen überleben, sie können es nicht glauben, daß sie in diesem Lebenskampf gefahren werden, um darin entweder thallos unterzugehen, oder fruchtlos schuldig zu werden. Und wenn sich so ihr überkommenen Moralgebot als unzulänglich erweisen, das Leben zu ordnen und die Menschen zu leben, lassen wir nicht, hat Leben und Menschen moralisch zu ordnen, lieber die alten Sittengebote auf ihre allgemeine Gültigkeit revidieren? Ist es denn wahr, daß alle die Wohlthäter und Besonderen noch überleben dürfen werden, weil sie um ihre Gütern kämpfen und selbst dann, wenn sie durch diesen Kampf nicht nur sich, sondern auch ihre Familie erhalten? Ist wirklich das Ringen um die höherer Stellung auf alle Fälle unethisch, selbst dann, wenn der Begabte und Lüstige dabei die privilegierte Unethikität schlägt und aus dem Sattel hebt? Und der Mann, der die Weltliebe mehrtheilhaft mit Ehr und Gewalt aus einem lebenserniedrigenden Zwang befreit, damit sie beide in einem neuen Punkte reichert, thätiger, glücklicher und durch das Glück, besser werden? Sind ein Volk, das mit der Waffen in der Hand ein freies Joch abschüttelt, einen irdischen Staat abwerft? Ein intermedie Klasse oder Rasse, die um ihr Reichthum streitet? . . .
 Auch denn wird die Moral eine unterschiedslos Formel sein, eine Schablone, ein weltfremder, blutleerer, bloß logisch konstruierter Begriff? Können nicht durch die ganze Dergangsgeschichte der Menschheit mehrfache, scheinbar sich widersprechende Forderungen der Moral mit gleichem Anspruch auf Geltung?

„Lebe, kämpf um Dein Glück, um einen Tag an der Sonne!“ ruf in uns die lüthnangartige Seele bis zu ihrem letzten Atemzug. Mit naturgemähter Frühlingssinnlichkeit hängen unsere Herzen nach Erfüllung und Entwicklung. Auch nicht das kleinste Zurückweichen will und soll vermehren am Baum des Lebens.

Und wieder tönt es begehren: „Dere nicht auf die Berufschritte der Natur, dich Dich auf, werde selbstlos, opfer Dich den Andern, sonst lebst du auf ihre Kosten. Widerstrebe nicht dem Uebel!“

Aber ist es denn wahr? Kann denn wirklich nur eine der beiden Forderungen berechtigt sein und muß, wenn die eine sittlich ist notwendig die andere unethisch sein? Können wir nimmermehr leben und uns regen und betätigen, ohne die Andern zu unterdrücken und zu unterdrücken? Und müssen wir selber unterdrücken, wenn wir Andern unterdrücken und leben? Nicht die Waffen in der Hand, sondern die Regeneren und Herrschen, zwischen Sozialismus und Individualismus, Tolstoï und Nietzsche? Wird es bis an Ende aller Tage heißen: Für sich leben oder für Andere? Leben oder leben lassen?

Es giebt eine Nothwehr, diese Fragestellung, wenn nicht auszuheben, so doch zu verflüchten.

Wir sollen leben. Wenn wir diese Forderung verstehen, bezeichnen wir die Menschheit um den Menschen. Arbeit, Kraftthat, Irthümlicher Willständer werden kommen, laufende Sieger, die mit aufrechtem Gange und feuchtdürer Augen der Sonne entgegengehen. Aber in ihrer breiten und heißen Brust wird ein hartes Gewissen wachen, dem ein Blick auf Rosen Andern notwendig wäre. Und das wird sie antworten wie die Orben der alten Sagen, als Iobogeme Dergemessenheit zu kämpfen, bis die letzte Zähne getrunken ist: bis kein tieferer Kosmos mehr die letzte Weidheit ihres Lebens führt; bis sie rings um sich her Willständer geschaffen haben, weil sie freilein wollen von Mittel.

Und diese neuen Menschen werden Holz sein. Was sie sind, wollen sie sein nicht von Gottes und nicht von der Geburt und des Goldenen Schnur, sondern aus eigener Kraft und eigenem Verdienst wollen sie sich die erste Stelle erkämpfen.

Ja, erkämpfen! Aber ihr Gehörg ist so groß wie ihr Stolz. Der Weltgeist mit einem kleinen Daunen zehntausend Vorkörper und Begünstigter erhebt ihnen ornlich und verächtlich. Alle, die heute ohne langliche Waffen für den Kampf brauchen am Jaune stehen, werden eingeklinkt. Die Reize wird so weit, als die Örgen des Volks, der Menschheit reichen, und Alle haben gleich gute und harte Waffen. Dann mag sich im geerdeten und guten Kampf entscheiden, wie Rang und Stellung sich verteilen. So kommt die Zeit, wo Sozialismus und Individualismus keine unvereinbaren Gegensätze mehr bilden, sondern der eine die Voraussetzung und Nothwendigkeit im Vergleich mit der sozialpolitischen Funktion der Individualität.

In ihrer Geschichte des christlichen Lehrs. Antinomismus werden

*) Das Thema ist weiter ausgeführt von Dr. Dreil. richtet worden. Neben ihm und Herrn. Faber hat auch unser Freund Staudinger das

Wort genommen, dessen Standpunkt vielen unserer Lesere aus seiner Schrift „Ehrl. und Politik“ bekannt sein wird.

Oberbilde Goethes: hart und hart, Holz und gerecht, selbstbewußt und gütig. Der Widerstreif leben oder leben lassen hat sich gelöst in einem höheren, allmählicheren Abdot: leben und leben lassen. Unter seiner Herrschaft kann es dann auch gute Dagen und schlimme Wochentage geben, einen solchen Frieden und einen ständigen Kampf. Der Tag ist fern und noch weiter, den Bergen, aber eine erste, leise Färbung findet er schon heute in unser dunkles Erdenholz, das unsere Liebe heute Seimal werden soll.

Das Ideal, welches hier in vortrefflichen Worten gezeichnet ist, diese Synthese von Individualismus und Sozialismus, Selbstbehauptung und Selbstaufgabe, Rechte und Nazarenerturn, ist recht eigentlich das ethische Ideal. Und man könnte sagen: wohl kann die Positiv der Moral widerstreiten, nicht aber der Ethik. Ich habe vor kurzem an anderer Stelle*) darauf hingewiesen, wie wertvoll es wäre, diese Unterscheidung von Moral und Ethik festzuhalten und allgemein durchzuführen, wonach jene die konventionelle, unentwickelte, in abstrakten Regeln erklärte, diese die vollendete Sittlichkeit des reifen Menschentums bezeichnet. Wohl kann man es also verstehen, wenn die Positiv abstrakte Regeln und leere Schemata, mit denen der Moralprediger die Fülle des Wirklichen meistens zu lönnen meint, verächtlich bei Seite schiebt. Aber ist das denkbar auch der Ethik gegenüber, die doch in ihrer Forderung der Vollenbung der Humanität aus eine Ziel vorstellt, in dem alle besonderen menschlichen Bestrebungen, also auch die politischen, sich zusammen finden müssen und sollen?

Freilich, ein Widerstreit bleibt auch hier noch übrig: der zwischen dem Sollen und Vollbringen, zwischen Ideal und Wirklichkeit. Aber das ist kein Widerstreit, der sich auf das Verhältnis von Positiv und Ethik beschränkt, sondern einer, der das ganze menschliche Leben, ja das gesamte Weltweien beherrscht. Aus ihm entspringen die zahllosen tragischen Konflikte ebenjowohl im individuellen Dasein wie im Völklerleben, diese Konflikte, die unaufhörlich ihre Eier ebenjowohl in den Sinnen der Belataggechiedenen wie auf dem Forum und der großen Weltbühne fordern. Aber dieses allgemeine Menschensos darf uns doch nicht zu Mutlosigkeit, sondern nur zu gehelliger Thatkraft stimmen, denn wie Goethe sagt:

Die Welt ist nicht aus Drei und Aus geschaffen,
Drum haltet euch nicht für Schlaraffen,
Harte Müssen giebt es zu kaufen,
Ahr müßt dran erwürgen — oder sie verdauen.

Nichts würde aber auch mehr dem Wesen echter Sittlichkeit widersprechen, als der Qual der Täuschung und des Irregehens dadurch ausweichen zu wollen, daß man der Welt entflieht, sie ihren "Orgien der Unmoral" überläßt, um sich selbst besser zu retten. Wohl ist die weltklügliche, auf die Ästhe gerichtete Stimmung und Moral des Nüchterns ein wichtiger Durchgangspunkt in der Entwicklung der sittlichen Anschauungen gewesen, aber doch nur ein Durchgangs-, ja nur ein Anlangspunkt. Es ist leicht, fern von Welt und Menschen, im stillen Thale, wo das Leben zum Wohl sich gestaltet, schuldlos zu bleiben; aber es ist schwer, mit reinen Händen mitten durch das Weltgetriebe hindurch zu gehen und auch aus dem dichtesten Kampfgewühl und der Verstrickung in alle Versuchungen des Bösen die Unsuld des Herzens sich zu retten.

Aber ist diese schwerere Aufgabe nicht auch die im ethischen Sinne bei weitem höhere, nicht auch die verdolendere, die mit viel schöneren Siegespreisen winkt? Auch Verules, nach dem seinen Nothus der Griechen, wird Mutlosigkeit, Aufwührer, erst nach bezugnenen Umgebungen. Und so kann man die Aufgabe des Staatsmannes nicht nur überhaupt als eine sittliche ansehen, sondern als eine im höchsten Grade sittliche, gerade weil

sie so vielen schmerzlichen, sittlichen Konflikten ausgesetzt ist. In diesem Sinne hat selbst Treitschke, den man als den klassischen Theoretiker des politischen Realismus bezeichnen könnte, den Beruf des Staatsmannes aufgefaßt. Er sagt in seinen Vorlesungen über Politik:

"Jedenfalls kann es keinen schillernden Beruf für den Menschen geben, als den Staatsmann, der mit seiner Verantwortlichkeit den Staat durch Fährnisse führt. Das hat auch Herenberg einmal ausgeprochen. Mit seiner persönlichen Empfindung kann auszuhalten in seinem Volk, das ist doch eine der höchsten und schwierigsten sittlichen Aufgaben, die einem Menschen gestellt werden können. Wer soll hier nicht die tragische Schuld, die an großen Männern haßt, verfluchen und verdammen wollen, man soll aber auch große Staatsmänner nicht mit den Augen des Idealisten betrachten. . . . Der Staatsmann hat nicht das Recht sich die Hände zu wärmen an den tausenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem beschlagenen Selbstloß: ich habe nie gelogen; das ist die Zugend des Königs."

Und so könnte man zusammenfassend sagen: die Aufgabe der Zukunft ist, den Geist einer freien ethischen Bewertung aller Lebensverhältnisse und aller menschlichen Beziehungen immer mehr in die Politik einzuführen. Das ist nicht nur eine Utopie, sondern nur die planmäßigere, bewußtere Förderung der naturnotwendigen Entwicklung, die wir ja auch in der Geschichte verfolgen können. Wohl stehen Politik und Ethik noch vielfach im schroffen Widerstreit sich gegenüber. Aber ihrer Natur, ihrem Wesen nach widerstreiten sie sich nicht, sie können sich nicht widerstreiten, es sei denn, daß sie eine von beiden oder daß beide in ihrem Wesen verkannt und mißbenutzt werden.

Noch einmal die obligatorische Arbeitslosenversicherung.

Von Dr. W. Forster (Büch.).

Die "Frankfurter Zig." berichtet in ihrem Abendblatt vom 21. Januar meine Stellungnahme in der Frage der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und besagt hier, daß ich meine Argumente immer wiederholt, obgleich sie doch bereits mehrfach widerlegt seien. Sie wußt daraus hin, daß die Gewerkschaften ja trotz aller sozialdemokratischen in leidlichem Ausmaß begriffen seien und daß man daher die Forderung für die große Masse der nichtorganisierten Arbeiter nicht aus Rücksicht für die Gewerkschaften zu unterlassen brauche — um so mehr, als letztere ja erst Minimalzins in der Richtung der Arbeitslosenunterstützung thun.

Ich würde aus dem Thema nicht wieder zurückkommen, wenn diese ganze Behandlung der Arbeiterfrage nicht zu charakteristisch wäre für einen Hauptfehler der ganzen deutschen Sozialpolitik: nämlich für die Verablung der sozialen Fragen von einem tieferen physiologischen und logologischen Verständnis der sozialen Bewegung und ihrer Entwicklungsbewingungen. Die Verablung des Gesetzes vom grünen Tische aus scheint in demokratischen Vereinstimmungen bereits ebenso zu bilden, wie in der obersten Bureaukratie.

Die Verteidiger der obligatorischen Arbeitslosenversicherung gehen mit wunderbarer Geschicklichkeit immer wieder um das einzig entscheidende Argument herum. Und dieses Argument liegt in der unübersteitbaren Thatsache, daß die Gewerkschaft sich und fößt mit ihrer Forderung, das Arbeitslosentum zu bekämpfen, aber, wie Kegen es ausdrückt: die Arbeitsfrage voranzustellen, um eine Erleichterung des Wertes derselben herbeizuführen. Diese Fähigkeit zur Verrentlichung der Arbeitsfrage aber wird in ihrem Lebensnetz getroffen durch jede obligatorische Arbeitslosenversicherung Je mehr Arbeitslose die Gewerkschaft unterstüpft, um so mehr kann sie auch vom Arbeitsmarkt fernhalten.

Wenn der Arbeiter aber zu wählen hat zwischen sozialkommunaler und gewerkschaftlicher Arbeitslosenversicherung, so wird die große Masse der Arbeitnehmer über die öffentliche Kasse verfügen, weil die Versicherung in der Gewerkschaft für ihn viel teurer ist, da die Mitgliederzahl ihn noch zu anderen plankmäßigen Opfern verpflichtet, die sich viel weniger unmittelbar rentieren, als die Einzahlung in die Versicherung. Wer darum der Gewerkschaft die Anlegungsfahrt der Arbeitslosenunterstützung nicht, der nimmt ihr auch die größtmögliche Kontrolle über die arbeitslosen Lohnbrüder und damit das Ausbannen ihrer sozialpolitischen Wirksamkeit. Wenn die "Frankfurter Zig." fragt, ob denn die finanzielle Sozialversicherung und Unfallversicherung das Ausblühen der Gewerkschaften verhindert habe, so zeigt sie auch nur wieder, wie wenig sie versteht, welche große Bedeutung diese Rassen für den Lohnkampf der Arbeiter-Gewandte des anbern wird. Wenn erst der Sozialismus den Ader gepflügt und das Feld bestellt hat, kann im Sonnenfeuer Reichs's ein Menschengeschlecht erblühen und erwasen nach dem

*) In meiner kürzlich erschienenen Schrift "Friedrich Nietzsche und seine Verrennmoral".

(München, G. P. Best).

E. und B. Webb ausdrücklich darauf hin (S. 369), daß die Hauptanliegensthese der Gewerkschaft für die große Masse eben in der Arbeitslosenunterstützung liege: «Wegen Krankheit oder Tod mag er bereits in einer oder der anderen der zahlreichen Hilfskassen überlebt sein — aber Unterstützung im Falle der Arbeitslosigkeit giebt es nur im Gewerkschaften, weil es nur hier möglich ist, zu erkennen, ob derjenige, der solche fordert, außer Arbeit ist insofern schlichten Geschäftsganges oder insofern fälschlicher Fährung oder Unfähigkeit, oder ob er überhaupt außer Arbeit ist.»

Die „Gewerkschaft“ hebt immer in dem Maße von der großen Umwandlung des deutschen Gewerkschaftswesens trotz mangelnder Arbeiterorganisation. Sie vertritt, daß das Rückgrat der deutschen Arbeiterorganisation gerade diejenigen Arbeiter sind, welche, wie z. B. der Verband der Buchdrucker und Metallarbeiter, die Arbeitslosenunterstützung eingeführt haben. Und nur diese Organisationen haben auch wirkliche Erfolge aufzuweisen. Im übrigen ist die deutsche Gewerkschaftsfrage eine Verhältnisse vorsetzter Streiks, und so ein Erfolg gewonnen wurde, da ging er wieder verloren, weil die Organisationen im Wege ihres zukunftsreichen Schwebens nicht behaupten konnte. Dieser Zeit hat die „Gewerkschaft“ jedoch für die Zeitgenossenschaft der Buchdrucker Partei genommen — heißt sie nicht, daß dieser Erfolg nur durch eine solche harte Organisation möglich war, die mit Hilfe der Arbeitslosenunterstützung geschaffen worden war? Für Legen ist die Einführung der Arbeitslosenunterstützung in allen Gewerkschaften nur eine Frage der Zeit und es behauptet mit Recht, daß gerade die Verbindung der Organisationen mit solchen Fällen das meiste zur Verhütung von künftigen Streiks thue.

«Großes noia ist doch auch der Vorbehalt: Man könne ja die Arbeiter, die schon gemeinschaftlich überlebt sind, von der öffentlichen Versicherungspflicht erlösen. Damit wird doch verlangt, daß der Arbeiter dem staatlichen Beamten mitteilt, daß er Organisationsmitglied ist. Wie denkt sich die „Gewerkschaft“, die Konsequenzen solcher Befragung inmitten ab der Arbeitslosigkeit unserer großen und kleinen Stämme, sowie anderer Bergwerksdirektoren und anderer Vetter von staatlichen „Wahlvertriebenen“??

Der Verfasser der betreffenden Kritik in der „Gewerkschaft“ meint, ich werde mich mit meiner Ansicht bald nur noch in meiner eigenen Gesellschaft binden — so möchte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß die Spezialisten der Arbeiterfrage und der Sozial-Reform, nämlich Brentano, Dettmer, v. Schulze-Gaesenberg, Sembler, sowie der Demoskriat Kreis, Winter in Paris ebenfalls auf dem gleichen Standpunkte stehen, weil auch sie in der Befreiung des Arbeitsangehörigen durch die Gewerkschaft die Grundbedingung für die demokratische Fortbildung des Arbeitsvertrages sehen. Warum kommt denn in England und in Amerika, wo man vordem noch mehr Mitleid mit den Arbeitslosen hat, als in Deutschland, kein Mensch auf den Gedanken einer obligatorischen Arbeitslosenversicherung?? Einmal, weil es keine größere Gefahr für die weltliche Sozial-Reform giebt, als die Bürokratie und keine unumwandelbare Bedingung der Demokratie, als die Erziehung der unteren Klassen zum self-government durch die mit Hilfeleistung der reinen Organisation der Arbeiter mit Recht weisen auch Brentano und Schulze-Gaesenberg gegenüber dem Einwande, daß die Gewerkschaften nur einer Gruppe helfen, darauf hin, daß diese Elite-Gruppe aber der Wiener aller durchgreifenden Verbesserung der Arbeitsbedingungen für die Gesamtheit ihrer Masse sei und daß das Ausbleiben des Arbeiterverbandes sich nur durch solche schästenweise Emporbewegung erkläre.

Es wäre mir sehr wertvoll, zu erfahren, woß denn die Vertreter der obligatorischen Versicherung eigentlich diesen Argumenten und Bedenken gegenüber vorgebrungen haben. Erlaubt man die zentrale Bedeutung der Gewerkschaften für Demokratie und Sozial-Reform so mit ein paar Zeilen abthun zu können, die zeigen sollen, wie geringes nur der Dank erst geleistet wird? Die deutschen Gewerkschaften lösen sich ja eben erst aus dem Banne des rein politischen Sozialismus — darum erst recht recht Bahn!

Streiflichter.

Notwendige Arbeit. Der preussische Handelsminister hat kürzlich den Kohlenhandel als ein notwendiges Uebel bezeichnet und aus seinen Worten slang deutlich auch die Ansicht heraus, der Zwischenhandel sei überhaupt ein notwendiges Uebel. Einen ähnlichen Ton hat auch der Justizminister angesprochen auf der Beratung über die jüdischen Notare. Auch ihm erscheinen diese im Grunde nur als ein notwendiges Uebel. Dem Minister des Innern und dem Unterrichtsminister erscheinen in ähnlicher Weise auch die Polen mit ihren nationalen Sonderwünschen nur als ein notwendiges Uebel und so fort. In alledem kommt

die schwächliche Stellungnahme und die mehr oder weniger ausgeprägte oder auch bloß latente antisoziale Richtung unserer Regierungskreise deutlich zum Ausdruck. Ein Uebel duldet man nicht, man bekämpft es energisch, selbst dann, wenn man keine Hoffnung hat, es jemals ganz zu beseitigen. Notwendigkeiten aber sucht man zu verkleinern, in ihrer Eigenart zu begreifen und zu würdigen. Unsere Regierung aber thut keines von beiden; sie identifiziert sich, teils aus eigenem Antriebe, teils aus politischem Opportunismus, mit den Leidenschaften der Parteigänger, die nichts sehen und sehen wollen, als den engen Umkreis ihrer eigenen persönlichen Interessen und blinden Begehungen. Was kann daraus anders entstehen, als eine immer schärfere Trennung der Menschen, eine immer weiter gehende Zerstückung des sozialen Lebens, die schließlich zu einer völligen Desorganisation auch des Staates führen muß?

Duell und Mord. Die ganze tiefe Unsitlichkeit und zugleich Abjurbiat der herrschenden Ehrbegriffe in gewissen Kreisen, „höheren“ Kreisen, die am Zuellgang festhalten, wird durch das blutige Drama von Wörchingen wieder einmal drastisch illustriert. Wieder spielt auch hier der Alkohol seine bekannte verhängnisvolle Rolle. Er veranlaßt erst eigentlich das Rencontre zwischen dem Hauptmann Adams und dem Stabsarzt Käger, ein Rencontre, das im Grunde scherzhaft gemeint, scherzhaft inoffensiv nur ist vom Standpunkte derer, die im Zustande der Betäubung unter ihr menschliches Niveau herabsinken, ernsthaft-taurig aber vom Niveau eines höheren Menschentums aus gemessen, das auch bei heiterter Gemütslage in ganz anderen Formen sich äußert. Aber gleichviel: während das Strafrecht selbst bei schweren Verbrechen Trunkenheit als Milderungsgrund gelten läßt, soll hier, nach dem ungeheuerlichen Ehrenmord, dies scherzhaft Rencontre nur mit dem Tode geahnt werden. Und da tritt der Bruder des einen am „Ehrenhandel“ Beteiligten dazwischen; ihn, den er liebt und den er seiner Familie erhalten möchte, zu retten, schießt der Oberleutnant Käger den Gegner seines Bruders kurzweg über den Haufen, er bietet sich selbst als stellvertretendes Opfer dar, indem er zugleich die traurige Rolle des Henters übernimmt. Er wird dafür erniedrigt, mit 12 Jahren Zuchthaus bestraft, während er als Duellant mit einer kurzen Festungshaft davon gekommen wäre. Seine That ist sicher verwerflich. Aber verdient er weniger achtungsvolle Schonung, weil er den Hentersdienst nicht nach gewissen Regeln verfährt? Wahrscheinlich, dieser „Mörder“ verdient mehr Sympathie als die meisten unter denjenigen, welche im Vollgefühl der Würde eines „Ehrenmannes“ auf den Schiefstand treten, um mit Pistolenkugeln, die auf Kommando und nach seinen Regeln abgegeben werden, ihre „Ehre“ wiederherzustellen.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande der D. G. C. R. Sitzung vom 27. Januar 1901. Eine Gedächtnisfeier für die im vergangenen Jahre verstorbenen Mitglieder des Hauptvorstandes: Scheinert Dr. S. Kreidler und Wilhelm Hugo Reinhold wird von Seiten des Hauptvorstandes für Ende März in Aussicht genommen. — Der Dr. Bruch hat am 4. Januar in Weiskau über Kultur und Ethik gesprochen. Die Abhaltung Weiskau hat dazu R. 30 an den Wanderversammlungs beizutreten. Der Reich der Rosen wird auf den Wanderversammlungs übernommen. — Der Bericht der Abteilung Weiskau wird erstehen und die trege Schriftständigkeit und das Ansehen der Mitgliederzahl mit Beugung begrüßt. Nicht minder zufriedenstellend ist der Bericht der Abteilung Weiskau. Aus Anlaß der Beschlüsse der vorigen Versammlung Dr. Eifer, betreffend die Herstellung einer näheren Verbindung zwischen den einzelnen Abteilungen wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

- a) Die Bericht-berichte der Abteilungen sollen gesammelt bei sämtlichen Vorstandsmitgliedern zirkulieren.
- b) Die Abteilungsversammlungen sollen auf den früheren Beschluß des Hauptvorstandes hingewiesen werden, monad es bedingend ermöglicht

ih. daß die einzelnen, insbesondere benachbarten Abteilungen geeignete Besprechungen treffen, um den Austausch von Rednern unter einander zu vermitteln.

c) Es fällt natürlich ein Jahresbericht der D. G. G. R. im Umfange von etwa einem Druckbogen erscheinen, der hauptsächlich interessierenden persönlichen und statistischen Mitteilungen über die einzelnen Abteilungen, deren dauernde Veranstaltungen und anderweitige Beschäftigungen zusammenfaßt und zugleich, soweit der Raum es gestattet, über Gegenstände von allgemeinem und ausserordentlichem Interesse im propagandistischen Sinne berichtet. Der erste bezügliche Jahresbericht soll bereits im Laufe des Februar ers. für das Jahr 1900 verfertigt und baldmöglichst verbreitet werden. Der Bericht der Abteilung Frankfurt a/M. wird mit lebhafter Freude entgegengekommen; auch der Bericht der Abteilung Hamburg-Altona läßt eine langsame Zunahme der propagandistischen Wirksamkeit der Abteilung erkennen.

In den Hauptversammlungen wird Herr Dr. Albert Vogt, Berlin, Vorsitzender der Berliner Kaufmannschaft der D. G. G. R. fungieren. Zum zweiten Schriftführer des Hauptverbandes wird Herr Dr. Benzig ernannt.

Bücherschau.

Entwurf einer modernen Religionslehre für Volksschulen. Von Dr. Johann Meiss. Wien, 1 00. Selbstverlag des Verfassers. Unter den Schriften der Religionsbewegung in Deutschland nimmt dies Buch (31 Seiten) eine beachtenswerte Stellung ein und empfiehlt sich besonders da oder dort, wo diese Bücher nicht hinein können. Es will zeigen, auf welchem Wege die von so vielen Fortschrittler und Wahrheitsfreunden lang ersehnte Reform des religiösen Lebens bewirkt werden kann. Aber auch diejenigen Lehrer der „christlichen Kultur“, welche von einer Verdrängung derselben durch die Religion absehen, werden auf ihre Rechnung kommen.

1. Teil: Von dem Wesen der modernen Religion, namentlich deren Zusammenhang mit der modernen Weltanschauung. Darunter versteht der Verfasser die vernünftige Ehrfurcht vor der Weltordnung, insbesondere der Menschheitsordnung, und vor der Natur (Gott), sowohl in ihren Gesetzen als auch in ihren Wecheln, insbesondere den Menschen (§ 1.). Religion durchdringt die modernen Menschen bei der Betrachtung des Weltalls (§ 2.), seiner Ereignisse (§ 3.), der Vergänglichkeit der einzelnen Weltkörper (§ 4.), der Entwicklungsreihe unserer Erde (§ 5.), ihrer Pflanz- und Tierarten (§ 6.) und des Menschen (§ 7.); kein

Studium der Weltgeschichte (§ 8.) bei der sinnenden Betrachtung des Menschenlebens der Gegenwart (§ 9.) und beim Gedanken an den Untergang der Menschheit (§ 10.).

2. Teil: Von dem Einflusse der modernen Weltanschauung und Religion auf unser Lebensführung, unsere Sittlichkeit. Derselbe ist, weil er auf größerer Mähe beruht, günstiger als der älteren Religionen (§ 11.). Die moderne Religion gebietet ein zweifelhafte abgemessene Ehrfurchtsvolles Verhalten gegen alle Wesen und fröhlich in uns die Nützlich- und Güte (§ 12-14.), gebietet Ehrfurcht vor den Einrichtungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens und zeigt, daß ihre Veränderungen, Verbesserungen, Reformen mit Rücksicht und Ueberlegung durchgeführt werden müssen (§ 15-17.), arbeits, unsere ganze Lebensführung mit den Gesetzen der Natur in Einklang zu bringen (§ 18-24.).

3. Teil: Von der modernen Religion (nebst Weltanschauung und Ethik) und zwar bei den Kindern (§ 25.) und bei den Erwachsenen (§ 26.). Sie muß schon dann beginnen, wenn das Kind nach dem Wesen und den Ursachen aller Erscheinungen zu fragen beginnt; doch ist sie vor allem Aufgabe der Schule. Darum verlangt der Verfasser, daß der ganze Schulunterricht und das ganze Schulleben sich modern religiösen Geistes durchdrungen sein soll.

Unsere jetzige Schule kann diese Aufgabe nicht leisten. Alles drängt zur Reform derselben. Einen kleinen Beitrag hierzu liefert uns Verlobt Otto in seinem Vortrage „Die Schulreform in unangenehmsten Jahrhunderte.“ (R. M. Ztg. Scherff, Leipzig, Preis 50 W.) Obwohl er darin einige treffende, beherzigenswerte, eigenartige Gedanken ausdrückt, wird der Leser doch einfallen, weil er doch, was der Titel verspricht, nur in geringem Grade auszufüllen findet. Amerchein verdient diese Schriftchen (31 Seiten) in die Hand aller denkenden Eltern, Lehrer und Schulreformer zu kommen, um auch ein wenig dazu beizutragen, daß das deutsche Volk sich um seine Schule mehr als bis jetzt kümmert. Gmt. Altmademski.

Briefkasten.

Aug. v. Darmstadt. Ihre zweite Frage ist von der Redaktion beantwortet worden, die drei. Rote kam indessen als unbestätigt zurück. Wollen Sie also freundlichst Ihre genaue Adresse mitteilen.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Maltheplatzstr. 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Donnerstag, den 14. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, Unter den Eichen 16, III. Gruppe für ethische Bildung: Vortrag des Hgl. Bibliothekar Dr. Simon: „Die Leichenfeierbewegung in Berlin.“ Diskussion.
Mittwoch, den 27. Februar, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgercafé des hdt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Albert Key: „Fortgeschritte in der Berliner Armenpflege.“ Diskussion.
Mittwoch, den 27. März, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgercafé des hdt. Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Dr. Wilhelm Stern: „Die Ethik der Epistole.“ Diskussion.
Sähe überall willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Benzig.

Astronomischer Cyklus.

Sechs Vorträge, gehalten von Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Fischer, Direktor der königlichen Sternwarte auf der Urania-Sternwarte, Amalindstr. 57/59.

Dienstag, den 26. Februar, I. Vortrag: „Orbit und Bewegung der Erde.“
Dienstag, den 5. März, II. Vortrag: „Der Himmelsraum und die Erde.“
Dienstag, den 12. März, III. Vortrag: „Der Mond.“
Dienstag, den 19. März, IV. Vortrag: „Die Sonne.“
Dienstag, den 26. März, V. Vortrag: „Planeten und Kometen.“
Dienstag, den 2. April, VI. Vortrag: „Die Sterne und die Nebelsterne.“

Die Vorträge beginnen jedesmal pünktlich um 8 Uhr abends. Die Direction der Gesellschaft Urania bietet auf merkwürdig gedrückten Wunsch aus den Kreisen unserer Gesellschaft den Mitgliedern der D. G. G. R. Karten für den ganzen Cyklus zum Vorzugspreise von 4 W. Anmeldungen müssen inb. bis zum 23. v. M. im Bureau der D. G. G. R. (Unter den Eichen 16) eingegangen sein.

Beraminverlag Redakteur: Dr. Rudolph Benzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 69, Wilhelmstr. 47. — Druck: J. E. Preuss, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Einladung

zu der auf vielfachen Wunsch wiederholten
Versammlung Sonntag, 17. Februar 1901, Mittags 12 Uhr
i. d. Victoria-Sälen, Leipzigerstr. 136:

Was haben die Frauen zum Fall Sternberg zu sagen?

Referentinnen vom Standpunkt der Mutter, Beherrin, Kergin: Frau E. Morgenstern, Frä. Elisabeth Miescher, Frä. Dr. med. F. Springer, vom Standpunkt der Frauenzuchtorgane: Frä. Marie Weller, vom Standpunkt der Heilung: Frau Sara Probst, Schlusswort: Frau H. Bieber-Wochem.

Frau D. Sieber-Wochem, I. Vorlesende d. Vereins „Jugendbildung“, C. Müller, Bismarckstr. 31, II. Frä. D. Gäßler, Carl d. Vereins „Berl. Volkschulvereine“, Frau Sch. 12 in Berl. Vorlesende des Vereins „Jugendheim“, Frau Elisabeth Kollmann, Frä. E. Kujad, Carl d. Neuen Volkschulvereine-Berlins I. Berlin, Frä. Helene Lange, Carl d. Allg. d. Beherrinnenvereins, Berl. Beherrinnenvereins u. Berl. Frauenvereins, Frä. Marie Willen, Frau Ina Morgenstern, Carl d. „Berliner Hausfrauenvereins“, Frau Vera Probst, Carl d. Vereins Frauenbildung „Frauenfortschritt“, Abb. Berlin, Frä. Alice Salomon, Frä. Elisabeth Schreiber, Carl d. Landesvereins Beruflicher Volkschulvereine“, Frä. Dr. Ernestine Tiburtius, Carl d. Vereins für Hausw. Erziehung Kaufm. Mädchen.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle

Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.
Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Ordnung
Ihnen Kommt
Preis viertel 1,80 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegungen.
Post-Zerungsbillets
Nr. 2466.

Ethische Kultur

Preisliste:
Die vierteljährliche
Kontingentskarte 40 Mk.
Es liegen
jetzt nach
freier Vereinbarung
Kontingentskarten in allen
Buchhandlungen
und in der
Korrespondenz-
Anstalt, Nr. 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 23. Februar 1901.

Tr. 8.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Wer bestraft Alkoholverbrechen? Von Dr. W. Bode (Weimar).
— Die Liebe in der Renaissancezeit. Von Dr. Alfred Woffig. — Die
Sinfenheitsbewegung. Von Otto Kasdorf. — Versuche im Moral-
unterricht. — Streiflichter: Der politische Boykott. Ein Aufzuchtseis-
bund. Moralismus und Unterricht in Frankreich. — Druckfehler-
berichtigung.

Wer bestraft Alkoholverbrechen?

Von Dr. W. Bode (Weimar).

Zwölf Jahre Zuchthaus und Ausschließung aus dem
Heere: so lautete das Urteil über den jungen Oberleutnant
Rüger in Wörchingen.

Wir wissen nicht, worüber der bedauernswerte Mann
in seiner Zelle jetzt grübelt, wie er sich zu seinen Richtern,
den Vertretern der organisierten Gesellschaft, stellt. Viel-
leicht kommen ihm die Verse aus Wilhelm Meister in
den Sinn:

Ihr läßt uns leben und hinein,

Ihr laßt den Armen schuldig werden.

Dann überlaßt ihr ihn der Welt. —

Vielleicht hat er ein dumpfes Gefühl, daß seine Mit-
menschen ein Verbrechen an ihm begangen haben. Sie
haben ihn das Trinken bewahrender Getränke gelehrt; sie
haben ihn gelehrt, daß nur verurteilte Sonderlinge sich von
den Sitten der guten Gesellschaft freiwillig ausschließen
und daß namentlich ein Offizier kein Sonderling sein darf.
Zwar solle man nicht zuviel trinken, aber viel trinken
können, sei ein Beweis der Manneskraft. Einen Hauch
zu haben, sei eine sehr vergnügliche Sache, wenn man
dabei auch etwas somig schwätzt und handelt; bei gewissen
Gelegenheiten sei ein Hauch gewissermaßen vorchristlich-
mäßig, z. B. wenn der Geburtstag Seiner Majestät des
Kaisers, unseres allerhöchsten Kriegsherrn, nach guter alter
Sitte mit einem Liebesmahle gefeiert wird.

Das alles glaubte der Leutnant Rüger den lieben
Mitmenschen. Aber nun soll er in seiner Zelle auch be-
greifen, daß die Betrunkenheit uns wohl zu anderen
Menschen machen und zu gewissen merkwürdigen Hand-
lungen veranlassen darf, daß man aber zwölf Jahre Zuchthaus
verdient, sobald diese Betrunkenheit in uner-
wünschter Weise sich auswirkt. Daß er bestraft war,
gehörte sich so; daß er als Verurteilter in einem Streite,
an dem er selber unschuldig war, in blindwütiger Weise
den seinen Bruder Partei nahm, daß er in seinem Wahne
den Hauptmann Adams niederstieß, damit dieser nicht
seinen Bruder im Duell töte, das war zwar auch nur eine
merkwürdige Folge des Rauhsches, aber hier hörte der
Spaß auf, das war nun Verbrechen, das kostete sein
Lebensglück.

Der Vorgang ist den Lesern wohl gegenwärtig. Die

Offiziere waren ziemlich alle angeheitert; der jüngere Rüger,
den das Schicksal zum Opfer erwählte, hatte während des
Mahles getrunken: eine Flasche Roséwein, eine Flasche
Selt, eine Flasche Sherry und sechs große und drei kleine
Glas Bier. Auch wer das Trinken gut gelernet hat, ist
danach nicht mehr Herr seines seelischen Lebens. Nun
passierte der Streit zwischen seinem Bruder und dem
Hauptmann Adams; Adams schlug seinem Bruder ins
Gesicht, und das bedeutet nach den Ehrengesetzen der
Offiziere, obwohl es sich hier nur um einen Ausfluß der
Trunkenheit handelte, ein Duell. Ein Burtsche kam dazu
und meldete, ein Kind des älteren Rüger sei erkrankt.
So kam eins zum andern, um den jungen Rüger zu er-
regen; er fürzte das selbst vor seinen Richtern nachher
aus. „Auch hatte der Alkohol mein Blut sehr erregt; ich
befand mich in einem Zustand, über den ich mir heute
noch selbst keine Rechenschaft geben kann. Ich suchte nur
das Duell zu verhindern. Was darauf passierte ist, kommt
mir wie ein böser Traum vor. In meinem Zimmer holte
ich meinen Revolver und steckte schablonenhaft mehrere
Patronen ein. Sie lagen schon lange, weshalb ich im Duell
glaube, sie würden nicht mehr losgehen.“ Auch alle
anderen Berichte gehen dahin, daß Rüger wie in Traum
gehandelt hat. Trotzdem verurteilte ihn das Kriegsgericht,
denn die Richter glaubten, die Gerechtigkeit erfordere das.

Summum jus, summa injuria ist schon ein altes
Wort. Wann wird man es einsehen, daß der Richter gar
oft vor der Gefahr steht, ein größeres Verbrechen zu be-
gehen, als der Verurteilte begangen hat? Rüger schoß im
Alkohol-Wahnjinn den Gegner seines Bruders nieder; seine
Richter verdarben nüchtern, lebensfähiglos sein junges
Leben. Daß sie ihren Spruch für nötig und richtig hielten,
beweist niemand; er wird ihnen selbst sehr schwer und
schmerzhaft gewesen sein. Wir besagen nur, daß sie ebenso
wie die Geisgeber über die Alkoholfrage und über die
ethischen Verdenten gegen das Verurteilen schlecht unter-
richtet waren. Der Fall liegt hier besonders faß, weil
im deutschen Heere so gut wie nichts gegen gefährliche
Trinkfitten geschieht und weil man die Offiziere zu den in
ihren Sitten unfreiesten Menschen längst degradiert hat.
Welcher Offizier will denn dem Oberleutnant Rüger ein
Verbrechen daraus machen, daß er am Ende des Liebes-
mahles betrunken und nach dem Schlag auf seinen Bruder
wahnjinnig erregt war? Ein Zeuge sagte auch, daß er in
angestrunkenem Zustande schon früher sich jähzornig und
unbändig verhalten habe; wenn Rüger aus dieser Anlage
die rechte Konsequenz gezogen und sich zur völligen
Abstinenz bekehrt hätte, wäre er zum Offizier noch ferner
tauglich erschienen? Hat nicht Oberleutnant v. Knobels-
dorff seine Karriere aufgeben müssen, um die Abstinenz

durchführen zu können? Ich werfe dem Offiziersstande nicht Trunksucht u. dgl. vor; ich sage nur, zum Nichten über die Folgen der Unmäßigkeit sind die Offiziere doch nicht berufen. Ob es die bürgerlichen Richter sind, davon ist hier nicht die Rede.

Man wendet vielleicht ein, die Verausgabung verbiete Strafe, zumal, wenn sie eine Gefahr für andere werde. Als in dem ject im Aktienraub vergrabenen Entwurfe eines Trunksuchtgesetzes auch ein Paragraph vorgeschlagen wurde, wonach die Trunksucht im Deutschen Reich strafbar sein solle, empörten sich Juristen und Nichtjuristen gleichmäßig gegen eine solche Neuerung. Und mit Recht. Denn erstens müßte jeder zweite Richter sich erinnern, daß er selber schon ebenso betrunken war, wie der Mann, den er jetzt durch eine Strafe entehren soll, und zweitens würde ein solcher Paragraph weniger die Säuer, als die Unglücklichen treffen. Auch von jenen Leuten, die durch den Alkohol zu Vergehen und Verbrechen hingerissen werden, sagt uns die Erfahrung, daß sie in der Regel ganz ruhige und mäßige Leute sind. Es sind Menschen, deren Unrecht nur darin besteht, daß sie den Alkohol, den sie trinken zu müssen meinen, nicht vertragen können. Sie leiden oft unter einer erblichen Belastung von ihren Vorfahren aus, und zweitens unter schlechten Anschauungen, Sitten und Einrichtungen ihrer Mitmenschen. Aber auch wer den Alkohol gut verträgt, ist nicht sicher, daß er nicht das nächste Mal dem Gesetze verfällt, das er selber jetzt hochhält. Ich erinnere mich, daß ich in angeheitertem Zustande immer wußte, was ich that, nur zweimal war ich so betrauscht, daß ich gleichsam wie ein Fremder handelte und mir selbst am nächsten Tage ein Rätsel war. Hatte ich mich da etwa durch besondere Unmäßigkeit verjündigt? Daraus nicht, sondern der Wirt hatte mir Wein gegeben, der besonders gefährlich gesüßert war. Wie oft wäre es richtiger gewesen, die Fabrikanten giftiger Getränke ins Zuchthaus zu schicken, als ihre unglücklichen Opfer! In einer Gesellschaft aber, wo selbst die Könige Brantwein brennen, hat man gewiß alle Ursache, gegen alle Opfer des Alkohols sehr milde zu sein.

Sehen wir uns zwei andere Soldaten an, die man in den letzten Wochen für die Folgen der allgemeinen Zustände hart bestrafte! Ein Ketzer Sch. hatte noch als Civilist am Tage vor seinem Dienstantritt in einem Restaurant zu W. mit anderen Gesellschaftlichen stark gezecht, dabei eine Billardkugel mitgenommen und einer benachbarten Frau das Fenster damit eingeschlagen. Sodann begab er sich zum Ketzerun-Abchiedsball, den er so gründlich mitmachte, daß er die Bestellung am darauffolgenden Tage versäumte. Seine Strafe: neun Monate Festungshaft! In was für einer Welt leben diese richtenden Offiziere eigentlich? Wissen sie nicht, daß dergleichen Dinge von unsren angesehensten Oberlehrern, Geistlichen, Richtern u. s. w. auch begangen sind, als sie bestraft waren? Wissen sie nicht, daß für einen jungen Menschen, der überhaupt geistige Getränke zu sich nimmt und am Wirtshausleben sich beteiligt, nichts natürlicher ist, als eine Verausgabung gerade vor dem Eintritt ins Militär? Gerade an solchen Tagen ist das Seelenleben in begreiflicher Aufregung, das Verlangen nach Rausch ist viel stärker als sonst und ein schwerer Rausch kommt viel eher zu stande. In Norwegen schlägt man an den betreffenden Tagen die Schulen, in Deutschland fällt uns garnicht ein, junge Menschen vor den Knäulen zu behüten. Wir können sie ja bestrafen, wenn sie im Dusek Dummheiten machen!

Vor einem der neuen Kriegsgerichte spielt auch der dritte Fall. Ein Musketier wurde zu fünf Vierteljahren Gefängnis verurteilt, weil er sich in der Trunksucht Achtungsverletzungen gegen Vorgesetzte zu schulden kommen ließ. Er hatte in der Kantine seiner Kaserne zu viel getrunken; man bietet ja in diesen Kaminen den jungen

Menschen unbegreiflicherweise Schnaps an und, erst wenige Armeekorps haben diesen Fehler bisher beseitigt. Der Petrunense hatte sich dann gegen einen Unteroffizier und einen Feldwebel unverdächtig benommen, aber das war schließlich mehr deren Schuld, denn sie waren nüchtern und hätten es wissen können, daß Petrunense solche Thorheiten begehen. Einem Petrunensen fährt ein Fuder Heu aus dem Wege, sagt ein altes Sprichwort; wenn es ein Soldat ist, so sollten ihm seine Vorgesetzten aus dem Wege gehen; es sei denn, sie haben eine Vorliebe für militärische Vergehen und nachfolgende harte Bestrafungen.

Ein Teil derjenigen, die die Trunksucht bekämpfen, verlangt zwar, daß die Trunksucht nicht mehr als Strafmilderungsgrund gelten solle, sie wollen den Rausch und die Kaufsvergehen streng bestrafen wissen. Wer aber die Alkoholfrage gründlicher studiert hat, denkt milder. Leider fehlt uns ein ausführliches deutsches Werk über den Rausch und die Trunksucht, ein Werk wie Dr. Norman Kerrs Anbrieth; möchte ein hervorragender Psychiater es uns bald schreiben, es wird manchen Pechvogel vor einer ungerechten Strafe behüten! Jetzt aber haben wir, die wir uns viel mit dieser Frage beschäftigt haben, bereits das Recht und die Pflicht, die Opfer des Alkohols gegen ihre Verführer und Kameraden zu verteidigen.

„Sollen alle, die sich einen Rausch antrinken, ungestraft Vergehen begehen können?“ Das ist der große Einwand gegen solche „Humanitätsduselei“. Wie doch manche Menschen ängstlich sind, daß sie und da ein Schuldiger unbestraft bleiben könnte! Wie wenig sie sich dagegen bavor fürchten, daß sie, die sie doch auch nicht fleckenlos sind, ihre Mitmenschen ungerecht verurteilen und mit Strafen niederbrücken könnten, deren Nutzen ein sehr zweifelhafter ist! Will man die Kaufsverbrechen nicht, so möge man sie verbüßen, so möge man die Produktion und den Verkauf geistiger Getränke in eine bessere Ordnung überleiten, so möge man das ganze Volk, und nicht zuletzt unsere Offiziere und Soldaten, über die Wirkungen des Alkohols auf Körper und Seele unterrichten, so möge man gegen Zustände ankämpfen, die ein Verlangen nach Betäubung hervorrufen, so möge man solche Sitten, wie patriotische Trinfesttage, an ihrer Dummheit absterben lassen.

Dieselbe ungeheure Kraft, die heute auf das Unterjuchen, Nichten und Strafen verwendet wird, sollten wir der Vorbeugung von Uebelthaten widmen; das wäre nicht bloß edler als das heutige Verriatern, sondern auch gescheider und praktischer.

Die Liebe in der Renaissancezeit.

(*Am amor divino.*)

Von Dr. Alfred Kossig.*

Die Idee einer von allem Zwange befreiten Liebe, welche heute so viele Gemüter bewegt und von den extremen sozialen Parteien auf ihre Fahne geschrieben wurde, ist im Verlaufe der modernen Zivilisation, vor unserer Epoche, bereits zweimal mit großer Kraft aufgetreten.

Es bedurfte jedesmal einer tiefgehenden und allseitigen Umwälzung, einer philosophisch-religiösen, politischen und sozialen Revolution, um die Frage, welche Form der Liebe die berechtigtste sei, zur Diskussion zu bringen.

Die heutige moderne Strömung, welche die Fort-

* Dr. Alfred Kossig veröfentlicht drömähdt bei G. Berman in Dresden ein dreraktiges Drama „Östliche Liebe“, in welchem er das Thema der freien Liebe aus dem Untergrunde der Renaissancezeit behandelt. Die vorliegende Studie, welche uns der Verfasser zur Verfügung gestellt, ist dem in gereimten Versen geschriebenen Drama beigelegt.

rung der kirchlich und staatlich unkontrollierten Liebe mit jener der Frauenemanzipation organisch verbindet, basiert von der großen Freiheitsbewegung des J. 1848 her und gründet sich zugleich auf die philosophisch-soziale Doktrin des Evolutionismus.

Aber die heutige Bewegung ist bekanntlich nur die Fortsetzung, der verstärkte Nachhall einer analogen Strömung, welche am Ende des 18. Jahrhunderts, nach der großen französischen Revolution, aufgetreten und im Beginn des 19. in der französischen Emigrantenliteratur und in den Schriften der deutschen Romantiker ihren dichterischen Ausdruck gefunden. Benjamin Constant und Frau v. Staël, Friedrich Schlegel, später Georges Sand, sind die glänzenden Vorläufer dieser reformatorischen Bewegung.

Doch auch diese talentvolleren Vorgänger der heutigen Vertreter der Idee einer freieren Gestaltung der Geschlechtsverhältnisse können nicht den Ruhm für sich beanspruchen, diese Idee zum erstenmal verfaßt zu haben.

Das erste Aufsprützen derselben hängt mit dem ersten großen Einbruch der antiken Lebensanschauung, welche auf Harmonie mit der Natur beruhte, in die christlich-spiritualistische Gedanken- und Gefühlssphäre zusammen. Es läßt sich an jene erste große Erschütterung der Institutionen der römischen Kirche an, welche der Humanismus verursacht. Die Renaissance der antiken Kultur war zugleich eine Renaissance des antiken Liebesideals; mit der Reformation der Religion wurde die Reformation der Liebe unternommen.

Gleich allen Dogmen, die die kirchliche Autorität sanktioniert, wurde auch das Dogma der Ehe als einziger sakramentaler Form der Liebe, das der Pflicht zum unbedingten, lebenslänglichen Bunde, in Theorie und Praxis angegriffen.

Trotz aller Unterschiede, welche der Charakter jener kulturellen Phase und ihrer gesellschaftlichen Voraussetzungen mit sich brachte, war die damalige Fassung der in Rede stehenden Idee der heutigen viel verwandter, als man sich allgemein vorzustellen pflegt.

Vor allem muß festgestellt werden, daß der freiere Verkehr der Geschlechter in jener Epoche, besonders in Italien, keineswegs bloß auf einer praktischen Forderung der Moral beruhte, sondern, ähnlich wie in unserer Zeit, sich mit einer theoretischen Diskussion des idealen Verhältnisses der Geschlechter verband.

„Was dem Italien der Renaissance eigen zu sein scheint — sagt Burdhardt — ist, daß die Ehe und ihr Recht vielleicht mehr und jedenfalls bewußter als anderswo mit Fragen getreten wird.“

In der That belehren uns die Traktate und Dialoge jener Zeit, ähnlich wie die Novellenammlungen eines Boccaccio, Biondello und Firenzuola, daß die Ehe und die Liebe, die Stellung und die Fähigkeiten der Frauen und ihr Verhältnis zum männlichen Geschlechte die beliebtesten Gesprächsthemen an den Höfen der Großen, in den gesellschaftlichen Zirkeln und Plauderakademien bildeten. Die Gesellschaft, welche Castiglione am Hofe Ghibaldos von Urbino und jene, die Pietro Bembo auf dem Schlosse Arolo debattieren lassen, besprechen diese Fragen mit einer Vorurteilslosigkeit, welche der heutigen Behandlungsart derselben kaum nachsteht, und mit einem idealen Schwünge, der sie übertrifft.

Was uns besonders überrascht, ist die fast moderne Verfeinerung und Analyse der Gefühle, die sich in diesen Gesprächen äußert. Nach dem Verfasser der „Kultur der Renaissance“ ist es nicht zu bezweifeln, „daß Neben dieser Art in der vornehmen Gesellschaft wirklich vorkamen und daß nicht bloßes Schöntum, sondern auch wahre Leidenschaft in diesem Gewande ersich“. Dies Phänomen erklärt sich durch den Umstand, daß „innerhalb des Uner-

laubten bei den damaligen Italienern sich nicht nur das gemeine Gefühle, sondern auch die dumpfe Begier des gewöhnlichen Menschen, sondern auch die Leidenschaft der Edelsten und Besten bewegte“.

In der That läßt es sich nicht verkennen, daß die vielgepriesene, vergessene, von allen irdischen Schranken befreite Liebe jener Zeit, „l'amor divino“, nichts anderes gewesen sei, als eine Idealisierung der freien Liebe.

„Arcetta l'anima nostra, che a te s'offeriscono in sacrificio“ — ruft Castiglione in seinem „Cortigiano“ aus — „abbracciate in quella vita fiamma che consuma ogni brutezza materiale acciò'hoè in tutto separate dal corpo, con perpetuo a dolcissimo legame s'uniscono con la bellezza divina, e noi da noi stessi alienati, comme vori amanti, nello amato possiamo trasformarci, e levandone da terra esser' ammati al convivio degli angeli . . .“ „Empfangen unsere Feelen, die sich Euer Oeler anbieten: verbrenne sie in jener lebendigen Flamme, welche alle materi'le Süchlichkeit verzehret, auf daß sie, gänzlich vom Körper getrennt, sich durch ein emiges, süßes Band mit der göttlichen Schönheit vereinigen und auf daß wir, von uns selbst geliehen, uns als wahre Liebende in das geliebte Wesen ermannter können, um, von der Erde emporgehoben, am Gastmahle der Engel teilzunehmen. . .“

Dält man sich diese philosophisch-dichterische Form, in welche die freie Liebe zur Zeit der Renaissance sich zu hüllen liebte, so wäre man allerdings manchmal verführt, ihr eine Heineit und Vergesslichkeit zuzuschreiben, welche die heutige Emanzipation der Liebe keineswegs anstrebt.

In der gesellschaftlichen Diskussion sowohl wie in den Dialogen leiten die Verehrer der „amor divino“ ihre Anschauungen und Forderungen am liebsten von Plato und seiner Erbslehre her.

Aber man darf sich nicht irreführen lassen. Der Platonismus war nur das philosophische Axiom, aus welchem die Sophistik der freien Liebe damals ihre Argumente holte. Plato und die Erbslehre spielten in jener Epoche dieselbe Rolle, welche Darwin und der Evolutionismus heute spielen.

„Wenn man der Liebesmoral der Renaissance näher nachsieht, — sagt Burdhardt — so findet man sich betroffen von einem merkwürdigen Gegensatz in den Auslagen. Die Vorleser und Romandichter machen den Eindruck, als bekände die Liebe durchaus nur im Genusse und als wären zu diese Richtung alle Mitleid, transige mit Fortsicht, nicht nur erlaubt, sondern je höher und frivoler, desto interessanter. Sieh man die besten Lyriker und Dialogenschreiber, so lebt in ihnen die edelste Vertilgung und Vergeltung der Leidenschaft, ja der letzte und höchste Ausdruck derselben wird gesucht in der Abnegation aller Ideen von einer nehrwürdigen Einheit der Seelen im göttlichen Wesen.“

„Und diese Anschauungen sind damals wahr und in einem und demselben Individuum vereinbar. Es ist nicht durchaus rühmlich, aber es ist ein Zustand.“

„.“ Wenn sie über die Brausamkeit des erschlagelten Gottes fragen, so ist damit auch das Bemühen von der Unrechtmäßigkeit der Verbindung gemeint. Ueber dieses Unglück suchen sie durch jene Vergeltung der Liebe sich zu erheben, welche sich an die platonische Seelenlehre anlehnt. . . .“

Wie rein auch die Gestalten einer Vittoria Colonna, einer Giulia Gonzaga oder Veronica da Correggio, dieser aufrichtigen Befennerinnen der platonischen Liebeslehre, vor der Geschichte dastehen mögen, im allgemeinen darf man überzeugt sein, daß die Theorie der freien Liebe zur Zeit der Renaissance ebensoviele, wenn nicht mehr, edle und höher veranlagte Frauen zum Falle gebracht hat, wie heute.

Die Verwandtschaft des damaligen Aufschwungs zur Reform der Liebe mit dem heutigen äußert sich auch darin, daß damals wie heute die Emanzipation der Liebe mit der Emanzipation und höheren Entwicklung der Frauen Hand in Hand ging.

Wenn auch das Schlagwort „Emanzipation“ zu jener Zeit nicht ausgegeben wurde, so war doch die Sache ganz dieselbe. Mit der Teilnahme an der Bildung der Männer erwachte in den Frauen jener Zeit auch der Trieb und

*) Il libro del cortigiano del conte Baldassar Castiglione, Milano 1808, Vol. II., S. 206.

die Kraft zur Vervollkommnung ihrer Individualitäten. Und damals wie heute wußten die Frauen nicht sofort ein harmonisches, wahrhaft hochstehendes, aber doch weibliches Ideal für ihre Entwicklung zu finden, sondern versielen dem falschen Ehrgeiz, dem männlichen Typus gleichzukommen.

„Das Ruhmvollste, was damals von den großen Italienerinnen gesagt wird, ist, daß sie einen männlichen Geist, ein männliches Gemüt hätten.“ „Der Titel einer „Birago“, den unser Jahrhundert für ein sehr zweideutiges Kompliment hält, war damals reiner Ruhm.“ Dieser emanzipierte Frauencharakter, der uns so modern anmutet, war ein eigentümliches Produkt der italienischen Renaissance. Spanien kennt nur den von Calderon verherrlichten Frauentypus der „muy muger“: des überlegenen lebensfähigen, unerschrockenen Weibes, das aber so wenig Weib zu sein anhört, daß es „muy muger“, „très femme“ genannt wird. Frankreich erzeugt den von Corneille und Racine dargestellten, ebenfalls durchaus weiblichen Typus der „adorable furie“.

Ob die italienische „Birago“ tatsächlich in ihrem tiefsten Innern männlich fühlte, ob sie in entscheidenden Augenblicken nicht bloß „muy muger“ blieb und unter dem Einflusse der Leidenschaft sich als „adorable furie“ entpuppte, darf man allerdings bezweifeln.

Tennoch aber hatte das Männlichkeit der Italienerinnen der Renaissance einen bedeutenden Einfluß nicht nur auf ihre individuelle Entwicklung, sondern auch auf den allgemeinen Charakter der Geselligkeit jener Zeit.

„Der herrschende Genius der Geselligkeit ist nicht die heutige Weiblichkeit, d. h. der Heißest vor gewissen Voraussetzungen, Annungen und Mythesen, sondern das Bewußtsein der Energie, der Schönheit und einer gefährlichen, schicksalvollen Gegenwart.“

Deshalb geht neben den gefunden Weltformen ein Etwas einher, das unsern Jahrhundert wie Schamlosigkeit vorkommt, während wir nur eben das Gegengewicht, nämlich die männliche Persönlichkeit der dominierenden Frauen des damaligen Italiens uns nicht mehr vorstellen können.“

Ebenso wie der Typus der emanzipierten Frau in jener Epoche dem Charakter nach — wenn auch nicht in den äußeren Lebensverhältnissen — sich vollkräftig entwickelt hat, so konnten auch die Partner in dem gefährlichen Spiele der freien Liebe, dank dem Geiste der Zeit, welcher das volle Ausleben der Individualität begünstigte, eine Konsequenz entwickeln, welche heute als Rücksichtslosigkeit erscheinen und von ihnen selbst verworfen werden würde.

In der That, welcher Unterschied zwischen dem kraftstrotzenden, seine Individualität bis in den Tod behauptenden Vollmenschen der Renaissance und dem modernen, in einem Reize von kleinlichen Klüftchen sich windenden Halbmenschen, den die soziale Revolverungsmaschine entnervt und seines eigentlichen Ichs beraubt? Müßten nicht selbst schon Adolphe und Cleonore, die emanzipierten Liebenden der Romantik, als moderne Menschen — wenn sie lebensnah bleiben sollten — unter dem Zwange der sozialen Reaktion schwächlich ihr Ideal verraten, statt mit ihm zu siegen oder zu Grunde zu gehen?

Und diese soziale Gegenwirkung selbst, wie anders tritt sie im Italien der Renaissance, wie anders in der heutigen Gesellschaft auf! Heute ein unterdrücktes Flüstern, ein verlegenes Sich-zurückziehen, Höflichkeit in der Unhöflichkeit selbst; damals eine persönliche Zuspizung der Gegensätze, unmittelbare, brutale Wächterentwicklung von Seite der Wächterverbundenen; lange vorbereitete, aber beim Zusammenreffen der für eine „bella vendetta“ günstigen Umstände, um so rücksichtslosere und empfindlichere Geißelung

der gegen die bestehende Ordnung sich auflehrenden Individuen durch die Gesellschaft.

Diese Reaktionsart hängt mit dem Charakter der italienischen Renaissance zusammen, zu deren eigentümlichsten Zügen grausame aber sinnreiche Rache gehört, jene Rache, welche sich „aus tatsächlicher Schädigung und geistiger Demütigung des Beleidigers mißt“, welche „nicht nur die Bestimmung des Rechtsgedächtnisses, sondern die Bemünderung und je nach Umständen die Lächer auf ihrer Seite haben will“.

So treten in der Renaissancezeit, im Gegensatz zu dem zögernden, schwankenden, verwichenen Spiele der modernen Tendenzen, individuelle und soziale Bestrebungen in so kräftigen, martigen Zügen auf, die Gruppierung der Kräfte ist so klar und energig, daß die Entwicklung des Verhältnisses der freien Liebe auf dem Hintergrunde dieser Epoche den Wert jener Mutter-Erfahrung gewinnt, welche die Naturwissenschaft ein reines Experiment nennt.

In der durch den Geist der Epoche begünstigten, durch die Kraft der Charaktere verbürgten Freiheit mußte die emanzipierte Liebe damals das ganze natürliche, ewige Verhältnis zwischen Mann und Weib mit seinen sozialen Konsequenzen klar wieder spiegeln — eine Verifizierungsprobe, der die zivilisierte Menschheit ihre überlieferten Institutionen unterworfen.

Die natürliche Flatterhaftigkeit des ursprünglich zur Polygamie veranlagten Mannes, welcher wohl die Freuden der Liebe, nicht aber die Lasten des Familienlebens mit dem Weibe zu teilen geneigt ist, mußte im Lichte einer solchen Probe unverhüllt hervortreten. Und ebenso klar mußte sich die Rolle zeigen, welche im normalen Verlaufe der sozialen Entwicklung dem Weibe zufällt.

Es mußte sich zeigen, daß diese Rolle zu den in Unkenntnis der tiefsten, treibenden Kräfte der menschlichen Natur aufgestellten Sophismen der freien Liebe in vollem Gegensatz steht. Es mußte evident werden, daß das Weib es ist, welches nicht nur als Trägerin der guten Seite, sondern vor allem als natürliche Beschützerin ihres Kindes — der Frucht der freien Liebe — das vorübergehende, gänzlich unregelte Verhältnis zu dem Manne ihrer Wahl in ein dauerndes, geistreiches umzuwandeln geneigt sein muß; daß das Weib, zur Ausbreitung und schließlich Erreichung dieses Zweckes von der Natur mit tieferer und dauernderer Liebesfähigkeit ausgestattet, den Mann allmählich dahin bringt, ihre Auffassung der Liebe zu begreifen und zu teilen; daß es ihm nach und nach die Ehe, die Einde, die lebenslängliche Einde bringt und berat, durch die Einführung dieses im eminentesten Maße völkerver- und staatenerhaltenden Prinzips, den Grund legt zu aller höheren sozialen und ethischen Entwicklung, zu aller gesunden Zivilisation.

Die Finkenchaftsbewegung.

Von Otto Rasdorf.

Der 1. Kongreß der „Deutschen Freien Studentenschaft“, der vom 5. Januar d. J. ab in Weimar tagte, hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die sog. Finkenchaftsbewegung gelenkt, eine Reformbewegung, die berufen zu sein scheint, in sozialer und ethischer Hinsicht noch eine Rolle zu spielen.

Unsere Aufgabe soll nicht sein, hier ein „Programm“ der Finkenchaftsbewegung zu entrollen, denn von einem solchen kann eigentlich nur bei einer „Partei“ die Rede sein, sondern wir wollen nur einige charakteristische Merkmale dieser Organisationen der Nichtinformatoren, der Wüstenhaften, Finkenchaften, freien Studentenschaften hervorheben.

Da tritt uns als Hauptpunkt zunächst das sog. Ver-

trungsprinzip entgegen. Auf Grund desselben verlangen die von allen Finken, d. h. Nichtinkorporierten, gewählten Vertreter der betreffenden Organisation auch tatsächlich das Recht, der Behörde gegenüber als Vertretung der Gesamtheit der Nichtinkorporierten angesehen zu werden. Hierdurch werden mit einem Schlage die N.-Z. (Nichtinkorporierten) im akademischen Leben eine Macht; der Korporationsabsolutismus, der bisher vorherrschte, wird gebrochen. Sonst waren die Finken die Parasiten unter den Studenten und wurden selbst von den Bürgern nicht für voll angesehen, weil eben die bunte Mütze und ein tüchtigter Schmiss auf der Wade als die Wittenkarte des Studenten galt. Die Finkenbewegung aber verlangt die völlige Gleichberechtigung aller Kommissionen, und zwar ohne Rücksicht auf die religiöse und politische Anschauung des Einzelnen. Die Finkenbewegung läßt jeden nach seiner Façon selig werden und betrachtet Religion und Politik als Privatangelegenheit. Burgfriede soll herrschen in diesen Dingen und Achtung vor der gegenseitigen Ueberzeugung der Kommissionen,“ dies es in einem Bericht der Leipziger Finkenzeitung, die übrigens die erste derartige deutsche Organisation gewesen ist. In einem Flugblatte ebenfalls der N. Z. stehen die schönen Worte:

„Wir bekämpfen es, daß der junge Deutsche bei seinem Eintritt ins akademische Leben vorkommt auf bestimmte politische und religiöse Ueberzeugungen, oder auf eine bestimmte Anschauung der Verleghbarkeit und Vertheidigung der persönlichen Ehre. Wir bekämpfen dies um so mehr, als ein solches Aufdrängen häufig unglücklicher und einseitiger Anschauungen in den Zuhörer erfolgt, wo nicht noch keine gefestigten Ueberzeugungen in dieser Hinsicht besitzen, und so auf die natürliche innere Entwicklung ein künstlicher Zwang ausgeübt wird. Wir verlangen, daß sich jeder frei von Zwang und unberufenen Beeinflussung seinen Anlagen gemäß entwickle, daß jede christliche politische und religiöse Ueberzeugung anerkannt werde; wir verwirken es prinzipiell, daß der, welcher keine Ehre nach den ihm gemachten Anschauungen vereidigt, deshalb in einen ungeschützten Bereich gerät. So ist innerlich der Finkenbewegung Raum für jede Gesellschaftslehre, für jede Individualität, für jede christliche Ueberzeugung.“

Diese Worte enthalten das ganze Finkenbewegungsprogramm und charakterisieren die gesamte Organisation. Diese Toleranz der Finkenbewegung ist ihr Hauptunterschied von allen früheren ähnlichen Reformbestrebungen. Hierdurch gerade wird sie zu einer im besten Sinne des Wortes modernen Reformbewegung, die durch diesen Grundsat mehr wie jede andere akademische Vereinigung Aussicht auf eine große Zukunft hat. Diese Toleranz, die Wahrung der Individualität und Originalität ist ja eigentlich bei den Finkenbewegungsorganisationen selbstverständlich, da sie doch sämtliche N.-Z., also eine sehr heterogene Masse, umfassen sollen, und da doch die meisten Finken geblieben sind, um ihre persönliche Unabhängigkeit und Freiheit sich zu erhalten. Unter den Finken finden wir sowohl Konservative als Sozialdemokraten, sowohl Orthodoxe als auch Freidenkende, und sie alle sollen sich in derselben Organisation wohl fühlen. Daraus folgt ohne Weiteres, daß diese einen ganz lockeren, toleranten Charakter haben muß, wenn sie wirklich auf Erfolg und die unbedingt nötige Unterstützung bei den N.-Z. rechnen will. Aber nicht nur zur bloßen Rechtsvertretung der N.-Z. in akademischen Angelegenheiten sind die Organisationen da, sondern ihr Bestreben geht auch dahin, einen geselligen Zusammenschluß der N.-Z. herbeizuführen und die Geselligkeit selbst in modernem Sinne umzuwandeln. Diesem Zwecke sollen u. a. auch die sog. „Abteilungen der Finkenbewegung“ dienen. Es sind dies entsprechend den Finkenbewegungsprinzipien völlig mangelsame Vereinigungen aller akademischen Bürger (nicht nur der N.-Z.), in denen jeder sich seinen Neigungen entsprechend betätigen kann, sei es in wissenschaftlicher („Lit.-dram. Abt.“), „Volkswirtschaftl. Abt.“, „Philosoph. Abt.“ u. i. w.) oder sportlicher („Turn-Abt.“, „Fechts-Abt.“ u. i. w.) Hinsicht. Besonders diese Abteilungen, die eine wichtige Stütze der Finkenbewegung bedeuten, bieten dem Nichtinkorporierten sowohl

als auch dem Inkorporierten, ohne Vereinszwang auszuüben, die Gelegenheit, mit den Kommissionen zu gegenseitigem Gedankenaustausch und ev. zur Anregung im Studium zusammenzukommen. Um den geselligen und freundschaftlichen Verkehr unter den Studenten zu heben, veranstalten die Finkenbewegungen des öfteren gesellige Zusammenkünfte ohne Kommenterteilnahme u. i. w. und um ferner ein gutes Einvernehmen mit den Bürgern aufrecht zu erhalten Bälle, Sommerfeste u. i. w. Ist irgend ein Gedanktag unserer großen Geistesherren, so läßt die Finkenbewegung sich die Gelegenheit nicht entgehen, durch Festausführungen u. i. w. zur Verherrlichung der Ferien beizutragen („Götterfeste“, „Bruno-Festern“!). — Diese gesellschaftlichen Veranstaltungen sind jedoch mehr Neben- als Hauptzweck; keine Vergnügungsanstalt ist die Finkenbewegungsorganisation, sondern sie hat höhere, modernere Ideale. So ist z. B. die Organisation eine große Erziehungsanstalt — freilich in einem anderen Sinne, als man dieses Wort gewöhnlich aufsaßt. Die Korporationen heben immer besonders ihre erzieherische Einwirkung auf den Einzelnen hervor; nun, auf eine Kritik dieser Behauptung läßt sich die Finkenbewegung nicht näher ein, denn sie hat es nicht speziell mit dem Individuum, sondern mit der großen Masse der Studierenden und besonders der N.-Z. zu tun, und in Bezug auf die Massenerziehung kann keine andere studentische Organisation mit ihr wetteifern. Sehen wir uns einmal die erzieherischen Grundlagen der Finkenbewegung kurz an: Zunächst steht an der Spitze der Organisation, der Finkenbewegung, das sog. „Präsidium der Finkenbewegung“ und diesem zur Seite ein „weiterer Ausschuß“, der sich meistens aus den Abteilungsvorständen und aus denjenigen N.-Z. zusammensetzt, die sonst noch ein Ehrenamt in der Organisation bekleiden, z. B. in der „Festkommission“, „Fremdenkommission“, „Festkommission“ u. i. w. Das Verhältnis dieses „Präsidiums der Finkenbewegung“ und des „weiteren Ausschusses“ zu einander ist ein parlamentarisches und ein ähnliches, wie es zwischen Reichstag und Bundesrat besteht. Die „Festkommission“ bereitet die Festlichkeiten vor, die „Wirtschaftskommission“ hat für Erlangung wirtschaftlicher Vorteile bei den Geschäftleuten zu sorgen (auch neues, von Erfolg getränktes Reformgebiet der Finkenbewegung), die „Fremdenkommission“ läßt es sich angelegen sein, besonders den Ausländern bei ihrer Ankunft behilflich zu sein u. i. w. So arbeitet die Finkenbewegungsorganisation mit einem großen Apparat von Ehrenämtern; alle fühlen sich als Mitarbeiter an einem edlen Werk der Republik in der Studentenschaft, und sie alle befecht eine fröhliche Begeisterung und Schaffenskraft; denn alles, was sie für die Organisation thun, geschieht freiwillig. Und gerade dadurch wieder ist diese Einrichtung von großem, erzieherischem Wert.

In Weimar zog man die Einrichtung allgemeiner studentischer Schiedsgerichte und die Notwendigkeit eines allgemeinen Studentenaußschusses an jeder Hochschule in Erwägung. Man hielt ferner eine Aenderung der Stipendienverhältnisse, Gründung einer brauchbaren Krankheits-, Unfall-, Invaliditäts-, Todes-Versicherung, weitere Ausbreitung und Vervollständigung der Studentenherbergen, Ausrüstung und mit den bürokratischen Einrichtungen der Hochschulen u. i. w. für erhaltens- und wünschenswert. In wirtschaftlicher Beziehung will man die Organisation noch ergänzen durch Errichtung eigener Kassen, die gute und billige Speisegelegenheden bieten (wie z. B. die Klubs in England) und durch einen Arbeitsnachweis für Studierende, der die vielen Ferien-, Hauslehrer- u. a. Stellen besorgt u. i. w.

Auch mit sozialen und ethischen Reformen wird man sich in Zukunft zu beschäftigen haben. Die Grundröße der Finkenbewegung, die alle Kommissionen gleich geachtet wissen

will, ohne Rücksicht auf die persönliche, religiöse und politische Anschauung, ist schon selbst ein großes soziales Element. Keine Klassen- und Klassengegenstände werden mehr großgezogen, sondern alle Studenten lernen sich wieder als eines academiæ einer alma mater kennen und als den allein entscheidenden Maßstab für den wahren Wert des Einzelnen die persönliche Tüchtigkeit anlegen. Auch die Einrichtung von Volkshochschulen durch Professoren sowohl als auch Studenten eröffnet sich der Finkenenschaft ein weites Gebiet sozialer Tätigkeit. Besonders sonnen hier die „Abteilungen“, in denen sich doch Gleichstrebende und Gleichführende zu gemeinamer Arbeit zusammenfinden, so recht in Wirksamkeit treten, sich sozial betätigen, und als handloser Mensch könnte der Student dann die Vermittlerrolle zwischen Hoch und Niedrig übernehmen, auch dem vierten Stande die hohen Güter des Menschen, Kunst und Wissenschaft, näher bringen und dabei selbst einen Einblick gewinnen in das Leben und Treiben, das Denken und Denken dieser Menschenklasse.

So würde sich der Finkenchaft ein weites, soziales Arbeitsfeld bieten, aber bei allem wird sie wohl im Auge behalten müssen, daß der Student immer noch ein Lernender, einwerbender ist, daß er sich mit der Theorie der Politik und Nationalökonomie zu befassen hat, und sich nicht auf eine „Partei“ einschwören darf. Sobald die Finkenchaft sich in Parteigrößen einläßt oder die soziale Thätigkeit in politische Agitationen ausarten läßt, dann würde sie ihr charakteristisches Merkmal, die Tolozanz, die Wahrung der Individualität und Originalität einbüßen, und den Weg gehen, den bisher alle anderen akademischen Reformbewegungen haben einschlagen müssen, sobald sie sich zu irgend einer politischen oder religiösen Partei bekannten.

Versuche im Moralunterricht.

XIII.

Kann man von den Mädchen nichts lernen?

Ich will Euch heut einmal erzählen von einem lustigen Bilde, das ich kürzlich gesehen. Unter der Vorhülle sind Vuben und Mädchen verknüpft und schauen einem kleinen anmutigen Mädchen zu, das mit herzlich emporgehobenen Händen einen neuen Tanz vormacht. Da sie wohl eben in der Tanzstunde gelernt hat. Hinter ihr drein aber steht ein Vub, der sie nachzuahmen sucht und mit gepeinigten Fingern seine Folen hält und seinen Kopf eben so lieblich zu wegen sucht wie das Mädchen — aber es gelingt ihm natürlich nicht und er sieht entsetzlich selbst dabei aus. Aber ich muß doch sagen, es würde gar nichts schaden, wenn die Vuben etwas bei den Mädchen in die Schule gingen und etwas mehr Anstand und Anmut in den Bewegungen lernten. Und nicht nur in den Bewegungen. Sondern auch in der Stimme und im ganzen Auftreten. Oder meint Ihr etwas, das sie eine Stunde für einen Vuben. Wenn er dem Mädchen etwas abguck, und männlich sei man nur, wenn man recht plump und fleißig daherkommt und recht unbedeuten brülle und lärme und die Türen hinter sich zuwerft, das das ganze Haus zittert? Wisst Ihr, warum ich das gerade Gegenteil glaube? Weil ich die Leute oft beim Schlittschuhlaufen beobachtet und dabei gesehen habe, daß die Ungelächtesten und Schwächsten den meisten Lärm machen und auf dem Eis herumtröpfeln, als wenn sie eine Komposition ausstrahlen und nicht wissen, wohin mit ihren Armen und Beinen. Und obendrein vertreiben sie niemand ans-zureichen, sondern sie legen will drauf los und stoßen alle Augenblicke so mit den Anderen zusammen, daß ein großes Gerausch entsteht. Wer aber Kraft und Übung hat und eierne Muskeln, der schwebt so leicht und zierlich dahin wie eine Tänzerin doch man kaum eine Anstrengung sieht; er rennt auch mit niemand zusammen, sondern schlängelt sich geschickt durch die dichten Massen, und wenn er doch mal mit einem Ungelächtesten zusammenstoßen sollte, so sagt er nicht bloß „Dupla“ und läuft dann brummig weiter, sondern hilft dem Andern noch wieder auf, kloppst ihn ab, entschuldigt sich und gleitet dann majestätisch davon. Daran er-

kennt man den Starren, der seine Muskeln in der Gewalt hat. Das aber gilt nicht nur fürs Schlittschuhlaufen, sondern fürs ganze Leben. Durch lässliches und lautes Verhalten, durch unbedeutenes und rücksichtsloses Auftreten zeigt man keine Mächtigkeits, sondern nur seine Schwäche. Man ist ein Anfänger und Stümper, aber kein Meister. Manche bleiben ihr ganzes Leben solche Stümper, und wie der ungelächteste Gießflüßer jeden dritten Menschen anrennt, so geraten sie auch alle Augenblicke in Streit, sind so tölpelig in ihrer Seele, daß sie niemals rechtzeitig ausweichen können, sondern geradezu in jede Ungehörigkeit hineinstoßen müssen.

Also meint nur so nicht, daß Anmut und Stille und Bescheidenheit ein Zeichen von Schwäche sei und einem Vuben lächerlich anhöre. Nein — je mehr Kraft Einer hat, desto feiner und liebenswürdiger kann er sein. Das rohe Gethue soll er nur den Tölpeln überlassen, die weder ihre Arme noch Beine, noch ihre Zunge in der Gewalt haben und denen man es verzeihen darf, weil sie noch keine rechte Stärke haben. —

F.

Streiflichter.

Politischer Boykott. Das politische Leben Deutschlands und namentlich Preußens bildet die sonderbarste Mischung fortschrittlich-demokratischer Institutionen und rücksichtlich-absolutistischer Praxis. Das zeigte sich wieder einmal deutlich bei den Landtagsdebatten über die Nichtbeteiligung freisinniger Kommunalbeamten. Der Minister des Innern proklamierte ganz ungeniert das Recht des Staates, gegen Parteien von Regierungswegen zu boykottieren, mit dem Endziel, durch solche Mittel des Verrufs, der Drangsalierung etc. diese Parteien zu vernichten, während doch die Verfassung auf dem Grundgedanken ruht, daß die notwendig immer vorhandenen verschiedenen politischen Strebungsrichtungen nicht nur nicht vernichtet, sondern gewandt und zur positiven Mitwirkung am Staatswohl herangezogen werden. Um den ganzen Widerinn und die unheilvoll zerrüttende Wirkung eines solchen politischen Boykotts zu begreifen, denke man sich nur, daß innerhalb der Kommunen daselbe System Geltung erlangte und bald freisinnige Magistrats die Konservativen, ultramontane die Liberalen ähnlich behandelten und man bedenke, wie verhängnisvoll schon der rein wirtschaftliche Boykott innerhalb kleinerer Erwerbskreise wirkt. Und nun handelt es sich hier gar um die gegenwärtig doch wohl größte der politischen Parteien. Ist es nicht ein absoluter Widerspruch, daß alle Sozialdemokraten von Regierungswegen vernichtet werden, nicht nur die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei selbst, sondern ganz, wie es im Strafgesetzbuch heißt, selbst die „Begünstigung“ als Verbrechen behandelt wird, daß eigentlich die größte Hälfte der Deutschen zu politischen Verbrechen gestempelt werden? Hat Herr von Rheinbaben auch gar keine Empfindung und kein Verständnis für den selbstlosen Idealismus, der zahlreiche Anhänger der Sozialdemokratie erfüllt? Diesen Idealismus hat doch selbst ein so streng konservativer und orthodoxer Herr, wie der Greifswalder Professor von Nathusius in einem für Herrn Rheinbaben so einwandfreien Organ wie der Kreuzzeitung, lebhaft und freudig anerkannt. Aber diesen vielen Idealisten unter den Sozialdemokraten möge auch erneut der Ausdruck der Sympathie der anderen nicht-sozialdemokratischen Idealisten hier wenigstens zum Ausdruck gebracht werden, nicht aus dem Streben nach „Begünstigung“ der Sozialdemokratie, auch nicht aus Uebelwollen und Feindschaft gegen die Regierung, überhaupt aus keinerlei Parteirücksichten, sondern einfach aus ethischem Gemeingefühl heraus, aus Erwägungen und Empfindungen der freien Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

Ein Aufrichtigkeitsbund. In Paris hat sich unter Mitwirkung der „Union morale“ eine Liga gebildet zur Pflege der Aufrichtigkeit in der sittlich religiösen Jugend-erziehung. Wer die merkwürdige Inkonsequenz des romantischen Geistes kennt, in dem die Extremere politischen und religiösen Denkens sich näher berühren, als irgendwo und friedlich neben einander in einem Hirn zu wohnen pflegen, wird diesen Versuch einer moralischen Reform freudig begrüßen. Es ist allgemein bekannt, mit welcher Leichtgläubigkeit — fast wäre ein schlimmeres Wort angezeigt — selbst völlig freientfende und einsichtige Väter ihre Kinder bei unsrer Nachbarn in literale Erziehungs-institute zu schicken pflegen. Der Voltairianismus, das jeine Denken scheint vielfach nur ein Privilegium für die Erwachsenen, und zwar fast nur für die Männer, zu sein; aber auch sie machen davon nur spärlichen Gebrauch, ausschließlich für ihr persönliches Leben; Frauen und Kindern muß „die Religion erhalten“ werden. „Femme, qui va à l'église, ne cherche pas aventure.“ Daran hat auch der staatliche Morallerunterricht in der Volksschule bisher nichts nennenswertes zu ändern vermocht. Aus den Satzungen des Aufrichtigkeitsbundes sei nun Folgendes mitgeteilt:

Der Bund hat nicht die Absicht, aufrichtige, religiöse Ueberzeugungen in der Familie zu belassen, die, von der rechten Bernunft freimüthig angenommen, als Ausdruck lebendigen persönlichen Empfindens im Hause sind, woselbsts und tiefen Einfluß auf die Lebensführung ausüben.

Er will einfach die folgenden Arbeiten, die seinen Anhängern von größter Wichtigkeit erscheinen, weiterverbreiten:

- 1) Sittlich-religiöse Erziehung ist nur da wirksam und ernsthaft möglich, wo die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern auf dem Boden der vollen Aufrichtigkeit gegründet sind.
- 2) Es ist unzulässig, daß ein Vater, gleichwohl unter welchem Vorwand immer, seinem Kinde irgend etwas lehre oder lehren lasse, was mit den Grundgesetzen des eigenen Innenlebens in höchstem Widerspruch steht.

Der Bund will seine Anhänger dazu helfen, diese Wahrheiten in ihrer eigenen Familie in die Praxis zu überlegen und sich frei zu machen von allen Ueberlieferungen, Gewohnheiten u. s. w., die, sei es von Generationen her fortwährend, seine wahre sittliche Weltanschauung mehr verstellen und der Aufrichtigkeit mißbräuchlich.

Die Mittel zu diesem Zweck sind folgende:

- 1) Enttönung aller Gemüthsbinden, die, in der Verengung schmach, durch gegenseitige Unterstützung kurz werden können.
- 2) Schöpfung einer Centralstelle für nützliche Sachverhalte (Bücherei, Zeitungen, Zeitschriften u. s. w.), die dazu helfen können, einen Weg für das zu Unterdrückende zu geben, und Beförderung der Mittel zu allgemeinem Besen, die von der Bernunft und preiswürdiger Gesahrung Einzelner empfohlen werden.

In merkwürdigem Gegenjage zu dem Bundeszweck scheint uns nur die Bemerkung zu stehen, die bei der Einladung zum Beitritt hinzugefügt wird. Es heißt da nämlich:

„Was bittet, mitzutheilen, ob der Name (des Mitgliebes) veröffentlicht werden darf, ob man ansonst zu bleiben, aber ein Pseudonym zu wählen wünscht. Seltige Discretion wird zugesichert.“

Da in Frankreich — anders als z. B. in Preußen — die Aufrichtigkeit auch auf dem Gebiete der nicht-konfessionellen Kindererziehung seinerlei, weder direkte noch indirekte, staatliche Maßregeln zu haben pflegt, so kann hier nur für diejenigen ein Hintertürchen offen gehalten sein, die aus Gründen des ehelichen Friedens oder anderweitigen Familienrückständen nicht offen mit ihrem Namen für ihre Ueberzeugung einzutreten gewillt sind. Eine immerhin recht merkwürdige Erziehung zur Aufrichtigkeit!

Amerikanismus und Anterriicht in Frankreich. Im Anschluß an die vorstehenden Ausführungen geben wir die interessantere Zusammenstellung wieder, die in der Wiener Wochenchrift „Die Zeit“ (herausgeg. von Prof. Dr. Singer, Dr. Burckhard und Dr. Kanner) Nr. 329 vom 19. Januar d. J. ein mit Follet zeichnender Pariser Mitarbeiter über

den Einfluß des Amerikanismus auf das französische Schulwesen giebt. Er schreibt:

„In den staatlichen Anstalten wird zwar kein Religionsunterricht mehr erteilt, aber die immer zahlreicher emporklimmenden Privat-schulen sind zum allgrößten Teile in der Hand der Christlichen, vor allem der Evidenzschicht, geblieben. Es haben die Jesuiten allein in Paris zwei große Anstalten errichtet, die „Ecole de la rue de Madrid“ und die während der Trepanaffaire vielbekannte „Ecole de la rue des Postes“. Während letztere eine Offizierspreste ist, beschäftigt sich ertere, die in der Vorstadt Boulogne eine Anstalt für die ärmlichen Klassen hat, mit der Vorbereitung für die Civilvorwahlen. Hunderte von Schülern aus den verschiedensten Berufsständen, sowohl aus dem Norden des Reichs als aus dem höheren Bourgeoisie, Irregularitäten alljährlich viele Anstalt und werden dort von früh auf an jene Geistes- und Denkmuster gewöhnt, die den Jesuiten charakteristisch sind und ihrem Namen in höchstbedeutend gemacht hat. Der gesamte Unterricht läuft einzig und allem auf eine möglichst perfekte Erziehung hinaus, wobei sich die Vorbereiter insofern ausschließlich mit dem befähigenden und fleißigen Schüler beschäftigen, die übrigen aber total vernachlässigen. Die „Champions“ werden geistig großwüchsig „abgerichtet“, sie werden aber allem gehört auf sich eingehende Schwere prompt und mit einer gewissen „Schneid“ zu antworten, auf das sie am Ende des Schuljahres, bei den Bewählungen, — die hierzulande, um die Hälfte der jungen Leute nur ja zu simulieren, öffentlich sind — als Vorbedernde vorgeordnet werden können. Dadurch treten man den Eltern und den Schulbesuchenden Sand in die Augen, verblüfft sie durch die glänzenden, an einzelnen Jünglingen geeigneten Leistungen, während die Unwissenheit der übertrugenden Weisheit in dem allgemeinen Verstande nicht zutage tritt und durch geschickte, vorher zwischen Lehrer und Schüler wohlwollend abgetheilte Fragestellung möglichst verdeckt wird. Dieses Prinzip der pädagogischen „Bücherei“ ist von den Jesuitenschulen aus mit erstaunlicher Weisheit auch in die staatlichen Vorklassischen gebunden, wo es jetzt allgemein angewandt wird. Die frommen Brüder sind aber noch weiter gegangen und haben die Vorteile, die der unentgeltliche Unterricht der Kinder in den Staatsschulen vielen Völligen Jammer bereit, zum großen Teile auf ihren Kosten zuzugestanden. Sie vergelten nicht nur zahlreich die Anstalten an Unentgelt, sondern sie stellen sich auch an Schüler, die schon in anderen Instituten, namentlich in den religionslosen Staatsschulen, als besonders begabt und fleißig bekannt sind. In aller Stille schafften die Jesuitenemisse nach solchen „Wachstemplaren“ und „Paaradise“, und wo sie eins entdeckte, sind sie den Eltern geschwind mit allerhand Belohnungen bei der Hand. Wohl es eine Zeitlang nicht, weil sie in der staatlichen Schule schon etwas factis verstanden war, so thun es jetzt Beschreibungen derselbe der jetzigen Ausbildungsgewohnheiten Soeben; genügt auch dies nicht, so werden freie Befähigung, Kleidung und ganze Besen bewilligt, um nur den Uebertret des Bundeszweckes in die Jesuitenanstalten zu erreichen und so das Verstehe ihrer Anzahl zu heben. Das für die Gewöhnung so großer Erleichterungen nötige Geld steht den Ordensbrüdern ja, wie sie legitim gezeigt habe, in unbegrenzter Menge zur Verfügung. Doch daß den erträudlichen, in den Jesuiten- und anderen Ordensschulen eingeführten pädagogischen „Trick“ alles selbständige Denken, alles eigene Urteil und selbst die Unabhängigkeit des Charakters unterdrückt werden, verkehrt sich von selbst; aber überläßt es aber dem Vater, zu unterscheiden, ob die Ordensbrüder damit nur dem zur Unselbständigkeit neigenden, besonnenen und methodischen Ratgeber der Franzosen entgegenkommen, oder ob sie im Gegenteil dieses Ratgeber geschaffen oder doch mißgünstigen haben; jedenfalls greifen gegenwärtig beide Dinge, Verengungsweite und Autoritäten, „vortrefflich“ ineinander.“

Sehr charakteristisch ist auch der von Henry Bergerer Ende 1898 erbrachte Zahlennachweis über das stetige Wachsen des Einflusses der Weislichen auf das Schulwesen. Während 1865 in ganz Frankreich 278 Mittelschulen mit 35 000 Schülern in der Hand des Klerus waren, zählte man 1897 418 solcher Schulen mit 62 188 Schülern. Dagegen gab es 1865 657 freie Volksschulen mit 43 000 Schülern, im Jahre 1898 deren nur noch 202 mit 9725 Schülern!

Die Staatsschulen endlich stiegen von 1865 bis 1897 von 828 auf 943, ihre Schülerzahl von rund 66 000 auf 89 000; ein verschwindend geringer Zuwachs, verglichen mit dem des Anwachses der Congregationschulen. Außer den bisher in Rechnung gezogenen kirchlichen Schulen giebt es aber noch eine große Anzahl kleiner Seminare, die auf den geistlichen Beruf vorbereiten und jetzt rund 29 000 Schüler besitzen. Zieht man diese in Betracht, dann ergibt sich die Zahl, daß gegenwärtig nahezu die Hälfte der sechzehnjährigen Bürgerkinder (1898 heißt alter der Leute, die demnach als Weislichbildung erweisen) einer kirchlichen Erziehung genießt, während es im Jahre 1865 kaum ein Drittel, 1884 etwas mehr als ein Drittel waren. Ohne die Seminare sichten sich die Weislichnisse im Jahre 1897 folgendermaßen:

Private elementare Anstalten	49%	Schulen	40%	Schüler
Staatsschulen	34	"	53	"
Private Lehrschulen	23	"	7	"

Diese Verhältnisse muß man sich vor allem vor Augen halten, wenn, wie dies von den Gegnern des Moralunterrichts in der Volksschule vielfach gelehrt ist, auf die Zustände Frankreichs exemplifiziert wird, um den Nachweis zu erbringen, als ob staatlicher Moralunterricht und Entzerrung des Konfessionsunterrichts aus der Volksschule die übelsten Folgen für die öffentliche Sittlichkeit gezögert hätten.

Druckfehlerberichtigung.

Infolge eines Verlasses in der Druckerei ist leider der Text der vorigen Nummer an zwei Stellen durch eine Saperveränderung entstellt

worden. Die drei letzten Zeilen von S. 58 (vor der Fußnote) müssen an die Stelle der drei letzten Zeilen von S. 56 gesetzt werden und umgekehrt. Die Zeile werden darnach leicht insunde sein, die entsprechende Berichtigung istst vorzunehmen. Um aber jeden Zweifel aususchließen, möge hier der bet. Passus der Ausführungen von Herrn. Haber (Seite 58, 2. Spalte unten) noch einmal im Zusammenhang abgedruckt werden:

„So to mmt die Zeit, wo Sozialismus und Individualismus keine unvereinbaren Gegensätze mehr bilden, sondern der eine die Voraussetzung und Grundlage des anderen wird. Wenn erst der Sozialismus den Acker gepflügt und das Feld bebaut hat, kann im Sonnenfeuer Nietzsche's ein Menschenreich entstehen und erwachen nach dem Ebenbilde Goethe's: stark und jert, stolz und gerecht, selbstbewußt und gütig“

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Krenenberg, Berlin W., Mathisstr. 7.

Vortragscyklus von Dr. Sr. W. Soerster

„Lebensfragen der modernen Kultur“

am 5., 8., 11., 18., 20. und 21. März, abds. 8^{1/2} Uhr im großen

Saale des Reichstageshauses (Bismarckstr. 92/93, an der Leipzigerstr.).

Inmitten der Auflösung alter Lebensformen und Glaubenssymbole sehen wir heute unverkennbar ein neues Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit und menschlicher Solidarität langsam zum Durchbruch kommen. Es wächst empor auf dem Gebiete der Völlerbeziehungen trotz aller Drängen der Gewalt und der Leidenschaft; es sündigt sich an in dem Kampfe der Frauen um neue Pflichten und neue Rechte; es wird immer sichtbar in der großen Bewegung der arbeitenden Klassen und in der Verfeinerung des sozialen Bewußtseins in den Kreisen der Gebildeten.

Die internationale ethische Bewegung betrachtet es als ihre Aufgabe, dieses neue Kulturbewußtsein allmächtig aus seinen Unklarheiten, Zweifeln und Widersprüchen zu befreien, um auf einem reicheren Wissen von der Thatfachen und Gegeben der menschlichen Natur und der sozialen Gemeinschaft das neue Gewissen der Menschheit begründen zu helfen.

Der folgende Vortragscyklus macht selbstverständlich nicht den Anspruch, die bezeichneten Fragen irgendwie erschöpfend zu behandeln. Daß es über den Nachkämpfen der Nationen und der Parteien, der Klassen und Konfessionen noch höhere Gesichtspunkte für die Behandlung menschlicher Angelegenheiten giebt und daß sich ohne solche Gesichtspunkte die Schwierigkeiten der modernen Kultur immer trostloser verwirren müssen — das zu zeigen, ist der alleinige Zweck der ganzen Veranstaltung.

teilung und ihre ethischen Konsequenzen. d) Die Zukunft der persönlichen Bedienung. e) Universitätsaufhebung und Sittlichkeit-Bewegung in England und Amerika. f) Sinn und Wert der sozialen Hilfsarbeit. g) Klassenkampf und Ethik.

Montag, den 18. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

- 4. Die Frauenfrage. a) Persönlichkeit und Gemeinschaft. b) Die freie Liebe. c) Das Problem der Frauenbildung außerhalb des Universitätsstudiums. d) Was hat die Familie und die Kultur von der Emancipation der Frau zu erwarten? e) Die Frauen und die Nachpolitik. f) Die Frauenbewegung und der häusliche Frieden.

Mittwoch, den 20. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

- 5. Das Verbrechen und die Gesellschaft. a) Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft in der Frage der sittlichen Verantwortlichkeit. b) Lombrosos Lehre vom geborenen Verbrecher. c) Das Verbrechen als soziale Erscheinung. d) Die Irrenhäuser der Abstraktionstheorie. e) Vorbeugung und Heilung. f) Sozial-ethische Lehren des Sternberg-Projektes. g) Zur Revision des Strafwesens. h) Amerikanische Gefängnisreform. i) Die Vorbereitung unserer Juristen.

Donnerstag, den 21. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

- 6. Ethische Jugenderziehung in Einklang mit den modernen Lebensbedingungen. a) Die Gefahren einer ausschließlich religiösen Moralbegründung. b) Lex Feine und der kirchliche Moralunterricht. c) Ueber den Spag: Das Leben erzieht und nicht die Schule. d) Die Vertreter des französischen Moralunterrichts. e) Was ein Moralunterricht trocken sein? f) Die Autorität in der Erziehung. g) Der Patriotismus in der Schule. h) Das Kind und die Religion.

Eintrittskarten zu 7,50 Mk. und 5,00 Mk für den ganzen Cyklus sind zu haben in den Buchhandlungen von Proschauer & Meyer, W. Leipzigerstr. 136, Hermann Lazarus, W. Friedr. str. 66, Schwegler & Mohr, W. Potsdamerstr. 42, J. M. Spaeth, C. Königstr. 52, Waltherr & Apolant, W. Markgrafstr. 60, Speyer & Peters, W. Unter den Linden 43, Schiltberger, W. Schiffstr. 3, Expedition der Ethischen Kultur, W. Bismarckstr. 47 und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, W. Unter den Linden 16 Gartenhaus III.

Die Mitglieder der Deutschen Ges. f. ethische Kultur erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyklus zu dem ermäßigten Preise von 3,00 Mk. nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Dasselbst erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder. Einzelkarten zu 2,00 und 1,00 Mk. nur Abends an der Kasse, soweit Platz vorhanden.

Dienstag, den 5. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

- 1. Weltpolitik und Ethik. a) Machiavelli und die Lösung der Politik von der Moral. b) Der Zwiespalt zwischen Gewalt und Gewissen in der modernen Kultur. c) Haltung der Kirche in diesem Zwiespalt. d) Die realpolitische Bedeutung der ethischen Kräfte. e) Sittliche und geistige Grundlagen der nationalen Existenz. f) Treisichtiges Auffassung von der Sittlichkeit des Staates. g) Die Ohnmacht der Macht in der Lösung des Klassenproblems. h) Die Kulturmission des deutschen Geistes.

Freitag, den 8. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

- 2. Humanität und Herrenmoral. a) Der Kampf ums Dasein im Tierleben und in der Menschenwelt. b) Spencer und Hödels Warnung vor dem Zauber der Schwäche. c) Die Bedeutung des Nüchterns vom biologischen Standpunkte. d) Nietzsche's „Umwertung aller Werte“. e) Ein Kampf gegen Utilitarismus und Demotrie. f) Das Problem Nietzsche's in der modernen Literatur. g) Der Herrschenfisch in Goethe's Faust und in Nietzsche's Philosophie.

Montag, den 11. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

- 3. Die Arbeiterfrage und der Klassenkampf. a) John Ruskins Angriff auf das Maschinenzeitalter. b) Die moderne Technik und die Emancipation der Arbeit. c) Die Arbeits-

Beitrag
zum Gedenkbuch
des Jahres 1901.
Das Abonnement bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen.
Verlagspreis 1/2
Mk. 1900.

Ethische Kultur

Verlag:
Die Verlagsgesellschaft
Münchenerstraße 40
D.-Lagen
bittig nach
letzter Vereinbarung
Kunsthof in allen
Büchereibetrieben
und in der
Spezialdruckerei W.,
München, 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerffer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin W. Wilhelmstr. 42.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 2. März 1901.

Tr. 9.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Nochmals Tolstoi-König-Sternberg. Von Dr. O. Uetter (Baden-Baden). — Peter Kosseggers Himmelreich. Von Georg Schneider (Mannheim). — Versuche im Moralunterricht. — Streiflichter: Charakter-Verleugungen. Die geistlichen Orden und die Rechte der Persönlichkeit. — Sprechsaal: Politik und Moral. Von Otto Höschel und V. Hecinet.

Nochmals Tolstoi - König - Sternberg.

Eine Entgegnung.

Von Dr. O. Uetter (Baden-Baden).

„Die Freunde der ethischen Bewegung müssen noch eifriger die Weisheit des Nichtrichtens und Nichtstrafens verständigen.“ Mit diesen Worten schließt Dr. Vobe seine anregenden Ausführungen in Nr. 3 dieses Blattes. Ich bin gleichfalls der Ansicht, daß die Freunde der ethischen Bewegung ein dringendes Interesse nicht nur an unserer derzeitigen Strafrechtspflege, sondern vor allem auch daran haben, auf ihre Mängel und deren Bewertung vom ethischen Standpunkte hinzuweisen. Nur darin, daß die Beseitigung der Gerichte — ganz abgesehen von der tatsächlichen Unwahrscheinlichkeit einer solchen Reform — das wünschenswerte Ziel darstelle, für dessen Verwirklichung der Ethiker, und zwar durch die Erziehung des Volkes in jedem Sinne, eintreten solle, darin vermag ich mit dem Verfasser nicht übereinzustimmen. Angesichts der meines Erachtens grundsätzlichen Wichtigkeit der Stellung des Verfassers in jenem Artikel dürfte vielleicht ein weiteres Erörtern jener Gedankengänge im Sinne Dr. Vobes gestattet sein.

Tolstoi-König-Sternberg! Der verbindende Gedanke, der diese drei scheinbar unzusammenhängenden Erscheinungen verknüpft, läßt sich vielleicht in der Frage zusammenfassen: Welcher Aufgabe dient das Recht, spezieller vielleicht das Strafrecht? Tolstoi lehrt: Nichts nicht! Und es liegt viel Wahrscheinliches in den Ausführungen der „Auserziehung“, mit denen er diese Lehre begründet. Nach ihm dient die Strafe nur einem schädlichen Zwecke. „Alle Erörterungen der modernen Strafrechtswissenschaft,“ so fährt er dort aus, „dienen nur dem Zwecke, die Strafe überhaupt zu rechtfertigen, deren unbedingte Notwendigkeit als ein Axiom aufgestellt wird.“ Die Konsequenz dieser Anschauung ist also die: die Strafe hat überhaupt keinen sittlich berechtigten Zweck, also ist sie abzuschaffen. Wäre dies „also“ die strikte logische Konsequenz des Vorderzuges, ich würde nicht, wie der Ethiker zu einem andern Standpunkte kommen sollte. Offenbar in diesem Zusammenhangem verjudet denn auch Dr. Vobe in dem erwähnten Aufsatz, auf die schwereren Missethate aufmerksam zu machen, die sich

anlässlich des Königer Wortes infolge des Schreiens nach Strafe und Tühne ergaben; an dem Sternberg-Prozess und seinem Verlauf zu zeigen, daß die Strafe bezw. das Verfahren, um zu einer Bestrafung zu kommen, mehr Schaden stiftet als das Verbrechen, das bestraft werden soll.

Die Frage ist nun zunächst, ob all die erwähnten Missethate, deren Vorhandensein so wenig wie ihre Schädlichkeit zu bestrafen ist, wirklich in dem Strafbegehren der Gesamtheit ihren Grund finden. Denn nur, wenn dies Strafbegehren die Ursache jener Schäden ist, läßt sich von einer Beseitigung und Unterdrückung jenes Verlangens eine Beseitigung der unerwünschten Wirkung erwarten. Allein es soll hier ungruppirt bleiben, in wiefern sozialpsychologische Störungen allgemeiner Art (Antisemitismus, Ritualmordglaube, konfessionelle und demagogische Verheugung) dort in König, Mängel unseres positiven Rechts (in der prozeduralischen Stellung der Anklagebehörde und der Verteidiger) hier, Mit-Urache oder Allein-Urache all des Unrechts sind, das gelegentlich jener zwei Fälle entsteht.

Hier interessiert nur die Frage, ob wirklich, wie Tolstoi meint, eine Beseitigung der Gerichte und der Strafe im sittlichen Sinne zweckmäßiger wäre. Würden damit jene Uebelthaten, die sich hier scheinbar als Konsequenzen der staatlichen Strafrechtspflege darstellen, entfallen oder auch nur sich mindern? Ich glaube nicht, daß wir diese Frage bejahen können. Auch eine Gemeinschaft ethisch vollkommener Menschen könnte nicht existieren, ohne daß sich in der Gemeinschaft als solcher Normen des Verhaltens für ihre Glieder entwickelten. In jeder Gemeinschaft aber tritt das Gemeinschaftsinteresse, der Gesamtwille, notwendig in einen gewissen Gegensatz zu dem Individualinteresse, zu dem Einzelwillen. Die Gesamtheit als solche strebt darnach, das ihr innewohnende Leben zu entwickeln und zu entfalten und eine höchstmögliche Vollkommenheit ihres Gesamtorganismus zu erlangen. Von demselben Streben ist jedes Einzelglied der Gemeinschaft ebenso naturnotwendig befehl. Tiefer Gegensatz zwischen dem Sozialinteresse und dem Individualinteresse kann stiglich in streng sittlichen Grenzen sich entfalten, seine Formen und seine Wirkungen müssen durchaus nicht sittlich verwerfliche sein; aber es bleibt immer ein Gegensatz zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen. Da müssen eben Organe sein, die beurteilen, wo der sittlich berechtigtere Zweck liegt, ob, an dem sittlichen Grundprinzip gemessen, das Interesse der Gemeinschaft oder des Einzelnen das sittlich höher stehende sei. Ein Beispiel: In den meisten Fällen wird das Gesamtinteresse dahin gehen, die Verbindung zweier

Menschen zum Zwecke der Ehe, der Zeugung und Erziehung einer sittlich fruchtigen Nachkommenschaft zu einer dauernden und festen zu gestalten. Und doch: Wenn eine Künstler-Natur, wie etwa die Goethes, in ihrem individuellsten Interesse, zur Entwidlung ihrer höchsten Fähigkeiten, größerer Freiheit bedarf, als die Gesamtheit für sich festsetzt, ist da nicht diese Freiheit das sittlich Würdigen- und wertere und — hingesehene auf die so erwachsenen Güter — das sittlich Wertvollere?

Das sind in gewissem Sinne Theorien; aber auch in der konstruierten Gemeinschaft guter Menschen bedürfte es eines Organs, um den concreten Fall nach den Interessen der Gesamtheit, unter Vernachlässigung des Einzelinteresses, in Kollisionsfällen zu werten. Denn es können und müssen innere Konflikte zwischen diesen beiden Interessen entstehen. Freilich in einer solchen Gemeinschaft bedürfte es keiner Richter, um die Aufgaben dieses Organs zu erfüllen. Den Richter trüge jeder in sich selbst: Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit.

Aber in einer solchen Gemeinschaft leben wir eben nicht; und — das müssen wir uns wohl eingestehen — solche Richter sind wir nicht, können wir nicht sein; denn das hieße, die Menschen ganz bis ins Innerste durchschauen und bis zum tiefsten Willen und Fühlen in ihnen leben. Darnach können wir streben, wir sollen es auch; aber die Annäherung ist nur eine allmähliche. Weibst also der Konflikt des Gesamtwillens und des Einzelwillens; und bleibt die Notwendigkeit, nach menschlichen Mäßen über ihn zu entscheiden. Der Einzelne will leben, lieben, glücklich sein, vielleicht auch so leben und so glücklich sein, wie ers von Andern vor sich sieht. Aber er ist arm, hat nicht Geld und Gut, nicht Heim noch Haus. So wird er zum Dieb, zum Betrüger, zum Ehebrecher, vielleicht zum hohlerinnlichen Mörder. Wer wollte all den Möglichkeiten nachspüren, wie ein auf die Erreichung seiner Ziele erpicht, leidenschaftlicher Mensch mit dem Strafgesetze in Konflikt kommen kann? Und vollends, wer wollte all die Möglichkeiten nachspüren, wie ein Mensch, auch bei bescheidensten Bedürfnissen, durch soziale Verhältnisse gezwungen werden kann, sie unredmässig zu befriedigen? Doch soll darum der sittliche Mensch sagen: Nichter nicht? Das hängt wohl davon ab, was der Nichtspruch ist, was das Gericht, was das Recht, das im Gericht gesprochen wird, will. Im Recht und in der Strafe liegt nichts von dem Hochmut, mit dem sie so oft gesprochen werden. Das Recht sagt nur: Du lebst unter andern Menschen, du lebst in einer Gemeinschaft. Will diese Gemeinschaft ihren Zwecken leben können, so muß sie jeden ihrer Wesen auf gewisse Normen verpflichten; und jeder muß diese Normen erfüllen und ihnen nachkommen. Wer es aber nicht thut, bei dem müssen die Grundätze des Gemeinschaftslebens gestört und gewehrt werden, daß alle Gemeinschaftsmitglieder — das Irrende mit eingeschlossen — den Wert und die Würde dieser Normen und der Güter, die durch sie geschützt werden, schätzen und achten lernen. Ließe man aber den Irrenden ungemahnt weiter irren, so wüßte er bald selbst nicht mehr, was er der Gesamtheit schadet; und die Gesamtheit wüßte nicht mehr, was sie von jedem ihrer Glieder zu verlangen berechtigt und verpflichtet ist.

Darum hat es seine gute Seite, daß der Nichtspruch den Verurteilten in den Augen der Gemeinschaftsmitglieder sittlich minderwertig macht. Durch seine That ist das Rechtsgefühl der Rechtsgenossen verletzt, in dem Thäter und in den Andern. Es verlangt — und da kommen wir eben an den wunden Punkt: Es verlangt: Sühne! Als ob Gleichgutes ungeheuren zu machen wäre! Als ob irgend etwas damit gethan wäre, daß man den Thäter „exemplarisch bestrafe“. Die That hat ihre letzte Wurzel

in einer antisozialen Willenrichtung des Thäters. Weil ihm das sozialethische Empfinden fehlt oder weil es nicht stark genug in ihm war, darum griff er seines Nächsten Leib oder Leben an. Will man die That wieder gut machen, so bessere man diese Seite in dem Bewußtsein-leben des Thäters; hole nach, was frühere Erziehung an ihm verfaumte. Hätte die das ibrige gethan, so wäre das Verbrechen nicht geschehen. Wenn der Thäter aber ein solcher ist, dessen sittliches Gefühl stumpf oder erloschen ist, dessen moralisches Empfinden nicht mehr gewekt und gebildet werden kann, so haben wir es mit einem anormalen, psychopathologisch degenerierten zu thun. Solche behandle man als Kranke, nicht als Verbrecher.

Dem Neft gegenüber aber bleibe man sich bewußt, daß an ihm die Gesellschaft eine ernste Erziehungspflicht zu erfüllen hat. Weibe man sich bewußt, daß man nicht abzuurteilen hat über einen Verbrecher, sondern daß man einen irren Gekangenen auf den rechten Weg weisen muß; daß man dazu in nur zu vielen Fällen mit zu der Gesellschaft gehört, die durch ihre frühere Lieblosigkeit und ihr Unverständnis schuld war an diesem Irregehen.

Der Richter hat dann die schwere und hohe Pflicht, nicht einen sittlich minderwertigen hochmütig zu verdammen, sondern er wird prüfen müssen: zunächst, ob der vorliegende Fall das Gesamtinteresse so stark verletzt, daß ein Einschreiten erforderlich ist; und ob diese Verletzung nach menschlichem Ermessen sicher ist. Dann aber, wie der Thäter zum Bewußtsein seiner selbst gebracht werden kann, ob es genügt, ihm Strafe anzudrohen, falls er sich nochmals vergeht und ihn so zu stärken, aus dem rechten Wege zu bleiben; oder ob und wie lange es erforderlich ist, die veräurte Erziehungspflicht, die die Gesamtheit gegen jedes ihrer Glieder hat, nachzuholen.

Die andern aber werden nicht mehr nach „Sühne“ schreien; und die Strafe wird nicht mehr unpraktisch und böse sein. Weisheit und Milde wird an Stelle von Unverständnis und Leidenschaft stehen; und das demütige „Wir sind Sünder alle zumal“ wird den Hochmut und die Selbstüberhebung vertreiben.

Ich glaube, daß dieser Weg gangbarer ist, als der von Dostoi vorgeschlagene, schon deshalb, weil er sich anschließt an die geschichtliche Entwicklung; und ich glaube, daß er — soweit die Schuld an der Strafe liegt — all die Mißstände beseitigen wird, die in Konig und beim Sternberg-Prozess sich als Konsequenz der derzeitigen Aufassung der Strafe ergeben. Nicht für die Weisheit des Nichtrichtens und Nichtstrafens, wohl aber für die sozial-ethische Begründung der Strafe und für entsprechende Reformen des geltenden Strafrechts, dafür müßten meines Erachtens die Freunde der ethischen Bewegung mehr wie bisher eintreten.

Peter Hofeggers Himmelreich.

Von Georg Schneider (Wonnheim).

Unsere Zeit neigt unzweifelhaft wieder mehr religiösen Fragen zu; ich will damit nicht sagen, daß sie anfangs, wieder frömmter zu werden, wenigstens nicht frömmter im kirchlichen Sinne; aber es interessieren sie die religiösen Fragen. Sie produziert in Bezug auf diese Fragen eine ungemein umfangreiche Literatur und findet Abnehmer dafür; man liest die Bücher über religiöse Fragen. Will man das Charakteristische dieser religiösen Literatur angeben, so muß man sagen, es drängt in ihr alles nach einem Ausgleich der Differenzen zwischen zwei Welten, zwischen der Welt des Glaubens und der Welt des Wissens; ihre Erzeugnisse suchen alle miteinander zwischen dem ehrwürdig Alten und dem hochschätzbaren Neuen zu vermitteln,

suchen gewissermaßen eine Brücke zu schlagen zwischen alter und neuer Weltanschauung. Die Verfasser dieser eigenartigen Literatur können es nicht leugnen: wir sind Weltfinder; die Anziehungskraft der Erde auf uns ist groß, tiefengroß; aber neben dieser irdischen Anziehungskraft lockt noch immer das verheißungsvolle Himmelbild der religiösen Ueberlieferung; besonders wo die Welt ihr Kind im Stich gelassen hat, wo das Weltbild müde geworden ist des Kampfens und Ringens, beschleicht es nicht selten das Heimweh nach dem alten Himmel des Glaubens. Gerade die Kampfnaturen, die sich im Leben nicht haben leicht werden lassen, die die ganze Schwere des Daseins gelöst haben und darüber alt geworden sind, werden mächtig von dieser Friedenssehnsucht ergriffen. Derer sind gar nicht wenige: ja, wenn wir, was wohl nicht unzutreffend sein dürfte, das ganze Menschenleben unter dem Bilde eines Kampfes verstehen, so ist die ganze Menschheit. Das Ruhebedürfnis kommt mit den Jahren, die ganze Menschheit empfindet's, sucht es zu befriedigen, wie von jeher, so auch jetzt noch, und wenn uns nicht alles täuscht, auch für alle Zukunft; denn

Dem Geschöpf ist eingegeben eine ew'ge Sehnsucht
Nach Ruhe. Mag sein Feinden diese Ruhe
Vollkommenheit, Glück, Himmel, Gott benennen.
Nach diesem letzten Ruheziele strebt er hin voll Unruh'
Und der Ewigne

Er findet doch im Tod, die Menschheit aber
Ruh' leben, sterben, ringen immerdar!

(Damerling, Ahasuer.)

Eine Wandlung aber macht sich in der Befriedigung dieses Ruhebedürfnisses der Menschheit bemerkbar; man sucht diese Ruhe nicht mehr ausschließlich dorten im Jenseits. Das Dorten und Drüben verblaßt mehr und mehr; die Jenseitsprobleme werden zu Diesseitsidealen; man hängt noch immer am Ewigen, am Idealen, aber man zeigt es in zeitlichem Glanze.

Ein Beispiel dafür ist Peter Kofegger, der wackere Mann, der Volksdichter im Steierwald, dessen Dichtertum seit etwa dreißig Jahren die Grenzen seiner Heimat überschritten. Er ist jetzt 57 Jahre alt, von einstigen Himmelsstürmer hat schwere Krantheit zur Einkehr bei sich selbst geführt, im Leid ist sein religiöses Fühlen und Denken licht geworden, in Schmerzen hat er die herkömmliche Wertung des Lebens umgewertet.

Er ist römischer Katholik, und er hält fest an der angestammten Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche, ob sie ihn gleich einen Kezer heißt; es zwingt ihn dazu, wie die hohe Befriedigung, die sie in ihrem Kultus seinem Gemüte gewährt, so die Pietät gegen Vater und Mutter. Nichtsdestoweniger unterhält er Beziehungen zu rein evangelischen Vereinigungen. Für die 13. Generalversammlung des Evangelischen Bundes, dessen Arbeit in erster Reihe gegen die katholische Kirche gerichtet ist, ver sprach er einen Vortrag über die religiöse Bewegung in den österreichischen Alpenländern, und soviel gilt sein Name aus jener Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Halberstadt, daß der Prediger Rappus aus Würzburg ihn einen so günstigeren Eindruck mit seiner Rede machen kann, weil er Größe von Kofegger bringt.

Man wird zugeben müssen, daß ist eine eigenartige Erscheinung. Ein Katholik, dem es weit obliegt, seine katholische Kirche dranzugeben, findet auf einem katholikenfeindlichen, evangelischen Kongresse besondere Begeisterung. Wie ist das zu erklären? Ist das nicht Inkonsequenz? Heißt das nicht zween Herren dienen? Peter Kofegger sagt, nein. Er diene weder der katholischen Kirche, wenn er in ihr verbleibe und sich an ihrem Kultus erbaue, noch der evangelischen Kirche, wenn er einer evangelischen

Predigt anwohne oder eine evangelische Kirche bauen helfe. Er diene nur Einem, und das sei Jesus Christus.

Aber was ist das für ein Christus? Der evangelische oder der katholische? Im Mai vorigen Jahres erschien in der von Kofegger im Jahre 1876 begründeten Monatschrift "Freimgarten", ein Lebensbild Jesu aus seiner Feder. Der Artikel war kaum erschienen, so konfiskierte ihn auch schon die österreichische Zensurbehörde; bald darauf ist er in deutschen Blättern erschienen und unbeanstandet geblieben. Tehen wir uns diesen Christus an, so gewahren wir, es ist weder der katholische noch der evangelische Christus; es ist auch kein dogmatischer Christus; vielleicht daß man ihn als einen historischen Christus bezeichnen könnte, soweit bei dem Knappen und überaus fraglichen Material der evangelischen Ueberlieferung überhaupt von einem historischen Christus die Rede sein kann. Im letzten Grunde ist es nur der Kofeggersche Christus, ein rein persönlicher Christus, ein Christus, wie ihn der Einzelne sich zeichnet nach den Umrisen der Idealgestalt, die er selbst sich von dem jüdischen Reformator gebildet.

Und das ist das Bedeutsame. Denn Kofegger so handelt, indem er in Bezug auf ein wichtiges Hauptstück der christlichen Lehre seine eigenen Wege wandelt, eliminiert er ein bisher als wesentlich bezeichnetes Moment der Religiosität, befreit er den Zwang der Ueberlieferung aus den religiösen Dingen. Es ist das keine Spiegelschere von ihm, im Gegenteil lauterer Ernst. Die Forderung der Kirche: "Du sollst glauben" erscheint ihm geradezu brutal. Die Verpflichtung auf den Glauben einer Kirche bereits bei der Taufe geht ihm wider Recht und Moral. Christ von der Notwendigkeit, ja Unumgänglichkeit des Glaubens überzeugt. Er sagt, wir müssen alle glauben, und jeder hat einen Glauben. . . auch wer an die Existenz der Urzelle glaubt, hat einen Glauben, wenn auch einen Glauben im Zelleengangs.

Mein der Glaube darf nicht von außen an den Menschen herantreten, er darf nicht geordert werden; denn der Glaube ist Anlage, rein persönliche Anlage, ist persönliches Bedürfnis, Herzensbedürfnis; glauben können ist ihm gleichbedeutend mit glauben müssen; er kann gar nicht anders als glauben; er würde glauben auch ohne alle irdische Unterweisung; er glaubt, weil er gern glaubt, und weil es ihm wohltut zu glauben. Und so glaubt er denn das ganze apostolische Glaubensbekenntnis von A bis Z, glaubt er Dreieinigkeit und Jungfrauengeburt, Himmel- und Höllenfahrt, leibliche Auferstehung und Wunder, Teufel und Heilige. Er glaubt sogar, was geradezu den Hohn herausfordert, was der Vernunft schnurstracks widerspricht, was buchstäblich genommen geradezu Unsinne wäre. Aber — das ist wiederum das Charakteristische, er glaubt das alles nur, wenn es ihm gestattet ist, es so symbolisch zu nehmen, daß es seiner Auffassung und seinem Herzen nahekommt; er wahr't sich das Recht, nicht buchstäblich glauben zu müssen, was sinnbildlich gemeint ist, und sinnbildlich zu deuten, was buchstäblich gemeint ist. Denn, sagt er, wozu hätte ich denn sonst einen Verstand, eine Seele. Und er wahr't sich dieses Recht wie nach Seiten der Bejahung so nach Seiten der Verneinung. Er hält durchaus nicht mit seinem Freund Anjengruber, der, zur Zeit der Unfehlbarkeitsklärung des Papstes sagte: "Aa des Bißels wegen da! Wenn man schon neun und neunzig Pfund glaubt, warum nicht gleich den ganzen Zentner?" Für Kofegger ist das hundertste Pfund Liebergewicht, das er nicht zu tragen vermag; und so glaubt er nicht an die päpstliche Unfehlbarkeit, weil sie seiner Ueberzeugung widerlich ist, glaubt er nicht an eine ewige Verdammnis, weil sie sich mit seinem Gerechtigkeitsgefühl nicht verträgt, glaubt er nicht an die persönliche Existenz des Teufels, denn das hieße die Aujmerksamkeit von den Teufeln in unserem Herzen, von unsern bösen

Neigungen, ablenken. An den persönlichen Gott aber glaubt er, muß er glauben, das ist ihm Herzensbedürfnis. Ist ihm der Teufel lediglich Personifikation des bösen Prinzips, so doch Gott mehr als bloße Personifikation des guten Prinzips, und er hat ihm gegenüber feinerlei Besorgnis, daß durch diesen persönlichen Gott unsere Aufmerksamkeit von den Göttern in unserem Herzen, von den edlen und sittlichen Neigungen, abgelenkt werden könnte.

Man wird sagen, das ist infonsequent; aber das geniert ihn nicht, er ist ja Poet und als solcher folgt er seiner eigenen Offenbarung. Er stellt wohl auch die große inhaltsschwere Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? Aber er stellt sie nicht an die Kirche, er stellt sie an sein Gewissen; es ist subjektive Wahrhaftigkeit, was er von jedem Einzelnen verlangt, was er selber bietet. Er schafft sich sein Himmelreich selbst, unbekümmert darum, ob es mit dem Himmelreich der Kirche übereinstimmt, ja unbekümmert selbst darum, ob sein Himmelreich auch mit dem von Jesus verstandenen übereinstimmt, wenn es ihn nur erleuchtet, wenn es ihn nur beglückt. Was kümmert ihn die Theologie, was die Theologen; er anerkennt keine offizielle Schriftauslegung; er liest jene Bibel selbst; was ihn darin anzieht, und das sind vornehmlich die Evangelien und in ihnen wiederum die Predigt vom Verge, das nimmt er an; was ihm abfällt, ist ein großer Teil des alten Testaments, das verwirft er; er legt sich sein Evangelium auch aus, wie's ihm beliebt; die biblische Erzählung ist ihm hochwichtigstelei, die den Glauben nur zerlegt, statt ihn zu befestigen. So ist schließlich seine eigene religiöse Meinung, die er in den Evangelien sucht und demgemäß auch findet. Man kann sagen, er liest sein religiöses Ideal in die Bibel hinein.

Mit anderen Worten: Es ist die freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten, die Kosegger für sich in Anspruch nimmt, und die er nach dem bekannten Satze, was dem einen recht ist, ist dem andern billig, als Postulat für die Allgemeinheit anerkennen muß.

Es ist für uns Konfliktmenschen der Gegenwart, die zwischen alter und neuer Weltanschauung mitten innen stehen, überaus interessant, den religiösen Werdeprozeß eines der führenden Geister unserer Zeit verfolgen zu können. Wir brauchen nicht absichtlos den Ausdruck führende Geister. Sie alle, die sich durch den großen Weltwiderpruch hindurchgeschlängelt haben und zu einem bestimmten Abschluß gekommen sind, verdienen führende Geister genannt zu werden, sobald ihre Wirksamkeit sich vor der großen Öffentlichkeit abspielt. Ein Goethe sowohl wie ein Schiller, ein Carlyle wie ein Nietzsche, ein Tolstoi nicht weniger als ein Kosegger; die Art des Abschlusses jenes religiösen Ringens mit sich selber und mit der Ueberlieferung ist nicht das Ausschlaggebende, sondern allein die Tatsache eines Abschlusses.

Auch Kosegger ist zu so einem Abschluß gekommen. In seinem ganzen religiösen Werdeprozeß spielt der Poet eine bedeutende Rolle; ihm ist alles Gefühl im Reiche der Religion, alles Mythis im Reiche des Glaubens, seine Phantasie hat fast uneingeschränkte Gewalt auf diesen Gebieten, und er will der Verjüngung, dem Greisbarwerden der Glaubensdinge den weitesten Spielraum vergönnt wissen. Er trägt keinerlei Bedenken zu gehen, daß die nur eingebildeten Güter wesentlichen und dauernder sind, als diejenigen, die wir tatsächlich besitzen.

So hat er sich sein Himmelreich gedacht und darin inhaltend und waltend seinen Gott. Es ist sein Gott die letzte, nur personifizierte, Ursache der modernen Naturforschung, der Gott, der nicht nur das Saatkorne schafft, sondern auch die Urzelle, nicht nur der einmalige Welterschöpfer des Sechstageswerkes, sondern die Personifikation des ewigen Werbens in Menschen, Tieren und Pflanzen;

der Gott, der mit Weltkraft, Geist, Naturgesetz identisch ist, dem die modernen Menschen aber so gern seinen Gottesnamen vorenthalten; der Gott, den die moderne Naturwissenschaft — die auch er anerkennt — wohl ignorieren aber nicht hinwegbeweisen könne; der Gott, für dessen Sein oder Nichtsein es eine mathematische Beweisführung überhaupt nicht giebt, und nicht geben soll, der nur geglaubt, nur gefühlt werden kann. Und Kosegger glaubt diesen Gott, glaubt und fühlt diesen Gott, wie der Ziegenhirt auf der Edleralp, der der Sonne in heißer Mittagsglut eine Schale voll der Milch seiner Ziegen zum Trinken hinstellt.

Was er so an Gottesvorstellung zu wege bringt, ist eine Vermenschlichung Gottes, das ideale Abbild seiner, Koseggers selbst. Diesem Ideal zuzustreben, ihm näher und immer näher zu kommen suchen, das nennt er dem Himmelreich näher kommen.

So fällt es ihm nicht im geringsten schwer, auch seinen Jesus Gott, wahrhaftigen Gott zu nennen, ihn liebhaftig zu sehen in dem Duft der Blume, im Geflatter des bunten Falsters, in der Dürtigkeit des darbedenden Bettlers. Wer ist selbstloser, fragt er, als Jesus? Selbstlosigkeit aber ist Göttlichkeit, denn unter Menschen findet sich solche Tugend nicht. Jesus lebt seine Lehre. Wer aber thut das unter den Menschenfindern? Niemand! Also ist Jesus göttlich, weil er seiner Lehre gemäß lebte. Beweis sind mir alle Gottesöhne, aber keiner ist Gott so ähnlich als Jesus, und darum ist er der einzige, der eingeborene Sohn Gottes. Er begreift es, menschlich war des Weltalls Sendung, aber gerade da, wo Jesus am menschlichsten ist, erscheint er ihm am göttlichsten, mit anderen Worten, das Ebelmenschliche ist und bleibt doch auch für Kosegger das eigentlich Göttliche. So vermag er denn auch an den heiligen Geistgott zu glauben, denn er fühlt ihn in der Stimme seines Gewissens, er findet ihn in der Begeisterung für das Gute und für das Ideale, in der Ueberzeugung von der Existenz einer sittlichen Weltordnung.

Das ist Koseggers Gott; er bedarf für ihn keiner Beweise, denn er glaubt an ihn aus Herzensbedürfnis, aus persönlicher Neigung. Dennoch hat er Beweise für seine Existenz, aber es sind keine außerweltliche, sondern innerweltliche. Das menschliche Gewissen ist ihm der sicherste Beweis für die Existenz Gottes, d. h. seines Gottes. Das Gewissensleben ist ihm das eigentliche Gottesleben, das Gewissensgericht das wahre Gottesgericht.

Es liegt nahe, daß bei so individueller Gottesauffassung der schematische Gottesbegriff der kirchlichen Dogmatik nicht zu seinem Recht kommen kann; aber wie gelangt, Kosegger will auch keinen dogmatischen Gott, er will einen Gott, wie er ihn für seine Person allein gebrauchen kann. Mögen sich auch seiner individuellen Gottesanschauung gegenüber immerhin Widersprüche mit der Welt der Wirklichkeit herausstellen, was kümmert ihn? Wo ihn selbst seine weitgehende Phantasie im Stich läßt, und es auch mit der Symbolik nicht gehen will, wo geradezu Unsäbbares seiner Seele gegenübertritt, da beschleibt er sich einfach mit einem Fragezeichen. Im nur eines anzuführen. Das Leid in der Welt, vor allem das viele unschuldige Leiden ist auch ihm nicht verborgen geblieben, und angefehts der Existenz eines persönlichen und gerechten Gottes vermag er es nicht zu lassen. Es geschieht lediglich zu seiner rein persönlichen Befriedigung, daß er Gott dem Künstler gleichsetzt, der es liebt, mit Gegenständen zu arbeiten, das Glück der Glücklichsten zu mehrten durch das Elend der Unglücklichsten, Freude und Lust zu geben durch Schmerz und Leid.

Diese nachdrückliche Betonung des Persönlichen und des Freiwilligen im religiösen Leben des Menschen bedingt

Höfegers allumfassende Toleranz gegen Andersdenkende und Andersgläubige, auch Heiden und Atheisten nicht ausgeschlossen, aus diesem Persönlich-Freiwilligen leitet er das unanfechtbare Recht her — nach seiner Jacoon selig werden zu dürfen. Es ist die unbedingte Achtung der Individualität, auch in religiöser Beziehung, die er predigt. Wer um religiöser Gründe wegen die Gemeinschaft mit anderen meiden will, kann sich seiner Meinung nach im Gottesreich nicht beglücklich fühlen. Jedem das Seinige, ist jene Devise, wenn es ihn nur beglückt; wer Christum nur als Mensch lieben kann, mag ers, nur soll man ihm seinen Gott Christum lassen, den er seiner ganzen Anlage nach haben muß.

Natürlich paßt dieses Individualitätsprinzip, dieses Betonen des Persönlichen und Freiwilligen ganz und gar nicht zur Art unserer konfessionellen Kirchengemeinschaften; aber Hojegger ist auch kein Freund dieser konfessionellen Gemeinschaften, er will so wenig ausschließliche Kirchen als Hierarchien; er denkt an so etwas wie eine Weltkirche. Wo immer das Evangelium und zwar auf Grund der Bergpredigt verkündet wird, da ist ihm die christliche Kirche; die römisch-katholische Kirche ist ihm wohl die allein seligmachende, aber nur für den, mit dessen Gefühlsart sie übereinstimmt; andere brauchen andere religiöse Gemeinschaften, um selig zu werden; er träumt von der Einigung aller Konfessionen, die er erhofft von der Vergeistigung des Buchstaben zur idealen sittlichen und seligen Welt, und er macht einen Anfang damit, daß er seine hochwürdigsten Vorfahren von St. Christophen unter einem Tuche ihres Priesteramtes walten läßt in Eintracht und Liebe. So sehr er selber an den Kultusformen seiner angestammten Kirche hängt und sie nicht missen möchte, so sind sie ihm doch etwas Neugierliches, etwas, was jeder seiner Eigenart entsprechend gestalten möge. Es bedarf für ihn schließlich auch der Kirche nicht mehr, um Gott zu dienen. Er sieht überall Gottesdienst, wo Herzen sich erheben zu guter That, und er sieht im Kreuze mit seinen beiden Armen das Sinnbild der Nächstenliebe, die die ganze Menschheit umfaßt, Heiden und Atheisten nicht ausgeschlossen; er gesteht es gern zu, daß man Atheist und doch tief religiös sein könne.

So gelangt der wadere, wahrhaft fromme Mann vom Apostelthum ausgehend schließlich an im Tempel der Humanität, der edlen Menschlichkeit, deren einziges aber allumfassendes Gebot verkündend, die allgemeine Menschenliebe.

Er glaubt an diese Menschenliebe, er kennt den ungeheuren Fond von Güte und Zuversicht in der Menschheit, nennt ihn ihr göttliches Teil, und will ihn begabt und gepflegt wissen, auch wenn Gott und Unsterblichkeit zweifelhaft wären.

Das Wichtigste ist und bleibt ihm, diese Lehre leben, dem Ideal Jesu, der allgemeinen Menschenliebe durch die That gerecht werden. Der Jesu Ideal lebt, der, sagt er, ist im Himmel, der hat den Seelenfrieden, der weiß, es kann ihm nichts geschehen.

Um sie alle teilhaftig werden zu lassen dieses Himmelsreichs auf Erden, verweist er jeden Einzelnen auf sich selbst. Die allgemeine Menschenliebe predigen, sagt er, ist sehr wohlthätig und die Verallgemeinerung der Liebesreligion sehr billig; einen zu lieben ist schwerer als alle Menschenliebesliebe ist leere Phrasen. Liebe zu nur jeweils einen deiner Nächsten. Wenn das alle thun, dann, aber erst dann haben wir das Reich Gottes auf Erden und die Gemeinschaft der Heiligen. Wer immer den guten Willen hat, nach der sittlichen Vollkommenheit zu streben, er sei weiß Glaubens und Stammes er wolle, hat Anspruch auf die Gemeinschaft der Heiligen. Wer reinen und treuen Herzens in seiner Weise nach dem Hohen strebt, der steht an der Schwelle des Himmelsreichs.

Das ist die Religiosität Hojeggers, eines verketteten Sohnes und Liebes der römisch-katholischen Kirche, eines bewundernden Freundes des evangelischen Bundes, ein Wahrzeichen moderner Zeit dafür, daß es nicht an Religion fehlt, aber die konfessionelle Engherzigkeit hinüberzuleiten zur Religiosität der freien sittlichen Persönlichkeit.

Ich habe dieser Verknüpfung Hojeggerschen Himmelsreichs wenig hinzuzufügen.

Was ihn in seinen Augen zum wahren Christen macht, das macht ihn in unsern Augen zum rechten Freireligiösen und Ethiker oder zu einem Menschen, der sich in allen seinen religiösen Angelegenheiten nach der ihm eigenen Art frei und selbst bestimmt, der da glaubt, was ihn befehlen und beglücken kann, der duldsam ist gegen Andersdenkende und Andersgläubige und der — das ist die Hauptgabe — reinen und treuen Herzens in seiner Weise nach sittlicher Vervollkommenheit strebt. Solcher ist das Reich Gottes.

Versuche im Moralunterricht.

XIV.

Die barmherzige Schwester.

Ich trat kürzlich einmal einen steinreichen Mann, der die ganze Welt durchreist und vieles gesehen und erlebt hat, wovon Unserer Zeit einmal träumen kann. Als ich ihn fragte: „Wann haben Sie sich eigentlich am glücklichsten gefühlt in Ihrem Leben?“ — Da logte er: „Als ich in Wänden den Ichonis hatte und im Krankenhaus lag.“ Und das war Ihre schönste Zeit?“ fragte ich ganz erstaunt? „Ja. Mich pflegte eine barmherzige Schwester und ihre Engelsmilde und Geduld kann ich nie in meinem Leben vergessen. Ich war ihr ein Fremder und sie hatte außer mir noch andere Kranke und Tag und Nacht schwierigen Dienst — aber die ganzen acht Wochen hindurch ließ ich auf ihrem Besichte immer nur die gleiche leuchtende Güte — niemals auch nur den kleinsten Zug von Verdrossenheit oder Gereiztheit. Ja, damals war ich im Himmel.“

Also im Krankenhaus vor seine glücklichste Zeit! Man stellt Euch einmal vor, wie dieser reiche Mann von allen Aermerten benedigt wird. Der muß ja im Himmel leben, so denken sie Alle. Er kann täglich mehrere Tausend Mark verbrauchen. Er kann mehreremal am Tage zu Mittag essen, kann sich alles kaufen, was er will und reisen wohin er will. Er fährt erster Klasse durchs Leben. Und dieser Mann hat Heimweh nach einem Mündchener Krankenhaus, wo er den Typhus gehabt und von einer barmherzigen Schwester gepflegt worden ist! Warum hat er wohl Heimweh? Weil der Himmel in der Liebe liegt und nicht im Geldsack. Der schönste und rührendste Anblick auf der ganzen Welt ist die erbornene Liebe, die nichts für sich wünscht, die nur dienen und heilen will. Alles, was man sich für Geld kaufen kann, das ist ja nichts gegen ein gültiges Antlitz, das sich auf uns niederbeugt und Trost zuführt. Und je mehr Geld Einer hat, desto weniger weltliche Liebe wird ihm zuteil. Denn wie der Wagnereis in der Sonne alles Eisen ansieht in den vorüberfahrenden Schiffen, so zieht das Geld alles Gierige und Hobe an in den Menschen.

Darum leuchtet eine barmherzige Schwester mit ihrer immergleichen stillen Hilfe wie ein Stern in diesem dunklen Erdenhimmel des Streites und der Ungebuld und entzündet eine tiefe Sehnücht nach allem, was gut und heilig ist.

Glaubt Ihr nun, daß nur d'her eine reiche Mann ein Heimweh nach der barmherzigen Schwester hat? Nein — noch viele, viele Andere, die sie niemals kennen gelernt und auch viele, die selber groß und unbarmherzig sind und denen man sein Heimweh auf dem Gesicht ansieht. Denn im tiefsten Herzensgrunde weiß jeder, daß nur die gebauigte Liebe selig macht und daß es keinen Himmel giebt außer ihr — aber sie wissen den Weg nicht zu finden. Sie suchen ein Weibchen, ein Vorbild der Güte, einen Schupengel gegen ihre eigene Hebelit und finden ihn nicht. Denn es giebt leider erst sehr wenige barmherzige Schwestern. Und die sind nur im Krankenhaus zu finden. Die Hejunden haben noch keine. Und doch brauchen sie die Hejunden vielerlei eben so sehr. Denn sie haben oft Gedrengen

Streiflichter.

und Wunden in ihrer Seele, die noch viel mehr Geduld und Ausdauer nötig haben, als die Krankheiten des Körpers. Wenn Einer hochmüthig ist, so sieht man es freilich nicht so, wie einen geschwollnen Fuß; aber ist es darum weniger krankhaft? Er hat eine geschwollene Seele und die muß noch viel erlitten und liebrevoller in Kur genommen werden, als ein geschwollene Wade oder ein geschwollener Fuß. Den Fuß heilt man auch nicht dadurch, daß man darauf tritt, und eine Seele erst recht nicht. Oder wenn ein äußerlich Gesunder jähzornig oder empfindlich oder mißtrauisch ist — ist er da nicht auch leidend und entzündet in einem Theil seines Lebens, und bedarf er nicht einer besonderen Pflege, und kann er nicht zu Grunde gehen an seiner inneren Krankheit, wenn man sorglos und unbarmherzig damit umgeht? Wer ist denn überhaupt ganz gesund? Die im Krankenhause liegen, haben oft viel gesündere Seelen und Nerven, als die in der Sonne unterpaßieren — jeder ist irgendwo leidend und wund und anderswo kräftig und hart.

Ihr habt gewiß gehört, daß viele barmherzige Schwestern zur Pflege der Verwundeten und Kranken nach Sibirien und nach China gegangen sind. Ja, glaubt Ihr nicht, daß die beiden Kriege vielleicht gänzlich ausgebrochen wären, wenn es barmherzige Schwestern gegeben hätte für die Geunden, die den Krieg angefangen haben? Die waren ja alle krank an Aufregung und Mißtrauen, an Hader und Egoismus, an Hochmuth und Nachsicht. Der Krieg ist wie ein Anfall von Wahnwitz und Verwirrung — aber lange vorher schon beginnt das Fieber und die Aufregung, und alles früher verthätet werden, wenn rechtzeitig auf beiden Seiten zum Wachen gerufen würde und die Eitelkeit schonend besänftigt würde. Tausende von Frauen sind da, aber kaum eine ist wirklich barmherzig bis in die tiefste Tiefe, und so kommt's, daß sie ihre Männer noch obendrein hegen und belästigen in der Aufregung, statt sie zu brühen. Wenn Chamberlains Frau eine barmherzige Schwester wäre, vielleicht hätte er weniger grobe Trepfen an den Ohm Krüger geschickt und man hätte sich vertragen.

Darum möchte ich Euch ans Herz legen: Verdet barmherzige Schwestern. Ich meine damit nicht, daß Ihr ins Krankenhaus gehen sollt. Nein — Ihr sollt Euch nur erinnern an jene Schwester im Münchener Krankenhaus und Euch fragen, ob Ihr nicht ihr ähnlich werden müchtet, und ob es etwas Schöneres auf der Welt giebt, als solch ein Licht auszustrahlen? Wie anders würde es wohl in der Welt aussehen, wenn solche Schwestern nicht nur in den Hospitälern wälten, sondern auch bei den Geunden und Starcken, den Zornigen und Hochmüthigen, den Habgierigen und Egoisten, den Trägern und Verlosten? Wenn diese alle einmal am Bewußt sein, was Liebe und Ausdauer ist, und Sehnsucht belämen danach?

Ihr müßt Ihr nicht glauben, daß Ihr so ganz ohne Vorbereitung barmherzige Schwester werden könnt. Das muß die Krankenschwester lernen? Sie muß lernen, wie man zart und schonam mit den Kranken umgeht, wie man ihn beruhigt und ermutigt, wie man ihn bettet und verbindet. Und sie muß all ihr eigenes Behagen in einem Meer von Geduld ertränken. Barmherzige Schwester für die Geunden zu werden, ist aber fast noch schwerer, weil sie nicht so sehr unter Mitleid leidet, aber und weil sie uns mehr leidet, als die hilflosen Kranken. Oder man kann es lernen durch Übung — und wer sich so recht von Herzen lehnt, eine Sonne zu werden für seine Mitmenschen, an dessen Titeln wird auch endlich, endlich ein Schimmer zu leuchten beginnen. Beginnt nur damit, wenn Ihr schlicht reden hört von anderen Menschen, oder seltsam klatsch über Eure eigenen Bekannten und nun in Verachtung kommt, in den Ohr einzuschlummern. Seid dann barmherzige Schwestern: Sagt von dem Angeklagten, er sei nicht so schuldig, wie er scheint, er habe auch gute Seiten, von denen man lernen könne, und was er sagt, sei oft gänzlich so böse gemeint, wie es sich anhört — kurz: redet zum Guten und beruhigt die Agergersten. Und wenn Ihr mit empfindlichen und heftigstigen Menschen umgeht, so soltet immer einmal still die Hände unter dem Tisch und gelobt Euch, der Liebe Trübe zu bleiben und sie geduldig zu pflegen und heiter zu bleiben — damit auch von Euch einst ein Mensch sagen kann: „Ja, damals war ich im Himmel.“

3.

Charakter-Verleihungen. Welcher Humor liegt doch eigentlich in dieser Bezeichnung eines Theiles der im Reichs- und Staats-Anzeiger tagtäglich veränderten Gnaden-Erweihungen von „Oben“. Die Autoritäten des Staates „verleihen einen Charakter“ demjenigen, der sich in irgend einer Weise im Gemeinwohlleben hervorgethan hat, und zwar den Charakter eines Staatsanwaltschaftsrates, eines Sanitätsrates, eines Kommerziantes, eines Kommissionsrates u. s. w. Dagegen wird z. B. nicht der Charakter eines Professors verliehen, sondern das Prädikat „Professor“ beigelegt.

Im letzteren Falle bleibt also das „Subjekt“ unverändert, es wird ihm nur ein Prädikat zugesellt. In ersterem Falle aber ist der Ausdruck, wenn auch noch so wohlgemeint, doch eigentlich recht verlegend für den Begünstigten.

Ein Fremder fragte jüngst, ob in Deutschland das „Verleihen“ von Charakteren durch die Staats-Autorität so zu verstehen wäre, daß etwa aus dem großen Schatz von Charakter, den die Autoritäten besitzen und verwalten, dem getreuen Unterthanen zeitweise oder lebenslänglich etwas geliehen würde, vielleicht gegen irgend eine Art der Vergütung, um den bei ihm noch fehlenden Charakter zu supplieren. Und allen ist das besser bekannt, wir wissen, daß von einem großen Schatz von Charakter, dessen Vorrath zum Verleihen herhalten könnte, in jenen Regionen leider nichts zu spüren ist. Sie haben sogar für ihren eigenen Bedarf nicht mehr genug davon, weil gar zu viel von jenem edlen Besitztum für allgemein patriotische Zwecke verpulvert und in jener Autoritäts-Schicht von der nächsthöheren Autorität zertreten wird.

Der Fragesteller konnte also in betreff seiner rein geschäftlichen Auffassung des Charakter-Verleihens beruhigt werden. Der Sachverhalt ist viel feiner.

Wenn Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, das ist bekanntlich eine humorvolle Beschönigung für jegliche Art der Aemter-Verleihung, und wäre sie noch so frei von der bloßen „göttlichen“ Laune der Autorität diktiert. Der arme liebe Gott ist ja immer ein so bereitwilliger Helfer für Alles, was sich Autorität nennt. In ähnlicher Weise giebt der Staat durch Verleihung eines bestimmten Titels die Anweisung, das Anrecht, die Befugnis eines bestimmten Charakters. Er meint es dabei sehr gut. Er will den Gemeinnützigkeits-Horizont und das Verantwortlichkeitsgefühl des Aemtes erweitern und stärken, indem er ihm den Titel „Sanitätsrat“ giebt, er will den Kaufmann oder Fabrikbesitzer in ähnlicher Weise auf seine allgemeinen Pflichten, über den Kreis seines Erwerbs-Interesses hinaus, verweisen, indem er ihm den Titel „Kommerziant“ giebt, und zwar will er solche Titel meistens erst dann geben, wenn deutliche Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, daß in dem Verständnis und der Willensrichtung des zu Titelnden bereits eine geeignete Grundlage für jene Wirkung der Auszeichnung vorhanden ist. Soweit wäre alles in Ordnung.

Wenn nun aber den Autoritäten des Gemeinwessens selber die Unabhängigkeit, Zietigkeit und Gewissenhaftigkeit des Urteils, die Aufrichtigkeit, Menschenfreundlichkeit und Festigkeit des Redens und Thuns, mit einem Wort „der Charakter“ immer mehr verloren geht, immer mehr von patriotischer Begeisterung, von blöder Egerberietung nach Oben, von Rechtsbuberei nach Unten und von streberischer Kameraderie überflutet wird, dann ist die Wirkung jener Charakterverleihungen eine ganz andere; dann müßte ihre Ueberchrift eigentlich ein ganz anderes Wort enthalten, ein Wort, welches jetzt das eingebildete, verworrenste, feiste und zugleich unbarmherzigste Element der Persönlichkeit und des Gemeinwohlens darstellt, nämlich das Wort „Ehre“. Jene Ueberchrift müßte also abgeändert

werden in das Wort „Ehrenverleihungen“. Es wird der Ehren-Titel als „Rath“ u. s. w. verliehen.

Dann entspricht das Wort dem Sachverhalt. Der Betitelt, zugleich mit der betitelten Frau Gemahlin, gewinnt an äußerer Ehre. Wenn er ein wirklicher Charakter ist, überlebt er auch diese Gefahr und ist dann wahrhaft ehrenwert. In den meisten Fällen aber verliert er durch die Ehrenverleihung seinen Charakter, entweder ganz und sofort, oder stückweise und allmählich. Er wird „dankebar“ nach Oben, er wird abhängig nach allen Seiten, er wird überlegen nach Unten. Das Wort „Vornehmheit verpflichtet“ wird ja zur Zeit meistens in dem Sinne angelegt, daß die Verpflichtung nur nach Oben hin verstanden wird, so daß aus dem Vornehmen immer mehr der Bediente des noch Vornehmeren wird.

So wirken die „Charakter-Verleihungen“ im 20. Jahrhundert. Julius.

Die geistlichen Orden und die Rechte der Persönlichkeit. Die große Rede, mit welcher der französische Ministerpräsident Waldeck-Roussiau in der Deputiertenkammer die Debatte über das Vereinsgesetz auf ihre volle Höhe hob, ist eine Fundgrube treffender Argumente gegen die Moral der geistlichen Orden, soweit sie sich der menschlich-natürlichen Sittlichkeit entgegenstellen. So hat Waldeck-Roussiau, bei aller Anerkennung auch des sittlich Wertvollen, das in der Arbeit der Kongregationen zu Tage tritt, namentlich gezeigt, daß deren Fundament, ihre Grundprinzipien, durchaus mit der entwickelten Ethik im Widerspruch stehen, da vor allem durch den fortwährenden, perennierenden Besitz (der Güter der „toten Hand“), sodann aber auch durch die drei bekannten Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams die wichtigsten Menschenrechte, die unverjährbaren Rechte der Persönlichkeit, zu nichte gemacht werden.

Es heißt in jener (gegen den kirchlichen Grafen de Mun gerichteten) Rede darüber u. a.:

Wirdes sind die persönlichen Rechte, die nicht veräußert werden können? Es ist zunächst das Recht, zu erwerben und zu besitzen. Man kann sich verpflichten, diesen oder jenen Gegenstand nicht zu erwerben; aber man kann sich nicht verpflichten, im Allgemeinen nicht zu erwerben und zu besitzen. Beim Verbot ist es gerade so; man kann sich verpflichten, in einer bestimmten Sache oder Gegenstand diesen oder jenen Handel nicht zu treiben; man kann aber nicht in allgemeiner Weise auf Handel und Verkehr verzichten. Dann haben wir das Recht, sich zu verehelichen, und hier könnte das Verbot als nach absoluter Betrachtung werden, denn ich weiß nicht, ob man sich verpflichten kann, eine bestimmte Person zu heiraten oder nicht zu heiraten; was aber die Verpflichtung betrifft, überhaupt nicht zu heiraten, ist sie für den Gesichtspunkt der öffentlichen Ordnung aus die nichtigste, die man sich denken kann.

Die Kongregationen erziehen alle diese Wohlthatigkeiten, während doch schon ein einziger Gegenstand würde. Folgendes habe ich in den Motiven zu dem Gesetzentwurf aus 1892 ausgeführt: „Unter öffentliches Recht versteht jeden Verzicht auf die individuellen Rechte und auf die Ausübung der allen Bürgern gemeinsamen natürlichen Fähigkeiten; nämlich: das Recht, sich zu verheiraten, zu laien, zu verweisen, Handel zu treiben, einen Beruf auszuüben, zu besitzen, mit einem Wort, es versteht alles, was einer persönlichen Rechtspflicht gleich, daher kommt es auch, daß jede persönliche Verpflichtung eine gewisse ist und aus für kurze Zeit nicht absolut sein darf, d. h. nicht auf die Gesamtheit der Rechte und Fähigkeiten einer Person sich beziehen kann. Ganz Schmidt und erwidert die das Individuum, hat daß sie ihm nicht. Das ist aber gerade das Gegenteil der Kongregation. Sie ist eine geistliche Gesellschaft zur Annäherung des Individuums, sondern sie unterdrückt es; es hat keinen Verzicht auf ihn, sondern geht in ihn unter“. Und später habe ich im Senat als Antwort auf einen anderen großen Redner, der Jules Simon hieß, folgendes gesagt: „Reine weltliche Kongregation bildet sich ohne das dreifache Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Durch das erste dieser Gelübde trennt man sich absolut von den allgemeinen Interessen, die darin bestehen, daß man Eigentümer ist, mit anderen Worten, daß man für die Wohlfahrt seines Landes arbeitet. Durch das andere Gelübde entzieht man sich dessen, was die Theologen die andere Wege genannt haben. Diese Sorge ist: eine Familie zu haben, die der Familie anzugehören und vor allem, für sie zu leben. Durch das

Gelübde des Gehorsams thut man etwas, was ihnen ganz natürlich erscheinen kann, was mir jedoch als die bestimmte Regitation der menschlichen Persönlichkeit erscheint; man macht, nicht nach dem Ausdruck von Juristen, sondern nach dem Ausdruck der Leute, die es lieben, in seinen eigenen Worten, einen Schritt ein Gelübde. Wenn man nun aber der menschlichen Persönlichkeit das nimmt, was bemerkt, daß man besitzt, daß man ernstlich denkt, daß man sich selbst überlebt, so frag ich: was bleibt dann von dieser Persönlichkeit überhaupt noch übrig?

Sprechsaal.

Politik und Moral.

Es seien mir einige Worte der Erinnerung an den Artikel gestattet, den Herr Dr. Kranenberg meinem Auftrag über „Politik und Moral“ in Nr. 7 der „Ath. Kultur“ hat folgen lassen. Meine Erinnerung wird nicht lang sein, denn ich bin glücklicherweise in der Lage, mit den meisten Ausführungen des Herrn Dr. Kranenberg, und zwar im Wesentlichen, einverstanden zu sein. Wo ich anderer Meinung bin, da bezieht sich die Verchiedenheit mehr auf nebenstehende Dinge oder sie ergibt sich aus der Besonderheit anderer beabsichtigter Ausgangspunkte. Ich bin mehr Politiker und bin daher geneigt, praktisch-politische Erwägungen in den Vordergrund zu stellen, während Herr Dr. Kranenberg völler-Pöblichste achtet mehr Gewicht auf die Tiefe und Reinheit der Prinzipien legt. Zur Begründung meiner Anschauungsweise könnte ich freilich noch manches beibringen, aber das würde wider einen guten Willen gehen. Nur eines möchte ich noch erwähnen. Wie die Redaktionen mir wohl gerne bestätigen wird, hat sich die Veröffentlichung meines Aufsatze ausgerechnet lange verzögert. Seit ich meinen Artikel schrieb, ist über das ganze Thema so viel gesagt und geschrieben worden, daß er wie neuzeit und überholt aussieht, weil er nicht berücksichtigt hat und berücksichtigen konnte, was z. B. Ehrlich wie Lönies, Staubinger u. A., was der Hülse-er Kommissar und was Staatsminister von Waldeck-Roussiau und Geor Bölow zu der Frage geäußert haben. Wahrscheinlich dürfte ich dann auch im Anfang des Artikels für die Stellung des Problems nicht die scharfe Form gewählt, an der Herr Dr. Kranenberg, wie es scheint, den meisten Inhalt genommen hat. Wenn ich gelag habe, Politik und Moral seien wesentlich aus einander zu trennen und hätten nichts miteinander gemein, ja habe ich das Selbstverständliche nicht in absolutem Sinne gemeint. Beide haben das gemeinsame, daß sie auf menschliche Tätigkeiten sich beziehen, daß ihr Ziel und ihr Werkzeuge der Mensch, die menschliche Gesellschaft ist. Tagegen betrifft weltliche Verhältnisse, so östliche Gegenständlichkeit darin, daß die Politik eigentlich, die Moral striktlich ist. Ich brauche auf diesen Punkt uo weniger zurückzukommen, als ich in meinem Aufsatze seinen Zusatz darüber gefaßt habe, daß ich die Moral höher stelle als die Politik; ich bin daher mit Herrn Dr. Kranenberg auch bezüglich des Gehalts aller politischen und ethischen Entwürfungen einverstanden, daß die Ethik die Politik zu überwinden habe.

Frankfurt a. M., 17. Febr. 1901.

Otto Först.

Herr Dr. Kranenberg drückt in seiner Erwiderung des unter obigen Titel in Nr. 7 der „A. K.“ vom 16. Februar enthaltenen Aufsatze des Herrn Först die Bemerkung zu Grunde liegende „unrichtige Auffassung vom Wesen der Moral“, der Interesseliste möchte ich erlauben, zum Begriffe der „Politik“ des Herrn Först einiges zu bemerken. Herr Först meint nämlich: „Wer Politik treibt, der kämpft für seine Interessen. Das Ziel dieses Kampfes ist die Niederwerfung und Unfähigkeitmachung des Gegners.“ — Wie will es bedeuten, daß hier das Ziel der Politik hier enggedeutet ist, es eng, das bereits als antiquiert und von der Zukunft der Entwicklung bereits als längst überholt erscheint. — Es wird da priori ein Gegner postuliert und sodann dessen „Niederwerfung“ als Ziel hingestellt. Da, wo nicht es geschieht, daß der Staatsmann bei der Wahrung der Interessen seiner Staaten es immer mit einem Gegner zu thun haben muß, sowie weiter daß es da keinen andern Weg gebe, als den seiner Niederwerfung, daß somit der Röber der Politik nicht lenne als Gegner und Gewalt? Die schärfste Art der Niederwerfung eines Gegners besteht wohlwollende im Kriege und es ist in dieser Beziehung außerordentlich, was David Humé darüber bereits vor anderthalb Jahrhunderten gesagt hat. Er meint nämlich, nach Kant:

„Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegenüber betrachten lasse, so ist es, als ob ich zwei kriegerische Arme läse, die sich in einem Pörschallentand mit Feigen herumfalschen. Denn nicht genug, daß sie an den Weiden, die sie sich wechselliegend geben, lange zu weiden haben, la müssen sie hinunter noch allen den Stöben begreifen, den sie anrichten.“

In drückendster Art und Weise ist hier von David Humé die Interessensolidarität der zivilisierten Menschheit angedeutet und veranschaulicht worden.

Und seit der Zeit, wie hat sich diese Solidarität weiter entwickelt und befestigt, wie hat sie erstens und intensio alle Beziehungen der Völler

und Staaten durchdringen, immer weiter und immer höher zu dem einzig wahren Ziele aller Politik und staatsmännlichen Tätigkeit, nämlich der klaren Erkenntnis, daß es im tiefsten Grunde keine Gegenzug gäbe auf dem Wege zur Erreichung des allgemeinen Wohles, sondern daß hierin alle und jeder angewiesen ersehe, dem Anderen hilfreich zur Seite zu stehen, um durch seine Förderung zunächst auch sich selbst zu fördern!

Wie in einem lebendigen Organismus die feinste Zelle aus dem Blutumlauf in irgend einem kleinen Organe Strömungen der Lebensfunktionen im ganzen Organismus im Gefolge hat, wie in einem komplizierteren Mechanismus das Wechseltagen des kleinsten Rädchen das Stillstehen des ganzen Werkes nach sich zieht — wie sollte die Schädigung irgend eines Teiles des gesellschaftlichen Organismus ohne nachteilige Folgen für das Ganze verlaufen? Die Politik müßte somit vor allem zur Erkenntnis dessen vordringen, daß das Wohl des eigenen Staates untrennbar ver-

wachsen sei mit dem Wohle anderer der Nachbarn und ebenso auch der weiteren Staaten, daß es da in tiefer Auffassung keinen Interessen Gegensatz sondern nur reine Interessensolidarität giebt und geben kann, und die Kunst der Politik bestände darin, das eigene Staatswohl in der Anpassung an die Forderungen des allgemeinen Wohles zu sehen, und in den Anderen allzeit Gegner: Helfer und Genossen zu finden.

R. D. Sorinet.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäifeldstr. 7.

Vortragscyclus von Dr. G. W. Soerster

über

„Lebensfragen der modernen Kultur“

am 5., 8., 11., 18., 20. und 21. März, abds. 8^{1/2} Uhr im großen

Saale des Architekturbauhauses (Wilhelmstr. 92/93, an der Leipzigerstr.).

Inmitten der Auflösung alter Lebensformen und Glaubenssymbole sehen wir heute unverkennbar ein neues Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit und menschlicher Solidarität langsam zum Durchbruch kommen. Es wächst empor auf dem Gebiete der Völkerverziehungen trotz aller Ergane der Gewalt und der Leidenschaft; es fündigt sich an in dem Kampfe der Frauen um neue Pflichten und neue Rechte; es wird immer sichtbar in der großen Bewegung der arbeitenden Klassen und in der Vereinerung des sozialen Bewußtseins in den Kreisen der Gebildeten.

Die internationale ethische Bewegung betrachtet es als ihre Aufgabe, dieses neue Kulturbewußtsein allmählich aus seinen Unklarheiten, Zweifeln und Widersprüchen zu befreien, um auf einem reicheren Wissen von den Tatsachen und Gesetzen der menschlichen Natur und der sozialen Gemeinschaft das neue Bewußtsein der Menschheit begründen zu helfen.

Der folgende Vortragscyclus macht selbstverständlich nicht den Anspruch, die besprochenen Fragen irgendwie erschöpfend zu behandeln. Daß es über den Machtkämpfen der Nationen und der Parteien, der Klassen und Konfessionen noch höhere Gesichtspunkte für die Behandlung menschlicher Angelegenheiten giebt und daß sich ohne solche Gesichtspunkte die Schwierigkeiten der modernen Kultur immer trostloser verwirren müssen — das zu zeigen, ist der alleinige Zweck der ganzen Veranstaltung.

Dienstag, den 5. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

1. Weltpolitik und Ethik. a) Machtwort und die Lösung der Politik von der Moral. b) Der Zwiespalt zwischen Gewalt und Gewissen in der modernen Kultur. c) Haltung der Kirche in diesem Zwiespalt. d) Die realpolitische Bedeutung der ethischen Kräfte. e) Ethische und geistige Grundlagen der nationalen Erziehung. f) Treitschkes Auffassung von der Eittlichkeit des Staates. g) Die Dynamik der Macht in der Lösung des Klassenproblems. h) Die Kulturmission des deutschen Geistes.

Freitag, den 8. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

2. Humanität und Herrenmoral. a) Der Kampf ums Dasein im Tierleben und in der Menschewelt. b) Spencer und Hädels Warnung vor dem Zauber der Schwächen. c) Die Bedeutung des Nihilismus vom biologischen Standpunkte. d) Nietzsche's Umwertung aller Werte. e) Ein Kampf gegen Christentum und Demokratie. f) Das Problem Nihilismus in der modernen Literatur. g) Der Uebermensch in Goethes Faust und in Nietzsche's Philosophie.

Montag, den 11. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

3. Die Arbeiterfrage und der Klassenkampf. a) John Ruskins Angriff auf das Maschinenzeitalter. b) Die moderne Technik und die Emanzipation der Arbeit. c) Die Arbeit-

teilung und ihre ethischen Konsequenzen. d) Die Zukunft der persönlichen Bedeutung. e) Universitätsausdehnung und Sentimental-Bewegung in England und Amerika. f) Sinn und Wert der sozialen Völkerverziehungen. g) Klassenkampf und Ethik.

Mittwoch, den 18. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

4. Die Frauenfrage. a) Persönlichkeit und Gemeinschaft. b) Die freie Liebe. c) Das Problem der Frauenbildung außerhalb des Universitätsstudiums. d) Was hat die Familie und die Kultur von der Emanzipation der Frau zu erwarten? e) Die Frauen und die Wackelpolitik. f) Die Frauenbewegung und der häusliche Frieden.

Mittwoch, den 20. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

5. Das Verbrechen und die Gesellschaft. a) Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft in der Frage der sittlichen Verantwortlichkeit. b) Lombrosos Lehre vom geborenen Verbrecher. c) Das Verbrechen als soziale Erscheinung. d) Die Irrtümer der Abschreckungstheorie. e) Vorbeugung und Bessung. f) Sozial-ethische Lehren des Sternberg-Prozesses. g) Zur Revision des Strafwesens. h) Amerikanische Gefängnisreform. i) Die Vorbereitung unserer Juristen.

Donnerstag, den 21. März, abds. 8^{1/2} Uhr:

6. Ethische Jugenderziehung in Einklang mit den modernen Lebensbedingungen. a) Die Gefahren einer ausschließlich religiösen Moralbegründung. b) Lex Heinze und der kirchliche Moralunterricht. c) Ueber den Satz: „Das Leben erzieht und nicht die Schule.“ d) Die Irrtümer des französischen Moralunterrichts. e) Was ein Moralunterricht trocken sein? f) Die Autorität in der Erziehung. g) Der Patriotismus in der Schule. h) Das Kind und die Religion.

Eintrittskarten zu 7,50 Mk. und 5,00 Mk. für den ganzen Cyclus sind zu haben in den Buchhandlungen von Breslauer & Meyer, W. Leipzigerstr. 136, Hermann Lazarus, W. Friedrichstr. 66, Schweiger & Mohr, W. Potsdamerstr. 42, F. M. Spaeth, C. Könighr. 52, Walther & Apolant, W. Markgrafstr. 60, Speyer & Peters, W. Unter den Linden 43, Schiltberger, W. Schiltstr. 3, Expedition der Ethischen Kultur, W. Wilhelmstr. 47 und in dem Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, W. Unter den Linden 16 Gartenhaus III.

Die Mitglieder der Deutschen Ges. f. ethische Kultur erhalten Eintrittskarten für den ganzen Cyclus zu dem ermäßigten Preise von 3,00 Mk. nur in dem Bureau der Gesellschaft gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte. Dasselbe erfolgt auch die Aufnahme neuer Mitglieder.

Einzeltickets zu 2,00 und 1,00 Mk. nur Abends an der Kasse, soweit Platz vorhanden.

Verlag
des
Verbands
Deutscher
Büchereien
in
Verbindung
mit
Büchereien
und
Büchlervereinen
in
Deutschland
und
Österreich
Verlag
Nr. 2000.

Ethische Kultur

Preis:
Die vollständige
Monatshefte 40 M.
Einzelhefte
billig nach
einer Vereinbarung
zwischen den
Verlegern
und den
Abnehmern
Nr. 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieker, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 9. März 1901.

Nr. 10.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Ethik und Politik. Von Professor Wilhelm Soerster (Berlin). —
Zusammenhänge. Von Prof. F. Staudinger (Darmstadt). —
Philosophische Passagier. Von Willy Schiller (Ladenberg). —
in Memoriam. Von Emil Altschul (Dresden). — Strafrechtler: Zu
dem Streit: Ethik und Politik. — Aus der ethischen Bewegung:
Abteilung Berlin. — Briefkasten.

Ethik und Politik.

Von Professor Wilhelm Soerster (Berlin).

Auf die Darlegungen des Herrn Otto Hörtz über
Politik und Moral in Nr. 7 der „E. K.“ hat Herr Dr.
Kronenberg in derselben Nummer unter der obigen Ueber-
schrift bereits eingehend und sehr überzeugend geantwortet.

An der jebigen erschienenen Nr. 9 der „E. K.“ kommt
dann Herr Hörtz auf seinen Artikel zurück. Er giebt zu,
für die Stellung des Problems eine etwas schroffe Form
gemäß zu haben, und erklärt sich hinsichtlich der End-
ziele mit Herrn Dr. Kronenbergs Auffassung einverstanden,
hält aber doch an der Untercheidung fest, daß die Politik
egoistisch, die Moral altruistisch sei. Gerade in diesem
Punkte wird aber sein Artikel auch von Herrn Horinel in
derselben Nr. 9 belämpft.

Obgleich ich nun mit Herrn Horinel aufs vollständigste
übereinstimme, möchte ich selber in dieser Frage auch noch
ums Wort bitten, da die Thesen des Herrn Hörtz doch
von der größten Wichtigkeit für die Verständigung inner-
halb der ethischen Bewegung sind.

Herr Hörtz hatte in seinem Artikel in Nr. 7 für die
Wirdigung der ethischen Ziele der Menschheitsentwicklung
einige so ergreifende Töne gefunden und manches so ein-
leuchtende Wort zur Wirdigung der höchsten ethischen
Forderungen auch im Gemeinheitsleben ausgesprochen,
daß man ihm nicht dankbar genug dafür sein kann. Um so
notwendiger ist es aber, ihn selber von den erheblichen
Irrtümern befreien zu helfen, zu denen er noch in Betreff
der Stellung der Politik zur Moral, gemeinlich mit zahl-
reichen Männern der politischen oder publizistischen Praxis,
geneigt ist. Es ist dabei sehr merkwürdig, zu sehen, mit
welcher Sicherheit von dieser Seite die richtigsten An-
sichten noch geteilt und als glänzende Evidenzen verfolgt
werden, und zwar sogar von solchen ersten Denkern,
welche schon wie durch einen Schleier in das Land der
Verhöhnung reineren Menschenglücks hinausschauen.

Sie werden dabei leider in beklagenswerter Weise
durch manche Philosophen bekräftigt, von denen man nach
Analogie von Talleyrands bekanntem Wort: „Die Sprache
sei dazu da, um die Gedanken zu verbergen“, sagen

sönnte, ihre Philosophie führe dazu, die einfachsten Dinge
ins Ungeheime zu rücken. Ich denke dabei insbesondere
an den Philosophen Mainländer, den Herr Hörtz aus-
drücklich citiert und von dessen Stellung zu diesen Dingen
ich unwilliger Mensch bisher noch gar nichts gewußt
hatte.

Die Kriterien, nach denen Herr Mainländer beweist,
daß die Politik mit der Moral nichts zu thun habe, sind
fast vollständig auch zu dem Beweise gültig, daß das
ganze Zusammenleben der Menschen mit der Moral
nichts zu thun habe; denn wo ist überhaupt zwischen
denjenigen menschlichen Betätigungen in den kleinsten
und größten Lebenskreisen, für welche die Grundzüge und Urteils-
kriterien moralischen Erfahrens und Denkens zweifellos
maßgebend sind, und denjenigen, welche zur moralischen
Politik gehören sollen, die Grenze zu ziehen? Eine solche
Grenze existiert überhaupt nicht, und die Ausnahme-
stellung, die man der sogenannten großen Politik in moralischer
Hinsicht jetzt noch gewähren will, wurzelt lediglich in
einer Urteilsverwirrung, in welche nicht wenige der be-
deutendsten Intellekte, viele der feinsten, zur Verwunderung
am stärksten geeigneten Seelen, gerade im Lande der
Philosophen durch die Augenblinderfolge (Satzgebete sind
nur Augenblicke für diese Dinge) eines genialen Politikers
geraten sind, der in der selbstsamsten Weise ethische Fein-
heit und Feinigkeit mit lebensschaffiger, gewissenloser
Unweisheit und Unnahbarhaftigkeit gemischt und dadurch
jenen schillernden Glanz der großen Politik erzeugt hat,
in welchem alle festen Linien ethischen Denkens durch-
einandergelien.

Mit den Herren Kronenberg und Horinel bin ich
der Ansicht, daß auch in der Politik, und erst recht in der
sogenannten großen Politik, altruistische Gesichtspunkte
und Entscheidungen, im Hinblick auf die innige Verknüpfung
des Wohles einer bestimmten Staats- und Volksgemeinschaft
mit dem Wohle der anderen ähnlichen Gemeinschaften und
der ganzen Menschheit, eine mindestens ebenso große
Bedeutung und Berechtigung haben, wie die un-
mittelbar egoistischen Gesichtspunkte der Selbstbehauptung
und der Erhöhung der eigenen Erlebens-Formen und
-Bedingungen. Es sind die erhabenen Gedanken und Lehren
der Solidarität, welche unseren Augen die mächtigen und
innigen Zusammenhänge des Glückes und der wahren,
inneren Stärke des Einzelwesens und der engeren Ge-
meinschaften mit dem Glückszustand der umfassendsten
Menschen-Gemeinschaft eröffnen.

Der Unterschied zwischen den von dem Solidaritäts-
bewußtsein getragenen Entscheidungen des Einzelwesens
und den entsprechenden Entscheidungen kleinerer oder größerer

Gemeinschaften besteht nur darin, daß der Einzelne, der sich zur Selbsterleugnung oder gar zur Selbstaufopferung entschließt, in dieser Entscheidung selbständig und in solchen letzten Fragen an seine Zustimmung Anderer gebunden ist, während für die entsprechende aufopferungsvolle Entscheidung eines Gemeinwesens, sagen wir eines Staates und Volkes, meistens keine völlig ausreichenden Träger und Organe vorhanden sind. Der Jürit oder die leitenden Staatsmänner sind natürlich leicht bereit zu solchen Aktionen, als deren unmittelbares Ergebnis ihnen eine Verbesserung der Existenzbedingungen des ganzen Gemeinwesens und somit auch jedes Einzelnen vor den Augen schwebt. Die Volkvertretungen thun daselbe. Es giebt aber in einem edlen Gemeinwesen sogar Aktionen, bei denen Jürten, Staatsmänner und Volkvertretungen freudigst darin einig sind, die Verantwortung auch der schwersten, gefährlichsten Entschlüsse zu übernehmen, wenn den zu erwartenden Leiden und Nöten Aller die Seligkeit der Selbstbehauptung in den tiefsten Ueberzeugungen und Willensrichtungen, mit anderen Worten die Behauptung des Charakters und der Ehre des ganzen Volkes, gegenübersteht.

Die Selbstbehauptung dieses tiefsten Kernes der Persönlichkeit eines Einzelnen und einer Gemeinschaft um den Preis der schwersten Leiden, selbst mit Hingebung der Existenz zu Gunsten dessen, was man, religiös und dichterisch, die ewige Existenz nennt, wird dann sogar den Leitern und Vertretern einer Gemeinschaft noch leichter, als dem Einzelnen für sich selber, weil, selbst abgesehen davon, daß ihnen meistens nicht unmittelbar das Opfer ihres eigenen Lebens vor Augen steht, die mächtige Resonanz jenes großen Gedankens in den Seelen der Volksgenossen ihnen die größten Impulse und Sicherungen giebt.

Ganz anders sieht es mit der Uebernahme der Verantwortung durch ein andern Typus von Gemeinschafts-Entschlüssen aus, welche doch in der Kultur-Entwicklung der Menschheit eine noch viel größere Bedeutung, als jene heroischen Fälle beanspruchten dürfen. Ich meine die viel zahlreicheren, viel unmittelbarer und stetiger eingreifenden und für die Ethik des ganzen Gemeinschaftslebens viel einbringlicher vorbildlichen Entscheidungen, in denen es sich darum handelt, sich entweder für eine mit anderen Völkern wetteifernde Aktion zur Erriugung augenblicklicher Vorteile und vielversprechender Erwerbungen zu entscheiden oder auf Grund tieferer Erlässung der menschlichen Kultur-Aufgaben und der wahren Glücks-Bedingungen des eigenen Volkstums eine auf jene äußeren Vorteile verzichtende Politik vorzuziehen.

Wenn man das Auftreten solcher Alternativen näher betrachtet, dann erkennt man, daß bei ihrer Entscheidung der Charakter und die Ehre der Nation oft weit ernster und nachhaltiger in Frage steht, als in den oben erwähnten heroischen Fällen. Während aber bei diesen letzteren meistens eine angeheure, überwältigende Einstimmigkeit in Erscheinung tritt, vermag die Masse in jenen anderen Fällen, welche zartere, nachdenklichere Erwägung fordern, meistens den Augenblicks-Impulsen nicht zu widerstehen und die feineren Gesichtspunkte nicht zu würdigen. Jürten, Staatsmänner und Volkvertretungen sind daher in solchen Fällen meist geneigt, den Appell von dem nicht hinreichend unterrichteten Urteil des „Königs-Masse“ an das besser zu unterrichtete Urteil deselben zu unterlassen und lediglich den elementaren Antrieben des instinktiven Egoismus der Masse zu folgen, wobei sie sehr oft noch die schmachliche Erniedrigung auf sich laden, diese Volkstimme als Gottes Stimme zu preisen. Es ist aber in vielen Fällen dieser Art gar nicht einmal richtig, auf edlere Entscheidungen der Volksgemeinschaft ohne Weiteres zu verzichten und die wohlfeiler zu habenden schändlichen

Willensmeinungen des öffentlichen Geschreis sofort der Politik zu Grunde zu legen; denn gerade in der größten Menge, die unter einfacheren Lebensbedingungen steht und denkt, ist oftmals für die Gesichtspunkte weite Menschlichkeit und Großherzigkeit weit mehr Resonanz zu finden, als in denjenigen Schichten, welche einen komplizierteren Lebenslauf kämpfen, oder bei denjenigen, welche den Staatsleitungen als Dienende näher stehen und in diesen Stellungen den schwersten Trübungen des Charakters ausgefetzt sind, dann aber durch ihre unmittelbare, schriftliche Resonanz das Urteil der Leitenden oftmals so schädlich infizieren. So kommt es dann, daß selbst Staatsmänner, welche sonst mit schärferen, weiterblickenden Augen die umfänglicheren ethischen Zusammenhänge berücksichtigt und sogar die moralische Stärke erwägen haben, den schändlichen oder kurzfristigen Wankungen jener Art von öffentlicher Meinung zu widerstehen, in anderen Fällen, in denen bei ihnen selber durch eigenes leidenschaftliches Interesse oder durch die gefährlichen Resonanzen des Interessentums Urteilsbildung entfällt, das giftige Egoismus aufbringen, daß die Politik wesentlich egoistisch sei und daß sie in ganz anderer Weise egoistisch sein müsse, als die Behandlung der sonstigen Fragen und Probleme des Zusammenlebens der Menschen innerhalb der Staatsgemeinschaften.

Und nun gar die damit verwandte Behauptung, daß die Aufgabe der Politik der Kampf für die Interessen, zugleich aber, daß das Ziel dieses Kampfes die Niederwerfung und Unschädlichmachung des Gegners, die Befestigung und Erweiterung der eigenen Macht sei! Herr Hornel hat bereits ein kräftig Wörtchen hierüber gesagt. Ich möchte nur noch folgendes hinzufügen:

Auch hier sind doch ohne weiteres die Analogien des sonstigen Zusammenlebens der Menschen gültig. Bei ruhiger Betrachtung läßt sich durchaus kein, das Wesen der Aufgaben, der Erfahrungen und der Grundfälle betreffender Unterschied zwischen dem sozialen Entwicklungsgang in innerhalb der Staatsgemeinschaften und dem politischen Entwicklungslauf der Staaten und Nationen innerhalb der Menschengemeinschaft angeben. Und nun frage man sich doch, wie es mit der Kultur innerhalb der Staatsgemeinschaft aussehen würde, wenn es dort als das Hauptprinzip anerkannt wäre, den Gegner niederzuwerfen und unschädlich zu machen und die eigene Macht zu erweitern und zu befestigen.

Es ja wahr, daß neuerdings auch im sozialen und wirtschaftlichen Zusammenleben jene angeblichen Grundfälle der großen Politik immer mehr zur Geltung kommen wollen; aber, Gott sei dank, wir sind doch noch nicht so weit heruntergekommen, daß das mit solcher „Sicherheit“ proklamiert werden könnte, wie neuerdings in der Politik. Bis jetzt geht es doch noch menschlicher und feiner im Gemeinschaftsleben her. Wie oft kommt es denn in diesem überhaupt vor, daß ein Menschenleben in jener brutalen und gewaltthätig schändlichen Weise mit Existenzkämpfen zu thun kriegt? Wie ist doch der weit überwiegende Teil aller Lebensentwicklungen, dank den großen Erfolgen der vernünftigen Welttätigkeit, schon in weichen, beglückenden Einklang mit den Lebensbedingungen der Andern gebracht, so daß von Niederwerfung und Unschädlichmachung des Gegners und dem ganzen Krampfstrang des hochpolitischen Egoismus eigentlich nur in den düstern Schichten des Verbrechertums noch die Rede ist. Dort will sich doch nicht etwa die große Politik des 20. Jahrhunderts die Analogien und die Vorbilder suchen?

Ja, heißt es mitunter, die Aktionsbedingungen der Staaten sind doch in vieler Beziehung erheblich von denen der Einzelwesen und der engeren Gemeinschaften innerhalb der Staaten, der Genossenschaften, der Gemeinden, der Familien verschieden. Die räumlichen und zeitlichen Beging-

heiten der Aktion und des Zusammenwirkens sind ja doch bei den Staaten ganz andere. Dies eine muß zugegeben werden, aber tagtäglich arbeitet die wissenschaftliche und technische Verkehrsentwicklung mehr daran, auch diese Unterschiede zu mindern. Und dann der andere Unterschied, der auch noch von kleinmütigen Besessenen hervorgerufen wird, darin bestehend, daß es für die Konflikte der Staaten noch keine gesicherte internationale Rechtssprechung und besonders keine Rechtsvollstreckung geordneter Art gebe! Auch in dieser Hinsicht bedarf es nur noch geringer Fortschritte der konsequenten Anwendung aller Gütigungs-Forderungen und -Erfahrungen der Menschheit, um zu betriebsgemäßen Lösungen der internationalen Probleme zu gelangen. Die Auffassung gewisser gelehrter Herren, welche sich von älteren Entwicklungsstufen rechtsphilosophischer Systematik noch nicht lösen können und noch immer die absolute Selbstherrlichkeit jedes Staates behaupten, ist ja längst durch weitgehende Einordnungen und Unterordnungen souveräner Staaten in umfassendere Gemeinheitsgebilde widerlegt und steht nur als fossiles Leberbleichel unzutreffender Anwendung von bauernb wertvollen Gedanken - Gebilden da. Zu derselben Kategorie von gelehrter Unweisheit gehört auch dasjenige, was Herr Hörth von sogenannten realpolitischen Auffassungen der Bedeutung des Rechts in der Politik nach den Aussprüchen von namhaften Rechtslehrern zusammenstellt. Der Lehrer und der Spezialforscher ist halt oftmals ein recht ungeeignetes Organ für die Formulierung geundter, einfacher Menschheitsweisheit. Jeder ist in gewissem Grade ein Opfer seines Berufes. Er sieht dann vor den Bäumen, die ihn umgeben, den Wald nicht.

So ergeht es auch dem Politiker und dem Publizisten von Verzu, als welchen sich Herr Hörth selber bezeichnet. Herr Hörth ist aber weit mehr, er ist auch ein Ethiker von Verzu. Er hat auch über die ethischen Verflechtungen und die Zusammenhänge von Unrecht und Unheil in seinem Artikel Treffliches gesagt, aber auch hierbei hat er an mehreren Stellen noch nicht zu Ende gedacht, z. B. in betreff Niemards und in betreff der Politik gegen weniger kultivierte Völker. Er hat sich auch noch nicht völlig losgemacht von der Leberfäule der politisch-publizistischen Routine und von den spezifischen Urteilsfehlern der Leiter und Mitarbeiter an diesem Gebiete. Wir müssen alle in dieser Hinsicht den Begriff der Kompetenz gründlich revidieren. Die technische oder spezifische Kompetenz ist unerlässlich für gewisse Aufgaben im Zusammenwirken, aber hinsichtlich der Einordnung des spezifischen Wirkens in größere Aufgaben und Zusammenhänge bedarf der Kompetente der allerwichtigsten Ergänzungen und Einschränkungen seines Urteils durch diejenigen Intellekte, welche außerhalb seines besonderen Gebietes stehen und demzufolge von den besonderen Urteilsfehlern desselben freier sind, zugleich aber durch ihre Eigenart und Lebensentwicklung eine besondere Richtung auf die Harmonisierung der Einzelkompetenzen empfangen haben. Auch diese Intellekte bedürfen natürlich der Kritik von Seiten eines noch weiteren Zusammenwirkens, und auch sie müssen ihre Grenzen gegenüber den speziellen und berufsmäßigen Kompetenzen einhalten. In letzterer Hinsicht erscheint es mir jedoch nicht richtig, wenn Herr Hörth den Vorwurf ausspricht, daß die Moralprediger so oft von der Politik nichts verstehen und sich dadurch bei den Politikern lächerlich machen. Es ist außerordentlich bequem, Zurückweisungen einer wohlberechtigten, von umfassenden Gesichtspunkten und Erfahrungen ausgehenden Kritik an einzelne Irrungen und Mißverständnisse hinsichtlich gewisser Besonderheiten der politischen Vorgänge und Urteilsgründe anzuknüpfen. Aber bei den noch obwaltenden außerordent-

lichen Schwierigkeiten, mit denen die politische Publizistik zu kämpfen hat, und bei der daraus hervorgehenden Unvollkommenheit der politischen Informationen, welche dem ethischen Denker zu Gebote stehen, würde es geradezu eine Verzichtleistung auf wirksame Mitarbeit bedeuten, wenn derselbe sich durch jene technischen Unsicherheiten der Urteilsgrundlagen zur Zeit wesentlich einschränken lassen wollte. Nach meinen Lebens- und Erinnerungen vermag ich übrigens zu behaupten, daß in der größten Zahl von solchen Fällen, in denen die Politiker den ethischen Denkern sagten: „Ihr redet, wie Ihr's versteht, nämlich ohne Grund und Sachkenntnis“, die Situationen auch ohne Detailkenntnis von dem allgemeinen Denken richtiger gewürdigt worden waren. Es ist aber doch ein sehr wichtiger Kern in jener Äußerung des Herrn Hörth. Die ethische Bewegung muß, wenn sie mehr und mehr Einfluss auf die Kultur-Entwicklung der Menschheit gewinnen will, aufs kräftigste dahin streben, genaue und umfassende Berichterstattung über das, was wirklich vorgeht ober im Werke ist, in großem Stile zu organisieren und diese ihrer Betätigung zu Grunde zu legen.

Zusammenhänge.

Von Prof. Dr. Staudinger (Darmstadt).

Ein Redner sprach über Geschichte, deren Wert und deren Zweck — es war ein schöner Vortrag, wenn auch einiges von dem zu beanstanden sein mochte, was er sagte.

Aber in vielem, vorab in einem, hatte Prof. Cuidde recht, sehr recht. Wenn Geschichte etwas lehren kann, so kann sie vor allem lehren, daß man nicht nach Wunsch und Verlieben ein Stück aus einem großen Zusammenhang herausnehmen und alles andere belassen kann. Wenn man ändern will, so muß man prüfen, wie weit, was man ändern will, zusammenhängt mit anderem.

Denn es könnte ja sein, daß die Umänderung des Einen einen größeren Schaden brächte durch Änderung des Anderen. Und es könnte gleichermaßen geschehen, daß eine Änderung des Einen überhaupt nur möglich wäre, wenn man ein Anderes und vielleicht mehreres zugleich oder zuvor änderte.

Da wäre denn die Frage, ob man letzteres kann. Denn wenn man die Stallgäuche nicht sammeln kann für den Acker, so muß man die Wässer wohl auf die Straße fließen lassen. Und wenn sie auf die Straße fließen, da machen sie bösen Geruch. Aber den Pestgeruch verbessern durch köstlich Wasser, das bringt jene Schäden nicht weg.

Daran konnte man denken, als kürzlich einige, die sich zu „Freien“ zählten, im Reichstage gegen die gräueltolle Kriegführung in China eiferten. Als ob Kriegsführung anderes sein könnte als gräueltoll. Vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas minder. Wohl! Aber am Ende ist die gräueltollste Art des Krieges, die ihn rasch zu beenden weiß, oft noch minder gräueltoll, als ein human geführtes Streiten, das ihn lange hinausschleppt. Beim Krieg heißt's, sich sichern; und wenn ich auch nur Verdacht haben muß, daß da Etliche mich überfallen wollen — nun, so schlachte ich sie lieber samt Weib und Kind und verbrenne ihre Häuser über den Köpfen, als daß ich warte, bis sie ihren Leberfall ausführen. Da wäre die Humanität — recht unhuman; die bestiale Bestialität, die auf den Feind losstürzt und ihn zerreißt, ist da humaner als die humane Bestialität — die doch im Grunde nur Raub und Mäus mit ihm spielt.

Vielleicht geschieht mir das Einer und der Andere der Leser zu; wenn auch weiche Gefühle sich dagegen sträuben. Aber müssen wir denn weich sein? Wenn die anderen

haben und wir brauchen es, wenn sie schwach sind und wir die Stärkeren, warum sollten wir's ihnen nicht nehmen? Und wenn sie sich wehren, so sollten wir sie nicht zu Boden schlagen? So dachten schon alte Maubritter — und solch Denken ist romantisch. So hört man auch heute — selbst in Deutschland — auf allen Gassen denken, recht laut — gar nicht mehr schamhaft —, d. h. wenn wir Deutsche beim Nehmen auch dabei sind. Wenn etwa Engländer den Buren nehmen wollen, da veranstaltet man freilich gerühmte Sympathieumgebungen für letztere.

Also denn! Wenn es so fein soll und Gelder bewilligt werden dazu — wozu noch die weinerliche Art über die Art des Abschlachten? Ueberlasse man das den Schlächtern. Die werden's am besten wissen, wie es gerade am Platz ist.

Eine nachdenkliche Frage: Würden wir es in gleicher Lage besser machen? Wer den Mut hat, „ja“ zu sagen, der melde sich! — Aber ob wir seiner Selbsttäuschung glauben?

Aber müssen wir denn wirklich nehmen und schlachten? Muß denn solch ein Krieg sein? — Eine noch nachdenklichere Frage. Und vielleicht ist man noch entsetzter, wenn ich darauf antworte: Heute — ja! Ja mit derselben Gewißheit, wie die Saude übeln Geruch verbreitet, wenn sie auf die Straße läuft und wie sie auf die Straße laufen muß, wenn kein Behälter ist, sie aufzufangen und nutzbar zu machen.

Aber was ist denn die europäische Saude, die da überläuft bis in ferne Länder und dort die Kriegspeit entzündet?

Der Handel? Man jagt oft ja, — aber er für sich — laum. Denn Handel für sich zwingt nicht, sondern sucht Vorteil zu bieten, um Vorteil zu haben; und wo das nicht geht, bleibt er weg.

Die Missionäre? — Man hat es behauptet. Aber die Missionäre für sich schmerzlich. Wenn die ins fremde Land gingen auf ihre Gefahr und Rechnung, wie sich's gebührte, da würden sie nicht übermütig sein; und wenn man ihnen die Thür wies, müßten sie beimgehen.

Oder haben andere Völker kein Recht, ihnen die Thür zu weisen, wie wir es den Chinesen, den Polen, wie es Andere den Chinesen thun, wenn sie „lästig“ sind? Und können Missionäre nicht lästig sein?

Nein, ein ander Ding ist's. — Haben wir nicht die Kapitalflut gesehen, die da aufsteigt in allen Ländern zu mächtigen Tümpeln? Nicht die Kapitalflut, soweit sie in der Hand fleißiger Industrieller und Kaufleute ist, steht da in Frage. Nein die Kapitalflut der Geldherren, die es wohl einzurichten wußten, daß unsere Länder und Städte alle hübsch in Schulden ständen, so daß die Leiter dieser Länder und Städte nicht loskommen von ihnen; und die es so schlau — oder war es Schlaubeit der Sache selbst — einzurichten wußten, daß diese Anleihen nur zum Teil in ihren Händen bleiben, zum Teil aber die Kleinen und Kleinsten zu Mitgläubigern des Staates und der Städte machten.

Aber wenn diese Kapitalflut das Gemeinwesen durchsickert hat wie die Saude das Stroh im Stall, so muß sie überfließen. Denn der Saude wird mehr als des neuhergebrachten Strohes. Und dann fließt sie hin — und will andere Länder in Schulden zwingen und sich im fernem Lande „investieren“ in Bergwerken, in Bahnen: in was weiß ich — allem. Einige Gruppen von Industriellen, Gruben- und Kanonenherren helfen dabei.

Das nun geht nicht so — wenn die Anderen nicht wollen, — nicht ohne Gewalt. Da staut sich die Flut auf vor ihnen und durchbricht die Dämme und wirft sich gewaltsam hinein. Und dann muß Krieg sein.

Warum deshalb? Ich glaube, wer die Sache durchdenkt, der hat die Antwort.

Und wie verhindern? Das eben die Frage. Aber jammern über den Krieg und des Krieges Wildheit, das hilft nichts.

Psychosophische Pädagogik.

Von Rilly Schlichter-Gadenberg.

Unter Seele (Psyche) verleihe ich hier zunächst die Nejonanz der Bewußtseins- und Willensakte im Gefühl, weiterhin auch den „sittlichen Instinkt“, das „synthetische Vermögen“ in seinem Empfindungs-Untergang als Sehnsucht, Ahnung, traumatischere Zielstrebigkeit. Unter Psychosophie verleihe ich das, was Schliermacher in seinen „Reden über die Religion“, „Gymnastik des Geistes“, „Rechterleben: Triätel der Seele“, aber, um noch weiter zurückzugreifen, was Spinoza die Macht des Geistes über die Affekte genannt hat. Keinerdings hat man für dieselbe Sache die Begriffe „ästhetische Weltanschauung“, „gehobener Lebenserfüllung“, „Philosophie als Lebenstun“, „Unser Leben selbst Religion“ angewandt. — Als Ziel einer psychosophischen Pädagogik gilt mir neben der Willenskultur Erziehung zu dankbarer Empfänglichkeit für alle Momente der Schönheit und Größe, zum Sich-ineingreifen-wissen in einer Welt, deren Gesetze — ob nun monistisch oder dualistisch interpretiert — im letzten Grunde Einheit, Licht und Frieden bedeuten. Schliermacher nennt dies „den Weltgeist lieben und freudig seinem Wirken zuzuhören.“ Man könnte auch von einer überhöhten Bewältigung der unendlichen Mannigfaltigkeit der Phänomene reden, oder von einer bewußten, systematischen Festhaltung des Uebergewichts der vereinheitlichenden Elemente der Persönlichkeit auch im Denken und Betrachten. Oder von einer Erweckung, Speisung und Ausgestaltung des „fleischwerdenden Idealismus“. Wo etwas Aktuelles vorhanden ist, da ist es schließlich gleich, wie das Wort klingt, das sich „zur rechten Zeit“ einstellt. Auf jeden Fall umfaßt es nur eine Sphäre innerhalb der „ethischen Kultur“.

Ehe wir uns nun mit den Aufgaben und Zielen einer „pädagogischen Psychosophie“ eingehender beschäftigen, wollen wir uns mit einer Funktion befassen, die auf diesem Gebiete viel Unheil anrichten kann und dennoch auch unendlich viele Segnungen in sich schließt, so daß ihre rechte Handhabung einen der wesentlichsten Punkte unseres Problems bedeutet — mit der vielgeforderten „Tochter des Zeus“, der „Phantastie“. Vielgefürchtet, denn in mehr als einem Lehrbuche der Pädagogik habe ich Bemerkungen etwa folgenden Inhalts gefunden:

„Die Phantastie, welche die Vorstellungen an der's gestaltet, spielt Erzählern und Kindern manchen Streich. Schlimmer noch ist es, daß sie durch Vorpiegelung sinnlicher Genüsse die Leidenschaft fördert. In ihr wurzeln Trägheit des Denkens, Unachtsamkeit, Widerpenflichkeit. Ueberall und zu jeder Zeit bietet sie dem Pädagogen Netzgerinne und Hindernisse.“ Solchen Erwägungen folgend, fordert man durchgängig die straffe Zügelung dieser gefährlichen anti-pädagogischen Innen-Gewalt, und das sind verschwindend wenige Ausnahmefälle, in denen man ihr wohl auch einmal ein freundlicheres Wort gönnt. Immer aber wird sie unnachlässig dem Verlande untergeordnet. In neuester Zeit vollzieht sich aber doch auch hierin ein Wandel. Wenn auch noch nicht in Lehrbüchern anerkannt, lenkt doch eine Wahrheit, die Schliermacher erst vor einem Jahrtausend in seinen „Monologen“ ausgesprochen, die Aufmerksamkeit der Geister wieder auf sich. „O wüßten doch die Menschen die Götterkraft der

Phantasie zu brauchen, sie, die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt".

Man beschäftigt sich mit der künstlerischen Aus schmückung der Schultube, mit der Zuleitung reiner, künstlerischer Einflüsse in die Augenlektüre, der lebendigen Entwidlung des Naturgefühls (Wilhelm Spoor im „Ernten Wollen“, Heinrich Wolgast in seinen Schriften über die Augenlektüre); man würdigt auch mit mehr Entschiedenheit den Wert des Sehens, der Unruhe, des Unberriedigtseins der Phantasie für den Gesamtorganismus (Ernst Eberhardt-Sumanus: Seele, Bewußtsein, Geist auf Grund des Polaritätsgesetzes), ja, man erwartet hier und da sogar, daß eine ganz neue Weltkultur sich aufbauen werde auf der Höherwertung der Phantasie (Julius Hart: „Der neue Gott“). — Wie man sich auch zu all diesen Er scheinungen stelle, ganz unlegbar ist es, daß ein großer Teil der modernen Bestrebungen eine höhere Anerkennung und bessere Verwendung der Phantasie für die Erziehung zu erlämpfen sucht.

Es sind zwar bei alledem die bedeutlichen Er fahrungen bisheriger Pädagogen nicht zu ignorieren. Wie hoch man sie auch stelle, die Einbildungskraft bleibt eine „Gefahr“. Aber eine Gefahr in seinem anderen Sinne wie der Verstand oder irgend eine andere menschliche Funktion. Ist der Verstand in vielen Fällen zu schwach, um die Phantasie zu regieren, so ist auch andererseits in vielen Fällen die Phantasie zu schwach, um sich der zerlegenden, lähmenden, entleerenden Wirkung des Verstandes zu erwehren. Der einseitige „Intellektualismus“ erfordert nicht weniger Opfer als die übertriebene, daher verrohende, verbildende, ins Tierische drängende Forzierung der aktiven Triebe (das „Abrutissemment“) oder das verweichlichende, verdumpfende, gleichfalls ins Tierische treibende Gewährenlassen der Phantasie, die Forzierung des sogenannten „Gemüts- Menschentums“ (die „Burgel des Menschenent“). Gefahr ist überall, bedroht ist alles; Mensch sein heißt, im strengen Sinne nicht nur mit äußeren Feinden, sondern auch und noch viel mehr mit den vereinseltigen Trieben und Motiven des eigenen Innern liegen. Und gerade darum ist die Pädagogik die schwerste aller Künste, weil sie allen Antagonismen der menschlichen Natur Nahrung zuführen und sie doch mit einander balanzieren soll. In solcher Weise ein Gleichgewicht antreiben und doch auch wieder v o l l k o m m e n e s Gleichgewicht vermeiden muß. Eine Wechselwirkung zu erreichen hat, in der die Momente der Gefahr und Bedrohung stets bekämpft und doch erhalten werden müssen! Ein verzweifeltes Ziel, und doch ganz einfach dem intuitiven Schauen des edsten Erzieher's! Das Kästel aller Kästel, und doch „Liebe löst es leicht“. — Wir sehen: geboten ist nicht ein systematisches Niederhalten, Verächtlichen der Phantasie, sondern ihre richtige Verwertung. Eine solche Verwertung ist aber undenkbar, wenn man mit diesem „Stoff“, aus dem „Träume gemacht werden“, nicht vorher den Prozeß einer entsprechenden Zubereitung vorgenommen hat.

Zubereitung — nicht Vergewaltigung! Man hat das „Mouffeur“ der Seele, das kostbarste, heiligste Material, aus dem der Geist Kraft, Sait und Wirze bezieht, man hat die Phantasie seit Jahrtausenden in schwächlicher Weise gequält und gemißbraucht. Das Wort „Schule“ ist zum Inbegriff aller Verdüsterung geworden, und auch heute noch leben diesem Worte viele düstere Aspekte an. Wir lächeln zwar über den samojen Khiblanthropiten namens Wolf, der, wie uns Dr. P. V. Schmidt erzählt, „es richtig finden konnte, einem Jungen, der noch nichts von dem Dasein eines Gottes gehört hatte, den ersten sinnlichen Eindruck davon dadurch recht intensiv zu gestalten,

daß man ihn erst tagelang in ein finsternes Gemach einschloß, damit er dann, herausgetreten in die freie Gottesnatur, ihre Herrlichkeit um so eher als das Wert eines göttlichen Meisters anschauen und erkennen lernte“ (Geschichte des Anichauungsunterrichts). Wir lächeln — aber soweit wir noch durch unsere Methoden die Phantasie verträmmern lassen und dann doch von unseren Jünglingen unentflammerte Religiosität und fräftigen Verwollommungsbrang fordern, haben wir keinen Grund, uns über den guten Wille zu erheben.

Zubereitung der Phantasie! Das bedeutet also mehr als Niederhalten und Erstickten, es bedeutet Reinigung dieser Funktion. Herausbildung fester Gravitationspunkte, auf welche sie sich konzentrieren kann, und zuletzt etwas, was sich aus dem ersten und zweiten von selbst ergibt: Potenzierung der Phantasie ins „Geistig-Sittliche“, ihre Umbildung zum kraftvollen, die Aktivität betrachtenden und leitenden „Gemüt“.

Wie die Phantasie zu reinigen ist, darüber hat der Ethiker ausführliche Auskunft zu geben. Als in erster Linie auszuheilen, seien erwähnt allem voran: die Wacht illusionen. Für uns gilt die christliche Menschenwertung im Kulturbewußten, freieren Sinne verstanden, die Wertung der Individuen nach ihrer Fähigkeit, zu lieben und dienbar zu sein. „Der Größte unter euch muß der aller Dienere, soll universeller, thätfrüher Humanität fähig sein“. — Im Gedächtnisunterricht beispielsweise ist nach der Schulberung großer Siege und Erlolge die schließliche Thumacht alles Gewaltmenschentums dem Gewissen wieder und wieder einzuprägen, und die Majestät des allumfassenden Gesetzes des Ausgleichs auch in sittlichen Hinsicht (des europäisch-kritisch angefaßten „Karma“) der Mäßigkeit prunfender Ueberhebung methodisch und planmäßig gegenüberzustellen. Etwas im Geiste Emersons:

„Der der „gute“ Wille ist absolut und real. So viel „guten“ Willen ein Mensch hat, so viel Leben hat er. — Solange ein Mensch große Ziele verfolgt, ist er hart mit der ganzen Stärke der Natur. So weit er sich von diesen Zielen entfernt, so weit herabst er sich (ich) der Kraft und der Wut. — Iem ein Mensch sich wie ein Individuum aus den engersten Kanälen zurück er wird weniger und weniger, ein Punkt, ein Nichts, bis absolute Sclafheit abstoßter Tod wird.“

Es ist weiter ganz energisch dahin zu wirken, daß die Illusionen und Aspekte des zur Jaghaftigkeit führenden Sichvergleichens (— es giebt auch ein geundenes Sichvergleichen) verschwinden. Die Menschheit, das Volk müssen beispielsweise immer in ihrer Ganzheit erfaßt werden, und alle Talente, Tüchtigkeiten, Vorzüge müssen methodisch weniger als Offenbarungen einzelner Persönlichkeiten (Autoritäten), denn als Manifestationen der Gattung, der Volkseele, des Volkseinkens betrachtet werden. Zwar soll die Persönlichkeit (als Autorität der Lebensführung und der Sachverliandigkeit) nicht herabgejeht werden, im Gegenteil, ihr werde Anerkennung in einem viel weiterschauenderen Sinne, als es bisher geschehen ist. Aber es ist darauf zu sehen, daß das Selbstvertrauen des schwächeren Schülers (trotz Neidsche und aller Phoriär fatter Selbstgerechtigkeit nehmen wir uns des Schwächeren an!) nicht erdrückt werde. Im Sichvergleichen liegen sowohl antreibende als entmutigende Aspekte. Dadurch, daß man den herrlichen Glanz hoher Vorbilder einmal in seiner Einzigartigkeit würdigt, ihn dann aber frei auf ein großes Ganze (das Volk, die Menschheit) zurückstrahlen, zurückströmen läßt, so daß der beste Teil der Bewunderung das Zugehörigkeits-Peuschheit zu diesem Ganzen verliärt, durch erhalten die antreibenden, ermutigenden Aspekte ein fräftiges Uebergewicht, und das Sichvergleichen führt nicht bei dem einen zur Phantasterei, bei dem anderen zu handlungseindlichen Geiseln. Dieser „Monismus“ oder „Sozialismus“, dieses Zurückstreben

zur Einheit, zum Ganzen, ist wichtig, unendlich wichtiger als bisher empfunden wurde. Der Geisthauch, der aus der Perspektive des **unbedingt und unter allen Umständen** zu verwerfenden Epigonen-Begriffes weht und stets die Früchte der Erziehung je leiser, desto nachhaltiger verdirbt, der böse, böse Hohenlay aller Heroentatler und Agorismus, ist zu befeigen. Eine Omenation der Früchte und des Wagemutts löst dann die Epier des „Retrospektivismus“ ab. Es wird Wahrheit, was Emerson mit schlichten Worten der allzu eifrig auf die Vergangenheit blickenden Pädagogik gegenüberstellt: „Vor den unendlichen Möglichkeiten des Menschengeschlechts schrumpft alle bloße Erfahrung, jede Beschreibung **vergangenem Leben**, wie rein und heilig sie auch sein mag, in nichts zusammen.“

Daß durch geschichte und rechtsseitige Aufdeckung der jetzigen Geheimnisse die Mißgebilde der Lütternheit verbannt werden können, haben moderne Eshiler (unter ihnen Dr. H. Kengig) in höchst beachtenswerten Arbeiten klar bewiesen. Hier ist es nicht in letzter Linie die Beziehung von Analogien aus dem Pflanzenleben und Tierreiche, die vorbeugend und verklärend wirkt.

Soviel an dieser Stelle von der Meinung der Phantasie. Unter Herausbildung fester Orientationspunkte verleihe ich die Einprägung, Befähigung sittlicher Normen nicht allein durch Anschwendiglernen von Sprüchen, sondern vor allem durch Typen, welche geeignet sind, die ganze Sympathie des Kindes zu gewinnen, so daß die Phantasie aus eigenem Antriebe auch außerhalb der Schulstube sich **gern** auf diese Typen (Gleichnisse, exemplarische Handlungen, sittlich-religiöse Vorbilder) konzentriert. Es ist z. B. darauf zu achten, daß das erste Bekanntwerden eines Kindes mit Siegfried oder Sokrates oder Jesu oder Goethe oder mit dem barmherzigen Samariter oder dem gewissenhaften Regulus oder dem mutigen Winkelhüt x. ein stiller, aber tiefergreifender, unvergesslicher Weichhalt wird. Es handelt sich hier nicht nur um Retrospektivität, sondern auch um Erhebung, Verklärung. Gewisse Vorgänge und Züge der sittlichen Seele müssen von vornherein mit einem Nimbus umgeben werden. Der erste Eindruck haftet am tiefsten. Und was durch Weisheitskraft und Gleichnißwert ein ganzes Leben bestimmen soll, muß im lichteigen Glanze vor der Seele stehen. Nicht nur der Wille, auch die Phantasie muß dafür erwärmt und gewonnen werden. Natürlich ohne Krampf und Kose. Das Richtige wird auch hier in jedem einzelnen Falle nur der Lehrer treffen, der selbst begeistert und eifrig gestimmt ist. Höchst beachtenswerte Winke sowohl für die Meinung, als die Fügung der Phantasie finden sich u. a. in der in der „G.M.“ erschienenen Aufsatzserie von Dr. F. H. Awerter (Zürich): „Versuche im Moralunterricht“.

Ist nun die Phantasie soweit zubereitet, dann entbindet sich aus ihr ganz von selbst (wie schon gesagt) die heiligste Potenz des Menschseins, das geordnete, geistig-sittliche Gemüt. Die sichere, unerschütterliche Richtung des ganzen Menschen auf das Gute, der ethische „Glaube“. Damit sind wir wiederum in das Centrum der Psychologie gelangt. Was nun die psychologische Pädagogik über die rechte Bewertung des bis zum „Gemüt“ gesteigerten Phantasielebens zu sagen hat, wäre der Gegenstand weiterer Untersuchung.

Ich schreibe diese Betrachtungen mit einem Spruche des alten Kavaliers: „Alterer Verstand, mit warmer Phantasie verschönert, ist die echte, Gesundheit bringende Gesundheit“.

In Memoriam.

Von Emily Klischul. (Dresden.)

Mein Weg führte mich durch die Stadt, über den belebten Schloßplatz hinüber, an die Elbe. Es war das erste Mal, daß ich den Fluß wiederjah nach den trüben Tagen, welche für einen unter Freunden hier*) das Weihnachtsfest in düstere Trauer gebüllt und den Glanz der Weihnachtskerzen verlöschet hatte.

Ich lehnte den Arm auf das Brückengeländer und starrte in die Fluten hinunter.

In großen Stücken trieb das Eis den Fluß entlang und mir war's, als müßte ich die Gestalt des Kindes vor mir auftauchen sehen, das hier entlang getrieben — starr und falt.

Unterhalb Dresdens war eine „unbekannte Frauensperson“ ans Land geschwemmt worden, so hieß es im Polizeibericht —

Raum zwei Jahre lag es zurück, daß ich dem eben der Schule entwandenen Mädchen, das ganz in meiner Nähe seinen ersten Dienst angetreten hatte, gar oft unterwegs begegnete. Wie ein Bild des Frühlings steht mir das junge Wesen vor Augen — strahlend vor Heiterkeit und Jugendfrische. — Schlummerte damals schon in Deiner Seele — annuitges Kind — die düstere Gewalt — die Deinem jungen Leben so jäh ein Ende bereitete?

Als ich Dich nicht mehr so häufig sah, als Du nicht mehr mit „Deinen“ Kindern auf dem Arm zu mir heransprangst, mir lachenden Mundes einen Gruß zu bieten — da hattest Du eine neue Stelle angetreten, mehr zu lernen — vorwärts zu kommen. Und vier oder fünf Monate später war Dein Lebensmut gebrochen und Du bargst Deiner verirrten Sinn und Dein junges Herzleid in die eisigen Fluten.

Was war Dir denn geschehen?

Nichts, was für uns — die in sich Gefestigten, die Älteren, Grund genug wäre für einen solchen verweifelsten Schritt, aber für Dich — armes Kind! (Denn Du warst so nur ein Kind mit Deinen kaum 16 Jahren — Deinem unentwickelten Körper — Deinem ungefalteten jungen Herzen) für Dich — so zartfühlend und fein!

Du solltest vier Kinder in Ordnung halten, und doch hieß es im Bericht derselben — Du hättest ihnen gar nichts zu sagen! Du sahst, wie Deine kleinen Schützlingchen Tiere quälten, es seien Hoyer, hieß es, und der Kaiser habe befohlen, — man solle keinen Pardon geben, und Du sonnestest ihnen nicht wehren, denn ihre Eltern lachten darüber. — Von „Sozialdemokraten“, von „Ehleren“ hörtest Du mit Verachtung sprechen, und doch wüthest Du — daß Deine Nächsten und Liebsten den verächtlich gemachten Anschauungen hulbigten. Arbeit und Schelte — Schelte und Arbeit — Du wüthest irre an Dir selbst, — irre vielleicht auch an den Deutigen, — irre am Leben. Dachtest Du mit Toby in den „Sylvestergloden von Charles Dickens“: „Manchmal werde ich so verwirrt, daß ich gar nicht mehr weiß, ob doch noch eine Spur von Gutem in uns steckt, oder ob wir böse geboren sind, oder —

„Ich weiß manchmal garnicht, ob wir etwas auf der Erde zu suchen haben; manchmal denke ich ja — doch vielleicht etwas, und manchmal denke ich, daß wir gar kein Recht haben, auch da zu sein, wir, die Armen.“ Denn in einen Kreis verschlagen, in dem ein roher Ton, eine ungütige Behandlung Dein feines Ehrgemüth wunden und wieder verletzten, vermochte Dein verwirrtes junges Gemüt die Verhältnisse Deines Lebens nicht mehr zu überschauen.

*) Es handelt sich um einen modernen Arbeiter, Vorstandsmitglied der Abteilung Dresden der D. O. G. K., der auf nichttraurige Weise seine Tochter verlor.

Du sahst das Elternhaus nicht mehr, das Dir liebevoll offen stand — freudlichere Zeiten, die Dir winkten, öffnetest nur die Schwere und den Druck des Lebens und daß Du dem Kampfe nicht gewachsen seiest.

Und so — hinunter in die dunklen Fluten. „Sterben ist leichter — als leben!“

Die Augen werden mir feucht, während ich hinunterbilde auf die Eisflotten, die den Fluß hinabtreiben. — In den kalten Fluten lag Dein zarter Leib — die blonden Haare umspielten Dein junges Antlitz, auf dem der Friede lag — der Friede des Todes. — Und zu derselben Zeit schrieb Deine „Herrschaft“ Deinen Eltern, Du möchtest unverzüglich zurückkehren, oder sie würde Dich durch die Polizei zurückholen lassen.

Es war kurz vor Weihnachten — Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!?

Die Welt schmachtet nach Gerechtigkeit, nach Güte, nach einer tieferen Achtung vor Allem, was Menschenantlig trägt, nach einer edleren Deutung des Lebens selbst.

Wer in demjenigen, dessen Dienstleistungen er in Anspruch nimmt, nicht den Menschen ehrt und achtet, sollte auch vor dem Gesetz kein Recht mehr haben auf seine Dienste.

„Ach, ich fands ihr nachfühlen“, sagte unser Mädchen, als ich ihr Dein trauriges Gesicht mitteilte — arme kleine Lote — „ich fands ihr ja so nachfühlen!“; und es weinte fast — „ich wäre vor Jahren beinahe denselben Weg gegangen.“ — Sollen sie ewig beisehen bleiben, die veralteten Bestimmungen der Geheimordnung, die so einseitig die „Herrschaft“ schämen auf Kosten der „Diennenden“? —

Seit jenem dunklen Tage, da Du in die Stille des Todes stüchtetest, ist nur kurze Zeit verstrichen, und doch brachten die Zeitungen schon zwei- oder gar dreimal die Nachricht, daß wieder ein junges Menschenkind den Tod in den Wellen gesucht.

Was trieb die jungen Seelen zu dem furchtbaren Entschluß?

War es die äußerste Not des Lebens, war es der Mangel an Gerechtigkeit, der Mangel an Güte?

In wie viel jungen Gemütern mag in unserer überreizten, überlasteten, überarbeiteten Zeit der Keim einer Störung des geistigen Gleichgewichts liegen — aber liebevolle Umgebung, ein wenig Rücksicht, ein wenig Güte, die milde Einbrüche fern hält, und Körper und Seele gewinnen Kraft und wehren die dunklen Gewalten ab. Nur ein wenig Güte, und — wer weiß — Du lächelst vielleicht heute wieder Dein frühliches Lachen! —

Was geben wir denn diesen jungen Menschenkindern mit auf den Weg? Wer verkraft ihnen das Leben, auch da, wo es Kampf ist, durch eine tieferer Auffassung des Wertes eines jeden einzelnen Menschenlebens? Wer senkt in ihre Seele jenes tiefe Gefühl der Selbstachtung, das ihnen ein Schutz wird, wenn die Lebensmüdigkeit, die Gleichgültigkeit gegen das eigene Geschick, das junge Gemüt erbrüden will?

Wer lehrt sie — um bei Charles Dickens zu bleiben — jenes Mark Tapley oblen Ehrgeiz, „to come out strong“, seien die Verhältnisse noch so schwierig? —

O, wie wir sie brauchen, die Kämpfer alle! Jene, welche den Hefel ansetzen an den äußeren Verhältnissen und dort Wandel schaffen wollen und so von außen nach innen wirken — jene, welche an den Herzen rütteln, daß ein Strom von Güte, Wärme, Menschlichkeit die starre Welt des Egoismus untergrabe und, von innen nach außen wirkend, eine neue Welt aufbaue. — Die Wellen strömen dahin — dahin; die Eisflotten treiben den Fluß entlang — graue Töne ringum —, und so trete ich den

Heimweg an. Tiefe Schatten legen sich mir auf die Seele.

Nehme jeder seines Lebens Arbeit an! — den Blick auf die Schatten gerichtet, dankbar für jeden Lichtstrahl, der sie zu zerteilen beruht ist!

Streiflichter.

Da dem Streit: Ethik und Politik. Unter dieser Ueberschrift nimmt in Nr. 22 (vom 2. März) der Hamburger Wochenschrift „Der Volk“ (Herausgeber: E. Müncheberg und Dr. Hechtler) zu dem in der „E. M.“ zunächst eingehend erörterten Thema auch der bekannte Jenseiter Pädagoge W. Wein das Wort. Freilich ist von ihm der Gegenstand wohl scharf beleuchtet, das Problem aber nicht gelöst worden. Dennoch verdienen seine Ausführungen um eben dieser oft sehr treffenden Beleuchtungen des Gegenstandes willen einige Aufmerksamkeit auch an dieser Stelle. Da heißt es gleich am Anfang:

„Für das Eingehen der Ethik gilten ständige Grundbegriffe, die in Jahrtausende länger Entwicklung entstanden, ihre Erhaltungstreue für den Einzelnen und für das Volksganze bewahrt haben und das gesellschaftliche Zusammenleben regeln. Aber diese ständigen Grundbegriffe machen Dali bei den Grenzplätzen; draußen im Völkerverkehr, im Weltkampf der Nationen gelten sie nicht. Da heißt es einen gesunden Egoismus pflegen, Macht durchdrücken, wer sie hat, seine eigene Sentimentalität aufkommen lassen, genährt durch die Idee des Wohlstandes. Das ist reine Barbarei.“

Da haben wir den Dualismus ganz unverhüllt, die Selbstentzweiung, die durch das Volk und durch jeden Einzelnen hindurchgeht. Als Familienvater, als Mitglied der Gemeinde, als Beamter, als Freund untersteht der Einzelne Gehörnung und Ehen ständigen Grundbegriffen. Neben seine Gedanken und Forderungen hinaus übers Meer, schmeißt ihm das größere Weltjoch über — dann verschwinden die ständigen Wädhle alsbald in den Hintergrund. Andere Prinzipien nehmen ihren Platz ein im Vordergrund. Der Führer ein: Forderungen der Ehre, der Ehrsamkeit, der Rücksichtlosigkeit. Du sollst nicht töten, so laßt wir. Und zu gleicher Zeit: Schlag sie tot, bündgenweise. Aber das eine Mal denken wir an die Volksgesellen, das andere Mal meinen wir „nur“ Gelingen . . .

Der Führer vertritt seinen Standpunkt so, daß er mit der Vorlage beginnt: Gelingen ist die höchste Gelehrte ausgenommen, daß die höchsten Gelehrte sich auf das Gelingen der menschlichen Gattung richten. Wenn es so ist, dann wird es absurd, die Politik, ein Teilgebiet menschlichen Handelns, davon auszunehmen. Unsere Ethik soll zum Juchaz auf dem Boden, auf dem sie erwachen, aber sie geht auch darüber hinaus, schon aus Achtung vor uns selbst, daß wir nicht zwielichtige Geschöpfe werden, deren Privatmoral und Staatsmoral sich widersprechen. Darauf hat die Ethik schon mit aller Kraft hingewiesen: Rechthliche Lösung durch unabh. Probe gilt ausgenommen als Unrecht. Sollte man in der Politik Ausnahmen hiervon zulassen, so entstände ein Widerspruch zwischen Gehörnung und Neuerung. In diesem Widerspruch liegt eine Gerabwürdigung der Verantwortlichkeit. Nicht hat dem deutschen Volk Wort in die Knochen geblieben: Der Staat ist ein sittliches Gut, aber nicht das höchste. Es gibt Güter, die nicht geopfert werden dürfen, wenn man nicht eine Einbuße an sittlicher Kraft erleben will, die die Würde, der eigenartigen Preis und die Höhe der Verantwortlichkeit zerstört. . . .

Die Ethik muß auf die ethischen Grundbegriffe, einseitige Lebensauffassung in allen Dingen und Verhältnissen und auf ihre consequente Verfolgung dringen, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will. Die großen ständigen Gedanken, die nach langer Entwicklung mit immer größerer Klarheit und tieferer Gemüthlichkeit in Christentum zur Entfaltung gebracht wurden, über deren Höhe die Menschheit nach Goethe nicht hinauszuwachsen vermag, sollen die Regulatoren des Einzelnen wie des Völkerebens bleiben. Nur dadurch ist weiterer geistiger Fortschritt zu bestimmen. Das deutsche Volk aber soll den Völkern ein Beispiel geben, wie man den National-Egoismus überwinden und alle National-Gütelteil fern halten, wie man das Volkstum und seine Interessen der allgemeinen Idee und dem allgemeinen Zweck der Menschheit unterordnen kann.

Was aber sagt der Politiker hierzu?

Der Politiker geht von dem Standpunkt aus, daß man in dem Interessenkampf der Völker auf die Sicherung des Staates nicht verzichten darf. Der absolute Staat aber soll den Völkern ein Beispiel geben.

Wir sind genötigt, um die Ethikbedingungen unserer nationalen Gemeinshaft nicht verlieren zu lassen, die Forderungen der Sittlichkeit einzuziehen nach dem vorauszubeden Erfolg. Im Privatleben ist der Bruch von Beträgen, Angriff auf das gültige Recht und verbürgten Besitz, Lösung, Verjährung, Zwangung, Befriedung.

Vertraut, Bündnis mit stillschweigenden Gegnern u. s. w. unter allen Umständen vermeintlich. Im Völkerringen kann Kampf, Raub, Diebstahl, Mord, Brandstiftung, Diebstahl u. s. w. zugelassen werden, wenn sie für einen pflanzlichen Zweck notwendig erscheinen. Die Erhaltung des Staates und seiner Schutzbedingungen ist der höhere sittliche Zweck; ihm müssen die Ansprüche der Privatmoral geopfert werden. Die Politik ist der Zweck verpflichtet, manches zu thun, was er als Privatmann nicht thun dürfte.

So sehen sich Ethiker und Politiker gegenüber: der Ethiker unzulänglich für die Politik, der Politiker unzulänglich für die Ethik. Wenn es so ist, könnte der Zweckpakt und der Konflikt vielleicht dadurch vermieden werden, daß man jedem das Seine gäbe. Den Ethikern kein Heile von der Politik und den Politikern kein von der Ethik? Dieser Vorschlag fällt aber sofort in sich zusammen, da man wohl den Ethiker auf das Katheder verbannen, aber dem Politiker nicht das Ders herausnehmen kann.

Die Zwecklehretheorie ist also eine Katastrophe: die Politik hat mit der Ethik nichts zu thun. Müssen wir bei dieser Katastrophe bleiben? Sie prägt uns. Wir möchten sie überwinden. Wir möchten von ethischen Standpunkte aus rechtferlichen, mit schlagenden Gründen in folgerichtiger Weise begründen können, warum wir eine Zweckpolitik gutheißen, die mit Mensalitäten und Vergewaltigungen aller Art verbunden ist.

Aber diese Rechtfertigung erscheint auch unserem Verfasser nicht möglich. Und so bleibt er schließlich doch bei der Zwecklehretheorie stehen und entläßt uns endlich mit dem Ausdruck der Resignation, welche nur durch einen schwachen Hoffnungsstrahl erhellert wird. Es heißt zum Schluß:

Wie lange wird der deutsche Geist diese Trennung von Politik und Ethik ertragen? Wird er einmal aus dieser Spaltung sich herausreißen können?

Die Frage ist, ob wir eine Auslösung unserer Ethik finden, die die Politik zu beherrschen vermag, ohne die Lebensinteressen der Nation zu gefährden. Der Dittelberger Ethologe Kolbe ging bereits diese Frage nach. Er hielt den Krieg an sich für verwerflich; wenn aber die politische Existenz des Staates in Frage komme, dann sei er geboten, nicht bloß als Streitgegenstand, sondern auch als Erziehungsmittel. Er rechtfertigt den Krieg auch als Wehrungsmittel einer unstillig gewordenen Atmosphäre. Also auch er ein kriegerischer Patriot; nur im Tempo verschiden von den heutigen Weltlichen. Er ist auch mit dem Schwert gequert; aber es steht bei ihm in der Scheide; die Kautigen freuen sich des geschliffen.

Aber gerade deshalb teilt der uns Tenenden die Frage, Politik und Ethik mit solcher Beachtung an uns heran. Andere Völker sind weit unbedenklicher. Die zwische Auslösung führt sie nicht im geringsten. Sie erhält einen christlichen Einband, und alles ist glatt. Sieht man sich dazu, daß unser Volk an seiner Bedenklichkeit so schwer trägt, wenn seine Atmosphäre dadurch auch gebremst erscheint. Wobezum wägen wir einen Stein vor uns her, den Andere mit leichtem Fußtritt bei Seite schieben: das Problem, Ethik und Politik?

Noch sehen wir seinen Ausweg; jedem drückt uns die Sorge, daß wir auf die Erde der unbedenklichen, streupföhen Völker geraten möchten und bei äußeren Gefahren in der Gewinnung der Welt teilen Schaden leiden an unserer Seele. Das darf nicht sein. Unser deutsches Volk hat noch seiner Begabung delonbere Aufgaben. Mögen sie nicht verloren gehen im Nennen nach Nachl. Das Bild des deutschen Kriegers in China, der seine Hände nicht mit Raub beflecken will, gebe eine Bild für die Politik unserer Völker!

Die die Dinge liegen, darf man heute mit Unenthaltung schon jede Stimme registrieren, welche überhaupt vor der streupföhen Machtspolitik warnen zu müssen glaubt. Und doppelt erteulich, daß diese Stimme aus dem politischen Lager der Nationalsozialisten kommt, von dieser Gedanke der „moralintreien“ Machtspolitik besonders schlammie Verwüstungen in den Köpfen angerechnet hat. Da ist die Hoffnung nicht mehr unbegründet, es werde sich allmählich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß man dem Dilemma Ethik und Politik gegenüber nicht bei der Resignation stehen zu bleiben braucht, deshalb — weil es im Grunde gar kein Dilemma ist, feins sein kann und darf.

Aus der ethischen Bewegung.

Abt. Berlin. Wie erteilt man Moralunterricht? Diese Frage beanstandete in fast zweihundert Vortrag Herr Dr. H. Engel-Charlottenburg vor einem zahlreichen Publikum, unter dem besonders viele Lehrer und Lehrerinnen vertreten waren. Nachdem er die eigentliche lehrhafte Aufgabe des Moralunterrichts (scharf) von dem Erziehungsproblem einerseits, von sitzungssittlicher Unterweisung andererseits abgegrenzt hätte, entwarf die der Vortragende, wie sich dieser Unterricht überhaupt auf dem Boden der wissenschaftlichen methodischen Weltanschauung aufbauen lasse. Unsere Kinder müßten von ihrem zehnten Lebensjahre an, nachdem ethischer Anschauungsunterricht bereits von Jugend an ihnen geboten gewesen, kurzweilig in die Welt des Geistes eingeführt werden, die Beziehungen der Menschen untereinander verstehen, aber auch in großen Zügen die religiösen und philosophischen Weltanschauungen der Geschichte kennen lernen. Der eigentliche Moralunterricht müsse nach heuristischer (erforschender) Methode erteilt werden; die Kinder sollten die Moral in sich neu entdecken. An die Stelle der bloßen religiösen Sanktion der Moral, die für viele unzulänglich bleibe, müsse die humane oder soziale Sanktion treten. Der Unterricht sei von der Schule zu erteilen, und weder was nach, wie sich der Moralunterricht ohne Schwabingung in den Schulumplan der Volksschule wie der höheren Schulen einfügen lasse. Wünschenswert sei, daß dabei die Trennung der Geschlechter möglichst vermieden würde. Eine ausübliche Unterweisung des Moralunterrichts in lässig kongenitlichen Kreisen wurde gegeben. Zum Schluß betonte der Vortragende, daß die Schule sich das geist der Zugaufnahme im 14. oder 15. Lebensjahre von den religiösen Gemeinschaften und der Heier der Konfirmation zurückzuziehen; diese dürfe nur in denselben Verhältnissen zur Zugaufnahme (mit der die Erklärung der Eide-, Straf- und Verbeten-Würdigkeit zu verbinden sei) leben, wie die kirchliche Trauung zur diegerischen Oberlieferung. Zur auf diesem Wege könne der sittlichen Erziehung der Jugend gefordert werden.

Briefkasten.

H. W. Heidtberg, Heundlichen Dank für Ihren Hinweis auf dem Brieflich „Charaktererziehungen“ in voriger Nummer, daß auch der „Charakter“ als Professor verstanden wird, daß wenigstens in Baden die Professoren den Charakter, nicht das Widwidat Professor erhalten.

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur. Abteilung Berlin. Programm.

- Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.
- Freitag, „ 8. März: Lesestundenhaus, Wilhelmstr. 92/3, 8^{1/2} Uhr.
- Montag, „ 11. „ „ Lebensfragen der modernen Kultur.
- Donnerstag, den 14. März, Abteilungstag. Unter den Linden 16^M, 8^{1/2} Uhr: Jahresbericht des Vorstands. Rechnungslegung. Neuwahl des Vorstands. Vereining eines Programm-Entwurfes.
- Montag, den 18. März: Vortrags-Abend Dr. J. W. Soerher, im Mittwoch, „ 20. „ „ Lesestundenhaus, Wilhelmstr. 92/3, 8^{1/2} Uhr.
- Donnerstag, „ 21. „ „ Lebensfragen der modernen Kultur.
- Montag, den 25. März, abds. 8^{1/2} Uhr, im Völkerringen des händ. Katholiken: Erinnerungsfest an die verstorbenen Mitglieder des Hauptvorstandes: Scheinrat F. Kretzler und Hugo Nibelsold. Gäste überall willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.
Brosamwolllicher Nebateur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 66, Wilhelmstr. 47. — Druck: J. E. Preuß, Berlin SW., Romanandantstr. 14.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirche 7.

Mutterschaft und geistige Arbeit

von
Adele Gerbard und Helene Simon.
333 Seiten ge. 6^o. Preis R. 5.—, gebunden R. 6.—.
Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Verlag
Johann Gottschalk,
Dresdener Platz, 1, 20 B.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern
Sach-Verlagsgesellschaft
Nr. 2000.

Ethische Kultur

Inhalts:
Die Sozialpolitik
Mengenverhältnis 40 B.
Bislang
billig nach
freier Vereinbarung.
Kann aber in einer
Kommunikation
und in der
Spezialität W.
Wissenschaftl. 41.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Sijpeki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Sockler herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 16. März 1901.

17. 11.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Freiheit von Stumm. — Das Lebenswerk Gustav Schmollers.
Von Landgerichtsrat W. Kulemann (Braunschweig). — Und wieder
sprach Zarathustra. — Hartlebens „Erziehung zur Ehe“. Von Käthe
Stellmacher (Elbing). — Streiflichter: Der Hauptmann als Erzieher.
— Aus der ethischen Bewegung. — Bücherchau.

Freiheit von Stumm.

„Der Mann des weltlichen Erfolges“ — so wird Napoleon von Emerson genannt. In dieser Bezeichnung liegt eingeschlossen vor allem: gesammelte Energie, Einheitsliebe des Thuns und Wirkens, beständige Richtung auf die Aktion nach außen. Solcher Art war auch der eben verstorbene einflussreiche Politiker, der mehr als dies war, der ein ganzes Stück Zeitentwicklung typisch repräsentierte. Auch er ein Mann der nach außen gerichteten Thatkraft, dem feinere innere, vor allem also ethische, Motivationen meist ganz fern lagen; auch er ein Mann von wahrhaft bewundernswürdiger Einheitsliebe des Thuns und Wirkens. Diese erfüllte ihn mit Vertrauen zu sich selbst und mußte anderen Vertrauen einflößen; aber da war eben kein Raum gelassen für Zweifel, inneren Zwiespalt, seelische Konflikte, in deren Lösung erst die sittliche Kraft sich bildet und sich schult. Er war keineswegs ein Mann ohne bedeutende moralische Qualitäten, aber diese waren im eigentlichen Sinne nur seine Privat-tugenden, oder gar ein Privatvergnügen; Handlungen des Wohlthuns, der Menschenfreundlichkeit, der Fürsorge u. i. w. durften immer nur ein Ausfluß seiner Laune und Willkür bleiben, nicht das Ergebnis einer inneren, zwingenden Notwendigkeit, vor der der einzelne Wille sich beugt, auch wenn kein Richter ihn prüft. Er genährte moralischen Erwägungen und Forderungen den weitesten Spielraum, aber nicht als ihr Freund, sondern als ihr Gebieter, als Despot. Er wollte immer über den sittlichen Forderungen stehen, nicht sich sittlichen Ideen unterordnen. Daher war seine ganze Persönlichkeit der diametrale Gegensatz zu aller Ideologie, und so wie Napoleon immer mit dem Accent der Verachtung zu sagen pflegte: die Advokaten der Freiheit und des Fortschritts sind Ideologen, Reder ist ein Ideologe, Lafayette ist ein Ideologe — so mußte auch Freiheit von Stumm seinen Gegnern keinen in seinen Augen verachtenderen Vorwurf zu machen, als den der „Ideologie“ — er hat dies Wort auch den Freunden der ethischen Bewegung mit besonderer Heftigkeit entgegen geschleudert. — Er war kein gewissenloser Gewaltmensch, kein strupelloser Ausbeuter, als der er oftmals hingestellt wurde — wäre er das gewesen, so würde kein

Anlaß vorliegen, seiner an dieser Stelle zu gedenken. Er war eben die Verkörperung des extremen ethischen Individualismus, er repräsentierte in jeder Person die schärfste Ausprägung des anti-sozialen Geistes. Daraus erklärt sich seine ganze sozial-politische Stellungnahme: daß er keine soziale Fürsorge als sittliche Pflicht anerkannte, daß er einer der ersten und thätigsten praktischen Sozial-reformer war, aber nur als Patriarch und Despot, daß Wohlthaten, Akte und Einrichtungen der wie immer gearteten sozialen Fürsorge dem Gebenden, sei dieser nun der Staat oder ein einzelner Arbeitgeber, eine völlige Suprematie gegenüber dem Empfangenden verleihe, eine Suprematie, die er auch in despotischer Unterdrückung geltend machen konnte. Er war auf sozialem Gebiete ein nachgeborener Vertreter des aufgeklärten Despotismus — auch er war in dem Irrtum befangen, daß man Menschen zwangsweise glücklich machen könne, und er ahnte nicht, daß unsere Zeit, auch da, wo sie materielle Fürsorge, sozialen Ausgleich fordert, nicht nach Mittel, sondern nach dem Bewußtsein menschlicher Solidarität verlangt, daß, wenn die Bedrückten und Enterbten des Schicksals schneid nach Hilfe ausschauen, sie nicht wollen, daß die Begünstigten gütig, sondern daß sie gerecht seien. Daß der Verstorbene diesen Unterschied nicht kannte, daß er, der typische Vertreter des Maschinenzeitalters, das dem Bewußtsein des rücksichtslosen Kampfes ums Dasein erfüllt war, dem wichtigsten Fortschritte unserer Zeit, dem vertiefteren Bewußtsein von Menschlichkeit und Gerechtigkeit sich entgegenstemmte und, trotz aller Energie, doch schließlich ohnmächtig blieb — das ist ein gewisser tragischer Zug im Leben dieses merkwürdigen Mannes, der Vieles erklärt und mit dem Reisten verfährt. K.

Das Lebenswerk Gustav Schmollers.

Von Landgerichtsrat W. Kulemann (Braunschweig).

Wenn ein Mann von der Bedeutung Schmollers ein größeres Werk veröffentlicht, so ist das stets ein Ereignis von einer gewissen Bedeutung, und zwar nicht nur für die unmittelbar beteiligten Kreise, also für diejenigen, die sich aus Veran oder aus Neigung mit volkswirtschaftlichen Dingen beschäftigen, sondern für die Gebildeten überhaupt. Das gilt aber in ganz ungewöhnlichem Maße von dem neuesten Werke Schmollers, das er unter dem Titel: „Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre“ im Verlage von Duncker & Humblot hat erscheinen lassen, und von dem er in dem Vorworte sagt, daß er in ihm nach 36-jähriger atabemischer Thätigkeit die Summe seiner wissenschaftlichen und persönlichen Ueberzeugungen ziehe.

Das Werk steht nach seiner ganzen Grundanlage in einem ausgeprochenen Gegensatz zu den bisherigen Arbeiten seines Verfassers. Er selbst betont dies in der Vorrede, indem er bemerkt, daß ihn bis vor einigen Jahren die Ueberzeugung beherrschte habe, die erste Aufgabe der heutigen Nationalökonomie bestehe darin, sich durch gelehrte spezialisierte Forscherarbeit den übrigen Wissenschaften ebenbürtig zu machen und erst nach einem Menschenalter solcher Arbeiten werde die Zeit für encyclopädische Zusammenfassung gekommen sein. Aus diesem Grunde habe er nicht allein früher Anregungen zur Schaffung eines umfassen den Handbuches der politischen Ökonomie stets abgelehnt, sondern sei auch zu der Bearbeitung des jetzt vorliegenden Werkes durch die näher geschilderten Umstände gezwungen worden. Dabei sei aber kein Verhältnis zu der übernommenen, ihm anfangs unmöglich erscheinenden Arbeit mehr und mehr das der höchsten Verdringung geworden, denn obgleich es ihm nach wie vor klar sei, daß ein solches Werk niemals die Sicherheit empirischer Detailforschung erringen könne, habe sich bei ihm doch nach 17jähriger angelegter arbeitsvoller Arbeit eine gewisse Uebermüdung in Beziehung auf diese Thätigkeit und eine Sehnsucht nach der Beschäftigung mit großen allgemeinen Fragen geltend gemacht; er habe empfunden, daß er sich Arbeit in diesen verchapfen müsse, gerade auch um das Detail der arbeitsvollen Forschung zu höchstem Ertrage zu bringen. Seine alte Liebe zu philosophischen und psychologischen Studien sei mit neuer Kraft erwacht bei dem Veruche, die Bruchstücke seines Wissens unter dem Gesichtspunkte einer geschlossenen Weltanschauung zu einem Ganzen zu vereinigen.

Das Mitgeteilte aus dem Vorworte ist um so mehr von außergewöhnlichem Interesse, weil es nicht für einen einzelnen Gelehrten und nicht für eine einzelne Wissenschaft Bedeutung hat, sondern für die Gesamtheit der geistigen Arbeit unserer Zeit gilt. Schmoller berührt hier einen Punkt von der äußersten Wichtigkeit für unsere ganze Kulturentwicklung. Wohin wir blicken, überall finden wir Detailarbeit und Einzelforschung. Die Wissenschaften spezialisieren sich wie die gewerbliche Thätigkeit. Jeder bohrt sich immer tiefer in seinen Sachth hinein, um dort die auf seiner besonderen Wahl liegende Wahrheit und Erkenntnis zu finden, aber keiner ist im Stande, von seinem Nachbar etwas zu hören. Einer hat sich von dem andern hermetisch abgeschlossen und jeder arbeitet ohne Rücksicht auf die Arbeit des andern. Und doch liegt auf der Hand, daß dieses einseitige Spezialistentum der Tod aller wahren Wissenschaft ist. Der Wert des Lebens besteht nicht in einer Menge von Einzelwissen, sondern in seiner Zusammenfassung zu einer Weltanschauung. Aber wer sich damit beschäftigt, Schlüsse zu ziehen, Wege zu finden, allgemeine Betrachtungen anzustellen, der gilt heute in der wissenschaftlichen Welt als Tiletant. Gerade auf volkswirtschaftlichem Gebiete ist die deduktive, konstruierende, dogmatische Methode fast zurückgedrängt von der sog. historischen, induktiven, die den Schwerpunkt auf Materialsammlung legt. Nicht Gedanken, sondern Thatsachen: das ist die Parole. Vielleicht hängt diese Erscheinung zusammen mit der Richtung unserer Zeit von dem Abstrakten zum Konkreten, vom Begriffslichem zum Realen, von dem Ideellen zu dem Praktisch-Räplichen; vielleicht ist es auch eine naturnotwendige Reaktion gegen die Uebererschätzung abstrakten Denkens und theoretischer Erkenntnis in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Aber dann ist zweifellos der Umschlag bereits bei dem gegenteiligen Extrem angelangt, das eine neue Reaktion auf das dringende fordert.

Daß Schmoller sich zu diesem Geständnis gezwungen

sieht, ist doppelt wertvoll, weil gerade er zu den Hauptvertretern der jetzt von ihm verurteilten Richtung gehörte. Ich persönlich habe gelegentlich in mündlicher Aussprache ihm gegenüber darauf hingewiesen, daß die Männer der Wissenschaft auf falschem Wege seien, wenn sie glaubten, sich nur da anhören zu dürfen, wo der Stand unserer Kenntnisse ein abschließendes Urteil gestattet. Ich machte geltend, daß, wenn die berufenen Personen es ablehnten, zu den großen Gegenwartsfragen Stellung zu nehmen, gar nichts übrig bliebe, als daß weniger Berufene die Antworterteilung in die Hand nähmen; es sei für die Korpsphären ebensowenig eine Schande, durch die Zeitentwicklung eines Irrtums überführt zu werden, wie für gewöhnliche Sterbliche. Um so mehr drängt es mich, dem hochgeschätzten Gelehrten für die von ihm geübte Selbstüberwindung meine Anerkennung und meinen Dank auszusprechen.

Aber in dem Gesagten erschöpft sich keineswegs der eigenartige Wert des Werkes, sondern daselbe hat eine weit größere Bedeutung. Das Buch ist nämlich gar nicht, wie der Titel bescheiden es bezeichnet, lediglich ein Grundriß der Volkswirtschaftslehre, sondern könnte sich vielleicht ohne Ueberhebung als Grundriß der Menschheitswissenschaft bezeichnen. Kaum eins der Gebiete, die eine solche umfassen müßte, bleibt unberührt; auf allen zeigt der Verfasser eine ungewöhnliche Kenntnis, und alle erscheinen bei ihm verbunden durch das geistige Band, durch das allein sie sich zu einer höheren Einheit zusammenschließen. Wie ich bereits erwähnte, beruft sich der Verfasser auf seine alte Liebe zu philosophischen Studien, und gerade hier betritt er ja die Brücke zu dem besonderen Interessenskreise der Leser dieses Blattes. Die ganze Einleitung des Buches bepricht auf etwa 70 eng gebundenen Seiten Fragen, die nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch gar nicht als solche der Volkswirtschaftslehre angehen werden, sondern in das Gebiet der Philosophie und Anthropologie fallen, wie sich dies schon ergibt aus einer Aufzählung der wichtigsten Lebensrisen. Der Verfasser behandelt darnach u. a.: die psychophysischen Mittel des gesellschaftlichen Zusammenhanges, insbesondere die Sprache und die Schrift, die geistigen Bewußtseinskräfte und Kollektivkräfte, die Gefühle, die Bedürfnisse und die Triebe, insbesondere den Selbsthaltungstriebe und Geschlechtstriebe, den Thätigkeitstriebe, den Anerkennungs- und Rivalitätstriebe, den Erwerbstrieb und die wirtschaftlichen Tugenden, unter ihnen die Arbeit und die Arbeitsamkeit; ferner das Wesen des Sittlichen, insbesondere das sittliche Urteil und das sittliche Handeln, die historische Entwicklung des Sittlichen und ihre Ziele, sowie die sittlichen Zuchtmittel, nämlich gesellschaftlichen Tadel, staatliche Strafen und religiöse Vorstellungen, endlich die sittlichen Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens, Sitte, Recht und Moral, insbesondere die Entstehung und Bedeutung der Sitten, die Enttichung des Rechtes und seine ältere Verbindung mit der Sitte, die Scheidung des Rechtes von der Sitte, die Enttichung der Moral neben und über Sitte und Recht, die Differenzierung von Sitte, Recht und Moral. Den Abschluß dieser Erörterungen bildet eine Unterredung über den allgemeinen Zusammenhang zwischen volkswirtschaftlichem und sittlichem Leben, in welcher die natürlichen und die sittlichen Kräfte, die gesellschaftlichen Institutionen und Organe, der Kampf ums Dasein, sowie die religiösen und philosophischen Moralsysteme behandelt werden.

Es würde den zur Verfügung stehenden Raum überschreiten, wollte ich von dem reichen Inhalte dieser Abschnitte mehr als die Ueberschriften angeben. Ueberall bewährt der Verfasser in seiner Behandlung die Grundzüge, die er im Vorworte als solche seiner akademischen Vorlesungen angibt, nämlich: 1. so anschaulich zu sein,

daß der, welcher die Dinge noch nicht kennt, sie einigermaßen sehen und erlassen kann, im Gegenlage zu der Methode, bei der eine Unsumme von Scharfsinn, Definitionen und Detailwissen auf den Zuhörer eindringt, ohne daß er eine anschauliche Vorstellung von dem hat, wovon geredet wird; 2. den Studierenden neben den allgemein gesicherten Wahrheiten den Gang beizubringen, auf dem sie gefunden sind, die Zweifel darzulegen, welche sie eingeben, die empirischen Grundlagen so im Detail darzulegen, daß er sie selbst ableiten kann. Nach Ansicht des Verfassers besteht der Hauptfehler bei der Anwendung staatswissenschaftlichen Wissens darin, daß man die gesellschaftlichen Erscheinungen für viel zu einfach hält, daß man glaubt, sie mit wenigen allgemeinen Formeln meistern und definieren zu können. Demgegenüber sei es die Aufgabe, stets auf die Kompliziertheit und Schwierigkeit der Erscheinungen und Probleme hinzuweisen und die verschiedenen Seiten des Gegenstandes zu zeigen. Aus diesem System erklärt sich der gegen Schmöller oft erhobene Vorwurf einer gewissen Unbestimmtheit und Unsicherheit seiner Urteile, und ob daselbe deshalb gerade für den Studenten geeignet ist, der das Bedürfnis empfindet, sich zunächst einen wenigstens etwas gesicherten Boden unter seinen Füßen zu verschaffen, muß ich dahingestellt lassen; jedenfalls ist es dasjenige, welches den gereiften Mann allein befriedigen kann. Hat man im Leben selbst die Erfahrung gewonnen, daß die Erlangung der absoluten Wahrheit außerhalb menschlichen Vermögens liegt, daß wir stets nur einzelne Seiten der Dinge erkennen und deshalb bemüht sein müssen, wenigstens möglichst viele dieser Seiten und zugänglich zu machen, um uns vor einseitig-subjektivem Urteile zu schützen, so wird uns gerade ein Verfasser sympathisch berühren, der diese Begrenztheit und Relativität seines Wissens selbst erkennt und offen hervorhebt. Das Schmöllerische Buch ist geschaffen für Leute, die jedem Zwange einer Parteischablone widerstreben und das Ziel verfolgen, sich möglichst weit über das Niveau der Tagesmeinungen und Tagesströmungen zu erheben. Ich bin sicher, daß kein Vetter es ohne reiche Förderung seiner Gedankenwelt und ohne hohen Genuß aus der Hand legen wird.

Und wieder sprach Zarathustra.

2. Von zweierlei Macht.

Aus Gebauentiefen empor sah Zarathustra und sprach:

„An allem lehrte ich zweifeln, nach allem lehrte ich fragen; am zweifelndsten fragen nach dem, was am festesten stand. Und was stand mir selber am festesten von allem? Der Wille zur Macht. Auch an dem muß ich zweifeln, nach dem Worte des Kindes und auch nach der eigenen Lehre Geboten.“

Aber siehe den Knaben dort, der die Blumen zerplückt: er will Macht haben über sie, er wird schreiben, wenn man's ihm wehrt.

Und nun ruht er der Mutter! Er will Macht haben über sie und ihren Willen und Macht über den Trant, den er von ihr begehrt.

Nicht anders wollte der Hunnen Herr Macht haben über seine Völker; und seineswegs anders wollte er Macht haben über seine Feinde, wenn er jene, seine Völker, rief, um diese zu schlagen.

Welch' andere Macht will das Kind mit dem Palmenzweig erringen über mich und behaupten über die Menschen? Freich, nicht offen spricht es das aus: listende, schlüchternde Macht will es, daß sie seines Gehorjams Sklaven würden.

Aber wer Sklav' ist in seiner Seele, der hat keinen Willen; der giebt seinen Auf, damit das Gliedwerk — gleich dem des hypnotischen Schlafers — diene dem Meister, der ihn in Schlaf lullt.

So will ich es nicht! — Mich äßte das Kind — auch an ihm darf ich zweifeln. Zweierlei Zerbrechen giebt, aber den eignen Schlag des Gewissens, den bricht nur ein Sturm, ein Löwe, ein Riese — kein knospen der Mai. Erst wenn die schlafenden Menschen erwachen, wenn sie von sich schütteln die Kameelklast der Pflicht, wenn sie die Fägel zerbrechen und die Feitsche zerbrechen: dann erst kommt . . .

„Andere Knechtschaft allein!“ so klang scharf und vermeiend die silberne Stimme des Kindes, und es stand vor Zarathustra, in der Rechten die Palme.

Aber er sah es an mit jornigen Brauen und ein starres „Nein!“ entrang sich den Jägern.

„Ja!“ sagte das Kind. „Denn ein fassendes Wesen bin ich, ein lebendiges, schaffendes; schaffend aus freien Willens Gewalt.“

Zweifach kannst Du zerbrechen und zweifach beherrscht Du. Wenn Du zerbrachst in Wut, so beherrscht Du zur Knechtschaft. Nur im eigenen Willen Lebendiger ruht meine Herrschaft.“

„Wenn sie Dir Sklaven sind!“ höhnte Zarathustra. „Dann sind sie Dir frei. Aber wer Dir sich empört, den binden die Priester an Pfähle und zünden die Flammen — der Liebe. In Deinem Namen thun sie das.“

„In meinem Namen?“ fragte das Kind. „Und Du, der Feind der Namen, willst an Namen Dich fetten? Was ist Name? Viel sind mir Namen und Bilder, die Menschen sich von mir machen und viel der Propheten von Namen und Bildern. Wohl! Nach Brahma und Jesus nannten die Priester mich und Nohamed auch und noch andere. Und sie schufen sich Tempel und Säulen in meinem Namen, daran aufzubinden, gleich an einem Stabe, ihre eigne Macht der Bedrückung.“

Meine Macht haben sie niemals gepflanzt. Sie ruhte und die Großen nicht, die Zerbrecher und Verbrecher, welche sie schützten und mit ihrer Hilfe aufrichteten die eigne Macht der Beherrschung.

Meine Macht haben gepflanzt die Stillen, die Schaffenden, die da leise lannen und forschten und Erde loderten und pflanzten und säeten neue Saaten der Erkenntnis und des Guten.

Sie allein pflanzten in die Menschenerde den Stab, daran der Mensch zum Menschen sich aufredet! Zum Menschen! Das ist genug! Denn es ist ein unendliches Ziel. Den Uebermenschen giebt es nicht.

O Du Zerplätterer, zweifach in Dir Geerter: Komm und höre mich! Großer unter den Fragenden, Starcker unter den Willenden: höre mich! Daß ich die Schatten vom Auge Dir scheuche, die Dich irre machen am Licht, die schwebenden Wölken vor meiner Sonne verschuche, die Du erliegen willst!

Und wieder sah Zarathustra empor, wie vordem, bezwungen vom Kinde.

Und es sprach; und seine Stimme klang, wie Liebe der Mutter, wenn sie ihr Kind weßt:

„Siehe, ich weiß, was Dein Denken geführt hatte, als Du sprachst von der seligen ernen Zeit, wo ein Volk sich sagte: Ich will über Völker Herr sein!“

Da Du so redetest, da sprach aus Dir der große Etel vor denen, die da schächern mit Güte und mit Krämergeld feilschen um gute Nachbarschaft.“

O ich verstand Dich wohl! Denn Du sprachst: „Das Beste soll herrschen, das Beste will auch herrschen; und wer es anders lehrt, dem fehlt es am Besten.“ Da segnete

ich Dich, ob Du auch doppeldeutiges Wort redestest und selber nicht eins warst in dem, was Dir die Seele bewegte."

"Denn ich wußte, wohin Deine Liebe sich neigte. Du warst es, der da lehrte: 'Darum, o meine Brüder, bedarf es eines neuen Adels, der allem Pöbel und allem Gewaltherrischen Widerfacher ist und auf neue Tafeln neu das Wort schreibt: edel.' — Siehe, das ist der neue Adel, der mein ist. Darum bist Du doch mein, wenn Du mich auch hassest. Dein Daß ist Deine Liebe zu mir, die Liebe des Sinnes, nicht des Namens."

Zarathustra sah fragend empor und das Kind fuhr fort:

"Siehe, wenn Du den Gewaltherrn rühmst, so rühmst Du ihn nur aus Jorn über die Freiheit des Sklaven; und Du siehst nicht, daß Sklav' und Gewaltherr eines Geistes Geschwister sind und einander erzeugen wie Würmer und Unrat."

Wer der Gewalt sich fügt, der giebt den Geist auf, dem hypnotischen Zauber zu folgen. Wer aber Gewalt übt, der übt Zauber, daß seiner Brüder Geistes stirbt und ihre Glieder ihm willenslos dienen.

Wer da, erwacht aus irdischem Schlafe, sich lehrt wider den Unhold, den Gewaltherrn, mit dem Zerbrechen des Adens: Wohl zerbricht er vielleicht den heutigen Herrn, doch er beugt dann sicher den Knecht dem andern, unfundig der Freiheit. Und der neue herrscht doppelt gewaltig und frist die Gewissen der Menschen.

Mache aber seimt auch dem Herrn aus der eigenen Macht der Bebrüdung. Ungefättigte Hier nach der Macht und Angst, um die Macht ist das, was er Macht nennt. Wie Pol zum Pol, so bleibst durch Lüge und Unthat der Herr an den Sklaven gefettet in ewiger Juchts vor der Lüge und Unthat des Sklaven. Schwächer als dieser oft schleppt er die Kette, des Willens Belastung, durchs Leben.

Das ist die Macht, die Du rühmtest, des Herren, nicht die Du erschienst, des Freien. Lerne sie, die Du nur ahntest, erkennen! Lerne, was Wille ist — fast schon greiffst Du ihn, als Du jenseits strebst von Gut und von Böse. Dann erst frage nach Macht und dem Willen zur Macht, die da mein ist. Auf ihr siehst sonnig und lachend Dein Adel, der Adel der Kinder, der Fürsten im Reiche der Geister."

Also sprach zu Zarathustra das Kind, und er bebt in Schauern. Vor ihm verschwand es im Licht, und zu helle ward es seinen Augen vom Manne.

Hartlebens „Erziehung zur Ehe“.

Von Käthe Stiellmacher (Höfing).

Es ist eigentlich nicht das Stück an sich, das mich besonders zur Besprechung lockt. Das wird in absehbarer Zeit den Weg aller Kurzlebigkeit gegangen, und die Literatur wird dadurch nicht viel ärmer und nicht viel reicher sein. Es ist hauptsächlich, daß einem beim Mitanhören der Hartlebenschen Bühnenwerke so mancherlei Gedanken über Leben und Dichtung im allgemeinen und die moderne Theaterdichtung im speziellen kommen.

Ich glaube, das am leichtesten in die Augen springende Merkmal für den Unterschied zwischen großen und kleinen Poeten liegt darin, daß man es gleich sehen kann: die Großen haben niemals eine Absicht außer der einen natürlich — groß, edel, tief, wahr zu sein. Das versteht sich von selbst. Aber die Kleinen wollen immer irgend etwas. Der technische Ausdruck nennt das, wie wir alle wissen: eine Tendenz haben. Und viel Papier ist, wie wir ebenfalls wissen, bebrudt worden mit Ueberzeugungen und Beweisen dafür, daß Tendenz der Tod

aller poetischen Schönheit, daß ein reines Kunstwerk mit Tendenz nicht möglich sei.

Dieses ist auch meine Meinung. Aber davon und von aller Theorie in dieser Beziehung möchte ich im Moment gern absehen und die Erscheinungen nur auf ihren augenblicklichen praktischen Wert hin prüfen.

Ich meine, gerade darin, daß die kleineren Poeten — sagen wir hier im besonderen die kleineren Bühnenschriftsteller — etwas wollen, darin liegt, angenommen selbstverständlich, daß das Wollen gut gemeint ist, trotz allem ein nicht unbedeutender Wert. Sie wollen der Menschheit nützen. Außer von den Begnadeten, die der große Geist zur höchsten Erhebung und Begeisterung der Anderen schuf, kann man auch von den Besten nicht mehr verlangen. Und sie nützen wirklich. Weniger oder mehr. Das sollten auch die, welche durch strengste Kunstforderungen der Welt dienlich sein wollen, nicht vergessen.

Freilich ist, um von dieser Möglichkeit überzeugt werden oder profitieren zu können, vor allem ein notwendig, daß man nämlich weder aus Unverständnis noch aus Antipathie das gute Veltreben solch eines kleineren selbständigen Kämpfers mit der bösartigen Mache der Totenverfälscher und dem gänzlichen Unvermögen der Nachschreiber über einen Haufen wirft, sondern von vorne herein an die Lauterkeit seiner Absichten glaubt. Auch wo der Ausdruck dieser Absichten mangelhaft, auch wo sie selbst uns unjympathisch oder verkehrt erscheinen. Es ist leicht möglich, daß man aus diesem Glauben heraus das Gute zuweilen wie durch ein Vergrößerungsglas, die Mängel verkleinert sieht. Aber darin kann ich, außer etwa für die Wenigen, die eine Art Sachverständigen-Examen abzulegen hätten, — keine Gefahr erblicken. Im Gegenteil.

An das ehrliche, beste Wollen Otto Erich Hartlebens glaube ich. Ich glaube, daß die gesunde Empörung gegen den heuchlerischen Aufbausch der äußeren Sittengesetze, die durch alle seine Ergebnisse geht, ihm nicht nur aus persönlicher Abneigung, sondern aus einem wirklichen Mitempfinden für die eingeschnürte Menschheit kommt; daß er seine Stücke schreibt, um ein wenig mitzuhelfen an dem Befreiungswerk. Von diesem Standpunkte aus geht er frisch und fest ans Werk. So unbehaglich es oftmals ist, seinem blinden Eifer, seinen derb anspendenden Händen zuzusehen — Anerkennung kann man dieser Keckheit, dieser Frische in ihrer Ursprünglichkeit nicht verjagen; und hier und da wird sicherlich auch ein Knötchen durch sie gelodert, eine kleine Kette durch sie gesprengt werden.

Es ist wirklich gar nicht übel, was in der „Erziehung zur Ehe“ der Student Lange über die Berechtigung der Jugend zu einem frühen Ehebündnis, über die Verberberlichkeit eines langen Verlöbisses und die Gefahr in der allgemein üblichen Lage eines jungen Junggesellen sagt. Daß das soziale Ehehindernis, die Prostitution, als feststehende Mauer nur einfach mit Fingern gewiesen, statt in einem einzigen Steinchen zerbrochelt wird, stört mich nicht. Auch die reine Theorie will angefeindet sein; und wenn ihr Anhänger erworben werden, ist viel erreicht. Selbstverständlich kann nicht für Alle gelten, was Lange über das „Schmidknechten“ während einer langen Verlobungszeit sagt. Es giebt sicher noch einige langamer reisende, widerstandsfähigere, wohl auch edler geartete Naturen, denen Kraft und manchmal sogar ein paar Flügelansätze aus dem liebevollen Harren, dem geduldrigen Streben nach dem ersehnten Ziele erwachsen. Aber für die Allgemeinheit wird er Recht haben.

Was wir von und über Herrmann — die jüngere Hauptfigur, den Freund jenes nachdenklichen Schwärmeres

Lange, den sorglosen Sohn einer reichen — und „in Berlin noch reicher gewordenen“ Gutsbesitzerfamilie — erlahmen, macht den Eindruck typischer Echtheit. Allerdings wird sie nicht in abgerundetem Umriss, sondern nur in Einzelheiten gegeben: Die trübselig widerwärtige Erstlings eines jungen, an sich weder böswillig noch niedrig gearteten Großhändlers, der — nach altbergrachten, ihm selbstverständlichen Beispielen — in gedankenlosem Zügelhangeln einen Teil seines Vermögens so fündhaft verzettelt, so ohne Stolz und ohne Scham verderbt, daß ihm die Grenze zwischen den Selbstgeizigen edleren und niederen Empfindungen verloren geht, daß er selbst nicht mehr weiß, wann, wo und ob er einer einfachen, das Beste, das Ganze umfassenden Herzensneigung überhaupt noch fähig ist.

Daß dieses bei Hermann Günther, dem Sohne, so und nicht anders werden konnte und mußte, lernen wir mittelbar schauernd einsehen, wenn der ausgeprägteste Charakter dieser wohl nicht ernsthaft gemeinten „Komödie“, die eigentliche „Erzieherin zur Ehe“, die Mutter, auftritt.

Sch fühle mich, offen gestanden, außer Stande, sie mit sicherer Hand nachzuschildern, diese erschütterliche Gestalt. Diese Frau, die, jedes körnischen Ehrfurts vor dem rein Menschlichen, die jedes schwerfälligen Empfindens mit dem eigenen Geschlechte bar, ein junges Manneswesen zur Vergewaltigung seiner edelsten Gottesgaben, zur Schändung seiner weiblichen Mitgeschöpfe geradezu auffordert; dieser Mutter, die, mit dem ihr anvertrauten Hände einer eigenen Tochter in den herrschsüchtigen Händen, die Tochter einer anderen Mutter in Unmenschheit und kindischer Reizung als „gute Partie“ für den traurigen moralischen Lehrstuhls ihres Sohnes hinzuhalten strebt. Ganz abgesehen von dem widerwärtigen Mantel der Bräuerie, unter dem sich ihre eigenen allgemeinen moralischen Mängel heuchlerisch zu verbergen streben. Wenn es wahr ist, daß solche Frauen — daß sie gar öfter als in Ausnahmen, existieren — und leider haben wir allen Grund, diese Wahrheit sehr zu fürchten, zu glauben — so muß dies Bewußtsein jedes anders geartete weibliche Geschöpf mit tiefstem Ekel, mit trübseliger Beschämung erfüllen. Und wenn nur in jedem weiteren Kreise einer solcher Frauen durch jene Bühnenfigur der Spiegel so vorgehalten werden kann, daß sie ein Grauen vor dem eigenen Bilde empfindet, so trüge das Hartlebenische Stück ganz allein dadurch seine Veredlung in sich.

Dieser trauen, ernsthaften, mit allerlei großhändlichen Heuchelheiten gestempelten Häßlichkeit gegenüber wirkt die Figur des zur Hilfe bei der Erziehung des Sohnes aus der Provinz vertriebenen Schwagers und Onkels, des mit naiver Eier auf die langentbehrten Annehmlichkeiten der Großstadt hoffenden, säckelublen Gutsbesizers, fast milde; wenn auch nur durch die zuweilen farrichterscheinende, manchmal erleichternd fomielle Unausgesprochenheit. Es kommt mir vor, als wären die Farben hier etwas so stark aufgetragen: Zwei alte Verwandte von so gleichmäßig widerlicher Gesinnung scheinen mir fast zuviel Vermischung für eine Familie. Aber daß es Schwäger, Vater, Onkel, männliche Verwandte irgend einer Art, welche den ihnen anvertrauten Erziehungsbobjekten mit einiger Variation wie ungefähr dieser Onkel diesem Reffen jagen: „Thue was dir Spaß macht, mein Kind — verdirb dir dein bißchen Gottähnlichkeit — hilf deinen Mitgeschöpfen, sich zur Barte erniedrigen — betrübe diese arme Barte doch, wenn es irgend angeht — ant nimm es niemals ernsthaft — mache dir bewegun kein Kopfzerbrechen! vor allen Dingen aber sei vorsichtig — recht heimlich vorsichtig in all diesen Unternehmungen,

damit der gute Ruf deiner Familie gewahrt, damit ganz insbesondere der Weg zu deiner in Aussicht genommenen „guten Partie“, der Weg zu deiner einfligen weltlichen „Ehe“ ohne Hindernis jeden Augenblick beschreibbar bleibt. Und, wenn du so gut sein willst, dann nimm zu deinem heutigen Spaß in aller weiser Vorsicht mich, deinen alten Onkel, mit“. Faß es so ähnlich sprechende männliche Verwandte dann und wann giebt, hat man von glaubwürdiger Seite mit Seufzen mir gesagt. Ein Urteil darüber habe ich nicht.

Das aber hat ja jedes mit einigem guten Willen offene Frauenaugen längst erkannt, daß das trübselhaft leichtsinnige Spiel der von schlechten Vätern, Vätern oder sonstigen Verwandten schlecht erzogenen Söhne mit schlecht bezahlten jungen Buchhalterinnen oder sonstigen Angeestellten, wie in diesem Schauspiel für Meta Süßle, so im Leben für unzählige Schwestern unermesslich der Anfang zu jener urchterbaren Laufbahn des Sichverlierens und Erniedrigens ist. Und das wird mit ausdrücklicher Deutlichkeit uns leider täglich bewiesen, daß, trotz aller besseren Bestrebungen, immer noch unzählige Töchter unvernünftiger oder gewissenloser Mütter blind und taub und thöricht den wichtigsten Lebenspunkten gegenüber erhalten werden; daß immer noch unzählige kleine Heiratständbittinnen auf den weichen Polstern eigener oder fremder Salons als hilflose junge Mädchen, denen das Schicksal in Gestalt von gewissenlosen Verwandten und Bekannten die bittersten Enttäuschungen oder Schlimmeres aufbewahrt, liegen, wie die arme Bella im Empfangszimmer der schrecklichen Frau Günther.

Der Herr von Bohling ist, mit kleiner Variation, wohl nur der in Theaterlingen übliche, sich der Eigenart seines Opfers geschickt anpassende Verführer. Jener vermittelnde Herrengarderobenverkäufer Bußmann, ein, ich glaube, ziemlich neuer Beitrag zur Erkenntnis der besänftigend untermierten moralischen Zustände der Großstadt.

Ich habe nicht von der Handlung des Stückes gesprochen. Weil keine darin ist. Es geschieht eigentlich, außer Ankunft und Abgang der Personen, nichts, als daß Frau Günther ihrem Sohn Geld zur Lösung des mit der Buchhalterin Meta angeknüpften, ihrem Plan für seine zukünftige Ehe gefährlich scheinenden Verhältnisses giebt und ihm dies Geld, in der Erkenntnis, daß sie „ein vollständiges Mädchen“ ist, wieder wegnimmt. Die Lösung selbst geschieht in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt; wodurch der marternde Charaktertrieb der jungen Buchhalterin ausgelassen und diese selbst zu einer solennehaft verschwommenen Gestalt wird. Aber wenn auch etwas mehr Handlung da wäre, würde es nicht viel zu bedeuten haben. Auch diese würde in dem Hin- und Herwenden der Tendenz; Aenderungen der Auffassungen des vor und zu der Ehe Erforderlichen und Erlaubten — untergehen. Und da doch einmal alles auf diese Tendenz ausgeht und man also nach dieser Richtung hin den größtmöglichen Vorteil aus der Hartlebenischen Bühnenarbeit zu ziehen versuchen muß, thut es mir leid, sagen zu müssen, daß auch da noch erhebliche Mängel sind.

Vor allem scheint es mir ganz verkehrt, die Bezeichnung „Komödie“ durch mancherlei posenhafte Aufsatz — wie etwa die Sache mit der Stubenmädchenhüte — rechtfertigen zu wollen. Wenn man das Handwerkszeug der rein satirischen aber nicht, oder nur mangelhaft hat, ist es wohl richtiger, die Sache auch äußerlich von der ernsthaften Seite anzufangen. Für gelungene Gesellschafts resp. Lebens-Verputtungen, wie z. B. die Besuchsjene der kleinen Bella, wäre auch dort Raum. Die geringste Albernheit aber kann das größte ernste Böllen verderben. So liegt hier eine Gefahr sehr nahe: Dieselbe Absicht, die

den feinfühligsten Kunstförderer und Menschen stört, weil er sie merkt, wird von denen, um derenwillen sie recht eigentlich da ist, sehr leicht übersehen oder um dieser unnötigen Spahhaftigkeit willen gerade gegenteilig aufgefaßt werden. Die als selbstverständlich vorausgesetzte Kenntnis der intimen Großstadtverhältnisse macht es dem Uebrigem gemeinen, insbesondere dem Provinzler, ohnehin zuweilen schwer, sich ohne weiteres in die Situation zu versetzen.

Dies sind im Grunde Neugierlichkeiten, die Hartleben, wenn er wollte, wohl mit Leichtigkeit ändern könnte. Wichtiger und betrübender scheint es mir, daß seinen Arbeiten — wenigstens meiner Empfindung nach — eine gewisse Vornehmheit fehlt: jenes Etwas, das, wie ein Hauch, von Menschen, Dingen, Werken ausgehend, auch die nackte Tendenz mit Anmut umkleidet, das abschredend Häßliche durch ruhige Notwendigkeit verklären kann und durch jede unvernünftige Verhöhnung des Widerwärtigen zweifellos die vollkommene Reinheit der Gesinnung fähig läßt.

Daß er jenes Etwas, noch einmal gewinnt oder sich ermgit, ist gewiß keine Unmöglichkeit. Doch auch kaum mit Zuversicht zu erwarten.

Trotzdem sage ich dieses keineswegs, um von Hartlebens Werken zurückzuschrecken. Ganz und garnicht. Es ist vielmehr meine, namentlich wohl schon indirekt ausgeübte Ueberzeugung, daß wir unter allen Umständen das als kleinere Vermögen unserer gutgeleiteten literarischen Kämpfer schätzen und nützen sollen. Daß die Notwendigkeit der anflarernden Belehrung viel zu groß ist, um aus rein künstlerischen, wenn auch noch so erklärlichen und berechtigten Wünschen ihr die Hebefreiheit auf einem der wenigen Plätze, an denen ihre Ausübung ermöglicht ist und einem der geeignetsten, der Bühne, abzuscheiden. Und selbst auf mancherlei Gefahr und Unbehaglichkeit hin meine ich, daß solche Rede laut und gehört werden soll.

Eins aber thut dabei not. Ein Belehren und Lernen, das allgemeiner werden müßte. Ich meine: das Unter-scheiden. Das für den Einzelnen scheinbar so einfache und selbstverständliche Unterscheiden zwischen wirklichen Kunstwerken und nur gut gemeinten, nach bestimmter Richtung hin nützlichen Erzeugnissen der neueren Literatur. Denn dieses mangelt wohl viel mehr, als Vielen in Betracht zu ziehen einfallt. Ein Gespräch wie folgendes: „Inter-essieren Sie sich für moderne Dramen? Jbzen j. B.“ — „Um — von Jbzen kenne ich eigentlich nichts. Aber ich sah neulich etwas von einem Hartleben Die ganze Geschichte ist mir widerwärtig.“ — Ein Gespräch wie dieses, so unglücklich es für die mit der Sache Vertrauten klingen mag, ist Thatfache. Und wenn man die Namen, groß wie klein und den Tatzbau je nach Zufall verändert, kann man es bei einiger Beobachtung sogar täglich erleben. Es müß nicht, über diese Unauigkeitärten die Wäseln zu zuden. Es müß auch nicht, zu jagen, daß trotzdem alles Gute der gegenwärtigen Erscheinungen seinen Weg in die Jantast und das Widerwärtige den teimigen aus ihr heraus finden wird. Natürlich thut es das; und die Jugend unserer Jugend wird sicherlich aus ihrem Literaturbuch so einfach zwischen Jbzen und Hartleben (oder irgend einem anderen zum Vermert gekommenen Kleineren) unterscheiden lernen, wie die heutige und gestrige aus dem übrigen etwa zwischen Goethe und Tied. Aber der gegenwärtigen, auf der Höhe stehenden Generation, unseren Mitlebenen, geht durch dieses Nichtausinanderhalten viel Genuß und mancherlei Nutzen verloren. Denn das wissen wir ja alle: daß, wie die Größe nur groß zu wirken vermag, wenn man sie mit umfassendem Auge anschaut, so das Kleine nur dann nach seinem Vermögen nützen kann, wenn man es als klein, als das nimmt, was es ist, und nicht mehr von ihm verlangt, als ihm

gegeben ist; und daß eine heillose Verwirrung auf jedem Gebiete entlehen muß, wenn man, groß und klein durch-einanderwerbend, beide nach falschem Maßstab mißt.

Ob nun in diesem Fall der Artum mehr aus Zeit-mangel, aus Mangel an Urteilssähigkeit, eigenfimmigem Sich-verschieben oder anderem resultiert, scheint mir ziem-lich gleichgültig. Die Hauptsache ist wohl, daß man ihn etwas zu bedingigen versucht.

Aber — wie?

Ja, wenn es nicht durch Privatunterhaltungen — in der Schule — durch Nebenhalten — durch Geschriebenes und Gedrucktes gehehen kann — dann weiß ich es auch nicht. Man magt ja meist nur auf bestehende Ver-hältnisse aufmerksam, damit andere so gut sind, auf Ab-hilfe zu jinnen.

Wie wäre es, wenn j. B. von der Kritik, oder noch besser, gleich vom Verfasser aus eine ein für alle-mal hinweisende Bezeichnung für diese Gutes wollenden Sittenfische angenommen würde? Etwa — man kann aber vielleicht bessere Ausdrücke finden — erste oder heitere „Bühnenarbeit“ statt des mehrversprechenden Drama — „Wert — Komödie“?

Streiflichter.

Der Hauptmann als Erzähler. Daß ein tüchtiger Offizier, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, seinen Retrun gegenüber wirklich ein Erzähler zum Guten, nicht nur ein militärischer Drillmeister sein kann, vielleicht auch soll, sei unumwunden anerkannt. Einen der liebens-würdigsten Jüge des verstorbenen Oberstleutnants v. Egiby hat uns ja W. v. Polenz mit den Worten geschildert:

„Nach härtet hat kreuz damals eine andere Eigenschaft bei ihm bewirkt, die bei Erzählern. Seine Schwabron galt ihm als Erziehungsanstalt, deren Leiter er war. . . . Er wollte benedene und stiltliche Leute haben, nicht Suppen, die man am Stinbuden des Erzerrregiments tanzen läßt. . . . Er wollte der Schwabron alles sein: er wollte sie durdringen mit seinem Geiste. . . . Damals schon hat er Samen ausgefrenkt, der aufgehen ist, und ich kenne Männer, die ihr stiltliche Erwedung auf Egidu, den Offizier, zurückföhren.“

Aber nicht Alle sind geborene Erzähler. Wie nötig dabei ein feiner Herzenstakt ist, der bei aller erzählerischen Einwirkung doch Kesselt behält oder der Gewissensfreiheit des Jögling, zeigt uns eine Zuschrift des iröhren Predigers der Berliner humanistischen Gemeinde, des Herrn Schärer. Er teilt mit:

„Ein junger Unteroffizier wurde im Herbst zu den Pällieren in Brandenburg a. d. H. ausgehoben. Bei der amlichen Freistellung des Religionsverhältnisses der Retrun erklärte er, daß er Dissident und nicht getauft sei; auf die weitere Frage, ob er sich taufen lassen wolle, logte er Nein! Sein Vater war Mitglied der humanistischen Gemeinde gewesen, welche, wie auch die freireligiöse Gemeinde, nicht nur die Sündenhaft-gleich den Baptisten, sondern auch die Taufe überhaupt abgelehnt hat, und so war auch der angehende Pällier um seine Taufe gekommen, die bis zu seinem Eintritt in den Soldatenstand von seiner Seite an ihm ermieit worden ist. Er hat aber den ältlichen und rechtschiltigen Jugend- oder Religionsunterricht der humanistischen Gemeinde mit gutem Erfolg besucht und sich auch selbst ordentlich geföhrt.“

Nach einiger Zeit erhält S. von seinem Hauptmann die Oeder, jede Woche einmal zum Genußprediger in der Religionsunterricht zu gehen und zwar zu dem ausgesprochenen Zweck, nach geheimer Unterweisung sich taufen zu lassen. W. will freundlich und bescheiden wie er ist, seinen Hauptmann, mit dem er sprechen kann wie mit seinem Vater, nicht betrüben; er fürchtet auch die Gunst der untern Vorgesetzten zu verlieren, von denen ihm schon der Feindwiel zu Weisheiten beziehungsvoll ein Kreuz Testament geschenkt hatte, und so ging und geht er bis jetzt mit einem ebenfalls ungelassenen Kamraden zum christlichen Genußunterricht. Den Prediger lobt er als einen sehr hübschen Mann. Dieser habe sogar gesagt, die freien Gemeinden, die er auch kenne, haben wohl auch Religion — aber die rechte Arbeit sei doch nicht. Dieser hat der Prediger sich mit seinen Schülern ergiebige Wäg-gemacht, denn beide erklärten nach wie vor, sich nicht taufen lassen zu wollen. Anzusehen sind sie sich weiterhin zum Besuch des Religions-unterrichts veranlassen worden.“

Dier ist offenbar, wenn auch in guter Absicht, die Grenzlinie zwischen erlaubter Einwirkung und Gewissens-

zwang überschritten. Wer die Verhältnisse des engen militärischen Zusammenlebens kennt, wird das begreifen. Daß der Garnisonsprediger den Unterschied zwischen einer Aukreligion und der rechten Religion macht, ist seines Amtes. Aber ob die Befehrer zur Erthodoxie die Aufgabe militärischer Vorgesetzter ist, dürfte billig zu bezweifeln sein. Wir machen das Zentrum auf die Konsequenzen, die das im protestantischen Preußen haben könnte, aufmerksam. Handelte es sich um einen Mißgriff eines Einzelnen, so bedürfte die Sache kaum der Erwähnung. Aber der Fall ist wohl typisch für die Begriffverwirrung, die durch die in Preußen beliebte Prämiierung des einen und Zurücksetzung des anderen religiösen Glaubens hervorgerufen worden ist.

Aus der ethischen Bewegung.

Propaganda in Süd- und Westdeutschland. Wie der Landmann im Erzähl- und Erzählbuch das Land beherrscht, so sammeln die Erzähler die Hauptbestandteile der ethischen Gesellschaft um dieselbe Zeit seine Gedanken als Samenbrunnens, um die Grundgedanken neuer Weltanschauung in möglichst viele Kreise zu pflanzen. Es sprach in der letzten Hälfte des Februar und Anfang März Dr. Fenzl in Stuttgart, München, Mannheim, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt a. M., Wiesbaden und Worms. Das eine tiefe Sehnsucht nach Einigung und Klärung in den Fragen der Lebensanschauung und Lebensgestaltung anzuhaben, ist zeigte sich an der fast ausnahmslos überaus großen Begeisterung, die auch in den ansehnlichsten Zirkeln im Inneren Kreise. An 2000 Männer und Frauen sind mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausführungen des Redners während seiner 10 Tage gefolgt, modale das Thema nun heißen: „Kultur und Moral“, „Was Menschen ein und nennt“ und „Das Kind und die Religion“. Fast überall hatte auch die Presse nicht nur auf die Beantwortung der Vortragenden aufmerksam gemacht, sondern brachte ausführliche Referate. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die „Wormser Postzeitung“ gab in ihren Nummern 49 und 50 ihren Lesern zur Vorbereitung und Orientierung einen längeren Auszug über die ethische Bewegung aus der Feder des Herrn Dr. Leuninger (zum ersten Mal abgedruckt in der „Wunsch“, Nr. 43 vom 21. Oktober 1899, einer Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gemarkungsgebiete der Wissenschaft, Literatur, Kunst, Frankfurt a. M., P. Schönbösch Verlag) und brachte dann in Nr. 52 den Vortrag des Redners ausführlich nach dem Wortlaut. Diese Uebersicht über die Fortschritte der ethischen Bewegung, die „Mündener Allgemeine Zeitung“ u. s. f. Da, wo schon Abteilungen oder Zweige der Gesellschaft bestanden, haben sich die Leiter derselben um die Organisation der künftigen großen Versammlungen bemüht, aber auch sonst dürften zu den alten Freunden der ethischen Bewegung, denen die Beantwortung der Propaganda zum großen Teil zu danken ist, neue Freunde gewonnen worden sein.

Zweig Offenburger. Der hiesige Zweig der „Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur“ hielt am Dienstag Abend im Bürgercafé, den der Militärkommissionär zur Verfügung gestellt hat, ein fast beständiges Versammlungs- und Vortrags- und Besprechungsamt als Vornachmittag in seinem Vortrag über die Ethik und die Umwertung der Werte eines halben Jahres.

Zum großen Publikum, das von Nietzsche selber nicht allzuweit und am besten neben „Zarathustra“ nur die letzten extremsten Schriften kennen, ist dieser Mann als Vertreter der „Herrenmoral“ bekannt, die mittellose Klasse war sich nicht bewußt, was sich ihrem Willen zur Macht entgegensteht. Aber seine Betrachtung Nietzsches ist einseitig. Dieser Gedanke stellt nur in hohem Maße überhöhten Ziele die Forderung dar, daß der schärfste Unterdrückte immer noch ein höheres Wissen ist als der letzte Sklave, der sich die Welt unterworfen hat, oder der gedankenlose Gemüthlichen, die in dumpflicher Weise keine vernünftige Pflicht hat. Aber was erdächtig Nietzsches Gedanken nicht. Um ihn zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die Kämpfe der Gegenwart werfen.

Ein neuer Weltbegriff ist in der Zeit ihr im Werden und Wachsen, ein Weltbegriff, der an Stelle des Dogmas die eigene Ueberzeugung, an Stelle des blinden Gehorsams die Befreiung des eigenen Bewußtseins zu setzen trachtet. Neu endlich ist dieser Weltbegriff nicht etwa deshalb, weil früher noch gar nichts an ihm vorhanden gewesen wäre, sondern deshalb, weil man sich heute beginnt, seiner Klar bewußt zu werden, ihn folgerichtig durchzuführen und durch Wille ihn in die menschliche Praxis überzuführen, während er früher als Ideal im Himmel zu stehen und nur in unwürdiger Begründung physischer Bemerkung zu werden pflegte.

Es gibt zwei Prinzipien, die bisher stets in der Praxis im

Streit lagen, erfüllt der Gedanke, der Mensch habe seine Stellung dadurch zu kritisieren, daß er den Rebenmenschen vernichte, beherrsche, unterdrücke, ausbeute; zweitens der Gedanke, er solle in Gemeinschaft mit ihm durch verbundene Kräfte die Natur beherrschen. Beide Weltanschauungen waren schon von Anfang an vorhanden; aber die Oberhand hatte bisher stets das Beherrschungsprinzip. Das andere, das Prinzip der Lebensgemeinschaft, hing zumellen auf, so bei Plato, bei den Propheten, im Christentum, das die Bruderschaft aller Menschen lehrte, im Worte Lutthers zum allgemeinen Menschen u. s. w. Aber dieser Gedanke ward stets rasch wieder verdunkelt, ja, wie das Christentum, in seiner gemäßigteren Bräutlichkeit zur Korruption entfiel.

Jetzt steht einem Aufbruch, weil der großen Revolution, beginnt der Gedanke der Gemeinschaft, der soziale Gedanke, kräftiger zu werden in der Menschheit. Die neue Technik des menschlichen Lebens übtig ihn den Offizieren in immer fortwährendem Maße auf und setzt immer deutlicher die prinzipielle Verwerflichkeit des Beherrschungsgebahrens und seine wachsende Unmöglichkeit.

In dem Maße, wie der neue Gedanke vordringt, werden sich die Werte auch des moralischen Lebens um. Das harte Gebot des Glaubens drückt vor der aufsteigenden Wissenschaft, das harte Gebot des Herrschens wird erstig durch den immer härter werdenden Gedanken, daß die Gemeinschaft selber, die Gemeinschaft aller die Ordnungen zu schaffen hat, die Gesetze zu geben hat, denen alle gehorchen können aus freiem Willen.

Ethisch, noch ist der Kampf unentschieden, noch magt er ihn und her. Und nach ihm die Menschen der Probleme, um die es sich handelt, nicht klar bewußt. Ein Chaos ist noch in den Köpfen, ein Chaos auch in der Umgestaltung selbst. Neben der Einigung freien Gemeinschaftens sehen wir noch die brutalen Gewaltinstanzen im Leben und im Leben sich bereit machen.

Das Chaos ist es, das auch in Nietzsches Kopf und Herzen lebte und kämpfte und in gewaltigen, lebensschmerzlichen Auseinandersetzungen ihm zum Wahnsinn führte, zum Ausbruch kam. Doch neben einander steht bei ihm die aus dem Hagen gegen Kameraderie aufgestellten einsprachigen Gebote der letzten fernem Zeit, da ein Ball Fern sein wollte aber Anderer, — und der entgegengekehrte, aus dem Zukunftsideal geborene Gedanke von dem neuen Adel, der allem Böbel und allem Weltberriegen ist.

Aber den Kern seiner Ethik bildet doch, wie am Bruchstücke des Zarathustras an den drei Versammlungen zeigt, der Gedanke seiner menschlicher Anstellung, das was Eigeninteresse und das Gemeininteresse verbindet ist in sozialer Gemeinschaft, das „Anderer“, wie er es nennt. Und ja gehört er trotz seines Zweifels, trotz seiner Selbstschuld, trotz seiner herrischen Gebote, die nicht zu uns, als zu den Herrenmenschen, die seine Herrenmacht sich zu eigen machen.

Aber wir müssen ihn überwinden — denn er selbst wollte überwinden werden. Um ihn aber zu überwinden, müssen wir höher steigen denn er, starrer schauen in das Leben der Zeit und ihr Chaos und in die weit großen Weltprobleme, die darin streiten. Dann erst können wir selbst thätig mitarbeiten an der „Umwertung der Werte“. Und diese Umwertung in ihrem umfassenden Sinne sollte heißen: Ethische Kultur.

Die Versammlungen folgten mit gespannter Aufmerksamkeit den norm breiten Ausführungen des Vortragenden und erweisen ihm acerbitten Beifall. Der Obmann des hiesigen Zweiges, Herr Rechtsanwalt Kufler, sprach ihm den Dank der Versammlung aus und lobte die gute Einwirkung in die Gesellschaft auf, die sich die Verbreitung ethischer Einnahme und Grundzüge zur Aufgabe gemacht hat. (Ehrenauer Botz.)

Abteilung Berlin. Ueber Fortschritt in der Berliner Kemptenfeier sprach am Mittwoch Abend im Bürgercafé des Rathauses Dr. Albert Voss, der als Leiter der vorerwähnten Ausschüsse der Gesellschaft für ethische Kultur Kempten aus Frau Konsistorialrath Schwaben ist. Auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit sind hier in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte zu verzeichnen, indem die Beherrschungen sich auf eine planmäßige Unterweisung der Armen und Kranken stellten, anstatt des früheren unregelmäßigen Almosengebens, und einem Ende an die Spitze der öffentlichen Wohlthätigkeit eine sachgemäße Zeitung trat. Außerordentliche Förderung brachte die enge Verbindung der öffentlichen mit der allgemeinen, privaten Kemptenfeier, indem die beiderseitigen Organisationen. Es wurden selbständige Kemptenfeiern für die arbeitslosen Stände bereits eingerichtet, haben wurde eine hiesige Abteilung von Frauen an der öffentlichen Wohlthätigkeit in die Wege geleitet, die bessere Erziehungsjahre der letzten Jahre hat der Vortragende die Rinderkrankheiten, das Wohlsein einnehmen am Leben, die Einrichtungen zum Wohl Menschen, die Zungenheilkunde, die Krankenpflege für Unentgeltliche in Zehlendorf, den freiwilligen Erziehungsdienst für schulpflichtige Frauen und die Ausnahmestufe der Gesellschaft für ethische Kultur hervor, deren Thätigkeit in längerer Ausdehnung geschäftet wurde. Als nächstkommandierendes Ziel wurde eine umfangreiche Bereinigung aller Wohlthätigkeitsanstalten in Berlin bezichtigt, die schließlich zur Errichtung einer Centralstelle, eines „Wohlfahrtsamtes“ führen sollte.

jahrtausend", läßern möge. In einem kurzen Meinungsaustausch wurde u. a. auf das Bedürfnis hingewiesen nach einem Verein für ortstreue und feste Kinder, für die zur Zeit noch fast garnichts geschieht. Weisheit wurde die Zusage, daß für den Krieg in China 250 Millionen (ohne die neue Forderung) noch Reich demüthigt sind, während die Erde für die Dinterliebenden der Weisheiten der privaten Böhligkeit überlassen sei. (Vollzeitung.)

Bücherchau.

Participatist und Moral. Von Friedrich Paulsen. Dresden 1900. Paulsen bietet in diesem Vortrage eine Anwendung seiner prinzipiellen Anschauungen auf eine concrete Frage, die dem Kenner der Paulsen'schen Arbeiten nicht verborgen bleiben wird. „Das Wirkliche ist unermüßig und das Vermüßigliche ist wirklich“, dieser Hegel'sche Grundgedanke giebt Paulsen auch in der vorliegenden Arbeit Maß und Richtung.

§. geht aus von dem Wesen der Partei, deren bildendes Prinzip er in dem Vertrauen sieht, den eigenen Willen zum Willen des Volkes zu machen. Geschichtsphilosophisch betrachtet hat sich daher das Parteienwesen dadurch, daß es die Mächtigkeit gewährt, alle in einer Gemeinshaft herrschenden oder nach Herrschaft ringenden Strebungen und Richtungen zum Ausdruck zu bringen. Eine sarge historische Uebersicht zeigt, wie ursprünglich der gesellschaftliche Gegensatz des aristokratischen Vürgerthums und des konterrevativen Reichs die große Parteiung des Liberalismus und Konservatismus schuf; wie sich diesem Gegensatz der durch die wiedererwachende Kirche sich bildende religiöse angelernte und schließlich auch — wenigstens bei moderner Parteibildung. In sehr feinsinniger Weise deutet §. darauf hin, wie die ursprünglich durch Interessenunterschiede gebildeten Gegenläufige sich zu Gemeinsamem allmählich umwandeln und so dann in prinzipiellen Kämpfen die ganze Lebenskraft und Strafkraftigkeit zum Ausdruck kommt, die auch §. an den Parteienlehren beobachtet konstatirt und beurteilt. Der finden sich eine Reihe scharfer Bemerkungen über „parteiliche“ Participatist, die mehr des aktuellen Interesses enthalten, noch allein auf die in einem Staate Anwendung finden. Auch die Parteilichkeit in der Reichsgemeinschaft, die Parteilich der Einzelstaaten als der „Parteien“ in der Völkergemeinschaft weit gleiche Zuthaten auf. Dem föhnte auch auf sie das zureichen, was Paulsen schließlich als Resultat seiner Betrachtungen zusammenfaßt: Der Kampf ist notwendig zur Einmüthigung aller Fähigkeiten und Mächtigkeiten. Ebenso nöthig aber ist die Echterhaltung und Humanisierung dieses Kampfes.

Paulsen's Arbeit findet ihre Stärke mehr in der durchsichtigen Beurteilung des reichen Inhaltsgehaltes, das der einseitigen Frage zu Wohl steht, als in dogmatischer Betrachtung und Unterlegung des Verhältnisses der Participatist und folgerne Partecimateur zur Moral. Hier, wo die schwierigen Kontroversen über das Verhältniß der Weltanschauung zur Moral — im theoretischen und praktischen Sinne — liegen, verlangen Paulsen's Ausführungen. Nur soviel führt er aus, daß in den Beurteilungen sich schließlich gegenläufige Weltanschauungen ausgesprechen. Es läge nahe, zu behaupten, daß gerade die auf der Vermittelung von Gemeinshaftswerten hinwirkende Parteilichkeit das bringende Interesse hat, im Gegensatz der Weltanschauungen ein gemeinsames Fundament ethischer Betätigung zu bilden und zu erhalten. In dieser Richtung liegt meines Erachtens der fruchtbare Gesichtspunkt für eine Betrachtung der Participatist und Moral. Paulsen's Arbeit läßt wohl etwas zu kurz den Kompromiß zwischen dem Ich und dem Wohl hervorheben, der vielmahl — auch in Paulsen's andern Arbeiten — sich bemerkbar macht; ist ihm daher mehr geeignet, das Problem zu zeigen und die Aufgabe seiner Schwierigkeit, als die Möglichkeit, es zu lösen und die Mittelpunkt, die dafür maßgebend sein müssen. Dr. R.

Abtheilung Berlin. Der Vortragstitel des Herrn Dr. Dr. B. Forster über „Lebensfragen der modernen Kultur“ wurde Dienstag Abend im Reichstagsgebäude vor einer ausserordentlich überfüllten unter lebhaftem Beifall mit dem Thema „Weltethik und Ethik“ eröffnet. — Der Vortragende führte etwa Folgendes aus: „Was Ethik heute vor einiger Zeit gelang, er könne die Politik eines großen Staates nicht nach den Grundfragen der abstrakten Moralphilosophie leiten. Gemüß müsse man das zugeben, aber damit sei noch nichts gegen die wissenschaftliche Ethik gesagt, die eben nicht abstrakt philosophirt, sondern ihre Verläufe aus der Betrachtung der realen Lebenszusammenhänge geminne. Wer die Politik von der Moral lösen wollte, der ertregte, daß die moralischen Kräfte selber politisch und laienethischen Rechte ersten Rangis seien. Das Wohlbefinden einer Nation hänge heute von der Solidität und Zurechnung ihrer wirtschaftlichen Arbeit ab, und diese wiederum eube auf einer ganzen Reihe geistiger und fühlbarer Kräfte, die sofort ihre gemacht und entmüthigt würden, wenn die äußere Politik ihre reale Bedeutung öffentlich demüthigte. So sei der Hauptimpuls von Zeitlich's politischem Denken gewesen, daß er die innerer moralische Ordnung des Staates heilig gesprochen, dagegen die stufenlose Rechtsanwendung nach außen freigegeben habe, ohne zu sehen, daß eine solche Trennung unzulässig sei als alle Nationen, weil eben die Wüchserung der äußeren Ethiken auf die Volkseele immer größer werde, je mehr der Nachrichenbericht und die Demoralität den Einzelnen innerlich an allen Geschehnissen teil nehmen läßt. Aber auch nach außen sei die Gemaltpolitik den Kulturaufgaben immer weniger gewachsen. Die Angliederung der unentwickelteren Nation an das Zivilisationsniveau der sogenannten herrschenden Nation sei im vollen Sinne eine pädagogische Aufgabe, und diese Pädagogik veranlasse gerade die entgegengelegten Eigenschaften, als es die sind, welche mit der freigelegten Gemaltpolitik unvereinbar verbunden sind: Gehuld, Zurückhaltung, rechtzeitiges Nachgeben, Impathisches Eingehen auf das innere Leben der zu Erziehenden. Wer in diesem Sinne für Humanität und stille Gerechtigkeitt eintrete, anstatt für ebenbürtiges Verhältnissen, der treibe damit nicht nur für die Unterdrückten, sondern mindestens ebenso für die Stärkeren aus; denn es ist die wirkliche Förderung des Menschengehichtes, daß nichts den Einzelnen wie die Nationen so entmensche läßt, als die Hinmüthigung zur brutalen Gemalt, unter deren Wälzen alle feineren Energien durch Richtgebrauch absterben und damit auch der heimlichen Kultur verloren gehen. Alle diese Beschränkungen sind nicht zu rüden, sei Aufgabe der wissenschaftlichen Ethik, es sei die Kulturmission des deutschen Volkes, der die Führung übernehmen habe in der wissenschaftlichen Bemüthigung der Naturkräfte, nun auch das Licht des Geistes hineinleuchten zu lassen in das Loben der ungebändigten Menschenseite und auch auf diesem Gebiete das Beispiel der Geistesmacht zu geben

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Ergänzungen und Abänderungen vorbehalten.

- Donnerstag, den 14. März,** Abtheilungstag. Unter dem sinden 16. III, 8 1/2 Uhr: Jahresbericht des Vorstands. Rechnungslegung. Neuwahl des Vorstands. Beratung eines Programm-Entwurfes.
- Montag, den 18. März** Vortragstag. Dr. J. W. Forster, im Mittweg, 20. „1. Die Lebensfragen der modernen Kultur.“
- Donnerstag, 21. „** Lebensfragen der modernen Kultur.
- Montag, den 25. März,** abds. 8 1/2 Uhr, im Bürgerklub des Stadt. Rathhauses: Erinnerungsfest an die verstorbenen Mitglieder des Hauptvorstandes: Gehelmeat S. Kriehler und Hugo Rheinhold. Gäste überall willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Feinzig.

Vorstandsmittler Redakteur: Dr. Rudolph Feinzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 66. Wilhelmstr. 47. — Druck: J. G. Preuß, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Für den Wandererbedarf

erhielten wie im Februar folgende Beiträge:
B. S., Nordhausen Str. 10. Frau Weder, Berlin Str. 2. D. Stadl, Rochhausen Str. 3. Fr. A. Jersch, Jülich Str. 100. Prof. Wahnhoffe, Berlin Str. 10. Abtheilung Stuttgart, Str. 10. Abtheilung Frankfurt a. M., Str. 60. Abtheilung Wiesbaden, Str. 60. — Zugleich der in Nummer 6 der Zeitschrift quittieren Str. 60 in Summa Str. 305.
Weitere freundliche Beiträge nimmt dankend entgegen Das Bureau der D. G. E. R. str. Dr. Feinzig.
Berlin W., Unter den Linden 16.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Abhollierung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verlag
Ihre Bestellungen
sind franco, 1/10 W.
Das Abheften ist allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern
Post-Zulassungsbüro
Nr. 2000.

Ethische Kultur

Verlag
Die Verlagshandlung
Königsplatz 40 W.
Breslau
bittet nach
ihrer Berechnung
Wachsende in allen
Wachstumsbereichen
und in der
Opposition W.
Wilmshofstr. 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizzi.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin W. Wilmshofstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 23. März 1901.

Tr. 12.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zur Frage der geistlichen Orden. Von Dr. F. W. Förster. —
Geistliche Orden und ethische Kultur. Von Dr. M. Kronenberg. —
Und wieder sprach Zarathustra. Von Prof. J. Staudinger. —
Apostorismen. — Straßbilder: Kurios und Jugendunterricht. — Die
Erfommunikation Kohlois. — Sprechsal. — Übersichten. — Bei der
Redaktion eingegangene Schriften.

Zur Frage der geistlichen Orden.

Von Dr. F. W. Förster.

In Nr. 9 d. Bl. findet sich eine Notiz unter der
Ueberschrift: „Die geistlichen Orden und die Rechte der
Persönlichkeit“. Diese Notiz druckt beifällig einen parlamen-
tarischen Angriff des französischen Ministerpräsidenten
auf die Kongregationen ab und bemerkt dazu, daß die
Grundprinzipien dieser Kongregationen, nämlich die Ge-
lände der Armut, Keuschheit und des Gehorjams durch-
aus mit „der entwickelten Ethik im Widerspruch stehen“.
Die betreffende Rede Waldeck-Roussaus wird eine „Sund-
grube treffender Argumente“ genannt.

Damit es nicht scheine, als sei diese Art der Beur-
teilung der Kongregationen der Ausdruck einer gemein-
samen Ueberzeugung der „Ethiker“, so möchte ich mich
an dieser Stelle ausdrücklich gegen dieselbe wenden. Ich
halte die citierte Rede für eine ganz gefährliche Ver-
kennung der gewaltigen moralischen Kulturkraft, welche
gerade die drei genannten Ordensgelände seit fast zwei
Jahrtausenden der Menschheit zugeführt haben — eine
gefährliche Verkennung, weil die Unkenntnis der mensch-
lichen Psyche, die sich in dieser Rede auspricht, nur dahin
führen muß, weite Kreise religiös fühlender Menschen an
dem ganzen Friedentertum irre zu machen und sie mit
einer Andrunft in die Arme der Kirche zurückzutreiben,
die der Selbstkritik und Selbstprüfung des offiziellen
Kirchentums keineswegs förderlich sein würde.

Wenn kirchliche Kongregationen aufgelöst werden,
weil sie notorisch politische Intriguen getrieben haben, so
könnte man dem gerade vom Standpunkte tieferer Religion
aus gewiß nur zustimmen — wenn man aber die Auf-
lösung dieser Orden damit begründen will, daß die Ge-
lände der Keuschheit, der Armut und des Gehorjams dem
Individuum das Recht auf Persönlichkeit rauben sollen —
so muß man doch fragen: Hat denn Herr Waldeck-Roussau
keine Ahnung davon, daß diese Gelände geteufelt und er-
füllt wurden und noch erfüllt werden von zahllosen ethi-
sch leuchtenden Männern und Frauen in allen Ländern,
um durch solche Schule die Kraft des Willens und des
Geistes über die tierische Natur des Menschen zu erheben,
d. h. Persönlichkeit möglich zu machen? Wer die Gründer

der Orden und ihre leidenschaftlichsten Vorkämpfer, z. B.
Franziscus von Assisi, die heilige Theresia von Spanien
u. a. ins Auge faßt und wer die inneren Erfahrungen ver-
steht, welche diese Menschen erregt haben, der wird es
wissen, daß z. B. gerade die freiwillige Unterordnung von
den allerliebsten Menschen, den allerpersönlichsten Naturen
gesucht worden ist, um durch solche Uebung des Verzichtes
einen inneren Widerstand ihrer Natur gegen das Höhere
zu brechen, den sie sonst nicht überwäligen zu können
glaubten. Nur Menschen, die niemals in inneren Kämpfen
gechgt haben, werden die Bedeutung solcher Schulungen
für das innere Freiwerden des Menschen nicht verstehen
können.

Vielleicht könnte man dies zugeben, aber doch geltend
machen, daß der freiwillige Gehorjam zwar nicht denigigade,
die gehören, wohl aber denjenigen, welchen gehorcht
werde. Die absolute Macht eines Menschen über seine
Mitmenschen sei doch notorisch eine Quelle moralischer
Entartung. Man hat hierbei politische Verhältnisse,
Arbeitsbeziehungen, Tropen-Erfahrungen zc. im Auge —
vergibt aber dabei den wesentlichen Unterschied, daß es
sich im Orden eben um die freiwillige Unterordnung
handelt, die doch den Oberen in eine ganz andere geistige
Atmosphäre hineinsetzt, als das Befehlen in weltlichen
Autoritätsstellen. Die gleiche Entspannung der Oberen
vom Nachtrauße sehen wir ja übrigens auch auf welt-
lichem Gebiete überall da eintreten, wo die politische
Freiheit dem Befehlenden beständig in Erinnerung ruft,
daß sein Kommando ihm von denen übertragen ist, denen
er befehlt, und daß also seine Verfügungsgewalt im
letzten Grunde nur eine Exekution des Willens seiner
Untergebenen ist.

In der kleinen und einfachen Gesellschaft des Ordens
ist die Veruchung zum Nachwahn noch geringer, weil
dem Befehlenden hier noch anschaulicher zum Bewußtsein
gebracht wird, daß seine Autoritätsfunktion nur ein Dienst
ist, den er seinen Untergebenen erweist — da ja doch der
ganze Orden nur eine Veranstaltung ist, durch freiwillige
Gehorjam innerlich freier zu werden, sich vom eigenen
Selbst zu lösen, die Startheit des Eigenwillens zu
brechen. Da diese Startheit und Unfreiheit gegenüber
dem Eigenbegehren, diese Selbstsucht und Eitelkeit aber die
Hauptstüge alles Autoritätsgebarens und Nachdunkels
in der Welt war und ist, so ist es klar, daß gerade solche
Orden, wenn sie ganz ihrem Zwecke lebten, am tiefsten dazu
mitgeholfen haben, den menschlichen Willen folglich zu
machen, d. h. ihn zur Gemeinshaft und Nachgiebigkeit zu
erziehen — was von um so größerer Bedeutung ist, wenn
man bedenkt, wieviel hochgeborene Menschen solchen
Orden angehört und noch angehören.

Es ist doch besonders auch unter den Ketzern nur eine Stimme über die unvergleichliche Pflégeleistung der katholischen Erbschwwestern. Jeder Psychologe aber weiß, daß diese Leistung gerade beruht auf der inneren Verfassung, in welche die Erbschwwestern diese Frauen versetzen. Ege unsere „entwickelte Ethik“ nicht solche Hingebungen herorgebracht hat, wollen wir mit der ethischen Beurteilung solcher Institutionen doch zurückhalten. Eine wahrhaft entwickelte Ethik wird überhaupt nicht „modern“ sein, sondern sie wird die tiefste ethische Erfahrung und Lebenskenntnis der Vergangenheit mit den neuen geistigen Horizonten der Gegenwart in Verbindung setzen.

Hat nicht sogar Spinoza, ein Feind der Kirche, selber in Armut und Ehelosigkeit gelebt, um alle inneren Kräfte der Erkenntnis der Wahrheit zuwenden zu können, und sieht man nicht, daß diese Verinnerlichung und Beschaulichkeit, diese innige und ansichselbstige Hinwendung zu den Dingen, die nicht die Motten und der Rost freisetzen, der menschlichen Kultur, d. h. der wachsenden Herrschaft des Geistes über den Stoff, mindestens ebensoviele Energie zugeführt hat, wie die bürgerliche Aktivität und das Aufgehen des Menschen in den Tugenden des Familienlebens? Und sieht man nicht, daß die Demut, die das Gelübde des freiwilligen Gehorjams auf sich genommen hat und ihm nachsteht, daß diese Demut und Enttägung ein soziales Ferment allerersten Ranges gewesen ist und noch ist? Die sich heute freuen über das gewaltige Bild der modernen Zivilisation und ihrer Arbeitsleistung, die sollen nur nicht vergeßen, daß diese Arbeitsleistung gerade das letzte Ergebnis ist der Vergeistigung und Verinnerlichung, die das Christentum in die Welt gebracht hat. Die gleiche Sorge um das Heil der einzelnen Seele, welche die Orden hervorgebracht hat, diese ist auch psychologisch die Lebensquelle der „Menschenrechte“ und der „Persönlichkeit“: — gerade die Inbrunst und Intensität, mit der ganze Gruppen von Individuen aus Familie und Gesellschaft herausstraten, um einmal ganz zu sich selbst zu kommen — die hat überhaupt erst die Menschen eindrucksvoll daran gewöhnt, daß es ein Recht des Menschen auf sich selbst gibt, ein Heiligum des inneren Lebens und Suchens, in das die Gesellschaft und der Staat nicht hineinzutappen hat. Kein Geringerer als der Naturforscher Dubois-Reymond hat gerade von solchen Gesichtspunkten aus die Bedeutung des Christentums für die moderne Wissenschaft anerkannt. Er sagt:

„Die neue Naturwissenschaft verdrängt teilweise ihren Ursprung dem Christentum. Derurchbare Ernst dieser Religion . . . erzieht im Laufe der Jahre der Menschheit jenen schmerzlichen, in die Tiefe gehenden Zug, der sie zu mühsamer Fortschrittsarbeit gelehrt macht, als das Sektentum (schismatische) Sektul. Zudem es der Menschenbruch das heilige Streben nach unbedingter Erkenntnis einflößt, vergesselt das Christentum der Naturwissenschaft, was es lange an ihr veräußert hatte.“

Wenn man Abstinenzvereine mit dem Gelübde der Enthaltung vom Alkoholgenusse findet, warum sollen dann Orden mit dem Gelübde der freiwilligen Armut, Keuschheit und des freiwilligen Gehorjams kulturgefährlich sein? Man mag die wirklichen Wirkbräude solcher Orden so streng verurteilen wie man will — wenn es aber Thatsache werden sollte, daß die Waldes-Monksseans Argumente gegen jene drei Gelübde wirklich einmal zur Auflösung der Kongregationen führen, dann müßten alle Menschen mit tieferen inneren Bedürfnissen wünschen, lieber im Mittelalter geboren zu sein; denn damals war ja allerdings Vieles verboten, was heute erlaubt ist, aber jeder Mensch hätte doch die vollste Freiheit und Gelegenheit, dem Heil seiner Seele zu dienen und sich diejenige Ruhe und Stille des inneren Lebens zu sichern, in der allein von jeher alle die Weisheit, die Entsagungskraft, die

Demut und Geduld geboren wurde, von der dann die übrige Menschheit in ihren täglichen Kämpfen und Mühsalen gelehrt und gelebt hat. Viele unter uns ahnen garricht, in wie hohem Grade alles Beste und Große der abendländischen Kultur ruht auf dem Element der Beschaulichkeit und Selbstbejennung, das durch das Christentum uns vom Orient übermittelt wurde.

Ich halte es gerade bei dem Wachstum des Fiebers und der betäubenden Hast im modernen Leben sogar für sehr möglich, daß solche Orden auf neuen geistigen Grundlagen wieder aufleben. Es wird sich gerade bei tieferen und innerlichen Naturen, die das Leben in schweren Konflikten und Leiden bis auf den Grund kennen gelernt haben, immer wieder das Bedürfnis einstellen, in die Stille zurückzutreten und dort für sich und Andere den vollen Gewinn ihres Erlebens zu ziehen und die richtige Deutung des Lebens zu erreichen. Die genannten drei Erbschwwestern aber sind nur ein geistiges Mittel, um die entsprechende volle Veruhigung des inneren Menschen, seine Trennung von der Welt des Wünschens und Begehrens zu erzielen.

Wer sich darüber unterrichten will, der lese Haruads „Adeale des Mönchtums“ und die „Geschichte der heiligen Theres“ von Spanien, die neuerdings in deutscher Uebersetzung erschienen ist.

Heute nur soviel. Ich werde noch eingehender auf diese ganze Frage zurückkommen. Ich glaube, wir müssen Alle solche uralten und auf tiefsten inneren Erfahrungen angebauten Institutionen, wie es die Orden und ihre Gelübde sind, mit größter Ehrerbietung und Voracht beurteilen, damit es nicht einmal im Namen aller echten Kultur heißen muß: „L'ennemi c'est le radicalisme!“

Geistliche Orden und ethische Kultur.

Von Dr. W. Kronenberg.

Die Darlegungen im vorstehenden Artikel unseres Freundes machen eine Erwiderung notwendig. Auch wenn ich nicht das von Dr. Förster angezogene Streiflicht selbst verfaßt hätte, würde es mir als unerlässliche Pflicht des Herausgebers erscheinen, in der erörterten Frage, die für uns von vitalster Bedeutung ist, nun grundsätzlich Stellung zu nehmen.

Zunächst möchte ich eine thattsächliche Voraussetzung, von der Dr. Förster ausgeht, richtig stellen. Der französische Ministerpräsident Waldeck-Roussieu denkt nicht daran, die geistlichen Orden zu beseitigen, noch weniger, in ihr inneres Leben einzugreifen. Grade in der von mir angezogenen Rede findet auch er rühmende Worte für die Krankenpflege-Orden, und er verwarft sich dagegen, daß sein Vorgehen irgendwie einer blinden Kirchenfeindschaft entspringe. Was er bezweckt, ist lediglich, den ungenehmerlichen Mißbräuchen und Auswüchsen innerhalb des Lebenswesens auf gesetzgeberischem Wege zu begegnen, vor allem der gewaltigen Anhäufung der Wäiter der „toten Hand“ und ihrer planmäßigen Vererbung zum Sturz der Republik. Alle die sozialen, politischen, sittlichen Gefahren, die, wie erst im Gefolge der Dreyfus-Affaire deutlich zu Tage trat, Staat und Gesellschaft in ihren Grundlagen bedrohen, sind ja nicht ausschließlich, aber doch wesentlich mit bedingt durch die privilegierte Stellung, welche die Orden auf Grund des Konfordsats einnehmen — und nur einschränken will die jetzige französische Regierung diese Privilegien, nicht sie beseitigen, nicht einmal das gemeine Recht, das gewöhnliche Vereinsrecht, an die Stelle der Konfordsatsbestimmungen treten lassen, wie es zahlreiche Anhänger der Regierung, und nicht bloß die unbedingten Vertreter des kirchenfeindlichen Radikalismus,

verlangen. Und in vielen Organen der Linken giebt sich der verhaltene Wroth darüber kund, daß man genötigt ist, dieses rabidale Rinisterium aus politischen Rücksichten weiter zu stützen, trotz seiner Konnivenz, ja, wie es auch zuweilen heißt, seiner „Polmäßigkeit“ gegenüber der Kirche.

Inbessen ist es nicht diese Auffassung und Verteilung politischer Fakta, die hier in Frage steht, sondern lediglich eines der Argumente, welches Waldeck-Rousseau geltend gemacht hat. In seiner Rede behnte er nämlich den Beweis über das Erforderliche aus; er begnügte sich nicht damit, die gegenwärtige Entwicklung der Kongregationen, gegen die sein Gesekentwurf sich richtet, als verderblich darzulegen, sondern auch deren allgemeine, prinzipielle Grundlage, gegen welche sich sein Vorgehen nicht richtet, als dem Staatsgedanken in ihrem Grade widersprechend zu erweisen, insofern nämlich durch die drei bekannten Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams die Persönlichkeit vernichtet werde. Dagegen erhebt Dr. Förster seinen Widerspruch — ich muß diesem Argumente gerade vom ethischen Standpunkte bedingungslos beistimmen.

Man kann zur Verdeutlichung jene drei Gelübde, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, auf ihren kleinsten Nenner zurückführen; sie haben darnach ihren Wert und ihre ganze historische Bedeutung lediglich in dem Streben nach Weltflucht.

Das Christentum selbst trägt ja in seiner ersten Entstehungszeit durchweg diesen Charakter der Weltflucht, und es war ein Abfall von eben diesem ursprünglichen Charakter, als unter Beweiseitigung der Idee der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft Christi eine Kirche entstand, d. h. eine auf Dauer berechnete große Organisation, die sich in der Welt irdenpwe einrichten und darum auch notgedrungen „verweltlichen“ mußte. Die Religion gegen diese fortschreitende Verweltlichung bilden die geistlichen Orden. Aber auch diese religiösen Gemeinschaften innerhalb der umfassenden Gemeinschaft, die die Kirchen innerhalb der Kirche mußten aus denselben Gründen immer wieder demselben Schicksal der Verweltlichung verfallen.

Benedictus von Nursia und Franz von Assisi konnten das asketische Leben individuell vorleben, — aber die von ihnen gegründeten Orden konnten es nicht aufrecht erhalten. Nichts ist dafür charakteristischer, als der heftige Kampf zwischen den Vertretern der strengen und der gemilderten Ordensregel, der, wie im Grunde bei allen Orden, die Geschichte des Franziskanerordens erfüllt. Notgedrungen war die offizielle Kirche immer auf Seiten der Milderung der asketischen Vorschriften, und so erklärte denn schließlich Paps Nicolaus III. in der historisch wichtigen Bulle „Exiit“, den Franziskaner solle zwar nicht der Besitz irdischer Güter, wohl aber der „Niesbrauch“ gestattet sein — Besitzer der Ordensgüter sei der Paps. Damit aber war das eigentliche Kardinalgelübde der Franziskaner, das der völligen Armut, für immer beeitigt.

Und so entstanden immer wieder neue Orden, die zum Gebanten der Weltflucht zurückzuleiten suchten, immer wieder wollte man durch noch härtere, strengere Askese das Ziel erreichen — immer wieder auf die Dauer vergebens.

Aber gleichviel, ob man das Ziel, daß eine auf Dauer berechnete Kongregation die Idee der Weltflucht schließlich festhalten könne, für utopisch, für einen Widerspruch in sich hält — wie man m. G. thun muß — so ist doch darüber kein Zweifel möglich, daß alle jene Gelübde nichts als eben diese Weltflucht bezwecken. Sie alle zielen darauf ab, den Menschen zu lösen von der Wirklichkeit, als dem Nichtigten und zu Vernichtenden, die Seele vom Körper als dem Bösen.

Gewiß ist dieser Gedanke der Weltflucht und der Askese ein notwendiges Durchgangsstadium aller höheren sittlichen Entwicklung. Wo immer die Änngung des Geistigen als des Höheren durchbricht, da ruft sie zuerst diese abstrakte, scharfe Gegenüberstellung von Mensch und Welt, Seele und Materie, Gott und Natur hervor, in welcher die eine Seite dieses Verhältnisses absolut negiert wird. Aber ist diese erste Erleuchtungsform des Sittlichen mehr als eine Entwicklungsstufe, die außer diesem Rechte auf historische auch noch eins auf absolute Wertschätzung besitzt? Ist sie nicht vielmehr vom Standpunkte aller unabhängigen Ethik aus in jedem Falle das absolut zu Verwerfende? Denn alle Ethik, wie wir sie heute begreifen, soll uns ja nicht einen Standpunkt außerhalb der Welt anweisen, sondern uns in ihr orientieren, sie soll uns begreiflich machen, wie wir unsere Lebensmission zu erfüllen und was wir zu thun haben, um im umfassendsten Sinne ein Mensch zu sein. Das ist freilich unendlich viel schwieriger, als den Standpunkt außerhalb des Lebens zu nehmen.

Inbessen auch wenn Askese und Weltflucht vom gereizteren ethischen Standpunkt aus sittlich wertvoll wären, so könnten sie es dennoch nicht mehr sein, sobald sie die Vernichtung der geistigen Freiheit zur Voraussetzung haben. Und das eben ist der Fall bei jenen drei Gelübden. Schon ein Gelübde als solches, so wertvoll es auch oft sein kann, widerspricht der höchsten sittlichen Forderung, weil es den Willen des Menschen verflacht, seinem Handeln dadurch den Odem der Freiheit nimmt, ohne welche wahre Sittlichkeit nicht bestehen kann. Auch da, auf geistig-sittlichem Gebiete, gilt eben das Wort, daß nur derjenige die Freiheit wahrhaft besitzt und verdient, der sie jeden Tag sich neu erobern muß und daß frei sein nichts, frei werden erst der Himmel ist.

Vollends aber muß das Gelübde des absoluten Gehorsams alle höhere Sittlichkeit vernichten und läßt nur für ein Surrogat derselben einen gewissen Spielraum. Denn indem ich meinen Willen unloslich an einen anderen setze, mein Selbstbestimmungsrecht dahingabe, — welche Möglichkeit bleibt da überhaupt noch fürs sittliche Handeln, welches erst durch Autonomie überhaupt entstehen kann? Bedeutet das nicht in der That Vernichtung der Persönlichkeit? Und hat sich nicht eigentlich gerade dagegen der Kampf der entwickelteren Ethik unserer Zeit zu richten? Hat also da Waldeck-Rousseau nicht recht, dem gegenüber die Rechte der Persönlichkeit als einen integrierenden Teil der Menschenrechte zu reklamieren? Die Freiheit des Vertrags findet in allen Rechtsordnungen unserer Zeit ihre Grenzen, — jeder Vertrag z. B. ist von vornherein ungiltig, der einem Anderen die Pflicht auferlegt, sich und Andere zu töten, auch derjenige, der den einen gettellen an einen anderen Menschen bindet, der ihn zum Sklaven macht — ist nicht die geistige Freiheit auch eine solche Schranke, vor der alle Vertragsfreiheit Halt machen müßte, so daß, wenn man das Gelübde der Armut und der Keuschheit noch gelten lassen will, das des unbedingten Gehorsams direkt als aller sittlichen Entwicklung feindlich zu gelten hat? Und es ist nicht wahr, daß die Weltflucht nötig wäre, um Verinnerlichung und Vertiefung des Seelenlebens zu bewirken. Wer still geworden ist in sich selbst, schreitet auch unbefürchtet mitten durch das Weltgetriebe; „wenn es ruhig geworden in uns, legt sich der Sturm selbst im Weltall“. Feibt aber diese Eigen-Kraft, die inneren Zweifel und Leiden durchzukämpfen, vergebens würde man dann durch Weltflucht ihnen zu entgehen suchen, vergebens sich selbst entziehen dadurch, daß man der Welt entflieht. Was die weltflüchtige Richtung des Mönchswesens und des ursprünglichen Christentums beigetragen hat zur sittlichen Vertiefung, wird niemand leugnen —

aber das ist nicht, was diese beiden unterchiede von allen anderen Religionsformen, und die Weltflucht als solche ist ebenso oft ein Hindernis, als ein Beförderungsmittel sittlicher Kultur, niemals aber kann sie als unentbehrliches Hilfsmittel gelten. Weder das soziale Pflichtgefühl und Erbarmen, noch die Vertiefung des kontemplativen Denkens bedürfen ihrer. Gewiß leisteten und leisten noch gerade die Krankenpflege-Orden und einige andere ähnlichen Charakters Bedeutendes, zum Teil auch Bewunderungswürdiges, aber schon heute giebt es zahlreiche Männer und Frauen, die auf dem Boden der freiesten, unabhängigen Ethik stehend, in nichts hinter solchen Leistungen zurückbleiben, und nicht wenige wandeln unter uns, die vielleicht noch viel höher stehen, als die bewunderungswürdigsten Vertreter der Caritas katholischer Orden, indem sie unerkannt und ungenannt, als stille Märtyrer ihrer Hingabe und Aufopferungsfähigkeit, ihre Kraft aus nichts anderem schöpfen, als ihrem eigenen Gewissen. Schon darum, von allem anderem abgesehen, erscheint es mir verfehlt, die ethische Bewegung darauf hinzuweisen, daß sie noch nichts den katholischen Pflege-Orden Wehnlisches an die Seite zu stellen habe.

Ebensovienig ist die vertiefte Lebenserkenntnis an die Weltflucht gebunden. Der Hinweis auf Spinoza in den Darlegungen Dr. Försters, als ein Analogon des weltflüchtigen Ordenslebens, erscheint mir ganz unzutreffend. Denn Spinoza hatte seinerlei Gelübde abgelegt, vor allem lebte er nicht mit der Verpflichtung des Gehorsams, sondern in völliger individueller Freiheit. Aber selbst wenn die zurüdgezogene Stille und Bedürfnislosigkeit des Lebens, wie sie Spinoza wählte, oftmals der vertieften Kontemplation förderlich ist, — wesentlich und notwendig ist sie nicht damit verbunden. Das sieht man beispielsweise gleich an Leibniz, der zeitweilig im dichtesten Weltgetriebe thätig war, und doch sich in Anern der Ruhe der Kontemplation zu bewahren wußte, die ihm ermöglichte, eine Fülle der tiefsten Lebensgedanken verschwenderisch auszusprechen. —

Dem romantischen Geist, der die ferne Vergangenheit mit einem Schimmer der Verklärung umgiebt, wird niemand, der einer tiefsten Betrachtung fähig ist, sich ganz entziehen können. Um so notwendiger aber ist es, seinen Gefahren durch besonnene Unterscheidung und Kritik zu begegnen. So wenig eine einseitige Verstandeskultur uns vorwärts führen kann, so wenig doch auch ein einseitiges Ueberwiegen der Gefühlskultur. Doppelt notwendig ist es, das anzumerken, wenn, wie im vorliegenden Falle, um sittlichen und rein kulturellen noch ein ästhetischer Maßstab unermüdet hinzutritt und das Vergangene mit imponierender Größe dem noch unentwickelten Zukünftigen gegenüber tritt. Der Reiz des einseitig Originalen, des charakteristisch Ausdrucksvollen ist in solchen Fällen oft zu groß, um nicht leicht verführerisch auch gerade auf die Nachdenklichen zu wirken. Den Gefahren aber, die daraus entspringen können und müssen, nach Möglichkeit vorzubeugen, ist auch eine, und nicht die geringste Aufgabe ethischer Kultur.

Und wieder sprach Zarathustra.

Von Prof. H. Staubinger.*)

3. Von zweierlei Willen.

Lange rang Zarathustra mit seiner Seele Eisenstein vor seiner Höhle. Dann sah er nieder zu den im Grün sich spiegeln den Seen und auf zu den glühenden Felsen der ewigen Berge. Jörnig sprang er empor und rief, daß seine Stimme wie Wolfsgebell durch die Berge scholl:

*) Der Name des Verfassers ist bei Nr. 2 (in voriger Nr.) in Folge eines Verfehls fortgeblieben.

„Wieder ward ich geißt und wieder bog sich der Mut mir im Herzen. Niemals empfand ich so schaurig die Stärke des Wahns, der die Völker gezeichnet hält; jene Vergiftung des Blutes, die aus den heimlichen, klügelichen, schielenden, schleichen, fälschenden Erfindern der Tugend und Sünde einströmt ins Hart auch der Starken. In meines Kindes Gestalt kam das Geipst und trauerte sein Gift ein; und noch verspüre ich in allen Gliedern die Starre.“

Aber ich reiße mich doch los — denn Wahn ist, was es redet. Wo sind sie, die Friedlichen, die nicht Herren sein wollten und doch nicht Knechte wären? Auch sie selber, die es bezwungen, wählte das Kind, so treu und lieblich sie gegeneinander scheinen: wo das Fremde und die Fremde beginnt, da sind sie wie losgelassene Raubtiere; sie genießen dann die Freiheit vom Zwang, darin der Friede der Gemeinschaft sie bannte. Kanonen lassen sie segnen von ihren Priestern, ihre Krüder in Christo zu zerfleischen in Süden, am Kapland. Das Religionsgewand, das Schwert und den Schacher sandten sie ostwärts, die Völker zur rasenden Bestie zu quälen; und dann rufen sie geuchlerisch: Seht ihr die Bestie da! Knallt sie nieder im Namen des Herrn! Aus einer scheußlichen Abfolge von Mord und Brand und Schändung gehn sie zurück in der Unschuld des Raubtiergewissens, als trohlodende Ungeheuer, froh, daß die Dichter auf lange etwas von ihnen zu singen haben.

So ist es und so bleibt es! Nur die kleine Bestie ist schlecht, die sich listig einhüllt im Sammet der Moral und der Rage Stallen da tüchtig ins Fleisch haßt, wo sie dem Starren zu entfliehen hofft. Aber der Starke haßt solche Tüde. Er rümt sich: Ach that's! Und dann heißt er den Wälkern der Bestie, der Große, der Held, — er wertet der Zukunft die Werte und stempelt das Gute für die, denen er Gott ward.

Drum will auch ich Herr sein und thun, was mein Wille will, und als gut werten, was er mir gebietet, seind allem Sklavischen und allem moralischen Schlechwerf. So will ich thun, oder lachend scheiden von Todein.“

„Also raste Zarathustra im Jörn. — Doch es fiel eine schwere Wolke bleiern über das Thal und verbarg die sonnigen Höhen in wogendem Dunkel. Ein Mißjude durch die Gebirge: da stand ragend eines Riesens Gestalt an den Wassern mit erhobener Hand, drin ein Schwert erglühete, gleich dem Schwert des Gerichts. Nur das Haupt barg sich in der Wolken Verfinsternung.“

„Also verwandelst Du mich?“ donnerte es aus den Wolken. „Siehe, hier bin ich nun, nicht Frieden zu bringen den Menschen, sondern das Schwert.“

Da jubelte Zarathustra und rief mit dem frohesten seiner Gelächter:

„Also gefällt Du mir! Also zeigt Du dich wahr. Denn ich erkenne die Palme, zum flammenden Schwerte gewandelt, und die weiße Gewandung, gerötet, geschwärzt vom Qualme des Mords. Solcherart bist Du, der Feudelmaste anfleibet. So hab' ich Dich gern.“

„So hast Du mich, wie Deine Helben und ihre Sklaven mich machten!“ rief in bebendem Donner die Stimme. „Von ihrer Mordthat trüft um mich das Blut; von ihrem Brande zuckt um die Palme die Flamme, daß sie ward wie ein Schwert; von des Mords und des Brandes Verpestung hängt um mich schweratmiger Dunst, der Dein Liebste, mein Licht, Dir verfinstert. Denn nicht meinen Willen veränderte ich, als ich sprach, ich bringe das Schwert, sondern mein Wissen vom Willen der Menschen, der Menschen, die, sich gleich rasenden Bestien zerfleischend, das Gebild ihrer Gier als Gewand um die Schulter mir legen und mich zu ihres Hochmuts Geipst, zum Göden verkehren.“

„Aber Du, in Deinem Brüllen, Du weist nicht, wogegen Du schreist. Falsch geteilt zwischen Liebe und Haß und entzweit ist Dir die Seele. Das ist die Starre, die die Glieder Dir lähmt. Denn Vieles erfahrest Du — doch nicht vom Vielen die Einheit.“

Da lachte voll Hohn Zarathustra, und sein Lachen scholl wie Heulen des Sturms in den Tannen:

„Also, weiß ich, ist all Deine Rede, Du Weisler der Wogen. Zusammenlagern wolltest Du stets die Vielen zu Einem: Die Glöhim, die da im Sturme durch die Wellen brausen, verkehrst Du zu Jahwe, dem Knechtgott; die Brahma-Wischnu und Schiwa, die Lebenden, Lebendigen und Vernichtenden, biegt Du um zum ärmlichen Buddha, der stille ins Nichts schaut, und Mohamed, den Trügigen selber, zerschneidest Du durch Ergebung und Ränke.“

Vieles ist und nicht eine! So lehrten mich Sonne und Sturm. Draußen im lebendigen Weltall, wie drinnen im lebendigen Herzen ist Sonne und Sturm, Sturm und Streit zwischen dem Vielen, und Bezwingen und Vernichten und Herr sein.

In mir: ein Stürmen und Strömen und Drängen, von Zwingen und Bewegen, dahin und dorthin, von all dem Schauen und Hören, dem Freuen und Leiden, der Begier und der Sehnsucht, dem Zorn und dem Abscheu — von all dem Vielen, das da, einem Schiffsvolke gleich, auf schwandelndem Rahne durch reißende Strömung fährt.

Wohl — ein Herrscher, ein Dunkler, mein Wille, so heißt er, steuert den Rahm — ans Ufer, oder uferlos ins Weite. Aber wer ist er, mein innerstes Selbst? Selbst im verborgenen Begehren in mir, das die andern bezwingt und sie leitet. Und wenn es matt ist, entthront es ein anderes, unwertend die Werte in mir, und herrscht als mein Wille. So in mir, so außer mir bei den Menschen.

Mancher habe ich freilich gesehen, marktlose Krüppel, die zusammen zu schwachen beschloßen zu Dreien und Vierem. Jeder sollte dem anderen gleich sein, keiner der Herr und der Diener. Wenn dann der Eine dieses zu thun begehrte, so widersprach der Zweite, und der Dritte und Vierte wollte jeder es anders. Und wenn Zweie etwas ordneten, so standen die Anderen dawider. Da zerbrach ihnen der Kram, der Gläubiger kam und ward Herr und zwang sie, zu dienen. Trefflich brauchte er die schlafenden Sporen. Da ward ihnen Einheit und Schweigen. So außer uns, so in uns, in unserer Seele.

Nur der Herr schafft Werte und gebietet, was gut ist, denen, über die er gebietet. Und der Edle soll Herr sein. So will ich edel sein und Einheit schaffen und Herr sein, nicht Sklav und martener Schleicher.“

Als Zarathustra solches rief, da zuckte ein Blitz und die Wolke zerriß. Es ward Licht vor ihm. Da spielten drei Kinder fröhlich im Sande. Eine Burg wollten sie sich bauen und waren voll Lust und voll Eifers. Den Zweiten hieß der Erste das Grabsfeld holen und der Zweite den Ersten das Wasser zum Regen des Sandes; und der Dritte steckte derweilen wortlos den Kram ab. Dann beriethen sie und lachten und stritten und einten sich und geboten und folgten, hin und her, mit fröhlichem Mäulern. Lange sah Zarathustra zu, wie sie ihr Spiel trieben in streitlosem Streit, im Wettstreit miteinander um die Nacht über das lose Element. Und vor ihnen erhob sich mit Graben und Brücke, mit Zinnen und Türmen das Werk ihres Spieles, die fröhliche Kinderburg. Da flüchteten sie in die Hände und tanzten vergnüglich umher und beschauten das Ergebnis ihrer Wägen.

Zarathustra war es, als schaffe und spiele und lache er mit ihnen und als mühte er zu ihnen gehen, mit ihnen zu tanzen. — Da scholl langnachhallend ein Donner durch

das Gebirge: finster lag wieder die Wolke über der Tiefe. Und aus den Wellen tönte ruhevoll mächtig die Stimme:

„Dreimal habe ich mich Dir gezeigt, wie Weisler es pflegen. Nun erschaust Du mich nimmer, es sei denn, in eigener Seele. Zweierlei Zerbrechen zeigte ich Dir und zweierlei Macht. Du sahst heute zweierlei Wille im Willen der Sklaven, die den Herrn sich erschaffen, und im Willen von Kindern, der eins war, ob ihrer gleich mehrere wirkten.“

„Versteht Du das Gleichnis?“

„Viel ist in Dir der Wille, der Wille vieler Begierden. Und Du lebst in Knechtschaft, wo ihrer eine Dein Herr ist. Doch laß sie streitend spielen im Einklang, dann ist sein dunkler Gebieter in Dir: Dein ist Dein Wille.“

So bin auch ich, Glöhim, die Vielen und dem Vielen, dem Ebnlichen bin ich der Einklang, ob Ihr mich schamt im weichen Gewande oder zürnend im Mantel des Sturms. Eins bin ich Euch wie tausend Bilder des Bergs, die Ihr an tausend Stellen erblickt, zu einem Berge sich eien. So macht Ihr Euch tausend Bilder von Göttern und eines einigen Gottes tausendfach wechselndes Gbild in der Seele. Und dann wähnt Ihr, der Einklang des Vielen sei endliche Einheit der Zahl. Aber Einheit der Zahl ist Beschränkung und Knechtschaft.

Gottheit ist nur des Vielen ewiger Einklang; und heiliger Einklang des Vielen ist Gottheit in Euch. Das ist der wertende Wert: das lerne begreifen. Immer von neuem mißdeutet Ihr ihn in Eures Denkens und Willens Verklärung; immer wieder verlost Euch der Herrensinne der Begierden und der Herren gieriger Sinn zur betäubenden, luednenden Einheit des Bilds und der Zahl; und in blutigem Streit um die Herrschaft verdundelt sich Euch der Götter Geheimnis.

Aber langsam hebt sich den Menschen der Blick und der Mut, und es fallen die Schleier vor den Augen der Menge, der Vielen, die Du so verachtst. Einklang der Vielen — das ist der Zukunft deutendes Wort; es ist Gottheit und Same schon heute der Menge. Schon knospt es in ihrem Anken von Saaten der Zukunft, und die Schwachen, sie ringen vereint, daß die Verglast der Knechtschaft sich hebe und breche, wie vergender, lastender Boden vor den schwachen Keimen des Frühlings sich hebt und gerbrüt. Dann ist Euer die Nacht, einhelligen Willens Macht, und jeder ist König bei Königen, seinen Geschwistern.“

Feierlich, gleich verklingendem Donner, erklang die Stimme in dem vom Lichte gelösten Gemahl. Vor Zarathustra lag wieder sonnig das grüne Thal, zweiermig die schneeigen Höhen umbreitend, wie Kindesarme, gehüllt in smaragdnes Gewand, die liebend das Haupt des gealterten Vaters umspannen. Weitans breitete er selber die Arme, als wollte er halten, was eben für immer entschwand.

Dann neigte er schweigend sein Haupt und seine Seele verank in der Götter Geheimnis.

Apfhorismen.

Sittliche Entrüstung. Wenn die Willensfreiheit verneint wird, scheint die absolute Gelassenheit als das richtige ethische Verhalten gegenüber auch den stärksten und verderblichsten sittlichen Verfehrtheiten die unausweichliche Konsequenz zu sein. Dieses „Alles“ Verstehen heißt alles vergehen“, will aber unserem natürlichen Gefühl durchaus nicht in den Kopf. Und in gewissem Maße hat dieses natürliche Gefühl recht. Wer ein bürgerliches Gesetz übertritt, wird dafür, soweit er zurechnungsfähig

ist, vom Richter verantwortlich gemacht. Wer seinen Nebenmenschen schädigt und kränkt, wird dafür, soweit man ihm die Erkenntnis zuschreiben darf, daß er ohne die menschliche Gemeinshaft nicht bestehen kann, von der öffentlichen Stimme verantwortlich gemacht. Vornehmlich aber gilt bei der sittlichen Beurteilung das Wort, daß nichts in der Welt einen unbegreiflichen Wert habe, als der gute Wille. Der unethische Mensch ist der wertlose oder der positiv unwerthe. Dies ist der Gesichtspunkt, von dem aus neben jene Gelassenheit zwar nicht die sittliche Entrüstung als ihr getreues Gegentheil, aber doch die energische Verurteilung der Verfehlung als einer Nichtswürdigkeit im buchstäblichen Sinne zu treten berechtigt ist. Ja, es ist diese Verurteilung sogar eine notwendige und pflichtmäßige, als ein Zeugnis für andere über den alleinigen Wert des guten Willens und als ein Recht für den Betroffenen selbst, der vielleicht sein erstobenes Lebensbedürfnis zu neuem Leben bringen kann. Wie sympathisch ist uns der Weise von Nazareth, der mit seinem „Eternisgeschäft“ unter die gleichnerischen Wegner wettet!

Unlängst sind uns auch in der E. M. wieder einige absonderliche englische Erziehungsexperimente angepriesen worden. Diese Anpreisung hat doch nur in sehr beschränkter Maße ihre Berechtigung. Die starke Betonung der Körperpflege, bei der übrigens mit sechs täglichen Mahlzeiten (Abbotsville) denn doch wohl des Guten etwas zu viel gethan wird, die augenfällig vermiedene Ueberbürdung und das ebenso augenfällig auf die Spitze getriebene Prinzip der Anschaulichkeit im Unterricht macht denn doch noch nicht die gute Erziehung aus. Es müßte, wenn diese Anstalten in unserem Sinne als vorbildlich gelten sollten, das Ganze auf ein einheitliches Ziel, und zwar auf die Erzielung eines mit allen Mitteln der Leistungsfähigkeit ausgestatteten sittlichen Charakters, gerichtet sein. Von einer solchen Einheitlichkeit merkt man aber nichts. Man hört nur von allerlei „Lektionen“ und daneben von täglichen „Anbachten“. So lange nicht eine einheitliche Organisation vorhanden ist, geschöpft aus dem tief erfassen Ziele der gesamten Erziehung, wird durch solche Experimente nur die widerspruchsvolle Unklarheit unserer Erziehungswissenschaft verhöllt. Was edow war in seiner Art konsequenter, und solche einheitlich gedachten Versuche, wie der seine, sind anregender und lehrreicher, als allerlei zusammengeschobene, wenn auch noch so gutgemeinte Reformexperimente.

Man fordert immer wieder und wieder die Aufhebung des Jesuitengebietes und brandmarkt dasselbe als Ausnahmegebiet. Als ob nicht das Privilegium der Kirchen auf Strafschutz ihrer Lehren und Einrichtungen ein eben solches Ausnahmegebiet wäre! Würde dieser Strafschutz aufgehoben, so würden wir ja wohl auch noch mit den Jesuiten fertig werden können. Zug um Zug! Die eine Aufhebung nicht ohne die andere! Die kirchlichen Lehren und Einrichtungen sind übrigens nicht die einzige Institution, die sich eines solchen Privilegiums erfreuen; wir haben auch noch andere Ausnahmegebiete ähnlichen Kalibers.

Die Frauenbewegung zielt nach ihrer sittlichen Berechtigung nicht auf Rechte, sondern auf Pflichten. Während bei dem Streben, unter die Haube zu kommen, wenigstens in den sogenannten „besseren Ständen“ vielsach nur die Erlangung einer fetten Einkunfte als Ziel vorstreckt handelt es sich hier um einen wirklichen Beruf für die Frau. Man könnte sagen: es ist ein Kampf um das Recht, Pflichten zu haben.

Bismarck wurde 1848, weil er die Vertilgung der großen Städte forberte, als der verrückteste Junker perhorrescirt. Sein Zug aus seinem damaligen Auftreten ist so wie dieier im Gedächtnis der Nachwelt haften geblieben. Und doch läßt sich in diese Forderung ein sehr vernünftiger und ethischer Sinn hineinlegen. Die großen Städte ziehen die Gleichgültigkeit gegen den Nebenmenschen groß. Sie bilden Schlupfwinkel der Verkommenheit und Schamlosigkeit. Sie führen zu einem höchst ungerecht und ungleich zugemessenen Anteil an manchen Kulturerrungenschaften und Kulturgütern und folgeweise zur Spaltung der Bevölkerung in zwei Arten von Menschen, Hauptstädter und Provinzialen, Boulevardiers und Dorfteufel, was dann wieder den ungedungen Zubrang zu den Städten mit herbeiführt. Ein künftiger idealerer Zustand wird vielleicht Mittel finden, Produktion und Austausch, Fabrikation und Handel, sowie entsprechend auch die Annehmlichkeiten und Vorteile der Großstädte mehr gleichmäßig über größere Gebiete zu verteilen und zu verbreiten.

Alljährlich giebt es im Abgeordnetenhaus einige Volendebarren. Der letzte Grund der Abweisung der erhobenen Ansprüche pflegt da, ausgesprochen oder unausgesprochen, die Staatsraison zu sein. Was würde aus der Abrundung des Staatsgebietes, was aus den deutschen Menschen und Kulturelementen, mit denen diese Gebiete durchsetzt sind, wenn die letzten Ziele der Volendebarbewegung sich verwirklichten! Man kann aber diese Frage von höherem Standpunkt betrachten, indem man sie zugleich generalisirt und ethisirt. Ist die Erhaltung des Polen-Magyaren-Gebietens, der kleinen Nationalitäten auf der Balkanhalbinsel u. dgl. eine ethisch berechtigte Aufgabe? Oder sind vielleicht diese kleinen Volkstümer nur Kulturpflanz für ihre eigenen Angehörigen und zugleich Barrieren und Perforis gegen das Menschengut? Selbstverständlich wäre es ein schroffer Widerspruch innerhalb dieser ethischen Betrachtungsweise der Frage, wenn sie sich irgendwie mit der Befürwortung gewaltthamer Maßregeln verbinden wollte.

Politik und Moral. Keinenfalls darf die Frage so gelöst werden, daß detriert wird, die Politik hat mit der Moral nichts zu thun, sie bewegt sich auf dem festeren der berechtigten und notwendigen nationalen Selbstsucht. Aber es giebt einen ethischen Begriff, von dem aus eine stiftliche Betrachtungsweise und eine Verstilligung der staatsmännlichen Thätigkeit angebahnt werden kann. Das ist der Begriff der Berufs-treue. Der Staatsmann hat den Beruf, in verantwortlicher Stellung das Wohl des eigenen Volkes und Staates zu fördern. Die Treue in diesem Beruf ist eine ethische Eigenschaft, der nachzustreben und nachzuleben Bewußtseinsfrage ist. Die Treue im Beruf ist ein hervorragendes Hauptstüd des ethischen Menschen. Aber sie ist nicht das Einzige und Ganze. Es giebt andere sittliche Normen, an denen sie ihre Schranke findet. Es entzieht hier die doppelte Frage: In wie weit ist der jeweilig berufsmäßig verfolgte Zweck berechtigt und notwendig? und: Mit welchen Mitteln darf er auch in diesem Falle verfolgt werden? In erweiter Beziehung sollten immer die höchsten und letzten Zwecke, das Gedeihen der Menschheit, der Sieg des Guten, den letzten Bestimmungsgrund auch des staatsmännlichen Berufswillens bilden. In letzterer Beziehung hängt alles von der Beantwortung der Frage ab, wie weit der berechtigte und notwendige Zweck die Mittel heiligt. Im abnormen Milieu unserer bösen Welt wird selbst im Privatleben unter Umständen ein Verhalten, das unter anderen Umständen unethisch sein würde, zum sittlichen, zum Beispiel im Falle der Nothwehr. Genüß ist das Gebiet der Not-

webr, sittlich betrachtet, enger, als rechtlich betrachtet. Für das Staatsleben aber liegen die in Betracht kommenden Fragen sehr viel schweriger, als für das Privatleben. Es steht sehr viel mehr auf dem Spiel, die Umstände sind verwickelter und undurchsichtiger, die Notwendigkeit rascher Entschlüsse und plötzlicher Entscheidungen größer. Aber eine sittlich bestimmte Staatsform muß sein und wird sein. D.

Streiflichter.

Christus und Jugendunterricht. Ueber dieses Thema finden sich gute Worte in einem Aufsatze von Schad v. Sgar, den wir in der österr. Zeitschrift für Erziehung und Unterricht (herausg. von M. Schmidbauer) finden. Es heißt da u. a.:

Nicht durch Begründung spezieller Vereine — gegen die ich übrigens nichts sagen will — ist noch meiner Ansicht der wahre Christus zu erzielen, sondern, indem man die ganze Menschheit zu Freunden der Tugend erzieht. In die Herzen der Kleinen im Reiche der Menschheit pflanzt die Liebe zu unsren brüderlichen Mitmenschen der großen, wunderbaren Gottesnatur; aus dem Herzen der Kinder reißt die Hebel und Lichtkraft gegen das Irereth! Und zwar geschieht solches am durchgreifendsten und umfassendsten durch die Schule.

Doch krankes Hühner und Bögel in einem Tier-Nist verpflügt werden — wie man auch davon Beispiele kennt — und selbst höher geartete Tiere, das werden denn durch Grausamkeit und Härte ihrer Züchter ihr ganzes Leben hindurch schwer leidenden Geschöpfen Kugeln gebracht, nach der Menschheit, sondern höchstens einigen empfindlichen Damen läßt Dergleichen geschäftig gemacht. Dieser Vorwitz ist denn aber doch der Allgemeinheit gegenüber ein so geringe, daß es nicht schwer fiel, ganz darauf zu verzichten. Auch glaube ich nicht, daß wir moralisch berechtigt sind, Thieropfer zu gründen, so lange es im selben Act, wo solches geschieht, noch franks, hungerrnde, stierende, obdachlos Menschen giebt. Darum mein brüderlicher Rat: heißt für das Best, das Gedulden und Unterhalt von Thieropfern lassen, und wo solche nicht erlöszen, aus auf anderm Wege herbeizuführen. Lehren an Schulen an u. zu: wirksam humanisirende Tugend- und Menschheitslehre, die — wenn auch nicht 1 bis 2 Stunden wöchentlich — weniger ihre gelehrten naturwissenschaftlichen Kenntnisse der lauschenden Jugend vermitteln, als, selbst liebevolles Gemüths, die Herzen der Kinder heranzubilden zur Liebe ohne Empfindlichkeit, zu menschlichem Erbarmen, die nur zur Gerechtigkeit gegen das Vieh, das ergrüht und über Gebühr in seinen Kräfte angekreuzt, zu unserm Tugend und Nutzen zwar geschaffene (? v. Red.), aber nicht unserer erbarmungslosen Willkür überantwortete Thiergeschöpf!

Wollt ihr ein Uebel praktisch von Grund auf ausröthen, soht es an der Wurzel an, erht dem Uebel auf dem Grund. Reicht die Hebel aus dem menschlichen Gemüthe — wollt ihr den Tieren ein besseres Los bereiten: Ein wirksames Besserwerden darf nicht von der Unbegreiflichkeit, von momentanem Bedauern des einzelnen abhängig sein, sondern muß durch Mittel und Wege erzielt werden, die auf selbstem Untergrund basieren und die durchgreifend wirken in sich gleichmäßig, unermüdblicher Thätigkeit. Wie der Geist einer jeden neu heranzuschaffenden Generation auf neue Heis bestrahlt und herangebildet wird, so sollt es auch in Bezug auf das Gemüth, das Herz sein — das gleichfalls eine Bildungsstadien und Bildungs-geschichte hat, nur daß sich hier zumest niemand dessen Bewußtsein ankennt. Die indirekte Einwirkung im Besize selbst, wo solche vorhanden, thut es allein nicht! — und doch kann aus dem kleinsten Keime, der auf fruchtbarern Boden fällt, Erde und Frucht von wunderbarer Schönheit, von unerschöpfbarem Nutzen emporsteigen. Und sollte nicht man die Gemüth nur deshalb so ed und arm bleiben, weil niemand in früherer Kindheit seines Dergleichen Grund und Boden beackert hat und kein Ackerbau höher, dessen Geistes hinreichend wurde?

Die Erziehung ist es doch, besonders bei geistig Armen, Tugend- und Heilung von schmaden Eheparten, das wahre Leben. Nur zu bald fällt er in das von Jugend auf Geübte und an andern Geschöpfung juraid, und wirklich gebessert wird v. Ein Inbrenntheit, der seinen Wogen überdrät, der seine Heilung unbarmerzig mit der Heiligkeit beendete, nicht, post er auch einmal — auferstehen gemacht — ein paar Häßer weniger auf, oder unterdrückt einmal — dazu ermahnt — das Weisheit. Dennoch, wo's niemand sich, muß das arme Tier den Herge, den der tode Mensch über die Zurückweisung empfinden, erst recht hören.

Darum immer wieder: ersticht schon im Reime das Böse in dem sich in seinem moralischen Gehalt erst bildenden Dergleichen, reizt in der Schule, weit allein diese der der Erziehung öffentlicher Ueberwindung unterstellt ist, das Unkraut mit der Wurzel aus, denn,

wollt ihr die Tiere wahrhaft schätzen, illgt erst die Hebel aus den Herzen der Menschen — ein wirksameres, durchgreifenderes Mittel giebt es nicht!

Die Exkommunikation Tostois, die joeben in feierlicher Weise ausgesprochen worden ist, wird viele seiner Freunde und Anhänger überirakt haben. Nicht ist bei uns so sehr daran gewöhnt, jeden freieren Denker über religiöse Gegenstände mit dem Anathema der Kirche geschmiedt zu sehen, daß man sich betroffen fragte, durch welche Konzeptionen wohl Tostoi eine so ungewöhnliche Schonung sich zugezogen habe. Natürlich ist an dergleichen nicht im geringsten zu denken; vielmehr verbanste Tostoi seine Ausnahmestellung lediglich der Furcht der kirchlichen Wächter vor dem Kasol, d. h. einer neuen Selbstbildung gewaltigster Art in dem an Tekten so überreichen russischen Volkstum. Die griechisch-orthodoxe Kirche stellt nämlich mit ihrem in altslawischer, also dem Wolfe unverständlicher Sprache geübten Fortwleuen gewissermaßen eine Ainkultur des religiösen Abhängigkeitgefühls vor, aus welcher jede Spur eigenen Denkens aufs sorgfältigste entfernt worden ist. So hat sich denn Alles, was, wenn auch in verworrenster Weise, über religiöse Themen Gedanken zu haben versucht, in den unzähligen Tekten zerstückelt. Und Tostoi, der, wie kein Anderer vor ihm, in das dunkle Gefühlleben und in die krausen Gedankengänge des Wuchst eingedrungen ist, der geniale Interpret der russischen Volksseele, dessen Anhänger im Lande selbst nach Millionen zählen, repräsentirte eine Macht, mit der zu partieren besser schien, als den Kampf aufzunehmen. Vielleicht — wer vermag sich in die Vorstellungswelt eines Mitgliebes des heiligen Synods zu versetzen? — vielleicht hoffte man doch auch noch auf eine abermalige geistige Wandlung in dem Innenleben des tief religiösen Mannes. Daß jetzt die Entrüstung und der Zorn über die Furcht und die Hoffnung den Sieg davongetragen hätte, ist nicht anzunehmen. Andernfalls würde man sich nicht damit begnügen, für den irrenden Bruder zu beten, sondern den weltlichen Arm der Kirche auf Grund der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen in Anspruch genommen haben, um trotz des Geheißes der Vertreter des „saulen Weisens“ den ersten Versuch des russischen Volkes in den Bergwerken Sibiriens verschwinden zu lassen. An Sentimentalität hat die orthodoxe Kirche nie gekrank. Viel eher haben die Hüter der Rechtsläubigkeit endlich das Bedürfnis empfunden, acte de presence zu machen, also wenigstens den Schein zu retten, als wären sie noch die allein herrschende Macht. Und zwar so vorsichtig und milde, als es noch irgend anging.

Daß dabei im Namen Jesu Christi ein Mann verurteilt wurde, der vom Christentum u. a. schrieb und noch schreibt:

„Es ist nicht nur seine Vermischung von Erhabenem und Gemeinem, nicht nur sein Ubergange, sondern vielmehr die strenge, reinste und vollständigste metaphysische und ethische Lehre, aber welche hinaus sich die menschliche Vernunft bis auf den letzten Tag noch nicht erheben hat und in deren Tönen sich unermüdet die höchste menschliche Thätigkeit auf politischen, wissenschaftlichen, poetischem und philosophischem Gebiete bewegt.“

(Kurz Auszug der Sonngelänge Christi, Borsoot). — das ist nicht allein wunderbar. Denn gerade edhte Christen sind im kirchlichen Christentum nie gebildet worden. Aber daß die Kirche den einzigartigen Mann von sich abschütteln muß, der vielleicht seit Jesus selbst die größte sittliche Erziehungsbareit an seinem Wolfe und weit über dasselbe hinaus in der ganzen gebildeten Menschheit geleistet hat, das ist ein Vorgang, der selbst Geistigblinden die Augen öffnen kann über den unbegreiflichen Gegenjag jedes pränterierten Wahrheitsbesseres oder Glaubensianatismus mit der Moral. —

Sprechsaal.

Wen einem unserer Freunde mit uns geschrieben. Ich habe eigene Erfahrungen aber den „Hauptmann als Erzähler“, die vielfach allgemeinen interessieren. Als ich 1893 beim 3. Garde-Reg. in Berlin diente, war ich bereits aus der Kirche ausgetreten. Bei der Weibung des Jahresendes durch die Einjährigen fragte mich der Pfauant, ob ich besonders oder mit einer der Konfessionen gemeinlich vereidigt werden wolle. Dieses Eingekommenen veranlaßte mich „Entscheidung für das Letzte. Dann wurden nach einiger Zeit die Soldaten zum Abgang kommandiert. Da ich nach dem Zusammenstreiten der Angehörigen der einzelnen Konfessionen allein übrig blieb, mußte mein Kompaniechef nicht, was mit mir anfangen, und fragte den Hauptmann (von Arnim). Und dieser entschied dahin, daß die Kirche nicht zu besuchen brauchte! Dabei war er selbst ein durchaus religiöser Mann, der j. B. wiederholt die Soldaten aufforderte, die Kirche fleißig zu besuchen und von der Straß-Bereitstellung der neuen Testamenten, wie sie beim Militär üblich ist, Gebrauch zu machen. Sie sehen also, daß mir gegenüber volle Zuhaltung gewollt hat. Werdung war ich bereits Kapitän, als ich mein erstes Halbjahr mit der Waffe diente. Auch im zweiten Halbjahr, als ich einjähriger Kapitän beim Garde du Korps-Regiment war, hat man mir nichts in dem Weg gelegt. Ich erhielt die Qualifikation zum Hülfskapitän der Reserve, bin also nicht zurückgesetzt worden. (Ein Unikum passierte nur zuletzt: der Regimentsarzt fragte mich beim Abschied: Was Sie, was ist das eigentlich; Dillstani? Diese Unkenntnis haben die anderen Vorgesetzten aber wohl kaum gehabt.)

Dies als Beitrag dafür, daß nicht alle Offiziere engberzig denken.

Bücherschau.

Ein „Buch der Frau“. (Verlag von J. J. Arnd, Leipzig 1901, Preis 4.50 Mk.), ein fastliches Gedächtnis von etwas über 1000 Seiten, hat die defekte und gefällige Publizistin Anna Plothow zu Beginn des neuen Jahrhunderts unter Mitwirkung und Gemeinlichkeit von mehreren Mitarbeiterinnen herausgegeben. Ein solches Buch, welches nach dem Vorwort der Herausgeberin die berufliche Frau ein Ratgeber auf allen Gebieten des Lebens, ein treuer, zuverlässiger Freund sein will“, muß naturgemäß heute — an der Schwelle des 20. Jahrhunderts — ein anderes Ansehen zeigen, denn jeder eine andere Rolle vorzeigen, als es noch vor wenigen Jahrzehnten der Fall sein konnte. Ein Ehegattenleben von heute und für die heutige Frau muss anders, muß lobwürdiger Schätze in sich bergen als eines von anno dagnumal. Werbt es doch inhaltlich kaum ein anderes Gebiet menschlichen Erlebens, auf welchem in einem je außergewöhnlich kurzen Zeitraum bereit große und hart ins Auge fallende Veränderungen vor sich gegangen, bereit offensichtliche Fortschritte gemacht worden sind als in dem der öffentlichen Beurteilung der geschäftlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Stellung der Frau.

Wer sich gewöhnt hat, alles Erlebende aus specie aeterni zu betrachten, — eine Anschauungsweise übrigens, zu welcher die moderne Naturwissenschaft unbedingt hinführt, — und dabei zu dem Ergebnis kam, daß vor dem Forum der Entwicklungsgeschichte der Menschheit „100 Jahre wie ein Tag“ sind, den muß es schier Wunder nehmen zu beobachten, wie diese Bewegung zu Gunsten der Frau idealisch an Bedeutung gewinnt, und noch durchgreifender Wandel sich bereits hinein in der Bewegung Bewegung vollzogen hat. Was vor einigen Jahrzehnten noch in den ersten Jahren der Entwidlung sich betraf, was den wenigen Frauen, die für die neuen Ideen eintreten, für sie wüsten und kämpfen, nur Spott und Hohn eintrug, hat durch die Macht der Beredamisse in kurzer Zeit eine ungeheure Förderung erfahren, und selbst aus den fernsten

Provingen bringt bereits der Ruf nach Freiheit und Selbständigkeit der Frau, nach wirtschaftlicher und geistiger Unabhängigkeit.

Vergangend und getrennt dieser Bewegung nehmen denn auch in dem „Buch der Frau“ die Abschnitte über die Stellung der Frau im öffentlichen Leben und im Recht einen geräumigen Teil ein, und sind im Zusammenhang mit dem ersten Teilens Abschnitt „die werdende Frau“, wenn auch nicht von feillichen und sehr vielen Gesichtspunkten ausgehend, so doch zur Einleitung in diese Fragen trefflich geeignet und recht gut ausgeführt.

Die meisten anderen Vortien des Buches haben gleichfalls eine verständnisvolle Bearbeitung gefunden. Die Herausgeberin hat es dabei nicht verachlässigt, hierbei auch alledem Rechnung zu tragen, was zwar für manch eine schon an Wert verloren hat, was aber bei einer großen Zahl von Frauen heute immerhin noch von maßgebender Bedeutung sein mag. Das auch beim Lesen solcher Abschnitte wie die über Hygiene und Körperpflege, über Erziehung und Kleidung, fällt es sehr angenehm auf, daß dort überall eine Anschauungsweise zu Tage tritt, die den heutigen Ideen einer notwendigen Reform auch auf diesen Gebieten entspricht und daß dem Autor betrachtet, nur weil es all und hergebracht ist, nicht das Wort geteilt wird, wenn es nicht zugleich auch gut ist.

Uebershaupt liegt der Hauptwert des Buches wohl gerade darin, daß der Ruf und Weibungslustende fast unmerklich und ohne aufdringliche Tendenz hindübergeführt wird zu einer freieren, zeit- und nachgeborenen Auffassung aller Fragen über die Frau, und darum möchte ich das „Buch der Frau“ überall als ein heiliges und Gebrauchsgegenstand sehen, wo bisher der neuen Weisheit noch kaum ein Hauch verpufft wurde. Der wohlwille Preis berechtigt wohl zu diesem Wunsch.

Magarete Stern.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Zwischen zwei Welten. Eine Weltanschauung im dramatischen Bilde. 3. Aufl. Von Gertraud Prellwitz. Freiburg i./B. J. E. Schenckfeld 1901.

Der Katholizismus als Prinzip des Rücktritts. Von Citramontanus. Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verlag 1901.

Mein Austritt aus der Katholischen Kirche. Von Dr. theol. E. Schieler. Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verlag 1901.

Die zehn Gebote des Moses in moderner Beleuchtung. Von Georg Schneider. Frankfurt a. M. Neuer Frankf. Verlag 1901.

Weltirromigeltel und Christentum. Von Gertraud Prellwitz. Freiburg i./B. J. E. Schenckfeld 1901.

Theologie und Ethik. Von Fr. Wyl. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, A. Pichler's Ww. & Sohn 1901.

Einer für Alle. Eine Tragödie in fünf Akten. Von Friedrich Dufmeyer. München, A. C. Sauer 1901.

Theologie und Ethik. Von Fr. Wyl. Leipzig 1901. Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn.

Vor höherer Instanz. Zwei Dramen von August Strindberg. Dresden und Leipzig 1899. E. Pierson's Verlag.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Montag, den 25. März, abds. 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des jüd. Rathhauses: Erinnerungsfest an die verstorbenen Mitglieder des Hauptvorstandes: Geheimrat S. Kriehler und Hugo Kleinhold. Gedächtnisrede gehalten von Geheimrat Prof. Goerfer.

Güte willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Feuzig.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Feuzig in Charlottenburg. — Berlin SW., Kommanbantenstr. 14.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Daherlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verkauft
von Gosseloh,
Gross Strasse 120 Nr.
Dies erscheint bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Verlagsgesellschaft
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verkauft
Die vollständigen
Kampferhefte 40 Hf.
zu 10 Pf.
bis nach
weiter Vereinbarung.
Kundliche in allen
Buchhandlungen
und in der
Königsplatz W.,
Wilhelmstr. 47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Sizzo.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerker herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Dieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 30. März 1901.

Nr. 13.

➔ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ➔

Inhalt:

Autorität. Von Dr. M. Kronenberg. — freimaurerisches. Von Gustav Maier, Zürich. — Die soziale Bedeutung des Tiersehens. Von Oda Elberg (Genna). — Streiflichter: Frau und Kranke? Unter dem Zeichen der „Neapolitän“. — Was der ethischen Bewegung. — Bücherchau: Das freie Wort. Von Carl Sänger. Abraham Kevy's Philosophie der Form.

Autorität.

Von Dr. M. Kronenberg.

Beim Empfang des Präsidiums des preussischen Abgeordnetenhauses beflagte dieser Tage der deutsche Kaiser, daß die Achtung vor den Autoritäten abgenommen habe, und er wies auf die Notwendigkeit hin, Wandel zu schaffen, indem man mit der Schule beginne.

Es ist von nebenächtlicher Bedeutung, ob hinreichend begründeter Anlaß vorlag, für solche Klagen gerade von dem Bremer Attentat, der That eines physisch und geistig anormalen Menschen, den Ausgangspunkt zu nehmen. Denn einem franken, unzurechnungsfähigen Menschen gegenüber scheidet jede moralische Qualifizierung überhaupt aus; wir können auf sein Thun und Lassen ebenso wenig moralische Begriffe anwenden und gegen ihn ebenso wenig entrüstet sein, als wir das gegen die Flamme sind, die unser Haus verzehrt.

Aber unabhängig von dieser Ermägung ist die Frage, ob und inwieweit die Klagen des Kaisers begründet sind und welche Mittel zur Abhilfe sich bieten.

Zweifellos ist es richtig, daß die Achtung vor den Autoritäten in starker Abnahme begriffen war und noch ist. Der Grund dafür könnte ja wohl, wie das die Meinung des Kaisers zu sein scheint, lediglich auf Seiten derer zu suchen sein, von denen Autorität erheischt wird; aber er kann ebenso auch bei denen liegen, welche Autorität für sich fordern. In der That liegt er auf beiden Seiten.

Autorität bedeutet und schließt in sich: Ueberordnung des Einen, Unterordnung des Anderen. Beides ist in allen Kulturverhältnissen unentbehrlich. Aber das besondere Verhältnis, in dem dabei Ueber- und Unterordnung zu einander stehen, ist sehr verschieden und bestimmt sich nach dem Höhengrade der Kultur. Auf primitiven Kulturstufen giebt es kein anderes Verhältnis zwischen beiden, als das der absoluten Herrschaft auf der einen, des menschlichen Gehorjams auf der anderen Seite, das gar keinen Raum läßt für das bereits entwickeltere Gefühl der Achtung, sondern nur für das der Demut und zitternden Furcht. Die Eiderung der Autoritäten glaubte man da nicht anders finden zu können, als in größtmöglicher Erweiterung

der Kluft zwischen ihnen und den Unterwürfigen, daher man denn den höchsten Autoritäten, den Königen, einen übermenschlichen und selbst überirdischen Ursprung gab, die Dynastengelechter unmittelbar von den Göttern ableitete und durch alle irdischen Keuflichkeiten, Ceremonieell u. s. w. diesen gewaltigen Abstand eindrucksvoll zu symbolisieren versuchte. Und diese Symbolik ist bis zum heutigen Tage noch zum guten Teil erhalten geblieben als ein rudimentärer Ueberrest jenes alten Autoritätsbegriffes.

Solche Symbolik kann auch das vorgeschrittenste Denken fast immer ruhig gelassen lassen, weil die Symbole ja nichts sind, als die Krücken, die vom Anschauen und Empfinden zum klaren Begreifen hinüberführen und darum leicht ebenso verschiedenartigen Deutungen fähig sind, als es Zwischenstufen auf diesem Wege der Vermittlung giebt. Aber übrig geblieben ist nicht bloß diese Symbolik, sondern auch noch immer die Anschauung selbst, daß es eine Distanz geben müsse zwischen den Autoritäten und den Gehorchenden, daß die Erweiterung der Kluft zwischen beiden das wirksamste, ja das einzige Mittel sei, um jene in ihrer Geltung zu sichern und diesen das Gefühl der Achtung vor ihnen einzusüßen und zu erhalten. Und das ist der Irrtum, in dem so viele in den herrschenden Kreisen befangen sind, und so lange diese Darstellungsweise maßgebend bleibt für das Verhalten der Regierenden, so lange wird das beflagte Dahinschwinden der Achtung vor den Autoritäten nicht ab-, sondern immer mehr zunehmen.

Denn diese Anschauungsweise steht im Widerspruch mit dem Bewußtsein von geistiger und insbesondere sittlicher Freiheit, das jedes moderne Kulturvolk, auch das deutsche, immer mehr durchdringt. Denn immer dringender wird das Verlangen, daß jede Autorität sich vor der Vernunft legitimieren müsse, daß keine Autorität bloß deshalb Achtung verlangen dürfe, weil sie Autorität ist oder zu sein beansprucht. Schon daß man Achtung vor den Autoritäten verlangt, ist ein Widerspruch in sich. Gehorsam, äußere Unterwürfigkeit kann man verlangen, wenn und so weit man die Mittel hat, sie zu erzwingen. Achtung aber ist ein freies Geschenk, das man einem Menschen, einer Institution u. s. w. entgegenbringt, und es gründet sich immer nur auf eins: auf die moralische Qualität, die solcher Achtung würdig macht. Nur das Sittliche kann Achtung erwecken, denn es stellt seine Forderungen auf, die irgend einem Menschen fremd sein können, es verlangt Gehorsam nur für das, was dem allgemeinen Willen aller Menschen, jedes Einzelnen entspricht, „Vor einem vornehmen Manne“, sagt Kant, „würde ich mich, aber mein Geist büßt sich nicht; aber vor einem einfachen, rechtsgläubigen Manne büßt sich mein Geist, ich mag wollen oder nicht.“

Man kann also sagen: alle Autoritäten dürfen genau so viel Geltung und Achtung erwarten, als sie vermöge ihrer Existenz, wie nach all ihrem Tun im Einklange mit den Forderungen der Vernunft sich befinden und moralisch gerechtfertigt sind. Man sage nicht, daß diese Ertragungen doch nur für einen kleinen Kreis höher Gebildeter Geltung haben, nicht aber für die große Masse, daß hier also das alte Autoritätsprinzip Geltung behalten müsse. Die Aufklärung durchdringt heute alle Volksschichten, und gerade das höhere Bewußtsein von Menschenwert und Menschenwürde hat von so vielen Köpfen schon Besitz ergriffen, daß, wenn auch vielleicht nur Tausende deutlich den Unterschied zwischen geforderter und moralisch gerechtfertigter Autorität begreifen, daneben doch bereits Millionen den Widerspruch zwischen beiden wenigstens ahnen und dunkel empfinden.

Freilich, um die Achtung vor den moralisch gerechtfertigten Autoritäten zu erwecken, bedarf es auch einer Erlebung und Entwicklung des moralischen Sinnes im Volke selbst; und da ist der Hinweis der Kaiseris auf die Schule durchaus am Platze. Aber wie kann die Achtung vor der wahren, nämlich sittlich gerechtfertigten, Autorität gepflegt werden auf dem bisherigen Wege der öffentlichen Erziehung? Denn man leitet diese Achtung wieder her aus — der Autorität, aus der Autorität der Kirche, ihrer Satzungen und Gebote, die doch am meisten von allen Autoritäten zusehends dahinschwindet.

Wenn irgend etwas die Notwendigkeit eines unabhängigen Moralunterrichts erweist, so ist es eben dieses Hinschwinden der Achtung vor den Autoritäten, auf welches der Kaiser die Aufmerksamkeit hingelenkt hat. Vergebens versuchen die verschiedenen Autoritäten sich zu stützen, und versuchen namentlich die weltlichen Autoritäten mit ihren Zwangsmitteln den Kirchen zu Hilfe zu kommen und diese ihre geistlichen Zuchtmittel der Stärkung der weltlichen Autorität dienstbar zu machen. Mit Zucht und Zwang kann man den Fortschritt der Vernunft nicht aufhalten, und wenn morsch gewordene Autoritäten ihre geringe Kraft noch zur gegenseitigen Stütze verwenden, müssen sie es um eber beide zusammenbrechen. Dem fortgeschrittenen Bewußtsein unserer Zeit kann nur auf der einen Seite die Erbisierung des Autoritätsprinzips, und der Autoritäten entsprechen, und auf der anderen die von aller Autorität unabhängige, freie Orientierung in den sittlichen Lebensbedingungen, aus welcher sich dann auch die Achtung vor den Autoritäten von selbst ergibt.

Freimaurerisches.

Von Gustav Reier, Jähr.

Ich habe öfters darauf hingewiesen, eine wie große Bedeutung dem Studium der Freimaurerei für die Jünger der ethischen Bewegung beizumessen, zuerst in meinem Vortrage in Eisenach, im August 1893, sodann in der „Ethischen Kultur“ Nr. 30 des Jahrganges 1895 u. Leider aber hat die Annäherung und Versöhnung, die ich dabei besonders im Auge hatte, keinerlei sichtbare Fortschritte zu verzeichnen, aus ganz begrifflichen Gründen. Der nimmere seit bald zwei Jahrhunderten bestehende Freimaurerbund hat eine ganz ähnliche Entwicklung durchgemacht, wie die Kirchen. Das hohe Prinzip bedurfte einer äußeren Form, und im Lauf der Zeit ist diese letztere, das Logentum, zum Selbstzweck geworden. Der Gegensatz zwischen Freimaurerei und Loge ist so ziemlich der gleiche, wie derjenige zwischen Religion und Kirche. Mit einer innerlich längst nicht mehr berechtigten Vornehmheit sieht man dort auf jüngere, weniger konzentrierte Bewegungen herunter, mögen sie der eigenen Richtung auch noch so sehr verwandt sein. Die Form ist Meister geworden über den

Geist; und da diese Form, in noch viel weitergehender Weise als diejenige der Kirchen, nicht nur eine ausschließliche, sondern sogar eine streng abgeschlossene, eine „geheime“ ist, so ist jede offizielle Annäherung und Verbindung nur um so mehr erschwert. Der Vereins-Egoismus sieht in jeder neu auftretenden Brudergemeinschaft lediglich den lästigen und überflüssigen „Konkurrenten“. Private Einwirkungen sind darum keineswegs ausgeschlossen: ein ziemlich ansehnlicher Teil der Förderer der ethischen Bewegung sind aus den Reihen der Freimaurer hervorgegangen, haben dort ihre Vorstufe absolviert. —

Aber es wäre um so mehr anzusehen, daß man sich von der „ethischen“ Seite her mit einer gewissen Unbefangtheit für die altbewährte Organisation interessierte. Doch geschieht auch dieses leider nicht, oder doch viel zu wenig. Auch unerseits pflegt man etwas vornehm herabzusehen, man sieht sich allzusehr an den widrigen Nebenerscheinungen, die mit jeder alten Organisation unzertrennlich verbunden sind, man schüttet das Kind mit dem Bade aus und verwirft die Hofe, weil sie Dornen hat. Und doch liegen gerade im Freimaurerbunde, oder vielmehr in dessen idealer Organisation die Ergänzungen verborgen, deren eine ethische Bewegung bedarf, wenn sie wirklich große Resultate im Kampfe mit den herrschenden Zeitströmungen erreichen will. Bei der reinsten Pflege der doch immer mehr oder weniger abstrakten Ethik laien wir Gefahr, uns auch in rein materiellen Richtungen zu verlieren, die ja ohnehin die Gesamttrichtung unseres Zeitalters kennzeichnen. Gerade dagegen aber hat die Freimaurerei ein wirksames Heilmittel in ihrer feinen Symbolik und in ihrem poetischen Ritual, mögen sie heute noch so sehr „veraltet“ erscheinen. Mit einem gewissen Rechte und mit einem tiefen Sinne nennt sie sich daher auch eine „Kunst“. Sie knüpft an die Bauleitung an, der sie ihre Entfaltung verdankt, und in deren Wille sich in der That das Menschenleben zu einer eindringlichen Darstellung bringen läßt. In ihrer erhebenden Natur-Symbolik enthält sie die fruchtbarsten Keime für eine Idealisierung des Daseins, und sie verfügt über wirksame Mittel, die Menschen aus der Stimmung des Alltags vollkommen herauszureißen, was wir leider mit den trefflichsten Vorträgen niemals erreichen. Sie schafft eine nahe, intime Verbindung zwischen ihren Mitgliedern, die uns meistens noch abgeht.

Der Grundgedanke, mit dem ihr Ideal steht und fällt, ist die Humanität, und folgerichtig die Internationalität. Er ist auch der unserer. Und nicht auf dem Boden des revolutionären, kirchenfeindlichen Frankreich, noch auf dem des philosophischen Deutschland, sondern auf dem des konservativen England hat dieser Grundgedanke seine Beförderung gefunden. Dort gerade ist das Bedürfnis erlancet und praktisch befruchtigt worden, eine Verbindung zwischen den Menschen zu schaffen, die sich über die trennenden Schranken und Vorurteile von Politik und Religion, Stand und Nationalität hinwegsetzt. Leider hat man gerade in Deutschland, unter dem Einflusse der mythischen Richtung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, diesen gefunden und einzig möglichen Boden verlassen. Durch die Einwirkung des sogenannten schwedischen Systems, das in seinem „Rittertum“ an mittelalterliche Traditionen anknüpft und damit dem menschlichen Dunkel ein so weites Feld eröffnet, ist zumal im Norden unseres Vaterlandes aus dem weltumspannenden Menschheitsbunde eine Institution geworden, die sich ausschließlich auf das Christentum gründet und daher Andersgläubige aus ihren Reihen verbannet. Das ist zweifellos eine Karrikatur der erhabenen Bundesidee; aber gar vielfach zeigt sich in der Geschichte die Ironie, daß farrisierte Ideen durch die heilige Kraft der Zeit mächtiger werden, als die reinen Originale.

Nun muß man auch einer solchen Richtung ihr Recht lassen. Warum soll es denn strenge christlich gefinnten Preußen oder aufrichtig loyalen Berlinern nicht gestattet sein, sich eine Vereinigung nach selbsterdachten Grundbänden in selbstgewollter Beschränkung zu schaffen? Man kann sogar, obwohl dies nicht unbedenklich ist, noch einen Schritt weiter gehen und dieser Vereinigung das Recht nicht bestreiten, sich den Namen der höher stehenden, weil allgemeineren Vereinigung beizulegen, weil, abgesehen von der Negation des Grundgedankens, nach allen anderen Seiten hin die gleichen Formen und die ähnlichen Bestrebungen hier und dort vorwalten.

Aber ein offenkbarer Widerspruch ist es, dieser den wesentlichen Grundgedanken verneinenden oder doch erheblich beschränkenden Vereinigung ein Monopol zu verleihen, das sie in den Stand setzt, ein weites Gebiet ausschließlich zu beherrschen und die Anhänger der ursprünglichen, reinen und umfassenderen Idee an deren Vethätigung überhaupt zu verhindern. Dies aber ist im ganzen Umfang des preussischen Staates bis auf die jüngste Zeit geschehen. Die Macht des Absolutismus ragt viel weiter in unsere Zeit herein, als sich unsere Verfassungsfreunde träumen lassen. Beinahe hundert Jahre lang ist jenes durch eine königliche Rabinetsordre vom Jahre 1798 begründete Monopol wirksam gewesen, bis es endlich im Jahre 1892 auf gerichtlichem Wege aufgehoben wurde, unter der Begründung, daß es längst durch die preussische Verfassung von 1848/50 beseitigt sei. Das Verdienst dieses großen Fortschrittes kommt dem Geheimen Regierungsrate Hermann Zettagast in Berlin zu, der selbst als Großmeister der Großloge Royal York die Mißstände des preussischen Logenwesens kennen gelernt und vergeblich bekämpft hatte. Er führte mutig und gewandt den Prozeß gegen den allmächtigen Polizeipräsidenten von Berlin, der sich auf jenes veraltete Edikt gestützt hatte. Nun war die Bahn für die humanitären Freimaurerei auch endlich in Preußen freigegeben. Zettagast begründete eine Großloge „Kaiser Friedrich zur Bundesstreue“, die unter seiner Leitung anfangs einen vielversprechenden Aufschwung nahm. Sie war auch die einzige deutsche Großloge, die sich offiziell für die ethische Bewegung interessierte, sie ist in corpore Mitglied der D. G. L. K. geworden. Der Grund, warum sie sich nicht aufricht erhalten konnte, lag in ihrer Stellung zu den übrigen deutschen Großlogen. Daß die Berliner Schwestern sich durchaus ablehnend verhielten und den Mitgliedern des Eindringlings ihre Thore verschlossen, ist ganz begreiflich. Aber auch die übrigen deutschen Großlogen stellten sich auf den gleichen Standpunkt und versagten der jüngsten Schwester die Anerkennung und damit ihren Mitgliedern den Eintritt. Der Grund dieses anfälligen Verhaltens lag neben den formellen Bedenken lediglich in einer begrifflichen Konnivenz gegen die preussischen Großlogen. Stand man ja mit diesen seit dem Jahre 1872 im deutschen Großlogenvbunde, welchen ein anders geartetes Verhalten in dieser Frage unfehlbar gesprengt haben würde. War doch dieser Bund schon von Anfang an, insofern der grundsätzliche Differenzen, ein Gerüste ohne eigentlichen Inhalt, an das man nicht rühren durfte, damit es nicht zusammenstürze. Und es war ein „nationales“ Gerüst, woraus es sich bei der seit einem Menschenalter herrschenden Strömung leicht erklärt, daß man bei Gegenfätzen zwischen der inneren, geistigen Einheit und der äußeren, formell-nationalen, stets und überall zu gunsten der letzteren sich entschieden hat, mochte es prinzipiell noch so unrichtig sein. Da der deutsche Großlogenvbund auch vorwiegend die Aufgabe hat, die „diplomatischen“ Beziehungen zu den ausländischen Großlogen zu regeln, so folgte aus seiner Haltung, daß — mit Ausnahme von ein paar mutigen fremden Großlogen, die

keinen Ausschlag geben konnten — die junge Zettagast'sche Großloge auch im Auslande nicht anerkannt wurde.

Im anfänglichen Entusiasmus wurde dies leicht genommen. Aber gar bald zeigte sich die nachteiligen Folgen. Ein wesentlicher Vorteil der Mitgliedschaft des Freimaurerbundes liegt eben in seiner Internationalität, in dem Umfande, daß der „Bruder“ überall auf dem weiten Erdenrunde seine „Brüder“ findet, und in ihnen Freunde, Gesinnungsgenossen, Schützer und Förderer. Dieser Vorteil nun bleibt den Mitgliedern einer nicht anerkannten Loge oder Großloge verlag. Es ist nur ein Fall aus der Geschichte bekannt, wo diese, dadurch unbeflügelt, sich lediglich der inneren Arbeit widmeten und sich dadurch schließlich die Anerkennung erzwangen. Die aus ganz ähnlichen Gründen im Jahre 1-50 entstandene Loge „Post nubila lux“ in Amsterdam wurde vom Großorator der Niederlande ebenfalls nicht anerkannt und als eine „Winkelloge“ erklärt. Sie arbeitete ruhig weiter und erzwang sich durch ihre Ausdauer und ihre Leistungen nach etwa 30 Jahren die Anerkennung jener Großloge, deren geachtetes, gleichberechtigtes Mitglied sie heute ist. Die Brüder der neuen Berliner Großloge waren nicht aus solchem zähen niederdeutschen Holze geschnitten, so mußten sie nach einem Kampfe weniger Jahre dem Ringe unterliegen, der sich um sie her gebildet hatte.

Aber die Siege der Gedanken gehen nicht verloren, wenn auch die Verbände, welche ihre Träger sind, sich auflösen. Zettagast ist der Winkelried gewesen — nur biblisch, persönlich erfreut er sich heute, mit 82 Jahren, noch des Lebens —, der die Pforten des mittelalterlich-freimaurerischen Preußen für die Humanitätsmaureri aufgesprengt hat. Seit 1892 haben sich nach und nach die Großlogen von Frankfurt und Hamburg in Preußen, und besonders in Berlin, mit Logengründungen niedergelassen. Und am 18. Oktober 1900 ist der gesamte Wittliedersbestand der Großloge „Kaiser Friedrich zur Bundesstreue“ feierlich in den Schoß der Großloge von Hamburg übergegangen.

Nur vorher, im März 1900, hat sich ein anderes Ereignis vollzogen, das ebenfalls erfreuliche Hoffnungen für eine Vorwärtsentwicklung des Bundes erwecken darf. Dieser bestand innerhalb des Großlogenvbundes eine engere Vereinigung der Großmeister der drei preussischen Großlogen, die eine nicht unbedeutende Macht darstellte. War doch das Monopol daheim niemals ein Grund gewesen, sich nicht so weit als möglich nach außen hin auszubreiten. Die anderen Großlogen, fast ausschließlich der humanitären Richtung angehörig, waren isoliert. Nun aber hat sich dem mächtigen nordischen „Freibunde“ ein anderer gegenübergestellt, indem die Großmeister der drei Großlogen von Hamburg, Weiprecht und Frankfurt ebenfalls eine engere Vereinigung errichteten, um „eine Krativereinigung freimaurerischen Wirtens“ herbeizuführen. Bei aller Freundlichkeit in der Form klingt doch aus jenem Bündnisstreben eine prinzipielle Festigkeit heraus, die zu freundschaftlichen Hoffnungen für die Fortbildung des Bundes berechtigt. Nicht klar sind die obwaltenden Gegenfätze zum Ausdruck gebracht:

„Die Unterliebe in den beiden Hauptrichtungen der deutschen Freimaurerei spielen in zwei Punkten 1. in der Art der Auffassung des freimaurerischen Gedankens und 2. in der Auffassung der historischen Grundloge“

„Die eine dieser Richtungen glaubt, den freimaurerischen Gedanken durch eine Vereinigung von männlich-brüderlich gleichgestellten Männern des ganzen Erdenrundes ohne Rücksicht auf Stand, Nationalität, politische Partei und Religionsbekenntnis zum Ausdruck bringen und als Ausgangspunkt der historischen Entwicklung die erste bedeutungsvolle Urkunde — das Anderson'sche Konstitutionsbuch — anerkennen zu sollen, während die andere Richtung die Zugehörigkeit zum freimaurerischen Weltbunde aus der christlichen Konfession abhängig machen zu müssen glaubt und zum Ziel die historische Entwicklung des Freimaurerbundes aus

den christlichen Mitterorden herleitet, begm. in nächste Verbindung mit denselben bringt.

Ich dachte, es werde für die Jünger der ethischen Bewegung nicht ganz uninteressant sein, über diese jüngsten Gestaltungen innerhalb der Freimaurerei unterrichtet zu sein, zumal sie in der Richtung unserer eigentlichen Ideale liegen. Ich möchte überhaupt lebhaft wünschen, daß sich die Führer unserer Bewegung weit mehr mit dem Wesen und der Geschichte des Bundes befaßten. Dazu bietet eine erwünschte Gelegenheit das im vorigen Jahre im Verlage von Max Hesse in Leipzig erschienene: „Allgemeine Handbuch der Freimaurerei“ (Preis M. 20.—). Es ist ein vollständiges „Konversationslexikon“ des Bundes und der mit ihm verwandten Bestrebungen und Gesellschaften. Die erste Auflage war unter dem Titel „Lennings Encyclopädie“ im Jahre 1819 von Brodhous herausgegeben worden. Das Werk war von einem gewissen Hesse verfaßt und von Friedrich Mohrdorf bearbeitet worden, einem Freunde des Philosophen Krause und gleich diesem ein Oberfeind freimaurerischen Reformbestrebungen. Auch der Bund hat, gleich der Kirche, seine Märrtyrer, meistens sind es sogar die besten Männer gewesen. — 1862—67 erschien, wiederum bei Brodhous, die zweite Auflage, der 1879 ein von Dr. Otto Henne am Rhyn bearbeiteter Nachtrag folgte. Die jetzt erschienene dritte Auflage ist durch die Unterfertigung des „Bereins deutscher Freimaurer“ zustande gekommen. Wenn das Werk auch leider in einem etwas einseitig konservativen Geiste abgefaßt ist, so bietet es doch als Nachschlagewerk für alle historischen Tatsachen eine überaus wertvolle Quelle, und es sollte daher in den Bibliotheken aller derer nicht fehlen, die sich mit der humanistischen Neugestaltung der Gemeinschaft beschäftigen. Diesen mag es vor allem auch als Begleiter in die freimaurerische Litteratur dienen, die ein sehr reiches Material für unser Arbeitsfeld enthält und die nicht — wie vielfach angenommen wird — „geheim“ ist, sondern auf dem antiquarischen Pflanzmarkt allenthalben gefunden werden kann. Und endlich mag es für die Kenntnis der sozialen Verhältnisse dienlich sein und für die dadurch ermöglichte Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen. Gegenüber der Zersplitterung, inmitten deren wir stehen, scheint es mir unsere Aufgabe zu sein, überall, wo irgend möglich, nach Verbindung zu streben.

Die soziale Bedeutung des Tierschuhes.

Von Oda Olberg (Genua).

Schafft erst die Menschenquälerei aus der Welt, und dann kümmern euch um den Tierschuh! — Jeder von uns hat diesen Einwand wohl öfter gehört, wenn er sich zum Anwalt seiner schwächeren Mitgeschöpfe aufwarf. Gegenüber der ungeheuren Summe von Qual, die der Mensch dem Menschen schafft, erscheint es Vielen als ein thörichtes Beginnen, sich um die Tiere zu kümmern, als eine Verleugnung des Einen, was nothwendig, als eine Betonung des Nebenwichtigen gegenüber dem Hauptwichtigen. Auf diesen Einwand ließe sich mancherlei antworten. Zunächst, daß es im Grunde nicht darauf ankommt, von welchem Geschöpf die Qual empfunden wird, sondern auf die Summe der empfundenen Qual, daß das Erbarmen, wenn es sich von dem eminent bewußten Leiden des Menschen, den nichts von seinem Schmerz abzieht, dessen Gehirn und Nerven mit raffiniertester Empfindungsstärke ausgestattet sind, hinfindet zur stumpfen, fast unbewußten Qual des Ackerpfluges, den der Frost plagt und die Sonnenhitze, die dumpfe Erinnerung und die dumpfe Erwartung einer endlosen Kette von Mißfall und Entbehrung, auch weiter hinaufsteigen muß bis zur Qual des Tieres, die

nach dumpfer ist, fast ohne Rückblick und ohne Voraussicht, — aber doch immer Qual. Wir können nicht sagen: bis zu diesem oder jenem Grade ist der Schmerz beimitleidenswert, darunter hört das Mitleid auf. Ferner könnte man erwidern, daß uns nicht Eins, sondern sehr Vieles nothwendig, daß nützliche Arbeit hier gethan werden kann und darf, daß zwar das Abwälzen des Leidens vom Höherorganisierten auf das niederorganisierte Geschöpf als eine „Ergänzung“ an Schmerz zu betrachten ist, aber auch das tieferethische auf unser thätiges Erbarmen Anspruch hat. Auf diese und ähnliche Seiten der Frage möchte ich hier nicht eingehen. Es ließe sich wohl auch gar wenig darüber sagen, was nicht, je nach dem Standpunkte des Hörers, selbstverständlich oder unverständlich wäre. Sehen wir aber von dem individuellen Gefühl des Mitleids ab, mit dem sich schließlich so wenig rechnen läßt, wie mit dem individuellen Gefühl von Hitze und Kälte, so hat doch die Frage des Tierschuhes eine Seite, von der betrachtet sie nicht als Gefühlsache erscheint und ihre Berechtigung beweist ohne alle ethischen Postulate, lediglich im Hinblick auf ein gesellschaftliches Interesse. —

Es ist klar, daß dem Tierschuh nur soziale Bedeutung zugesprochen werden kann, wenn unsere Behandlung der Tiere in irgend einer Weise die Beziehung von Mensch zu Mensch beeinflusst. Für das Vorhandensein dieses Einflusses ist es nicht schwer, Beweise zu finden. Einzig von diesem Gesichtspunkte aus fällt die Tierquälerei überhaupt in den Bereich des Rechtes, das sich nicht zum Anwalt des Tieres aufwerfen kann, wie es die Sittenlehre thut, sondern durch das Verbot der Tiermißhandlung ein vorhandenes oder vermeintliches Interesse des Menschen schützt. So gehört nach dem deutschen Strafrecht die Dessehnlichkeit und die Erregung des Argernisses zum gesetzlichen Thatbestand — nicht die Handlung als solche, sondern nur, soweit sie Zeugen hat und durch ihre Wirkung auf diese Zeugen, ist sie Gegenstand des Rechts — mit andern Worten: die soziale Seite der Handlung. Nun hat aber der Tierschuh noch eine andere soziale Seite, die sich nicht aus dem Recht des Individuums ableitet, von dem Anblick von Szenen befreit zu bleiben, die sein Gefühl empören, sondern aus dem Interesse der Gesellschaft, die Ursachen der Verrohung zu beschränken. Wollte man allein von diesem Gesichtspunkte aus die Tierquälerei gesetzlich abhnden, so müßte gerade die Abwesenheit des Argernisses der Handlung den Charakter der Strafbarkeit verleihen, denn sie verroht nur den, den sie nicht verroht. Auf diesen Teil der sozialen Bedeutung des Tierschuhes möchte ich im Folgenden die Aufmerksamkeit des Lesers lenken.

Ist die Ansicht berechtigt, daß der Anblick der Tierquälerei und die Gewöhnung an sie geeignet sind, den Menschen auch in seinen Beziehungen zu seinen Angehörigen zu verrothen? Die meisten Menschen werden nicht anstehen, diese Frage schlechthin zu bejahen, weil sie glauben, daß die Grausamkeit gegen den Menschen und die gegen das Tier psychologisch einer Wurzel entsprungen seien.

So sehr diese Ansicht auf den ersten Blick einleuchtend ist, so halte ich sie doch in dieser Allgemeinheit für falsch. Eine lange Beobachtung in dem klassischen Lande der Tierquälerei hat mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß in Italien der Grad der Rohheit gegen Tiere keinerlei Schluß auf die allgemeine Gesittung zuläßt. Der Italiener aus dem Volke, dessen maßlose Rohheit gegen Tiere einem geradezu das ganze Land verleben könnte, ist im Verkehr mit seinen Mitmenschen durchaus nicht roher als der Deutsche, der Schweizer oder Engländer. Jeder, der das italienische Volksleben kennt, kann die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen. Die größere Häufigkeit der Verbrechen gegen das Leben in Italien beweist gar nicht

gegen sie, da ein großer Teil von ihnen im Affekt begangen ist und nichts mit eigentlicher Höheit zu thun hat. Auch die brutalere Form, die der Klassenkampf in Italien — man denke an die Mirailleanonen von Mailand — zeigt, verrät nicht ein größeres Vorbereiten der graulichen Insinuen, sondern ist ein Ausdruck der ungeunden wirtschaftlichen Entwicklung. Man denke sich in Deutschland eine politisch-ökonomische Lage gleich der, die den Mainruhen von 1898 voranging — ich glaube, trotz der ungeheuren Verschiedenheit der Impulsivität bei den Völkern, hätte sie hier wie dort zu Erzfessen geführt, und wer würde zu behaupten wagen, daß in Deutschland die Repression weniger grausam und blutig gewesen wäre? Die Grausamkeit des italienischen Volkcharakters ist — von der Behandlung der Tiere abgesehen — eine Legende, ja, ein Grundzug des italienischen Gemütes, die große, rührende Liebe für kleine Kinder läßt sich schlechterdings nicht mit der Gefühllosigkeit vereinen, die die wohlfeile Touristenpsychologie dem Volke nachsagt. Die Italiener treiben einen Kultus mit dem Kinde, der nichts mit der spiritisierenden Sentimentalität gemein hat, den die französische Kinderarmut heute zeitigt, sondern warm und spontan und gesund ist. Es ist unmöglich, dem Gemütsleben des italienischen Volkes gerecht zu werden, ohne der Liebe für die Kinder einen wesentlichen Platz anzuweisen. Die ungeheure Seltenheit der Prozesse wegen Kindermißhandlung in Italien ist ein Ausdruck dieses Zuges, der auch in dem maßlosen Abscheu, dem diese Fälle von seiten der Öffentlichkeit begegnen, zu Tage tritt^{*)}. Derselbe Fuhrrecht, der unter dem freudigen Gejohle seiner Gefährten eine in seinen Stall verirrte Schwalbe so lange mit der Peitsche hin und herschneht, bis sie ermattet herunterfällt, um das Tier dann vielleicht nach langem Ansehen und Lächeln zu töten und zum Braten nach Hause zu bringen, nimmt den schreienden Säugling der Nachbarin nicht nur gebuldig, sondern freudig auf den Arm und geht mit ihm so zart und ängstlich um, wie eine junge Mutter.

Um das Nebeneinanderbestehen zweier Erscheinungen, die einander so vollkommen ausschließen scheinen, erklären zu können, müssen wir von der Verwandtschaft zwischen ihnen in unserm Empfinden absehen und von der geschichtlichen Entwicklung der Sensibilität und des sittlichen Bewußtseins die Antwort fordern. Mitleid gegen das Tier gehört keineswegs zu den primitiven moralischen Gefühlen, während die Liebe zur Nachkommenschaft den Grundstein des ganzen Gebäudes bildet. In der Geschichte Europas hat die Sorge für das Tier erst sehr spät in Gesetzen und Institutionen Spuren hinterlassen. Gewiß haben schon Plato und die Stoiker Pflichten der Menschen gegen das Tier gelehrt, aber von der Anwendung einer ethischen Forderung im Kopfe eines seine Zeit überragenden Denkers bis zur Bildung eines ihr entsprechenden Gefühls in der Masse ist ein so weiter Schritt, daß 2000 Jahre nicht hinreichen, um ihn zu machen. Man vergegenwärtige sich den Abstand, in dem die Bestimmungen über den Tierchutz anderen humanen Gesetzen, etwa der Milderung des Strafrechts, folgten, so wird man sich davon überzeugen, daß die Fürsorge für das Tier ein Spätling des moralischen Gefühls ist. Und dabei ist noch zu beachten, daß den Modifikationen des Strafrechts — eines Stücks Liebertierung, das mit dem Völkseisen ver wachsen war — Modifikationen der allgemeinen Gesittung vorausgingen, während die Bestimmungen über den Tierchutz noch außerordentlich weit davon entfernt sind, ein Ausdruck der öffentlichen Meinung zu sein. Auch in

der individuellen Entwicklung ist das Mitleid mit dem Tier erst Folge der Reflexion oder der Erziehung; ich möchte bezweifeln, daß je bei einem kleinen Kinde instinktives Erbarmen mit dem Tiere beobachtet wurde, während man häufig Zeuge sein kann von spontanen Beweisen des Mitleids für kleiner Kinder gegen Menschen, die einfach deshalb nicht anorgenen sein können, weil das Kind noch nicht dem Fortzug der Erziehung, der Sprache, zugänglich ist. Die Gleichheit im Ausdruck der Gemütsbewegung ist hier die Brücke des Mitleids.

Und diese Brücke können wir nie missen. Stets ist es die Gleichheit des Wesens und der Lage, die das Mitleid vermittelt, ja, geradezu seine Bedingung ist. Je primitiver das Seelenleben des Menschen, um so handgreiflicher muß die Gleichheit sein. Je niedriger die Entwicklungsstufe, um so mehr muß das tat twam asi der Ander materiellen Wahrheit haben, um so näher, um so verwandter muß das Leid und der Leidende uns sein, damit sein Schmerz auf uns übergeleitet werden könne. Und die Entwicklung der Erkenntnis, die uns täglich zwingt, qualitative Wertunterschiede gegen quantitative einzutauschen, stößt die Grenzen, innerhalb derer sich unser Mitleid betätigen kann, immer weiter hinaus. „Haben wir eine größere Sensibilität, als unsere Väter?“ fragt Tocqueville, „ich weiß es nicht, aber sicher erstreckt sie sich auf eine größere Zahl von Gegenständen.“^{*)} Daß diese Sensibilität, die zuerst nur die Nächstehenden, vielleicht nur das eigene Fleisch und Blut, einschloß, dann langsam über den Clan, die Gemeinde, die Klasse hinausging und noch heute oft an der Grenze der Nation und Klasse Halt macht, erst zu allerletzt über die Gattung hinausreichen konnte, kann uns nicht verwundern. Die Analogie in der Lage des Kindes und des Tieres: Die gänzliche Hilflosigkeit, mit der beide in des Menschen Hand gegeben sind, rückt die Wertung der Handlungsweise gegen beide in unserm Kopf sehr nahe: der Falsch, der sie in unserm Gefühle und Denken heute eng verbindet, besteht aber für den ungebildeten Menschen nicht, nur die weite Strecke, die auf dem Wege der Entwicklung zwischen dem primitivsten und dem am spätesten erworbenen Mitleidsgeföhle liegt. —

Für den Italiener ist das Tier ein out law, ein außerhalb des Bereichs seines Gefühls und seiner sittlichen Verpflichtungen lebendes Wesen, wie es der Angehörige eines fremden Stammes für den Wilden ist. Während in Nord- und Mitteleuropa der Grad der Höheit gegen das Tier einen sichern Maßstab der allgemeinen Gesittung abgibt, ist der Tierquäler in Italien zweifellos als Mitglied der menschlichen Gesellschaft mit geringem Argwohn zu betrachten.

Dank einer Reihe von intellektuellen und sittlichen Einflüssen — die sich in historischen und wirtschaftliche auflösen ließen — besteht in den nördlichen Ländern eine Gleichheit der Rivaus, die sich in Italien, wo es an „kommunizierenden Nöhren“ zwischen beiden Erscheinungen fehlt, nicht herstellen kann.

^{*)} De la démocratie en Amérique (Paris 1874, 16. Aufl., Bd. III, S. 264). Man lese dort auch zwei Briefe von Mme. de Sevigné, worin diese ihrer Tochter über arbeitend mühsigen Bemerkungen erzählt, wie man unter ihren arbeitsschäftigen Unterthanen, um eine neue Abgabe einzutreiben, rübrt und verteilt: on a pris soixante bourgeois et on commence demain à pondre. Cette province est un bel'exemple pour les autres, et surtout de respecter les gouvernements et les gouvernantes et de ne point jeter des pierres dans leur jardin;“ und an anderer Stelle: „nous ne sommes plus si roués; en on huit jours pour entretenir la justice.“ Diese Briefe, deren Genusismus eine heute anekdot. find im Jahre 1876 von einer Frau geschrieben, die keineswegs herlos war, ihre Kinder leidenschaftlich liebte und ihren Freunden die Hilfe und Erhaltung erworgerte. Sie hatte, wie Tocqueville sagt, keine Vorstellung davon, was das Leiden für Menschen bedeutet, die keine Gelleute waren.

^{*)} Bei einem vor vielen Jahren in Genua verhandelten Prozeß mußte Mitleid aufgeführt werden, um die Angeklagte vor der Mißhandlung der Menge zu schützen.

Aber heißt das nicht mit anderen Worten: wo die Tierquälerei am schlimmsten ist, da ist ihre soziale Bedeutung am geringsten? Um diese Schlussfolgerung wird man wohl, rein theoretisch betrachtet, schwer herumkommen. Denn nur soweit die Handlungswelt gegen das Tier der gegen den Menschen physiologisch verwandt ist, kann sie einen sozialen Einfluß ausüben. Der Anblick von Leiden, zu denen mein Mitgefühl keinen Weg weiß, kann dieses Mitgefühl nicht abstumpfen; wenn wir im Tiere keine Lebensverwandtschaft, keine der menschlichen qualitativ gleiche Schmerzempfindung voraussetzen, so kann seine Mißhandlung keine Quelle der menschlichen Verrohung werden, so wenig, wie es etwa die Beziehungen der Menschen zur Pflanzenwelt sind. Aber das gilt nur unter einer Voraussetzung, die im praktischen Leben nie erfüllt sein kann: unter der der völligen Homogenität der Bevölkerung in einer Bevölkerung. Wenn eine Menschengruppe existierte, die jeden Mitgefühls und folglich auch jeder sich darauf aufbauenden Verpflichtung gegen die Tierwelt bar wäre, so könnten in ihr neben der inamsten Grausamkeit gegen das Tier und unbeflügelt von dieser die größte Wildheit und Sanftmütigkeit im menschlichen Verlebe bestehen. Spontan dürfte ein solcher Gesellschaftszustand nie entstehen können, da die geistlichste Ausdehnung des Sensibilitätsbereichs sich allmählich vollzogen hat und vollzieht, da auch diese Erschließung neuer Gebiete ihre Stadtpfänder und ihre Nachzügler gehabt haben muß. Künstlich kann man etwas Ähnliches in vielen italienischen Familien sehen, wo sich unter dem Einfluß der katholischen Lehre, daß das Tier keine Seele habe, eine künstliche Verdrängung des Mitempfindens für dasselbe gebildet hat. In größeren Gruppen der heutigen Gesellschaft ist aber dies willkürliche Unterbinden einer Empfindungssphäre auf die Dauer unmöglich. Heute hat die Erkenntnis dem Mitgefühl und der ethischen Verpflichtung gegen das Tier ein Feld geöffnet, unabhängig von irgend welcher bewußten Absicht, das ihr ohne Veränderung unseres Erkenntnisstandes absolut nicht weiter geschlossen werden kann. In einem größeren oder geringeren Bruchteil der Gesellschaft finden wir heute Mitleid mit dem Tier und ein darauf basierendes Gefühl der ethischen Verpflichtung gegen dasselbe, das teils von selbst aus den neuen Erkenntniselementen sich gebildet hat, teils erzogen ist. Wo es aber besteht, ist es ungetrennt mit der Gesamtheit der sozialen Gefühle verbunden und seiner Abstumpfung entspricht eine Abstumpfung der humanitären Gefühle im allgemeinen. Und so bildet denn die Brutalität gegen das Tier einen sittlichen Infektionsherd, einen beständigen Quell der Verrohung, und von jetzt an rächt sich das gequälte Geschöpf an Menschen. Jahrhunderte lang war der Mensch immun gegen diese Ansteckung, heute sind das nicht mehr. Wie der beständige Anblick der Robei gegen Menschen notwendig verrobt, so auch der der Robei gegen das Tier, und hier ist die Robei, die nicht weiß, was sie thut, der bewußten und raffinierten Grausamkeit gleich zu sehen, wie in einem Kulturstaate die Handlung eines mit andern ethischen Maßstäbe zu messenden Wilden in ihrer sozialen Wirkung als Beispiel der des Verbrechens gleichkommt. — Auf einer gegebenen Stufe intellektuell sittlicher Entwicklung gewinnt so die Frage des Tierschutzes soziale Bedeutung.

Hier liegt nun ein Einwand sehr nahe. Geseht, der angeedeutete Gedankenengang wäre richtig, so würden wir vor dem Paradoxon, daß eine Hebung der Geseitigung eine soziale Gefahr einschloffe, eine Ausdehnung der Humanität Quelle der Verrohung würde, und man braucht nur dieser Ausdehnung Einhalt zu thun, um der Frage des Tierschutzes jede Beziehung auf das Gesellschaftsleben zu nehmen. Nun, so absurd das auch scheint, so läme darin

doch nur ein allgemeines Gefühl zum Ausdruck, wonach die Daseinsbedingungen des höher organisierten Geschlechtes komplizierter sind, als die des niederen und die Chancen seines Unterganges im Verhältnis zu seiner Vervollkommnung wachsen. Der Ausdehnung der Betätigungssphäre unseres Geistes können wir ebenjoniemig willkürliche Grenzen setzen, wie wir je das organisch Zusammengehegte aus das Einfache zurückzuführen vermögen. Soweit die Erweiterung des Bereichs unseres Mitempfindens als unmittelbare Ursache die moralische Erziehung hat, kann man allerdings auf sie einwirken — eine Mutter könnte z. B. sagen: ich will nicht, daß in meinem Kinde das Mitgefühl für die Tiere gewedt werde, um es nicht den häufigen seelischen Verletzungen auszuweisen, die unermüdlich sich — und könnte dementsprechend alles aus der sittlichen Erziehung verbannen, was geeignet ist, dem Kinde den Weg zum Mitempfinden mit dem Tiere zu bahnen. Sie kann aber nicht verhindern, daß die elementare Vererbung über Physiologie und Anatomie das von ihr Vermittelte nachholt, falls die Eigenschaften des Kindes es überhaupt humanitären Gefühlen zugänglich machen. Wenn unser Mitleid heute über die Art hinausgeht, so ist das eine notwendige Folge unserer Erkenntnis, mit der wir uns abfinden müssen. Man kann heute nicht mehr lehren, daß der Mensch ein und Zweck der Welt sei, daß der liebe Gott die Tiere geschaffen habe, damit wir uns nach Herzenslust satt essen, klieben, schmüden und es uns auf der Erde bequem machen können. Die Wissenschaft hat uns ein Band zwischen dem Menschen und den niederen Geschöpfen erkennen lassen, das unsere gemüthliche und sittliche Stellung zu ihnen notwendig ändert. Sie macht den Grausamen nicht milde, aber öffnet dem Gedankenlosen die Augen, sie läßt nicht Erbarmen, sondern die Erkenntnis, aus der das Erbarmen wachsen kann. Und wo sie so nicht dem Erbarmen, nur einer klaren, bewußten Grausamkeit den Boden bereitet, da brüdt sie dieser auch den Stempel einer gesellschaftlichen Gefahr auf. Auf einer gegebenen Entwicklungsstufe stellen die Akte der Robei gegen die Tiere Herde moralischer Krankheit dar, an deren Beschränkung und schließlicher Ausrottung jede zivilisierte Gesellschaft ein vitales Interesse hat. Je mehr die Waffe teil hat an dem Erkenntnischarakter der Menschheit, um so mehr wird diese Grausamkeit von selbst verschwinden. Die strenge Abndung der überlebenden Robei würde ihre gesellschaftliche Sanktion in der sozialen Bedeutung des Tierschutzes finden, im gleichen Verhältnis mit der sensiblen Assimilationsfähigkeit der Menschen wächst.

Streitsichter.

Frau oder Fräulein? Ueber die gesellschaftliche Achtung der unverheirateten Mutter ist oft gellagt worden, aber über das bloße Mitleid mit der oft unschuldig Schuldbeladene worden und ihrem stets völlig schuldlosen Kind und über eine allgemeine Verurteilung der „pharisäischen Gesellschaftsmoral“ kam man meist nicht hinaus. Nun wird aus Frauenkreisen, zunächst in der Schweiz, einmal ein erster Vorstoß unternommen, um die rechtliche Stellung dieser Unglücklichen zu verbessern.

Frau Professor Dr. Mählberg-Sutermeister in Aarau will eine Massenpetition an den schweizerischen Bundesrat veranlassen, wodurch folgender Grundsat in unsere Rechtsordnung eingeführt werden soll: „Jede Mutter eines außerehelich geborenen Kindes, die dasselbe erziehen will, ist berechtigt, zum Zwecke der Durchführung dieser Aufgabe und im Interesse des Kindes und seiner allfälligen Nachkommen ihrem Namen den Titel „Frau“ vorzusetzen.“

Diese Masseneingabe, die namentlich von Frauen unterschrieben werden soll, wird nach Oetern dem Bundesrat übermittelt werden. Aus den Motiven zu dieser Reform sei hervorgehoben: „Diese Titeländerung ist geeignet, Mutter und Kind in den Augen der Menge weniger ausfällig erscheinen zu lassen. Sie erspart dem heranwachsenden außerehelichen Kinde die Frage: Wie kommt es, daß meine Mutter im Gegensatz zu fast allen übrigen Müttern, als Fräulein oder Jungfrau angeredet wird? Sie giebt der Mutter im Verkehr eine ähnliche Stellung, wie die einer geschiedenen oder verwitweten Frau. Der französische Sprachgebrauch ist da dem deutschen entschieden vorzuziehen, indem die allgemeine Anrede „Madame“ den verheirateten und den ledigen Damen zukommt und eheliche wie außereheliche Mütter gleich behandelt werden. Für das „Fräulein“ oder die „Jungfrau“, die selber die Erziehung ihres Kindes leitet und ihrer Mutterpflicht genügt und die sicherlich eher unsere Sympathien verdient, als jene, welche ihr Kind dem Findelhaus übergiebt oder seine Erziehung verweigert, bedeutet die äußerliche Anrede als Fräulein in vielen Fällen eine sehr fühlbare Entwertung des Kampfes ums Dasein. Die Neuerung kann eventuell durch eine Verfügung des Bundesrats, als der obersten Aufsichtsbehörde über alle Civilstandsämter, in sämtliche Register eingeführt werden.“

Es ist nicht zu verkennen, daß namentlich nach der pädagogischen Seite der Vorschlag sehr viel Verführerisches hat; bleibt doch auch dem Erzieher, der aufmerksamen Kindern gelegentlich das Böhmanen einer unverheirateten Mutter zu erklären hat, keine andere Wahl, als zu der Fiktion einer auf kurze Zeit geschlossen, aber bald wieder aufgelösten Ehe zu greifen. Auch der Einwand, daß mit einer solchen teilweise erfolgenden Aufhebung der gesellschaftlichen Achtung eine indirekte Förderung der Sittenlosigkeit einträte, darf wohl mit der Erwägung bei Seite gelassen werden, daß eine solche Schutzwehr nur in sehr seltenen Fällen stark genug ist, den „Fall“ zu verhindern. Nicht außer Acht zu lassen ist jedoch die Rücksicht, die von der sozialen Gemeinschaft auf den Ehrentitel der Frau als mater familias genommen werden muß. Die außerordentlich hohe Bedeutung der Ehe für das ganze sittliche Gemeinschaftsleben würde sicherlich, und zwar nicht nur für die Frau, sondern ganz ebenso für den Ehemann, bei dem in der Bezeichnung Mann oder Herr jetzt ein Unterschied zwischen Verheirateten und Unverheirateten nicht mehr gemacht wird, die Verleihung eines Ehrennamens für diejenigen rechtfertigen, die ihrer sozialen Pflicht in der Ehe-schließung nachgekommen sind. Ob indeß die Wiederbelebung von Anreden wie Jungfrau und Jungfrau möglich ist? Ob nicht vielmehr überall die Sitte die Titulatur macht, die Titulatur aber nicht die Sitte reformieren kann?

Unter dem Zeichen der „Realpolitik“. Der Wiesener Anzeiger, das Kreisblatt des Kreises Gießen, bringt am 9. März 1901 betreffs des reichlichen Besuchs unserer Darmstädter Hochschule von Seiten der Polen, Rumänen u. s. folgenden charakteristischen Erguß:

„Es ist richtig, daß unsere Universitäten und Hochschulen den Ausländern gegenüber eine Liberalität zeigen, die nicht unbedenklich ist. Zudem ist den Angehörigen fremder Nationen Gelegenheit geben, sich deutsche Kultur und deutsches Wissen anzueignen, nützlich dadurch für alle, wenn im Ausland eine immer härtere Konkurrenz auf allen Gebieten der abstrakten und konkreten Wissenschaften, die für uns natürlich nicht von Vorteil sein kann. Das gilt namentlich von den Gebieten der Volkswirtschaft, Landwirtschaft und des Ingenieurwesens.“

Es war in Darmstadt allerdings (sob in maßgebenden Kreisen?) schon davon die Rede, die Unterrichtsgebühren für Landfremde zu erhöhen, da bei deren Zudrang dem Staat übermäßige Lasten aufgebürdet würden. Aber eine solche Erhöhung aus Konkurrenzrücksichten zu befür-

worten, das ist doch hoffentlich eine Spezialität des Wiesener Moniteurs. — In der Nähe von Gießen liegt Großlinden, ein Dorf, dessen Einwohner seinerseits die Konkurrenz der Eisenbahn ablehnen, d. h. sich eine Bahnstation verbat, damit die Frachtfahrleute bei ihnen einkehren müßten. Diese sozialpolitische Weisheit scheint jetzt, nach 60 Jahren, auf den Redakteur des maßgebenden Wiesener Blattes übergetreten zu sein. Daß die Hebung unserer Nachbarn auch rückwärtend uns hebt, ist ihm verborgen. — Wie solche Gesinnung ideell bezw. moralisch zu beurteilen ist, darüber bedarf es natürlich keines Wortes. J. St.

Ulus der ethischen Bewegung.

Lebensfragen der modernen Kultur. 7)

Vortragsgespräch von Dr. F. B. Foerster.

Am zweiten Abend legte sich der Redner mit Nietzsche und seiner Herran-moral auseinander. Er führte etwa folgendes aus: In unserem Zeitalter der Wohlstandes, des Arbeiterkampfes und der Demokratie leiten seit einiger Zeit lebhaftest Angriffe gegen das Nihilgefühl laut geworden. Einmal haben eine Reihe angelegener Biologen, unter ihnen Spencer und Häckel, darauf hingewiesen, daß dieses Nihilgefühl dem großen Reizungsprozess der Natur in den Arm fallen würde, welchen die Nihilisten und Selbsthätigkeit an dem Dasein ausgeübt würden. Durch die allzu große Fürsorge für den Schwachen werde der Starke an der Entfaltung seiner Lebenskraft gehemmt und damit überhaupt die höchste Energie-Entfaltung der Rasse lahmgelegt. Nietzsche hat sich dann diese Argumente zu eigen gemacht und ist von einer neuen Kultur-entstehung aus noch ergänzt und verklärt. Die Verwirklichung des Nihilgefühls müsse nach Nietzsche einer Revolution unterzogen werden, denn dieses Nihilgefühl mit seiner Gleichheitsforderung unterleitet die Kultur, indem es den Reichen und Mittelständlichen einen übermäßigen Einfluß auf die Lebensgestaltung der Dornenkolonien einräumt und damit die Kultur ihrer höchsten Taten beraube. In diesem Sinne ist ihm das Werturteil der „Erfassungsauffand in der Moral.“ In den biologischen Argumenten gegenüber ist zunächst zu bemerken, daß zweifellos das Ausleitungsprinzip in der menschlichen Gesellschaft mehr und mehr durch das Solidaritätsprinzip verdrängt werde, aber die Biologen sehen nicht, daß die Verwirklichung ihres Daseinsstamps durch soziale Energie führt und daß darum auswendiggestellt das Nihilgefühl gerade vom biologischen Standpunkte aus die höchste Bedeutung hat, weil es die Hauptquelle dieses sozialen Zusammenhaltens, der Gegenseitigkeit und Hilfe ist. Die Fügung des Nihilgefühls ist nicht etwa bloß eine Schwärze des „Erfassens“ gegenüber den Starren, sondern sie paßt auch den Starren an den psychisch menschlichen Daseinsstempel an, indem sie ihm diejenigen Eigenschaften „anzuhält“, ohne die er sich die Wirkung seiner Willensformen nicht dauernd sichern kann. Die roten den Schwachen deshalb nicht aus, weil gerade physisch schwache Kulturen der Kultur oft genug den größten Zuwachs seiner geistlich-moralischen Energie geben, welche die höchste Leistungsfähigkeit unserer Welt begründet. Nietzsche sieht nicht, daß sein rücksichtsloser Uebermensch eine lebensfeindliche Abstraktion ist. Denn gerade der große und tiefe Mensch erlebt jede Beziehung zu seinem Willensmenschen tiefer als der oberflächliche und kann deshalb auch nicht so brutal über ihr Dasein hinwegschreiten, wie der letztere. Das Nihilgefühl ist der Ausdruck gerade einer radikalsten Persönlichkeit und die wahre Bornehmtheit ist so unentbehrlich mit derartigen Fürsorge für fremdes Leben verbunden, daß das Wort „Nihilistischer“ im Sprachgebrauch je sogar identisch ist mit der schließenden Rücksicht auf die Schwachen. —

In dem dritten Vortrage sprach Dr. Foerster über das Thema „Die Arbeiterfrage und der Staat in Europa“. Nebenher ging aus vom Auslands Angriff gegen das Reichsministerial und zeigte, wie trotz aller Schmeicheleien Übergänge gerade die großindustrielle Technik zur Emanzipation des Arbeiters dränge, da eben die wachsende Verbesserung der Maschinen aus immer höherer Ansprüche an die geistige Entwidlung des für beaufschlagenden Arbeiters stelle. Ebenfalls verstand gerade auch die wachsende Arbeitstellung eine höhere sittliche Beziehung zwischen allen Arbeitenden, weil nur durch solche geistig höchsten Mächte die Arbeitergemeinschaft hergestellt werden könne, die hoch das letzte Ziel der Arbeitstellung sei. Daran könne aber auch die Arbeitstellung, die gemäß für die Kultur unentbehrlich sei, auf die Dauer nicht mehr durch Zwang und Not, sondern ebenfalls nur durch freie Entschlossenheit gefördert werden, d. h. die einfachere Arbeitstellung müsse durch je hohe Äquivalente

*) Bzgl. Nr. 12.

an Würde und Lebenshöflichkeit sojuzalen geleitet werden, daß Menschenwürde und Kulturboden mit ihr vereinbart werde, was heute höchst selten der Fall ist. In dieser Richtung liegt auch die Lösung der Elternknotenfrage. Die weiblichen Arbeitskräfte ziehen deshalb nur so oft die Fabrikarbeit dem häuslichen Dienste vor, weil sie schmerz Enlignung der persönlichen Vebienung ein zu geringes Äquivalent an Würde, an Intelligenz und vornehmer Behandlung erhalten. Ob wir nicht alle in der Art, wie wir Dienste annehmen und fordern, ganz und gar umlernen und uns innerlich dem veränderten Erlebensstande der arbeitenden Massen anpassen — aber auch auch der Wägung der Arbeitskräfte von den betreffenden Gebieten nicht aufhören. Diese innere Umwandlung in den oberen Klassen hält Redner überhaupt für eine fundamentale Verbindung für die Lösung des sozialen Problems, das durch den bloßen äußeren Mechanismus politischer und sozialer Technik nicht gelöst werden könne. Ein innerer Vertiefung, brauche aber auch die Arbeiterbewegung selber, auch hier müsse das bloße Klassenbewußtsein zum sozialen Ethos erweitert werden; der Gedanke der Solidarität müsse in allen Konsequenzen ausgelebt und ausgedehnt werden — dazu eben müsse eine über der Einseitigkeit des Kampfes stehende soziale Ethik die Führung geben.

Der vierte Vortrag behandelte ausschließlich die modernen Emanzipationsbestrebungen der Frauen. Der Redner suchte zunächst das Wesen der Emanzipation zu klären. Das Individuum zerbröche alle Lebensformen und löse sich von der Tradition, nicht um der Gemeinwohl zu erlöschen, sondern um auf Grund reinerer Lebenskenntnis dieser mit ihr zu verhandeln, demüthet ihren Gesetzen zu dienen. So will Lebens Rosta sich erst selbst ergeben, um der Erziehung ihrer Kinder nachzukommen zu sein. Die ganze geistige und soziale Befreiung der Frau könne nur den Zweck haben, sie reicher für ihre Lebenspflichten auszurüsten. Die höchste Schwärmung der Mütterlichkeit könne nur erreicht werden, wenn die bloße geistige Mütterlichkeit sich erweitert zu einer Fürsorge, die auf breiter Kenntnis der wirklichen Welt ruhe. Wie könne eine Frau ihre Kinder für die Welt erziehen, wenn ihr diese Welt nicht kennt? Emanzipation heiße nicht Nachahmung der Männer, sondern es heiße gerade, daß die Frau ganz zu sich selbst komme, an das Reich ihrer tiefsten Intuition glauben lerne, halt ihr eigenes Denken nur nach Männeranschaungen zu leiten. Die Kultur rufe dringend nach der Mitwirkung der befreiten Frauenkraft, denn das lehrreiche Mißgelingen der Frau werde immer unentbehrlicher für die oermorzten Probleme unserer Zeit, die viel mehr Probleme der Menschenbehandlung, als Probleme der politischen Technik seien. Man könne ja sehen, daß diese bloße politische Revolution immer bewußter unzureichend werde, weil ihre Intuition jenseits weltlichsterer Mißgelingen liege. Die Frauen müßten aber auch in der ganzen Art ihrer Selbstbeziehung zeigen, daß sie wirklich eine neue Kulturkraft in die Welt bringen wollen; das Erziehen an Stelle des Verurtheilens und Niedererschlagens, und so müßten sie im Denken und im größten Theile den Gegensatz des Alten und Neuen durch Liebe und Ueberrudung, aber nicht durch Schellen und rücksichtsloses Zerbrechen aufzulösen trachten.

Bücherchau.

Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausg. v. Carl Sängner. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag.

Unter dem vorstehenden Titel erscheint vom 1. April ab eine neue Zeitschrift, auf welche wir auch die Aufmerksamkeit des Lesers freies der G. S. nachdrücklich hinweisen möchten. Der Herausgeber, Landtagsabg. Sängner, ist Mitglied des Hauptvorstandes der D. G. G. S. und derzeitiger Vorkämpfer der Abteilung Frankfurt a. M., und auch unter den Mitarbeitern, die im ersten, und vorliegenden Heft namentlich gemacht werden findet man eine ganze Anzahl Mitarbeiter der G. S. wieder — erwähnt seien nur die Namen: Geh. Rath Prof. Höfner, Dr. Jankow, Dr. Blungh, Prof. Zobl, Dr. Kronenberg, Prof. Ebnies, Prof. Rupp u. a. Und wenn nicht diese Namen schon genügend Bürgschaft geben, daß es sich um ein neues Organ für die Unterstützung ethischer Bestrebungen handelt, so würde gleich das erste Heft es deutlich genug bezeugen. Das auch äußerlich hübsch ausgestattete Heft enthält ein größeres Beiträge u. a. folgende Artikel: „Wandern und Hohen“ von Prof. Ebel (Götting), „Die schwarze Gelehrte“ von Prof. G. Lombroso (Turin), „Sozialpolitische Rundschau“ von Dr. Jankow (Charlottenburg), „Die Frau in

Burma“ von Dr. Arthur Blungh (Frankfurt), „Nielsen und Jahn“ von Prof. D. Dornau (Karlsruhe), „Ein Jugend Sprüchlein“ von Karl Handl (Wien). In dem Einführungsartikel heißt es u. a.: „Wir wollen den Fortschritt vermitteln durch Förderung der Gemeinnützigkeit, durch Kräftigung des sittlichen Willens, durch Bekämpfung und Erhebung des Schicksals der Menschenwürde. Um diesen Aufgaben wirksam zu dienen, dazu halten wir eine offene Ausrufung aller, die mit unseren Zielen einverstanden sind, für die erste Bedingung, und darum haben wir uns entschlossen, dem freien Worte eine dauernde Stätte zu gründen.“

Jeder Freund unserer gemeinsamen ethischen Bestrebungen wird lebhaft wünschen, daß die neue Zeitschrift einen möglichst ausgebreiteten Wirkungsbereich und das freie Wort die möglichst weiteste auch eine gute Stütze finde.

Abraham Reay's Philosophie der Form. 80 Seiten 60. Berlin, Verlag von G. Gering 1901. Preis 2,40 M. Abraham Reay's Philosophie! — Ein eigenartiges Erzeugnis eines mathematischen Veranlagten Geistes, ein Kompendium von, ich möchte sagen, „Aporismen“ aus dem Gebiet der Psychophysik, Erkenntnistheorie, Ethik, Rechtslehre u. s. w., u. s. w. Nicht nach meinem Belchamad und Sinn! — Es haben mich die Darlegungen über die beiden „Sätze“, erlöset: „Ziel ist ein höchstes Erleben des Willigen“ und „welches“ „Denken ist Vergegenständlichung“, die Fundamentalfolge dieser „Philosophie“, auch keineswegs überzeugt. — Der Hauptfehler der Erörterung aber dürfte sein, daß in ihr zu viel zu kurz zusammengefaßt ist: was für ernst denkende Köpfe meist nicht nur eine innerliche Arbeit von Jahren bedauert, sondern auch nur in einer Reihe von Schriften erörtert zu werden vermag, das ist für Abraham Reay gleichsam nur ein Augenblick. —

Doch es ist vielleicht in der vorliegenden Erörterung nur eine Art Programmarbeit beachtlich gewesen? — Dann dürfte freilich — für ein philosophisches Wert — der obige Titel erst recht zu bedauern, um nicht zu sagen reklamistisch gemißt worden sein. — Über sollte hier so — Reiche als Vorbild gemißt haben?

Auf alle Fälle hätte bei der Anknüpfung der Darstellung — die „sprachphilosophischen“ Bemerkungen darüber von seilen des Verfassers sind übrigens nicht uninteressant — eine Vorrede dieser „Philosophie der Form“ sehr gut gekonnt, um angedeutet der Wichtigkeit ihres Inhalts, namentlich im ersten Teil, den Leser besser fähigung mit dem Autor geminnen zu lassen.

Bedeutig ist „Wirkliche“ seiner Philosophie und auch sonst mancher Verfasser in den Bahnen Epinosos, hinsichtlich des erkenntnistheoretischen Standpunktes hat er Verletzungen zu Schopenhauer-Kant (transzendentaler Idealismus).

Zur Skizzen der Gedanken sei noch das kurze Inhaltsverzeichnis, welches sich am Ende des Büchleins findet, hier abgedruckt:

- Der erste Satz.
- Der zweite Satz.
- Ueber den Satz „a = o.“
- Ben Gott.
- Ergebnis von Gott.
- Die Ästhetik.
- Unser Leben.
- Der gnadenreiche Weg.
- Denkreife auf den Tod.

Ob diese Art, zu philosophieren den Verfasser vollständig machen wird? — Wir begreifen es. — Aber das hat er auch vielleicht gar nicht zu werden beabsichtigt. Krügermeyer.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

- Phylosophisches Skizzenbuch. Von Willy Schlüter. Berlin 1901. Verlag von Hermann Walther.
- Das Märchen vom Glück. Schauspiel in vier Akten von Adele Oberholzer. Dresden und Leipzig 1900. E. Pierson's Verlag.
- Mein Schatz für die Rechtspflege. Legislative Betrachtungen über einmalige Projekte aus der letzten Zeit von Dr. Ludwig Glatau, Rechtsanwalter in Berlin. Berlin 1901. Dr. John Edelheim, Verlag.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

von Karl Sängner bei, worauf wir unsere Leser besonders auf

merken machen. **Das freie Wort**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Pöngig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bierer in Berlin W. 66. Wilhelmstr. 47. — Druck: A. E. Bruß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Verlag:
 von Hermann
 Voigtlander, 130 St.
 des alten bei allen
 Buchhandlungen
 und Buchbinderen,
 Hof-Strassstrasse
 Nr. 130.

Verlag:
 Die Verlagsgesellschaft
 M. Voigtlander & Co. K.
 130 St. des alten bei
 allen Buchhandlungen
 und Buchbinderen,
 Hof-Strassstrasse
 Nr. 130.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Sizzo.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soreffer herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.	Berlin, den 6. April 1901.	Nr. 14.
→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←		

Inhalt:

Carnegies Schenkung. Von Sandht. — Vertheil und Erbit.
 Apthorismen von Dr. A. Weiss. — Wodmals die Frage der geistlichen
 Orden. Von Dr. Arthur Pungst (Frankfurt a. M.). — Streiflichter:
 Die Camarilla. — Dingung oder Kauf? Mensch oder Ware? — Aus
 der ethischen Bewegung: Lebensfragen der modernen Kultur. Zweig
 Darmstadt. — Bücherchau. — Sprechsaal.

Carnegies Schenkung.

Von Sandht.

Aus New-York kommt die Mitteilung, daß Andrew Carnegie sich erboten hat, der Verwaltung von Groß-New-York 5 200 000 Dollars zur Errichtung von öffentlichen Bibliotheken zu schenken, wenn sie 65 Baustellen für solche beschafft und sich verpflichtet, für die Unterhaltung der Bibliotheken 500 000 Dollars jährlich zu verwenden. Desgleichen hat der genannte Industrielle der Stadt St. Louis (Missouri) eine Million Dollars zur Gründung einer Bibliothek angeboten, wenn sich die Stadt bereit erklärt, 150 000 Dollars jährlich für deren Unterhaltung zu bewilligen.

Bekanntlich hat Carnegie stets die Ansicht vertreten, daß der Reichtum der einzelnen Bürger keine bessere Verwendung finden könne, als für die Errichtung von öffentlichen Bibliotheken und Lesehallen, und man konnte demnach erwarten, daß er noch größere Zuwendungen für dergleichen Anstalten machen würde. Dennoch wird die Höhe der Summe überall großes Aufsehen erregen und nicht am wenigsten in Deutschland, wo größere Stiftungen für Bildungszwecke leider nur selten gemacht werden.

Diese Zeitchrift, welche von Anfang an für die Errichtung von öffentlichen Lesehallen und Freibibliotheken eingetreten ist, und die es auch freudig begrüßen durfte, daß die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“ die ersten Lesehallen in Deutschland errichtet hat, würde eine unverzüglichige Unterlassung begeben, wenn sie nicht bei dieser Anlasse erneut darauf hinwies, wie sehr wir auf dem Gebiete der Volksbildung hinter den Vereinigten Staaten zurückbleiben. Von einzelnen Kommunen, wie Berlin, Frankfurt a. M., Freiburg, Hamburg und den Zuwendungen einiger weniger Bürger abgesehen, ist es in Deutschland bis jetzt nicht möglich gewesen, größere Summen für öffentliche Lesehallen und Freibibliotheken flüssig zu machen, und die Frage liegt nahe, wie sich diese traurige Thatsache erklärt.

Unseres Erachtens liegt die Hauptschuld in dem Mangel an Interesse und Wohlwollen, unter welchem unsere oberen Klassen in Bezug auf Bildungsfragen leiden. In der Furcht, daß sie ihre bevorzugte Position verlieren könnten,

wenn „das Volk“ zu viel lernte, suchen sie die Volksschulen möglichst auf niederem Niveau zu halten und gleichzeitig die Macht der Kirchen zu stärken. Daher ist für Kirchenbauten stets Hülle und Fülle vorhanden, während am Volksschullehrer gepart wird. Wenn nun auch kein rechtlich denkender Mensch ansetzen wird, diesen Gebantengang unserer herrschenden Klassen als einen verwerflichen zu bezeichnen, wäre es aber doch immerhin denkbar, daß der Erfolg ihnen Recht gäbe, und daß es ihnen unermüdblichen Bestrebungen wirklich gelingen könnte, das Bildungsverlangen des Volkes allmählich zu unterdrücken, um es in eine leicht zu bemeisternde Heerde umzuwandeln. Wenn wir die Frage aufwerfen: was giebt uns Hoffnung, daß alle Versuche scheitern werden, welche in Deutschland darauf gerichtet sind, das Volk in seiner Dummheit zu erhalten, — dann ist es nicht zum wenigsten der Umstand, daß die Vereinigten Staaten von America durch ihre gigantischen Aufwendungen für Bildungszwecke auch wirtschaftlich zu einem solchen Uebergewicht kommen werden, welches Deutschland zwingen wird, schleunigst das nachzuholen, was es in unbegreiflicher Verblendung seit Jahren versäumt. Es ist das charakteristische Merkmal unserer Zeit, daß sich jeder Bildungsfortschritt in rascher Folge in wirtschaftliche Macht umsetzt und wirtschaftliche Macht wieder in militärische und politische. Das hat keine Nation besser begriffen, als die Vereinigten Staaten, deren erleuchtete Bürger klar erkennen, daß heutzutage der wahre Patriotismus darin besteht, daß man seine Volksgenossen auf eine möglichst hohe Stufe des Wissens und Könnens hebt. Millionen von Analphabeten können heutzutage kein Volk mehr groß machen. Immer mehr tritt die Thatsache in die Erscheinung, daß derjenige Staat bei dem Klingen um den Weltmarkt Sieger bleiben wird, der am meisten sittlich und geistig hochgebildete Bürger besitzt. Der Satz, daß ein Land wert ist, was seine Bewohner wert sind, ist niemals mehr wahr gewesen, wie heute. Wenn es den Vereinigten Staaten gelingt, durch öffentliche Bibliotheken und Lesehallen den größten Teil ihrer Bewohner auf ein höheres geistiges Niveau zu heben, als in den europäischen Ländern erreicht wird, dann wird es verhältnismäßig kurz Zeit dauern, bis die europäischen Staaten in wirtschaftliche und — daran anschließend — in politische Abhängigkeit von ihnen kommen werden. Deutschland speziell hat in früheren Zeiten, indem es seine tüchtigsten und unabhängigen Geister durch reaktionäre Maßregeln auf politischen und religiösem Gebiete über den Ocean getrieben hat, schon solch' ungeheure Fehler begangen, daß es wahrlich heute Alles thun müßte, um diese verfallen zu machen. Wenn wir auf die Dauer dem ameri-

lanischer Ansturm auf den verschiedenartigsten Gebieten menschlicher Thätigkeit widerstehen wollen, dann muß sich unser öffentliches Leben vor allem mit ganz neuem Geiste erfüllen. Alle Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, das Volk durch Förderung des kirchlichen Lebens in geistige Bande zu schlagen, müssen endlich aufhören. Unsere Regierungen müssen klar und deutlich erkennen lassen, daß sie mit Energie darauf ausgeben, das Bildungs-Niveau des Volkes zu heben. Unsere Reichen müssen sich endlich ihrer Pflichten bewußt werden, und, ähnlich wie es die amerikanischen Millionäre thun, große Summen für Bildungszwecke zur Verfügung stellen. Akademien für freie Weltanschauung müssen begründet, tüchtigen Schülern muß die Möglichkeit gewährt werden, sich auszubilden, Fachschulen müssen unterstützt, freie Veschallen überall errichtet werden. Bürger, die dafür Summen zur Verfügung stellen, sind echte Patrioten, aber nicht solche, die nur für sirtliche Zwecke in die Tasche greifen, in der Hoffnung, einen Orden oder gar den Titel eines Kommissions- bzw. Kommerzienrats zu erlangen!

Wenn Carnegies Schenkung unsere herrschenden Klassen dazu bringt, daß sie Entsch. halten, wird Vieles besser werden in Deutschland! Die Bildungsanstalten, welche die Vereinigten Staaten ihren weitblühenden Bürgern verdanken, üben bereits heute eine ungeheure Wirkung aus. Oder ist es etwa Zufall, daß die amerikanische Maschinen-Industrie bereits anfängt, die deutsche zu überflügeln? Ist es Zufall, daß in Amerika unaufhörlich die wichtigsten Erfindungen gemacht werden? Wer wird es nicht für wahrscheinlich halten, daß Vahnbrecher des 20. Jahrhunderts einmal bekennen werden, die ersten Anregungen in einer Carnegie'schen Veschalle empfangen zu haben — ebenso wie früher Carnegie erklärt hat, seinerseits Nutzen aus der öffentlichen Bibliothek seiner Heimat gezogen zu haben?

Unsere regierenden Kreise laden eine ungeheure Verantwortung auf sich, wenn sie weiterhin betreibt bleiben, lediglich kirchliche Zwecke zu fördern, statt Aufklärung und Volksbildung mit höchster Anspannung aller Kräfte zu verbreiten. Charakteristisch ist, daß die Vereinigten Staaten sofort den staatlichen Religions-Unterricht abgeschafft haben, als sie Kuba unter ihre Verwaltung nahmen. Wenn das Deutsche Reich eine Insel erwerben würde, wäre es sicher, daß dort staatlicher Religions-Unterricht eingeführt würde! Dem Kenner der historischen Entwicklung wird es nicht unklar sein, in welcher Methode die größte Entwicklungs-Möglichkeit für ein Volk liegt! — An jeden Patrioten ergeht die Mahnung, den hier erörterten Fragen seine höchste Aufmerksamkeit zuzuwenden, von ihrer Lösung, und nicht von Kanonen und gepanzerten Kreuzern, wird Deutschlands Zukunft abhängen, und — alle Schuld rächt sich auf Erden.

Aesthetik und Ethik.

Abhandlungen von Dr. V. Weis.

Aesthetik und Ethik sind die beiden wichtigsten Seiten der menschlichen Kultur; aber sie stehen in einem grundlegenden Gegensatz zu einander. Dieser Gegensatz erscheint in erster Linie als der von Jugend und Alter.

Die Höhepunkte der Kunst liegen in Jugendepochen der Menschheit, wie das besonders deutlich die Renaissance zeigt; die Höhepunkte der Moral in Altersepochen: So ist das Aufkommen der jüdisch-christlichen Sittenehre bedingt durch die Altersschwäche der antiken Kultur.

Die Sinne überwiegen über den Verstand und die Sinnlichkeit über die Vernunft in der Jugend und beim

Aesthetiker; Verstand und Vernunft überwiegen über Sinne und Sinnlichkeit im Alter und beim Ethiker.

Sagt der Ethiker: Kunst ist Spiel und der Künstler ein Kind, häufig genug ein unartiges und zügelloses, so schilt ihn der Aesthetiker einen bedächtigsten Greis.

Liebe und Haß strömen bei dem Aesthetiker gleich jugendlich heißer Lava dahin und alterstarr erscheinen ihm die Friedenssehnsüchtigen und das geordnete Liebesleben des Ethikers. Er ist stolz auf seine Jugendkraft und verachtet den Vorwurf der Unmoral; Tugend ist für ihn Impotenz oder Altersschwäche. „Mäßigkeit macht leisch“, so sagt er, „und Schwäche friedfertig“.

Wahre Kunst ist bedingt durch Leidenschaft; insbesondere ist Leidenschaft die wichtigste Bedingung für den Dichter und zugleich der Inhalt seiner ergreifendsten Werke. Wahre Moral aber bedarf der Leidenschaftlosigkeit.

Der Aesthetiker verhält sich zum Ethiker, wie ein lyrisches Gedicht zu einem didaktischen Spruche; wie Naivetät zu Reflexion; wie Phantasie zu Vernunft.

Der Aesthetiker sucht das Schöne in beständig neuen Formen. Das Gute aber ist ewig gleich, und darum sucht der Ethiker vor allem das Erworbene zu erhalten. So ist jener revolutionär und dieser konservativ.

Der Aesthetiker erstrebt Freiheit des Individuums, auf die Gefahr hin, daß die Allgemeinheit dadurch zu Schaden komme; der Ethiker erstrebt Einordnung in die Gesamtheit, auf die Gefahr hin, daß das Individuum eingeschränkt werde.

Aesthetische und ethische Lebensauffassung stehen einander gegenüber wie Wollen und Sollen, Freiheit und Ordnung; im Extrem würde jene zur Anarchie, diese zur Panarchie führen. Das Ideal liegt in der geordneten Freiheit, wenn alles Sollen zum Wollen geworden ist.

Wehr als andere Menschen strebt der Künstler nach Uebermenschentum; und mehr als andere Menschen fleht er am Untermenschentum, je mehr er Naturwesen ist, je mehr in seiner Eigenart das unbewußte Triebleben überwiegt. Die Kultur aber will den Fortschritt vom Naturwesen zum Vernunftwesen und vom unbewußten Triebleben zur bewußten Selbstbeherrschung.

Aesthetiker und Ethiker stehen einander gegenüber als Tropenmenschen heißer Leidenschaft und Polarern kalten Verstandes. Wie ein bestimmter Grad von Abkühlung der Erdoberfläche das organische Leben erst möglich machte, so ermöglicht auch erst ein bestimmter Grad von Abkühlung der menschlichen Leidenschaften das sittliche Leben. In der gemäßigten Zone erreicht die Kultur ihren Gipfel.

Die rein ästhetische Lebensauffassung bewirkt durch ein Zuviel von Wärme und Bewegung leicht ein dem gasartigen Aggregationszustande entsprechendes Auseinanderstreben der Individuen; die rein ethische Lebensauffassung durch ein Zuwenig von Wärme und Bewegung leicht ein Erstarren der Allgemeinheit im festen Aggregationszustande. Das Ideal des mittleren, plastischen Aggregationszustandes, wie er alles organische Leben bedingt, wäre durch eine Vermischung jener beiden Lebensauffassungen gegeben, in einem mittleren Maße von Freiheit des Individuums und Ordnung der Allgemeinheit.

Durch Altern der Menschheit ist der Kulturfortschritt bedingt, und der Kulturfortschritt seinerseits beschleunigt wieder das Altern der Menschheit. „Jugend kennt keine Tugend“ — das gilt auch innerhalb der Menschheitsentwicklung.

Sich auszuleben jeder individuellen Beschaffenheit nach, mag von höchster Bedeutung für das Individuum sein; sich einzuleben in die Bedingungen des allgemeinen Wohles, ist von höchster Bedeutung für die Allgemeinheit. Und die Allgemeinheit steht über dem Individuum.

Kunst und Künstler glauben sich souverain und unverantwortlich. Aber „l'art pour l'art“ kann nur heißen, daß in Sachen der Schönheit Kunst und Künstler allein maßgebend sind und daß moralische oder unmoralische Wirkungen des Kunstwerkes hierbei nicht in Frage kommen. Doch das Maß aller Dinge, ob sie sein sollen oder nicht sein sollen, ist die Ethik, und sie beurteilt das Kunstwerk in Hinsicht darauf, ob es seinen unmittelbaren und mittelbaren Lußt- und Unlustfolgen nach im Hauptbuche der Menschheit als Aktivism oder Passivism einzutragen ist.

Nehmen wir an, ein Buch bereite erst seinem Schöpfer Freude und dann seinen Lesern; andererseits werde durch die Lektüre gerade dieses Buches ein junges Menschenpaar zu ungezügelter Liebesleidenschaft hingerissen, so daß auf süchtiges Glück lang andauernde Reue und zerstücktes Leben folgt. Dann können wir ruhig sagen, dies Buch wäre besser ungedruckt geblieben.

Das Sexualproblem ist überhaupt der Punkt, wo Ästhetik und Ethik am schroffsten auf einander stoßen; man denke nur an die Aufreizung der Sinnlichkeit durch Bildwerke und Maler und die Bekämpfung der Ehe durch Dichter und Schriftsteller. Freilich, wenn ein Buch oder ein Theaterstück Auswüchse der Ehe, wie die konventionelle Heirat zwischen zwei Geldsäcken, bekämpft, dann erscheint die Ästhetik als Bundesgenosse der Ethik, indem sie in erstarrte Formen frisch pulsierendes Leben gießt.

Auch sonst schöpft die Kultur antäusartig neue Kräfte, wenn von ihren beiden Flügeln der Flügel des Schönen immer wieder Urmutter Natur berührt; aber vorwärts und aufwärts wird sie mehr vom Flügel des Guten getragen.

Welche Summe von Kulturarbeit ist in unserer heutigen Ehe aufgespeichert, wenn sie in Liebe beginnt und in Freundschaft endet; der Konvenienzhege dagegen fehlt die Liebesperiode und der wilden Ehe die Freundschaftsperiode.

Ein ungebändigter Strom ist zur Zeit der Schneeschmelze wohl schöner, als ein zwischen Dämmen eingetriedeter; aber alle Ethik beruht im Aufstehen von Dämmen.

Der Künstler freilich ist Dämmen feindlich; ist er doch selbst ein Stück ungehehelter Natur.

Wir wollen den Pegasus nicht in die Deichsel gespannt sehen, aber wir wollen auch nicht, daß er rechts und links von der Straße löstliche Saaten zerstampfe.

Wohl ist Schönheit wertvoll, um Freuden zu mehren und Leiden zu mindern; aber ein Wertvolleres ist die Güte.

Ethik ist das tägliche Brot der Menschheit, Ästhetik die Butter darauf.

Schöner ist die unbegrenzte Waide, als das Pierec des Kartoffelackers, und der leuchtende Fliegenpilz als der graue Champignon; aber der Fortschritt der Menschheit geht dahin, immer mehr Waide in Kartoffelacker zu verwandeln und immer mehr Champignons an die Stelle der Fliegenpilze zu setzen.

In der Entwicklung der Menschheit stehen den Gewinnern der Ethik viele Verluste der Ästhetik gegenüber; das goldene Zeitalter der Ästhetik liegt in der Vergangenheit, das der Ethik in der Zukunft. Aber beständig muß die Ethik vorwärts schreiten, sei es im Pande mit der Ästhetik, sei es aber auch über die Ästhetik hinweg.

Wohmals die Frage der geistlichen Orden.

Eine Erwiderung.

Von Dr. Arthur Hsuugß (Juraist u. A.).

Obwohl Dr. Kronenberg bereits eine Reihe von Bemerkungen an den Aufsatz von Dr. Förster „Zur Frage

der geistlichen Orden“ geknüpft hat, möchte ich doch auch um Platz für einige ergänzende Ausführungen bitten.

Wenn Dr. Förster gegen Baldec-Moussau polemisiert, weil er wider die kirchlichen Kongregationen vorgeht, so bin ich der Meinung, daß unser verehrter Freund den Umstand nicht beachtet, daß das Gelübde des Gehorsams sowohl, wie die Verpflichtung, die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams seit Lebend zu halten, vom Standpunkt einer geläuterten Ethik als unbedingt ein unjütlich bezeichnet werden müssen. Selbstverständlich wird mir das Recht auf meine Persönlichkeit geraubt, wenn ich mich zu unbedingtem Gehorsam verpflichte, und dies noch Unbekannten gegenüber; denn der Ordensbruder weiß doch überhaupt nicht, wer sein Oberer sein wird, da die Obere wechseln. Es kommt ja im bürgerlichen Leben auch vor, daß wir uns von einer ethisch hoch stehenden Persönlichkeit in unserem Tun bestimmen lassen. Da geschieht es aber freiwillig, und wir können jederzeit diesem Verhältnis ein Ende machen. Das Mitglied eines Ordens weiß aber garnicht, wem es einmal Gehorsam zu leisten haben wird. Viellecht einem solchen Schurken, wie sie die Welt mit Entsetzen im Dreifuß-Prozeß kennen gelernt hat. Ich bitte Dr. Förster um Auskunft darüber, wie er sich zu dieser Frage stellt. — Das Gelübde des Gehorsams wird selbstverständlich dazu führen die Persönlichkeit zu vernichten bei dem, der unbedingtem Gehorsam zu leisten hat, weil er zu einem Ding, einem Werkzeug herabfällt. Der Obere kann ihm beispielsweise befehlen eine Gegenchrift gegen irgend ein Werk zu verfassen, und er muß den Befehl ausführen; hätte er ihm befohlen, eine lobende Schrift über das gleiche Werk zu schreiben — er hätte es ebenfalls thun müssen. Wir wissen, daß Hoensbroech auf Befehl seiner Oberen Dinge schriftstellerisch verteidigen mußte, die er bereits als verderblich erkannt hatte. Der Obere verübt über die Persönlichkeit des untergebenen Bruders, wie der Klavierpieler über sein Instrument. Und durch solche Versklavung soll ein Mensch „innerlich frei“ werden können?

Ich will bemerken, um keinerlei Mißverständnis aufkommen zu lassen, daß ich das Bestreben der Menschen, welche sich von der Welt absondern wollen, für durchaus gerechtfertigt halte. Die Frage scheint mir nicht gar leicht zu entscheiden zu sein, ob eine Ethik, die von den höchsten Gesichtspunkten ausgeht, die Weltflucht unter allen Umständen verwerfen darf. Ich kann mir sehr wohl eine Ethik denken, welche uns dazu führt, die menschliche Gesellschaft zu stieben, ein Leben der Entsigung zu führen, um über die höchsten Probleme des Daseins nachzudenken. Ja, ich bin sogar bereit, einzuräumen, daß der Weltflüchtige dadurch unter Umständen mehr für die Menschheit leisten wird, als der im Leben stehende, welcher, vom Wirbel des Tageslärms mitgerissen, seine kurze Lebensspanne häufig mit Dingen ausfüllt, die, an den höchsten Gütern des Menschenseins gemessen, als Erbärmlichkeiten bezeichnet werden müssen. Man denke nur beispielsweise an das Treiben der sog. „besten Gesellschaft“.

Was ich Dr. Förster gegenüber entscheiden bestreite, das ist die Anschauung, als ob in den Kongregationen der katholischen Kirche eine Institution vorläge, die irgendwie vom ethischen Standpunkte zu rechtfertigen wäre, auch wenn man die Weltflucht an sich für ethisch wertvoll hält. Diese Kongregationen sind lediglich Organisationen im Interesse der materiellen Interessen der Kirche, also Organisationen für rein weltliche Zwecke. Am nächsten sind sie den militärischen Organisationen, die sich aber aufrechtig zu dem bekennen, was sie sein sollen, während die kirchlichen Kongregationen diese Aufrichtigkeit leider vermessen lassen.

Einen Orden, der auch vor den Anforderungen der Ethik mit Ehren bestehen kann, hat Buddha eingerichtet. Im buddhistischen Orden sind die Ansprüche durchaus verwirklicht, welche der Ethiker an eine solche Gemeinschaft stellen muß. Vor allem binden sich Mönch und Nonne nicht für zeitliches. Die Fortden des Ordens stehen Jedem in gleicher Weise offen, der eintreten oder austreten will. Damit war jener fürchterliche Zwang abgetreift, der auf Millionen christlicher Ordensmitglieder schwer gelastet hat und noch heute lastet. Wie vielen mag das Herz gebrochen sein unter den Gefühlen, die Goethe so herrlich im Faust ausdrückt: „Kraft nicht die Welt in allen Strömen jort, und mich soll ein Versprechen halten?“

Aber der buddhistische Orden verlangt auch keinen Kadavergehorsam den Vorgesetzten gegenüber. Es sei mir gestattet, hier anzuführen, was Nipps Davids in seinem „Buddhismus“ über diesen Punkt sagt (S. 176—177 in meiner deutschen Uebersetzung; Leipzig, Neclam):

„Niemals ist von den buddhistischen Mönchen oder Nonnen ein Gelübde des Gehorsams gefasst worden, und in diesem Punkte zeigt sich ein fundamentalster Unterschied zwischen ihnen und den kirchlichen religiösen Orden des Abendlandes. Auch des Geistes, nicht Erlösung des Leibes, war das Ziel, welches der Begründer des Ordens dem buddhistischen Mönchen vorgesetzt hatte. Jeder soll sich durch seine eigene Kraft befreien, und die Beobachtung seiner Cerimonie, kein Glaube an ein Dogma wird ihm zum Nutzen gereichen, dem es nicht gelingt, vollkommen Herrschaft über sich selbst zu erringen. Mehrere Achtungs- und Ehrfurchtsbeweise gegen seine Vorgesetzten werden von den Königen verlangt, aber seine eigene Erlösung und seine Brauchbarkeit zum Gebete hängen von seiner Selbstreinigung ab; nicht seinem Bruder soll er gebörden, sondern dem Geiste. Sein Vorgesetzter besitzt keine übernatürliche Gabe der Weisheit oder die Macht zur Sündenvergebung; -- von dem Mönchen selbst muß es abhängen, ob er sehen wird oder sollen.“

Wenn die Kongregationen in Frankreich von solchem Geiste erfüllt wären, würde kein Minister daran denken, Maßregeln gegen sie zu beantragen. Dr. Förster meint richtig, daß alle Menschen mit tieferen Bedürfnissen hätten wünschen müssen, lieber im Mittelalter geboren zu werden, wenn es Walde-Rousseau gelänge, die Kongregationen aufzulösen. Demgegenüber nehme ich keinen Anstand, zu erklären, daß ich es für einen immensen Kulturfortschritt hielte, wenn die Auflösung der Orden in Frankreich zur Thatsache werden würde, weil sie ihren eigentlichen Zweck nicht nur nicht erfüllen, sondern auch noch vergründ auf das Land zurückwürfen. Das Gelübde der Armut wurde als Decretum benützt, um Milliarden aufzuhäufen. Diese Milliarden ernähren Hunderttausende von Ordensbrüdern. Es ist erstaunlich, wieviele Leute in Frankreich im letzten Jahrzehnt zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß sie zu jenen „tieferen und innerlichen Naturen“ gehören, die — um mit Dr. Förster zu sprechen — „das Leben in schweren Konflikten und Leiden bis auf den Grund kennen gelernt haben und bei denen sich immer wieder das Bedürfnis einstellt, in die Stille zurückzutreten und dort für sich und Andere den vollen Gewinn ihres Erlebens zu ziehen und die richtige Deutung des Lebens zu erreichen!“ Doppelt erstaunlich, daß man in der französischen Literatur und Kunst von diesen ganzen Regimentern von tiefen Naturen so wenig merkt! Dreifach erstaunlich, daß aus Spanien, Portugal und den Philippinen so wenig Mönche kommen, aus denen man das Ringen dieser tiefen Naturen mit dem Dasein erkennen kann. Die buddhistischen Mönche haben uns dagegen eine unübersehbare Litteratur hinterlassen, aus der wir zu erkennen vermögen, daß es diesen Ordensleuten ernst gewesen ist!

Es ist eine traurige Erfahrung, daß wahrhaft tief angelegte Naturen so häufig von dem romantischen Schimmer geblendet werden, der auf dem christlichen Ordenswesen liegt. Diese untriftige Betrachtungsweise hat schon unendlichen Schaden gestiftet, und es ist mir darum ein Bedürfnis gewesen, den Ausführungen meines verehrten

Freundes an dieser Stelle entgegenzutreten. Jedem Leser, der sich eingehend über das Vorgehen des französischen Ministeriums gegen die Kongregationen informieren will, empfehle ich die Lektüre des Schriftchens „Der Kampf um die Kongregationen“. Neben, gehalten in der französischen Deputiertenkammer, überfetzt und mit Vorwort versehen von Otto Horth“ (Frankfurt a. M., Neuer Franfurter Verlag). Aus diesen Neben wird auch der Ueberschwenglichkeit erkennen, ob es sich bei den Kongregationen in Frankreich um „tiefe, innere Bedürfnisse“ oder um ganz gewöhnliche materielle Interessen handelt, die jedes romantischen Schimmers schlechterdings bar sind.

Streiflichter.

Die Camarilla. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß sich zwischen den preussischen König und deutschen Kaiser und das Volk eine Gesellschaft unverantwortlicher Kettegebrängt hat, die demselben ein völlig verzerrtes und schiefes Bild von den das Volk bewegenden geistigen, sittlichen und politischen Strömungen entwerfen, so ist dieser Beweis durch die letzte Ansprache des obersten Kriegsherrn an das Alexanderregiment erbracht. Denn es ist völlig unmöglich, daß der Kaiser so oder ähnlich gesprochen hätte, ginge er nicht in allem guten Glauben von Voraussetzungen aus, die außer ihm vielleicht nur jene noch teilen — wozern sie nämlich anständig sind —, die sein Ohr heissen und diese Macht in unheilvoller Weise zur Weltung bringen.

Ueber den Wortlaut der Kaiserrede, die wiederum in drei verschiedenen Fassungen vorlag, mögen sich die Philologen unserer Tageszeitungen und sämtliche Historiker streiten; jedenfalls hat der Kaiser von der Möglichkeit einer bewaffneten Aushebung gegen seine Regierung gesprochen und im Anschluß daran die Garde an ihre dynastische Pflicht gemahnt, Blut und Leben für den Schutz des Königs einzusetzen.

Bei der zielbewußten Thatkraft, die alle Aktionen unseres Königs auszeichnet, und der pflichtgetreuen Sorgfalt, mit der jedenfalls alle öffentlichen Aeuerungen eines Herrschers erwogen werden, ist ohne weiteres anzunehmen, daß der Fürst einen solchen Appell nur notwendig und heilsam hielt. Daß er aber diese Ueberzeugung hatte, die in Preußen, ganz Deutschland und selbst im Ausland nur wenige teilen dürften (wie übrigens das unvorhohlene Erlaunen beweist, mit dem seine Worte überall aufgenommen worden sind), dafür ist eben jene Hof-Camarilla verantwortlich, von deren Treiben man im Volke wohl längst etwas ahnte, die aber erst jetzt durch den Aeußer ihrer Einflüsterungen auf den geraden Sinn des Königs die volle Gewisheit ihrer Existenz erwiehen hat.

Wie heißt es doch bei Jesus Sirach? „Bläsest Du ins Fünklein, so wird ein groß Feuer daraus; speiest Du aber ins Fünklein, so verlöscht es; und beides kann aus Deinem Munde kommen. Die Ehrenbläser und falschen bösen Mäuler sind verflucht, denn sie verwirren viele, die guten Frieden haben. Ein böses Mault macht viele Leute unruhig und treibet sie aus einem Lande in das andere. Es zerbricht feste Städte und zerstört Türmentümer. Wer ihm gehorcht, der hat nimmer Ruhe und kann nitgend mit Frieden bleiben.“

Dingung oder Kauf? Mensch oder Ware?
Der Mündigtag ist vorüber. — Die Vermietungs-

*) Die geschilderten Zustände sind wesentlich Breslauer Erfahrungen entnommen. Doch gehen wir wohl in der Annahme nicht fehl, daß auch anderwärts in Deutschland die Verhältnisse ähnlich liegen.

bureau werden gestürmt. Zum neuen Quartal wollen sich die Diensthöten doch wieder einmal verändern oder die Hausfrauen „ausreichende Kräfte“ engagieren. Und die Vermieterinnen machen gute Geschäfte. Sie warten nicht erst, bis man zu ihnen kommt; nein, sie schicken gleich nach dem Räumigungstermin in die Häuser, die sie erst vor wenigen Wochen verlost haben, und lassen die Mädchen unter der Hand fragen, ob sie nicht vielleicht wieder den Dienst aufgelaßt hätten, um ihnen in diesem Falle eine neue, „bauernbe“ Stellung zu verschaffen. Ich will nicht behaupten, daß alle so handeln, aber — in weissen Händen ruht denn zum großen Teil dies „Weschelgeschäft“? Jede Hausfrau kennt ja die Gestalten, die im Keller oder auf dunklen Höfen, in muffigen Kammern ihren „Bureau“ vorziehen, die immer in einem hübschen schmutzigen Neste wohnen, die hinter dem Rücken der Mädchen mit den Damen gemeinsame Sätze machen und hinter dem Rücken der Damen mit den Mädchen. Hinter jeder „Kundin“ wittern sie von vornherein eine Petrügerin, die sie uns Geld bringen will; und damit ihnen niemand durchsöhne, halten sie eine sogenannte Lauffrau, die die Mädchen auf ihren Vorstellungsterminen begleitet. In einem Ton reden sie mit ihren Klienten, ganz gleich, wen sie vor sich haben, daß gebildeten Frauen die Zornesröte ins Gesicht steigen muß.

Schauen wir einmal hinein in solch ein Kontor. Da hocken die Mädchen beieinander, verlegen lächelnd diese, beschweiden jene, dreißt ausweichend eine andere. Die Damen halten Umhau, die Vermieterin redet gut zu: „Wie wär's denn mit dem Mädel? E's doch ein hübsches Mädel, und arbeiten kann sie tüchtig.“ Und wenn nach langjährigen Zeugnissen gefragt wird: „Ach was! Langjährige Zeugnisse! Das is heutzutage nich mehr Nohe, de Herrschaften sind halt nich mehr so.“ Erweisen sich nun die Zeugnisse als schlecht, dann meint die Nickstran in geärgertem Ton vor der Korona der Mädchen: „Sie haben aber och immer was auszuweisen, Ihnen macht's leene recht.“

Ich glaube nicht, daß bloß der herrschende Stand so etwas über sich ergehen lassen muß. Den Diensthöten gegenüber scheint eine Art Slavenhändlergebahren üblich zu sein, mit gewisser Vertraulichkeit gepaart. Denn es ist ja natürlich, daß diese Frauen mehr zu ihresgleichen, den Dienstsuchenden und Ungebildeten halten, als deren Stande sie sich mit wenigen Ausnahmen rekrutieren.

Ist es nicht eine Degradierung der Menschenwürde, wenn Menschen lediglich als Waare, d. h. als Mittel zum Zweck des Geldverdienens betrachtet werden? Und können wir uns da wundern, daß der Hauptgeschichtspunkt, der alle Händler bei ihrem Geschäftsbetrieb leitet, auch hier maßgebend ist: möglichst großer Umsatz, möglichst häufiges Roulieren der Ware bei möglichst hohem Verdienst? Wollen wir uns gefallen lassen, als Käufer von Ware behandelt zu werden, statt als Arbeitgeber von Arbeitnehmern?

Jedes Land hat die Regierung, die es verdient. Zo möchte ich sagen, wir Hausfrauen haben auch das Vermietungswesen, das wir verdienen. Warum beharren wir trägt in einem Zustande, der sich auf solch unwürdiger Basis gründet? Hier winkt den vielen Frauenvereinen ein neues Arbeitsfeld, wie es fruchtbarer garnicht gedacht werden kann. Sie könnten organisatorisch an die Spitze einer Gesellschaft treten, deren Mitglieder, analog den Konsumvereinen, Unternehmer und Konsumenten zugleich wären“). Ein minimaler Jahresbeitrag von seiten der Hausfrauen — ich bin überzeugt, bald wären alle Haus-

frauen der Stadt Mitglieder — und unentgeltliche Stellenvermittlung für die Diensthöten müßte Bedingung sein.

Wo herrschen denn, mit Ausnahme der Heiratsvermittlung, sonst noch so unheimliche Zustände? Die Arbeiter haben doch längst ihre organisierten Centralstellen und brauchen nicht der Intrigue und Gewinnsucht von Händlern zum Opfer zu fallen. Sollen wir warten, bis uns die Diensthöten beschämten, die sich schon anschieben, zur Selbsthilfe zu schreiten?

Gebildete Frauen, die ihre Zeit einer guten Sache widmen wollen und an Zuppenverteilen nicht Genüge finden, könnten hier eine „soziale Hilfsarbeit“ allerersten Ranges leisten.

Vielleicht kommt mein Plan in diesem oder jenem Verein zur Erörterung, vielleicht finden sich thätkräftige Menschen, die eine Reform in diesem oder auch anderem Sinne in die Wege leiten.

G. Stern, Breslau.

Uns der ethischen Bewegung.

Lebensfragen der modernen Kultur.

Vortragstagung von Dr. F. B. Foerster.

In seinem fünften Vortrage behandelte Herr Dr. Foerster das Thema: „Das Verbrechen und die Gesellschaft“. Der Redner führte u. A. folgendes aus: Was den Schutz der Gesellschaft gegen antisoziales Thun betrifft, so komme da die Soziologie zu Resultaten, die das Strafrecht zur Umkehr zwingen müßten. Die sogenannte Abschreckungstheorie sei ganz gerichtet durch die Thatsache, daß die Zeit der grausamen Strafen, verbunden mit der Öffensnacktheit, zugleich die Zeit der rohesten und schwersten Verbrechen war. Staatliche Nothwendigkeit entfesselt private Noth. Ferner ist zu bedenken, daß Verbrechen eben nicht solche Menschen sind, in denen das Bewußtsein von den weiteren Folgen ihrer Handlungen infolge von mangelnder Vernunft und gäugiger Kontrolle nur schwach funktioniert, während gerade die berechnenden und weltberührenden Menschen weitestgehend größer innerer Nothwendigkeit dem Konflikt mit dem Gesetz auszuweichen wissen. Es birgt also nichts übrig, als die Kraft der Empathie, die instinktive Schau vor dem Eingetretten in die Sphäre der Nebenmenschen zu entwickeln, und das kann nur der Staat nur, indem er auch durch die ganze Gestaltung der Strafrechtspflege diese Beelenkräfte begünstigt. Solche Anträge, wie die auf Wiedereinführung der Prügelstrafe, haben ihre Wurzel in einer frühlichen Uebergangsstufe der Strafrechtspflege. Wir haben die grausamen Methoden der Galerei, der Ausrottung, der Exportation aufgegeben, aber an der Stelle noch keine neuen Mittel zum Schutze der Gesellschaft gefordert. Der Verbrecher wird noch längere oder kürzere Haft wieder auf die Gesellschaft losgelassen, nachdem die Haft ihn nicht nur gebessert, sondern noch mehr entehrt, verhäßt und innerlich unzufrieden hat. Diese modernen Freiheitsstrafen wirken weder abschreckend, noch bessernd. Glaubt man, daß ein Mann wie Sternberg der Gesellschaft nach 3 Jahren gebessert zurückgegeben wird? Im Gegenteil. Die Entehrung, Isolierung im Zuchthaus, die nervöse Zerrissenheit werden ihn umso mehr seinen dunkelsten Begierlichkeiten ausliefern. Was für die Zukunft zu fordern sei, das ist, daß der Verbrecher als Kranter und Schwächer und nicht als Döcher der Qual und Vergeltung schandhaft werde, alle die inneren Götzen, die seinen Exzellenz gleich behält haben, müßten ihm zurückgeführt werden, und zwar bei allen nicht direkt gemeingefährlichen Verbrechen außerhalb des Gefängnisses, in Form einer Zwangsumwandlungsstrafe mit Betheiligung von Hilfskräften, in denen vor Allen Frauen als „harmbringende Schwärmer“ mitzuwirken hätten. Ein bedeutender englischer Kriminalist habe kürzlich gesagt, er teile alle Verbrecher in zwei Klassen: 1. diejenigen, die nie hätten ins Gefängnis kommen sollen und 2. die man niemals wieder hätte herauslassen sollen. Unser Strafrecht müßt sich heute auf 1. in konsequenter Einstellung die verurteilten Verbrechen mit Strafen entsprechend ihrer sozialen Wirkung zu besetzen, während die fortschrittliche Hilfslosigkeit dahin drängen müßte, daß man nicht fragen sollte, was gethan ist, sondern was es gethan hat, das heißt die gesellschaftliche Gegenwirkung gegen antisoziales Thun habe die Natur des Thäters, sein Milieu, seine besten Regenerationsbedingungen ins Auge zu fassen. Dazu sei es aber auch nötig, daß unsere Juristen „Verbrechertypen“ beuden, das heißt, die akademische Vorbildung unserer Richter wird mehr die eingehende Vertrautheit mit dem Verbrecher und seiner Psychologie fullollere.

Der sechste Vortrag, welcher am 21. März den Vortragstagung über „Lebensfragen der modernen Kultur“ zu Ende führte, behandelte das Thema der „ethischen Zugenberichtigung im Einklang

*) Mein Vorschlag resultiert aus eigener Anschauung des in Breslau besonders blühenden und vorzüglich bewährten Konsumvereinswesens.

mit den modernen Lebensbedingungen". Der Redner begründete zunächst die Forderung der ethischen Bewegung, einen Moralunterricht auf rein menschlicher Grundlage in die öffentliche Schule einzuführen. Es sei nötig, inmitten der Einseitigkeit der Konfessionen gerade durch solchen gemeinsamen Moraltunterricht die Jugend auf den verschiedensten Wegen dazu zu gewinnen, daß die Liebe zum Menschen mehr als alles, noch jüdisch, noch protestantisch sei, und daß der edelste Ring sich nur durch die Ehe bewähre. Eine Fügung solle das reale Leben interpretiert werden. Redner giebt Beispiele, wie eine solche Unterweisung, schon im Rahmen des bestehenden Religionsunterrichts erteilt werden könne. Der französische Moralunterricht sei zu abstrakt; man müsse das Kind die Moral lernen lassen, nicht sie ihm in fertigen Sätzen aufdrängen. So soll man zum Beispiel nicht sagen: "Du sollst dich selbst überreichen", sondern die Frage stellen: "Wozu brauchen wir Selbstüberreichung, wann lehnen wir uns danach, wann vermissen wir sie und welche Gedanken und Gewohnheiten helfen uns dann, uns nicht in Gewalt zu haben?" Die nächsten Gebote "du sollst nicht tödten", nicht hehlen etc. machen keinen Eindruck auf das Kind. Viel richtiger ist es, ihm zu zeigen, daß in seiner eigenen Seele keine solche fälschliche Gewohnheiten Wurzel lassen, die sich ausmachen und ihm einst die sittliche Freiheit rauben können, wenn es nicht rechtzeitig Abhilfe giebt. "Du sollst deinen Nächsten lieben" sei auch ein Satz, der das Kind rütteln lasse; man muß ihm zeigen, wie man den Nächsten lieben kann, indem man seine Entwicklungsfähigkeit, sich in diesen Nächsten und sein Lebensmilieu hineinzuversetzen. Man spreche über den Umgang mit Kranken, Verletzten, Zurückgebliebenen, Jähzornigen, Diensthöhen — überall von dem Gesichtspunkt ausgehend, das Kind im Leben der Mitmenschen zu orientieren. Dann geht man vom engeren Kreise in die Welt und zeigt die soziale Dürftigkeit all dessen, was unser Leben schmückt, erzähle dem Kind, wieviel Menschen daran arbeiten müssen, damit nur kein Frühjahrs Morgens auf dem Pfluge liege, dann zeige man, wie unser geistiges und sittliches Wohlstand der Wohlthätigkeit aller Reichen und Bitter in sich selbst verdankt, und beschreibe die Ruhestellen dadurch gegen den verlogensfüchtigen und lebensfeindlichen Kapitalismus, der heute durch die Kultur geht und durch Wüste "ethischer Kultur" überwandelt und zu einem reineren und beschwerteren Volksgesühl abgekühlt werden müsse.

Dreizehnter Darmstadt. Das war ein mittelmäßig angeregter Abend, welchen ein Prof. Dr. W. Bühlmann aus Straßburg gegen die der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Ortsgruppe Darmstadt, mit seinem Vortrag "Ethik im täglichen Leben" bereitet. Man gewann den Eindruck, daß jeder Satz aus innerem Durchdenken und Würdigen kam. — Redner hat an, daß man lange Zeit den Begriff "Ethik" nicht habe lernen können von bestimmten philosophischen Vorstellungen, ihn immer als einen integrierenden Teil der Philosophie genommen, die während man jetzt umständlich anlangt, für den Hausgebrauch des Wortes "Verhältnis" zu bestimmen.wendungen wie: "Das ist nicht ethisch gehandelt", oder: "Die Sade hat auch eine ethische Seite" bemerkt das. Redner ließe jedoch in seinen Auseinandersetzungen auf das Pflichtprogramm im Reineren und engeren Kreise ab. Auch die Lösung der großen sozialen Frage würde sich besser gehalten, wenn der Mensch verstände, an sein alltägliches Verhalten einen ethischen Maßstab zu legen. — Drei Punkte waren es, die Prof. Bühlmann aus dem großen Gebiet der Ethiken gegen den Nächsten herausgreift und im Anschluß an seine grundlegenden Beispiele näher betrachtet: 1) Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern, das auf vollkommenster Rücksicht beruhen müsse und in welchem alle Konsequenzen der vortheilhaften Bindung oder Befreiung getragen werden sollten; 2) das Verhältnis der Herrschaft zu den Diensthöhen, und 3) das Verhalten des Menschen im geistlichen Berufe. Sowohl eine Menge Begegnungs- als Unterlassungssünden wurden auf diese Weise als Tagesakt gefördert. — Der Vortrag war so anregend, daß er dem Vordagenden wie dem nächsten, nicht an den Lehrenden geschuldeten Menschen ein höchst beachtenswertes Gesichtspunkt bieten konnte. Bis Herr Dr. Geilbrunn dem Vortragenden den Dank der Gesellschaft für ethische Kultur" und den der Anwesenden übermittelte, knüpfte er daran die Hoffnung, daß der Veranstaltungen der Gesellschaft im nächsten Winter ein gleicher Erfolg beschieden sein möchte. Darmstädter Ztg. Angliger.

Bücherchau.

Garrig. Das Gemessen im Licht der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung. Akademische Verlag für soziale Wissenschaften. Dr. John Geithen, Berlin-Neuen. Preis broschirt 2 M.

Auf 125 Seiten 8° giebt der Verfasser in einer überaus fleißigen Arbeit*) das Ergebnis eingehender Studien über das

*) Uebrigens von der Verlagssirma mit vorzüglichem Druck ausgestattet.

"Gemessen". Nach einer kurzen Einleitung kommt der geschichtliche Teil des Buches in 10 Kapiteln auf S. 11—88, es folgt der sozialistische Teil in 4 Kapiteln auf Seite 84—111, dem sich der 3. Teil vom "Gemessen im Lichte christlicher Anschauung" mit 2 Kapiteln auf S. 112—124 anschließt, und endlich finden wir noch eine Seite "Nachwort zum 1. dem historischen Gesichtspunkte". Das sympathisch geschriebene kleine Werk Dr. Garrig's macht Anspruch auf einen größeren Preisverleih, schon deshalb, weil es frei von Fremdwörtern, die nicht erklärt werden, ist und ebenso von terminis technicis in dem Gebiete der wissenschaftlichen Ethik.

Zur Einführung in den Geist des Werkes citieren wir aus der "Einleitung" vor dem geschichtlichen Teile des Buches die Worte des Verfassers: "Ich will niemandem meine Auffassung vom Gemessen und was damit zusammenhängend, aufdrängen, sondern möchte nur den Realstand möglichst richtig darlegen und den Leser dann selbst urteilen lassen. Für die Ausübung der Kräfte, die im folgenden mit ihren Einflüssen vorgelüftet werden, war das Bestreben maßgebend, möglichst entgegengelegte Anschauungen darzustellen und dabei doch einen Lieberblick über die geschichtliche Entwicklung des menschlichen Bewußtseins vom Gemessen zu geben. Für die Darstellungsweise war der Wunsch maßgebend, für denkende Arbeiter zu schreiben, die selbst nicht die Zeit und die Vorbildung haben, geschichtliche Studien zu machen, ihr aber für den Gehnand interessiren und etwas gelinige Anregung nicht scheuen." (p. 10) Ferner (p. 114): "... mit möglichem Verstand, geliebt werden. Wir sind alle so unendlich liebloschichtig, diejenigen, die am wenigsten schämen wollen, oft am meisten. Nichtsich haben gerade die Söhne unserer Zeit noch mehr Verlangen nach und noch mehr Recht auf Liebe, als andere Geschlechter." —

Der Verfasser plädiert bezuglos in demselben Kapitel für das Christentum und schließt es mit den Worten (p. 119): "Wir sind Christen vor dem Gemessen wissen ...", nicht ohne die Warnung freilich (im letzten Kapitel des Buches): "Solange Christen scheinbar heillos und oberflächlich über Anschauungen und Behauptungen oberweltlich die sie nur aus dem Munde von Gegnern erstehen lernen gelernt haben, dürfen sie sich nicht wundern, wenn die flüchtigsten "Beweise" gegen das Christentum einen Erfolg finden, der zum großen Teile eben dem Mangel entstammt: die Vertreter des Christentums sind nicht besser und nicht verständnisfähiger und energischer, als andere Philister; sind sie nicht vielleicht nur Drahler?"

Das bezieht sich vor allen Dingen auf die Stellungnahme zur Frage des Sozialismus, für welchen der Verfasser im 2. Hauptteil des Buches abdrücklich überzeugend eintritt — allerdings wieder im sozialistischer, noch im christlich-sozialistischer Sinne — um so sympathischer für den Protestant, der mit ihm so wenig andere Erfahrungen im "Ethischen Christentum" weniger übereinzustimmen vermag. Doch davon später!

Es würde zu weit führen, über die interessanten historischen Daten des Verfassers eingehender zu referieren. Sie verdienen es, mit Ruhe und Aufmerksamkeit in seiner eigenen sichten und gefälligen Darstellung gelesen zu werden. Nur einige Hauptthesen sollen mögen herangezogen werden. Dazu gehört in erster Linie die "Entdeckung des Gemessens" in der Dreyheit des Ursprunges, in welcher Trägheit zum ersten Male der Deth auf die Frage: "was ihn pinigst und seinen Geist verliert" antwortet: "Das Bewußtsein, fürchtbares gethan zu haben" (p. 28) am Ende des 5. Jahrhunderts vor Christi Geburt freilich findet sich das Hauptwort "Gemessen" (σοφιστικόν) klar und deutlich bei den Griechen erst kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung, im ersten vordrillischen Jahrhundert. (p. 30).

In demselben Jahrhundert finden wir auch zum ersten Male bei den römischen Schriftstellern das Wort conscientia in der "Bedeutung vom Gemessen."

Der erste Jude, welcher sich mit der Erläuterung des Begriffes "Gemessen" in seinen Schriften befaßt, ist Philo von Alexandria, unter dem Einfluß der griechischen Philosophie lebend.

Vor ihm finden wir vorgehend in der religiösen Literatur Alt-Israels nach dem Ausdruck "Gemessen". — Dieses war eben noch gänzlich von dem alles erfüllenden, alles regelnden Ethisch beherrschend.

Auch Christus gebraucht das Wort nicht. "Ihm lag das Wort so fern, wie den Volksgenossen, mit denen er verkehrte." (p. 85). "Anderer einzelne seiner Jünger." Inbessen "findet sich im ganzen Neuen Testament keine eigentliche Lehre vom Gemessen" (p. 85).

Das Verhören des Christentums hinsichtlich der Umänderung des Gemessens durch Verbeistehung einer "neuen Schöpfung der Persönlichkeit" (p. 35) ist tragend unbestreitbar. — Die Ausführungen des Verfassers hierüber möchte Regentem namentlich den dogmatischen Ansehens und anderen Frommen unserer Tage zur Schäre empfehlen, unserer Tage, in denen es noch immer möglich ist, daß alleseitig beliebte Männer, welche dem "modernen Gemessen" Rednung tragen, von christlichen Behörden gemahnt werden. — Der Fall Weingart in der Stadt Dandrid, wo sich die Hälfte der dortigen evangelischen Bevölkerung umsonst für ihren Prediger bei dem vorgerichteten Konfessionium in die Schanze schlug, wird noch in aller Erinnerung sein. —

Rein, so wird das moderne Christentum nicht das Erbe der

Reformatoren vernachlässigen, denen es einzig die „armen Gewissen“ zu befehlen (p. 89) „Bitterer Ernst“ war. — Oder glaubt die heutige Kirche (evangelische) Kirche, sie könnte nach den Lehren der Reformation die Hände in den Schoß legen und ihre Aufgabe bestimme nur darin, das eben genannte Erbe juristisch zu verwalten? — Entspricht das dem Geiste des Protestantismus?

Doch führen wir zu unserer Broschüre zurück!
Unter Aelteren kommt im Vorles seiner höchstseligen Handlung durch die neuere Philosophie, wobei er bei Spinoza noch eingehender verweilt und alsdann dem Scholien aufschloß, dem Vertreter des „moralischen Geistes“ besondere Beachtung schenkt, schließlich zu „Kant'schem größtem Philosophen“ an der Schwelle des abgefallenen Jahrhunderts, Ammonian Kant. — Es folgt eine kritische (negative) Würdigung der Lehre des philosophischen Materialismus und endlich „aus unserer Zeit“: „Das Gewissen innerhalb der im modernen südbildeten Protestantismus verorteten Beobachtungsreihe“ (p. 61), mit besonderer Berücksichtigung „des (Herden) Verstandes einer Erklärung des Gewissens als eines reinen Produktes der wissenschaftlichen Entwicklung“ welche zurückzuführen wird.

Im 10. Kapitel seiner Schrift stellt Verfasser endlich das Recht zu einem eigenen „positiven Versuch“, „das Wesen des Gewissens zu bestimmen.“ (p. 73).

Die Ueberleitung des ersten der 3 Abschnitte dieses Kapitels enthält einen Vorles „Das Gewissen beruht auf einer allgemeinen menschlichen Anlage, geschichtlich maßig das Gute als gut, das Schlechte als schlecht zu empfinden.“)

Auf dieser Grundanlage kommt es nach ihm „zur Bildung bestimmter sittlicher Grundzüge“ vermittelt des „Verstandes“ (p. 76). Die Entfaltung der Gewissensanlage aber ist (p. 81, 8. Abschnitt)

- 1) durch „Zusammenleben mit anderen Menschen“ überhaupt bedingt;
- 2) abhängig von der „Ausbildung des Verstandes“,
- 3) von der „Religion“ resp. Religiosität,
- 4) von den „sonderlichen Verhältnissen, in denen der Mensch innerhalb seiner sozialen Gemeinschaft steht,
- 5) von „Wahnen, die in ihm selbst liegen“, „Geschlecht, Temperament, natürlicher Reizung und Instincten“, „dem Maß von Willenskraft, mit dem er sich von dem sich entwidenden Gewissen lassen läßt“.

Aus diesem Maß augewandelter Willenskraft zur Betätigung des Gewissens ergibt sich endlich bezüglich des einzelnen erwachsenen Menschen: „Das ethische Gewissen hat der Mensch die zu einem bestimmten Grade selbst in der Hand“ (p. 83). Und das ethische Schluß-Resultat des Verfassers lautet: „Es ist eine Frage des Willens, ob wir einen Führer haben zum Wahren, Guten, Schönen — oder nicht“ (p. 83).

Dieses in kurzen Zügen der Inhalt der so ansprechend geschriebenen Goring'schen Monographie über das Gewissen. — Bei dem Geiste der Toleranz, der durch dieses im wahren Sinne des Wortes christliche Buch weht, erbrüht sich eigentlich jede Polemik. — Dennoch wolle und der Autor einige kritische Ergänzungen gestatten:

Wir hätten bei der Schluss der Arbeit die Empfindung, daß dieser Schrift eine Ergänzung in gewissem Sinne bildet zu dem freieren „positivem“ Werke „Dem Altruismus zum Vorkommen“, welches unter dem Namen des englischen Gelehrten Romanes jüngst veröffentlicht ward. — Hier wird dort wird der „Intellektualismus“ unserer Zeit in seine Schranken verwiesen, aus „innerer“ Erfahrung heraus. „Wir sind Wesen von des Gewissens willen“.

*) Die „einzige Gewissenregung“ analysiert Verfasser (p. 77) „phibolisch“ als „eigenartiges Gefühl, das die Vitalisierungsleistung bestimmter Handlungen begleitet, auf Grund deren sich in weiterer Komplexion des Bewusstseins des Sittens bildet; oder aber (beim nachfolgenden Gewissen) die gleichzeitige Gefühlsbetonung einer Erinnerungsvorstellung.“ — Bei dieser Gelegenheit gestattet sich der Rezensent, seine eigene Definition von Gewissen vorzutragen. Da die Verwirrung bei der Bildung von Wiederholungen und Sammelwörtern dient, so liesse sich „Ipsodisch“ das Wort Gewissen: als „sensitivierendes, bzw. intensives Sich-bewußtwerden“ bezeichnen, während logisch mit dem Ausdruck ein „Komplex von Vorstellungen, mehr oder minder bewußt, die sich mit der Grund- und Folgerichtigkeit unserer Handlungen in Bezug auf unsere ganze Persönlichkeits befaßt“, wiedergegeben würde. Diese Definition stelle noch unserer Meinung auf jede Art von Gewissen, z. B. auch das des Künstlers, wie des Reformators, des Erbauers, des Führers u. s. w.; das des guten Menschen nicht zu verstehen.

Aus diesen psychologischen bzw. logischen Definitionen geht allerdings durchaus nicht hervor, daß „der Mensch von vornherein so veranlagt ist, daß er Gutes als gut und Schlechtes als schlecht empfinden kann“ (oder besser gesagt „muß“), ich meine im Sinne einer christlichen Ethik, unbedenklich natürlich der Einfügung der Bewertung auch in dieser Hinsicht. Denn ebensowohl wie noch die Erziehung werden auch Pädagogie und Intelligenz hier in Betracht kommen, und das selbst für Vertreter der Reformationsliteratur.

lasi Goring, „auf Grund der sittlichen Erfahrung, die wir gemacht haben (p. 119)“. —

Auf Grund unserer Erfahrungen, laßt ich fort, sind wir aber auch geistig längst aus der christlichen Kirche ausgeklümpert, welche zur Zeit, die Kirche Christi zu sein, trotz ihres unchristlicher Einigkeit meist widerstrebender Charakter noch immer präsentiert. Und so lange letzteres sich bemerkbar macht, halten wir die Mission des Intellektualismus für durchaus noch nicht beendet.

Wenn man selbst mit Romanes als Aufgabe des Christentums die „geistliche“ Erziehung der Menschheit betrachtet, wobei ja allerdings noch verschiedene andere nicht minder große religionsphilosophische Fortschritte, so läßt doch auf jeden Fall auch in der christlichen Welt dem Intellektualismus die Neben- zu untergeordneten Arbeit eines Rüstplatzes zur „geistlichen“ Ueberwindung der Menschheit zu.

Wir Wächter auf diesen Intellektualismus in der modernen Ethik, der auch entziehen einen Fortschritt über Kant hinaus gestattet hat, welchen Goring als letzten bedeutenden Repräsentanten der in der neueren Zeit sich mit der Lehre vom Gewissen befaßenden Philosophen vorführt, bildet Regener, der einer Neuauflage der Monographie sich die Grenzen doch noch etwas weiter stellen zu wollen.

Bei der oollstimmigen Schreibweise, die dem Verfasser derselben eigen ist, wird ihm, denken wir, die nicht leichte Aufgabe gelingen, auch in seiner Arbeit einerseits Spiegel der „sittlichen Autonomie im Gewissen“ als höchster Forderung der modernen Ethik, andererseits überhaupt dem Umhänge Rechnung zu tragen, das „sittliche Bewußtsein“ unserer Zeit über die Bedeutung von Gesehmads- und Geschichtsmoral nachdrängen weiter fortzuführen nach zum Polus einer Vernunftsmoral.

Die unvollkommene Erziehung zu derselben in der Menschheit unserer Zeit mag es noch unserer Meinung allein erstlich, wir zwei hochachtbare Köpfe heute in Südamerika die Wachstumsfeld des heteronomen Moralprinzips der Religion in modernen Kulturskizzen, nicht zum Ruhen des Aufhens des religiösen Moralprinzips, vor Augen zu führen brauchen sind. — Da wir man freilich selber verliert, auch an dem „geistlichen“ Beruf des Christentums zu gewöhnen.

Als zwei Standard-works für die Betrachtung des Gewissensfrage vom Standpunkte des christlichen Intellektualismus, unseren letzten Ausführungen entsprechend, liegen aber hier noch genannt: „Joh. Weisheit der Welt“ und „Ed. v. Hartmann, Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.“ Dr. Kruhschrodt.

Sprechsaal.

Die Zusammenhänge.

In Nr. 10 der Z. A. führt uns Herr Prof. Staubinger in trefflicher Weise der Zusammenhänge aller politischen Aktionen z. ooz. Seine Darlegungen verdienen jedenfalls Beachtung und werden im großen und ganzen auch Zustimmung finden; jedoch seien mir noch einige Bemerkungen gestattet.

Der betreffende Aufsatz schließt mit den Worten: „Aber wie den Krieg vermindern? Das ist die Frage. Aber jammern über den Krieg und des Krieges Bildeil, das hilft nicht.“ Ist das wirklich wahr? Wir wolle es scheinen, als ob Herr Prof. Staubinger hier selbst die Zusammenhänge außer Acht läßt. Denn wenn wir den Krieg „abzuschaffen“ wollen, müssen wir auch das Schicksal des Krieges, die grausamste Kriegsführung, auch Logosität fördern. Nur darauf besteht sein, das vorantehende Grundbild auszutreten und alles andere aus dem Spiele zu lassen, das hier auch hier, „ein Blick aus dem Zusammenhänge herauszusehen und alles andere verlassen.“ Würde man nicht die Gewalt des Krieges bloßstellen und nicht besonders demüßigt, diese öffentlich dem Volke klarzutagen, wie es von den „Freien“ im Reichstage geschehen, sondern ohne weiteres nur das zur Kriegsführung Ködige nicht bemängeln, so würde man, glaube ich, damit nicht viel erreichen. Denn es leben noch nicht alle ein, „daß der Krieg nicht anders sein kann, als grauenvoll.“ Sehr viel — auch leitende Persönlichkeiten — befinden sich noch auf dem Standpunkte jenes Standbanners, in dessen Aufsatz über den „Krieg des Krieges“ ich las: „Der Krieg bildet eine sittliche Schule des Menschen; ohne Krieg keine Lasterzeit, kein Streben nach Ehre und Auszeichnung.“ Und wer dieser Verherrlichung nicht bestimmt, der sieht den Krieg doch wenigstens als ein notwendiges, so sehr notwendiges Uebel an. Bei diesen Leuten würde man nicht viel Anfang finden, wenn man ohne viele Neben nur die Mittel des Krieges nicht bemängelt. Im Gegenteil, man würde sie in ihrer Meinung befestigen. Das Jammern über den Krieg und des Krieges Bildeil kann also sehr wohl etwas helfen, nennlich es nicht die Hauptrolle sein darf.

Herr Prof. Staubinger sagt lobend, daß Danbel und Wiffon viel von Schuld an den Kriegen seien und daß diese von dem Kapitel vorantehlig würden. Nun, das letztere ist jedenfalls nicht schuldlos; aber den Danbel und die Wiffon darf man auch nicht von Schuld freisprechen. Gerade diese haben die meisten Kriegen eingeleitet. Die Wiffon wird nur zu leicht ein Stein des Anstoßes, und aus dem Danbel werden häufig Dandel. Ja, wenn Wiffon

und Handel das bleiben, was sie sein sollen und als was sie sich ausgeben, dann wäre es nicht so schlimm! In Bezug auf den Handel meint Herr Stauding: „Wo der Handel keinen Vorteil erlangen kann, bleibt er weg.“ Ja, wenn er es thut, aber das thut er es; wenn er auch eintritt, daß er irgendwas krönen Vorteil haben kann, so geht man, wie die Geschichte zeigt, nicht etwa hücht nach Poale, sondern da will man erst recht Vorteile sich verschaffen und bleibt nach einem hierzu sich eignenden Mittelteil um. Und das ist auch bald gefunden; meistens ist es die Wiffion, die man dann, als besonders für solche „Vände“ geschaffen, kennen lernen kann. „Und wenn man den Miffionen die Thät nicht mühen sie herbringen.“ Sie mühen es — aber sie thun es nicht! Bleiben sie nun doch im Vorbe, so werden sie dadurch dem Volke lästig, und wenn dieses nun einmal mit fröhlicheren Maßnahmen droht oder auch eintritt, dann läßt man sich in seiner „Rationalität“ gekränkt. Diese muß natürlich wieder hergestellt werden, und dazu helfen wie in dem Kriege ein vortreffliches Mittel. Wenn so Handel und Wiffion ihre Vorarbeit verrichtet haben, tritt die Politik des Dabens und des Nehmens, die Macht des Kapitals, und alles in allem die Weltpolitik im heutigen Sinne, so recht in Wirksamkeit. Geht erst eine Macht vor und ertinglich sich Vorteile, so dürfen die anderen ihr nichts nachgeben. Sie folgen unter irgend einem nicht schwer zu findenden Vorwande (Handel, Wiffion) und machen auch einen möglichsten Nutzen zu beizien. Eine Macht steht es dann wieder mehr wie eine andere als ihre Lebensaufgabe an, sich nicht über's Ohr haufen zu lassen, und handelt auch ganz danach. So ipocrit eine die andere an, ohne daß schließlich noch das brüderlichst wird, was sie eigentlich lieblich geliebt hat, unter welchem Vorwande sie diesen „Kulturkrieg“ — als solcher wird er dann meistens bezeichnet — begonnen haben. Die Ursache wird erst dort wieder hervorgerufen, wo sie möglich sein und einer Macht den anderen gegenüber besondere Vorteile beim Handeln verschaffen kann.

Heute hängt die äußere Politik, die Weltpolitik, eng mit der inneren zusammen. Eine kann ohne die Andere keine besonderen Fortschritte machen, wird eine vernachlässigt, so rächt sich das auch früher oder später an der anderen. Geht das bei der Lage unserer Politik nicht zu denken? Es ist nicht genügend zu betonen: eine gesunde innere Politik ist die Grundlage einer erfolgreichen Weltpolitik.

Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgeben, zu seinem Besten Beschäftigung ermaßt — der Freiheit (Verbot) — folge Zugenden erheben —
Dann, Sie, wenn Sie zum glücklichen der Welt Ihr eigenes Reich gemacht — dann ist es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

(Schiller, Don Carlos.)

Ja wohl, dann könnte man mit vollem Recht von einer Pflicht, Weltpolitik zu treiben, reden. Dann würde auch der Gegenstand zwischen der egoistischen Politik und der altruistischen Moral und Ethik sein so großer mehr sein. Jedoch soweit sind wir nicht, wir dürfen den Wobem der Weltlichkeit nicht unter den Füßen verlieren. Wollte man, wie hier gesagt zunächst nur innere Politik treiben, so würde uns das nicht gut bekommen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse machen es nötig, daß beide, innere und äußere Politik, geschieht — aber nicht realistisch — nebeneinander getrieben werden. So erstrecken sich die Zusammenhänge ziemlich weit, und um

sonder wird uns klar werden, daß man nicht nach Wunsch und Verlieben ein Bild aus einem großen Zusammenhange herausnehmen und belassen kann. Wenn man ändern will, so muß man erst prüfen, wie weit, was man ändern will, zusammenhängend sind. Otto Karborf.

Auf vorstehende Bemerkungen von Herrn Otto Karborf habe ich nicht Zeit zu erwidern. Den Inhalt des zweiten Absatzes und des zwölften Absatzes nehme ich ohne weiteres an, nur daß mir leichter in letzter Zeile nicht deutlich genug die Beziehungen zwischen innerer und äußerer Politik bariert. Wir müssen gleichsam sich der Tendenz unterordnen: Was dient dazu, die bereits vorhandene unvollkommene Menschengemeinschaft dem unendlichen Ziele einer Gemeinshaft frei sich selbst bestimmter Menschen weiter entgegenzuführen? Nur, was einem in dieser Hinsicht nützt, geschieht, sowohl auf dem Gebiete der inneren, wie auf dem der äußeren Politik, das ist „gut“ — der Wohlthat. Nur was aus der richtigen Erkenntnis der jenen Ziele förderlichsten Mittel geschieht, ist „gut“ — in der That. Was aber aus irgend welchen Absichten der Berechnung, Ausbeutung, Unterdrückung, aus dem Begehren, Rechte dem Eigeninteresse dienbar zu machen, geschieht, ist moralisch verwerflich. Doppelt aber sind es Kriege, die in letzter Anhang solchen Interesse dienen.

Wenn ich nun in meinem Aufsatz sagte, „kommen über des Krieges Wildheit stille nicht“, so meine ich schließlich nur jenes Jammern, das dem Kriege mit bloßen Resolutionen z. zu beheben, dessen jeder dauernde Ursachen sind nicht erkennen und befehlen will. Nur in diesem Sinne schalt ich über die, welche über die Kriegesgründe nachdenken. Man hat mir das auch von anderer, sehr brüderlicher Seite verstanden und gemeint, mit sei es einzeln, wie grüßend der Krieg geführt werde, wenn das einmal Krieg sei! — O nein! das fällt mir nicht bei. Was ich, vielleicht etwas parodisch ausgedrückt, sagen wollte, war einfach der obige Gedanke.

Nun habe ich als letzten Grund der heutigen Kriege, denen eine Ersatzwelt anbot, die man bei den Rationalisten des letzten Jahrhunderts nicht konnte, die Wohlthat bezeichnet, daß das heutige Weltanfangskapital, das nach besseren Anlagen im Ausland sucht, unter Gut und Blut seinen Interessen dienbar machen will, um die Fremden zu seinem Dienste zu zwingen. Diese Leiden bildet das Grundelement der heute von uns zu beklagenden Kriege. Was den Burenkrieg angeht, so werden das auch meine Zeilen leugnen. Wo unter eigenen Hofmann Interessen ins Spiel kommen, da pflegen wir belangerer zu sein und leicht deren Interessen mit „nationalen“ Interessen zu vermengen.

Aber wenn Herr Karborf meint, ich wolle, indem ich dies Grundelement der heutigen Kriege heraushebe, Handel und Wiffionen von jeder Schuld freisprechen, so irrte er. Ich sagte, sie für sich tragen die Schuld nicht. Daß sie in Verbindung mit jener Unterjochungs- tendenz stark mitwirken, behreite ich nicht. So würde schon vor mehr denn tausend Jahren die schändliche und angelegentlichst Verfluchung mit als Verfertiger zur Unterjochung Deutschlands durch die Welt kommen.

Mit diesen Bemerkungen werden hoffentlich die Bedenken gegen meinen Aufsatz gestreut sein. F. Stauding.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur (Abteilung Berlin).

Donnerstag den 9. April (Dreifaltigkeitstag), abends 8 Uhr, unter den Linden 11, II: Gesellschaftlicher Abend. Inangabe des Vortrages über den Vortragssprecher Dr. Goepfert. Für Erfrischungen zu Mitgliederpreisen ist gesorgt, (ev. Ueberdruck zu Gunsten des Wanderverschlusses).

Mittwoch den 24. April, abends 8 Uhr, Bürgeraal d. Stadt. Natheaus. Monatsversammlung. Vortrag und Redner noch zu bestimmen.

Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften
Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a. M.

Sobien erschien in unserem Verlage:
William Sanders,
Die moderne Arbeiterbewegung
in England.

Vortrag,
gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
Preis Mk. 1,20.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Vortrags-Cyklus des Herrn Dr. Feuzig am 1. und 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10 1/2 Uhr im Braunenburger Hause, Mohrenstr. 47, II. Etage.

- „Vom Hoffen und Harren.“
- I. 7. April: Jugendaufnahme. Was erhoffen wir von unseren Kindern?
 - II. 21. Was erhoffen wir von und für uns selbst?
 - III. 5. Mai: Was hoffen wir vom Leben?
 - IV. 26. Was Harren der Kreatur.
 - V. 9. Juni: Was hoffen und Harren besser?
 - VI. 23. Die Erfüllung aller Hoffnung.
- Moralunterricht für Kinder von 10—16 Jahren, erteilt von Dr. F. Feuzig
Mittwoch und Sonnabend von 8—4 Uhr.
- Beginn des Jahreskursus Sonnabend, den 20. April. — Auch Kinder von Nichtmitgliedern der Gemeinde können zugelassen werden.

Verlag
des
Jahres
Preis
1,00
M.
Das
abwärts
bei
den
Buchhandlungen
und
Verlegungen.
Börsen-
Nr. 5686.

Ethische Kultur

Die
Verlag
des
Jahres
Preis
1,00
M.
Das
abwärts
bei
den
Buchhandlungen
und
Verlegungen.
Börsen-
Nr. 5686.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizzyk.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster, Zürich, — Aus Mitteleid. Von Hans Müller-Lafontou. — Betrachtungen über ethische Entwicklung. Von Willy Schäfer (Ladenberge). — Streitschrift: Kaiser und Volk. Mission und Politik. — Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptvorstande der D. S. E. K.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 13. April 1901.

Nr. 15.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Bemerkungen zu Treitschkes Auffassung von der Sittlichkeit des Staates. Von Dr. St. W. Soerster, Zürich. — Aus Mitteleid. Von Hans Müller-Lafontou. — Betrachtungen über ethische Entwicklung. Von Willy Schäfer (Ladenberge). — Streitschrift: Kaiser und Volk. Mission und Politik. — Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptvorstande der D. S. E. K.

Bemerkungen zu Treitschkes Auffassung von der Sittlichkeit des Staates.

Von Dr. St. W. Soerster, Zürich.

Herr Graf Milow hat kürzlich einmal geäußert, er könne unmöglich die Politik einer großen Nation nach den Gesichtspunkten der abstraktesten Moralphilosophie leiten. Darin hat er gewissermaßen Recht. Eine Ethik, die nur aus dem Gehirn gesponnen oder aus dem guten Herzen geboren und nicht aus der gründlichsten Kenntnis des Lebens und aus der ehrlichsten Auseinandersetzung mit dem Leben selber entstanden ist — eine solche Ethik kann unmöglich den Anspruch erheben; das Leben zu beherrschen. Und es ist leider der Fehler der bisherigen Ethik, daß ihre Stimme nur erklang aus dem Jeniseit, oder aus altchwürdigen Urkunden, oder aus metaphysischen Systemen, und so denen keine Hilfe geben konnte, die mitten in dem Zusammenprall großer Lebensinteressen Antwort suchten auf die Frage, wie ein nationales Gemeinschaftsleben gegen die Zerschlagung von außen und die Auflösung von innen sicher zu stellen sei. Aber die Politiker machen es sich denn doch etwas zu leicht, wenn sie meinen, sich mit der einleuchtenden Ablehnung einer bloß abstrakten Moralphilosophie überhaupt gegen die ethische Kritik ihres Vorgehens festgesetzt zu haben. Es giebt auch eine Ethik, die nicht abstrakt ist, sondern die ihre Gesichtspunkte für das Handeln gerade aus der tiefsten Untersuchung der Wirklichkeit, aus der breitesten Uebersicht über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im Gemeinschaftsleben schöpft, um die Politik zu richten, dort wo diese — abstrakt ist, d. h. wo sie ohne umsichtige Orientierung in der Welt sozialer Wechselwirkungen, auf Grund einer ganz fragmentarischen Lebensbeobachtung und auf Grund einer veralteten politischen Routine das Leben zu leiten unternimmt. Die Politik von einer solchen Ethik trennen, das hieße gerade soviel, als wenn man die Kunst der Menschenbehandlung von der Psychologie und der Pädagogik isolieren wollte. Vom Standpunkte einer solchen konkreten Ethik möchte ich heute einige Lehrsätze Treitschkes aus dem Kapitel: „Das Verhältnis des Staates zum Zittengehieb“ in seinen „Vorlesungen über Politik“ zu beleuchten suchen

— vor allem, um zu zeigen, auf welchen Utopisierungen im Grunde die sogenannte Realpolitik dieses politischen Lehrers des neuen Deutschlands sich aufbaut und wie er sich mit der Wiene des überlegenen Weltkenners über die entscheidendsten Realitäten des menschlichen Daseins hinwegsetzt.

Treitschke scheint die Aufgabe einer weltlichen politischen Wissenschaft überhaupt darin zu sehen, daß man möglichst wissenschaftlich begründe, daß die Wissenschaft hier überhaupt sich zu beugen habe vor der genialen Improvisation, daß in der hohen Politik nur die Gewalt das Recht habe und daß die Größe eines Staates eins sei mit der Entfaltung der größtmöglichen militärischen Energie. Von dieser Auffassung sind jene berühmten „Vorlesungen über Politik“ diktiert. Unter dem Eindruck der drei großen siegreichen Kriege stehend, die zur Gründung des Deutschen Reiches geführt haben, sind sie nichts, als eine philosphische und historische Verherrlichung des kriegerischen Staates — noch nirgends angekränkt von irgend einer Ahnung, daß eine konkretere Prüfung der Lebensgrundlagen des modernen Staatswesens doch vielleicht darauf führen könnte, daß solche Ermuthigung aller gewaltthätigen Triebe die eigentlichen Zellen des sozialen Organismus angereizen und zerlegen könnte. Es weht ein Geist durch dieses Buch, wie der in den ersten Königs-Tramen Shakespeares — eine ungetrübte Freude an der gewaltigen Aktion und der glanzvollen Entfaltung kollektiver Macht und Größe. Aber wir wissen alle, daß derselbe Shakespeare, der aus den Straßen Londons mitjubelte über den Fall der Armada, und Englands Triumph mit jugendlicher Freude einschürte, daß dieser selbe Shakespeare später in bitterer Enttäuschung über die Rehrseite des ganzen Gewaltwesens den Hamlet geschrieben hat, und daß er seinen Helden darin angeichts der kriegerischen Erfolge des Fortinbras in die Worte ausbrechen läßt:

„Solch Thalen voll Marz und Rothbrud vergiften das Blut. Sie sind des Hohlharts und der Fuß Orgrim, das tun es ausricht, während ich von außen kein Grund des Treibs spig.“

Treitschke ist noch zu befangen im Glanze der äußeren Aktion, als daß er einen febersicheren Blick haben könnte für das Geschwür, das innen aufbricht — auch hat er ja das letzte Jahrzehnt mit seinen tiefergreifenden Kultur-erugnissen nicht mehr miterlebt. In unsere neueste Zeit aber hat sich ein zehrender Zweifel eingeschlichen, der in allem betäubenden Waffenlärm nicht zur Ruhe kommen will und vielleicht auch zu einer Revision des ganzen politischen Denkens führen wird — es ist Samlets Zweifel, ob nicht die Entbindung der Brutalität nach außen verhängnisvoll zurückwirken könne auf die innere Gesundheit

eines Volkes? Man vergegenwärtige sich z. B. die offenbare Gewissensbeängstigung, mit der jetzt die weitesten Kreise in Deutschland die sogenannten „Gnadenbriefe“ lesen. In den siebziger Jahren hat man solche Briefe noch mit ungezügelter Freude genossen — heute geht schon ein leiser Schauer durch die Gewissen, was wohl dieser vertierende Einfluß der auswärtigen Aktion einmal in der Heimat anrichten könne; Menschlichkeit und Rechtsgefühl sind für die Lösung der schweren inneren Kulturfragen von solcher Bedeutung geworden, daß man nervös zu werden beginnt, wo diese Empfindungen allzu eingreifend angefaßt werden. Gewiß ist Treitschke keineswegs blind dafür, daß für die inneren Lebensfragen einer Nation das Sittengesetz heilig sein müsse, aber er sieht nicht, daß eine Nation so wenig wie der Einzelne zwei Gewissen haben und daß man in Wirklichkeit niemals die innere Politik von der äußeren trennen kann, weil eben die Mitwirkung der nach außen proklamierten Grundzüge auf das innere Volksleben zu einem fundamentalen Faktor der inneren Entwicklung wird. Er sagt z. B., nachdem er für die äußere Aktion den Satz proklamiert hat, daß der Zweck (die Macht) die Mittel heiligt:

„Im Innern des eigenen Staates begehren muß die Moral unendlich viel reiner und reibbarer sein, denn die Ordnungen des eigenen Staates sind viel heilig.“

Ist es nicht der Höhepunkt der „Abstraktion“, eine derartige Trennung der inneren und äußeren Politik psychologisch für möglich zu halten? Und wenn eine solche Trennung möglich war in den Zeiten, als die hohe Politik allein von den Kabinetten gemacht wurde, und als der Stuch der Gewaltthat demgemäß auf einen engeren Kreis beschränkt blieb — wie kann heute noch im Zeitalter der „Demokratie“ an eine solche Isolierung des Insektionsherdes gedacht werden, heute, wo die politischen Entscheidungen in der Seele jedes Einzelnen mitvollzogen werden und ihn mitschuldig machen durch sein Ja und sein Nein; wo im blühendsten Nachdröndentum mit sensationellen Photographien das ganze Volk unmittelbar vor die Bühne des Welttheaters rückt und mit der Anbetung des Erfolges alle sittlichen Werte umwertet? Man sieht gerade hier recht deutlich, wie diese sogenannten realpolitischen Denker im Grunde die größten Träumer sind, weil sie im Panne der augenblicklichen nationalen Lebenssteigerung den Blick verlieren für das unerbittliche Gericht der Geschichte, und Bestimmungen miteinander vereinen wollen, von denen die eine psychologisch die andere ausschließt. Daß der Tod der Lohn der Sünde ist, das gehört auch zur Wirklichkeit, und zwar zur allerrealsten, und eine Politik, die sich von dieser uraltesten Erfahrung der Menschheit emanzipieren will, die schwebt buchstäblich „in der Luft“. Treitschke hält es für völlig richtig, daß die Engländer in dem großen indischen Aufstand der jüngster Jahren die Eingeborenen vor die Kanonen banden und in alle Winde zerbliesen. Daß die Ausföhrung mit dieser Barbarei, das Lächerlichmachen der tiefen Seelen, mit welcher der Kulturmensch dieser wilden Zerstückung menschlichen Lebens gegenübersteht — daß das Urtat der von zahllosen Bergewaltungen und Gewissenlosigkeit in der heimischen Kultur, daß es in zahllosen Seelen die letzten sittlichen Hemmungen fortträumt, die letzte Seelen erübt und allen wilden Instinkten die Zückerheit giebt, daß sie noch eine „Mission“ in dieser Welt zu erfüllen haben — das alles entgeht diesem gelehrten Stubenmenschen natürlich vollständig — wie er sich denn auch niemals die Frage vorlegt, welche unermessliche Bedeutung es gerade für die Heiligung jener „inneren Ordnungen“ haben würde, wenn der verantwortliche Leiter des Staatswesens die universelle und allgemeine menschliche Bedeutung von Rechtsgefühl, Großmut und Selbstbeschränkung einmal durch die ganze Führung seiner

Aktionen und den Ton seiner Rede feierlich sanktionieren würde. „Der Staatsmann“, so sagt Treitschke in Bezug auf die Stellung des Höchstverantwortlichen zum Zittengesetz, „hat nicht das Recht, sich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbstlo: Ich habe nicht gelogen. Das ist die Tugend des Rönches.“ Das klingt sehr schön und ist doch unendlich kurzichtig, denn da jede Lüge eine Freigheit ist, so muß durch die politische Sanktion der Lüge die Freigheit auf allen Gebieten ermutigt und freigeiprochen und damit auch die entscheidendste Kraft der Landesverteidigung innerlich zersetzt werden. Die Geschichte weiß von seinen Völkern zu berichten, die infolge von Wahrhaftigkeit und Rechtsinn zertreten worden sind, und wo das so schien, da hat ihre höhere Kultur nur zu schnell die rohere der Eroberer in sich aufgejogen. Rauchende Trümmern sind vielmehr immer das Ende jeder Politik des Uebermutts und der treulosen Selbstsucht gewesen, und es ist wahrlich der Gipfel der Verblendung, wenn die Realpolitiker vom Schlage eines Treitschke uns mit dem bekannten „die Geschichte lehrt uns“ die politische Bedeutungslosigkeit der sittlichen Werte nachweisen wollen. Sehr interessant für die Erkenntnis von Treitschkes politischem Denken ist seine Beurteilung Machiavellis. Es heißt darüber:

„Nicht, daß er gegen die Mittel der Macht völlig gleichgültig ist, wobei uns an, sondern daß sich alles darum dreht, wie man die höchste Macht ermbt und bewahrt, daß aber diese Macht für ihn selber gar keinen Inhalt hat; daß die erworbenere Macht für rechtserigen muß, indem sie verwendet wird für die höchsten Güter der Menschheit. Davon findet man bei ihm keine Spur.“

Hier stellen wir wieder vor einer großen Abstraktion: Treitschke ist zu sehr moderner Kulturmensch, um bei der Cesare Borgia-Politik stehen bleiben zu können — auch er will strapellose Machtpolitik, aber nachdem diese ihr Werk gethan hat, soll die erfolgreiche Nation ihre Größe benagen zur Pflege der höchsten sittlichen Güter der Menschheit. Das sind die verhängnisvollen Phrasen, mit denen das politische Denken der Deutschen nun jetzt mehr als drei Jahrzehnten vergiftet und den tiefsten Wahrheiten entrendet wird. Welche „sittlichen Güter“ will man denn noch pflegen, nachdem man prinzipielle Raubwirtschaft mit dem nationalen Grundkapital des Rechtsgefühls und Gewissens getrieben hat? Und woher soll die Begeisterung für diese sittlichen Güter denn kommen, wenn der brutale Egoismus und die lärmende Selbstverherrlichung die nationale Weihe empfangen haben und die Bedenken des Gewissens derartig zum öffentlichen Gespött gemacht worden sind? Im Jahre 1891 schrieb Treitschke einmal aus dem Reichstage an seinen Freund Gustav Freytag: „... llm das Reich ist mir überhaupt nicht bange — wenn nur nicht der Materialismus der Sitten und Gedanken so juchbar überhand nähme, daß selbst mein hoffnungsvoller Sinn zuweilen erlähmt.“ ... Als ob es je in der Welt anders kommen könnte, als daß der Kultus des Nachterlozes zum Materialismus der Sitten und Gedanken führen muß! Die Feststellung all solcher „Nebenwirkungen“, die dann in ihrer Summierung wieder zu Hauptwirkungen in der Welt der politischen Entwicklungen werden, wird die vornehmste Aufgabe einer künftigen „Nealethik“ sein, welche das politische Handeln wieder mit einer wahrhaft konkreten Wurdigung der gesellschaftlichen Lebensbedingungen in Einklang zu setzen berufen ist. Ganz richtig sagt Treitschke: „Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll, das heißt, es müssen die Realisten erst erkennen, daß man das sittliche Urteil über den Staat aus der Natur und den Lebenswegen des Staates und nicht des einzelnen Menschen schöpfen muß.“ Wir wollen ebenfalls die Gesichtspunkte für die staatliche Aktion aus den Lebens-

zweck des Staates schöpfen — nur wollen wir zeigen, daß mit dem Worte „Macht“ dieser Lebenszweck ganz oberflächlich und einseitig bezeichnet und im Gegensatz zur Selbstbeschränkung und Gerechtigkeit gerückt wurde. Die heionenne und weibliche Einordnung des Staates in die menschliche Kulturgemeinschaft, ja die bewußte Mitwirkung an der Hervorbringung und Ausgestaltung solcher höheren Lebensformen ist heute so dringendes Lebensinteresse des Staates, daß man künftig die Größe eines Staatsmannes geradezu abschätzen wird danach, wie weit er diese Aufgabe verstanden und berücksichtigt hat, so wie man im Altertum die Kultur eines Volkes an seiner Haltung gegenüber den Fremden maß. Wenn Treitschke vom Staate sagt: „Das Weien dieser großen Gesamtpersonlichkeit ist Macht, und darum ist, für seine Macht zu sorgen, die höchste Pflicht des Staates“, so haben wir ihn und seine modernsten Nachbeter einmal vor die Frage zu stellen, ob denn diese Sorge für die Macht nicht gerade Eigenschaften in einer Nation heranzüchtet, die für ihre fundamentalsten Lebenszwecke verhängnisvoll werden müssen. Ich habe schon an anderen Stellen darauf hingewiesen, wie entscheidend die ganze kollektive Arbeitsleistung einer modernen Nation von gewissen geistigen und sittlichen Kräften abhängt, die in diametralen Gegensatz zu dem „Willen zur Macht“ stehen und wie wesentlich es daher für die Stärkung dieser ideellen Faktoren ist, wenn sich die staatliche Gesamtpersonlichkeit mit ihnen solidarisch erklärt — ich möchte heute nur noch angesichts der Verwundungen in China, Afrika und auf den Philippinen daran erinnern, daß die große Aufgabe der nächsten Jahrzehnte, die Angliederung der unentwickelteren Nationen an das Zivilisationswerk der vorgeschrittenen Nationen, eine völkervereinigende Aufgabe im weitesten Sinne ist und darum ebenfalls Eigenschaften nötig hat, die der Machtstaat mit seinen Erobererinstinkten niemals entwickelt. Wer erzielen will, der muß sich mit Sympathie in die geistigen Voraussetzungen einer unentwickelteren Lebensweise versetzen können, er muß das vollendete Tätigkeitsgefühl besitzen und vor allem die Fähigkeit, zur rechten Zeit nachzugeben — alles Fähigkeiten, die dort unentwickelt bleiben, wo man sich zur Durchsetzung seiner Ansprüche nur auf das Recht des Stärkeren verläßt und die prinzipielle Machtpolitik predigt. Hoffentlich werden die sogenannten Kulturnationen auf diesem Gebiete in den nächsten Jahren noch Erfahrungen machen, welche die Thymacht der Macht in der Lösung der weltpolitischen Probleme ergreifend darthun und vor allem auch zeigen, wie wenig die bloßen Machtmittel imstande sind, die produktiven Kräfte der unentwickelteren Nation zu entbinden und wie verhängnisvoll sich dereinst die Gewaltpraxis gegen diejenigen zurückwenden könnte, die sich ihrer heute zu weltpolitischen Effekten auf Kosten einer soliden Kulturpolitik bedienen. Vor allem bedarf unsere heutige deutsche Kulturpolitik, deren nächste geistige Väter in Theorie und Praxis Wisnand und Treitschke sind, aufs dringendste einer Revision — vom realpolitischen Standpunkte.

Aus Mitleid.

Von Hans Müller-Galensoo.

Das Haus lag ganz abseits von der Stadt. Wenn man am Hafen vorbei ging, wo die kleinen Berganquagsdampfer im Sommer anlegen und die Fischerboote zu jeder Zeit, und dann immer weiter und weiter den Fluß entlang an Heringsgründereien und Schuppen zur Ablagerung von Fischen und einer Schnapsbude sehr untergeordneten Ranges vorbei, so kam man schließlich hin. Auch konnte man es vom Fluß aus sehen und mußte sich immer wundern,

wie eigentlich ein solches Haus dahin gekommen war, denn das sah man ihm von Weitem an: in seiner Jugend hatte es bessere Tage gekannt. Damals lag es wohl einsam als nicht ganz anpruchsvolles Landhaus, und die Wandereien und widerlichen Gerüche von toten Fischen waren noch nicht bis zu seinem Bereich vorgedrungen. Gerüche dies enttäuschungsvolle Zurückdrängen einer besseren Vergangenheit gab seinem Anbild etwas ungemein betrieblid. In der unteren Etage waren alle Läden geschlossen, und eine hölzerne Freitreppe, die zu der Haustür führte, trug ein verwittertes und zerbrochenes Geländer zur Schau. Thürklinke und Klingelknopf waren mit Grünspan überzogen und das Ganze hatte den Anschein, als hätte die Thür sich wohl lange nicht in ihren Angeln bewegt. Oben aber waren die Fenster gepußt und mit Gardinen festoniert, an denen weder Brauseblau noch Stärke gepart worden war, und man brauchte auch nur ein Stück rechts von der Haustür zu gehen, um zu sehen, daß da ein Weg zwischen dem Haus und einem daneben liegenden Schuppen hindurch führte und daß man höchst wahrscheinlich hinten zum zu einem zweiten Eingang gelangen würde.

So machte es auch ein tüchtiges Marktweib, das, mit zwei mächtigen Denckelförben beladen, keine Deringe mit freischend monotoner Stimme in die Welt hinaus pries und dabei starken Schrittes die Passage durchschritt und auf einen Hof kam. Da hannelten ihr plötzlich ein paar plumpe, gestülpte Kinderhüte direkt über dem bunten Kopftuch, und gutmütig lachend blickte sie hinauf in das Gezeig des trottrigen Fußbaums: „Nanu, wat is denn man bloß hier los? Hat Eener jin olle Steibeln all in Noom hängt?“

Ein blaßes Mädchen sah ihr schon entgegen, antwortete nicht, aber zog höchst die Beine etwas höher, während eine kleine schwarze Katze, durch die Bewegung geschreckt, ihr mißmütig von der Schulter sprang.

Gleichzeitig ging aber auch schon mit Messeln und Klingeln die Hintertür des Hauses auf und eine Person mit verklärtem Gesicht, dem die Wangeln vor dem Alter gekommen waren, kam in aufgetupften Ärmeln, eine braune Küchenschüssel unter Arm, der Fran entgegen.

„Na, Mutter Jürgens, jin' de Jisch noch nicht tu tür?“

„Aee, Marthe, lassen's man bloß gut sind mit de Jisch. Koopen Ze mich man hüt en Suppenhohn ab, aber Ze soll'n man sehn, wat en Suppenhohn. Dar kann de ganze Familie twä' Dag von satt wer'n, da läßt sich nix geg'n lagen. Sehen's man bloß an!“

Sie pufste eilig an einem verschlossenen grünen Tuch, wobei aber belagertes Suppenhuhn, das bisher sich einer bewundernswürdigen Zurückhaltung befleißigt hatte, plötzlich in die größte Aufregung geriet, so daß es mit lautem Gezeier um sich schlug und die Frau Weib hatte, seiner Herr zu werden, bis sie es endlich triumphierend an den Weinen hielt, während die prächtig braungoldenen Flügel an der Erde schliefen und der Kopf mit dem farnmoosintonen Raum vergeblich nach oben suchte.

„Sehen's, Marthe, wat en Prachtthohn he is! Ze sollen's billig hon, Sehen's, iff han's groß foddert, iff han's Dag een, Dag ans, oppen Hof loden sehn, he hat mi ut min' Hand treten, iff kann he nicht slachten, da hab' iff to een weig' Hart ver. Nehmen Ze's, Marthe, Ze soll'n sehn. Stowen Ze Keis tau und e bissen Potter mang, nu denn des Potm! M' verlost Ze's nich, wenn's nich wat sein's war.“

Die sprudelnde Verchsamkeit verlichte ihre Wirkung nicht. Zur größeren Sicherheit mußten die Weiden noch abwechselnd das Maulobjekt mit Kennernene, — die Eine liegegeseh, die Andere mit festlicher Öringelgähnung — worauf sie schließlich handelseinig wurden. Marthe holte rasch ein Messer, und die Frau mit dem weichen Herzen

verabschiedete sich schleunigt, während das widerstrebende Huhn in die Inöcherne Hand seiner neuen Besitzerin überging.

Plumps, glitt wie eine reife Frucht Hilde aus den Zweigen des Rußbaums und ließ schnurstracks vom Hofe weg auf die Straße, fing sich unterwegs das schwarze Kästchen wieder ein, hüllte es sogleich in ihre Mattschürze und machte sich spornreichs damit hinunter ans Wasser, wo sie sich auf ein umgestülptes Fischerboot setzte. Ein großes Gezeter tönte hinter ihr, — das Huhn war offenbar erschappt und irrte gackernd in seiner Tobesangst am dem Hof umher. Dem Kind pochte das Herz, Endlich wurde Ruhe; die Warthe hatte gesiegt. Das Mädchen kauerte sich fröstelnd zusammen und machte ein warmes Nest in seinem Schooß für das Kästchen.

„Die garstige Frau, — nicht wahr, Nicke? — daß sie das Huhn der Warthe giebt! Wir essen keinen Hirschen davon, nicht wahr Nicke? Nicht einen Fispel Wirschen! Und dabei redt sie von ihrem weichen Herzen; so was von Duschelci, das alte Thel!“

Sie ballte ihre kleine Faust und drohte über den Fluß hinaus.

„Und dann lief sie noch weg, um's nicht mit anzusehen, so was Feiges! Besser wär's schon gewesen, wenn's denn sein müßt, sie hätt' selber gekan. Wenn Dir was geschchen müßt, Nicke, ich gäh' Dich nicht der Warthe. Lieber werf ich Dich selbst hier ins schwarze Wasser, wenn's mir auch noch so und noch so wech thät'. Ich brächt's fertig, Nicke, weil ich dich lieb hab', siehst du!“

Dabei schüttelte sie das Kästchen, um es aus der unverzeihlichen Launeit seiner Gefühle ihrer eigenen extatischen Empfindung gegenüber aufzurütteln; aber das Tierchen ließ sich nicht stören, sondern schnurrte in ungetrübter Beschlagheit weiter.

Hilde war zum ersten Mal in ihrem Leben fort von Berlin. Schwer genug hatte es gehalten, bis es so weit kam. Damals im Frühjahr, als sie von dem schweren Renneieber genesen war und sich so gar nicht erholen konnte, hatte ihre Mutter auf Anraten wohlwollender Menschen sich bemüht, sie etwa mit einer Ferientonic aus Land zu schicken, hatte aber allerorts abschlägigen Bescheid erhalten: es sei zu spät, alle Stellen seien längst besetzt, oder es könnten nur Centrumsinder benrchtigt werden, nicht aber solche, die in Schöneberg wohnten, wenn auch in noch so ungesund Kellerwohnung. Schon hatte sich die Wittstellersin entäußert von ihren Bemühungen zurückgezogen, da war doch noch in erster Stunde Mat und Hilde gekommen: die reichen Damen, die sie in der Vade-anfall als Barfräule bediente, hatten ihr das Weisgeid geschickt, um ihr zu ermöglichen, das Kind zu ihrem Bruder nach Pommern zu schicken, der ihr schon öfter geschrieben hatte, er möchte doch gern einmal die „Lüttje Ditt“ in seiner Familie haben. Er war Steuermann und hatte begehendes, aber hinreichendes Auskommen für Frau und Kind, und Hilde's Mutter war befriedigt, daß sich dochjo etwas Besseres für das schwächliche Sorgenkind bot, als eine Erholung an dem Tempelhofer Feld bei winstem Spiel mit zufällig vorgefundnen Spielkameraden, unter denen sich Hilde stets unbehaglich fühlte. So recht war sie dergleichen Getummel nicht gewachsen, denn die Mutter hatte sie, als Einzige, in Folge ihrer schwanlkenden Gesundheit ein wenig verweichlicht und von dem Verkehr mit Arelsgleichen möglichst fern gehalten. In der Sänfte paßte sie gut auf, aber durch die ängstliche Schüchternheit ihres zurückhaltenden Wesens wurde sie stets von frischen und dreisten Altersgenossen in den Schanden gestellt. Es gingen merkwürdige Gedanken in ihrem Köpschen spazieren, aber der Mut der Selbstänkerung fehlte ihr ganz und gar und

sie machte stets den Eindruck eines etwas schläftigen, farblosen, jeniblen Wesens, d. h. ihre kleine Person glitt ganz unbeachtet und unbeachtenswert durch das Leben hindurch. Dabei war sie leicht zu leiten von Personen, sowie von Erlebnissen, und unter günstigen Bedingungen konnten die Phasen ihrer inneren Entwicklung in rascher Folge reifen, denn es ging ihr nichts verloren, das ihr von außen kam, und unter steter Anpassung an neue Eindrücke zimmerte sie sich, fündig unbewußt, ihren inneren Schag zurecht. Hier, in der kleinen Stadt, gefiel es ihr vortrefflich. Zum Nichtethun hatte sie ein ausgeprägtes Talent, und die Zeit wurde ihr nicht lang in der neuen Umgebung. Schöner noch wär's freilich gewesen, wenn der Onkel Steuermann zu Hause gewesen wäre, denn sehsahrende Leute galten bei ihr als der Gipfel des Romantischen und berückend Abenteuerlichen. Sie hatte gehofft, in ihm eine unerhöpliche Fundgrube von schauerlichen Geschichten zu finden. Seeräuber, Havarie, ein maß- und steuerlos umhertreibendes Wrad schwebten ihrer Phantasie in verlockendem Durcheinander vor und ein ganz wonniges Gruseln hatte sich schon im Voraus für all diese Erleichterungen eingestellt. Nun war der interessante Onkel gar nicht zu Hause, Jahr auf einem freundlich pulsenden und ganz pläjäertlich erleuchteten Dampfischiff, das sie einmal gesehen hatte und das all ihre romantischen Visionen aufs Gründlichste zu untergraben geeignet war, mit lachenden Touristen über die blaue, garantiert sechslangeneine Ostsee und lam nur zweimal in der Woche an einen kleinen Hafen, anberthalb Stunden von H. entfernt, wohin die Tante sie einmal mitgenommen hatte, um den Onkel doch kennen zu lernen.

Die Tante war gut und freundlich mit ihr, auch die älteste Warthe, eine entfernte Verwandte von Frau Peterlen, die mit in der Familie wohnte, um Frau Peterlen zu helfen, seit das Kind da war. Ja, das Kind! Hildes ganzes Herz ging auf, wenn sie an den kleinen zweijährigen Kousin dachte. Sie hatte sich immer so brennend wie vergeblich ein Prädcherchen oder Schwellterchen gewünscht. Wie arm und einsam war's ihr doch zu Hause in der Kellerwohnung, wenn die Mütter auf Arbeit gegangen war und sie nach dem Essen sah, während sich so gar nichts um sie reate und rührte. Nun hier die Wonne, den kleinen rötigen Huden den ganzen Tag fallen und trähen und girren zu hören, ihn immer und immer wieder aufzufordern, mit wonnigem Aufjauchzen „Hille, Hille“ zu rufen, sein dickes, warmes Körperchen auf dem Schoß zu halten, ihm seine Fätsche, oder besser noch seinen Prei, zu geben, wobei er es immer verstand, mit besonders heimtückischer List erst ganz scheinheilig sein rundes Quallenmäulchen weit aufzusperrten und dann, wenn der Löffel kam, ihn plötzlich mit dem vorlanten Fatshändchen der großen Cousine aus der Hand zu schlagen, worauf dann jedesmal die Weiden in ein unbändiges Gelächter über den unwiderstehlich guten Witz ausbrachen. Was Schöneres, was Lieberes, was Goldigeres, was Wonnigeres als das Karlchen gab's nicht für Hilde auf der Welt! —

Es war der Abend des nächsten Tages. Hilde hatte gehoffen Wätsche abnehmen und jog in gärtlichem Verkehr ein Strämpchen, vergnügt dessen minimale Dimensionen belächelnd, über die Finger ihrer kleinen, dünnen Hand. Nun wollte sie noch schnell die Leine abmachen und sanber zusammenrollen, damit Warthe nicht brumme, und dann noch ein Viertelstündchen mit Karlchen in der Stube toben. Vor Schlafengehen war er am allermeisten zu hitieren Streichen aufgelaßt, und es war ihm auch ganz gesund, hatte Tante Peterlen gesagt, wenn er sich nach seinem Abendbrod noch ein bißchen „af-labbaltete“.

Hilde stand auf den Fußspitzen und bemühte sich vergeblich, mit hoch emporgehobnen Armen das Seil von

einem kalten loszubringen, an den es mit besonders hinterlistiger Schlingung verflochten war.

Da plötzlich tönte ein Schrei durch die Luft, ein so schmerzgefüllter, langgezogener Kinderschrei, wie ihn Hilbe im Leben noch nicht gehört hatte. Fast gleichzeitig freischte eine entsetzte weibliche Stimme aus, dann einen Augenblick Stille, und dann wieder hob ein herzzerreißendes leidenschaftliches Weinen und Wimmern an. Ein Fenster wurde aufgerissen, und Marthe's Stimme rief „Hilbe“, vor Aufregung zitternd, in den Hof hinaus.

Hilbe hatte die Arme sinken lassen und stand einen kurzen Augenblick wie gelähmt; dann ließ sie, schwer atmend, über den Hof, streifte ihre Holzpantoffeln ab und bestieg die Treppe hinauf.

Die Thür nach der Stube war offen. Karlchens hölzernes Gitterbettchen mit dem rot karierten Bettzeug stand in flackernder Beleuchtung der einen Kerze der Thür gegenüber, alles andere in Halbdunkel, sodaß sich Hilbe erst die Hand über die Augen halten mußte, um zu erkennen, was diesseits des Bettchens sich abspielte.

Auf dem Fußboden vor dem Tisch lag das Kind, hin und her rollend und lautes, wütendes Geschrei ausstößend; ganz ratlos kniete Marthe auf der Diele, den Kopf abgewandt und beide Hände verzwelfend auf die Ohren gepreßt. Ein dampfendes Gemisch von Milch und Wasser tropfte von der Kante des Tisches und bildete große Lachen auf dem Fußboden, aus denen die Scherben einer Milchflasche ragten, während ein schwarzeisener Topf daneben lag.

„Marthe, was ist nur geschehen?“ rief Hilbe, gleichzeitig noch dem furchtbaren schreien Kinde greifend. Der kleine schlug nach ihr, schrie lauter denn je und widerstrebte ihr nach Kräften. Als sie ihn aber trotzdem in die Arme hob, krallte er sich mit seinen spitzen Nägeln so fest in ihren Hals ein, daß sie Wüthe hatte, nicht ihrerseits aufzuschreien. Sie sah sich rasch um, wo sie ihn hingelenkt hätte; in die weichen Kissen seines Bettchens würde er zu tief einsinken, als daß sie nachgehen könnte, was eigentlich mit ihm sei; so trug sie ihn schnell zum Hochhaarsofa, beugte sich mit dem schweren Kind tief nieder und bemühte sich, die eingekrallten Fingerringe sanft aus ihrer Haut zu lösen. Er schlug und bäumte sich und trat, und sie mußte Gewalt anwenden, um überhaupt den Kopf wieder heben zu können und ihn zu betrachten.

Jetzt bot sich ihr ein jammervolles Bild. Auf irgend eine Art mußte das dünne Geschöpf an offenen Lichte Feuer gefangen haben. Dann hatte das erschröckte Kind wohl den Topf mit heißem Wasser, der zur Warmhaltung der Milch auf dem Tische stand, umgestoßen, wobei die Flamme zwar gelöscht, der arme kleine Körper aber jämmerlich verbrüht wurde. Die Reste der verbrannten Kleidung stoben an den stark geröteten Hautstellen, und die rauen Kanten des Wolljäckchens rieben bei jeder Bewegung Wunden in das garte, aufgequogene Fleisch. Dabei wälzte sich das verzwelfelte Kind und verschimmerte seinen Zustand mit jedem Augenblick. Es war zum Davonlaufen, aber Hilbe packte ihre zitternde Abneigung und ließ nicht davon.

„Marthe, kommen Sie doch nur rasch her.“ „Nief sie ungeduldig, „und helfen Sie mir, ihm das Zeug ein bischen losmachen!“

„Ach Gott, ach Gott.“ söhnte Marthe „det so wat passieren möt, wo de Frau us dem Us is!“ Dabei stand sie auf, lief an das Fenster und warf schein einen Seitenblick auf das Kind. Dann fing sie wieder zu weinen an.

„Mitte, Marthe.“ fluchte Hilbe. „Sie müssen ihn halten, er läßt sich ja nicht bekommen!“ Aber Marthe drückte das Gesicht gegen die Scheiben und heulte weiter.

Hilbe rüdte sich ein paar Stühle vor und ließ nach einer Schere. Sie erinnerte sich, einmal vom Lehrer ge-

hört zu haben, man soll: bei Brandverletzungen die Kleider wegschneiden, und das sah sie ja auch selbst, daß das Jäckchen und die verflochtenen Kanten des Hemdes rieben und reizten. „Del, Marthe!“ rief sie. „Mit Tel im Haus? Und dann müssen Sie den Doktor holen. Ach weiß, so was kann gefährlich werden.“

Sie mußte sich über sich selbst wundern, daß ihr das Alles einfiel. Atemlos kam sie mit der Schere zurück; es war doch nur ein sehr unsicherer Vorbehalt mit den Stühlen; bei seinen leidenschaftlichen Bewegungen konnte das Kind leicht herunterfallen.

Als sie den kleinen Patienten berührte, schlug er nach ihr und holte zu neuem Wammern aus. „Nief sein, Karlchen!“ schmeichelte sie zärtlich. „Hilbe will helfen, Hilbe will Wehweh auf machen, Karlchen muß stille halten.“ Sie schob ihm rasch eine Decke unter das unruhige Köpfchen. Nun sah sie erst, daß er auch blutete. Er hatte sich an der geröteten Milchflasche Hände und Gesicht gerischnen, und obgleich dies lange nicht so bedenklich war, wie seine anderen Verletzungen, so machte es den Anblick doch noch trostloser.

Endlich trat Marthe einen Schritt näher. „Halten Sie ihm die Hände, Marthe, damit er mir nicht in die Schere greift.“ Unsiher streckte Marthe ihre Hand aus, als sie aber das Blut sah, fuhr sie laut jammernd zurück. „Nee, so wat kann ich nief seh'n. Da hab' ich tau en weigt Hart vor. Det Lütje hev iff tau lieb!“

Hilbe mußte plötzlich an das geängstete, gadernde Huhn auf dem Hof denken und an die Markfrau mit dem „weichen Herzen“, die es nicht selbst totmachen wollte, es aber ohne Strapel einem viel härteren Schicksal überließ. Diese Erinnerung machte sie hart.

„Wenn Sie mir nicht helfen wollen, Marthe, so muß ich's allein machen.“ sagte sie, kniete sich auf den Fußboden nieder und gab sich die unbedenkliche Mühe, mit einer Hand die beiden kleinen, unruhigen Hände zu greifen; aber es gelang ihr nicht; schließlich legte sie den Kopf fest auf Karlchens Rechte, während sie die Linke mit ihrer Linken unklammerte. Nun konnte sie, mühsam wenigstens, das wollene Jäckchen durchschneiden, wo seine graufamen Zaden wie die Zähne einer Säge die aufgequogene Haut durchstießen. Die Berührung der Schere brachte aber den kleinen Patienten ganz außer sich vor Schmerz und Wut; Hilbe war auch in ihrer gezwungenen Stellung nicht besonders geschickt und konnte nicht vermeiden, die empfindlichen Stellen mit dem harten Metall zu berühren. Er strampelte, sträubte sich und machte schließlich seine Hand unter ihrem Kopfe frei. Die arme Hilbe kämpfte mühsam mit ihren zurückgehaltenen Tränen, denn sie mußte sehen, wie ihre Manipulationen seine Schmerzen vermehrten. In ihrem Leben hatte sie wohl nicht einem Geschöpf etwas so Leide gethan, und tausendmal näher hätte es ihrem Naturell gelegen, sich hinzusetzen und mit-zuweinen. Wieder fiel ihr die Frau mit dem Huhn ein, und sie sagte sich tapfer: „Ach will kein solch' dummes, falsches Mittel haben, ich will ihm helfen, selbst wenn ich ihm weh thun muß.“

Mit großer Anstrengung und Geduld gelang es ihr, das Jäckchen zu entfernen und seine Wunden so vor weiterer Reizung zu schützen. Auf ihren wiederholten Wunsch hatte ihr Marthe Del und weiche Lappen gebracht — immer mit abgewandtem Gesicht — und schickte sich jetzt an, nach der Stadt zu gehen und einen Arzt zu suchen. Frau Peterjen war mit einbrechender Dämmerung ausgegangen, um einen Korb Wässhäse für Sommergäbe abzuliefern. Sie wurde bei solchen Gelegenheiten meist in den Hotelstücken zu irgend einer Hilfsleistung herangezogen, blieb auch selbst gern ein wenig „maden“, und ihre Rückkehr war unabsehbar.

Als Marthe gegangen war und Hilbe sich so ganz allein sah mit dem klagenden Kind, hatte sie Mähe, sich zusammen zu raffen und trotz jammernden Widerstrebens seine Wunden mit Oel zu bedecken. Einmal fiel sie in sich zusammen und schluchzte laut. Das Kind hatte sich ein wenig beruhigt, wimmerte nur noch leise, sobald sie aber mit einem Oellappen kam, geriet es wieder außer sich, so daß es ihr unendlich schwer wurde, ihm die so schmerzliche Notwendigkeit aufzubringen. Endlich, als dies vorüber war, begann es vor Erschöpfung in einen unruhigen Schlaf zu sinken.

Hilbe kniete noch immer neben ihm und versorgte mit Spannung jede Bewegung. Sein Atem ging sehr rasch, die Augen waren nur halb geschlossen und von Minute zu Minute zuckte es schmerzlich zusammen oder wälzte sich jammern.

Sie wollte es nicht in sein Bettchen tragen, um es nicht aus dem Halbschlaf zu wecken, wagte aber auch nicht, es einen Augenblick zu verlassen.

Es war ein banges Warten. Sie lauerte sich an das ruhende seines Lagers, zog die Füße unter dem Körper hoch und wickelte die Arme fröhlend in ihre Schürze.

Wie still war es im großen Haus! Das Gefühl des Alleinseins lastete mit unheimlichem Druck auf dem pochenden Kinderhergen. Unten im Parterre war die Wohnung nicht vermietet, und über ihr in der Dachstube wohnte ein alter Arbeiter, der immer erst spät des Abend, und dann meist betrunken, nach Hause kam. Draußen die Schuppen und Gebäude, in denen es tags oft lebhaft genug berging, waren abends auch wie ausgeföhren.

Das Büchlein lag ganz still. Wenn es nun sterben sollte? Sie hielt den Atem an vor blankem Entsetzen bei dem Gedanken. Das Licht flackerte so ungleich — horch, — regte sich nicht etwas außen auf dem Flur?

Hilbe bedeckte die Augen mit den Händen und fing an, leise zu schluchzen. Das störte den unruhigen Schlaf des Kleinen, und er warf sich, laut wimmernd, auf die andere Seite. Schnell raffte sich Hilbe auf und flüsterle wortlose Koselaute, wie nächtliche Vögel im Nest über ihrer Brut. Nein, sie durfte nicht wieder weinen, sie wollte nun ganz still sein und bei ihm wachen. Als er sich wieder beruhigt hatte, nahm sie ihre ganze Kraft zusammen. Sie wollte nichts sehen und hören von ihren Schreckbildern; sie schloß gewaltiam die Augen und dachte: „Wenn ich ganz still sitze, so schläft er, und das ist ihm gewiß am gefährlichsten.“

Endlich hörte sie durch die äußere Stille Näher rollen, und gleich darauf hielt ein Wagen vor dem Haus. Schnell war sie vom hohen Sofa herunter geglitten, schob die flarre, bläuliche Gardine vom Fenster, das nach der Straße lag, und suchte es aufzumachen. Inzwischen war aber der Arzt mit seiner Begleiterin schon durch die enge Passage nach hinten gekommen, und Marthe's ungebüßiges Klaffen an der Hausthür tönte zu ihr herauf. Schnell rannte sie ohne Licht die Treppe hinunter, ängstlich rufend: „Marthe, sind Sie es auch?“

„Wer mät et wohl faust sind, du dämliches Göhr?“ war die ärgerliche Antwort, und beruhigt drehte sie den ächzenden Schlüssel um.

Draußen stand denn auch richtig Marthe und der Doktor, und hinter beiden, blaß und geängstigt, Frau Petercin, die sie im Wagen unterwegs aufgenommen hatten. Mit drei Ärgen war der Arzt die Treppe oben und bei dem kranken Kind. Er war ein junger Kliniker, der sehr sachgemäß und ohne persönliche Anteilnahme seine Unternehmung vornahm, sonst hätte er wohl bemerkt, wie lebend nach einem tröstlichen Wort das kleine, schwächliche Kindergezicht an seiner Seite zu ihm aufblühte. Nicht einmal, ob sie in ihrer schweren Pflichtenfüllung das Richtige getroffen

hätte, sagte er; aber sie konnte es indirekt daraus entnehmen, daß auch er zur Scheere griff und die noch übrig gebliebenen Stoffe von der verletzten Haut losschnitt.

Wieder war sie es, die die Handreichungen zu thun hatte; die Mutter stand weinend hinter dem Arzt, als der Kleine von neuem in Zammergeschrei ausbrach, und Marthe machte sich an seinem Bettchen zu schaffen. Wieder biß Hilbe die Zähne fest zusammen und hielt die zuckenden Glieder, während der Arzt wusch und verband.

Als alles fertig war, wandte er sich mit einem kurzen „Ich komme morgen früh wieder“, zur Thür.

Da sprang ihm aber Hilbe mit einem Satz nach, umflannerte mit ihren harten kleinen Arbeitshänden seinen Arm und fragte flehentlich: „Er wird doch bald wieder gesund, Herr Doktor?“

„Bestimmt kann ich Dir das nicht sagen. Die Brandwunden sind recht bedentlicher Art, aber ich hoffe, wir bringen ihn durch.“

Dann blinnte er auf das bekümmerte Gesicht des Kindes und strich flüchtig mit der Hand über die dürftigen Zöpfe. —

Tage und Wochen vergingen, und dann eines schönen Tages war Karthe wieder auf den roßigen Strampelbeinchen und jauchzte und gluckste, ganz wie früher, Hilbe entgegen, und als sie ihn des Abends glückstrahlend in ihren mageren Armen hielt, das die Köpfigen an ihre schwächliche, kleine Person geschmiegt, den Daumen im Mäulchen, da dachte Hilbe:

„Ist doch komisch mit dem Mitleid! Manchmal macht's, daß man gar nicht helfen kann, sondern immer nur mitweinen und mitjammern möcht', und manchmal macht's, daß man grad' helfen muß, wenn's auch noch so und noch so schwer ist. Es muß wohl davon kommen, ob's klein oder groß ist. Wenn's klein ist, denkt man nur wie weh' es einem thut, Schmerzern mit anzusehen, und wenn's groß ist, vergißt man ganz das eigene Wehthun und denkt eben bloß, wie man wohl helfen könnt'. Und wenn man wirklich geholfen hat, — das ist doch was gar so Schönes.“ Dabei holte sie das die Kinderförpchen, das von ihrem dürftigen Schoß so gleiten drohte, wieder fest an sich heran und legte ihr Gesicht auf das seine.

Betrachtungen über elbische Entwicklung.

Von Willy Schlüter (Gadenberge).

Eine reichliche Fülle von Anregungen bot mir in diesen Tagen die Broschüre „Friedrich Reichle und seine Herrenmoral“ von Dr. M. Kronenberg. Es ist hier nicht der Ort, eine weitläufige Rezension zu bringen. Weiteren will ich nur, daß das Büchlein mir wieder einmal gezeigt hat, daß die abstraktesten Probleme, richtig erfaßt und klar repräsentiert, nicht nur verständlich, sondern auch in dankenswerter Weise interessant gemacht werden können. Vor allem will ich gedenken, daß dieses Büchlein es ist, welches die folgenden Gedankenreihen in mir ausgeföhlt hat.

Es giebt Wurzel-Apakte, Knospen-Apakte und Blüten-Apakte. Die Sittlichkeit erwacht, z. B. geschichtlich in gewisser Hinsicht aus sinnlichen Bedürfnissen. In den Notwendigkeiten der materiellen Lebensfürsorge hatte sie ihre zwingendsten Ursachen: Wurzel-Apakte! Sie entwickelt sich, doch ehe sie zu laterer Bewußtheit sich entfaltet, durchläuft sie ein Stadium oft recht sonderbarer, willkürlicher Formen: Knospen-Apakte! Bis sich ihres Wesens Weisheit in leuchtender Schönheit offenbart: Blüten-Apakte! In solchen Apakten stehen alle Dinge. Sie, diese Apakte, beäumen die Optik des Geisteslebens. Die

Streiflichter.

Järbung, Stimmung, Belebung- und Erhebungsfähigkeit jeder Wahrheit richtet sich genau danach, ob ich sie mit der Anfangs-, Zwischen- oder Endstation der Entwicklung in Zusammenhang bringe. Ein Geist, der es gewohnt ist, die „Blüte“ ins Auge zu fassen, sieht das Leben in einer ganz anderen Beleuchtung, als der „Wurzelschauer“, der Mann der Untergrunds-Gedanken, der letzten Ursachen. Sie können beide gleich ernst, gleich tief, gleich gründlich und eralt sein — die Wurzel-Mislinie ist keineswegs an sich der wahrere, tiefer, berechtigtere Aspekt — beide Denker können sogar im wesentlichen dasselbe Temperament haben, und sie leben doch in einer grundverschiedenen Atmosphäre des Geistes. Für die Wissenschaft mag es bisweilen vorteilhaft sein, wenn beide Richtungen möglichst einseitig und fortwährend verfolgt werden. Bisweilen! Denn starrs Blicken nur nach einer Richtung muß schließlich die „Sehtraut“ lähmen.

Die Ethik der Vollmenschen aber stellt die Forderung: Wende die Gedanken von allen Wurzel- und Knospen-Erscheinungen zur mehr oder minder klar erschaubaren künftigen Blüte. Zum „Ideal“. Mache auf alle Verheißungen, alle Vorzeichen der Vollendung. Sieh! im Menschen nicht den gewesenen Affen, sondern vorzugsweise und in erster Linie den werdenden Gelmenschen. Achte im Irrtum die Tendenzen zur Wahrheit! Im trüben Heute blick! auf solche Dinge, die von frohem Werden reden. Im „Wahrheitspiegel“ der edlen Eliza Roth (Jahrg. 1, Nr. 10) werden uns zwei Wanderer vorgeführt, die beide über den Zweck des Lebens nachsinnen. Der eine sprach zu sich selbst: „Wen soll man fragen und wer soll antworten, da ist kein Gott, da ist niemand, der hört und niemand, der antwortet.“ — „Der andere Wanderer sah sinnend vor sich hin und bemerkte in einer Spalte im Felsen neben sich eine Eichel, die zu keimen sich bemühte, um ihre Entwicklung zu erstreben, um ein Baum zu werden. Er wunderte sich, wie das kleine Ding es wage, in dem harten Gestein Wurzel zu schlagen. Er fiel in einen Traun und träumte von der Eichel und sah einen Baum entspringen, der war groß und schön und herrlich. Er erwachte und sah wieder auf den harten Felsen unter seinen Füßen.

„Ich bin auch ein Baum.“ sprach er. „Nein, ich bin noch eine Eichel, die in einem Felsen eines harten Schicksals Wurzel zu fassen versucht.“ Er sah sich selbst, so wie die Eichel, nach mehr Leben, nach mehr Liebe und nach Wachstum ringen zc.

Wieder wir nun ins verlassene Sätulum zurück! Da ist von einer konsequenten Ausübung solcher Gedanken zucht wenig zu spüren. Der Wurzel-Aspekt, der, nochmals sei es betont, keineswegs an sich der wahrheitsgemäßere ist, wiegt vor. Man glaubt kaum noch an die Blüte des Ideals. Selbst die christliche Religiosität beugt sich unter die herrschende Mislinie. Was soll man von einem Christentum sagen, das in folgender Weise den Zusammenhängen zwischen Gelbbestiz und Sittlichkeit nachforscht: „Gelbente sind wenigstens keine Umsturz männer, keine Idealisten und Weltverbesserer.“ — „Wir müssen Geld und Besitz haben, um die Materie und mittelst ihr die Verhältnisse, die Menschen und die Masse zu beherrschen. Geld ist die respektierteste, konkreteste und verständlichste Macht; daß diese Macht von der Intelligenz abhängig bleibt, ändert nichts an ihrem Wert.“ — „Reichtum und Machtstellung machen uns geschwinde und einbringlicher zu Kennern der Menschen, der menschlichen Verhältnisse“ zc. —

Die Sorge vor dem Verlust des Geldes „gibt flachen Menschen Vertiefung, Konzentration und einen Ernst, der zuletzt ein edleres Objekt entdeckt, als Geld und Erdemacht.“ — Diese Worte stammen von dem Kirchengläubigkeits-Verächter Bogumil Goltz.

Kaiser und Volk. Die in der Presse an den letzten Kaiserreden geübte Kritik hat mit voller Deutlichkeit erkennen lassen, daß ein tiefer Unterschied besteht zwischen der politischen Anschauungsweise des Kaisers und der des deutschen Volkes. Dieser Unterschied betrifft einen der wichtigsten Punkte des modernen Staatslebens, das Verhältnis zwischen Krone, Regierung und Volk.

Die Behauptung des Kaisers, daß die Autorität von Krone und Regierung bedenklich geschwunden sei, findet keinen Widerspruch in der öffentlichen Meinung Deutschlands. Aber über die Ursache dieser Erscheinung urteilt das Volk ganz anders, als der Kaiser. Denn während der Kaiser die von der Presse an der Regierungstätigkeit geübte Kritik für das Schwinden der Autorität verantwortlich macht, wird von den Vertretern der öffentlichen Meinung vielmehr darauf hingewiesen, daß die Art, wie bei uns regiert wird, die Schwächung der Autorität verschuldet habe.

Aber Viele, die jetzt so urteilen, haben selbst dazu beigetragen, daß falsche Anschauungen über die Aufgabe von Krone und Regierung in Deutschland so viel Raum gewinnen konnten. Personenverehrung und Monarchenverehrung sind lange, zum großen Teile zum Zweck der Förderung von Parteinteressen, bei uns gepflegt worden, und das konnte nicht ohne Einfluß auf das Verhältnis der Monarchie zum Volke bleiben.

Wohl mochte der Kaiser glauben, daß das persönliche Regiment das geeignetste sei, das Volk zu beglücken, wenn beständig in schmeicheleicher Weise der Segen dieser Regierungsform gepriesen, beständig vor der „Volksherrschaft“, als dem größten Uebel, das ein Volk betreffen könne, gewarnt wurde. Wenn die einflussreichsten Parteien im Staat die Theorie von dem beschränkten Unterthanenverstande predigten, wenn die Vertreter des deutschen Volkes in ihrer großen Mehrzahl den Grundsatz aufstießen, daß die Minister bloße willenlose Werkzeuge des Monarchen sein sollen, wenn sie mit dazu halfen, die Verantwortlichkeit der Regierung vor dem Volke zu einem bloßen Scheine herabzudrücken und in den wichtigsten, einschneidendsten Fragen die persönlichen Anschauungen des Herrschers zur Richtschnur ihres politischen Verhaltens nahmen, so kann man sich nicht darüber wundern, daß der jetzt bei uns bestehende politische Zustand sich herausbildete.

Und nun zeigt sich, wie unbefriedigend, wie unwahr und unnatürlich dieser Zustand ist. Nun empfindet der höchste Würdenträger des Staates es mit schmerzlichem Bedauern; daß ein Regierungssystem, welches ihm die höchste Machtstufe verbürgen sollte, eine schwere Gefahr für seine persönliche Sicherheit, wie auch für die Sicherheit des Staates enthält.

Der Kaiser nun ist weit davon entfernt, aus den Vorgängen der letzten Zeit den Schluß zu ziehen, daß mit der bisherigen Regierungsmethode zu brechen sei; er ist weit davon entfernt, die Maßregeln zu befolgen, die ihm in der Presse erteilt werden. Ihm ist nicht die volle Wahrheit klar geworden; seine Aufmerksamkeit richtet sich nur auf die eine Seite der Sache. Er schreibt die Mißstimmung, von der er Beweise erhalten zu haben glaubt, dem Einfluß einer falschen Zeitrichtung und der Verführung durch gewissenlose Störenfriede zu. Und er zieht aus den bedauerlichen Vorgängen der letzten Zeit den Schluß, daß nur durch eine starke Waffenmacht für seine Person und für den Staat die nötige Sicherheit zu beschaffen sei. Ein tiefer, unüberbrückbarer Gegensatz besteht zwischen der modernen Auffassung vom Staatsleben, die nun in der Presse fast aller Parteien vertreten wird, und von dem alten Regime überkommenen Auffassung, daß Gehorsam gegen die Anordnungen des Landes Herrn die

vornehmste staatsbürgerliche Pflicht sei. Im Volke macht man Fehler der Regierungspolitik, das Eintreten Deutschlands in die „Weltpolitik“, für die Verschlechterung unserer Beziehungen zum Auslande, für die allgemeine Unfriedeherheit der auswärtigen Lage verantwortlich. Man geht auch schwere Bedenken gegen die bei uns geübte Regierungspraxis, in der die Initiative des Kaisers so stark hervortritt, gegen das persönliche Eingreifen des Kaisers in den Gang der Politik. Es giebt aber kein Mittel, den Kaiser zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die im Volke herrschende Mißstimmung sich am sichersten durch Anpassung der Regierungspolitik an den Volkswillen, durch Einführung des echten Konstitutionalismus an Stelle des bei uns herrschenden Scheinkonstitutionalismus, beseitigen läßt. Darum werden die Gegenläufe sich verhängen. Die sogenannten treuen Anhänger der Monarchie aber werden in eine eigentümliche Verlegenheit geraten. Sie erkennen das Bedenklche ihrer bisherigen Praxis und haben doch nicht die moralische Kraft, sich davon loszusagen.

Th. B.

Mission und Politik. Mission hat mit Politik nichts zu thun, hört man oft sagen. Wenn es so wäre, würde die Mission in gewisser Beziehung eine Kulturarbeit verrichten können; doch die Erfahrung lehrt das Gegenteil, daß Mission die Politik und Politik die Mission für sich zu gewinnen sucht, und ferner, daß die Mission insolge dessen nicht friedlich vorgeht, sondern kriegerisch, und daß es ihr häufig mehr um den Geldsack zu thun ist, als um die Seelen der „armen, unbesetzten Heiden“. Ein charakteristisches Beispiel hierfür liefert ein Brief eines französischen Offiziers aus China. Selbiger ist in der Pariser „Aurore“ abgedruckt, und es heißt in ihm u. a.:

„Die Missionen haben das Menschenmögliche getan, die europäischen Nationen bei der sinesischen Bevölkerung in Mitleid mit zu bringen. Ihre Taten sind gering vor, die Absichten unvollkommen; im Grunde sind diese Missionen nichts anderes als Erwerbsgesellschaften.“

Die französischen Missionen, um nur von diesen zu sprechen, sind ungeheuer reich. In Tientsin namentlich haben sie große Besitzungen. Bei ihnen wohnen wir, und sie sind nicht bösde, sondern verstehen es ausgezeichnet, aus der Situation Nutzen zu ziehen, indem sie für Regierungsbekämte und für uns Offiziere die Preise gehörig in die Höhe schrauben. Sie haben durch die Unruhen sehr viel verloren, das mag richtig sein; daß sie aber alle möglichen Mittel anwenden, das verlorene Geld wieder zu gewinnen suchen von den Truppen, die zu ihrer Hilfe entsandt sind, ist bezweifellos.

Um eine Idee von der Dabiger dieser Leute zu geben, sei folgendes angeführt. In Tientsin haben die Jesuiten und die Lazaristen eine und ein Hospital, deren Dekonon der Vater Dörmond ist. Die Direktion unseres Vazaretts unterhandelte mit dem Vater wegen meiner Befähigung aus der Küche der Ordensgesellschaft; es handelte sich nur um die Ergänzung der vor seinen des Regiments geleisteten Speisen, die allen schon hinreichend genügen waren. Er hatte die Ehre, dafür drei Pfaher, etwa 5 Francs, pro Tag zu verlangen.

Viel schlimmer aber ist die kaum glaubliche Thatsache, daß die Missionare den sinesischen Christen Steuern auferlegen. Hier

eine authentische Geschichte, welche die Bewerksstelligung dieses Bemühens im besten Lichte zeigt! In einigen Dörfern zwischen Tientsin und Peking hatten die Missionare bei der Steuererhebung schlechte Erfahrungen gemacht. Sie verbreiteten nun das Gerücht, daß in jener Gegend einige Missionare getötet worden seien. Nachdem sie so Stimmung gemacht hatten, kamen sie zum General Baildon, sagten ihm, es seien einige der Ihren in die Gefangenschaft von Bogern geraten und verlangten, daß Truppen zur Befreiung der Gefangenen ausgesandt würden. Der General witterte eine schamhafte Fiktion, hielt ihnen vor, daß sie übertrieben und schling die erbetene Hilfe ab. Sie antworteten nicht, gingen sofort zu den Deutschen, die auch auf den Vorschlag eingingen, in der frohen Erwartung, auf diese Weise in den Fuß zu kommen, die Beschüger aller Christen zu sein. Doch wenigen Tagen kamen die guten Väter zurück, erzählten, daß ihnen die Deutschen Hilfe angeboten und daß sie diese in der Hoffnung ausgeföhren hätten, daß der französische General diese Ehre doch nicht den Deutschen werde überlassen wollen. Sie fügten noch hinzu, daß sie bei der Weigerung der Franzosen die Hilfe der Deutschen annehmen wollten. — Das war ein gut geplanter schamloser Trick, denn unser General blieb jetzt trotz seiner Kleinigkeit nichts anderes übrig, als zu marschieren. Die Kolonne wurde von einem General befehligt und von einem Feldkapitän — Vater Durcay — begleitet, der diejenigen Dörfer angab, die zerstört werden müßten und die, welche hier von verhaftet werden sollten.“

Eine Art Sonnenbrief, wird mancher sagen. Nun, wie mau's nimmt: Die Sonnenbriefe sind durch die Erklärung des Kriegsministers im Reichstage nicht aus der Welt geschafft, sondern, im Gegenteil, durch die unbestimmte Stellungnahme nur noch bekräftigt worden, und obiger Brief läßt sich jedenfalls auf Tschijschen. „Die Missionen sind Erwerbsgesellschaften“, heißt es in diesem Schreiben, und daß Missionare, die ihr Hauptstreben darauf richten, möglichst viel Kapital zusammenzutreiben und nur für ihre Vestigungen sorgen, und zwar unter dem Deckmantel der christlichen Religion und Nächstenliebe, ja, daß diese Ritter der Gerechtigkeit sich kein Ansehen bei den Chinesen verschaffen können, dürfte wohl jedem einleuchten; aber daß dann diese Völker auch einmal sich gegen diese Mission auflehnen und sie gar gänzlich aus dem Lande weisen wollen, das versteht man nicht. —

Urs der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande der D. G. E. A. Sitzung vom 3. März 1901. Der Bericht der Abteilung Wiesbaden wurde verlesen. Danach wurden alle dergleichen Tage Versammlungen abgehalten, meist mit Vorlesung über ethische Literatur. Prof. Staubinger-Darmstadt sprach über: „Ethische Theorie und praktische Praxis“. Die Abteilung nimmt regen lebhaften Anteil an der Leistung und Arbeit des durch stiftige Bemühungen einzelner Mitglieder gegründeten Vereins: „Ausfallstelle über Wohlfahrtsvereinigungen und in Reichstagen.“ Mitgliederzahl 37. — Aus dem Wanderrednerfonds werden auf Antrag Magdeburg ein ev. Juchsig zu einem Vortrag von Dr. F. W. Forster und auf Antrag Danzig ein Beitrag bis zu 100 Mk. für einen Vortrag von Prof. V. Meyer angemeldet. — Die fünfte Auflage der „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung“, so wie sie aus den Beratungen einer damit betrauten Kommission hervorgegangen ist, soll vorläufig zu propagandistischen Zwecken in Höhe von 1500 Exemplaren gedruckt werden; die endgültige Gestaltung und die Bestimmung der Höhe der Gesamtauflage wird der nächsten Sitzung vorbehalten.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

April-Programm.

Sonntag den 14. April, (nicht am 9. d. M.) abds. 8 Uhr. Unter den Linden 16, III: Gesellschaftlicher Abend. Sonntagslos Versprechung über den Vortragssyklus Dr. Forster. Vier Erschienenen zu Mitgliederpreisen ist gestattet, (so Ueberstieg zu Gunsten des Wanderrednerfonds).

Mittwoch den 24. April, abds. 8¹/₂ Uhr. Bürgeraal d. Stadt. Nathauses. Monatsversammlung. Vortrag und Redner noch zu bestimmen.

Der Schriftführer: Dr. Fenzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Bestellung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Adolph Fenzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Vieber in Berlin W. 66. Wilhelmstr. 47. — Druck: J. E. Freub, Berlin SW., Romanballeustr. 14.

Verlag:
Johann Neumann
Neudruck 1,00 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegereien.
Verl.-Gesellschaft
Nr. 2000.

Ethische Kultur

Verlag:
Die Verlagsgesellschaft
Neudruck 1,00 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegereien.
Verl.-Gesellschaft
Nr. 2000.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 20. April 1901.

Nr. 16.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Weltacht und Ethik. Von Dr. Fr. W. Soerster (Jülich). —
Waldeck-Rousseau und Viviani über die geistlichen Orden. — Ein
freigeiges Dorpfengesecht. Von Dr. A. Penzig. — Streiflichter:
Religionsdrill. Geistige Kultur und Arbeitern auf dem Lande. —
Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptvorstande der D. S. E. K.
— Berichtigung.

Weltacht und Ethik.

Von Dr. Fr. W. Soerster (Jülich).

Es sei mir gestattet, noch einmal auf die Ordensfrage zurückzukommen. Die kulturelle und psychologische Verteilung der geistlichen Orden ist von einer so entscheidenden Bedeutung für die ganze geistige und praktische Richtung der ethischen Bewegung, daß eine eingehende Aussprache über diese Frage gerade für die Wortführer unserer Bestrebungen von größter Wichtigkeit ist — um so mehr als mir ja doch an alle diese Probleme herantreten wollen nicht als Dogmatiker, sondern als eine Gemeinschaft von Suchenden. Und weil wir alle einig sind in dem Wunsche nach geistiger Vertiefung unserer gemeinsamen Ziele und unsere Lebenslehre aufzubauen trachten auf der reifsten und allseitigsten Erkenntnis des Lebens selber und seiner unabsehbaren Mannigfaltigkeit, statt die Bedürfnisse unserer eigenen beschränkten Natur zum alleinigen Maßstab dessen zu nehmen, was gesund und wertvoll ist — gerade darum dürfen wir nicht zu denen gehören, welche uralte und immer neu ersehende Institutionen menschlicher Seelsorge so ohne weiteres zu den überlebten Dingen werfen, statt vor allem einmal zu prüfen, welche ewigen Wurzeln diese Organisationen vielleicht in der menschlichen Natur und in den Gesetzen des Lebens selber haben. „Frei denken“ heißt ja doch nicht nur frei sein von den Ansichten der anderen, sondern vor allem auch frei sein von der eigenen Beschränktheit des Sehens und Erlebens — bedeuten sich beugen vor dem, was anderen heilig und ehrwürdig ist und ihnen das Leben erträglich macht, nachdenken lieber über die eigene Einseitigkeit, als diejenigen Narren nennen und Sonderlinge, die aus mannigfaltigeren Seelenbedürfnissen und Seelentämpfen heraus nicht zufrieden sind mit dem, was uns selbst geistig ausfüllt. Und um so mehr sollten wir diese Stimmung in uns pflegen, als wir ja alle selbst nicht wissen können, ob wir nicht einst vom Gipfel unserer Lebensentwicklung mitleidig lächelnd auf die Blindheiten unserer Sturmjahre herabschauen.

Nur von diesen Gesichtspunkten aus habe ich einige der Waldeck-Rousseauschen Argumente gegen die Orden angegriffen. Ich habe das Recht der freien Persönlichkeit

verteidigen wollen gegen die Intoleranz eines Freidenkertums, das sich anmaßen will, freien Menschen vorzuschreiben, welche Hilfsmittel sie zur Pflege ihres inneren Lebens gebrauchen sollen — als ob ein Mensch ohne religiöse Bedürfnisse überhaupt verleben kann, was für tiefsterrigene und gesuchte Naturen Verlebenslust und Lebenshilfe der Persönlichkeit ist. Ich zitiere noch einmal den Hauptpassus der in Rede stehenden Ausführungen des französischen Ministers:

„Meine weltliche Kongregation bildet sich ohne das dreifache Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Durch das erste dieser Gelübde trennt man sich absolut von den allgemeinen Interessen, die darin bestehen, daß man Eigentümer ist, mit anderen Worten, daß man für die Wohlfahrt seines Landes arbeitet. Durch das andere Gelübde entzieht man sich dessen, was die Theologen die andere Sorge genannt haben. Diese Sorge ist: eine Familie zu haben, dieser Familie anzugehören, und vor allem, für sie zu leben. Durch das Gelübde des Gehorsams klaut man etwas, was ihnen ganz natürlich erscheinen kann, was mir jedoch als die bestimmte Regulation der menschlichen Persönlichkeit erscheint; man macht, nicht nach dem Ausdruck von Juristen, sondern nach dem Ausdruck der Leute, die es lehren, „in seiner eigenen Person Gott ein Geschenk“. Wenn man nun aber der menschlichen Persönlichkeit das nimmt, was beweis, daß man besitzt, daß man vernünftig denkt, daß man sich selbst überlebt, so frage ich: was bleibt dann von dieser Persönlichkeit überhaupt noch übrig?“

Wie schon im ersten Artikel angedeutet: Meine Kritik hat absolut nichts mit der politischen Aktion Waldeck-Rousseaus zu thun. Niemand verurteilt schärfer als ich die Einmischung der Orden in politische Angelegenheiten und jede Art von geistlicher Verfolgungssucht und Ueberhebung. Meine Kritik hat auch nichts mit einer Verteidigung der katholischen Kirche als solcher zu thun. Die geistlichen Orden sind gar nicht spezifisch Christliches, sie sind so alt wie die Kultur; das Christentum übernahm sie aus dem buddhistischen Glaubenskreise; buddhistischen Mönchen ist hauptsächlich die ungeheure Ausbreitung des Buddhismus in Asien zu verdanken; in Griechenland gab es Orden mit sehr strengen Bestimmungen, wie die der Pythagoräer; die Essener in Palästina waren eine Sekte mit strengen Ordensgelübden; die Stoiker in Rom hatten unabhängig vom Christentum bereits ihre Bittelmönche, denen Epictet Vorschriften gab, die ganz an das erinnern, was später von den Kirchen ausgebildet wurde — und eine so gewaltige Kulturerscheinung, die getragen ist von der tiefsten Sehnacht aller Völker und Zeiten, die will man einfach so zum alten Eisen werfen? Was ich an Waldeck-Rousseaus Rede angriffe, das sind nicht diejenigen Sätze, die sich gegen Mißbräuche und Ausdehnungen wenden; er hätte das Alles viel wirksamer sagen können, wenn er daneben ein Wort der Würdigung gefunden hätte für den tieferen und berechtigten Kern des Ordenswesens selbst und für die zweifellosen großen Verdienste, welche die menschliche Kultur

in jeder Richtung den Klöstern verdankt — statt dessen aber greift er gerade den unaugreifbarsten, allgemein menschlichen Lebenskern dieser Institutionen an und schadet damit nicht nur unermesslich der Sache des freien Gebankens, sondern stürzt auch aufs Nachhaltigste die moralische Widerstandskraft seiner Gegner — was die Zukunft bald genug zeigen wird.

Der verehrte Herr Herausgeber nimmt die zitternden Argumente Walbed-Kouffeaus nodmals in Schutz und verteidigt sie gegen die sogenannte Weltflucht. Ich möchte daher im Folgenden die verschiedenen Gesichtspunkte prüfen, von denen aus er zu gänzlicher Verwerfung alles dessen kommt, was man Weltflucht nennt.

Es scheint mir, als liege ihm und anderen Lesern das Mißverständnis nahe, als sei ich durch einen gewissen romantischen Zauber des Klosterlebens angezogen und bedürfte nur einer rechtzeitigen Freundesaumahnung, um freudig ins Leben zurückzuföhren. So leidet will ich ihm die Sache nun doch nicht machen. Was mir alle jene alten Dinge nahe bringt, ohne daß ich mich ihnen kritisch gefangen gebe, das ist gerade das Gegenteil von Romantik. Denn Romantik ist Verhöhnung der Wirklichkeit — ich aber treffe auf die Erden gerade bei der Suche nach der vollen Wirklichkeit der menschlichen Natur, nach den realen Bedürfnissen der Seele; denn die Erthil soll nicht in die Luft gebaut werden, sie soll vertraut sein mit allen Bedingungen des geistigen und sittlichen Lebens. Und so komme ich dazu, zu behaupten, daß man auch im sittlichen Leben einen Punkt außerhalb der Erde braucht, um die Erde zu bewegen. d. h. daß die sogenannte Weltflucht das einzige Mittel ist, um zu derjenigen Stille der Seele zu kommen, in der man den Mittelpunkt des Lebens wiederfindet, den wir alle immittelbar zahlloser Nebenbuhlertheiten des Welttreibens immer wieder aus den Augen verlieren und ohne den wir unabwendbar zum Schiffbruch treiben. „Weltweife“ hat man darum auch zu allen Zeiten nur diejenigen genannt, die aus solcher „Weltferne“ heraus dem Sinn des Lebens nahe kommen und nur in der Stille führende und erhebende Weisheit fanden, für alle, die mitten im Lebenskampf standen. Und diejenigen, die mitten im Getümmel stehend, gleichwohl erste und wirksame Gedanken hervorgebracht, sie konnten das nur, weil sie durch jene auf den Kern des Lebens eingestellt waren.

Ich erlaube, daß mir Leibniz entgegengehalten wird als ein Philosoph, der tiefe Lebensgedanken verschwenderisch ausgebreitet habe. Ich weiß nichts davon. Als ein Denker über die centralen Probleme des Menschenseins kommt Leibniz überhaupt gar, nicht in Betracht. Seine Philosophie ist abstrakte Philosophie und hat nichts mit der Erkenntnis des wirklichen irdischen Menschseins und der Lebenskonflikte zu thun. Leibniz war ein genialer Mathematiker und ein geistreicher Kopf — aber im übrigen, wie Schopenhauer mit Recht sagt, ein durchaus „gledeter“ Philosoph und gerade ein Mensch, dessen Denken über menschliche Dinge stach und ohne Wirkung auf die Nachwelt blieb, eben weil er ein Weltmann war. Hofmeisteranten können niemals Weltweife bleiben.

Bei allen Menschen, die den Tücken des Lebens und der eigenen Vervollkommnung tiefer nachgegangen sind, wird man das starke Verlangen nach Weltflucht in irgend einer Form finden — und zwar in dem Sinne, daß sie ihre volle geistige Ruhe vor allem durch die innere Trennung von der Welt des Wüthens und Verlangens zu sichern suchten.*) Denn es ist ja klar: je mehr wir nach

wirlich objektiver Erkenntnis des Lebens selber suchen, um so dringender muß in uns das Bestreben nach einer Lebensgestaltung werden, die uns reinlich trennt von all denjenigen instinktiven Verhöhnungen, die aus daraus entstehenden Illusionen stammen. Es ist darum sehr bezeichnend, daß ein so redlicher und tiefer Denker wie Spinoza ganz und gar auf dieselben Gebanken kommt, die auf religiösem Gebiete zur Gründung von Orden geführt haben. Er sagt dort:

„Dasjenige nämlich, was das Leben zumeist bietet, und was die Menschen, nach ihrem Vernehmen zu schließen, als höchstes Gut schätzen, löst sich auf drei Dinge zurückführen, nämlich auf Reichtum, Ehre und Sinnenluß. Von diesen drei Dingen wird der Geist bezwungen in Ansruch genommen, daß es ihm schließlich nicht gelingt, auf ein anderes Gut seine Gebanken zu richten.“

Alle wirklich großen Denker haben so empfunden und dementsprechend ihr Leben einzurichten gesucht. Demotrit verteilte seine Güter und kam deshalb ins Gefängnis; Pythagoras wurde selbst der Ausgangspunkt strenger Ordensgründungen — nicht in dem Sinne, daß es für gewisse Naturen nicht auch möglich sei, ohne Gelübde und Genossenschaft zur vollen Ruhe des Verstandes und zur Trennung von der Welt zu kommen, sondern in dem Sinne, daß solche Gemeinschaft ein notwendiges Hüfl für leidenschaftlicher bewegte und erregbare Naturen ist, die Frieden und Weisheit suchen, und daß dadurch eben auch schwächeren Naturen die Möglichkeit solcher Verinnerlichung gewährt werde. Wenn Herr Dr. Kronenberg mir das Zitat entgegenhält: „Wenn es ruhig geworden in uns, legt sich der Sturm selbst im Weltall“ — so sage ich: Gewiß, wenn es still geworden — aber eben um sich diese unzerstörbare innere Stille zu sichern, dazu bedürfen viele stürmische Naturen eine Genossenschaft und einen Symbolismus in der äußeren Entschliegung. Dann erst legt sich für sie der Sturm im Weltall, d. h. sie können ruhig ihre charitative und erzieherische Arbeit mitten in der Welt thun, wie das ja den meisten Orden obliegt, insbesondere den Frauenorden.

ist es nicht die größte Vergewaltigung und der größte Mangel an Verständnis für die stärksten Bedürfnisse der menschlichen Natur, wenn Walbed-Kouffeauf solchen Veranstaltungen ihre Unvereinbarkeit mit den durch die Verfassung garantierten „Menschenrechten“ dorwirft? So wenig man Goethe zwingen konnte, an den Freiheitskriegen und am Patriotismus teilzunehmen, so wenig kann man gewisse Naturen moralisch zwingen können, durch Erwerb, Heirat und Macht mit dem Weltgetriebe zu verwechseln und darauf zu verzichten, mit einem Kreise Gleichgesinnter Abschied zu nehmen von allem, was den anderen Menschen allein das Leben lebenswert macht. Das haben auch alle tiefergehenden Philosophen stets begriffen. So sagt z. B. Schopenhauer:

„Ein Kloster ist ein Zusammenstreuen von Menschen, die Armut, Keuschheit, Gehorsam (d. i. Aufgabung dem Eigennutzen) gelobt haben und sich durch das Zusammenleben teils die Geilenz selbst, noch mehr aber jenen Zustand schwerer Entgabung zu erleichtern suchen, indem der Anblick ähnlich Gestörter und auf gleiche Weise Entgaber ihren Entschluß stärkt und sie tröstet, sobald die Gleichheit des Zusammenlebens in gewissen Schranken der menschlichen Natur angemessen und eine unauflöbliche Erhaltung bei vielen schweren Entbrühungen ist. Dies ist der Normalbegriff der Klöster. Und wer kann eine solche Gesellschaft einen Verein von Löwen und Rauren nennen?“

Der innere Geist und Sinn des echten Klosterlebens wie der Wüste überhaupt ist dieser, daß man sich eines besseren Bewußtseins, als unferst ist, würdig und fähig erkannt hat, und dieses Überzeugung dadurch befräftigen und erhalten will, daß man, was diese

*) „Darum haben auch die“, so sagt Schopenhauer, „denen es um die ewigste Zeit geistig Ernst war, freiwillig Armut gewählt, wenn das Gesetz sie ihnen verbot und sie im Reichthum geboren waren: so Buddha, der, ein gebotener Prinz, freiwillig zum Bettelstabe griff, und Franz von Assisi, der Gründer der Bettelorden,

der, als junger Franz auf dem Ball, wo die Töchter der Potablen beisammen saßen, gefragt: „Nun, Herr Franz, werdest du nicht bald eine Wahl unter diesen Schönen treffen?“, erwiderte: „Eine viel Schöner habe ich mir auserkhen“ — „O, welche? — „La poverta“ — morau er bald nachher Alles verließ und bettelnd das Land durzog.“

Welt bietet, betrachtet, alle ihre Genüsse als wertlos von sich wirft und nun das Ende dieses kleinen eiteln Adlers beurlauben Lebens mit Ruhe und Zuversicht abwartet, um einst die Stunde des Todes, als die der Erlösung mitkommen zu dürfen."

Mit dieser Definition Schopenhauers sind wir an den Kern der ganzen Frage gelangt: Ist es nicht sehr leicht, der Welt zu entsinnen, und ist nicht im Grunde derjenige Charakter weit verehrungswürdiger, der mitten in der Welt rein bleibt? Wer so fragt, der zeigt damit, daß ihm der Sinn des ganzen Ordenswesens verschlossen ist. Es giebt zweifellos höchst verehrungswürdige und reife Männer und Frauen, die inmitten des Erwerbslebens, des Familienlebens und der weltlichen Aktion stehen und gegenüber großen Versuchungen und Konflikten ein vorbildliches Leben führen. Aber neben den Lasten und Pflichten genießen sie doch auch alle die weltlichen Befriedigungen und Süßigkeiten, die das weltliche Leben neben allen Sorgen und Enttäuschungen seinen Arbeitern bereit hält. Darüber wollen wir uns doch nicht täuschen. Man trete an solche Menschen mit dem Scheiter ober dem Wödhngsgebäude heran und sie werden erschauern. Der volle und dauernde Verzicht auf alles das, was den meisten Menschen allein das Dasein beehrenswert macht — der hat nur für sehr wenige Menschen Anziehungskraft, und eben darum verliert der Typus des „heiligen“ niemals seinen ehrwürdigen Schimmer im Volke, sondern wird zu allen Zeiten neu erzeugt und neu verehrt. So gut wie die Menschheit aus der Tiefe ihrer sittlichen Not das Idealbild eines reinen Gottes erzeugt und davor kniet und sich weihen läßt, obwohl ja dieses Gottesbild auch außerhalb der Welt und ihrer Versuchungen steht — genau so lebt in ihr auch das Bedürfnis nach der Gegenwart geheimer Männer und Frauen, die Abschied genommen haben für immer von den drei größten Lasten irdischen Glückes — aber auch irdischer Verwirrung und Schuld: dem Verlangen nach Weisheit, nach der Vereinigung von Mann und Weib und nach Macht und Herrschaft. „So lange man noch Wünsche hat, kann man kein anständiger Mensch bleiben.“ sagt Turgenjew einmal in einem seiner tiefsten Romane. Wer nicht von innen heraus die ganze Welt feilscher Konflikte versteht, die hinter diesen Worten liegt, dem ist zum Verständnis des Ordenswesens nicht zu helfen. Denn eben aus der tiefsten Angst des Kampfes zwischen dem Eigenwillen und dem höheren Menschen entspringt der Hilferuf nach wunschloser Stille, entpringt die ganze feierliche Symbolik der Weltflucht, entpringt die Sehnsucht der Menschen nach lebensdiger Verfürperung des unberührten Lebens. „Wer es lassen kann, der fasse es“, sagt Jesus.

Wer z. B. die Geschichte der heiligen Theresia von Spanien liest, dem werden gerade in Bezug auf das Gelübde des freiwilligen Gehorsams die Augen aufgehen; er wird sehen, wie hier Naturen mit starken Herrschertrieben in einer tief rührenden Weise den Kampf aufnehmen gegen ihren Eigenwillen, um ihr Inneres für die völlige Aufnahme höherer Seelenrichtung empfänglich zu machen. Wer sich klar gemacht hat, wie eigentlich alle ethischen Konflikte aus solchem Kampf des Eigenwillens mit der höheren Einsicht entstehen, der wird begreifen, daß diese Stätten der Jögen. Klöster nichts sind, als „Übungsstätten“ für diejenigen, die sich vervollkommen wollen in dem, was das Wichtigste für das menschliche Leben selber ist. Über wer sich nicht, daß die Entzugskraft die Grundlage alles ethischen Lebens ist und daß diesem Fundament eine erhöhte Wertung und Weisheit zu teil wird, wenn sich ganze Gruppen von Menschen feierlich vereinigen, um aus allen Kreisen der weltlichen Beglückung herauszutreten und ganz der Vervollkommenung dieser Kraft zu leben? Wenn ich sage „Vervollkommenung“, so ist damit schon ausgesprochen, daß das Wort: „Nur der verdient die Freiheit wie das Leben,

der täglich sie erobern muß“ — daß dieses Wort das Ordensleben gar nicht treffen kann. Wer das Leben der Ordensmänner und Ordensfrauen in Vergangenheit und Gegenwart kennt, der weiß, daß sie den allerhöchsten Kampf täglich und stündlich mit sich führen, denn Eigensucht und Begehrlichkeit werden nicht stille mit dem Eintritt in die Klostermauern, denn die tiefste Auseinanderziehung des Menschen mit der Weltlichkeit vollzieht sich nur im innersten Herzen — aber sie haben die Welt verlassen, gerade um diesen Kampf in ganzer Größe und Konzentration aufzunehmen, was inmitten der Freuden, Zerstreuungen und Genüsse des weltlichen Lebens niemals im vollsten Maße möglich ist. Zur Ruhe kommen sie nur deshalb früher als die anderen, weil sie in der Stille tiefer und inniger den Blick erheben können zu den höchsten Werten des Lebens und die stetigste Verührung haben mit der geistigen Gnade, die aus dem Umgang mit hohen Vorbildern und erhabenen Lebensgedanken strömt.

Ueber die Sorge, daß sie in solchem Dienste ihre Persönlichkeit verlieren könnten, werden sie nur ein Lächeln haben, und man kann ihnen diese Sorge in der That wohl billigerweise selbst überlassen. Es fehlt jetzt wirklich auch nur noch, daß Waldeck-Rousseau die strengen Trappistenorden mit dem Gelübde des ewigen Schweigens, die Menschen beherbergen, in deren Leben das Schicksal furchtbar hineingegriffen hat, deshalb auflösen ließe, weil sie das Recht jedes Staatsbürgers auf Redefreiheit antasteten!! Die innere Freiheit der Persönlichkeit wird von allen solchen freiwilligen Einschränkungen gar nicht berührt, denn in dieser Freiwilligkeit liegt gerade der geistige Sieg über alle Unfreiheit der Welt — auch über die Unfreiheit der sogenannten Freien, die den unfreiwilligen Gehorsam gerade deshalb nicht aus dem Leben beseitigen können, weil sie der freiwilligen Ehrfurcht nur damit nicht die Krone des Lebens geben wollen.

(Schluß folgt.)

Waldeck-Rousseau und Viviani über die geistlichen Orden.

Das Interesse, welches die Kontroverje über die geistlichen Orden erweckt, hat auch aus dem Leserkreise heraus zu der Anregung geführt, die Debatten der französischen Deputiertenkammer, von denen der Ausgang genommen wurde, hier etwas genauer bekannt zu machen. Wir geben dieser Anregung gern Folge und fügen uns dabei auf die bereits von Dr. Hüngst erwähnte Broschüre: „Der Kampf um die Kongregationen“ in der französischen Deputiertenkammer. Neben der Abgeordneten Renault-Morlière, René Viviani, Jacques Lion, Georges Trouillot, Graf de Mun, des Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau und der ehemaligen Ministerpräsidenten Ribot und Henri Brisson. Nach dem hienographischen Bericht des „Journal officiel“ unter Benützung eines Keferats der „Frankfurter Zeitung“ bearbeitet, übersezt, sowie mit Vorwort und Einleitung versehen von Otto Hörth. (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag.)

Mit Rücksicht auf den Raum müssen wir uns natürlich auf ein paar kurzere Auszüge beschränken. Wir greifen zu dem Zwecke einige Hauptstellen der Reden des Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau und des (im Sinne und Geist von Saurès tätigen) Sozialisten Viviani heraus, welche einmal charakteristisch sind für den Geist, in welchem von den vereinigten Liberalen und Sozialisten aller Schattierungen der Kampf geführt wird, und sodann besonders interessant sind im Hinblick auf die an dieser Stelle erörterte Kontroverjefrage.

Nachdem Balbec-Rouffeu die geistlichen Orden in ihrem Verhältnis zu den Rechten der Persönlichkeit, wie hier schon früher angeführt wurde (vergl. Streiflicht Nr. 9 der E. K.), und dann zunächst überwiegend die rechtlich-politische Seite der Frage geprüft hat, fährt er fort:

Die Orden haben ausgezeichnete und bereite Betriehler gefunden. Man schätzte die wunderbaren Verdienste der Mönche um die Civilisation, die Literatur und die Künste. Man könnte diesem Bilde wohl einige Schatten zufügen; aber ich will es nicht thun, und will auch zugeben, daß sie sich früher Verdienste erworben haben. Aber daraus schließen, daß es für sie jetzt keine Schranke und keine Kontrolle gäbe, daß ich sag, bei dem feinen moderner Staat zugeben kann. Ich gebe noch einen Schritt weiter. Man hat die Verdienste der Orden um die Wohlthätigkeit geprüft. Auch hier wird uns etwas Statistisches anführen. Was ist in der Zahl der Kinder, Greise und Kranken, deren sich die Kongregationen annehmen, der Anteil der autorisirten und der nicht autorisirten Kongregationen? Die 64 000 autorisirten Kongregationen pflegen 57 000 Personen, die 75 000 nicht autorisirten pflegen nur 25 000; man kann also sagen, die Autorisirten haben zwar nicht das Monopol der Wohlthätigkeit, aber doch einen einmündeligen Schwarm an diesen guten Werken, als die nicht Autorisirten. Das Mitleid und den Eiferismus namentlich der Lebensstufen beschreite niemand, aber man darf nicht vergessen, daß diese schönen Eigenschaften auch im laicalen Leben grüben werden, in der Familie namentlich, und daß es kein so beschriebenes Haus giebt, wo nicht eine Frau, eine Tochter oder eine Schwester den alten Mann pflegt, den die Arbeit schwach gemacht hat, oder aber ein krankes Kind sich beugt, das nur zu oft eine ganze Erbschaft von Gend in sich oreinigt!

Ich behreite auch nicht, daß die Pflichtenpflicht, von der uns Herr de Mun so schön gesprochen hat, daß lernen das Bedürfnis moralischer Erziehung und ein gewisser Ehrang, andere das mitzuteilen, was man als Botschaft erkannt hat. Hoffen und Willenskräfte entstehen leicht, die zu allen Eifen bereit sind und in unsere Reionten und sogar zu den Repräsentanten der Sandwärd-Inseln sich treiben lassen. Aber diese Debatte berührt sie nicht; der Sturm geht hoch über ihre Häuser dahin, denn neben jenen, die von der ganzen Welt gemacht werden, giebt es Orden, die sich mit der Wohlthätigkeit und sogar mit der Einwirkung auf die Gemüthen nicht begnügen, sondern deren Absichten, mehr oder weniger offen, stets darauf gerichtet sind, die Politik der Regierungen zu durchkreuzen, zu behindern und zumweilen zu behindern. Ihre Einwirkung in das weltliche Gebiet war schon im alten Regime offenkundig, aber nicht so gefährlich wie jetzt. Sie rief einen Konflikt der Herrschaft, nicht der Politik heroor. Ueber die Form der Regierung hatten die Orden nichts zu sagen; es genügte ihnen, die Regierung zu leiten. Sie luden sie zu beehren, nicht zu zerören. Ihre Einwirkung und Ausdehnung wurden übrigens eingeschränkt durch plöbliche Aste der Regierungen, die sich ihrer stolzen Suprematie erinnern, sowie durch die Macht der Willkür selbst. Denn die Bischöfe, sah immer aus dem Adel oder Mitgliedern der Königliden Familie gewählt, und ein Bistums, der drei Willkür an Ältern und 100 Millionen an Rechten befaß, waren eine viel schwerere Beute, als der beherrschende Konfessionsklerus von heute; daher blieben die Orden unter dem alten Regime, wenn man so sagen darf, lokal; auch waren sie wenig zahlreich. Es gab 60 000 Mönche und Nonnen, während es deren gegenwärtig 190 000 giebt. Sie brauchen, um einen Aufschwung zu nehmen, Opposition und Kampf, die geeignet sind, Parteien zu sammeln und alle Nothstände zu einem Herr der Zukunft zu einigen. Die Revolution hat ihnen die Gelegenheit dazu gegeben. Ihre Herbrüngen und Bewegungen haben den Herrn aller erzeugt, die nach der Vergangenheit blickten, und hat sie zu Dönnungen auf Rade und zur Verohbung der Zukunft ortonigt. Wir sehen sie am Wert; sie arbeiten auf ein gemeinsames Ziel, aber sie wissen noch nicht die Mittel, es zu erreichen. Aber es ist eine Thorheit, zu glauben, daß man im Eprung eine Welt erobern wird, die sich aus den Leiden langer Jahrhunderte endgiltig durch die Revolution befreit hat. Man muß die Gesellschaft gegen sich selbst lehren; Alles ist neu zu machen; man muß die Regierung der Götter und die Diktation der Gemüthen erobern; man muß neue Generationen bilden, Romer einschmelzen und vertreiben, treue Diener in den großen Staatskörpern anbringen, Interesse und Glenden erziehen, in Stellungen gelangen und überall, wo eine Kraft oder ein Gewalt ist, jemand anstellen, der dem gemeinsamen Volkungswort folgt. Der Zweck? Die absolute Monarchie! Die konstitutionelle oder liberale Monarchie? Beide, nichts als Worte! Das beginnende Jahrhundert hat ein neues Ziel: Die Gegen-Revolution!

Drei Tche sind keine genügende Mitarbeiter im Weltkreis; es hand noch unter dem Einbruch der bräuteten Hand, die ihm den Reipfel vor dem Konfessor aufnimmt. Die Häupter der Kirche bleiben geteilt zwischen den überbrückenden Gefahren der Opposition und den Hoffnungen der Klugheit, und wie die einladenden Soldaten betrifft, so haben sie nicht viel um Prolegien zu fragen, die sie

nicht gekannt haben, noch um Wohlthaten, die man nie unter sie erteilt. Aber während man noch über den Einfluß der Klarte auf die Orden debattierte, kamen die selbst, einer um den andern, zurüd, zuerst sich, dann lauter, erst eine Gille, dann die Waffen. Seither zeigt die Geschichte deren wachsende Macht. Schon 1818 wurden die Willkürn auf Frankreich losgelassen; sie traten so heftig auf, daß selbst ein überzeugter Katholik, Bonillier, den Konfessor auslieferte: „Unser Willkürer haben überall Feuer angelegt. Ich muß mich die Best der Parteien leisten, wenn möglich, aber man möge uns keine Willkürer mehr schicken!“ Die Jesuiten eröffneten ihre Schulen und schon zur Zeit der „Chambre introuvable“ vertieften sie ihr Programm, das sie vorher geheim hielten. Ich habe es hier; es ist das Programm der Gegen-Revolution, das alle Ideen und Schriften jener Zeit aufwies. Es ortonigt: Ein einziger anerkannter Rult, der katholisch; obligatorische Ausbildung deselben; wer ihn ausübt, dessen Name soll an den Kirchenwänden ersonnenlicht werden; Zurückgabe der Kirchenhäuser; die bürgerliche Ehe soll als Konvention erklärt und die Föhrung der Ehemensbücher dem Klerus zurückgegeben werden! Das war die Lösung der Häher in der Schlacht!

Hedner schildert die historische Entwicklung der Kongregationen weiter und kommt dann auf die Gegenwart zu sprechen; er sagt:

Wo stehen wir heute? Welches ist das Ideal der Orden und mit welchen Mitteln luden sie es zu erreichen? Niemals zählten die Orden so viele Mitglieder, wie jetzt. Man kann das von verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, es für einen Vorteil halten oder verhängnisvoll finden, aber die Tatsache ist da. Die Orden lehren, weil sie die Götter bilden und lehren wollen; sie treiben Handel und Industrie, nicht aus Habguth, sondern weil für unangeordnete Unternehmungen ungeteure Mittel nötig sind; sie sind überall, wo morgen eine wichtige Entscheidung gefüllt werden kann, und lorten dafür, daß jeder der äußere Ansehen der Dinge und des Autors selbst der großen Arbeit und den großen Anstrengungen entspricht: eine plumpes Brandanstalt für die große Menge, leichte Anbahnschüssungen an Stelle des Glaubens; für die Göttergigen eine Treue, die jedem dient, der ihnen dient; enorme Hülsskreise und unangähige Begleitungen sichern ihnen einen Einfluß, der sich Begeifert. Aber das Frankreich das Land des allgemeinen Stimmrechts geworden ist und da man nichts hat, so lange man nichts nicht hat, so muß das allgemeine Stimmrecht erobert werden. Nun erhebt sich neben und über so vielen Kongregationen eine neue, die sich mit den Wahlen beschäftigt und in jeder Gemeinde Frankreichs eine Agentur oder einen Agenten unterhält. Wohin will man gehen? Wen soll man darüber befragen, wenn nicht den Mann, der am bereideten und mit dem größten Feindwill die Ideen zu verteidigen weiß, denen er sein ganzes Leben gewidmet hat, während er andere die Sorge überläßt, wenn sie es wagen wollen, mit lägerlichem Schein die Stimmkraft zu verdrängen, vor der er selbst nicht zurückschreit? Was sagte er — es ist Herr de Mun, von dem ich spreche — am 22. Mai 1875, beim Schluß der dritten Generalversammlung der Mitglieder des katholischen Reiches? Er sagte:

„Der Genius der Revolution hat jetzt eine letzte Form angenommen, die satanische. Unter dieser Form hat er sich seit achzig Jahren Frankreichs bemächtigt. Heute sind wir der langen Knechtshül müde und fordern unsere Freiheit. Der Staat hat sich an die Stelle Gottes gesetzt, die legale Ordnung an die Stelle der Götter; der öffentliche Unterricht befaßt die Religion, und die Berufung hat sich gegen die natürliche Offenbarung empört; der Tag des Herrn ist geschändet, und die Käher des Königs werden der Ruhe des Sonntags vorgezogen. Das Grundbild liegt nicht in den Gewollheiten, Verdrängen und Umwälzungen der Revolution, sondern im Jahr 1789, in dem laicalen, politischen und wirtschaftlichen System, das im Gehirn von Philosophen erdacht wurde, ohne Rücksicht auf die Lieberlieferung, und das gekennzeichnet ist durch die Negation der Ginstnahme Gottes aus die menschliche Gesellschaft.“ Das ist die Revolution, und hier ist der Punkt, wo sie bekaämpft werden muß!

Hedner zitiert noch andere Äußerungen de Muns, in denen verlangt wird, daß die Gesellschaft ganz und ausschließlich auf dem christlichen Glauben gegründet werde; dann schließt er:

Wenn man mit diesem Feindwill und dieser Bereidiamtheit spricht und solche Grundbilde verdrängt, dann muß man logisch sein, und man ist nur logisch, wenn man sich auf diese Tribüne stellt und sagt, daß der Kirche, als der Keiterin der menschlichen Gesellschaft, weder Schranken noch Grenzen gesetzt werden dürfen, und daß die Kongregationen nur von ihr allein abhängen sollen, daß sie nur die Kirche kennen dürfen und den Staat ignorieren müssen. In dieser Lehre ist alles enthalten. Es ist nicht einmal die Lehre Gregor XIII., es ist die Lehre von Gregor VII. und Annoyng III. Wenn man, so weit gehen will, dann haben Sie Recht: Keine Autorisation mehr für die Kongregationen; sie gehen allein die Kirche an! Aber wenn man diesen Schritt in die Vergangenheit nicht thun will, wenn man

die Oeuvresrevolution nicht der Revolution vorgeht, so muß man seinen Grundgedanken treu bleiben. Man muß zu wachen wissen; man muß sich darüber Rechenschaft geben, daß man Selbste nicht bloß nach unmittelbaren Wohlthaten, deren sie erdulden, beirretet soll, sondern daß man auch die Zukunft ins Auge fassen und Vorbeuge treffen muß. Man spricht von Freiheit. Als ob es eine Freiheit geben könne gegen die öffentliche Ordnung! Schon im Jahre 1848 hat Thiers gesagt: „Man redet davon, die Freiheit sei so mächtig, daß sie mit ihrer Kraft der Diktatur den Zeitraun widerstehe werde.“ Wenn es sich nur um die Diktatur handeln müßte, so könnte ich mich vielleicht zufrieden geben. Aber wenn das zu einem Bürgerkrieg führt, dann scheint mir, daß Ihr ideale Gesellschaft der blutigen Väterthatigkeit verfallt.“ Als ich diese Zeilen wieder las, mußte ich unwillkürlich an Ereignisse denken, die noch nicht so weit hinter uns liegen, an Aufstellungen, die jedermann gehört hat, an jene Wundstöße, die durch ein System dirigirt wurden, das aus der bürgerlichen Vergangenheit stammt, und die gegen eine ganze Klasse sich richten, und ich habe mich gefragt, was in Wahrheit noch gefehlt hat, etwas mehr Freiheit auf der einen, oder etwas weniger Unschlüssigkeit auf der andern Seite, daß man nicht mehr von bürgerlichen Pflichten, sondern gerade von Bürgerkrieg hätte sprechen können!

Was wir wollen, und das Ziel, das wir uns setzen, das ist, durch eine nothwendige Maßregel den Frieden und die regelmäßige Entwicklung der Gesellschaft zu sichern, die aus der französischen Revolution herorgegangen ist; dem Entzwei, den wir Ihnen vortragen, hätte in der Monarchie keine einzige liberale Stimme, im Jahre 1880 keine einzige republikanische Stimme geklungen. In der letzten Sitzung hat Herr Roum sich daran erinnert, daß ich einmal von der offenen Republik gesprochen habe. Wenn er diesen Ausdruck in dem Sinne versteht, wie man ihn braucht zur Bezeichnung einer Stadt, die rings um feindlichen Belagerern umlagert ist und ihnen nur schwache Häuser entgegenzusetzen hat, dann will ich nichts von einer offenen Republik wissen. Wenn er aber darunter versteht, wie ich es gesagt und gemeint habe, nämlich, daß niemand einen privilegierten Anspruch oder ein Vorzugsrecht auf die Republik hat und daß sie keinen von denen zurückstoßen soll, die ihren Grundgedanken aufrecht sich anstrengen, dann soll sie offen sein und offen bleiben, aber nur so, daß man eintreten und nicht nach Belieben wieder austreten kann!

Viviani untersuchte u. a. die in der C. R. besonders erwähnte Frage der Gelübde und sagte darüber:

Präsen wir nun die Gelübde vom sozialen Gesichtspunkte aus. Vom Gelübde der Armut und der Keuschheit will ich nichts sagen, denn sie scheinen mir nicht unerlaubt zu sein; ich würde lieber sagen, sie seien mehr antijozial als ungesetzlich, und wenn ich meinen Gedanken ganz folgen soll, so sage ich bei, daß das Individuum, das die Armut und Keuschheit predigt und gelobt, mehr zur Dämpfung seiner Person, als zur Bekräftigung seines Willens streift. Wenn ich aber zum Bekräftigung seines Willens streift, dann ist aber zum Glück des Oeuvres kommen, so muß ich Vorbehalte machen, da ich glaube, daß dieses Gelübde die rechtliche Gleichstellung zwischen Secularen und Kongregationen unmöglich macht. Ein Verein ist eine freiwillige Gruppierung, die auf einem Vertrag beruht und jedem Mitgliede die Freiheit und die Gleichheit verleiht. Die Kongregation ist eine Gruppierung, die auf einer Oeuvreserklärung beruht und darum ihren Mitgliedern weder Freiheit, noch Gleichheit gewährt. Dieser Unterschied, der schon bei der bloßen Definition in die Augen springt, kommt weiter zum Vorschein, wenn wir die Willen des Vereins und der Kongregation betrachten. Wenn ein Verein gegründet wird, kommen Vorgabe oder Wandern, die über die Statuten beraten, und zwar oft mit einem Tumult, der schon ein Beweis ihrer Freiheit ist. Dann wählen sie einen Vorstand oder einen Präsidenten, dem sie die Leitung des Vereins anvertrauen; sie behalten das Recht, die Statuten zu ändern, den Präsidenten abzusetzen, Redenshaft zu verlangen, Mißbräuche abzuheilen, ja den Verein selbst aufzulösen. Wenn dagegen eine Kongregation gebildet wird, kann ein König zum Vortritt kommen, wenn er es wünscht! Dal er das Recht, den Superior oder Provincial zu wählen! Hat er das weltliche Recht eines Geschäftsrathes, Redenshaft zu verlangen? Kann er die Einheit der Kongregation zerbrechen? Weiter: Wenn es in einem Verein Streitigkeiten, ja über die Statuten geht, so sind die Gerichte da, die darüber urtheilen. Wenn aber die Gelübde zur Oeuvres kommen, was wird da geschehen? O, ich höre schon Ihre Antwort: die Gelübde haben keine Oeuvreskraft; wenn es dem Könige oder dem König in der Kloster nicht mehr gefällt, kann er ja gehen! Aber in einer solchen Debatte soll man nicht mit Worten spielen. Es gehört ein ungemessen hohes „Wille“ dazu, sich von dem Vorne zu trennen, denn man hat gewiß bei sich nehmen den gewöhnlichen Stand, der in der vollen Kraft seiner Jugend oder in einer körperlichen Einde seines reiferen Alters in ein Kloster geht; er will während eines, aber an der Schwelle macht er Halt und sieht das traurige Schauspiel der bürgerlichen Gesellschaft mit ihrem hässlichen Leben und ihrer schweren Arbeit, in der auch der Mühsal sich erschöpft in angestrengten Anstrengungen, sobald er sich ängstlich fragt, wie er

ohne Mittel, ohne Beruf, ohne Handwerk in diesem lurchbaren Kampfe werde durchkommen können! Man ruft mir zu: „Das ist keine Sache!“ Ich komme darauf zurückkommen.

Ich komme nun zu der Oeuvres der Gelübde. Diese Oeuvres ist in modernen Geiste und der modernen Oeuvres abgethan zu werden. Man sagt: „Das ist keine Sache!“ Aber in einer anderen Form: „Man hat das Recht, mit seiner Freiheit zu machen, was man will!“ Das kann man jedoch nicht; man kann mit seiner Freiheit nicht machen, was man will. Man hat das Recht, von ihr Gebrauch zu machen, aber unter der Bedingung, daß der Oeuvres keine Verletzung ist. Erinnern Sie sich an den schänen Tag, als die Sklaverei abgeschafft wurde. Man hat sich nicht damit begnügt, die Sklaverei abzuschaffen, sondern man hat auch bestimmt, daß der Sklave am nächsten Tage nicht wieder auf die Freiheit verzichtet könne, und man war sehr froh, diese befreiende Klausel dem Oeuvres beigefügt zu haben, was man erlaubte, daß am Tage nach seiner Befreiung die Ungläublichen, die elender waren, als zuvor, und in sich selbst nicht die Schönheit der menschlichen Verwandlung erblickten, in eine Sklaverei zurückfielen, die um so schmachvoller war, als sie mit dem Schein des freien Willens sich deckte!

Nebner führt dann aus, daß das bürgerliche Gesetzbuch auch alle dinglichen Verträge verbiete, die einen dauernden Charakter haben. Man könne also auch hier mit seiner Freiheit nicht machen, was man wolle. Es gebe nicht eine religiöse und bürgerliche Freiheit, sondern es gebe nur eine menschliche Freiheit, die durch das Gesetz geregelt werde. Nebner erörtert dann die Unmöglichkeit, auf die Kongregationen das gemeine Recht anzuwenden; denn dies wäre eine unerträgliche Last für die Vereine und ein Bräuel für die Kongregationen.

Der Nebner fragt dann, ob man nicht nützliche Werke schädige, wenn man die Kongregationen schlage, und werne nicht diese Frage. Die Kongregationen seien nicht mehr, was sie früher waren, Zufluchtsorte friedensbedürftiger Seelen und Stätten reiner Wohlthätigkeit. Man könne diese Orte, wo man die Dolche schleife, um die Republikaner nicht ins Gesicht, sondern im Rücken mit allen Verleumdungen zu treffen; man könne diese Zufluchtsstätte, mohin aus allen Quellen der Leichtgläubigkeit der Goldstrom fließe, aus dem die Kasse für säcularisierte Staatsstreiche gespeist werde. Gute Katholiken und Liberale zugleich hätten zu allen Zeiten strenge Maßregeln gegen die Kongregationen verlangt, und die heutigen Republikaner sollten nicht das Recht haben, solche Maßregeln zu beschließen, wenn sie die heilige Sache der bürgerlichen Oeuvres und der Revolution verteidigen wollen? Dann fährt der Nebner fort:

Aber wozu hat diese Revolution gedient, und wie konnte es kommen, daß die Kongregationen so geworden und so gefährlich geworden sind? Wie kommt es, daß die Klöster sich füllten und zu einer Zeit, wo die Wissenschaft, die Kunst und die Philosophie die unerschöpfliche Oeuvres erweckten, die Klosterzäune unausweichlich machten und sich vermehren? Wie kommt es, daß man 1889 in den Klöstern nur 87 000 Nonnen zählte, während es gegenwärtig deren 1 000 000 giebt und dazu noch 87 000 Bräuel? Man kann sie bestimmt anwenden, wenn man die Ursache eines Lebens nicht kennt. Es giebt drei Ursachen: eine soziale, eine moralische und eine politische. Zunächst die soziale Ursache. Die weltliche Oeuvres hat der Frau weder Rechte, noch Oeuvres gewährt; sie hat sie abschließlich fern gehalten von allen großen Ererbungen, und nun ist die religiöse Oeuvres gekommen und hat, so zu sagen, diese Blume in der Einsamkeit gepflückt; sie hat durch den Beistand und alle Mittel der Religion die Frau ins Kloster geführt und hat sich aus ihr eine Klosterklosterin gemacht. Für die Männer hat die wirtschaftlichen Bedingungen eines sehr harten und schweren Lebens da; es ist der Kampf um die Existenz da, und man begreift sich gut, daß zuweilen die Oeuvres von materieller Sorge selbst gegen das Oeuvres des Denkens das Innere eines Klosters recht verführerisch wirken läßt.

Die moralische Ursache besteht darin, daß die weltliche Oeuvres schalt immer eine weniger veredelte Sprache führt, als die religiöse. Die weltliche Oeuvres hat den Oeuvres des Oeuvres den Oeuvres in Entlosgung zuweilen die Unthätigkeit, und wenn sie nicht verlangt, daß man seine Pflichten kenne, so ist immer eine höhere Autorität da, die diese Pflichten kennt und sie gebietet. Die weltliche Oeuvres schalt dagegen verlangt freie Thätigkeit, Mut, Anstrengung; sie verlangt, daß man in allen Bräueln des Lebens die Verantwortlichkeit trage und daß man nicht allein, was verhältnismäßig

richt ist, seine Pflicht erfüllt, sondern auch, daß man sie mit der eigenen Gefertigkeit suche.

Dann giebt es noch eine wichtige politische Ursache. Bis gegen 1844 haben die Liberalen die Kongregationen bekämpft. Zu jener Zeit haben sie die Kugelhölzer ihrer Zäune eingesehen; sie haben bemerkt, daß unter ihren Äugen die losgelaßte Verbindung der Kirche und der Kongregationen sich vollzog, und erlebte durch das Verschwinden des Synkretismus, zwischen den Interessen der Gesellschaft und denen der Unbeherrschten, haben sie die Interessen behalten und den Gedanken preisgegeben. Wenn sie nur ihren Gedanken preisgegeben hätten, so hätte das Volk in sich selbst eine hindurchgehende starke Gedanken-Reserve behalten, um auf dem Schicksal selbst jene Partei zu erheben, welche die Sache der Moralität vertritt. Aber sie hat Alles, Alles den Kongregationen ausgeliefert, auch den Gedanken von Generationen. Man lieferte ihnen das Armenwesen und schließlich den Volkserzieher aus!

Wegner führt dann aus, daß der Gegenentwurf nicht das ganze Problem lösen werde. Man könne die Kongregationen reglementieren, aber nicht unterdrücken, denn sie seien eine politische und eine wirtschaftliche Thatsache; die erstere könne man durch ein geschriebenes Gesetz zu weilen zerlösen, die letztere aber nicht. Man müsse also bei den Kongregationen eintreten und sie zu erziehen suchen. An die Stelle der Wohlthätigkeit, die auf die Person lege, müsse man die Solidarität setzen, die alle Menschen umfasse, ohne sie zu kennen. Man müsse ein System gesellschaftlicher Versicherung begründen und diejenige Fehle der Erleuchtung und Thätigkeit Alles zuleiten, was es in der weltlichen Gesellschaft an Krast und Hingebung gebe. Man müsse den Unterricht wieder an sich nehmen und sich nicht an Worten und Formeln stoßen; die Unterrichtsfreiheit wäre etwas Gutes, wenn sie möglich wäre, aber zwischen dem faktischen Monopol, das die Kirche sich geschaffen habe, und dem Monopol der bürgerlichen Gesellschaft, das vom Staate ausgeht, sei die Wahl nicht schwer. Dann schließt der Redner:

Wenn Sie aber dies Alles gethan haben, dann haben Sie doch nur erst einen Teil des Problems gelöst. Dieses Gefühl sucht nicht zu einer letzten Schlacht, sondern nur zu einem Schammüßel im Vergleich zu den Schlächten der Vergangenheit und der Zukunft. Die Wahrheit ist, daß hier, nach dem schönen Ausdruck, den Herr de Roon im Jahre 1875 gebraucht hat, die auf den Willen des Reiches gegründete Gesellschaft und die auf den Willen Gottes gegründete Gesellschaft einander begegnen und sich treffen. Es fragt sich, welche Haltung wir in dieser Schlacht einnehmen und ob ein Vereinigungsgesetz uns genügen kann. So hart auch meine Worte klingen mögen, so muß ich Ihnen doch sagen, daß die Kirche und die Kongregationen uns nicht bloß durch ihr persönliches Auftreten bedrohen, sondern auch durch die Verbreitung des Glaubens. Es scheint, ich sage, es ist ein Schein, daß die Republik in dem Maße, als sie an Ausdehnung gewinnt, an Höhe anwächst; es scheint, daß, indem sie eine Feindin wurde, sie ausgehölet hat, ein Glaube zu sein und daß sie, genötigt, sich zu hüten, sich es auch nur, um in der Wirklichkeit die Axt der Gewalt zu ergreifen, sie neben sich jene Gewalt hat stellen können, die höher ist, als alle Gewalten: das Ansehen des Ideals. Der Mißbrauch mit Worten, das Ausbleiben der Reformen, die nicht erfüllten Versprechungen, die Furcht und der Haß gegen das Protestant, das so demüthigermüßig ist in seinem Geheime und in seiner Schuld, das sind die Dinge, durch die sich die Republik allmählich ihrer ersten Schönheit entkleidet hat. Nun, wenn Sie diese Republik retten lassen wollen, dann müssen Sie sie wieder aufrichten und erschauern! Fürchten Sie die Schlächten nicht, die man Ihnen anbietet; gehen Sie vorwärts! Und wenn Sie, wie Herr de Roon angefangen hat, auf jene göttliche Religion setzen, die das Leben verklärt, indem sie ihm eine zünftige Ausgestaltung verleiht, so stellen Sie ihr die Religion der Menschheit entgegen, die ebenfalls das Leben verklärt, indem sie ihm alle Lohn das Glück der künftigen Geschlechter bietet. Aber es kann doch sein, daß Sie am Rand der Straße Leute treffen, die unter der Zahl des religiösen Arianismus Ihrer Aktion nur mit einer gewissen Ehrlichkeit sich anschießen, weil sie im Grunde ihres Herzens durch das Problem ihres eigenen Gedächtnisses gequält werden. Diesen sagen Sie, daß sie, wenn sie sich selbst überleben wollen, den Ueberfluß und das Heftigste von sich zur einzigen Wacht zu geben brauchen, die lebendig und unerschütterlich ist: der Gerechtigkeit!

Ein reiches Vorpflanzengesetz.

Von Dr. H. Penzig.

In der letzten Nummer der von unserem Freunde Stanton Coit herausgegebenen Zeitschrift „Democracy“ der Fortsetzung der früheren „Ethical World“, finde ich die folgenden Ausführungen, die mir auch für unsere deutschen Verhältnisse von größter Bedeutung erscheinen. Hier zunächst die Uebersetzung:

Letzten Donnerstag Morgen handten die Eltern von ein- hundertfünfundzwanzig Kindern, welche die Elementar- schule von Vindingham Terrace Kensington W. besuchten, die gleichlautende Anzeige an die Schulleitung, daß sie von diesem Tage ab ihre Kinder von allem Religionsunterricht und religiösen Schulbesuchen dispensiert wünschten. Gleichzeitig ging an die Londoner Schulverwaltung eine von denselben Eltern unter- zeichnete Petition ab mit dem Ersuchen, daß ihre Kinder statt der üblichen Bibelstunden Unterricht in den Pflichten des tägli- chen Lebens erhalten möchten.

Die von der Liga für Moralunterricht angewandte Methode, um diese Dispensation der Kinder zu erzielen, war sehr einfach. Freiwillige Werber gingen von Haus zu Haus und gaben an jeder Thür einen Abdruck von Wobulds „Plan für den Moral- unterricht“ und ein Flugblatt ab, worin gesagt war, um was es sich handelte. Nach Verlauf von zwei Tagen stellten sie sich wieder ein und fanden, daß die Eltern in fast allen Fällen so- wohl das Flugblatt, als auch die Broschüre gelesen hatten. Wo nun die Eltern der Sache keine Sympathie entgegenbrachten, verlor man wenig Zeit mit Auseinandersetzungen; wo aber die Eltern zur Zustimmung neigten, fuhrte gewöhnlich eine nur kurze Unterhaltung dazu, daß der Wunsch ausgesprochen wurde, die Petition und das Dispensationsgesetz zu unterzeichnen. Eine ein- zige Tame war imlandr, in wenigen Tagen den Restrikt von vierundsechzig Kindern zu bewirken. In Summa: dieser erste Sieg zeigt, daß die Liga endlich auf einen praktischen Weg ge- stossen ist.

Als Zeugnis für den engen Zusammenhang aller Reform- arbeit, selbst wo sie schon unterbrochen und wo die ersten Vor- arbeiten völlig verloren zu sein scheinen, mag erwähnt werden, daß die Wobulds-Formulare, die von der Liga verwendet werden, eine einfache Kopie derselben sind, die vor vielen Jahren Mr. Wobulds*) herstellte ließ. Aber Wobulds Bemühungen waren erfolglos geblieben. Unvorsichtigkeit war der Grund hierfür, der gleiche, der fast alle heilsuchende irrendenreicher und demo- kratischer Bewegungen erklärt, nämlich: der Mangel an einer genau den Verhältnissen angepaßten Organisation und die Unsicherheit über eine ins Einzelne gehende sorgsame Politik. Noch wie hatte mau früher den Versuch gemacht, das Netz der Dispen- sationsgesetze aus der Elementarstufe gerade auf eine enge Nachbarschaft zusammenzugreifen. Und doch ist es gerade diese Beschränkung auf eine bestimmte Schule, die einen Erfolg in ab- sehbare Zeit möglich macht. So ist der Umstand, daß gleich- zeitig 125 Kinder aus einer einzigen Schule dem Konfessions- unterricht fern bleiben wollen, ein großer Gewinn. Natürlich, im Verhältnis zu den mehr als 400 Elementarischen Londons und der ganzen Bevölkerung ist es so gut wie nichts. Inzwischen zeigt es uns doch den Weg, wie in einigen Jahren das ganze große Gebiet systematisch wird erobert werden können.

Wir haben diesen Ausfluß übergeschrieben: „Ein reiches Vorpflanzengesetz“, denn wir sind vollkommen darauf gefaßt, daß der wirkliche Kampf wahrscheinlich nun erst beginnen wird. Bis jetzt hatten wir noch so zu sagen keine Fühlung mit den Feinden des Moralunterrichts: aber wir haben allen Grund, zu hoffen — oder zu fürchten — daß nun erst die Parteien der Aristokraten und strengen Konserwativen in der Frage religiöser Unterweisung ihren Protest erheben werden. Doch 125 Kinder aus einer ein- zigen Schule dem konfessionellen Unterricht entzogen worden sind, müssen sie bald merken. Und sie werden, so gut wie wir selbst, ihre logischen Schlüsse daraus ziehen, was dann werden würde, falls unser Feldzug ohne alle Störung durch sie seinen Fortgang nähme.

Wir glauben also nur an einen vorläufigen Sieg. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß — obwohl der Feind in letzteren Schloß verfallen wäre, als je in den letzten 3-jährigen

*) Der bekannte Gidesbewerger im Parlament.

— die Eltern, die die Petition unterzeichnet und ihre Kinder disziplinieren haben lassen, bald Besuche und Warnungen erhalten werden, die sie gegen das Einfließen des Bösen Kindes in ihre Wohnung wappnen sollen.

Anwiden ist es gar nicht unmöglich, daß die Schulverwaltung uns mit seinem und weisem Verständnis entgegenkommt. Es ist durchaus ausführbar, daß dieselbe nun, wo die Kinder angestretzt sind, einfach aus der regulären Vorkreisheit der Schule drei Lehrer auswählt, um jeden Morgen in den drei Abteilungen der Schule den Kindern Unterricht in den einfachsten Lebenspflichten zu erteilen. In vierzehn Tagen sollen drei andere Gemeinartikulen und ihre Nachbarschaft in London in Angriff genommen werden, zwei im Westen und eine im Norden. Die ganze Arbeit kann jedesmal in einer Woche geäußt sein.

Soweit der Artikel. Es folgt dann ein Aufruf: Freiwillige vor, der allen, die sich der Vorbereitung unterziehen wollen, die Adressen angebt, von wo sie Anleitung, Formulare &c. erhalten können. — Mancher unserer Freunde wird das Vorstehende mit Freude, aber auch fast mit stillem Weid gelesen haben und sich die Frage stellen: Sollte dergleichen in Preußen möglich sein?

Ich frage dagegen: Warum nicht? Sicherlich sind unsere Regierungskreise, unsere jüdischen Schuldeputationen, die Provinzialschulcollegien und nicht zuletzt unser Kultusministerium sehr viel weniger heilighüt auf die Wünsche des Volkes, als englische Verwaltungskörper. Gewiß ist bei uns die Verpflichtung, die Kinder an einem staatlich als solcher anerkannten Religionsunterricht teilzunehmen zu lassen, gesetzlich fixiert. Aber Gesetze können geändert werden, wenn das Volk will. Und weder die Regierung, noch die Verwaltung kann sich auf die Dauer der gewaltigen Strömung entgegenstemmen, die ein einheitlicher und klarer Volkswille darstellt. Es wird sich nur fragen, ob dieser Wille vorhanden ist. Bisher waren es immer nur Einzelne, die den tollkühnen Kampf mit der organisierten Gewalt auf diesem Gebiete aufgenommen haben und dabei zerrieben wurden. Wohin das geführt hat, zeigen die kultusministeriellen Verordnungen und die Urteile des Kammergerichts, die die Dissidentenfinder mit der Schutzmannschaft in den Religionsunterricht hineinzwängen. Aber sollte nicht wenigstens in Berlin dieser Wille vorhanden sein? Sollte nicht in unseren Volksschulen, wo die Kinder der Arbeiterbevölkerung noch immer fast allein sitzen, der Angriffspunkt gegeben sein, von dem aus die träge Welt unseres Verwaltungsmechanismus sich bewegen ließe? Es wäre ein vortrefflicher Witz der Geschichte, wenn gerade die verkehrte Verwaltungspraxis, die uns in Preußen statt der richtigen Volkseinheitschule die Mäherische Armenerschule bescheert hat, nun die Möglichkeit gäbe, eine so gewaltige Reform von unten her durchzuführen!

Die Sozialdemokratie hat hier Gelegenheit, ihren theoretischen Grundsatz, daß Religion Privatangelegenheit sei, in die Praxis umzusetzen. Oder hält man es für möglich, daß, wenn von den durchschnittlich 1500 Schülern einer Volksschule gleichzeitig auch nur 200 Eltern ihren Wunsch nach Dispensation vom Religionsunterricht und Ersatz desselben durch einen von religiösen Voraussetzungen freien Moralunterricht ausdrücken — wenn von Schule zu Schule diese Bewegung sich weiter wälzte und gleichzeitig ein Petitionssturm an Kultusminister und Landtag entsetzt würde — daß dann die Regierung auf die Dauer widerstehen könnte?

Von dem dreijährig geleiteten Abgeordnetenhaus ist, wie jedermann weiß, ohne daß eine gewaltige Volksbewegung nachdrängt, unmittelbare Hilfe nicht zu erwarten. Hier ist der legale Weg der Selbsthilfe gegeben. Wird unser Volk ihn gehen wollen?

Streiflichter.

Religionsdrill. Die Schulabteilung der Regierung in Magdeburg hat eine Verfügung erlassen, wonach in den ihr unterstellten Volksschulen 291 Hibelverse und 20 Kirchenlieder mit 193 Strophen auswendig zu lernen sind. Die armen Kinder! Man wird es jedem einzelnen von ihnen als ein Verdienst und ein Zeichen besonderer Veranlagung anrechnen müssen, wenn es nach dem Ueberfließen solcher Dresfur noch Empfanglichkeit und teilnehmendes Verständnis behält für Bibel und Kirchenlieder.

Indessen kann man ja diese Aufzählung unserer Schulbureaokratie eigentlich nicht ernst nehmen. Aber es verdient doch noch bemerkt zu werden, daß dieselbe Schulabteilung derselben Regierung jünger auch eine Verfügung über die Behandlung der Pflegetinder erließ, in welcher über deren religiös-sittliche Verwilderung bitter Klage geführt wird. Da muß man doch fragen: wenn 291 Hibelverse noch nicht helfen, — sollte da die doppelte Portion, also 582 Verse, nicht durchgreifend wirken?

Geistige Auster und Arbeiternot auf dem Lande. Wie der Massen-Arwanderung der ländlichen Arbeiter nach den Städten wirksam zu begegnen sei, das ist bekanntlich eines der Hauptprobleme der modernen Agrarpolitik. Es wurde auch auf der kürzlich in Berlin stattgefundenen Hauptversammlung des Ausschusses für Wirtschaftspflege auf dem Lande eingehend erörtert. Doch kam man, wie auch schon auf anderen Seiten, zu der Ueberzeugung, daß es sich nicht bloß um rein materielle Fürsorge für die Landarbeiter handeln könne, sondern auch darum, anderen, tiefer liegenden geistig-sittlichen Bedürfnissen, wenn sie auch nicht direkt ausgesprochen und oft nur unklar empfunden werden, nachzuspüren und zu Hilfe zu kommen. In der „Soz. Praxis“ bemerkt Dr. K. Thieß (Hamburg), der über die vorerwähnte Versammlung berichtet, u. a.:

Küher der geringen Anzahl des Besorntomsens ist der Mangel geistiger und gefelliger Anregung ein tiefer, wenn auch vielleicht selten ganz klar empfundener Grund der Landflucht. Ein reicher Schatz deutschen Lebens an ländlichen Liedern und Ueberlieferungen in Sage und Geschichte, Bräuchen und Spielen, an Künsten und Fertigkeiten, Trachten und Eigentum ist auf dem Dorfe größtenteils schon zu Grunde gegangen, im übrigen noch immer in Gefahr, zu verkommen, weil lange Zeit hindurch niemand ihn gepflegt und beachtet hat, weil das Bestreben häßlichen Lebens und häßlicher Eustung, der Druß, der lange auf der großen Waise des Ranboolls ruhte, und die Entfremdung zwischen Gutsbesitzern und Bauern eine gänzliche Berachtung und Vernachlässigung ländlichen Lebens zur Folge hatte. Sittliche Bildung und häßliche Eingabe, die das Betoren erseht hätten, haben aber nicht genügend Sitte auf dem Lande finden können. So fließt hier im geistigen Leben eine Wäde. Deren Ausfüllung hat sich der Ausschuss zur besonderen Aufgabe gemacht; eine Reihe von Ranboollen, Gesellen, Schriftführern, Randkisten u. s. w. arbeiten auf den verschiedensten Gebieten eifrig daran, die Reize der alten geistigen Schätze treu zu pflegen, alte Spiele und Sitten zu erleben, schöne Trachten und wandermäßige alte Bauart, Denkwürdigkeiten in Dorf und Feld zu erhalten und neuen geistigen Inhalt durch Volks- und Wanderbücherlein, Vortragsabende und Theaterpiel, Gesang- und geistliche Vereine, Volksfeste und jede Weisung des ländlichen Sonntags auf dem Raube zu verbreiten. Ueber krankeinstwerte Wohlhabereinstellungen für Wandarbeiter herrscht ein häßlicher Eberischer in der letzten Sitzung des Ausschusses. Mit seinen Ausfahrungen kommen alle Kreislige in Versammlungen und Zeitchriften über solche Eberstungen darin überein, daß gerade diese Bemühungen mit tiefem, dankbarem Interesse von der Landbevölkerung aufgenommen werden und für die sozialen Zustände ihrer Heimat als durchaus segensreich sich erweisen haben.

Die Eigentum der ländlichen Verhältnisse bringt hier eine Wannigkeit der sozialen Eberstungen mit sich, die in der Stadt weder möglich ist und bei der ungeminderten sachlichen Eberstung der sozialen Eberstungen in der Stadt dort bezeichnend wirken muß. Immer wieder stellt sich uns dar, wie geringe Zahl von Beziehungen und Interessen die Rrankeiten auf dem Lande verbinden, wie diese wenigen aber um so stärker empfunden werden müssen. Die Wohlhabereinstellung muß in ihrem Eberstung, will sie wirksam sein, das ganze Gemeinleben sozial ausgeglichen und

alle Preise der ländlichen Bevölkerung in gemeinsamer gemeinnütziger Beschäftigung zusammenführen.

Bemerkenswert und alles Weisfalls würdig sind auch die Motive, welche die Mitglieder des Ausschusses bei ihrer Tätigkeit leiten. Dr. Thiel berichtet darüber:

Die Verbindung und Einschränkung der Scholensucht an vielen Orten, wo solche Bemühung rechtlich geschützt wird, ist der Erfolg dieser Arbeit, keineswegs aber alleiniger Beweggrund und Zweck dabei. Im Gegenteil wehren sich auf einer früheren Hauptversammlung des Ausschusses gerade die Konveneren gegen den Gedanken, als ob sie mit ihrer Arbeit sich nur ihre Arbeiter sichern wollten. Ob die Arbeiter blieben, oder gingen, so man Tausend dafür habe, oder nicht, das dürfe auf die Wohlfahrtspflege keinen Einfluß haben; diese müßte nun nur um des eigenen Gewinns willen und zur eigenen inneren Befriedigung ausüben. Gewiß ist bei solch vornehmer Bemühung die Wohlfahrtspflege am besten aufgehoben, aber sie wird auch nicht dadurch herabgesetzt, wenn man ihr durch Hinweis auf die wirtschaftlich wohlthätigen Folgen eine größere Anhängerschaft wirbt und sie dadurch zu einer allgemeinen volkswirtschaftlichen Forderung macht. Auf die hervorzuhebende bahnbrechende Bedeutung gänzlich ungenügender Wohlfahrtsarbeit wird man deshalb durchaus nicht zu verzichten brauchen. Im Gegenteil wird die Vergemeinerung der Wohlfahrtspflege noch weit mehr ungenügende Mitarbeiter erfordern, und bei der Leitung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande (Berlin W., Köpenickerstraße 23) ist die Anwerbung neuer Freunde und Mitarbeiter stets willkommen.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande der D. G. R. Sitzung vom 31. März 1901.

Aus dem Bericht der Abteilung Dresden geht leider hervor, daß sich dieselbe unter dem Druck der dortigen Verhältnisse — viele beamtete Mitglieder wurden zum Austritt gezwungen etc. — hat auflösen müssen. Doch mußten die übrigen Mitglieder in der Form eines Zweigvereins das begonnene Werk fortsetzen. — Auch in Leipzig wird wiederum eine Zweiggründung begründet werden. — Dr. Feinzig erstattet Bericht über seine Wanderverkehr nach Stuttgart, München, Mannheim, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Borms. Die Meistesten, soweit sie nicht durch die Beiträge der Abt. Stuttgart, Frankfurt und Wiesbaden gedeckt sind, werden aus dem Wanderverkehrsausgaben. — Er in einer größeren Anzahl von Sitzungen der Berliner Mitglieder des Hauptvorstandes durchgeführte „Entwurf eines Programms der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur“ wird fertiggestellt und soll namentlich den auswärtigen Mitgliedern des Hauptvorstandes zur Mittheilung bis zum 20. d. M. zugehen. — Es wird ferner Lehrsachen dieses Programms, sobald er die Zustimmung des Gesamtvorstandes gefunden hat, in der Revision der „Einleitung in die Grundgedanken“ überdruken zu lassen. — Es, wie der Vorsitzende mittelst, der geplante Konvener internationale

ethische Kongreß voraussichtlich erst im Jahre 1902 stattfinden wird, beschließt man, die Frage der Einberufung des Gesellschafts, tags bis zur nächsten Sitzung zu vertagen.

Sprechsaal.

Tingung oder Kauf? Mensch oder Ware? hat C. Stern: Anstalt ihre Klage über die Art, wie man Diensthöten mietet und wie Diensthöten angeboten werden, überflüssig, und schließlich die Frauenvereine aufzufordern, die Befindovermittlung als eine ihrer Vereinsaufgaben zu betrachten.

Wenn man es noch nicht Frauenvereine geben, bei denen die Mahnung angebracht ist, aber andererseits befähigen sich die Frauenvereine schon längst und vielfach mit diesem Gegenstand und haben längst Diensthötenvermittlungsgestalten eingerichtet und mit mehr oder weniger Erfolg betrieben. Aber nicht nur die Frauenvereine betreiben die Diensthötenvermittlung, wir besitzen bereits ein ziemlich dichtes Netz von Zentralarbeitsnachweisen und auch bei diesen ist doch in der Regel die Befindovermittlung entweder bereits ein Tätigkeitszweig, oder soll es werden.

Sehr gedult neben diesen, meist unentgeltlichen, aber doch sehr tätigen Vermittlungsanstalten, das private Diensthötenvermittlungsgeschäft noch fort und fort, und es scheinen auch die neuerlich den Vermittlerinnen und deren Umweilen hervornden gegläubten Bestimmungen bisher wenig Erfolg gehabt zu haben, wenn auch die Zahl der Vermittlerinnen nicht zu- oder etwas abgenommen hat, weil obrigkeitliche Erlaubnis und Prüfung der Gesuchsteller in moralischer Hinsicht erforderlich geworden ist.

Wer trägt aber dabei eine sehr wesentliche Mitschuld? Er Gedult neben diesen, meist unentgeltlichen, aber doch sehr tätigen Vermittlungsanstalten, die Tamen, die Frauen aller Stände, welche

Anstatt zum unentgeltlichen Zentralarbeitsnachweis zu gehen und seine Befehle anzunehmen, geht man noch wie vor zu den von C. Stern geführten Vermittlerinnen und befaßt ihnen ihr Umweilen, ihre Beobachtungen über die Tätigkeit und ihre vielfache Unmoralität gegenüber Herrschaften und Diensthöten noch recht gut.

Solange aber die Arbeitgeber noch meist oder vielfach zu den Vermittlerinnen gehen, müssen die Arbeitnehmenden, die Diensthöten, dorthin gehen, es kann ihnen nicht nagen, wenn ein Arbeitsamt oder ein Frauenverein unentgeltliche Vermittlung übernimmt, aber nur wenig oder gar keine Stellen nachzuweisen vermag.

Also hier ist die Stelle, wo der Bebel anzufragen wäre, die Frauen müssten die unzulässigen Elemente, welche Befindovermittlung betreiben, boykottieren und sich an die Arbeitsämter wenden, dann, und nur dann kann es besser werden.

Weibelberg. Mag May.

Berichtigung.

Daß in der Besprechung von „Korbanen Kev's Philosophie der Form“ citierte Inhaltverzeichnis der Schrift (vgl. Nr. 13, vom 30. März d. Jd.) enthielt infolge eines Druckfehlers die Kapitelübersicht: $\frac{a}{b}$ — O statt der richtigen: $\frac{a}{b}$ = O. Der letztere Satz findet in der Schrift philosophische Widerlegung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur. (Abtlg. Berlin).

Mittwoch den 24. April, abds. 6 1/2 Uhr, Bürgeraal d. Stadt. Rathhaus. Monatsversammlung. Vortrag des Reichstagsabg. Dr. Pachtler: „Der Kampf gegen die Verheerung unentbehrlicher Lebensmittel — eine sittliche Pflicht“. Diskussion. Gäste willkommen. Der Schriftführer: Dr. Feinzig.

Giordano Bruno-Bund für einheitliche Weltanschauung.

Am Bürgeraal des Rathhauses:
19. April: Dr. Bruno Wille: „Weltanschauung und Gemüt“.
30. April: Wilhelm Boesche: „Weltanschauung und Naturwissenschaften“.
15. Mai: Wolfgang Kirchbach: „Die Hauptgriffe der Lehre Jesu“.
31. Mai: Max Rasterberg: „Tragödie und einheitliche Weltanschauung“. Beginn 8 Uhr abends.
Reden zu 8 Uhr für alle Vorleser oder Einzelreden zu 1 Uhr durch M. Rasterberg. Berlin-Schmargendorf, Dueschkestr. 12.

Verlag von Hermann Walther in Berlin W.

Sieben gelangt zur Ausgabe:

- Willy Schäfer, Psychophysisches Skizzenbuch M. 1.50
- Dr. F. Hofmann, Kritiken und Erklärungen M. 1.50
- Dr. F. Hofmann, Berliner Fragen M. 2.00

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Feinzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 66. Wilhelmstr. 47. — Druck: J. G. Frey, Berlin S.W., Romanbantenstr. 14.

Am 2. April wurde der Versicherungs-Mathematiker Herr

Richard Hein

zu Magdeburg

seiner Familie und unserm Kreise durch den Tod entrissen. Seine Verdienste um die hiesige Abteilung sichern ihm bei uns ein ehrendes, dauerndes Andenken. Wir betrauern den Dahingeshedenen als einen treuen Anhänger und Förderer unserer Bestrebungen.

Er ruhe sanft!

Deutsche Ges. f. eth. Kultur, Abtlg. Magdeburg.

Verlagsinstitut für Sozialwissenschaften

Dr. Eduard Schnapper, Frankfurt a. M.

Sieben erschien:

William Sanders,

Die moderne Arbeiterbewegung in England.

Vortrag, gehalten in der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Preis M. 1.20.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag
 von Hermann
 Voigtlander, 120 N.
 des Unter den Eichen
 Buchhandlungen
 und Buchhändler,
 Berlin-Charlottenburg
 Nr. 1000.

Ethische Kultur

Verlag:
 Die evangelischen
 Verlagsanstalten
 in Leipzig
 Nr. 47

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Foerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieker, Berlin W. Wilhelmstr. 42.

IX. Jahrgang.	Berlin, den 27. April 1901.	Nr. 17.
---------------	-----------------------------	---------

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Weltflucht und Ethik. Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich). — Die Kunst im Leben des Kindes. Von Georg Hermann. — Aphorismen. — Streiflicht: Die Autorität zu wahren ist. Ein neuer Bannbrief gegen Tolstoi. — Sprechsaal: Selbstheil und Ethik. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Weltflucht und Ethik.

Von Dr. Fr. W. Foerster (Zürich).
 (Schluß)

Jede Ethik ist in gewissem Sinne eine „Weltflucht“ — denn auch die kleinste ethische Forderung verlangt den Verzicht auf irgend ein niederes Ausleben im Namen eines höheren Ideals und im Namen der Gewissensruhe — und darum haben eben die Orden als Äuße der konzentriertesten Übung in der Lösung von der Sphäre der ebenso un-erzähligen Bedeutung, wie große wissenschaftliche Genossenschaften für den Ausbau der geistigen Kultur. Aus dem gleichen Grunde hat auch die Mitarbeit der Orden an der Jugend-erziehung ihre große Bedeutung — wenn dabei selbstverständlich auch der Vorbehalt gemacht werden muß, daß der Geist ihrer Kädagogik sich ausführe mit der vollen geistigen Ehrlichkeit, ohne welche auch das sittliche Sein keine zuverlässige Grundlage hat und die in keinem Widerspruch zu echter und tieferlebter Religiosität steht — wie das erst kürzlich mit erfreulicher Offenheit die Priorin der Schwestern von Sacré-Coeur in Frankreich zugestanden hat.*

Daß die strengen Ordensregeln immer wieder zu Gunsten der Schwächsten gemildert worden sind, ist gewiß wahr, aber ebenso wahr ist auch die Tatsache, daß immer im Lauf der Geschichte die strengsten Gelübde in neuen Lebensformen nach Verwirklichung ringen — und vor allem beweist jenes Nachlassen der Strenge ebensowenig gegen das tiefe Bedürfnis nach diesen Institutionen, wie etwa Kant's kategorischer Imperativ dadurch widerlegt wird, daß die wenigsten Menschen ihr Leben nach der ganzen Strenge der kantischen Idee zu gestalten vermögen. Die Weltflucht gehört zur Wirklichkeit des menschlichen Lebens genau so, wie die Weltlichkeit; ja, je mehr der feinere Mensch aufkommt mit seinem tiefen Gegenpaar zu dem un-erträglichen Betragen der Lauen und Satten, um so mehr wird das Verlangen nach gänzlicher Lösung von allem, was dem eiflen und genießenden Menschen in uns Nahrung

gibt, die bezeichnendste Kundgebung menschlichen Daseins überhaupt — wenn anders menschliches Leben ewiger Kampf heißt zwischen Körper und Seele. Das sogenannte Gelübde mit seiner Willensbindung ist dann doch auch nur ein Symbol jener völligen Befreiung, und zugleich eine Hilfe dafür. Am übrigen steht ja jedem jederzeit der Austritt offen.

Bezüglich der katholischen Pflegerorden weist der Herr Herausgeber auf die Tatsache hin, daß es doch auch außerhalb dieser Orden Menschen von ergreifender Selbstlosigkeit gibt. Aber glaubt man denn, daß ich diese Tatsache nicht kenne? Bin ich etwa ein Apologet der Kirche? Oder arbeite ich nicht selbst stets daran, Argumente für die Bedeutung einer rein menschlichen Ethik neben der Kirche und für die Selbständigkeit der sittlichen Kraft zu liefern? Es gibt also gewiß auch außerhalb der barmherzigen Orden Pflegerinnen von höchster Hingebung. Aber die Bedeutung der Ordensorganisationen besteht eben darin, daß sie auch solche Menschen zum höchsten Dienst der Aufopferung erhebt, die allein und ohne Gelübde täglich in Ruhmut, Ungehuld und Eigenwunsch zurücksinken würden. Darum sagte ich, daß wir uns hüten sollen, im Namen einer entwidelten Ethik gegen diese Institutionen zu reden. Denn das ist doch eine ganz un-befristete Tatsache, daß die Ordensschweftern gegenüber allen anderen derartigen Vereinigungen ein absolutes Uebergewicht an tiefer Charitas aufzuweisen haben.

Ebensowenig sagt Herr Dr. Kronenberg in Wirklichkeit etwas gegen meine Auffassung, wenn er hervorhebt, daß es Aufgabe der Ethik sei, uns zu zeigen, wie wir innerhalb dieses Lebens unsere Mission zu erfüllen haben. Ich habe selber stets im Dienste solcher sittlichen Orientierung in den Beziehungen dieses Lebens gearbeitet und werde dazü fortfahren. Aber es kommt im Leben nicht nur auf die Orientierung an, sondern auch auf die Kraft, dieser Orientierung Folge zu geben. Es gibt Menschen, die sehr genau orientiert sind über die Wirkung des Alkohol's auf ihren Organismus und ein sehr lebendiges Bewußtsein der Pflichten haben, welche Enthaltsamkeit fordern im Interesse der Familie, des Berufes, der ganzen sittlichen Erziehung — trotzdem haben die betreffenden Vorstellungen infolge von Mängeln der physiologischen Organisation oder der Erziehung und Gewöhnung so wenig Gewalt, daß diese Menschen immer wieder fallen. Solche Menschen werden notorisch gerettet durch Abstinenzvereine mit dem Gelübde der freiwilligen Enthaltsamkeit. Die Psychiater jenden alle gefährdeten Patienten in solche „Orden“. Soll nun etwa die entoidelte Ethik kommen und sagen: „Da Du nicht allein stehen kannst, so falle! — Da Du ein Gelübde brauchst und Genossenschaft, so

* In ihrem Buche über religiöse Erziehung sagt sie: „Die Intelligenz ist auch von Gott. Wir sind von Natur schon dumm genug, werden wir es nicht noch abköhlich. Kennen wir unsere Methoden, vermindern wir ein wenig die äußerlichen Werke; paden wir den Reiz der Seele und lehren sie leben und denken!“

hat Deine Rettung überhaupt keinen Wert?" Ganz das Gleiche aber ist es, wenn die sogenannte entwickelte Ethik gegen Orden protestiert, weil der Starke am mächtigsten allein sich. Eine bedeutsame Seite des ganzen Ordenswesens ist eben der Schutz und die Stärkung der Schwachen durch die Zueignung der Gemeinschaft und der Symbolik. Und es giebt sehr starke und geniale Naturen, die doch an einer Stelle sehr schwach sind und darum das Kloster aufgesucht haben, weil sie eine solche Hilfe brauchten und weil sie nicht selbständig in quälendem Zwiespalt mit sich leben wollten. Wäre es nicht ungeheuerlich, solchen Menschen zu sagen: Ihr sollt fern bleiben der Stätte Eurer Veruhigung und Vertiefung, weil die Ethik lieber Eure Bewährung im Lebenskampfe sähe? Wer will denn Menschen mit schwachen Lungen vorschreiben, täglich im Nordoststürme zu traben?) Und diejenigen, die sich etwa moralisch überheben wollten, weil sie selber solche Hilfe nicht brauchen, sind je deshalb wirklich höhere und größere Menschen? Wüssen sie denn, wo sie ständen, wenn Mutter Natur ihnen gewaltige Gegenkräfte in die Seele geworfen hätte und eine elementare Impulsivität? Kein Mensch sieht ja im Grunde wirklich allein, jeder braucht Hilfe und Kraftzufluß aus irgend einem Gebiete seines inneren und äußeren Lebens, und niemand hat das Recht, dem Anderen Schwäche vorzuwerfen, weil dieser Stützen braucht auf einem Boden, über den er selber ungeführt hinwegschreitet. „Nur der verdient die Freiheit wie das Leben x. . .“ Ja — aber wenn bei diesem Kampfe nur nicht auch Andere beteiligt wären. Derselbe Faust, der jenes stolze Wort spricht, der hat jedoch noch Vaucis und Philemons einziges Bestium in rauchende Trümmer verwandelt und in seinem früheren Leben ein Menschlichen durch leidenschaftliche Begierde vernichtet. Unser Straucheln und Fallen im weltlichen Kampfe um die Freiheit geht eben nicht nur uns selbst an, sondern auch die, an denen wir uns verknüpfen und auf deren Kosten wir endlich reif werden. Es ist darum nur zu begreiflich, wenn Naturen mit sehr sensiblen Gewissen und großen Leidenschaften die weltliche Arbeit und Stille des Klosters aufgesucht haben, weil sie fühlten, daß ihnen sonst Worte und Thaten entgiffen wären, die sie am Ende ihres Lebens hätten anrufen lassen: „D war' ich nie geboren!“

In der Richtung des „Schutzes der Schwachen“ haben die Orden noch eine andere Mission, die garnicht genug gewertet werden kann und jedenfalls in der Zukunft noch einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. Ich meine die Regeneration von Menschen, die moralisch geistlos oder mit dem Straußgeiß in Konflikt gekommen sind. Schon in der Vergangenheit haben die Ordensgemeinschaften durch die Aufnahme solcher „Büßer“ — ein unvergleichlich schönerer Name als „Sträfling“ — Großes geleistet für die Wiederaufrichtung von Gestalten und für den Schutz der Gesellschaft gegen Individuen, die an das soziale Leben psychisch ungenügend angepaßt waren. Ich glaube, daß ich für meine Verteidigung der Orden und der Ordensgelübde als notwendig und billige Institutionen für ganz bestimmte Naturen und ganz bestimmte Bedürfnisse seine vorwährende Autorität anführen kann, als den bedeutenden österreichischen Kriminalisten Professor Vargha, der, ganz auf dem Boden der Naturwissenschaft und der Sozialwissenschaft stehend, in seinem Werke über „Die Abschaffung der Strafnachricht“ der allgemeinen menschlichen und unvergänglichen Bedeutung der Klöster und Orden folgend vorurteilslose Worte widmet (Ab. II, S. 730 ff.):

... Bei den wenigsten Entstellungen ist es überhaupt nachteilig, daß sie behält ihrer Strafbewandlung in besonderen Anhalten angehalten werden; die wenigen aber, die weichen sich solches empfehle, sollen ja nirgends anders, als in Konventen jener der Vorklößen untergebracht werden. Solche Büßflöter, in welchen, neben vielen frommen Männern und frommlichen Büßern, auch einige jährende Sträflinge aufgenommen und durch Liebe und Beispiel, ohne jedwede abschließliche Bestimmung, der inneren Erziehung und äußerlichen Beschäftigung zugeführt werden sollen, haben sich bereits nichtig mit jenen Strafbäusern gemein, welche hier und da im Sinne einer religiös-pedagogischen Inst. eingerichtet wurden. . .

Die weltlichste Bedeutung des Klosterlebens, welches einen hochwichtigen Faktor in der sozialen Entwicklung der Menschheit darstellt, wird in der Gegenwart im allgemeinen in bedauerlicher Weise unterschätzt. Es wäre zu wünschen, daß sich der Staat der Vorteile bemußt werde, welche der Gesellschaft aus dieser Seite zur Verfügung stehen, ohne daß sie es bisher leider verstand, dieselben gehörig auszunutzen. Schon die älteste orientalische Philosophie durchdringt der vergrößerte Trieb des Menschen, sich von der Welt und von gesellschaftlicher Verbundenheit zurückzuziehen, um in der Einsamkeit, aber doch im hohen Bereiche mit ebenso frommgestimmten Geistesgenossen, welche das Wort und seine Verbindungen zu suchen und durch eine kontemplative Leben und asketische Übungen sich den Fesseln des Körpers allmählich zu entziehen. . . Nicht minder alt und allgemein ist die im gongen Orient zu einem förmlichen Dogma gewordene Lieberzeugung, daß man für frühere Vergehungen die Gottheit am besten durch ein solch zurückgezogenes, von sinnlichen Genüssen absehendes, geistiger Erziehung gemieimtes Dasein verfühnen könne. . . Auch die Juden bejahen solche Gottgemein in den Klagern, denen sich Moses besondere Rechte zugestanden haben soll, und die zur Zeit Christi in Palästina und Mesopotamien blühenden Sekten der Essäer und Therapeuten huldigten dem Gedanken der Absonderung von der Welt und frommen köstlichen Sucht. . . Nur eine von der wahren Menschennatur absehende, ebenso unphilosophische als geschichtswidrige Auffassung vermag die Bedeutung und Zweckmäßigkeit zu verkennen, welche höherer geistlicher Bereinigungen vom kulturellen Standpunkte innerwohnt. . . Selbstverständlich wird man sich hinsichtlich der Büßflöter immer an den Gedanken, eben zuzugreifen, welcher der Buße ursprünglich zu Grunde lag, halten müssen, nicht aber an die fruchtlosen Ausartungen, denen sie im Mittelalter verfiel. . . Die geschichtlich verbürgte Tatsache, daß das Kloster, sich in einer von sinnlicher Befreiung angehörender Weltabgeschiedenheit des Bewußtseins geistiger Vertiefung und läuternder Einwirkung zu widmen, von jeder demselbe so sehr der ethischen wie der christlichen Sollen in Liebung hand, widerlegte schon den Einwand, daß solche Büßflöter nur für auctorige Gottesgläubige Sinn hätten. Das Gefühl des Zusammenhanges seines irdischen nützlichen Lebens mit der geistlichen, emigen und unendlichen Natur, und das Bewußtsein, sich erstlich seinen irdischen Lieberzeugungen anpassen — worin der eigentliche Kern aller Religion liegt — embeugt gar sein denstlicher Mensch, und darum heißt auch ausnahmslos jeder Mensch die Befähigung für solche Bewußtseinsarbeit, sobald diesem Zweck gewidmete Verhältnisse, in Sonderheit in Form trauriger Lebensprüfungen und schmerzlicher Selbsterzucht, auch Nebenwem — was er immer glauben oder nicht glauben mag — nur höchst willkommen sein können. Aus diesem Grunde steht auch der Gründung allgemeiner Erbauungs- und Büßflöter, ohne Rücksicht auf bestimmte Konfessionen, durchaus nichts entgegen, welche alle einer solchen frommen Sucht Bedürfnisse, welche Unterchied des Bekenntnisses, ausbleiben könnten. Das Zusammensein von Menschen verschiedener Glaubensbekenntnisse bietet sogar einen großen christlichen Vorteil, indem nichts so sehr die Menschen zwingt, das Hauptgewicht auf die alle Guten einwirkende Moral zu legen, als wenn sie das Bestreben besäßen, trotz auseinandergehender dogmatischer Ansichten achtungs- und liebevoll mit einander zu verkehren.

Ich glaube, die verheerenden Gegner der sogenannten Weltflucht würden manchen ihrer Sätze nicht geschrieben haben, wenn ihnen die Lebensbeobachtungen und Gesichtspunkte zugänglich gewesen wären, von denen aus dieser aufgeklärte Soziologe die bleibende Bedeutung des Ordens- und Klosterlebens bespricht und uns sogar noch wichtige Horizonte eröffnet für die künftige Mission jener Institutionen auf unserm allergeringsten Gebiete.

Einem Mißverständnis möchte ich zum Schluß noch entgegenzutreten. Ich stelle die Weltflucht nicht als allgemeines Lebensideal auf. Es besteht ja auch gar keine Gefahr, daß sich die Menschen in Scharen drängen werden zum Gelübde der Armut, Keuschheit und des freiwilligen Gehorsams. Auch ist es selbstverständlich, daß wir immer Menschen brauchen werden, die mitten im Leben stehen und in ihrer Auseinanderberührung mit den konkreten Kon-

*) Somit keineswegs gesagt werden soll, daß nur schwache Naturen in Orden eintreten. Ich habe hier nur eine Seite der Institution im Auge, die allein schon zu ihrer Rechtfertigung genügt.

stufen des Alltags Würde und Größe zeigen. Aber ebenso sehr braucht die Menschheit auch die Vorbilder der völligen Enttäuung und sie braucht Menschen, die in der Stille — also losgelöst von der Sphäre des Begehrens und des Kampfes — die ewigen Dinge ins Auge fassen und aus ihrer eigenen Vertiefung und Beruhigung eine stillende Wirkung ins Leben hinaus senden. Hermann Grimm sagt in seinem Werte über Michelangelo einmal, daß von den reinen, frommen Gestalten Jofefes im Kloster von San Marco ein größerer Einfluß auf die Veredelung der Menschheit ausgegangen sei, eine tiefere Ueberredung zum Guten, als von den Donnern Savonarola — daß aber solche Zartheit und Innerlichkeit nicht im Weltgetümmel geübt kann, das verjagt man leider zu oft: Es giebt eben Menschen, die den inneren Beruf haben, das religiöse Leben und Schauen in sich zur Darstellung und höchsten Ausbildung zu bringen und damit für die tiefsten Seelenkräfte der Menschheit zu arbeiten — solche Menschen ihres Äußeren berauben und ins Leben hineingeren zu wollen, damit ihnen nicht das Recht auf Heirat, Besitz und weltliche Freiheit verümmert werde, das wäre doch wirklich die höchste Tragikomödie der Menschheit.

Und daß die Kultur selber auf die Dauer wieder solche Kubepunkte der sittlichen Sammlung und der stillsten Lebensbeobachtung braucht und solche Lebungsstätten der inneren Freiheit — das ist mir nirgends klarer geworden, als während eines Aufenthaltes inmitten der amerikanischen Civilisation. Und daneben wird die Mission des Ordenswesens für die charitative Thätigkeit im weitesten Sinne, als Hilfsvereine für Gefallene und Gefährdete und andere Bedürftige, von immer wachsender Bedeutung werden. Eben darum werden mit der Zeit auch Ordensgründungen mit breiteren geistigen Grundlagen emporkommen. Es werden eintreten in solche Orden Starke und Schwache, solche, die helfen wollen und solche, die Hilfe suchen — und oft sind die gleichen Menschen ja starke Helfer an dem einem und Hilfsbedürftige auf dem anderen Gebiete. Und es werden eintreten Menschen, die alle Abgründe des Lebens durchschaffen haben und nun den Gewinn ihres Erlebens ziehen wollen und Nat geben können den anderen Wanderern — und solche Menschen, welche in ihrem Leben die unberührte Enttäuung verkörpern und deren Bild in diesem Sinne wie das mahnende Bewußtsein höherer Lebensrichtung in den Weltkindern wirksam wird. Es giebt eine Arbeitsteilung auch auf sittlichem Gebiete, und die Orden, weit entfernt, die ganze Welt sittlicher Arbeit zu erschöpfen, vollführen eben eine eigenartige und nie zu entbehrende Funktion der ethischen Inpiration und Hilfe. Jedenfalls glaube ich gezeigt zu haben, daß das Ordenswesen nichts zu thun hat mit irgend einer bestimmten kirchlichen Weltanschauung, sondern daß seine psychologischen Wurzeln so tief in der menschlichen Natur liegen, daß alle Völker und Zeiten in irgend einer Form ihre Mönche und ihre Klöster gehabt haben — und ich glaube ferner gezeigt zu haben, daß die Entwicklung des modernen Lebens gerade dahin geht, aus neue wichtige Aufgaben für diese Institutionen zu stellen. „Man glaube nur ja nicht“, so sagt Renan (Conférences d'Angleterre), „die Religion oder die religiösen Affoziationen entbehren zu können; jeder Fortschritt der modernen Weltanschauung wird dieses Bedürfnis gebieterischer hervortreten lassen.“ Die Kritik der augenblicklichen zeitlichen Verfertigung dieser Ordensidee ist eine andere Frage, welche in unsere Diskussion nicht hineingehört.

Das volle psychologische und kulturelle Verständnis für die rein menschliche Bedeutung des Ordenswesens erscheint mir für die Propagandisten der ethischen Bewegung deshalb von solcher Wichtigkeit, weil die ganze Zukunft

unserer Sache davon abhängt, daß wir keine neue Seite werden, sondern wirklich einen Mittelpunkt der angewandten Ethik für Männer und Frauen aller Weltanschauungen schaffen und uns zu diesem großen Werke die Mitarbeit lebensfröhlicher und begeisterter Menschen aus allen Lagern sichern. Das aber können wir nur, wenn wir selber alle alleinstigmachende Einseitigkeit vermeiden und uns ernstlich in die ganze Mannigfaltigkeit menschlicher Bedürfnisse hineinverwirklichen. Ohne das giebt es keine „allgemein menschliche“ Seelsorge, sondern nur eine Sektierethik. Wir wollen unsere Ethik doch nicht vom grünen Tisch diktieren, sondern wir haben zu fragen: Wie ist das höhere Leben zu verwirklichen und zu sichern innerhalb des ganzen Reichthums der konkreten Individualitäten und Schicksale, und welche inneren und äußeren Hilfen müssen in jedem einzelnen Falle gegeben werden? Hat nicht die Kirche gerade deshalb so breite Schichten verloren, weil sie in ihrer Propaganda und Seelsorge keine Rücksicht nahm auf die unabwiesbaren intellektuellen Bedürfnisse des modernen Menschen? Wollen wir nun ungerührt den Fehler begehen und ebenso unabwiesbare und tiefgewurzelte Bedürfnisse anderer Menschengruppen ignorieren oder gar verurteilen, bloß weil unsere eigenen Seelen anders organisiert sind? Seelenkunde ist die Grundlage aller Menschenbehandlung und darin können wir unendlich viel von der alten Kirche lernen — mögen wir im übrigen zu ihr stehen, wie wir wollen.

Nachwort.

Nach Abschluß vorstehenden Aufsatzes erhalte ich Nr. 14 d. Bl. mit der Entgegnung unseres Freundes Dr. Füngli. Seine weitestlichen Einwürfe glaube ich bereits in obigen Ausführungen behandelt zu haben. Vor allem den Gedanken, als handle es sich bei mir um eine unfrühtige Betrachtungsweise, die durch romantischen Schimmer geblendet wird. Ich habe nirgends die Mißbräuche und Entartungen gewisser bestehender Orden in Schutz genommen, sondern den Grundgedanken des Ordenswesens überhaupt, und es giebt meiner Meinung nach nichts, was unfrühtiger wäre, als eine tiefe und berechtigte Idee zu verfolgen und anzugreifen, weil ihre Verfertigung im Leben zeitweilig zu Mißbräuchen und Verzerrungen geführt hat. Das ist doch ganz dasselbe, als wenn man den Buddhismus vernichtet gehen wollte auf Grund der fragenhaften Ausgeburt und der Versteinerungen, welche sich zu gewissen Zeiten und in gewissen Centren Ahiens unter seinem Namen behauptet haben und noch behaupten. Dasselbe gilt auch von der Beurteilung einzelner Seiten solcher Institutionen. Das Verlangen nach Brechung des Eigenwillens ist so alt und so tieferliegend, wie das Verlangen nach geistiger Stille — darum jenes Gelübde der bedingungsloßen Eperung — ein Gelübde, das ein so frühtiger und in der buddhistischen Litteratur bewandter Denker wie Schopenhauer nicht in Schutz genommen hätte, wenn es nicht einen tiefen erziehlischen Sinn erzielte gerade für die materielle und aktive Kultur des Abendlandes. Gefahren und Mißbräuche hat jede Institution; zur Beurteilung ihres Wesens aber hat man sich zu fragen, welche Wurzeln sie in tieferbedingten Bedürfnissen der menschlichen Natur hat, und im übrigen ihren Gefahren vorzubeugen, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten. Eine Vereinerung von Männern oder Frauen zur Pflege des inneren Lebens oder der Caritas ist jedenfalls eine Atmosphäre, in der ein solcher Mißbrauch des freiwilligen Gehorsams fast ausgeschlossen ist. Und nur solche Orden hat meine Argumentation im Auge. Wenn buddhistische Orden auf die Strenge gewisser Symbole und Ceremonien verzichten, so ist das kein Beweis dafür, daß nicht innerhalb der reicheren und tiefer aufgewählten Kultur

des Abendlandes mit ihren mannigfaltigeren Versuchungen auch andere geistige Hilfen und eine andere Symbolik zu einem Bedürfnis vieler Naturen geworden sind.*) Was der Einzelne für seine Seelsorge für notwendig hält, das ist „Privatsache“.

Die materielle Entartung gewisser gegenwärtiger Orden spricht ebenfalls nicht gegen die Grundgedanken des Ordenswesens, und selbst wer für die Vernichtung aller bestehenden Orden einträte, hätte doch kein Recht, die Grundidee dieser Institutionen herunterzureißen. Und selbst wenn alle christlichen Orden nichts wären, als Organisationen zu weltlichen Zwecken, so hätte auch das nichts mit der Frage nach der Berechtigung der grundlegenden Idee der ganzen Institution zu tun. Daß aber die Orden der katholischen Kirche von Anfang an bis zur Gegenwart nur Organisationen im „Interesse der materiellen Interessen der Kirche“ seien — das ist eine Behauptung unseres hochverehrten Freundes, die ich garnicht zum Ausgangspunkt einer Erwiderung machen darf.

Damit glaube ich meinerseits die Diskussion über diese Frage schließen zu dürfen.**)

Die Kunst im Leben des Kindes.

Von Georg Hermann.

In den „fliegenden Blättern“ las ich vor langer Zeit einmal einen Wis, der mir im Gedächtnis haften blieb, weil er eine tiefe und für uns Deutsche traurige Wahrheit in sich birgt. Zwei Professoren, ein Litterarhistoriker und ein Mathematiker sind im Gespräch: „Aber, Herr Kollege, Sie haben nicht einmal Iphigenia gelesen?! Das müssen Sie unbedingt nachholen!“ Nach einigen Wochen treffen sie sich wieder: — „Nun, Herr Kollege, jetzt habe ich Iphigenia gelesen; aber sagen Sie mir nur das Eine, mein Bester, was beweist das?“

Wäre nun statt des Litterarhistorikers hier ein Kunstgeschichtler, und nicht von Iphigenia, sondern von einem Bild Membrandts die Rede — die Episode wäre für den Deutschen, — nicht nur für den Professor, noch typischer.

Ja, was beweist die Kunst?! — Und da sie nichts beweist, so hat man ihr eine Stelle außerhalb des Lebens bei uns gegeben, — und all die Veruche, sie mit dem Leben, mit dem Tag in Zusammenhang zu bringen, scheiterten bisher; gerade bei uns in Berlin, bei uns in Norddeutschland, hat die überwiegend geistige Kultur die nie sehr fröhliche künstlerische Kultur erstickt, und alles, was wir heute hier an Kunst sehen, ist nur importiertes Luxusgewächs — ohne innere Zusammengehörigkeit mit dem Volk. Das von Urzeiten her im Menschen schlummernde Bedürfnis nach Kunst ist bei uns erstickt; fremd und kalt stehen die breiten Massen ihren Erzeugnissen gegenüber, denn weder der Farbeninn, noch der Formeninn, noch das Verständnis für Harmonie eines Werkes ist errogen. Wer Kunst schafft, hat Jahre gelernt, ist geschult worden, hat seine Begabung stetig entwickelt; der Betrachtende aber

hat bei uns nie irgend eine Anleitung genossen, ist plan- und ziellos durch Gut und Schlecht, durch Wert und Unwert gewandert; nichts ist dazu gethan worden, seine Gaben zu schärfen und zu leiten, und so ist er keiner Kunst fähig, — er kann ja nicht einmal sehen, viel weniger Kunst genießen. Und er hält die Kunst auch für unnötig; man hat jene Verstandesgaben geschärft, damit er im Konkurrenzkampf des Lebens bestehen kann. — Wenn ihm die Kunst — die nichts beweist — von Vorteil wäre, so hätte man ihn sicher auf sie hingelenkt. Das gilt nicht nur für den Besucher der Volksschulen: auch für den, welcher höhere Lehranstalten absolviert hat; die Schule soll ihn für das Leben, den Beruf vorbereiten, und wo hätte er in den Jahren, da er sie besuchte, etwas von Kunst gehört?! Also muß sie doch wohl nur eine untergeordnete Rolle für ihn spielen, etwas Neben-sächlich sein. Nein, sie beweist nichts — die Kunst, und im Erwerbeseben ist ihr Nutzen für den Nichtschaffenden kaum mit Zahlen zu belegen; und doch wissen wir, — und wer wagte es zu bestritten, — daß sie ihren tiefen Wert im Menschenleben hat und ihren Nutzen, der höher einzuschätzen, als der, den uns die geschulten Fähigkeiten des Intellekts zu bieten vermögen. Die Vorteile, welche uns der Kunstgenuß vermittelt, liegen auf seelischem Gebiet und äußern sich erst indirekt auf geistigem, physischem Gebiete. Wer irgendwie einmal angestrengt geistig zu arbeiten hat, wird wissen, welchen starken Einfluß die Umgebung auf ihn ausübt, wie in harmonisch gestimmten Räumen seine Arbeitskraft eine andere, als in charakterloser, geschmackloser Umgebung; und er wird wissen, wie außerordentlich anregend für ihn die zeitweise Betrachtung von Kunstwerken ist, wie sich vor ihnen, ohne daß er es gewahr wird, durch den Eindruck der Totalität die Gedanken ordnen und gruppieren, harmonisch sich fügen, wie der psychische Eindruck bestimmend auf physische Arbeit wirkt. Wenn man bei der Volkserziehung sonst nichts für die Kunst übrig hätte, so sollte man sie schon wegen dieser einfachen Thatsache in das Programm aufnehmen und für die Bildung des Kunstsinnes Sorge tragen.

Aber die Kunst giebt dem Leben doch tiefere Werte, als nur eine Auslösung der Spannkraft, hat gewichtigere Funktionen zu erfüllen. Sie vermittelt die stärksten seelischen Empfindungen, deren der Mensch fähig, — meines Erachtens, gewaltigere Bewegungen, als sie selbst der Glaube, die Religion zu geben vermag; denn während dort ein Sichverloren in Unfaßbares ist, das abweicht, konzentriert sich hier die Sinne auf ein etwas, das sie ganz und gar umspannen und in sich einengen können. Die tiefsten Perspektiven eröffnen sich bei dieser Erkenntnis; man achtet Zeiten, wo vielleicht die Religion durch die Kunst ersetzt wird und wo man von den Leiden des Lebens zu ihr sich flüchtet; denn es ist wirklich etwas wahres an dem Satz, daß, wer sich einmal in den Geist der Kunst eines Membrandt oder Michelangelo versenkt hat, nie und nimmer mehr in dieser Welt ganz unglücklich werden kann. Das Gefühl, welches in uns eine starke Persönlichkeit hervorbringt, die eigene neue Harmonien in Form und Farbe zu geben vermag, die Werke schaffen, gleichmäßig ausgebildet, gerundet, sodah wir in ihnen Welt im Kleinen sehen, ein Wiederbild des Kosmos, das Gefühl ist gewiß ein tiefes und nachhaltendes; es scheint uns das Leben erst zum Leben zu machen, die tiefsten Ernüchterungen zu gewähren — aber wir entziehen ihm doch endlich und sehnen zurück zum Alltag. Derselbe Alltag, von dem der Schaffende sich erhoben; aber der erscheint uns plötzlich nicht mehr fahl und näcktern. Dinge, die wir vordem nicht beachtet, offenbaren sich uns, wir sehen neue Farbenspiele, neue Anordnungen, wir empfinden bei der Betrachtung der Welt etwas anderes,

*) Mit dem Gelübde auf Lebenszeit braucht man es nicht so troglisch zu nehmen. (Ganz abgesehen von der Einrichtung des Klosters.) Graf Voensbroeck, der Geologe Renard und viele Andere haben so ruhig ausgetreten können, als der Konflikt in ihnen gereist war. Daß aber gewisse Erbschaften gerade zum Belen der Berufung und der geistig-sittlichen Hilfe gehören, das zeigt eben am schlagendsten ein Vergleich des Ordens der barmerischen Schwestern mit den durchsichtlichen Leistungen der weltlichen Krankenschw. Auch für die Erziehung nach außen hat eben dieser wichtige Sinn seine tiefe Bedeutung. Der Berger über die Widerspruch der Kirche nimmt wirklich vielen Menschen gänzlich die Fähigkeit zur psychologischen Lebensbeurteilung.

**) Mit Rücksicht auf den Raum erweise ich die Entgegnung von Dr. Kronenberg in der nächsten Nummer.

denn vordem, weicherer, innigeres Genügen. Das ist der tiefe Wert des Kunstgenießens, daß es uns lehrt, mit Künstleraugen in das Leben sehen: Diese Art des Sehens und Empfindens giebt dem Dasein einen neuen Hintergrund, und spielt in ihren Wirkungen in alle anderen seelischen Gebiete über, in das der Sittlichkeit, des Rechtsgefühls, in alle Domänen, in das geistliche Leben so gut, wie in das Staatswesen. Es ist befähigt, alles zu moral. Nicht zu Unrecht war in dem Auge des Griechen jeder Vortrage ein Barbar. Direkt unterchied er sich ja nur durch die Kunstkultur von ihm, durch die Erziehung im Kunstgenießen, aber indirekt waren es tausend Dinge im Umgang, im Empfinden, die eben jenen als niedriger stehend stempelten. — So ist die Erziehung zum Kunstgenieß eines der ethischen Grundprobleme, und was da heute angebahnt wird, muß gerade an dieser Stelle als erfreulich gekennzeichnet werden.

Die Kunst im Leben des Kindes, so nennt sich die Ausstellung von Blättern, Büchern, Zeichnungen, die jetzt in der Kunststraße im Gebäude der Berliner Sektion zusammengedrängt worden war, nicht in der Absicht, um ein Urteil herauszufordern, sondern einfach in der Absicht, Eltern und Erziehern Anregung zu geben, woraufhin sie den Will der Kinder zu leiten haben, wie vorgehend sie das latente Empfinden für Kunst wecken und fortbilden sollen. Die Jugend ist die Zukunft, und wir haben es in der Hand, sie zu beeinflussen, sie zu leiten. Gerade die, welche sich berufsmäßig mit dem Kunstsehen zu befassen haben, müssen am besten zu beurteilen, was an ihnen durch falsche oder mangelhafte Erziehung gefährdet worden ist und wie sie späte Autodidakten geworden, die niemand zurechtgewiesen und die sich selbst Erfahrung für Erfahrung ertümpelt —, so kommt es wohl, daß nicht Pädagogen, sondern einige Kunstkritiker hier Anreger und Ordner gewesen sind. Was die Ausstellung bietet, haben die Tagesblätter erörtert und dankend anerkannt wie lobenswert es war, einmal das Material zusammenzustellen, das geeignet, die ersten Schritte der Kunstbetrachtung zu thun; die Gesetze, welche hierbei zu berücksichtigen, sind einfach. Man suche Einheiten, starke, ausdrucksvolle Zeichnung, leicht verständlichen Inhalt, bei farbigen nehme man vorerst klare Zusammenstellungen ohne Zwischenstufen; deshalb eignet sich die moderne Kunst mit ihren dekorativen Bestrebungen, eignen sich die Karlsruher Lithographien mit ihren wenigen Farbplatten. Und dem Streben nach starker künstlerischer Einheit entsprechend, eignen sich auch die höchsten künstlerischen Offenbarungen eines Dürer, Michelangelo, eines Rembrandt, die unendliche Komplexität und Ziele mit schlichtester Einfachheit verbinden. Der Kreis der Kunst, der dem Kinde verständlich, wird immer ein beschränkter bleiben, inhaltlich wie formell; Dingen und Farben, welche ein gebildeter Geschmack als schön genießt, werden sie oft verständnislos gegenübersehen. Festgelegt zu haben, was hier verwendbar, ist Verdienst, und mehr Verdienst ist, kategorisch mit den Forderungen künstlerischer Erziehung der Jugend an Haus und Schule, an Familie und Staat herantreten zu sein.

Wir sind uns wohl bewußt, daß mit der Veranstaltung einer solchen Ausstellung nur ein erster Schritt in einem weiten und vielfach noch unerforschten Lande gethan wird. Aber dieser erste Schritt muß einmal gemacht werden.

So schließt das Vorwort des Kataloges. In beiden Thatfachen muß man ihm Recht geben. Ein erster Schritt ist es, unabsehbar dehnt sich noch der Weg. Aber er mußte endlich gemacht werden — und er ist zu achten, denn der erste Schritt ist immer der schwerste.

Aphorismen.

Gehorjam als Ordensgelübde. Man muß die Prinzipien zu Ende denken. Das hat mit dem berühmten „prout enlaver“ (wie ein Leichnam) der Jesuitenorden gethan. Dieser „Ababergehorjam“ entbindet nicht nur von der Pflicht eigener sittlicher Prüfung der auferlegten Handlungen, er macht es geradezu zur einzigen Pflicht, sich jedes eigenen sittlichen Urteils zu enthalten. Der Einzelne ist nicht mehr Mensch, er ist totes Werkzeug in der Hand des Oberen. Er muß den ebelfsten Kern der Persönlichkeit, das Gewissen, in sich ertöten. Er darf weder den letzten Zweck, noch die angewandten Mittel, letztere nicht einmal hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit, geschweige denn hinsichtlich ihrer sittlichen Berechtigung, in Frage stellen. Er muß auf Befehl Erbschleicherei, Glaubensverfolgung, Mord, Mord ausüben. Es mag jemand vielleicht die Uebung im Gehorjam innerhalb gewisser Grenzen, wie ebenso die in den beiden anderen Ordenspflichten, Festlosigkeit und geschlechtlicher Enthaltung, zeitweilig oder dauernd im Dienste der eigenen sittlichen Vervollkommnung für erprießlich halten. Darüber ist nicht zu streiten. Das Gehorjamsgelübde, wie vorstehend gekennzeichnet, vernichtet den Menschwert und ist überdies als unbegrenzte Vereinigung zahlreicher Menschenträfte in wenig Händen von der äußersten Gefahr für die Gesellschaft.

Die Franzosen scheinen in ihrem Staatsleben ein besonderes Gewicht zu besitzen, einem großen Prinzip durch Kattieren in der Ausführung die Sehen zu durchzuführen. Bekanntlich hat man der rühmreichen Einrichtung der allgemeinen weltlichen Schule mit Moral- und Bürgerunterricht gleich bei der Einführung in dreifacher Weise die Flügel geknickt. Man machte durch Uebnahme der Gottes- und Unterthelichtheitslehre eine Anleihe bei der religiösen Metaphysik; man partierte mit den Religionsgesellschaften, indem man die „freie“ Schule zuließ; man partierte mit dem Meyanche-Ghauvinismus, indem man einen blutdürstigen Rationalismus in die Staatschule einfuhrte. Mit derselben Halbheit ist nun jetzt auch der Versuch der französischen Gesetzgeber gescheit, im Vereinsgesetz der Staatschule von der tödlichen Umfischung der freien Schulen Luft zu machen. Die nicht anerkannten Orden dürfen keine Schulen halten, aber sie können die Anerkennung nachsuchen. Das Recht der bereits anerkannten Orden auf die Jugend bleibt trotz aller standstilligen Enthaltungen unangetastet. Und auf der Ausstellung haben die „Schulbrüder“ zwar den Grand-prix nur für ihre Schulen in den Kolonien erhalten, für die Schulen im Mutterlande aber, trotz der offenkundig geübten Verhöhnung der Jugend, — nur die goldene Medaille. Wozu da der Lärm?

Leider muß wohl die französische Staatschule keine besondere Lebenskraft in sich haben, daß sie sich in diesem Maße ihre Daseinsbedingungen verknümmern läßt. Man kann fragen: Welche Schule ist schlimmer daran, die französische mit solchen Halbheiten, oder die preussische, die, wie wir in den letzten Kammerverhandlungen launend hören mußten, täglich zuverlässlicher in das Fahrwasser vergangener Jahrhunderte zurückfenert? Vielleicht können wir uns da mit dem Goetheschen Worte trösten:

Die treiben's toll,
Man meint, es brech.
Nicht jeden Wochenag
Nacht Gott die Zeh.

Streiflichter.

Diejenige Nation wird an der Spitze der künftigen Entwicklung stehen, die die neue Begründung der ethischen Idealität zuerst rüchhaltlos in Angriff nimmt. Diejenigen Männer und Frauen, die ihr Volk auf diesen Weg weisen, sind seine wahren Propheten und Prophetinnen.

Ein Moralunterricht, wie er in Dr. Försters schönen Veröffentlichungen in der E. & U. und in seinem betreffenden Vortrage gekennzeichnet worden ist, ist als Bestandteil einer vorbereitenden ethischen Unterweisung, eines ethischen Anschauungsunterrichts, von allerhöchstem Werte. Er kann aber nicht als abschließender angesehen werden. Ein abschließender ethischer Unterricht muß in einer geschlossenen, den Eindruck des Ganzen hervorruhenden Form auftreten und kann auch nicht darum herumkommen, die Vernunftmotive des sittlichen Handelns in nachdrücklicher und zusammenhängender Fassung ins Licht zu stellen.

Gesellschaftliche Bestrafung der Trunkenheit. Es wird auch von eifrigen Alkoholgegnern und Kennern der Frage gegen dieselbe geltend gemacht, daß die eigentliche Trunksucht ein Krankheitszustand sei, der die Verantwortlichkeit ausbe. Dagegen ist zweierlei zu bemerken. Erstens entspringt nicht jede Trunkenheit aus krankhafter Trunksucht. Zweitens muß doch auch für den krankhaften Trunkenbold daselbe Maß von Unterscheidungsvermögen zwischen dem gesetzlich Erlaubten und Verbotenen in Anspruch genommen werden, das man bei anderen Arten von Vergehungen auch bei den eigentlichen Verbrechensnaturen voraussetzt. Die Frage eines Strafgesetzes gegen Trunkenheit ist also identisch mit der Frage, ob Trunkenheit ein gemeingefährlicher Zustand ist. Und diese Frage muß, wie es scheint, bejaht werden.

Ganz nüchtern und matter-of-fact-näßig betrachtet, ist Nietzsches Herrenmoral eine recht rüchständige und rüchschrittliche Erscheinung. Von Niinrod an, dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn, der den Vabelturn bis in den Himmel bauen will, ist von jeder körperliche, geistige und wirtschaftliche Ueberlegenheit zur Anechtung der Schwachen und Armen ausgenutzt worden. Es ist die rein animalische, durch den Solidaritätsgedanken noch nicht erleuchtete Stufe des Menschheitslebens, die da verherrlicht wird. Die christliche „Sklavemoral“ hat dieser Brutalitätämoral nur sehr wenig Abbruch zu thun vermocht. „Man kennt nur Herren und Knechte“, singt noch Schüler, und auch heute noch ist der das Ständebium durchbrechende Menschheitsliebesgedanke den meisten besserfinitierten eine fremde Welt. Dem Studenten ist der junge Handwerker ein „Knote“, dem Jüngling der „besseren“ Stände der Arbeiter ein „Kerl“, den „Honoratioren“ die arbeitenden Klassen „gewöhnliche Leute“.

Es ist lobenswert, daß die russische Kirche Tolstoi ausgeschlossen hat. Es wäre eine Schwäche, wenn sie es nicht gethan hätte. Es wäre erfreulich, wenn allgemein nach diesem Prinzip verfahren würde. Es würde dann bald ein wesentlich veränderter Zustand der Gesellschaft entstehen und einem Neuen der Weg bereitet werden.

D.

Die Autorität zu wahren ist, darüber scheinen auch in betreffendsten und verbündeten Ländern die Ansichten weit auseinanderzugehen. Im Osten Europas gilt das Sausen der Nagaisa, der blutige/beschwerten Kojakpenische, in den Händen betrunkener Soldateska auf waffenlose Vertreter der Anteilganz geschwunden, offenbar als das Wehen der Engelseelig, die den Thron der Milde und Gerechtigkeit vor dem Ansturm satanischer Höllengewalten zu schützen berufen sind. Amitten Europas klagt man um das Schwinden der Autorität, macht die böse Kritik dafür verantwortlich und erhofft von einer Augenberziehung in kirchlich-religiösem und echt patriotischem Geiste Besserung — nicht ohne auch einen Wink auf die Bajonette der Garbe zu werfen, die im schlimmsten Falle die Autorität wiederherzustellen hätten. Im Westen endlich ist man auf den merkwürdigen Gedanken gekommen, daß Autorität als ein sittlicher Faktor in der Erziehung am besten durch sittliche Pflichterfüllung oben und unten, bei Regierenden und Regierten gewahrt bleibt. Aus diesen verbotenen Gedanken heraus — was kann aus dem „faulen Westen“ auch Gutes kommen? — ist der Protest zu verstehen, den eine große Anzahl von Pariser Professoren anlässlich der Studentenunruhen in Kiew an ihre russischen Kollegen mit folgenden Worten erhoben hat:

„Verehrte Kollegen! Gestatten Sie uns, Ihnen das Gefühl unseres fauerzlichen Entsetzens anlässlich der letzten Verfassungsveränderung in Kiew auszusprechen. Die Frage um die Aufrechterhaltung der Ordnung innerhald der Univerisität ist in allen civilisirten Ländern Sache der Univerisität selbst. Was für ein patallisches Entseten auch in irgend einem Lande herrsche, dies Privilegium scheint uns ein unantastbares Juhel der hohen Auftragsamission der Univerisitäten zu sein. Wir haben nicht nur Kenntnisse zu überliefern, sondern wir müssen Charaktere bilden. Nach einem trüglichen Wort des Herrn von Mäugenis ist die Univerisität der Herd des nationalen Selbstbewußtseins. Wir können daher das Benehmen unserer Kollegen aus Kiew ganz und gar nicht verstehen.“

Die Handlungsweise der Studenten trug im höchsten Grade einen barmherzigen und dabei rein akademischen Charakter — das ist aller Welt bekannt.“ (Verständern brauchen nun in die Univerisität ein und schalten dort nach Belieben. Diesen Einbrude unterwarfen sich die Professoren ohne Widerstand; einige von ihnen — darunter sogar der Rektor — unterzeichneten ihn unmittelbar.)

Die Studenten leisteten keinen Widerstand und demnach wurden sie als Aufwiegler behandelt. 183 von ihnen traf eine schwere Strafe, die öblich aus dem Rahmen des Univerisitätsstatuts heraustritt.“) Das Urteil wurde von einem administrativen Tribunal gefällt, ohne alle Wahrung der richterlichen Normen. Die Angeklagten waren aller Gewissens, aller Betrübnungsmittel beraubt. Die Professoren gingen hart dand in Verb mit den Militärbehörden und der Polizei.

Nach unserer Meinung müssen die Univerisitätslehrer der ganzen Welt sich losagen von der Saldarität mit solchen Kollegen, die eine ähnliche Jurisprudenz annehmen und zu sanktionieren imstande waren. Die unavuliche Autorität der Professoren, auf der allein unsere ganze Bedeutung ruht, würde für immer verloren gehen, wenn wir mit solchen Memormissionen ein einverstanden erklärten.“

Die Pariser Professoren scheinen sich in einer bedauerlichen Unkenntnis über die Stellung ihrer russischen Kollegen von heute zu befinden. Bis zum Jahre 1886 waren die russischen Univerisitäten allerdings nach dem Statut von 1863 im wesentlichen nach europäischem Muster organisiert. Der Rektor, die Dekane und Professoren wurden vom Professorenkollegium selbst gewählt; ein eigenes Univerisitätsgericht hatte über Studentenvergehungen zu urteilen. u. Trotz der starken politischen Bewegung der nächsten Jahrzehnte fand keine Störung der Ruhe und Ordnung statt.

*) Die Studenten in Kiew hatten, allerdings entgegen den Bestimmungen der Univerisitätsstatuten von 1864, die keine Organisation und selbst des private Zusammenfassungen von mehr als 7 Studenten auf einem Zimmer verboten, einige Versammlungen abgehalten, in denen sie den Ausschluss zweier Individuen aus ihrer Mitte verlangten, die — zwei Sängerrinnen aus einem Choe chantant bei Gelegenheit näherer Bekanntschaft befallen hatten! Das war die Auflehnung gegen die Autorität der Regierung.

*) Sie wurden zwangsweise als gemeine Soldaten nach Fort Artbur und der Mandjurien geschickt.

bis unter Alexander III., wie die Offizien veränderten, um der Ruhe und Ordnung in der Gesellschaft willen und um eine für öffentliche Fragen indifferente Jugend aufzuwachen zu lassen, das Statut „reformiert“ wurde. Die Universitätsautonomie wurde bejeitigt, an die Stelle der Wahl durch Professorenkollegien trat die Berufung von Beamten auf die Lehrstühle. Der mit den russischen Universitätsverhältnissen aus eigener Anschauung vertraute Slavo-Philologe Professor Jagitsch schreibt über diese Dinge in der „Wiener Neuen freien Presse“ unter dem 24. März:

„Seidem das im Grunde liberal gereinigte Universitätsstatut von 1803 durch eine Reihe von Königen verunstaltet und zuletzt im Jahre 1864, dank dem damaligen unheilvollen Einflusse Metrows, in seinen wesentlichen Grundzügen ungenomien, d. h. durch ein neues, ganz und gar nicht freirechtliches, die Universitäten ihrer Selbstverwaltung entziehendes Statut ersetzt wurde, seit jener Zeit, kann man sagen, franken die russischen Universitäten, sie sind nicht in fortschreitender Entwicklung, sondern im Stillstande begriffen. Die Professoren haben in den Augen der Studenten nicht mehr als ihren früheren Ansehen eingestrichelt; sie gelten von da ab nicht mehr als Männer der Wissenschaft, die von den Professorenkollegien gewählt, von allgemeinen Vertrauen getragen wurden, sondern als Kreaturen des Ministeriums, deren erste und Hauptpflicht in der Subordination unter den Willen des Ministeriums bestand. Ohne Rücksicht auf die Wünsche der Professorenkollegien kam der Minister nach dem neuen Statut Ernennungen vorzunehmen, und zwar sowohl der Professoren, wie der Dekane und der Aktoren, die nicht immer in der persönlichen Tüchtigkeit, sondern in nahen Beziehungen zum Ministerium ihre Erklärung finden, bei den Professorenkollegien aber und in der Studentenenschaft Mißtrauen oder Aversion erwecken. So erstreckt es sich auch, warum, mit ganz seltenen Ausnahmen, der Einfluß der Professoren auf die Studentenschaft ein sehr geringer sein kann. Ja, er darf auch nicht groß sein, weil jeder hochschulrechtliche Verthe der Jugend mit den Professoren sehr mikroskopisch beobachtet wird, und, dank dem hochentwickelten politischen Geiste, der seit dem Jahre 1884 die russischen Universitäten beherzigt, für beide Teile von allerlei Unannehmlichkeiten begleitet werden könnte. Beispiele von Mißregelungen der Professoren (durch vorzeitige Pensionierung, durch Entlassung) gehören in Rußland nicht zu den Seltenheiten, wobei in der Regel die Tüchtigsten und der größten Popularität sich erfreuenden am meisten in Mißtrauen gesetzt worden. Es nimmt sich in diesen Verhältnissen wie ein leiserer Seher an, daß der Minister Popoljow nach vor kurzem die Bildung der studentischen wissenschaftlichen Vereine unter Oberaufsicht der Professoren befehlen wollte. Auch das war einer der vielen Mißgriffe dieses unglücklichen Ministers. Solche Dinge lassen sich eben nicht durch Besuche ins Leben rufen, wenn sie segensreich wirken sollen. Dazu gehört vor allem das gegenseitige Vertrauen zwischen den Professoren und Studenten, dessen eine Hauptvorbedingung die Abreitung jener Behinderung politischer Natur, die sich an den russischen Universitäten so judendlich geltend macht, bilden sollte. So wie es jetzt aussieht, bildet überall die Hauptverlam — das Organ der politischen Aufsicht, der Inspektor mit seinen Subinspektoren. Er wird auch besser besetzt, als jeder Universitäts-Professor.“

Ganz natürlich; denn er ist eben Stütze der Autorität, während alle Wissenschaft und Sittlichkeit das Ansehen der Regierung untergräbt. Sie Nagaina, Orthodoxie, Hurrah-papstismus und Polizei — dort Kritik, freies Denken, Humanität und Selbstverwaltung! Wird Europa doch noch losfällig werden?

Ein neuer Bannbrief gegen Zoltoi. Vater Johann von Kronstadt, der im ganzen orthodoxen Rußland wie ein Heiliger verehrt wird und auch am Zarenhofe im höchsten Ansehen steht, hat folgenden Bannbrief gegen Zoltoi erlassen, welcher in allen orthodoxen Kirchen verlesen wurde: „Der bekannte Schreiber Kirak Zoltoi be-müht sich seit Jahren, das Christentum zu untergraben und das ganze religiöse Leben der Russen mit seinen sinnlosen und cynischen Schriften zu vergiften. Un-glücklichweise hat dieser Töbfeind unserer heiligen orthodoxen Kirche zahlreiche Anhänger, welche ihn auf das Piedestal eines Gottes stellen und seine lägerhaften und anarchischen Lehren im Volke und insbesondere unter der intelligenten Jugend weiter verbreiten. Deshalb fordern wir alle orthodoxen Christen auf, sich der Lektüre dieser Schriften zu enthalten und inständig zu Gott zu beten, daß er allen Russen die Augen öffne und ihren Zinn erleuchte, damit

sie von diesem Zerstörer des Glaubens und der guten Sitten sich abwenden. Gott verhängte über ihn die ewige Verdammnis! — () sancta simplicitas!

Sprechsaal.

Rechtshel und Ethik.

In Nr. 14 vom 6. April l. J. befinden sich unter obiger Aufschrift Aphorismen von Dr. B. Weiz, von denen gleich das erste zum Widerspruch herausfordert.

Es heißt da nämlich: „Rechtshel und Ethik sind die beiden wichtigsten Seiten der menschlichen Kultur; aber sie stehen in einem grundlegenden Gegenlage zu einander.“

Kun denn: Sollte dem in der That so sein, daß die beiden wichtigsten Seiten der menschlichen Kultur in einem grundlegenden Gegenlage zu einander ständen, so müßte doch doch nichts Anderes bedeuten, als daß die menschliche Kultur an einem inneren „grundlegenden“ Widerspruch krankt, daß somit diese Kultur in sich selbst zerrissen, und uneneh, sich zu erfördernden Gut bilden könne, da ja ihr Belangen auch die Zerrissenheit und innere Uneinigkeit des Menschen im Besolge haben müßte.

Da nun dieses nicht der Fall sein kann darf, so scheint hieraus zu folgen, daß auch jeder grundlegenden Gegenlag nicht bestehen könne und dürfe, und nur darauf möchte ich hier kurz hinweisen, daß solch ein Gegenlag in der That auch nicht besteht. — Dabei möge anhaft Rechtshel und Ethik das Schöne und Gute (somit die Bestehe dieser Disziplinen) eingeseht, und weiter noch das Wahre zugesetzt werden.

Die menschliche Kultur muß als ein Streben nach Erreichung eines Besten nach ihmlichter Annäherung an einen Zustand der absoluten Vollkommenheit angesehen werden.

Diese Vollkommenheit bildet somit das Ideal des menschlichen Strebens, der menschlichen Kultur. Das Ideal nun hat eine formale, eine subjektive und eine objektive Seite und muß nach allen diesen drei Seiten hin vollkommen sein.

Die formale Vollkommenheit, das ist das Schöne, die subjektive Vollkommenheit, das ist das Gute, und die objektive Vollkommenheit, das ist das Wahre. Das Schöne, Gute und Wahre bilden somit nur drei Seiten eines und desselben Ideals, das Ideal besteht in der harmonischen Luchbringung, in der Synthese dieser drei Seiten seiner Wesenheit, und ja halte ich denn dafür, daß zwischen diesen drei Komponenten eines „Wozon“ nicht nur kein grundlegenden Gegenlag bestehen könne, sondern daß eigentlich im Ideale die Identität des Schönen, Guten und Wahren besteht, und Gegenlage nur durch die Realität (Unvollkommenheit) ihrer Erreichungsarten im menschlichen Leben entstehen, somit auch nur relativ, nie grundlegend sein können.

Und gilt dies von den Objekten der betr. Disziplinen, so muß es auch von diesen Disziplinen selbst gelten, und kann somit zwischen Rechtshel, Ethik und Wissenschaft kein grundlegenden Gegenlag bestehen. Prag. B. Horinek.

Rechtshel und Ethik.

Dr. B. Weiz vorstehend in Nr. 14 der G. R. Aphorismen über Rechtshel und Ethik, die mir sehr sehr sehr unangenehm erschienen und mich darum zu dieser — nur vorläufigen, nicht erschöpfenden — Entgegnung veranlassen.

Er geht von der Anschauung aus, daß Rechtshel und Ethik in einem „grundlegenden Gegenlage“ zu einander stehen, wie Jugend und Alter.

Ich halte diese Anschauung für einen grundlegenden Irrtum.

Beide Betrachtungswelten des Lebens, die ästhetische wie die ethische, haben wie das Leben selbst, an dem Himmelsgewölbe ewiger Jugend fest. Rechtshel nenne ich Betrachtungsweisen des Lebens & ich erkenne einen wesentlichen Gegenlag zwischen Kunst und Leben nicht an. Echte Kunst ist gefaltetes Leben. Eer das Leben ästhetisch betrachtet, wird wohl sein Hauptaugenmerk auf die Gestaltung, die Form des Lebens richten müssen, aber dadurch nicht in Gegenlag treten zu dem Ethiker, der den Stoff, das Leben selbst und seine Bedingungen, zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht. Beide aber, die Form wie der Stoff, sind nie etwas Abgeschlossenes; das Leben unterliegt dem Gesetze der nie ruhenden Entwicklung, und demgemäß muß seine Gestaltung in der Kunst stets neue Formen schaffen. Das Gute ist ewig gleich, meint Dr. Weiz. Nein, nichts ist ewig gleich, alles wird fortwährend neu geschaffen. Damit fällt auch der Gegenlag der Rehtshel der „evoluntärer“, der „Ethiker, Konservator“. Bietener sind beide beides — aber keines von beiden: er werden, jener in der Form, dieser im Stoff des Lebens, erhalten, was nach lebendig, und verwerfen, was abgehorben ist und so ohne Verwaltsamt und ohne rechtschädlichen Eigennuß immer neues, junger, kräftiger Leben schaffen, nicht in dem Schwachzustand altes krüder Jugend werden bleiben, aber in den Marcusus alzu hohen Alters verfallen.

„Sollen und Sollen, Freiheit und Ordnung“ gelten für beide, für Freiheit wie für die Ethik; jene darf nicht ungezügelter Individualismus, diese nicht völlige Aufgeben der Persönlichkeit in der Majorität verlangen.

Der Zweck jeder echten Kunst ist der Mensch, der Mensch in seiner Gesamtheit, in der vollen Harmonie seiner Kräfte und Organe. Und der Zweck der Ethik: ist er etwas anderes? Fast nicht auch, ist dieses Ideal der fortschreitenden Harmonisierung der menschlichen Persönlichkeit immer im Auge? Doch die eine die Phantasie als Mittel benützt, während die andere durch verstandesmäßige Erwägungen der Lebensbedingungen ihr Ziel verfolgt, das begründet wohl einen Unterschied, aber keinen Wesensgegensatz; so wenig, als etwa Gartenbau und Solanik einen scheinlichen Gegensatz bilden.

Wohl mag zu Zeiten ein Abirren von dem Wege stattgefunden haben und die Aufgabe der Kunst in Willkür und Rechenzwecken, wie der bloßen Kadaverübung der Natur oder der einseitig moralischen Belehrung, gesehen worden sein. Aber Verzerrungen der Kunstethik dürfen wir nicht mit der Kunstethik selbst verwechseln, so wenig, als wir etwa die Ethik einer bestimmten religiösen oder philosophischen Weltanschauung als die Ethik an sich betrachten dürfen.

Wegen Endes wollen beide, Kunstethik wie Ethik, zur selben Höhe hinaufsteigen: sie wollen beide die menschliche Persönlichkeit zu einem harmonischen Gebilde gestalten. Darum werden wir auch nicht mit Dr. Weig sagen dürfen: „In der Entwidlung der Menschheit stehen den Gemeinwesen der Ethik viele Verluste der Menschheit gegenüber; das goldene Zeitalter der Menschheit liegt in der Vergangenheit, das die Ethik in der Zukunft.“ Rein: wahrer ethischer Gewinn ist zugleich und in sich auch echte Förderung der Kunst; denn er ist Erhöhung des Persönlichkeitsgehaltes, Bereicherung echten Menschentums. Jeder ethische Fortschritt ist zugleich eine Erhebung auf ästhetischem Gebiete. Die Vollendung beider winkt also in der Zukunft als Ziel, wohl als unerreichbares, als Ideal, aber jedenfalls ist für seine von beiden in der Vergangenheit des „goldenen Zeitalter“ zu suchen.

In dem hier nur ange deuteten Sinne habe ich früher einmal in dieser Zeitschrift als das Ideal ethisch-ästhetischer Lebensauffassung die Forderung aufgestellt:

In Schönheit leben!

Offenburg.

Prof. J. Stern.

Kann der Redakt. Die hier erwähnte Frage, welche unmittelbar in die schwierigsten metaphysischen Streitfragen hineinreicht, kann, dem Charakter der G. R. entsprechend, an dieser Stelle weder in rein grundsätzlicher Weise, noch auch nur annähernd

erschöpfend behandelt werden. So kann sich hier nur um Anregungen handeln, welche von verschiedenen Standorten aus gegeben werden können und mit deren keinem daher die Redaktion sich identifiziert. Es möge das auch zur Beurteilung ähnlicher Fälle noch einmal ausdrücklich betont sein.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Staat oder Gesellschaft in unseren Kolonien? Von Ernst v. François, Major a. D. (Heft X v. Soziale Streitfragen, herausgegeben von Adolf Damaschke). Berlin, Verlag v. J. Harrwitz Nachf.

Ein Freiwilligenjahr für Frauen in der Krankenpflege. Erfahrungen und Urteile von Schwestern des Ev. Diakonievereins, mitgeteilt von Prof. D. Dr. Friedrich Zimmer, Berlin-Zehlendorf 1900. Verlag des Ev. Diakonievereins.

Der Einheitspreis für Fahrten auf den Stadt-, Ring- und Vorortbahnen. Ein Vorschlag zur Reform der Fahrpreise von Paul Ziegler, Berlin-Groß-Charlottenfeld-Str. Verlag von Adolf Klein.

Der Kampf von Ölfeldern und Weiden. Vier Vorträge über Industrie und Krieg von John Ruskin (Band III). Leipzig 1901. Eugen Diederichs.

Notes de l'Education publique. Von Pierre de Coubertin. Paris. Librairie Hachette et Cie.

Eine neue Saup- Erklärung. Von Hermann Cürck. Berlin 1901. Verlag von Otto Elsner.

Sankiana. Splitter aus Goethe's Saup. Von J. Engel-Günther. Verlag der Handelsdruckerei Hamburg.

Wohin steuert die ökonomische und staatliche Entwicklung? Von Paul Kampffmeyer. Berlin 1901. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Kant, Schopenhauer und Dr. Grabowsky. Von Dr. Grabowsky. Leipzig 1901. Verlag von Max Spohr.

Inhaltsamkeit und die außerordentliche Bedeutung des sittlich-enthaltenden Lebens. Von Dr. med. Norbert Grabowsky. Leipzig 1901. Verlag von Max Spohr.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift

für Politik Volkswirtschaft und Litteratur

Herausgegeben von

Dr. Ch. Barth.

Preis pro Quartal

Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 17-jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirtschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Glossen zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „Nation“ als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Donnerstag, den 9. Mai, abds. 8^{1/2} Uhr. Unter den Linden 16, III. Gruppe für ethische Bildung: Besprechung eines Entwurfs des Hauptvorstandes für ein Programm der D. G. E. K. Einleitendes Referat: Professor Dr. Döring.

Mittwoch, den 22. Mai, abds. 8^{1/2} Uhr. Bürgerpalast des händ. Nathansens. Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Justizrat Dr. Rothe: Die sittlichen Pflichten der Verteidigung im Kriegsprozesse. Diskussion.

Gäste willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Pengig.

Giordano Bruno-Bund

für einheitliche Weltanschauung.

Im Bürgerpalast des Nathansens:

30. April: Wilhelm Voelke: „Weltanschauung und Naturwissenschaft“

15. Mai: Wolfgang Kirchbach: „Die Hauptbegriffe der Lehre Jesu“

31. Mai: Max Warterkeig: „Tragedie und einheitliche Weltanschauung“

Preis 8 Uhr abends.
Karten zu 3 Mk. für alle Vorträge oder Einzelkarten zu 1 Mk. durch M. Warterkeig, Berlin-Schmargendorf, Hundebühlstr. 12.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlags von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart bei.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Pengig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 68. Wilhelmstr. 47. — Druck: J. S. Kreuz, Berlin SW., Romanbantenstr. 14.

Original
vom Gesamtwerk
ausgestellt, 1.90. Nr.
Das abzugeben bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen.
Vertriebsstelle
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Defenda
die
Kampferzeitung
Nr. 40
Die
nach
weiter
Kampfer
in allen
und in der
W.
47.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerker herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin W. Wilhelmstr. 47.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 4. Mai 1901.

Nr. 18.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Entwurf eines Programmes der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. — Nochmals die Frage der geistlichen Orden. Von Dr. M. Kronenberg. — Eine neue Faust-Erklärung. Von Dr. Otto Gramow. — Das Schiff der Menschheit. Von Dr. Verthold Weiß. — Streiflichter: Persönlichkeiten, Männer. Der Höhe Buddha. Der neue Geist. — Bücherschau. — Aus der ethischen Bewegung.

Entwurf eines Programmes der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.)

1. Ethische Kultur ist derjenige Ideal-Zustand der Gesellschaft, in dem sittliches Wollen und sittliche Einsicht als maßgebende und gestaltende Mächte für das Tun der Einzelnen, wie für die Gesamtrichtung des Gesellschaftslebens entscheidend und ausschlaggebend waltet.

Wie für den Einzelnen Sittlichkeit unerlässliche Vorbedingung wahren Wohls ist, so ist ethische Kultur das wichtigste Element jeder Kultur, der Gradmesser ihrer Gesundheit und Bestandfähigkeit. Wahre Höherbildung der Gesamt-Kultur ist nicht möglich ohne Höherbildung der ethischen Kultur.

2. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchstentwickelten Kulturvölkern, ist in sittlicher Beziehung noch ein beklagenswert unvollkommener.

3. Grundlage und wichtigster Faktor der ethischen Kultur ist der sittliche Zustand der Einzelnen.

4. Religiöse Vorstellungen jeder Art sind als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig, weil sie ihren Einfluss auf die Gemüter in weiten Kreisen verloren haben. Sie eignen sich aber auch an sich als persönliche Angelegenheit des Einzelnen nicht zur Grundlage einer umfassenden sittlichen Gemeinschaftsbildung.

5. Es muß daher übergegangen werden zu einer allgemeinen wirksamen und unbedingt gültigen Begründung des Sittlichen, nämlich zu einer solchen, die lediglich aus dem einheitlichen Grunde der Menschennatur und den Bedingungen des Gemeinschaftslebens geschöpft und deshalb der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung für Jedermann zugänglich ist.

6. Erste Vorbedingung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Verfeinerung und Veredelung der Menschennatur. Der Zustand tierischer Wildheit, wie er sich bei Naturvölkern und in den verrohten Schichten der Kulturmenschheit findet, in dem die Stimme der Vernunft von den wilden Erregungen des Augenblicks überhandt wird, ist kein Nährboden für das Sittliche. Diesen Nährboden,

überall wo er fehlt, zu schaffen, muß die erste Aufgabe der Arbeit für ethische Kultur sein.

7. Mit der Förderung des Sittlichen muß Hand in Hand gehen das Streben nach einem Zustande der Gesellschaft, in dem die Lebensgüter gerechter verteilt und das zu einem menschenwürdigen Dasein Erforderliche jedem ihrer Glieder in höherem Maße gesichert ist.

8. Als unentbehrliche Grundlage für die zu erstrebende sittliche Höherbildung muß eine zielbewusste und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefordert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichts in die öffentliche Schule.

Mit voller Entschiedenheit muß aber auch heute schon an alle privaten, öffentlichen und internationalen Betätigungen der Maßstab sittlicher Beurteilung angelegt und auf Erweckung sittlicher Gesinnung und sittlichen Urteils in den weitesten Kreisen hingearbeitet werden.

9. Als ihren nächsten Zweck bezeichnet die D. G. E. K. die Vertretung, Ausbreitung und allseitige Geltendmachung der vorliegend bezeichneten Ueberzeugungen. Sie will zugleich durch Zusammenschluß ihren Anhängern Halt und Zuversicht, sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten.

10. Die ethische Bewegung hat, entsprechend der allgemeinen menschlichen Verbindlichkeit der sittlichen Normen, im Prinzip einen internationalen Charakter. Um aber auf den besonderen nationalen Kulturgebieten erfolgreich wirken zu können, muß sie sich der nationalen Ausprägung der Kultur und den besonderen Formen des nationalen Staats- und Gesellschaftslebens anschließen. Für Deutschland insbesondere weiß sie sich, bei strengster Verwerfung jeder nationalen Ueberhebung, in ihrem gesamten Streben eins mit den besten Ueberlieferungen deutschen Geisteslebens.

Nochmals die Frage der geistlichen Orden.

Von Dr. M. Kronenberg.

Nach den erneuten ausgiebigen Darlegungen Dr. Försters scheint es mir erforderlich, auch meinerseits noch einmal auf das Thema der Ordnungsfrage zurückzukommen. Ich werde mich freilich erheblich kürzer fassen können; denn ein großer, oder eigentlich der größte Teil seiner Erörterungen erhebt sich für Dinge, welche nicht bestritten worden, und richtet sich gegen Behauptungen, welche nicht aufgestellt worden sind. Aus der Veröffentlichung in Nr. 16 wird hoffentlich auch Dr. Förster wenigstens soviel haben erleben können, daß Waldeck-Rousseau nicht daran

* Dieser Entwurf wurde vom Hauptvorstand der D. G. E. K. angenommen und die Abteilungen sind aufgefordert, ihn zu diskutieren.

denkt, den Menschen vorschreiben zu wollen, „welche Hülfsmittel sie zur Pflege ihres innern Lebens gebrauchen sollen“, daß er auch niemanden zwingen und vorgezwungen, niemanden „seines Nufes berauben und ins Leben hineingeren will“, daß von Intoleranz des Freidenkertums hier ganz und gar keine Rede sein kann. Ebenjowenig habe ich meinerseits an dergleichen Dinge gedacht; auch ich will niemanden „zwingen, mit dem Weltgetriebe zu verwaschen“, will auch nicht „Ehthil vom grünen Tische diltieren“ u. s. w. Ich lasse aber dies alles und die daran geknüpften Schlußfolgerungen und Argumentationen beiseite, weil sie sich ja leicht aus dem oft ganz unbeabsichtigt hervortretenden Bemühen erklären, die entgegenstehende Ansicht zu übertreiben und larifaturartig zu stellen, um mit der Widerlegung leichteres Spiel zu haben. Auf der anderen Seite halte ich es auch nicht für erforderlich, auf die psychologische Motivierung der Weltflucht zurückzukommen, die in Försters Darlegungen einen so breiten Raum einnimmt. Glaubt er wirklich, mir wären nicht auch jene, von scharfen Zweifeln und inneren Kämpfen aufgewühlten, tief durchfürdten und zerrissenen, und ebenso jene mifojenartig schreckhaften und furchtjamen Naturen bekannt, die so leicht dazu kommen, sich vor der Welt in ein Asyl zu retten? Es handelt sich ja doch nicht um Feststellung psychischer Thatbestände, sondern um ethische Werturteile, nicht um die Frage, welche Motive den Einzelnen zum Eintritt in das Mönchsleben veranlassen, sondern ob dessen Grundlagen, hier also die drei bekanneten Gelübde, die ja dann freilich auch als Willensbestimmung des Einzelnen wiederzulehren, — sittlich berechtigt sind. Und mir scheint, daß Dr. Förster beides allzujehr vermengt hat und daß daraus sich viele seiner sonst unerklärlich erscheinenden Behauptungen erklären. Er sagt gleich am Eingange seines Artikels, wir müßten bescheiden uns beugen vor dem, was andern heilig und ehrwürdig ist und ihnen das Leben erträglich macht. Ich antworte: nein, wir dürfen uns nicht beugen. Alles Menschliche muß uns ehrwürdig sein, aber nur als Menschliches, d. h. als etwas Unvollkommenes, an dessen Vervollkommnung wir nach unsern Kräften mitarbeiten sollen. Alles Menschliche müssen wir also zu vertheben, nach seiner individuellen Besonderung und Eigenart zu begreifen suchen, aber mit dem Endzweck, darüber hinauszuschreiten, es hinter uns zu lassen, es ganz zu durchdringen, indem wir einjehen, auf welch Höheres, Reineres, Vollkommeneres es, das Unvollkommene, hindeutet. Unsere Kritik, unser Bemühen um Besseres soll liebevoll, schonend, behutsam sein — auch in Verurtheilung der eigenen menschlichen Schwäche — aber jollen Kritik und Aufklärung und Fortschritt überhaupt verschwänden, weil wir uns beugen müßten vor dem, was andern Menschen heilig und ehrwürdig ist? Wie könnte damit auch nur der geringste Fortschritt bestehen bleiben? Heilig und ehrwürdig ist auch dem Freischandaber sein Götzendienst, ebenso wie dem Mönche die durchdadafteste Symbolik und Ordnung des Klosterlebens, heilig waren früher zahllosen Menschen Kreuzzüge und Inquisition, die Verbrennung eines Ketters war ihnen eine wahrhaft fromme und heilige Handlung, und heilig und ehrwürdig sind immer zahllosen Menschen auch die unsittlichsten und verrottesten Institutionen — eben darin haben sie ja den Grund ihrer Existenz. Sollen wir vor alledem uns in Demut beugen?

Es ist freilich nicht leicht, immer die richtige bewegliche Mittelstellung einzunehmen zwischen Tuldung und Aufklärung, zwischen dem verständnisvollen Ergreifen des Positiven, Wertvollen, das in allem Menschlichen, auch dem scheinbar verwerflichsten, zu finden ist, und dem zielbewußten Fortschritt, der ja immer eigenwie mit der

bloßen Negation, mit der Bekämpfung eines Bestehenden, anhebt. Aber gerade diese recht schwierige Aufgabe im Auge zu behalten, scheint mir für die Anhänger der ethischen Bewegung besonders wesentlich zu sein. Verständnislose, oberflächliche Aufklärer kann sie sicherlich nur in schwerer Weise schädigen, aber ebenjo auch ein unkritisches „bemühtes Zidbengen“, welches am Ende alle Wertunterschiede verwischt. Wenn dieser letztere Geist herrschend werden sollte, dann könnte schließlich nur ein trübes, gefühlloses Vorstellungsgemenge entstehen, dessen Inhalt man, unter entsprechender Accentuierung, mit dem Goetheschen Worte bezeichnen könnte:

Alles auch Meinende wird hier vereint,
Weil das Erscheinende niemals erlischt.

Wie umfassendste Tuldung mit energischer, zielbewußter Aufklärung theoretisch zu vereinigen und praktisch in der eigenen Lebensarbeit zu bewahren sei, dafür wüßte ich unter den Denkern und Dichtern aller Zeiten niemanden, — ich sage ausdrücklich: niemanden —, der uns mehr Vorbild sein könnte, als — Leibniz. Seine „große Krit zu denken“, wie Lessing von ihm sagt, wüldete es nicht, daß man der Wahrheit zu enge Schranken setzte. Er war der Ansicht, daß seine Meinung angenehm sein könne, die nicht in einem gewissen Verstande wahr sei, und er rathete nicht, bis es ihm gelungen war, diese wahre Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Und dennoch war er der große Begründer der deutschen Aufklärung und des Humanismus. Um wieder mit Lessing zu sprechen: „Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbergte sein Feuer nicht im Kiesel.“

Wie aber ist es möglich, daß unser Freund, der vor dem mönchischen Wesen, ungedacht aller Entartung, demüthig sich beugen will, dies nicht thut, ja sogar jede zum Verstehen führende Teilnahme verweisen läßt gegenüber einem der edelsten Geister und einem der größten Lichtstender, die je in der Menschennwelt erschienen sind — nämlich Leibniz? Dr. Förster sagt, er wisse nichts von der Fülle von Lebensgedanken, die Leibniz ausgestreut habe. Das ist freilich erklärlich genug, weil er eben so gut wie nichts von Leibniz weiß. Aber auch die oberflächlichste Vorstellung über den Leibniz'schen Ideenkreis hätte ihn abhalten müssen, so einfach von dem doch immerhin beschränkten eigenen Standpunkt aus „abzuspochen“ und die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, vor allem das Verständnis- und liebevolle Urtheil von Schopenhauer sich suggerieren zu lassen. Denn da er sich mit diesem Philosophen einjehender bechäftigt hat, so kann ihm nicht unbekannt sein, daß keiner sich, um mit Jean Paul zu reden, so in sein System nicht bloß eingeschlossen, sondern eingemauert hatte, keiner also weniger einjandte war, andere, die von seiner Meinung abwichen, zu vertheben — auch Spinoza gegenüber spricht er z. B. von der „Injämie“ seiner Moralphilosophie —, daß er am wenigsten aber seinen Antipoden Leibniz vertheben konnte, dessen ganze Geistesverfassung der jeminigen diametral entgegengesetzt war. Denn die Leibniz'sche Ideenwelt ist recht eigentlich konkrete Lebensphilosophie, welche alles Seiende mit liebendem Vertheben umfaßt, die ihre Strahlen in die entlegensten Regionen des Wirklichen sendet — während Schopenhauer's Gedankenkreis nur eine, wenn auch bedeutungsvolle, Seite des Lebens umfaßt, nur diese begreifend löstrennt vom Wirklichen (daher er recht eigentlich abstrakt ist), alles Uebrige aber unbegriffen liegen läßt. Auch wenn man also davon absieht, daß Leibniz ein beispielloses Geisteswunder repräsentiert, daß er wie ein Atlas die ganze geistige Welt seiner Zeit auf den Schultern trug, wenn man nur den Philosophen ins Auge faßt, so darf man sagen: wie hoch man auch die Bedeutung Schopenhauer's ver-

anfragen mag — und ich selbst gehöre zu seinen aufrichtigsten Bewunderern —, sie erscheint gering gegenüber der Mieseligkeit eines Leibniz.

Wenn Dr. Förster mit Schopenhauer meint, Leibniz sei „ein genialer Mathematiker und ein geistreicher Kopf“ gewesen, so ist das eine ebenso zutreffende Charakteristik wie die, Goethe seien ein genialer Botaniker und auch sonst ein geistreicher Kopf gemeint. Und nun gar die erstaunliche Bemerkung, „das Denken von Leibniz sei ohne Wirkung auf die Nachwelt geblieben“. Weiß denn Dr. Förster nicht, daß Leibniz, wie ein neuerer Historiker sich ausbrüdt, die geistige Centralperson war, um welche das ganze achtzehnte Jahrhundert sich bewegte, und daß gerade dessen größte Gesister, die Lessing, Herder, Goethe, diese Abhängigkeit von Leibniz und diese innere Verwandtschaft mit ihm — den erst sie, nicht die flache Aufklärung der Wolffschen Schule, verstehen lehrten — tief empfanden und dankbar gewürdigt haben? Aber vielleicht findet Förster, daß diese Lessing, Herder und Goethe auch „über menschliche Dinge nur flache Gedanken“ vortrachten, da sie ja doch eben auch Weltleute und „Hoflieferanten“ waren. Und Goethe beispielsweise war es sicher in viel stärkerem Grade, als Leibniz, der die Unabhängigkeit seiner Gesinnung so gut zu wahren wußte, daß er, von aller fürstlichen Gunst verlassen, in tiefer Einsamkeit gestorben ist und fast wie ein Verbrecher heimlich begraben wurde. —

Die eigentliche Kernfrage unserer Kontroverie, die nach dem sittlichen Wert oder Unwert der drei Lebensgebilde, will ich nur kurz noch einmal berühren. Ich finde durch Försters Darlegungen meine Ansicht an seinem Punkte erschüttert — und es giebt nicht leicht eine Ansicht, von der ich so tief durchdrungen bin, als diese —, daß mit den drei Gebilden, vor allem aber mit dem des absoluten Behorjams, wahre Sittlichkeit völlig unvereinbar ist, daß diese dadurch in der Wurzel verborben wird. Wenn dennoch auch hier Gewissen und Sittlichkeit zuweilen gehahrt werden, so geschieht es trotz der Gelübde, von seiten stärkerer Naturen, die sich berein sittlich entwerdender und verderbender Einflüsse zu erwehren wissen. Aber das sind Ausnahmen. Dagegen ist die gewaltige Korruption und Verderbnis, von welcher die ganze Geschichte des Lebenswesens in der neueren Zeit erfüllt ist — eine solche Unsumme menschlicher Verderbnis findet sich vielleicht auf keinem anderen Blatte der Geschichte verzeichnet —, keineswegs, wie Dr. Förster annimmt, eine zufällige Erscheinung, eine Folge der Unvollkommenheit, welche mit allen menschlichen Dingen verknüpft ist, sondern sie ist eben eines Notwendiges, von ihrem ganzen Wesen Unabtrennbare, sie ist das natürliche Ergebnis jener drei Gelübde, vor allem des Behorjamsgebildes*). Denn mit diesem ist die Quelle aller Sittlichkeit verschüttet, die Freiheit vernichtet, die Verantwortlichkeit vor dem eigenen Gewissen beseitigt, ja selbst aller sittliche Fortschritt unmöglich gemacht, die Entwicklung abgebrochen zu Gunsten — der süßen Ruhe, welche im Gefolge der geistigen Knechtschaft — vielerlei! — erreicht wird. Aber das ist nur die Ruhe

des Todes: der Geist verdimpt und das Leben erstarrt. Diese süße Ruhe der Knechtschaft hat allerdings immer für viele etwas besonders Anziehendes gehabt, mehr als alle Süßigkeiten des Lebens und der Freiheit. Schon Nietzsche hat davon gewarnt. „Laßt uns auf der Hut sein“, ruft er aus, „vor dieser Süßigkeit des Dienens. Geht alle hin, nur nicht dieses eine, was allein den Wert des Menschen ausmacht und uns die Zukunft verbürgt: die geistige Freiheit.“ In der That, ich wüßte keine Gefahr, für uns, die schlimmer wäre, als dieses freiwillige Nüchtern zur Ruhe der geistigen Knechtschaft, dieses ruers in servitium im Gefolge der eigenen romantischen Anpassung an richtungslose Erscheinungen der Vergangenheit*).

Eine neue Faust-Erklärung.**)

Von Dr. Otto Grambow.

Goethes Faust, das „Gedicht der Menschheit“, übt immer von neuem seinen ewig jungen Zauber auf die Leser aus. Wie könnte es anders sein, da alles Menschliche verständlich zum Menschen spricht? Was menschlich groß und klein, reich und arm, hoch und niedrig ist, klingt in der Faustdichtung wieder. Besonders fügen sich diejenigen davon angezogen, die Durchschnittsbildung und Begabung der Menge überragen. Werthold Auerbach hat unbestreitbar recht, daß sich „an seinem Verhältnis zu Goethe der Bildungsgrad eines Menschen erkennen lasse.“ Goethes Selbstdarstellung ist die Persönlichkeits-Fausts. Goethe fühlt sich als Genie. Alle grundlegenden Eigenschaften und besonderen Merkmale des genialen Menschen, die Goethe in sich selbst findet, steigert er, soweit Pflanzhaft und kritisches Denken eine solche Steigerung gestatten. So gelangt er zu einer reinen, man könnte sagen: schematischen Anschauung und Darstellung des Genies. Dem dichterischen Schaffen Goethes im Faust geht die Anschauung und Erlebenssumme des eigenen Selbst nicht nur voraus, sondern auch als Leitstern zur Seite. Zu den Eigentümlichkeiten des genialen Menschen gehört das Bewußtsein seiner Kraft. Durch dieses Bewußtsein erhebt er sich über die Menge der Durchschnittsmenschen. Zwar beschleicht auch den großen Menschen das Vagen sein „Gottähnlichkeit“. Die anergogene Bescheidenheit drängt ihn zu der Frage: „Wieviel bist du von anderen denn verschieden?“ Aber über jeglichen Kleinmut siegt doch stets das Bewußtsein der überwertigen Besonderheit. Das ist dem Genie unveräußerlich und unentbehrlich, weil es tief in seinem Gefühlsleben gewurzelt ist. Das Gefühl der Kraft, des außergewöhnlichen Willens und Könnens bildet sich als ein lebendes erhöhtes Selbstgefühl aus, welches die Vorbedingung des Selbstvertrauens und somit jeder geistigsten Leistungsfähigkeit ist.

Durch ist mit Recht von dem Gedanken beherrscht, daß die Komposition der Faustdichtung herauswächst aus der Bestimmung der Unterliebe, die zwischen dem Genie und dem Alltagsmenschen obwalten. Er sucht deshalb dem Schöpferergebnis Goethes nachzugehen und diejenigen Differenzen klar herauszuarbeiten, durch die Faust-(Goethe)

*) Man muß sehr wohl unterscheiden zwischen geistlichen Orden, Kongregationen und religiösen Bessenshöfen. Die letzteren, und zu ihnen gehören die meisten Krankenpflege-Orden, wissen so gut wie gar nichts von den drei Gelübden, die erlernen nur teilweise, und selbst bei den Kongregationen giebt es außer den Väternbrüder und die sogenannten Tertiären, welche nicht bedinglich im Kloster leben und auch die Gelübde nicht ablegen.

Gerzordenen möchte ich auch noch, daß jene drei Gelübde in ihrer strengeren Fassung erst vom Tridentiner Konzil (16. Jahrh.) festgesetzt, und wie fast alle Bestände dieses Konzils ein bestimmter Ausdruck seines finster-sonatlichen Geistes sind. Sie kamen aber nicht von Franz von Assisi, sie sind ganz entgegengesetzt dem Geiste dieses edlen und wahren Heiligen, der vielmehr die Befreiung fast ganz im Sinne des buddhistischen Wüstenweilers verstand: als freie Entlassung des Einzelnen. Er wachte sich ausdrücklich gegen das Selbstüberleben, die Vereinigung in Häusern, ja selbst die korporative Organisation und Unterscheidung von Oben und Untergebenen.

*) Auf die von Dr. Förster berührten eigentlichen Weltanschauungsfragen gehe ich nicht ein, da es sich hier um die rein ethische Betrachtung handelt. Ich will aber doch darauf hinweisen, daß der von ihm proklamirte Grundbegriff, Leben ist Heiter Kampf zwischen Körper und Seele, dem ich entschieden widerspreche, auch fühlte Wesen in sich bringt. Unsere Lebensaufgabe ist vielmehr: Harmonische Veräglichung von Seele und Körper, feste Verengung des Sinnlichen, aber auch feste Verinnlichung des Geistigen.

**) Herrn. Lind: 1. Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust. Goethe-Jahrbuch 1899. 2. Der geniale Mensch. 4. Aufl. 1909. Kap. V. S. 103 u. f. 3. Eine neue Faust-Erklärung. Berlin bei Otto Elsner, 1901.

sich selbst von den „Philistern“ unterschieden weiß. Faust ist ein produktiver Mensch, mit Schöpferkraft begabt. Zu rastloser Betätigung fühlt er sich gedrängt. Schöpferkraft und Schaffensdrang des Genies haben ihren Ursprung in dem schaffenden Weltgeist selber, in Gott. Das Genie ist sich dieses Zusammenhanges mit seinem ewigen Urquell bewußt und kann aus demselben nicht gelöst werden, solange es sich selbst treu bleibt. Darum sind die Schöpfungen des wahren Genies in eigentlichem Sinne Naturwerke oder göttliche Schöpfungen. Das Genie betrachtet alle Dinge unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit, es ist auf das Wahre, Unvergängliche gerichtet. Liebe zur Wahrheit ist seine erste und hauptsächlichste Eigenschaft und die Vorbedingung jedes genialen Schaffens. Allein dieses Schaffen ist nicht absolut frei. Der Geniale ist ebensoviele wie jeder andere Mensch Herr der ihn umgebenden Verhältnisse. Widrigkeiten und Widerstände stellen sich ihm entgegen. So ist es ihm verlag, „schaffen Götterleben zu genießen.“ Der Uebermensch Faust ist der Erscheinung des Erdgeistes gegenüber nur „ein furchsam weggeträmmter Baum.“ Ihm nicht sein Selbstgefühl, seine Selbstüberschätzung, er muß bekennen:

„Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.“

In jenem seltsam Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du siehst grauam mich zurüde
Ins ungewisse Menschenlos

„Ach! unsere Töten selbst, so gut als unsere Leiden,
Sie hemmen unseres Lebens Gang.“

Will Faust nicht in Verweisung untergehen, so muß er den Weg der Selbstbehauptung finden. Er bethätigt die Gabe, die ihm als Genie eigen ist. Er faßt Menschen und Dinge seiner Umgebung so auf, wie sie sind. Er trachtet nicht danach, die Realität schön zu färben, mit dem Schimmer phantastischen Schauens zu vergolden. Zwar ist er keineswegs befriedigt von irdischen Gütern, nicht hingegeben an ein höchtes irdisches Gut. Aber er strebt fortwährend nach der klarsten Anknüpfung der Welt, nach einem liebevollen Erfassen des Lebens an allen Orten und zu aller Zeit. Das geniale Zielverfehlen in die Wirklichkeit ist die „magische Gabe“ des Schanens, die richtige Beurteilung und Schätzung aller Dinge. Diese Art und dieser Grad des Schauens sind nur dem Genie verliehen. Unter der Magie versteht Goethe daher, wie Tüdt ausführlich zeigt, keinen mittelalterlichen Teufelspakt, sondern das Schauen des Genies, das, „weit entfernt von allem Schein, nur in der Wesen Tiefe trachtet.“ War die Wahrheitsliebe die erste, so ist das magische Schauen die zweite Vorbedingung schöpferischen Thuns, eine notwendige Ergänzung der genialen Produktionskraft.

Das Genie bleibt stets ein Verdender. Kein erreichter Standpunkt, und sei er noch so hoch gelegen über den Niederungen des gewöhnlichen Menschentums, genügt ihm Mit dem Erreichen eines Zieles erwachen ihm folgende neue Aufgaben und Ziele, zu denen es seine innerliche Natur bindet. Sein Wesen und seine Sehnsucht ist Schaffen. Aber es legt dem Schaffen wie dem Geschaffenen nur symbolische Bedeutung bei. All sein Thun erscheint ihm als Gleichnis und Abbild des ewigen Wandens und Seins, ist ein Hinweis auf das Walten des Weltgeistes, der Milchstraßen ins Dasein rief, der Welten entstehen und vergehen läßt. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ So sah auch Goethe sein eigenes Lebenswerk an.

Ganz anders sind Natur und Verhalten des „Philisters“, den uns Goethe folgendermaßen schildert:

„Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm

Mit Furcht und Hoffnung angefüßt,
Daß Gott erbarmt!“

Der Philister lebt an den irdischen Dingen, die für ihn einen absoluten Wert oder Unwert darstellen. Er hat höchste irdische Güter, von deren Erreichung ihm sein Lebensglück abhängig dünkt. Darum hat ihn die Sorge in ihre Fesseln geschlagen. In zweifacher Gestalt tritt sie an ihn heran: als Furcht und als Hoffnung. (Faust, 2. Teil, 1. Akt, Nummernschanz-Szene). Furcht und Hoffnung sind aber „zwei der größten Menschenfeinde.“ Sie machen den Philister blind, d. h. unfähig zur richtigen Wertschätzung der Dinge, die ihren Maßstab im Unvergänglichen, Ewigen finden. Darum lebt der gewöhnliche Mensch stets an den Nichtigkeiten der Welt. Er kann zu großen Plänen und Entschlüssen nicht gelangen, sondern bleibt unproduktiv. Die Harmonie der Seele, das Glück des Daseins werden von ihm nicht erlangt.

„Die Sorge nicht gleich im Ufen Derzen,
Und wieviel sie gebüme Schmerzen,
Unruh misst sie sich und häret Lust und Ruh.“

Auch Faust ist unbefriedigt vom Leben. Er verzweifelt an seinem Wissen und der Möglichkeit des Erkennens. Doch dieses Verzweifeln ist anders geartet, als das gewöhnlicher Sterblicher. Es stellt notwendige Augenblicke im Entwicklungsgange des genialen Menschen dar. Es ist das Verzweifeln, das zur Selbstbrennung ruft. Der verzweifelte Faust macht sich keine Illusionen über die Welt, er verläßt sich nicht auf den Schein und Schimmer der Dinge, sondern nur auf seine Kraft. Aber er gebraucht seine Kraft nicht, um sich der Erfüllung einer Hoffnung zu nähern oder etwas Gefürchtetes von sich fern zu halten. Er ist unbekümmert um den schließlichen Ausgang seines Thuns, um Erfolg und Mißlingen. Er entwickelt seine Fähigkeiten und Neigungen ohne Rücksicht auf Meinung und Anspruch der Alltagsmenschen. Er sucht keine Befriedigung, denn er weiß, daß sie ihm verjagt bleiben wird:

„Werd ich beruhigt je mich auf ein Faulheit legen,
So lei es gleich um mich gethan!“

Die Wette mit Mephistopheles ist der Ausdruck für Art und Grad der Verzweiflung Fausts. Wer so verzweifelt, der fürchtet und hofft nichts mehr. Er hält „zwei der größten Menschenfeinde“ fern von sich. Sein fester Grund, mit dem die Wurzeln seiner Kraft verwachsen sind, ist das Unvergängliche, das stets im Widerselbe seines Bewußtseins steht. Darum reißt sich der verzweifelte Uebermensch von allem los, was in den Augen der Menge hohen und höchsten Wert besitzt:

„Verlaßt voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Versucht das Blendende der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!“

„Nicht ist dem Ballast der Trauben!
Nicht jener höchsten Lebenslust!
Nicht ist der Hoffnung! Nicht dem Glauben:
Und Nicht vor allem der Gedult!“

Mit diesem Losreißen ist aber die Herrschaft nicht gebrochen, welche die irdischen Dinge und Vorgebenheiten auf jeden Menschen ausüben. Der Philister täuscht sich über seine Abhängigkeit von Welt und Schicksalsfügungen, darum nimmt er sein Fördern und Hoffen so ernst. Das Genie fühlt sich dem Schicksal unterworfen, denn es erkennt kraft seiner magischen Gabe die Dinge in ihrer wirklichen Wesenheit; es weiß, daß immer und allerorten das Verhängnis seinem Schaffen ein Ziel setzen kann. Gerade zum genialen Menschen bringt die Grausamkeit des Weltlaufs mit ganzer Stärke erport.

„Wein buisen, der vom Wissensdrang geüßt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verdrüßen,
Und was der ganzen Menschheit zugute ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.“

Der von Furcht und Hoffnung nicht gebundene, von kleinlichen Rücksichten nicht eingeengte Schaffensdrang Fausts ergreift sich naturnotwendig in geniale Thaten. Aber wer schafft, kann nicht nur aufbauen, sondern muß auch vernichten. Die zerstörenden Kräfte sind Mittel für das Werden des Guten. Das Bild der Vernichtung und Verneinung, der Kraft, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft“, ist Mephistopheles. Fausts Bündnis mit ihm ist der Ausdruck der notwendigen Vernichtung, die das Schaffen des Genies begleitet. Die völlig klare Einsicht in das eherner Schicksalgesetz nimmt alle Bedenkllichkeit und Sorge von dem genialen Menschen hinweg. Faust stürzt sich „in das Nauschen der Zeit, in das Rollen der Begebenheit“. Doch, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, kann auch ihm nicht eripart bleiben. Er muß der Zeit seinen Tribut entrichten; die Schwäche des Greisenalters lehrt auch bei ihm ein. Mit dem Hinfälligwerden des Leibes schwindet die geniale Fähigkeit des Geistes. Die Sorge naht sich dem greisen Faust, der ihre Macht nicht anerkennen will. Allein vergebens. Die Sorge spricht:

„Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Faust, werde Du's am Ende.“

Sie haucht ihn an und er wird mit geistiger Blindheit beschlagen. So beginnt sein Untergang. Er verfällt der falschen Wertschätzung, die das Erdteil des Alltagsmenschen ist. Seine magische Gabe ist ihm eine Last, die er loswerden möchte. Furcht und Hoffnung nehmen von ihm Besitz. Die Sorge, die Zwillingsschwester des Todes, hat ihr Kind ergriffen. Faust glaubt jetzt an die Ungebundenheit seines Willens, der tausend Hände in Bewegung setzen will, um das ertorbte Werk auszuführen. Dieses augenblicklich Ergriffene erscheint dem von der Hoffnung Geblenden als ein höchstes Gut. Während Faust glaubt, daß sein süßner Gedanke und sein süßnes Wollen in Wirklichkeit umgesetzt werden, graben die Vemuren auf Weisung des Mephistopheles statt eines Grabens sein Grab. Mephistopheles, der Geist der Vernichtung, ist jetzt Herr über Faust, der ihn deshalb auch als „Aufseher“ anredet. Aber die Hoffnung läßt den Greis nicht los; Ruhm und Ewigkeit seines Namens sind ihm störrische Ertragsgeschäften.

„Es kann die Spur von meinen Erdenlagen
Nicht in Aeonen untergehen.“

Im Vorgefühl seines künftigen hohen Glücks wähnt er den höchsten Augenblick seines Lebens zu genießen. Trotzdem Mephistopheles die Wette formell gewonnen hat, wird Faust doch gerettet. Seine Rettung findet ihre Möglichkeit darin, daß er, bevor die Sorge von ihm Besitz ergreift, stets auf das Ewige, Unvergängliche sein Streben und Thun gerichtet hatte.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Der können wir erlösen.“

Die Geister der Vernichtung können das Ewig-Mei- bende nicht hinwegnehmen.

Ich habe versucht, Hermann Türcks neue Faust- erklärung in kürzester Fassung darzustellen; Türk hat in seinen Vorträgen, die er in der Vessing-Gesellschaft zu Berlin gehalten hat, nachgewiesen, daß Goethes Ansicht über die Affekte „Furcht und Hoffnung“ mit derjenigen Spinozas völlig übereinstimmt. Hoffentlich teilt er in der bald erscheinenden 2. Auflage seiner kleinen Schrift „Eine neue Fausterklärung“ die Nachweise vollständig mit. Ich möchte hier noch hinweisen auf die Bedeutung, die Petrus Bomanus der Furcht und der Hoffnung für das moralische Verhalten des Menschen zugewiesen hat. (Moriz Carriere, Die philosophische Weltanschauung im Reformationszeitalter, S. 42—43.)

Türcks Faust-Erklärung ist eine psychologisch-ethische. Sie eröffnet uns einen tiefen Einblick in die Menschen- natur und einen fruchtverheißenden Ausblick auf die künf-

tige eindringendere Erforschung des geistigen und mora- lischen Lebens der Menschheit. Die Welt überwinden heißt künftig Herr werden über die Wichtigkeiten des Lebens, frei werden von der durch sie erzeugten Furcht und Hoff- nung. Das Große und Edle aber in seinem wahren Wert erkennen, ist der Weg, der zur Ausreifung der moralischen Substanz im Menschengeiste führt.

Hermann Türcks scharfsinniger Erklärungsversuch zeigt uns das geniale Schaffen Goethes in einem neuen Lichte. Mögen die Faust-Philologen zusehen, ob sich die neue Erklärungsweise allen Einzelheiten der Faustdichtung gegen- über aufrecht erhalten läßt!

Das Schiff der Menschheit.

Von Dr. Berthold Behl.

Ripling schildert in einem seiner modernen Märchen, wie ein Schiff sich selbst findet. Zu Beginn ist es nichts als eiserne Balken, Rieten und Platten, die die Form eines Schiffes darstellen. Alle seine Teile sind wohl vor- handen, aber sie haben noch nicht gelernt, richtig mit ein- ander zu arbeiten; das Schiff muß sich erst in sich selbst zurechtfinden.

Der Kampf gegen die Wellen bringt bei den Bestand- teilen des Schiffes zunächst einen Kampf aller gegen alle hervor. Die Platten wollen sich dehnen, aber die Rieten halten sie fest; die Längsbalken badern mit den Quer- balken; die Maschine ist während auf die Schraube. Das Drucklager, das die Aufgabe hat, den Druck der Schraube aufzufangen, kauft: „Ich weiß, ich thue meine Arbeit hier tief unten, und ohne daß mich jemand sieht; aber ich verlange Gerechtigkeit.“ Und alle die Lager, welche die lange Schraubenwelle tragen, flüstern: „Gerechtigkeit, gebt uns Gerechtigkeit!“

Der Hochdruckzylinder, der auf dem Schiffe den Höhe- punkt der Kultur repräsentiert, ist ebenso unzufrieden, wie der Kielganga, die tiefe Platte im Schiffesboden. Der höchststehende Jockmaß aber ist sehr überzeugt, daß eine organisierte Verschwörung vorhanden sei, und die Winde schwagt dem Walle das Stichwort von der Ver- schwörung nach.

„Jedes Stück Eisen zieht nach einer anderen Richtung. Das hat ja gar keinen Sinn“, sagen die Oberdeckplanen. „Laßt uns doch alle zusammenziehen, meine Freunde.“ „Biegt Euch an den Enden!“ rufen die Schiffsrümpen. „Wer hat je von Biegungen gehört“, sagen die Deck- stützen; „stellt Euch senkrecht!“ Am schlimmsten sind die Rieten dran: „Gebt nach, gebt nach, Ihr da!“ schreit die Kielganga. „Gebt nach, gebt nach!“ rufen die Längs- balken. „Gebt nach!“ grunzen die Deckbalken. Und die armen, kleinen Rieten jammern über die furchtbare Spannung: „Keine einzige Riete kann so einer Spannung widerstehen!“ „Das hat auch noch niemand von einer einzelnen Riete verlangt. Teilt Euch darin!“ antwortet der Dampf; und wie eine Riete herauspringen will, sagt er: „Eine Riete, und besonders eine Riete an der Stelle, wo Du steckst, ist wahrhaftig der unerlässlichste Bestandteil des ganzen Schiffes.“ Aber er verrät nicht, daß er dieselben Worte jedem einzelnen Stück Eisen an Bord zugeflüstert hat.

Allmählich beizert es sich. Und wenn das Schiff er- zittert, klirrt es nicht mehr so, wie wenn man einen Feuer- haken auf den Boden wirft, sondern alles giebt mit ge- schmeidigem Gedröhn nach. Die Längsbalken machen die erstaunliche Entdeckung, daß die Querbalken ebenfalls ihren Wert haben; und die Deckbalken erkennen, daß auch die Deckstützen an ihrer Stelle von großer Bedeutung sind. Bis schließlich alle Balken und Planken gelernt haben, sich auf und unter einander zu stützen.

Und auf einmal erhebt sich eine neue, mächtige Stimme, langsam und schwer, als wäre ihr Heiserer eben aufgewacht: „Ich bin fest überzeugt, daß ich mich bisher selbst zum Narren gemacht habe! Denn wenn das Schiff sich in sich selbst zurecht gefunden hat, hört aller Streit der einzelnen Teile auf und alle Stimmen vereinigen sich zu einer einzigen, die aus der Seele des Schiffes kommt.“ Und wie der Dampf fragt: „Wer bist Du?“ ertönt die Antwort: „Ich bin das Schiff. Und ich bin nie etwas anderes gewesen, nur daß ich bis zu diesem Tage von Sinnen war.“

So giebt es heute noch keine Menschheit, nur Klassen und Völker, Stände und Individuen. Alle ihre Teile sind wohl vorhanden, aber sie haben noch nicht gelernt, mit einander zu arbeiten. Die Menschheit muß sich erst in sich selbst zurecht finden.

Der Kampf gegen die Natur hat bei den Menschen bisher nur einen Kampf aller gegen alle hervorgebracht. Der Ruf: „Gerechtigkeit, gebt Gerechtigkeit!“ tönt seit Jahrtausenden vergeblich. Europa hat das stolze Bewußtsein, den Höhepunkt der Kultur zu repräsentieren, aber es ist ebenso unzufrieden, wie die andern Weltteile, mit denen es im beständigen Kampfe liegt. Die oberen Zehntausend sind ebensoviele zufrieden, wie die unteren Millionen. Die Höchsthierenden sind von einer organisierten Verschwörung überzeugt, und Hölflinge und Streber bestärken sie in dieser Ueberzeugung. Wohl ertönen vereinzelte Stimmen: „Laßt uns doch alle zusammen ziehen!“ aber jeder Stand verkennt und haßt und bekämpft den andern. Der Lehrstand wird vernachlässigt; der Wehrstand wird überschätzt und erregt darum den Neid der anderen Stände. Zwischen Landwirtschaft und Handel ist Kampf auf Leben und Tod. Ohne die natürlichen Bedingungen zu berücksichtigen, strebt jeder Staat, in künstlicher Isolierung durch Zollschranken, dem Anfangsmenschen gleich, alle seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen. Und gleich den Industrien und den Ständen verlernen und hassen und bekämpfen sich die Völker und die Klassen. Am schlimmsten aber sind die Nationen dran, die veredeln und vereinen wollen und, um das Ganze zusammen zu halten, die Teile in ihren Sonderbewegungen hemmen.

Wäge der Tag nicht mehr lange auf sich warten lassen, da auf dem Schiffe der Menschheit die Längsbalken die erstaunliche Entdeckung machen, daß die Querbalken ebenfalls ihren Wert haben; da die Deckbalken erkennen, daß auch die Deckstützen an ihrer Stelle von großer Bedeutung sind; da schließlich alle Balken und Platten gelernt haben, sich auf und unter einander zu stützen. Der Tag, da der Streit der einzelnen Schiffsteile aufgehört hat und alle Stimmen sich zu einer einzigen vereinigen, die aus der Seele des Schiffes kommt. Der Tag, da jene einzige Stimme ruft: „Ich bin die Menschheit. Und ich bin nie etwas anderes gewesen; nur daß ich bis zu diesem Tage von Sinnen war.“

Streiflichter.

Persönlichkeiten, Männer! Ein Königswort kommt uns vom Gestirne des Rheins herüber, das wir gern weitergeben und unterstreichen möchten. Auf dem Vorrußen-Kommers in Bonn sprach der Kaiser u. a.

„Gewaltig sind die Kestlerherren, welche der Stamm der Germanen durch Gottes Gnade hat hervorbringen dürfen, von Bonifacius und Woltger von der Bogelweide bis auf Goethe und Schiller, und sie sind zum Richte und Zagen der ganzen Menschheit geworden. Sie wirkten „universel“ und wegen doch streng in sich abgeschlossene Germanen, d. h. Persönlichkeiten, Männer! Die brauchen wir auch heute, mehr als je!“

So richtig das ist, so sehr muß es beklagt werden, daß unsere ganze Regierungspraxis seit vielen Jahren darauf ausgeht, Persönlichkeiten, Männer zu unterdrücken. Wo finden sich denn heute diese seltenen Vögel? Auf den Ministerieiseln, wo man sie am nötigsten brauchte, gewiß nicht. Nicht, daß es an Männern im Deutschen Reich mangelte, die, ohne nach oben oder unten zu schauen, einfach den graden Weg ihrer Ueberzeugung gehen möchten — o nein! Aber solche Leute werden gerade von der Stelle, von wo jener Ruf nach Persönlichkeiten ausgeht, nicht bezeugen. Die Herren Geheimräte, die sich neben ihrer pflichtmäßigen Vertretung der Regierungsmeinung den Luxus eigener Ueberzeugung ab und zu gestatten, bleiben personae ingratae. Landräte und Kammerherren, die einmal Et. Majestät getreue Opposition spielen möchten, werden abwechselnd durch die Feitsche der Amtüberlegung, den Verlust der Hoffähigkeit und das Zunderbrot plötzlicher Wiederaufnahme in Gnaden daran erinnert, daß „Manente einzuschwenken haben, wie Unteroffiziere.“ Selbst bei Richtern, die mit einigem persönlichen Mißgeschick das Recht dort finden, wo andere es nicht gesucht hatten, meldet sich hier und da das Interesse des Dienstes, das ihre Anwesenheit gerade dringend irgendwo an der einsamen Peripherie des Deutschen Reiches nötig macht. Können die Herren v. Kleinbaben, Studt, v. Fodbielst, v. Schönstedt, Thiele, e tutti quanto etwa starke Persönlichkeiten in ihren Nestorts brauchen? Staatsbeamten wird bekanntlich „ein Charakter verliessen“ nun, und geliebene Gegenstände ruft man nicht gern in Reibungen und Widerständen allzuheftig ab. Die Zeiten, wo jemand vor allem Persönlichkeit und dann erst Amtsinhaber sein konnte, scheinen ebenso dahin zu sein, wie die Originale unter der Bevölkerung auszulieben scheinen. Erit uniformieren wir die Leute nach Körper, Seele und Geist — und dann flagen wir, daß sie alle so merkwürdig gleich aussehen! — Ein wahres Glück doch, daß wir wenigstens auf dem Gebiete der freien Kunst Persönlichkeiten wie Lauff, v. Wildenbruch, Knauth und Wegas haben!

Erzieht denn unsere Schule Persönlichkeiten? Mit andächtiger Bewunderung vor der unverwundlichen Regenerationskraft der Natur muß es erfüllen, wenn man sieht, daß trotz aller Nivellierungsbestrebungen, trotz offiziell gepflegter Frömmigkeit und anezogenem Patriotismus, trotz der Belohnungen, die dem Streber winken, und der Mißachtung und Zurücksetzung all derer, die nicht artig in der vorgeschriebenen Carrière laufen, immer noch hier und da junge Leute auftauchen, die unpatristischen Idealen nachjagen und auf die Idee kommen, für sich selbst zu lernen, sich auszubilden, statt für die ordnungsmäßige Befetzung der Poststellen im staatlichen Betriebe zu sorgen. Hoffentlich sind recht viele von ihnen unter den Bonner Vorrußen, damit der Kronprinz doch auch diese seltene Menschenspiellart kennen lernt.

Sehr groß werden die Chancen dafür freilich nicht sein. Es scheint ein Naturgesetz zu sein, daß sich Persönlichkeiten immer nur bilden im Kampf und Widerstreit mit den herrschenden Anschauungen der großen Menge. So steht der Schmetterlingszüchter seine Kruppen und Puppen extremen Gnaden von Frost und Hitze aus, um neue, brauchbare Varietäten zu erzielen. Aber Kampf und Widerstreit, Opposition — wo geraten wir hin? Da sind wir ja mitten in der Erdhütterung der Autorität und den Auswüchsen der Kritik an den Grundlagen unseres Staatslebens, die durch Mißhilfe der Schule bejeitigt werden sollen!

Es ist ein wahrhaft unglücklicher Jirtel. Die Schablone will nun einmal keine Persönlichkeiten hergeben — und wenn man nun trotzdem Persönlichkeiten braucht, dann sind diese unheilbar angesteckt von tabakaler Doppo-

sionslust, und darum für ein geordnetes Staatswesen nicht zu brauchen. Die Schablone aber ist heilig. —

Der Göze Buddha. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus ihrem Leserkreis geschrieben: Der Erzbischof Franz Joseph von München hat einen Hirtenbrief erlassen, in dem er sich auch mit dem Buddhismus beschäftigt. Es heißt darin u. a.:

„Doch, Geliebte, das Deseinam will auch noch in anderer, und zwar verfeinerter Form in Eure Herzen Eingang gewinnen. Es ist die Götzenbesetzung des Buddhismus, welche man heutzutage leider mangelndem Kreise als die höchste Gestaltung des religiösen Lebens anpreisen und für welche man sie einstimmen lässt. Er, wie ihr, geliebte Zöglinge, noch im Uldste der christlichen Wahrheit wandelt, der wird sich mit Efel von jenem Wahnglauben an den Gözen Buddha abwenden.“

Es ist tief bedauerlich, so sehen, wie wenig informiert der Erzbischof von München über die verbreitetste Religion auf Erden — die etwa 479 Millionen Befekner zählt — und über ihren Stifter ist. Offenbar hat er nie ein Buch über Buddhismus gelesen, sonst würde er Se. päpstliche Hoheit den Prinzen Siddhartha aus dem Stamme der Sakyas nicht als „Gözen“ bezeichnen. Er würde sich aber auch nicht mit Efel von dem „Wahnglauben“ an den göttlichen Königsohn abwenden, wenn er über die Größe dieses ethischen Reformators unterrichtet wäre. Es ist von hoher politischer Bedeutung, daß der Hirtenbrief des Erzbischofs in weitesten Kreisen bekannt werde, denn er bietet gewissermaßen den Schlüssel zu der sonst unerklärlichen Thatsache, daß man christliche Missionäre jahraus, jahrein nach Indien und anderen buddhistischen Ländern ausendet, obwohl die ersten Denker des Abendlandes nicht müde werden, darauf hinzuweisen, daß der Buddhismus jeder anderen Religion zum mindesten ebenbürtig ist. Die maßgebenden Personen kennen einfach den Buddhismus nicht und betrachten ihn mit dem Erzbischof von München als „Götzenidol“. Als ich den Hirtenbrief des Münchener Bischofs las, fielen mir die Worte einer Dame ein, die ein „Buddhist“ benannte, als sich dieser in eine Gesellschaft als „Buddhist“ benannte, sagte: „Es ist mir einfach unbegreiflich, wie ein so hochgebildeter Mann wie Sie — den weißen Elephanten anbeten kann!“

„Der neue Geist.“ In der seit 106 Jahren bestehenden Kaufmännischen Monatschrift, die jetzt den Titel „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse“ führt, lautet der erste Artikel dieses Jahres: „Der neue Geist“. Wanderer eines Pessimisten. Der einleitende Abschnitt, welcher von Helbe handelt, sei hier mitgeteilt.

Außer oberirdischer Genußsucht ist für unsere Zeit bedeutsam das thürdige Jagen nach Geld. —

Einstmals entschied bei der Wertschätzung eines Menschen sein Summebeu oder der Wert seiner Tüder. Man war bodenbürtig geboren oder nicht, je nachdem man Äinen aufweisen konnte, oder nicht. Die Tugenden der Vorfahren wurden einem als nützlichste Erbe angerechnet: man lebte von ihrem guten Aufse.

Deutzutage gilt man etwas, wenn man reich ist, gilt man nichts, oder beiläufig wenig, wenn man nichts hat. Alle Rechte stümt man dem Inhaber von Bargeld ein, man verehrt ihm alles Unrecht. Aus der Thatsache des Besitzes heraus hat er all das Uebergewicht, welches der Adel einstmals seinen Angehörigen unentgeltlich verlieh.

In America heißt es, wenn man einen Menschen beurteilt, er sei so und so viel Millionen „wert“.

So verständig ist die Materie am Geist, so feiert das Geld seine häßlichsten Erlämpfe.

Je nachdem man mehr oder weniger reich ist, nähert man sich, oder vermeidet einander, öchelt oder verdohlet man einander. Das Eridiumst: „Armut ist keine Schande und Reichtum macht nicht glücklich“, heißt heute: „Reichtum ist keine Schande, und Armut macht nicht glücklich.“

Die Weltsiten unter uns bringen sich dieser elenden Älismodi des Geldes. Mit dem besten Willen kann man sich ihrer nicht erwehren. Und wenn die Klagen ihr verfallen, wie steht's nun erst mit den Dummen? Sie werfen sich in den Staub vor dem goldenen Kalbe, geliebten vom göttlichen Glanze, sie schleichen empor zu ihm mit Widern, die uns nichts, als unermesslicher Dabiger reden. Sie bewundern die, welche Gelder ein-

zuheimsen verheben und große Vermögen aufhäufen; sie bewundern sogar die Gemeinlichen, die „geriffenen“ Epiküben. Der Erfolg bedt eine Menge Sünden, und der Richter läßt die großen Diebe laufen.

Es heißt: „Aber sich seiner Vorzeichen rühmt, der sucht die Früchte von den Wurzeln, stott on den Zweigen“. Könnte nun nicht mit demselben Rechte sagen: „Wer sich einzig auf sein Geld etwas zu Gute thut, der sucht Äradel unterem Dinger, stott unter den Blättern“?

Das Geld ist in der That dem Dänger zu vergleichen, der die Fruchtbildung, des Wechels Herbet: Es ist ein Mittel, um sich verfeinernde Kenntnisse, vorbedeute Erziehung zu verschaffen. Das Geld ist uns in Staub, hochherzig und freigebig vorzugehen; es gewährt die göttliche Unabgängigkeit, das höchste Recht, tout die Weisheit folgen zu können, und deshalb darf es von antständigen Zeiten geschätzt werden.

Aber die Viehe zum Gelde on sich erzeugt Kampf, Ungerechtigkeit und Gemeinheit. Man darf jetzt nicht noch dem Mutter „Noblesse oblige“, „Reuehmilit verpflichtet“, sagen: „Selbstbig verpflichtet“, weil die Thatsache, daß man reich ist, durchaus nicht ohne weiteres mit sich bringt, daß man auch guten und feinen Vergens ist. —

Das Geld legt die letzten Schmutzpunkte nieder, er ist härter als die einschneidenden Korartale. Es ist das Unerfliche für unsere ganzen sozialen Aufbau, der große Nero des modernen Lebens.

Das Geld bringt die Todter des großen amerikanischen Schlachtfeldmeisters mit dem allen europäischen Ährenkruze zusammen. Ähr die, welche es haben, erhebt es Wappen, Bildung und Moral. Es unterdrückt den Standal, es erlöst Schwärzen, und es besahit das Voyer.

Nachdem der Pessimist, Namens Henry Lubert, über die Zeichen der Zeit auch in Dienstboten-, Erziehungs-, und Frauenfrage geplatzt, geht er zu einer Betrachtung der Befrage in den oberen Kreisen der französischen Gesellschaft über und kommt zu folgenden Ausführungen:

„Unsere sorten Verunsicherungen bringen es mit sich, daß das Geld eine so große Rolle in der Vertratsfrage spielt. Die Ehe erleidet uns immer weniger die Bereinigung zur Erfüllung einer heiligen Mission und immer mehr ein Bündnis, um aus dem Todein den größtmöglichen Genuß herauszuschlagen. Tater wird auch von beiden Seiten auf die Höhe der Wittigal geschuldet. In gewissen Kreisen Ähnt man's nicht“ unter 10 — 15 Tausend Franz Einkünfte. Schönheit und Gelehrtheit, Begabung, Vergens- und Geistes-Bildung kommen erst in zweiter Linie in Betracht. Denn damit kann man doch kein „Gut“ machen. Die jungen Ehepaare fragen man nicht: „Sind sie glücklich“, sondern „Geben sie ihr gutes Ein- und Auskommen“?

Kinder erziehen und unterbringen stellt viel Geld, und da man um ihrentwillen doch keine Einschränkung vornehmen will, da man sich der Verantwortung und der Ausforderung unschuldig hält, so will man lieber keine Äinder haben, wenn man nicht sehr reich ist. Tod he sind dann wieder die Frauen mit ihrer Ärztin vor der Mutterstüdt bagen. Mutter sein, heißt oft werden, heißt häßlich werden, heißt Vergenungen aufgeben müssen. Und um auf Bälle und Verdienporties gehen zu können, um schöne Kleider an und raffinierter Luxus um sich zu haben, verzichten sie auf das, was die Ehe rechtfertigt: auf das Kind.

Viele junge Leute, welche die Äugen auf haben, verzichten lieber auf die Ehe, denn was sie davon sehen, ist der Hauptsache noch Verhehlung von Staatsleiden, Erfüllung von tausend eitelten Wünschen . . . und . . . kein Heim.

Auch brauchen die jungen Männer heute so viel Zeit für ihre Vergenungen, ihren Sport und ihre Arbeit, daß ihnen fast's Gefühl nichts übrig bleibt. Auch das Konsumtreiben mit seiner Ueberzeugung und seiner Kostlosigkeit nimmt alle Energie des Einzelnen gefangen. Wie sollte dieser sieberbüde Bedarf, dieses Verordnungsdrängen zu Reuen, noch nie Tagesfenem nicht auch ins Gefühlstoben eingreifen? Das Eittempo von allem, was uns umgiebt, macht ueröse, launische, nie zufriedene Geshäfte uns aus, denen vor Douercontrohen, vor allem „Termination“ graut. Man hat, wie es scheint, nicht den Mut, sie zu widersprechen, die nicht want, und Treue, die ein ganzes Leben dauern soll.

Die jungen Mädchen haben durch ihre neue Erziehung zur Selbstachtung, Würde und Gleichberechtigung ihre Ärende on demüthiger Unterwürfigkeit verloren, und da man sie nicht mehr zwingt, diesen oder jenen zum Konne zu nehmen (sein diele alte Männer, denen die ihre, roßige Jugend nothwendig, seien es junge, stüchtlich jebe und leichtfertig, seien es Ueberordnete, unordnnete Jünger der Wissenfchaft), so ziehen sie die Unabhängigkeit vor und bleiben unverteirat und damit im Besitze ihres „schönen Traumes“.

Wenn auch der Autor, unberührt von den grauen Thatsachen, die er entthält, mit einem hochpoetischen Hymnus schließt, was wir's so herrlich weit gebracht, so find die vorstehenden Stophenzer nicht umsonst geäußert. Nicht oft genug können wir uns sagen: Der Mangel an Söchtlichkeit und Änerlichkeit ist die Quelle von unabsehbarem Menschenleid, nicht nur jenseits der Vogezen. — H.

Bücherchau.

Dr. Heinrich Schroder. Portulan in 'mora. Weltesz zur Dreierfrage. 2. Auflage. Verlag von G. Rauninger. Schaffl 1. Wehl. 1901. 51 Seiten. 8°.

Lehrer ist die neueste Kritik des fähigen Verfassers des Oberlehrerhandb. Dr. Heinrich Schroder, durch die neulichen Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhaus nicht gegenstandslos geworden. Die Regierung hat den behandelnden und wohl begründeten Forderungen der Oberlehrer gegenüber eine so ablehnende Haltung beobachtet, daß sich ein so platonisches Wohlwollen, gemindert durch Verwundungen und Erörungen, behält, daß eine Verändigung des unangenehmsten Kampfes noch kaum zu erwarten scheint. Und doch ist, wie der Verfasser richtig sagt, "Schmerz im Verguge", "Gehalt für das nationale Leben."

Der Mangel an Nachwuchs im höheren Lehrstande macht sich immer bedenklicher geltend und wird sicherlich noch zunehmen, wenn die Aussichten des Studiums sich nicht bessern. Obgleich verlangt der Beruf des Lehrers vielleicht mehr als irgend ein anderer einen iberalen Sinn, eine selbstlose Eingabe und ein reines, nicht übermäßig an äußeren Gütern lebendes Herz, aber der Idealismus ist eine gute Pflanze, die nur bei Wenigen Stand hält vor der langweiligen Ministerbeil einer verblühten und vergrämten Erfahrung.

Und daß der Oberlehrerstand von seinen höchsten Spitzen an ungenügend ist, sieht Schroder nicht mit Unrecht aus der statistisch erwiebenen Tatsache, daß nur ein sehr geringer Prozentsatz der studierenden Söhne von Oberlehrern, Direktoren, Provinzialschulräten und pädagogischen Ministerialräten die Laufbahn des Vaters einschlägt, während bei den Juristen, Ideologen und Redigieren gerade das Umgekehrte der Fall ist. Daß auch die Provinzial-schulräte und pädagogischen Ministerialräte, die es doch in ihrem Berufe zu etwas gebracht haben und alle Chancen derselben am besten übersehen, für ihre Söhne eine andere Laufbahn wählen, ist besonders bemerkenswert.

Die Gründe dieser Unzuliebeit aber liegen in den folgenden Ursachen: 1) Keine andere höhere Beamtenklasse beendigt die Vorbereitung aus ihrem Berufe so spät, wie die höheren Lehrer.

2) Keine andere höhere Beamtenklasse muß so früh aus dem Dienste scheiden, wie die höheren Lehrer.

3) Keine andere höhere Beamtenklasse hat so geringe Verdienstmöglichkeiten, wie die höheren Lehrer.

4) Keine andere höhere Beamtenklasse wird mit staatlichen Ehren (Kang, Titel Erben) so wenig beehrt, wie die höheren Lehrer.

5) Keine andere höhere Beamtenklasse hat so geringe Reben-einnahmen, wie die höheren Lehrer.

6) Keine andere höhere Beamtenklasse dürfte daher nach allen von der Regierung für die Gehaltsbemessung der höheren Beamten aufgestellten Grundregeln so hoch belohnt werden, wie die höheren Lehrer; aber

7) Keine andere höhere Beamtenklasse erhält für ihre Lebensarbeit so geringen Lohn, wie die höheren Lehrer.

8) Keine andere höhere Beamtenklasse erweist für sich so geringe Benutzen, für ihre Hinterbliebenen so geringe Restengelber, wie die höheren Lehrer.

Daß diese Behauptungen richtig sind, ist wohl kaum zu bestreiten. Allerdings hätten wir Punkt 4 (Kang, Titel, Erben) gerne vermehrt, da er nur eine Dankgabe für Angriffe bietet und schließlich für den rechten Mann mehr als unangenehm ist.

Was die Gehaltsverhältnisse der Oberlehrer angeht, so hatte Schroder schon in den früheren Schriften das Ergebnis seiner Vergleiche in die Worte zusammengefaßt: „Die Lebensarbeit eines fähigen Oberlehrers wird nicht so hoch bezahlt, wie die eines Bezirkslehrers, eines Bezirkslehrers, eines Polizeikommissars oder Polizeileutnants. Er wird nicht hoch so hoch bezahlt wie die eines Amtsrichters, Landrichters oder Regierungsrats. Der Provinzial-schulrat, dem die Leitung des höheren Schulwesens einer ganzen Provinz anvertraut ist, der in seinem Range dieselbe Spitze bildet, wie der Oberlandesgerichtspräsident im Justizwesen, erhält für seine Lebensarbeit noch nicht einmal so hohen Lohn, wie ein Amtsrichter, der trotz der außerordentlich günstigen Förderungverhältnisse im Justizdienste auf der unteren Stufe geblieben ist.“

Dieser Vergleich er die Gehaltsverhältnisse der Oberlehrer mit denen der übrigen nicht juristisch vorgebildeten akademischen Beamten und zeigt, daß jene auch hinter den übrigen Lehrkräften, Redigieren, Bibliothekaren, Oberlehrern und höheren Beamten des Ministerial-Schulwesens weit zurückbleiben.

Was hat dem Vorgehen der Oberlehrer, und besonders Schroders Schriften, im Brusthose tiefer Entzückung vorgeworfen, daß sie „agitatorisch“ sind. Agitation heißt Aufregung und diese äußere Aufregung ist nur der Ausdruck innerer Erregung. Daß diese aber von allen Mitgliedern des Standes geteilt wird, zeigt das einmütige Zusammenhalten derselben. Wenn ich für die Gründe der Agitation weg, und viele wird von selbst schweigen! Eine Lösung der Oberlehrerfrage tut uns „bitter not“.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

A Survey of the Nineteenth Century. By Walter Sheldon. Philadelphia S. Burns Weston.

Schule und Kirche im alten und neuen Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ferd. Vetter. Bern 1901. Neumann & Neumann.

Die allgemeinen Prinzipien der Ethik auf naturwissenschaftlich. Basis. Von Dr. med. Wilhelm Stern. Berlin 1901. Fecht-Dümmler.

Pythosophisches Skizzenbuch. Von Willy Schläter. Berlin 1901. Herm. Walther.

Handel und Wandel. Jahresberichte über den Wirtschaft und Arbeitsmarkt. Herausgegeben von Richard Calmer, M. d. N. Jahrgang 1900. Abt. Verlag f. soziale Wissenschaften, Dr. John Eoelheim, Berlin-Vern.

Der moderne Panpsychismus. Eine summarische Kritik des Idealismus v. Von Albrecht Nau. Berlin 1901. Gose & Christoph.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm.

Donnerstag, den 9. Mai, abds. 8^{1/2} Uhr, Unter den Linden 16, III. Gruppe für ethische Bildung: „Verpflanzung eines Entwurfs des Hauptverbandes für ein Programm der D. G. E. K.“ Einleitendes Referat: Prof. Dr. Döring.

Mittwoch, den 22. Mai, abds. 8^{1/2} Uhr, Bürgeraal des hdd. Rathauses, Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Juchizrat Dr. Nothe: „Die sittlichen Pflichten der Verteidigung im Straf-prozesse.“ Diskussion.

Gäste willkommen!

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Bahdlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, sverci möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Beantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. —
Witfeltnr. 47. — Druck: J. G. Freub,

• • Verlag von Gustav Fischer in Jena. • •

Sieben erschien:

Ziele, Wege und Leistungen unserer Mädchenschulen und Vorschlag einer Reformschule.

Von

Frau Adelina Rittershaus, Dr. phil.

Preis: 80 Pf.

Sonntag, den 5. Mai 1901, abends 7 Uhr, 9. Unterhaltungs-abend der öffentlichen Velebte der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur im Saale des Berliner Hauptwerkereigen, U. Spahnstr. 15, unter gütiger Mitwirkung von Frä. Paula Schönlte (Gesang), Frä. Meta Goldner (Orchamantien), Frä. Elia Salomon (Gesang), Herrn Max Robert (Cicac) und des Orchesters Gefangenerins unter Leitung des Herrn D. Bischof. Am Klavier: Frä. Clara Schönd und Herr Dr. Otto Abraham. Karten zu 25 Pf. in der öffentlichen Velebte, Neue Spahnstr. 13 (12-3 und 6-10 Uhr), beim Divertin-verein für weibliche Angehörte, Spahnstr. 25, im Bureau der D. G. E., Unter den Linden 16, und an der Abendkasse.

Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin W. 66. Berlin SW., Romanbantenstr. 14.

Ersteinst
Jahre Erscheinung.
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen,
Verlags-Veranstaltungen
Nr. 2400.

Ethische Kultur

Vertrieb:
Die Verlagsstelle
Königsplatz 40 W.
B. lieren
Büro nach
freier Vereinbarung.
Abnahme in allen
Buchhandlungen
und in der
Spezial-Veranstaltung
Nr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 11. Mai 1901.

Nr. 19.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die permanente Regierungs-Krise. — Samuel Kristeller und Hugo Rheinhold. Von Prof. W. Soerster. — Sittlich gut und sittlich recht. Von Prof. S. Staudinger (Darmstadt). — Streiflichter: Kinderpielzeug. Die völkerverbindende Wissenschaft. — Aus der ethischen Bewegung. — Bücherchau.

Die permanente Regierungs-Krise.

Vor einigen Monaten erklärte der Reichskanzler Graf Bülow, er könne einen großen Staat nicht nach den Grundsätzen der Moralphilosophie regieren — und kurz vorher erklärte er, er lege den größten Wert auf Einheitslichkeit und Geschlossenheit der Regierung. Einer von jenen Widersprüchen, die gleich geheimnisvoll sind für Weisheit wie für Thoren. Denn die Begriffe „Einheitslichkeit und Geschlossenheit“, auf irgend welche Art menschlichen Handelns angewandt, sind Begriffe der Moralphilosophie, wiewohl sehr gangbar geworden. Und thatsächlich ist es ja auch völlig unmöglich, einen großen Staat zu regieren, ohne unaufhörlich die politischen Aktionen an ethischen Maßstäben zu messen. Nur darum handelt es sich, ob man dies in einem weiten, tiefen, durchdachten Zusammenhang, oder sporadisch, zufällig, zusammenhangslos thut. Es giebt freilich keinen moralphilosophischen Katechismus, und es giebt sicherlich in der Moralphilosophie wie anderwärts vielerlei falsche, verworrene, lebens- und wirklichkeitsfremde Standpunkte und Meinungen, — zu diesen gehört aber vor allem der Standpunkt, keinen Standpunkt einnehmen zu wollen, die Prinzipialität zur Tugend zu machen, die Moralphilosophie der Moralverwerfung.

Aber es ist, wie Hegel sagt, die List der Idee, daß sie sich immer am meisten an ihren Verächtern rächt. So bei unseren „Realpolitikern“. Sie verwirren das ethisch konstitutionelle Regime, welches für ein entwickeltes Kulturvolk eine sittliche Notwendigkeit ist — und werden doch unaufhaltsam wider Willen dazu hingedrängt. Eine tiefere ethische Betrachtungsweise zeigt leicht, daß die Regierung eines großen Kulturvolks geführt werden muß auf Grund einer einheitlichen Anschauungsweise und nach Grundsätzen, welche einen bestimmten Grad der inneren Entwicklung repräsentieren, daß diese Grundsätze verwirklicht werden müssen von prominenten Persönlichkeiten, welche sich mit ihnen identifizieren; daß, wo Grundsätze nicht herrschen, bald Laune und Willkür herrschen und Verwirrung stiften, wo nicht Persönlichkeiten, sondern beamtete Diener im Vordergrund stehen, die Intriganten goldene Tage feiern, wo nicht Anschauungsweise geistige Kämpfe ausbrechen, der nackte Interessentkampf dominiert und die Verwirrung steigert.

Dies alles aus moralphilosophischen Erwägungen zu begreifen, ist gegenwärtig den Staatskünstlern der „Realpolitik“ noch nicht möglich. So werden sie auf dem ihnen gemäßen Wege, durch die Thatfachen, zu demselben Ziele hingedrängt, freilich unter vielen schweren Krisen, Erschütterungen und Zerrüttungen. Der jetzige Ministerwechsel bedeutet dabei nur eine unbedeutende Etappe — die Krise wird bei uns so lange in Permanenz erklärt sein, bis ein ethisch konstitutionelles Regime erreicht ist. Die Ueberzeugung ist nun endlich zum Durchbruch gekommen, daß Einheitslichkeit und Geschlossenheit der Regierung eine Notwendigkeit sei. Wie lange aber wird es noch dauern, bis der nächste Fortschritt erfolgt und man einseht, daß diese Einheitslichkeit und Geschlossenheit nur möglich ist, wenn die höchste Regierungsvertretung gebildet wird durch den Zusammenschluß von Persönlichkeiten, die eine einheitliche Anschauung und bestimmte Grundsätze repräsentieren? K.

Samuel Kristeller und Hugo Rheinhold.

Gedächtnis Rede,
am 25. März 1901 im Bürgeraal des Berliner Rathhauses
gehalten von Prof. Wilhelm Soerster, Berlin. *)

Seit den Todestagen dieser beiden Männer sind schon viele Monate verflohen. Samuel Kristeller starb am 16. Juli, Hugo Rheinhold am 2. Oktober vorigen Jahres. Dennoch fällt kein Schimmer träger Säumnis auf diese späte Gedächtnisfeier. Snigitt betrauert wurde das Dahinscheiden dieser beiden Vichtgestalten nicht bloß von dem engen Kreise ihrer Familien und ihrer nächsten Freunde, sondern auch in ganz Deutschland und bis über das Meer hinaus**) in den Kreisen der Männer und Frauen, deren Seelen der Emporführung einer reineren, liebevolleren Menschheits-Kultur zugewandt sind.

Der große Schmerz, der durch jenes Dahinscheiden über die engeren und weiteren Freundeskreise gekommen war, hatte jedoch anfangs etwas Dumpses und Lähmendes, zumal nachdem unsere Gemeinschaft nicht lange vorher durch den Tod unserer teuren Freundin Jeannette Schermer in so große Trauer versenkt worden war. So bedurfte es

*) Die erste Veröffentlichung der Rede ist in Nr. 27 der „Nation“ vom 6. April erfolgt. In dem vorliegenden Abdruck sind die intimsten Einleitungsörter, deren Wegfall an jener Stelle geboten war, mit aufgenommen.

**) Der Vortragende hatte vor dem Beginn der Rede ein am denselben Abend aus New-York angeklagtes Telegramm von Prof. Felix Adler vorgelesen, welches folgenden Inhalt hatte: „Hoff der Werke und Verehrung für das Andenken Samuel Kristellers“ und Hugo Rheinholds von den verwandten Berlin jenseits des Ozeans.“

einer geräumigen Zeit, bis sich aus dem bedrückten Empfinden das schmerzliche Verlangen emporbilde, die Bedeutung der beiden teuren Toten für uns Alle mit lauter Stimme zu verkünden und uns zugleich gemeinsam vor die Seelen zu bringen, was ihr Ansehen und der Wert ihres Lebens und **Wirkens**, über Tod und Grab hinaus, an dauerndem Segen für die Zukunft unserer Gemeinschaft und überhaupt der Menschenvelt enthält.

Daß wir die Feier des Andenkens der beiden Männer in einem einzigen Akt der Pietät und der Erhebung verschmelzen, rechtfertigt sich nicht bloß durch ihre innige Verbindung im Leben, sondern auch durch die ideale Bedeutung, die gerade dieses Nebeneinander und Miteinander der beiden Gestalten besitzt und dauernd behauptet wird, wie ich Ihnen heut eindringlich darlegen möchte. — Samuel Krißteller, geb. am 26. Mai 1820, starb wenige Wochen nach seinem 80. Geburtstag, Hugo Rheinhold, geb. am 26. März 1853, starb in seinem 47. Lebensjahre und würde morgen das 48. erreicht haben. Sie wurden mit einander befreundet, als der Eine 65, der Andere 32 Jahre alt war. Trotz dieses Altersunterschiedes waren sie bald ein Herz und eine Seele, wie man hier im eigentlichen Sinne sagen konnte. Beide waren sie aus jüdischem Stamme entsprossen, Samuel Krißteller im Osten Deutschlands, Hugo Rheinhold am Rhein, beide begeisterte, treue Söhne und Bekenner deutscher Kultur und deutscher Lebensgemeinschaft, aber beide auch ebenso treu und charaktervoll mit Verständnis und Pietät erfüllt für die großen Geistesgüter und die Lichtgestalten der jüdischen Vergangenheit, und zugleich voll edler Zuversicht auf die hohe, völkerverbindende Mission, die in Zukunft den besonderen Eigenschaften gerade des jüdischen Geistes noch vorbehalten ist. Aber, wenn im Zusammensein mit ihren Freunden deutschen Stammes diese Fülle der Gesichte, diese Zukunftshoffnung zur Sprache gebracht und gepriesen wurde, wie fern waren da die beiden von Ruhmredigkeit zu Gunsten ihres eigenen Stammes, wie still beglückt und sichtlich liebevoll nahmen sie Teil an solchen ethischen Ausblicken unbefangener und gerechtester Würdigung der Eigenart ihres Stammes.

Gestatten Sie mir nun, vor der weiteren Verfolgung und Vertiefung solcher Betrachtungen zunächst einen Blick auf die Lebensentwicklung des Einen und des Andern zu werfen.

Samuel Krißteller hatte, nach Absolvierung des Gymnasiums zu Pragau, Johann des medizinischen Studiums und der Prüfungen an der Universität zu Berlin, seit seinem 24. Lebensjahre bis in hohes Alter hinaus sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, anfangs als praktischer Arzt in Gnesen, dann von 1851 ab in Berlin. Gleichlich hat er aber auch als Forscher und Lehrer auf medizinischem Gebiete, und zwar vom Jahre 1852 ab als Dozent, insbesondere der Gynäkologie, an der Berliner Universität gewirkt. In den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 hat er sich mit vollster Hingebung der ärztlichen Leitung großer Lazarette gewidmet.

Diese ganze, wissenschaftlich und praktisch erfolgreiche, von warmer Menschenfreundlichkeit durchdrungene ärztliche Thätigkeit ist sozusagen der feste Kern seines Lebensbaues gewesen.

Er war aber mehr! Ebenso, wie nicht wenige der großen jüdischen Ärzte des Mittelalters, war er ein Denker und Weiser im tiefsten Sinne des Wortes. Selbst die Musen haben seine Stirn geküßt, als er diatätische Poesie aus der nachbiblischen hebräischen Literatur in sein „geliebtes Deutsch“ übertrug. Die deutlichen Zeichen dieser Gunst der Musen trägt z. B. die nachfolgende Uebersetzung eines hebräischen Sinnspruches, welchen er an die Spitze seiner Uebersetzungen aus den „Sprüchen

der Väter“ (Birke Aboth), eines zu dem Talmud, insbesondere zu der Mischnah gehörenden ethischen Traktats, gestellt hat:

In die Tiefe krech der Krug,
Doch der Ratz, der stieb im Eein,
Darum stieb' nicht nach dem Krug,
Sondern lorch' nach dem Brin.
Junger Solt aus allem Noß
Wird Erlahne nicht brögen,
Doch ein altes, chis Noß
Bringt auch Lust aus neuen Krugn.

Wer süßt nicht die Ammut dieser auf glücklichsie aus den Worten eines althebräischen Weisen entlehnten Einführung in die deutschen Nachgestaltungen jener ehrwürdigen Sprachweisheit.

Nach deutlicher, als in dem im Jahre 1890 erschienenen gedruckten Exemplare jener Sprüche der Väter, war es mir vergönnt, in den Manuscripten unseres teuren Verstorbenen, welche sich an jene Uebersetzungsarbeiten anschließen, zu erkennen, mit welcher Liebe er sich in jenen alten ethischen Traktat vertieft, und wie er dadurch auch zu eigener Gestaltung, z. B. von palmenartigen Dichtungen, angeregt worden ist. Ueber dieseu allen aber schwebte bei ihm jener echt historische Sinn, jene Geistesfreiheit, welche die Vergangenheit würdigt, ohne sich von ihren durch die Ferne verklärten Einbrüden binden, und ohne von ihrer engeren Bedingtheit das Emporstreben der Seele in immer lichtere Höhen des Weltverständnisses und der Menschlichkeit lähmen zu lassen.

Mit Vorliebe verweilte daher unser Freund Krißteller stets bei solchen Stellen jener Sprachweisheit, in denen sich schon die Weltweite menschlichen Strebens und jene umfassendere Milde einer glücklicheren Zukunft ausdrückt, die auch wir erst erwarten und erstreben, z. B. bei der folgenden Stelle:

Ben Sama sagte:
Wer ist weis? Der da lernet von Jedermann.
Wer ist stark? Der seine bösen Triebe bezwingt.
Wer ist reich? Der sich freut mit dem, was ihm befehden.
Wem gebührt Ehre? Dem, der die Menschheit zu Ehren bringt.

Ober bei dem folgenden Ausspruch, welcher der in Verfall geratenen neugermanischen Ethik einen Spiegel vorhält:

Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, und nicht frohloste dein Herz, wenn er strauchelt. Damit der Herr dies nicht sehe und Missfallen daran finde; denn Er wendet seinen Zorn von dem Gesessenen ab.

Ober bei der folgenden klaren und gesunden Lösung so weit verbreiteter Urteilsverwirrungen:

Du bist nicht für mich, wer sollte es?
Und wick ich nur für mich, was bin ich?
Und wenn nicht jert, wann denn?

Ein Mann, der vom Beginn seiner Lebenswirksamkeit an in solchem Sinn Wissenschaft und Weisheit, umfassende Menschenliebe und Vaterlandsliebe mit ernster Treue zu der Gesichte und Kultur seiner Vorfahren vereinigt hatte, mußte den näheren Stammesgenossen in besonderer Weise als eine Leuchte und als ein Führer erscheinen in den widerwärtigen Zeiten, welche der geistigerte Nationalisim fast in allen Kulturländern gegen das sogenannte internationale Indentum heraufbeschworen hat. Krißteller hatte sich schon persönlich mit einem gewissen Erfolge bemüht, bei Gelegenheit des Berliner Kongresses an höchsten Stellen für die besonders schwer leidenden Juden Rumäniens einzutreten, und er war auch sonst stets hilfreich bei der Hand, wo es galt, Widerungen der Verfolgungen und der Leiden der Verfolgten herbeizuführen. So lag es denn sehr nahe, bei der Uebersetzung des Sines des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes nach Berlin im Jahre 1882 ihn an die Spitze dieses Bundes zu stellen. In dieser Vertrauensstellung, in der er bis zum 76. Jahre (1896) wirkte, hat er, wie allein schon die von ihm heraus-

gegebenen gedruckten Mitteilungen dieses Bundes erkennen lassen, eine reiche und vielseitige Thätigkeit, neben der bloß geschäftlichen, den unmittelbaren Unterrichts- und Sicherungszwecken des Bundes dienenden, entsafte. Insbesondere wurde enge Fühlung mit der Bewegung zur Pflege des Handfertigkeitsunterrichts genommen, im Hinblick auf die Entwicklung einer freieren Vielartigkeit der Berufswahl gerade in der jüdischen Jugend, wie überhaupt in den wohlhabenderen Volksschichten. Sodann wurden in Verbindung mit einigen der bedeutendsten deutschen Geschichtsforscher durch materielle und geistige Beiträge des Bundes die Arbeiten fräftig gefördert, welche auf die Klärung und Vervollständigung der Geschichte des Judentums gerichtet sind, in der Ueberzeugung, daß hierdurch in der sichersten und würdigsten Weise der Gerechtigkeit des Urtheils gegenüber allen geschäftigen und gewissenlosen Entstellungen der Wahrheit zum Siege geholfen werde. Sehr Wertwirdiges und Eindringendes ist bereits hinsichtlich der wissenschaftlichen Bedeutung des Judentums im Mittelalter durch solche neuere Forschungen zutage gefördert worden. Unter anderem wurde ein jüdischer Astronom und Mathematiker aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Levy ben Gerson, wenn nicht gerade entdeckt, doch in helleres Licht gestellt und als ein Denker ersten Ranges erwiesen, der eine ganz eigentümliche, höchst interessante Stellung zwischen Ptolemaeus und Copernicus einnimmt.

Daß nun Kristeller durch alle Gebiete und Nüchternungen seiner Lebenswirksamkeit, wie ich sie soeben in den wesentlichsten Zügen geschildert habe, den Antrieb empfing, sich mit ganzer Seele an der Organisation der Bewegung für ethische Kultur auf deutschem Boden zu beteiligen, dies braucht keines Beweises.

Hierbei wurde aber für ihn und für uns von hoher Bedeutung die Freundschaft, die ihn seit dem Jahre 1885 mit Hugo Rheinhold verband.

Gestatten Sie, daß ich jetzt das Bild der Lebensentwicklung von Hugo Rheinhold zunächst bis zu diesem Zeitpunkte in den Hauptlinien vor Ihr inneres Auge bringe. Ein ganz anderes Bild: Vom 16. Jahre ab, nach einer auf dem Gymnasium zu Goltzen vollbrachten Schulzeit, bis zum 29. Jahre ein Kaufmann in weit ausgedehnten Handelsgeschäften, mit einer Wanderzeit, die ihn im Jahre 1874, vom 21. bis zum 27. Lebensjahre, zweimal über den Ozean nach Kalifornien führte, das erste Mal auf 4 Jahre, das zweite Mal auf kürzere Zeit nur zur Festigung der dort angeknüpften Geschäftsverbindungen, einer Wanderzeit, die dazu helfen sollte, ihn schneller selbständig und zum Herrn seines Lebensschicksals zu machen, als dessen Krönung ihm die Verbindung mit einem von früher Jugendzeit an innig geliebten holdseligen Mädchen vorgewies. Nach der zweiten Wädrkehr aus San Franzisko, und nachdem er ein zugleich in Hamburg und in San Franzisko domizilirtes Handels-Unternehmen von Schiffsbefrachtungen für Export und Import in geüblichen Gang gebracht hatte, gelang es ihm 1880, in seinem 27. Jahre, das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen. Emma Levy aus Eöln ward in Hamburg seine beglückende Gattin. Dieses Glück, das ihm zeitlebens, bis zum letzten Athemzuge, die Seele schnellte, sollte in sichtbarer Erscheinung nur 1 1/2 Jahre dauern. Die teure Gattin sank ins Grab, und namenloses Weh durchdrang unsern Rheinhold mit solcher Stärke, daß es seinem Leben eine vollständige Wendung gab. Er zog sich von dem Geschäftleben zurück und ging nach Berlin, um sich dort solchen Studien und solchen Vethätigungen zu widmen, die ihm das innere Weh erträglicher machten und die ihm allmählich halfen, den großen Schmerz zu einem frommen Kultus der unaussprechlichen Liebes-Erinnerung zu verklären.

Zunächst widmete er sich wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Studien an der Berliner Universität. Dann verlangte es ihn auch nach unmittelbar gemeinsünger, hilfreicher Arbeit. Dies führte ihn zu Samuel Kristeller, und nun schloß sich jener Freundschaftsbund zwischen dem jungen und dem so viel älteren Mann, jener Bund, der so fruchtbar für die ganze übrige Lebenszeit beider Männer, so reich an idealen Wirkungen und idealen Schöpfungen für weite Kreise werden sollte.

Zunächst wurde Hugo Rheinhold als Mitarbeiter in den Ausschuß des deutsch-israelitischen Gemeindebundes aufgenommen. Bald begann sich aber in ihm auch ein künstlerischer Trieb zu regen, stets mit dem wärmsten Antheil von Freund Kristeller ermutigt. Von 1886 ab trat Rheinhold in ein Bildhauer-Atelier ein, von 1888 ab als Schüler in die Akademie der Künste. Während dieser neuen Lehrjahre begann dann die ethische Bewegung in dem Leben Rheinholds und zugleich auch Kristellers begeisterte Resonanzen zu erwecken. Festere Gestalt gewannen die Eindrücke dieser zuerst in Nord-America emporgewachsenen Bewegung der Geister in Deutschland im Anlange des Jahres 1892, als Professor Felix Adler aus New-York in Berlin erschien.

Es kann heut nicht meine Aufgabe sein, die Entwicklung der Gesellschaften für ethische Kultur in Nord-America und in Deutschland zu schildern. Ich will nur in Kürze daran erinnern, daß Felix Adler ebenfalls aus dem Judentum hervorgegangen ist, und daß er gemeinsam mit dem Angelsachsen William Salter der Schöpfer jener ethischen Gemeinschaftsbildungen in America war. In seiner Auffassung der Stellung des Judentums innerhalb der National-Staats-Bildungen, in seiner Treue und Pietät für die Vergangenheit, aber auch in seiner klaren Erfassung der freien und großen Aufgaben der Juden der Gegenwart, gegenüber den ultra-nationalen und konfessionellen Trübungen der Menschheits-Kultur, nahm Felix Adler ganz dieselbe Stellung ein, wie Kristeller und Rheinhold.

Ich kann heut nur mit tiefer Bewegung an jenen Abend im Winter 1892 denken, an welchem ich zu gleicher Zeit diese drei Männer, denen auch mein Lebensinhalt so viel verdankt, kennen lernte in einer intimen Versammlung, welche zu Ehren von Felix Adler zusammenberufen war. Auch Georg von Gizdki und Moriz von Egidy nahmen an der Zusammenkunft teil und erörterten mit uns die Zeichen der Zeit, zu denen damals in Deutschland eine besonders weitgehende und gefährliche Erneuerung des Versuches gehörte, die Volksschule ganz unter die Herrschaft der Geistlichkeit zu bringen. Aus den Mitteilungen, die Felix Adler über die nordamerikanischen Vethreibungen, auch auf dem Gebiete der freiesten und feinsinnigsten Reformen des Jugendunterrichts, machte, ermußte in den Seelen der Versammelten das Gefühl, auf allen Wegen der großen Sache der ethischen Läuterung des individuellen und des Gemeinschaftslebens zu dienen, d. h. die Menschenwelt von dem Druck religiöser Unbildsamkeit, von den Verirrungen nationaler Leidenschaft und Machtstolz und von verödemendem Autoritätswange, jeder nach dem Maße seiner Kräfte, befreien und überall die klarste Erkenntnis und die liebevollste Gerechtigkeit zum Siege führen zu helfen.

Samuel Kristeller hat zu der Ausbreitung und Vertiefung dieser Vethreibungen in Deutschland in jenen Entwicklungsstufen derselben Unvergleichliches beigetragen, ebensowohl durch die klare Weisheit und Würde seines ganzen Wesens, als durch die Sicherheit, mit der er gewisse Grundzüge und Grundzüge des Zusammenwirkens festhielt, endlich auch durch die ihm als Naturforscher innewohnende unerschütterliche Ueberzeugung von der erhabenen

WesetmäÙigkeit der Welt und von der Glendigkeit und Sinjälligkeit aller durch die Interessen und Leidenschaften eingegebenen Sophismen, wie groß und selbstgewiß auch die Gemeinlichkeiten oder die Autoritäten seien, welche dieselben auf ihre Fahne schreiben.

Woh! in keinem von uns hat aber die starke Geistesbewegung jener Tage eine so tiefe Resonanz erzeugt, wie in Hugo Rheinhold. Seine nach großen idealen Regungen zur Wüderung des unversieghchen Schmerzes dürstende und nach schöpferischer Thätigkeit drängende Seele fand in der begeisterten Gemeinjamkeit jener frischen und reinen Zukunftshoffnungen und Verheißungen eine unennbare Wohlthat, und wiederum strahlte dann seine von klaren ethischen und ästhetischen Ueberzeugungen erfüllte Persönlichkeit jene Wohlthat wieder auf viele andere aus in naablässiger, thatkräftiger und liebevoller Wirksamkeit durch Wort und Beispiel. Auch der Künstler in ihm suchte alsbald unter dem warmen Hauche jener Steigerung des Intellectes und des Willens immer zuversichtlicher und schaffenskräftiger empor, und zwar der Künstler, wie er sein tiefstes Wesen und Wirken erfährt, in Uebereinstimmung mit den bedeutendsten Denkern über Kunst und Künstler, wenn auch nicht in Uebereinstimmung mit Vielen in der Künstlerwelt und in der Laienwelt, welche auf die technische Mache des Kunstwertes und die sinnfällige Unmittelbarkeit seiner Wirkung das Hauptgewicht legen. Hugo Rheinholds Bildwerke, die in den letzten 6 Jahren in immer größerer Fülle und Vielartigkeit und natürlich, wie es bei den Bedingungen künstlerischen Schaffens stets vorkommen wird, mit wechselndem Glück und Erfolg, entstanden sind, lassen immer die tiefe Innerlichkeit des Künstlers erkennen, sei es, daß sie weitreichende Ubeenzusammenhänge in knapper geistreicher Formgebung fast allegorisch darzustellen, sei es, daß sie in schlichtester Natürlichkeit auf den ersten Blick nur des wirkliche Leben wiederzugeben scheinen und erst dem tubevollen Beschauer eine entzückende Tiefe weitreichender menschlicher Beziehungen offenbaren. Meinholds großes Kunstwerk „Am Wege“, welches in unserer Nationalgallerie einen Platz gefunden hat und bei jedem neuen Beschauen als einer der herrlichsten Schätze dieser Gallerie erscheint, wirkt es nicht wie ein hohes Lied von dem unaußsprechlichen Weh, mit welchem in dieser unvollkommenen Welt das erhabene Glück der Mutterchaft noch so oft umgeben ist? Löst es nicht, in Verbindung mit dem darauf herabstürzenden Madonnenbilde, eine Gedankenfülle und eine Liebesfülle in der Seele aus, die im echtsten Geiste des Schönen als eine Verklärung des Natürlichen wonnevoll nachwirkt?

Mein armes und dilettantisches Kunsturteil vermüchte einer eingehenden Schüderung von Rheinholds Bedeutung als Künstler nicht gerecht zu werden. Ich kann nur sagen, daß ich auch anderen seiner bildnerischen Schöpfungsn noch Beglückungen derselben Art verbanke. Weiterhin will ich noch auf die besondere ethische und für den Künstler selber höchst charakteristische Bedeutung einer seiner letzten Schöpfungsn, nämlich des sogenannten „Kämpfers“, zurückkommen. Es ist meine persönliche Ueberzeugung, daß die Welt noch vieles Erhebende und Lebendige von seiner unablässig gestaltenden und die Lebenserscheinungen durchschneidenden Schöpferkraft zu erwarten gehabt hätte, wenn der unerbittliche Tod nicht dieses Saatsfeld reicher Mästen und Früchte vernichtet hätte. Nun sind sie beide dahin, der greise Denker, Forscher und Menschenfreund Samuel Krüßler, den man nach der Weisheit und Sicherheit seines begeisterten Zukunftsbildes im Altertum zu den Propheten gezählt haben würde, und der hochgeehrte, liebevolle, schaffensreuebeige Philosoph und Künstler Hugo Rheinhold, dessen Leben

und Lebensfreudigkeit für so viele zu einer Bereicherung ihres eigenen Lebensinhalts und zu einer Erhöhung der Anmut und Harmonie des Daseins geworden war.

Und nun lassen Sie mich, zurückkehrend auf den Anfang meiner Rede, noch ein Vermächtnis für die nächste Zukunft unseres Wirkens im Leben aus den Gesinnungen und Ueberzeugungen und aus den Hoffnungen und Verheißungen der beiden Freunde zusammenfassend ableiten.

In einem künftigen feineren Gestütuungsustande der Menschheit werden gewisse zart sinnige und dabei so machtvolle Regeln und Grundfätze, die schon in einzelnen Höhepunkten der Menschheitsentwicklung in Kreisen von auerlesener Geistesbildung und Lebensreise vorübergehend zur Geltung gekommen sind, allgemeiner und maßgebender in Erscheinung treten. Ich meine die Grundfätze hochgesinnter gegenseitiger Würdigung in Verbindung mit der Selbstkritik und Selbstbehebung an Stelle der Selbstherverhebungen und der gegenseitigen Schmähungen, die einer hohen und niedrigen Entwicklungstufe, oder dem jetzt so oft wahrnehmbaren Rückgange der Formen des Zusammenlebens auf vorjündliche Entwicklungsstufen entspringen. In einer publizistischen Diskussion zwischen Deutschen und Engeden wurde ich vor einiger Zeit zu einer Art von Schiedsspruch aufgefordert. Ich verweigerte meine Einnischung, so lange die Verhandlung den ungebildeten Charakter trage, daß jede Partei nur ihre eigene Sache verachte, wie es auf dem Boden des elementaren Rechtsstreites, dieser ethisch noch völlig unentwickelten, wenn auch zur Zeit noch so unvermeidlichen Form der Diskussion geschehe. Bevor nicht ein gerechtigkeitliebender Gehe mit Selbstkritik gegen seine Volksgenossen und mit unbefangenen Verständnis und teilnehmender Sorgfalt für die Beschwerden der Deutschen eintrete, und bevor nicht Entsprechendes von deutscher Seite geschehe, sömne ich von der Erörterung keinerlei Klärung erwarten, da bei solchen außerordentlich verwidelten Thatbeständen, wie Rassen- und Stammestämpeln, die reinen Thatjachen und die wirklichen Zusammenhänge von beiden Seiten durch das Uebermaß der Leidenschaften und Interessen erdrückt oder gelöst würden.

Selbstverständlich kann jene Forderung nicht als eine absolute und allgemeingültige aufgestellt werden; sie enthielt nur eine unmittelbare Mahnung zur Selbstbesinnung und zur Beseitigung der extremen Feindseligkeit auf beiden Seiten. Immerhin wird es der Zukunft bedienlich sein, in den geordneten Formen des Streites auf Gesichtspunkte jener nachdenklicheren und sorgsameren Art noch mehr Rücksicht zu nehmen, als es bis jetzt überhaupt geschehen ist.

Was soll aber ein solcher Ausblick an dieser Stelle? Er soll auf mein besonderes Recht und meine besondere Pflicht hinweisen, bei der heutigen Webüchtungsfeier für zwei unvergeßliche jüdische Männer überhaupt die ganze Wärme meiner Darstellung für die Würdigung der hohen Kulturbeutung der Geistesart und der Wissen des Zudentums, die ich schon im Eingange als eine völkerverbindende bezeichnet habe, einzusetzen, und zwar mit der völlsten Unbefangtheit und Gerechtigkeit, weil ich, um es mit einem an sich thörichtem, aber seit einiger Zeit klaffisch gewordenen Namen auszudrücken, ein Krier bin.

Die leidenschaftlichen und mitunter fast wahnwüigen Schmähungen, mit denen das Zudentum noch immer, und zur Zeit vielleicht intensiver als je, bedacht wird, haben viele sonst gerecht und menschlich urteilende Leute von nicht jüdischem Stamme zum Schweigen gebracht oder gar irre gemacht. Andererseits aber haben sich von seiten der Juden selbst Gegenwirkungen erhoben, welche völlig erstücht sind, zum Teil aber schmerzlich beklagt und ernst

bekämpft werden müssen, weil sie sich gewissen Rückschritten oder Rüstständigleiten der Gessittung anschließen, aus denen gerade die größten Krokheiten der anderen hervorgehen.

Ich denke dabei unmittelbar an die jüdischen Studentenerbindungen, überhaupt an diejenigen jüdischen Studenten, welche geglaubt haben, für den jüdischen Namen höhere Achtung dadurch zu erzwingen, daß sie sich den völlig veralteten und rüchständlichen Formen der Genußnahme und Sühne mit den Waffen unterordneten. In der That haben sie sich dadurch unter Umständen in begrenzten Kreisen eine Art von Ehrenerklärung verschafft, aber doch auf Kosten derjenigen höheren Gessittung, von deren konsequenter und allgemeiner Anerkennung und Durchführung doch schließlich für uns alle, einschließlich unserer jüdischen Brüder, Freiheit und Glük auf Erden abhängt. Sie haben zu Gunsten der Anerkennung ihres physischen Wütes dazu beigetragen, das Emporkommen und die Würdigung des so viel machtvolleren moralischen Wütes zu schwächen.

Auch bei Hugo Rheinhold hat es Momente gegeben, in denen er angeichts der bodenkosten Kostheit vieler Angriffe auf das Judentum Alternativen ähnlicher Art in der Seele wälzte. Sein Bildwerk „Der Kämpfer“ zeigt uns einen kraftvollen jugendlichen Mann, der mit einer Wüene des schwersten Seelenkampfes den Arm mit dem Schwerte noch zurückhält, dessen Muskeln aber von heldenhafter Entschlossenheit gespannt sind. Wird das innere oder das äußere Helventum siegen? Anfangs enthielt eine Inschrift „ferrum sanat“ die Bejahung zu Gunsten der Gewalt. Die Seele des Kämpfers schien der Energie der Leidenschaft zu erliegen.

Künstlerisch wäre diese Entscheidung in der Seele dieser Gestalt wohl gerechtfertigt gewesen. Der Künstler war trotzdem eine Zeit lang geneigt, die Inschrift dahin zu ändern, daß es hieß „ferrum non sanat“; aber er konnte sich doch nicht, wie manche Freunde wünschten, zu dieser ethischen Bevormundung seiner selbständig gewordenen Mannesgestalt entschließen. Und so blieb sie in echt künstlerischem Sinne ohne Inschrift, eine unaufgelöste, zu tiefter Seelenarbeit des Beschauers drängende Dissonanz, deren Wirkung auf unser Publikum aber leider durch kurzfristige Ideen-Assoziationen eingeschränkt wurde.

Als die Juden einst in der babylonischen Gefangenschaft an nationaler Zukunft verzagten, hatte sich ein Zug ihrer Gessittung, der wohl schon früher bei ihrer nahen Berührung mit der altägyptischen Kultur in der Volksseele Wurzel gefaßt hatte, in dem damaligen Mittelpunkt der geistigen Errungenschaften der Urvölker, aus welcher Babylon zweifellos gelten kann, kräftiger entwickelt, nämlich der Gedanke an eine weltweite internationale Mission des Judentums, ein Gebanke, der insbesondere in den Schriften Ausdruck findet, welche den großen Namen Jesajas tragen. Weiterhin siegte aber noch die Sehnsucht nach dem Lande der Väter und nach den alten Heiligtümern, als König Kyros die Möglichkeit der Heimkehr eröffnete, wenigstens bei einer Mehrtheit der Verpflanzten und Zerstreuten. Und nach dieser Zeit wurde dann im xpeimatlande in den Sammlungen der Gesetze und Heberlieferungen Entscheidendes geschaffen, was den geistigen und sittlichen Zusammenhang Aller, einschließlich der in der Zerstreung durch alle Länder Lebenden, sicherte. Als dann aber griechische Kultur und römische Herrschaft die Welt überflutete und auch die nationale staatliche Existenz der Juden vernichtete, da begann jene Weltmission sich in immer größerem Stile zu entwickeln, indem sie zunächst in der Form der christlichen Kirche auf der Grundblage der heiligen Schriften jüdischen Geistes und der befestigenden Wotschaften eines jüdischen Weisen die Gessittung der jungen Völker des Abendlandes aufbaute.

Giebt es wohl ein großartigeres Bild geistiger und ethischer Wirkungen in der Weltgeschichte, als alle jene Vorgänge, verbunden mit der ergeizenden Tragik der Verachtung und Verfolgung jener durch die Gessittungen ihrer Vergangenheit unergänglich zusammengehaltenen Stämme, welche die Träger jener Wirkungen gewesen waren?

Zürwahr, eine Volksart, die solches erlebt, braucht nicht zu verzagen. Wenn sie sich in hohem Sinne dieser Stellung bewußt bleibt, und wenn sie in immer höherem Maße nach dem Spruche „Vornehmheit verpflichtet“ alles daran setzt, um jetzt erst recht mit an der Spitze der Gessittung zu stehen, an der Spitze aller Großthaten des Wissens und des technischen und künstlerischen Schaffens, dann kann sie mit Mühe auf die Entwicklung der Menschheit bilden und braucht nicht in die Arena der niederen Kämpfe des Hassens und Reibens hinabzusteigen. Die Zeit dieser Kämpfe liegt in ihrem Zedekampfe, und empor steigt eine neue Zeit, ein Reich der vernünftigen Ausgleichung und des guten Willens. Im Schöße der Zukunft ruhen gewiß noch die mannigfaltigsten Formen nationalen Gemeinschaftslebens innerhalb der unjassenderen Organisation des ganzen Erdenlebens. Nachdem gewisse nationale Konzentrationen vollendet sein werden, deren Entwicklung in Verbindung mit dem jähem Weltkampfe der so schnell emporgehiegigen Weltwirtschaft die mitderanden Umstände für die politischen und nationalen Paroxysmen der Gegenwart abgiebt, wird sich mit der Erfahrung, daß es unmöglich ist, alle Volks-Existenzen als glonborte Staatsbildungen zu gestalten, sicherlich eine große Bewegung zu Gunsten eines feineren Gemeinschaftslebens der Staaten miteinander in Gestalt von Gruppen vereinigter Staaten erheben, und zwar mit Erhaltung begrenzter Selbständigleiten, wie im Deutschen Reiche, und unbestimmt um die Regierungsform der einzelnen Staaten. Erbilden wir doch schon jetzt eines der innigsten Bündnisse in Europa zwischen einer radikalen Republik und einer absoluten Monarchie. Dann werden sich auch die national durch Stammeseigentümlichleiten und gemeinsame geistige Heiligtümer verbundenen, aber den verschiedensten Staaten angehörenden Teile der Bevölkerungen offen und loyal, unbeschadet ihrer treuen Zugehörigkeit zu dem Reich der verschiedenen Staaten, in freien Formen miteinander verbinden. Sie werden dann, ungetrennt durch die Grenzen und durch Länder und Meere, zu dem Frohgefühl eines idealen engeren Gemeinschaftslebens mit der ganzen Fülle seiner eigenartigen sittlichen Wirkungen gelangen können. Sie brauchen dazu nicht noch einen besonderen Ort der Erde aufzusuchen, obwohl es dererzeit nicht ausgeschlossen sein wird, daß sich auch wieder einzelne örtliche Mittelpunkte solcher idealen Gemeindefastten, an große Traditionen in geklärteter, verhöhenbem Sinne anknüpfen, bilden.

Sei es mir verziehen, daß ich so weittragende Gedanken an die Gedächtnisrede auf die teuren Dahingeshiedenen angeheftet habe. Ich hatte, um der Lebendigen Herr zu bleiben, das Bedürfnis, in diesen Lebensbildern selber einen Halt und Trost für unser aller Zukunft aufzusuchen.

Sittlich gut und Stillsch recht.

Von Prof. F. Staabinger (Darmstadt).

Kant sagt, es gebe nichts, was ohne Einschränkung für gut gehalten werden könne, als allein ein guter Wille. Das ist zweifellos richtig. Aber es erhebt sich nun die Frage, welcher Wille denn gut zu nennen sei? Da wird die gewöhnliche Antwort lauten: derjenige Wille, der das

ernstlich will, was sein Träger für recht halten muß. Dagegen wäre wiederum nichts zu sagen; aber wir kommen damit nicht vom Fleck. Die weitere Frage steigt auf, was denn das Kennzeichen des sittlich Rechten sei. Darauf giebt wiederum Kant die Antwort, es sei der Wille, der sich stets dem Gedanken einer „allgemeinen Gesetzgebung“ unterordne, der auf ein „Reich der Zwecke“ freier menschlicher Wesen abziele.

Damit ist der Unterschied von „sittlich gut“ und „sittlich recht“ gegeben, und zwar in einer bestimmten, den Verfeinern zwischen zwei Welten absteckenden Weise. So wenig auch Kant selber die Tragweite seines Satzes ausgedacht haben mag, so ärmlich es heute noch um dessen Verständnis bestellt ist, es ist damit ein Maßstab sittlicher Erwägung gegeben, der sich aufs schärfste von allem alten ethischen Autoritarismus, wie von aller anarchischen Gefühlseligkeit abhebt; ein Maßstab, der dem innersten Wesen modernen Kultur- und Verfassungslebens entspricht.

Das Autoritätsgebot wird hier selbst einer Prüfung auf sein sittliches Recht unterworfen. Dem staatlichen Gesetzgeber, wie er auch heißen möge, sagt das neue Prinzip: Glaube ja nicht, daß etwas schon deshalb sittlich recht sei, weil Du es zum Gesetze erhebst. Das könnte leicht nicht ein heiliges Gesetz, sondern ein sehr unheiliges Gesetzsgewespen sein, doppelt widrig und unheilig, weil es die Form des Gesetzes trägt. Und das wird immer der Fall sein, so lange gesetzgebende Akte nicht den Zusammenhang des Gemeinheitslebens freier Menschen, sondern das Interesse einzelner Gruppen und Klassen, oder bestenfalls den bloß mechanischen Ausgleich solcher Interessen zum Ziele machen.

Das Fühlen und Streben des Einzelnen aber, das so gerne, hochgeschwollt, sein Eigenrecht behaupten und sich „ausleben“ möchte, es erhält von jenem Grundgesetz die nachdrückliche Mahnung sorglicher Selbstkritik. Das schönste Fühlen, mag es noch so begeistert die Seele erfüllen, ist verwerflich, wenn es nicht jenem Ziele entgegenstrebt, wenn es nicht duldet, daß das Handeln an jenem Grundsatze auf seine Berechtigung hin geprüft werde.

Das ist die dringendste Forderung einer Ethik, die sich auf verfassungsmäßigem Zusammenleben freier Menschen gründet. Und diese Ethik ist trotz aller Unklarheit und Verlebung in ihren Grundlagen bereits vorhanden. Instinktiv wirft sie sich selbst in den Gemütern schlauer Interessenpolitiker und herrschsüchtiger Gewaltmenschen aus; denn sie selbst pflegen gemeinlich den Versuch zu machen, ihre Bestrebungen als dem Gesamtinteresse entsprechend zu rechtfertigen.

Aber wir sind noch weit davon entfernt, die sittlichen Grundlagen klar unterschieden und zum bewussten Grundgesetz unseres Willens erhoben zu haben. Da treiben meist noch Reste des alten Autoritarismus und anarchischer Gefühlsvergötterung mit einigen Forderungen aus den neuen Grundgedanken ordnungslos durcheinander. Zwar wird die Unterscheidung zwischen dem sittlich Guten und sittlich Rechten gewöhnlich dann scharf vollzogen, wenn z. B. der Verdacht auftaucht, es habe jemand eine gute That nur deshalb gethan, um etwa einen Orden zu bekommen. Weniger scharf aber ist sie gewöhnlich da, wo zwar die Pflicht gut war, wo aber die Pflicht sorgloser Erwägung verabsäumt worden ist, oder wo mangels der nötigen sittlichen Einsicht solche Erwägung gar nicht stattfinden konnte. Im letzteren Falle haben wir besonders scharf zu trennen, um nicht entweder einen persönlich guten Willen ungerecht zu verdammen, weil er sich unmissentlich auf ein falsches Ziel richtet, oder aber ungekehrt, um nicht das falsche Ziel selber, des persönlich guten Willens wegen, zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen.

Letzteres ist, wie mir scheint, in hohem Maße unserm

Freunde F. W. Förster begegnet, wenn er, im Bestreben, ungerechte Beurteilungen der geistlichen Orden abzumehren, in eine Lobrede ihrer Grundlagen übergeht, die thatsächlich die ganze Ethik, wie wir sie anerkennen müssen, auf den Kopf stellt. Er hat sich so hineingelebt in das Verstehen der Empfindungswelt, die wenigstens den frommsten und besten Ordensleuten eigen ist, daß ihm dadurch das Verständnis seiner selbst und seiner Sache abhanden zu kommen droht.

Für den, der die Erfordernisse der neuen Ethik einigermaßen in sich aufgenommen hat, sollte, bei aller Anerkennung der persönlichen Wahrheit und des guten Willens recht vieler Ordensleute, doch kein Zweifel daran möglich sein, daß die Gelübde der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams sittlich unrecht sind, daß besonders das letzte durchaus verwerflich ist.

In der Frage Armut-Reichtum stehen wir nicht mehr und können wir nicht mehr stehen auf jenem Standpunkt, der im Reichtum ohne weiteres einen sittlichen Mangel, der in der Armut eine Tugend erblickt. Was wir erstreben, ist eine andere Ordnung des Besitzrechts, welches unmöglich macht, daß der Eine mittels seines bloßen Besitztittels ein Herrschaftsrecht über seine Mitmenschen erwirbt. Aber die irdischen Güter als solche sind uns kein abzuverwehrendes Unrat, sondern im Gegenteil Mittel, unerlässliche Mittel, die Menschheit zu weiterer Herrschaft über die Natur, zu größerer geistiger und sittlicher Kultur heraufheben zu helfen. Dieser Standpunkt ist sowohl dem altmönchischen, wie dem neumönchischen Tostischen sittlichen Standpunkte grundsätzlich entgegen-
(gesetzt.)

In der Frage der Keuschheit stehen wir nicht minder auf einem, dem altmönchischen entgegengesetzten Standpunkt. Nicht der Kampf gegen das Fleisch, sondern die Regelung der sexuellen Verhältnisse betragt, daß eine Gemeinschaft freier Menschen möglich sei, ist unser Ziel. Wo der Einzelne sich zu enthalten habe, das ist einzig durch jenes Ziel bestimmt; ein Enthaltungs-Gelübde aber, das da binden dürfte, ist verwerflich.

In der Frage des Gehorsams aber tritt der gegenwärtige Standpunkt am schärfsten hervor. Wohl braucht die neue Ethik ebenfalls Gehorsam, vielleicht mehr und ersteren, als die alte. Aber unser Gehorsam ist nicht mehr der stumpfe Kadavergehorsam, der seinen Willen durch den Willen des Befehlenden ein für allemal gebunden hält, sondern der vernünftige Gehorsam, der da und sofern bestehen muß, als er zum Besuche des Zusammenlebens freier Persönlichkeiten notwendig ist.

Nicht darum handelt es sich bloß, ob nicht der Gehorchende „in solchen Dienste“ seine Persönlichkeit zu verlieren glaubt. Das ist zu wenig. Es ist recht wohl denkbar, daß eine heilige Heterie und Andere subjektiv in der vollen Eingabe an die Ordensgelübde ihre eigene Persönlichkeit erst zu finden glauben. Es handelt sich vielmehr darum, daß hier die Persönlichkeitsgeucht und gefunden wird, ohne Verächtlichung des menschlichen Gesamtziels. Nicht darum, daß ich allein auch frei fühlen will, handelt es sich beim sittlichen Ziele; das könnte man, wenn dies Ziel für sich richtig wäre, ebenso durch Beherrschung, wie durch Weltstucht erreichen wollen. Nein, es handelt sich darum, daß wir das „Reich der Zwecke“ freier Menschen im allgemeinen im Auge be-

*) Wenn Euraneum sagt, wer noch Wünsche habe, könne kein anständiger Mensch bleiben, wenn sich Mann einmal sagt, von Gehorsam frei zu sein müße das Ziel eines Vernunftmenschen sein, so muß man den berartige Paradoxa auf ihren wahren Kern zurückföhren, wenn sie gelten sollen. Es kann für uns darin doch nur eine in drastischer Weise ausgesprochene Warnung liegen, daß man sich durch die mächtige Einzelgier nicht vom letzten Ziel ablenken lasse.

halten und darum weder in Beherrschung, noch in Welt-
sucht die Bedingungen unserer persönlichen Freiheit suchen.
Wir haben vielmehr sittlich-erzieherische Bedingungen
zu suchen, welche machen, daß eines jeden Freiheit „mit
der anderen ihrer zusammenbefehlen laun“ (Kant).

Das ist das Charaktermerkmal derjenigen Ethik, auf
der das Werden und Fortschreiten moderner Kultur und
modernen Gemeinschaftslebens beruht; derjenigen Ethik,
der, wie ich bisher glaubte, auch unsere Gesellschaft für
Ethische Kultur mehr oder weniger zutreibt. Nebenfalls
aber ist es gut, den grundsätzlichen Gesichtspunkt einmal
aufs schärfste zu betonen, wenn unter den Vätern in unseren
eigenen Reihen so bedenkliche Unklarheiten über das, was
sittlich gut und was sittlich recht genannt werden darf,
zu entstehen drohen.

Streiflichter.

Aindecspielzeug. In letzter Zeit sind im Handel
wieder einige Spielzeuge aufgetaucht, die uns zeigen, wie
wenig man auf den Zweck derselben, auch als Erziehungs-
mittel zu blicken, oder der Erziehung doch nicht entgegen
zu wirken, Rücksicht nimmt. So z. B. bei der Wällen,
die man jetzt häufig in den Läden sieht, und die so aus-
gestaltet sind, daß sie ein Gesicht darstellen und beim Aus-
drücken eine Zunge mit unförmlichen großen Dimensionen
aus dem Munde herauspringen lassen. Ebenso werden
die kleinen Eimer und Gießflansen, mit denen die Kinder
so gerne hantieren, in letzter Zeit durch tendenziöse —
allerdings zeitgemähe — Malereien einem verkleidet. Man
findet nämlich auf diesen viele Kriegsbilder. Ich bemerkte
z. B. ein Bild, das darstellte, wie die loeben gelandeten
deutschen Truppen mitten im Kampfe mit den Chinesen
waren. Einige von diesen lagen bereits durchbohrt am
Boden, während andere von ihnen in gefährlichen Situa-
tionen sich befinden — ihnen war der Dolch auf die
Brust gesetzt —, und der Rest der Chinesen nimmt Reiß-
aus. Die deutschen Blaujaden dagegen waren ganz
entgegengesetzt dargestellt. Sie gehen tapfer vor,
morden alles, was ihnen in den Weg kommt, aber lassen
sich nicht morden; denn man sieht von ihnen nie-
manden verwundet, viel weniger tot. Die Darstellung ist
im allgemeinen sehr plump und unnatürlich; aber sie ist
gerade so abgepaßt, daß sie auf ein kindliches Gemüt sehr
stark, leider zu stark, einwirkt. Ich fragte einen sechs-
jährigen Jungen, was das Bild bedeuten solle. Darauf
sagte er mir: „Das“ — er zeigte auf die Chinesen —
„sind die Bozer, und das“ — er meinte die Deutschen
„sind die Wuzen; die machen Krieg.“ „Wer siegt denn?“
fragte ich. „Die Bozer müssen tot gemacht werden.“
antwortete er prompt und sing an, für sich zu singen:
„Wir geh'n nach China hin, dort wo die Bozer sin“.
„Warum machen sie denn Krieg?“ forschte ich weiter.
„Der „Hauptmann“ hat's ihnen doch gesagt.“ meinte
der kleine Knirps darauf ganz lustig. „Wogt nicht ein
tiefer Sinn in diesen Antworten, zeigen sie uns nicht, wie
verderblich derartige Spielzeuge wirken, indem sie das po-
sitive Gift in seiner stärksten Form — in der Gestalt
des Kriegens und Mordens — in das kindliche Herz und
Gemüt einimpfen? Wahrlich, ein Wegesig ist dringend
geboten!“ (Siehe Dr. Förster in Nr. 5.)

Man mag sehr wohl, daß für die Kinder das Beste
gerade gut genug ist; aber das Geschäft verlangt es
anders. Wie soll man dem abhelfen? Dadurch, daß man
derartige Sachen nicht kauft! Aber wie viele Käufer
achten heute darauf, daß das Spielzeug unter Umständen
großen Schaden anrichten laun, wie viele verlangen, daß

es sittlich und moralisch erzieherisch, oder doch wenigstens
nicht verderblich wirkt! — K-1.

Die völkerverbindende Wissenschaft. Am 16. April
wurde im Pariser Institut de France unter dem Vorsitz
des Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, Darboux,
der internationale Kongreß der Akademien eröffnet, der
über die Gründung einer internationalen Akademie zu be-
raten hatte.

Unsere Leser wissen, daß die ethische Wissenschaft,
speziell der internationale ethische Bund, dieser Frage
andauernd die größte Aufmerksamkeit geschenkt hat, und
daß speziell der Vertreter der D. G. E. K. im Bunde,
unser verehrter Geheimrat W. Zverker, seit Jahrzehnten
eine ähnliche Gründung hat vorbereitet, sein Leben.

Erfreulich ist es, daß der Grundgedanke einer solchen
wahrhaft völkerverbindenden Aktion auch in weiteren
Kreisen Verständnis zu finden beginnt. So sprach bei
dem von der Stadt Paris den Teilnehmern des Kongresses
gegebenen Panet im Pariser Hotel de ville der Seine-
präfekt, Herr de Selvas, die Worte:

„Ich begrüße mit Freuden die forgnbindende Arbeit, deren Aufblühen
Sie, meine Herren, sich angelegen sein lassen, aber ich beglückwünsche
Sie auch, sich von diesen besonderen Aufgaben, zu dem Ausblick,
den Sie der Menschheit eröffnen auf einen Horizont, der von der Sonne
des Friedens und der Brüderlichkeit voll erleuchtet ist.“

Ohne das Geringste von der Erde zu sperren, die jeder von Ihnen
für sein eigenes Betraden empfindet, und ohne jenem Gefühl so nahe
zu treten, daß in dem Maße, als es tief im Herzen wurzelt, seinem
Träger Ihre macht, verlangen Sie, daß die lemmenden Völkerverbinder
zu Jellen kommen und den Völkern gestatten, sich einander zu
nähern und die Hand zu reichen. Sie rufen uns zu, daß die Völkerverbinder
nicht dazu geschaffen seien, sich zu töten und zu bekämpfen, sondern um
sich gegenseitig zu helfen und zum gemeinsamen Fortschritt der großen
Menschheitsfamilie, deren Ehre für sich, all ihre Energie und Kraft
in einem Schutze zu sammeln. Mögen Ihre Worte Gehör und
Verständnis finden!“

„Correspondance bimensuelle“ des interna-
tionalen Friedensbureaus, der wir diese Worte entnehmen,
fügt bei: „Solche Symptome werden überall immer zahl-
reicher. Die Welt erit einmal in Bewegung zu setzen, ist
schwer und mühselig; aber man beginnt endlich zu be-
greifen, und sie bewegt sich doch!“

Aus der ethischen Bewegung.

Ableitung Berlin. „Der Kampf gegen die Verteuerung un-
enbschränkter Lebensmittel — eine sittliche Pflicht“, so lautet das
Thema des Vortrages, den der Reichstagsabgeordnete Dr. Badnisch
am Mittwoch im Bürgerlaale des Berliner Rathauses hielt. Der
Redner behandelte die Frage ausschließlich unter dem Gesichtspunkte
der öffentlichen Moral. Er fand die veränderte Einkommensverteilung,
die der Kornsoß herbeiführt, dem Gesamtwohl widersprechend. Zoll-
und Steuererzeugnisse würden als Wachsungen behandelt, h. w. aber die
Nachschale, der legt seinen Rebenmenschen die Lähnen auf. Den
Vermögenden der Wohlstand stelle sich der Wohl der Interessierten
entgegen und spreche sich durch, sobald die erforderliche Zahl der
parlamentarischen Mandate hinter ihm liehe. Die Arbeiter, die Be-
amten, sowie diejenigen Landwirte, die Korn zukaufen müssen, leiden
durch die Zollhöhung gezwungen, ihren Verbrauch an anderen
Bedarfsartikeln einzuschränken. Die in letzter Zeit erfolgten Auf-
besserungen der Beamtengehälter, die Zulagen an die Kriegsveteranen
und Kriegsinvaliden würden durch harte Verteilungen wieder
aufgehoben. Der Gehalt, Wohlstandsbedingungen aus den Ver-
erträgen zu begründen, vertrage sich mit dem Interesse der breiten
Masse schon deshalb nicht, weil nur etwa ein Viertel der Zoll-
belastung der Reichsliste, drei Viertel aber den Kornproduzenten zu-
fließen. Die Kriminalstatistik zeige, daß zwischen Diebstachen, insbe-
sondere Eigentumsdelikten, und Getreidepreisen ein Kausalzusam-
hang bestehe. Wenn die Agrarier dem Alkoholgenuß durch Ver-
erhöhung für den Weinbranntwein entgegenwirken wollten, so lei
daraus annehmen zu machen, daß eine ordentliche Wollenernährung
ein sehr viel wirksameres Abwehrmittel bilde. Die Verlosung der
Verbraucher mit feilenden, reiblichen und preiswertem Ernährung-
smitteln miete, auch der Lebenslust entgegen, jener Volksschicht,
die so viele Opfer fordere. Es liege ein Widerspruch darin, daß von
der preussischen Krönung eine Verteilung der Wohlstände im

Wohnungswesen angeregt und dadurch der Teil des Einkommens, der in mehreren Handhabungen für Wohnungen verfügbar sei, durch häusliche Anlegen herabgesetzt werde. Mit Ardenis ist es zu beargwöhnen, daß neuerdings auch die Frauen in die Organenbewegung eintraten und eine Vertilgung an den Reichthum für den nächsten Herbst vorbereiteten. Es müßte sich zeigen, ob die Parlamentsmehrheit mit der Selbstschärfe zusammenhält. Es wäre aber höchst ein Sturz im Lande Kleinbüdler vom Regierungssitz hinwegzujagen, und man dürfte auch dieses Mal die Hoffnung darauf nicht gänzlich schwinden lassen, daß es vielleicht noch gelingt, eine übertriebene Vereinerung der Lebensmittel abzumachen. — An den mit lebhaftem Erfolg aufgenommenen Vortrag schloß sich eine anergete Diskussion, an welcher außer anderen die Herren Justizrath Stein, Professor Holtzinger, Paul Joffe und Med. Vaurat Benoit teilnahmen.

Bücherchau.

Dr. Bruno Wille: Materie ist ohne Geist. Berlin 1890. Verlag für soziale Wissenschaften. Preis 1 M.
 Wille erhebt gegen den religiösen Glauben den Vorwurf, daß er vernunftwidrig sei, gegen die naturwissenschaftlich-philosophische Weltanschauung den anderen, daß er das Gemüth ohne Verbindung lasse. Während nun ein tiefergehendes Streben vorhanden sei, von diesen beiden Weltanschauungen loszulösinnen, habe man sich einzeln in die Aufgabe eines ohne Materialismus, abertheismus eines demereten Spiritismus verfallen. Die Menschheit bedürft jedoch einer, Verstand und Gemüth zugleich betrieblenden Weltanschauung, und diese glaubt er ihr dadurch zu können, indem er die Materie als geisterrüch darstellt. In dieser Anschauungsweise verhilft ihm zunächst das Vorhandensein der Atome, in denen die Materie antritt. Er weiß diejenige Erklärungseigenschaft für die Form-Erklärung, welche in ihr entweder nur eine rein zufällige Anordnung der Materie (Kriechen), oder das Wirr eines außerhalb der Materie lebenden Teintigkos (Dualismus) erkliden, als hollös zurück und nimmt, Goethe und Bruno Jünger, „zwei Reichen des Geistes“ an, die Form und die Materie. Die wirkende Ursache und die formelle Form sind ein und derselbe. „Materie ist Geist, wie er sich äußerlich, sinnlich, vom Standpunkte eines fremden Wissens gefehen, darstellt; Geist aber ist Materie, wie sie nicht von einem fremden Wesen, sondern von sich selbst empfunden wird.“ Er weiß den Gimmel zurück, daß die sog. organische Materie jeglichen Selbstbewußtseis bar sei. Er vertritt unter Organismus eine „harmonische Widerspiegelung, die in allem Belebten eine gewisse Erhaltung oder gar Sierzeugung ihrer Harmonie leidet“. Aniol selbstens geht es für ihn im absoluten Sinne überhaupt nicht Organisches. Die Erde, jedes Elementarwesen und alle Einzelheiten der Welt sind nach ihm entweder Organismus, oder Glieder eines Organismus und nicht organisch. Jedem Organismus bezeichnet er „aus specio aeterni und schreibt ihm ein genyrelisches Vorleben zu. Daher sind ihm Veränderung und Fortpflanzung nicht die nothwendigen Bedingungen für den Begriff „Organismus“. Auch den Gimmel, die Annahme eines Weltgeistes oder kosmischen Geistes ist unzulässig, weil B. zurück. Zu dem Zwecke führt er eine Veränderung über den Begriff „Pensivwesen“. Es bedeutet für ihn, sich selbst erleben, die eigenen Zustände, Edigefellen und Affektionen irgendwie, vielleicht im primären Geiste, selber führen“. Auch die Atome haben Empfindungen, Reaktionen und Abweichungen. Auch der Mensch ist der geistigen Gestalt, weil er ein Glied des Kulturorganismus der Menschheit ist, weil er dem Ged- und Weltorganismus zugehört, und weil seine Atome befeht sind. Es bietet denn die Auffassung „Materie nie ohne Geist“ (Wille) nach Wille diejenige Weltanschauung, welche die Menschheit in allseitiger Verbindung, zu voller lubstiver Harmonie führen kann.

Willes Weltanschauung wird teils absonderlich, teils schön und erhaben erfinden. Absonderlich, weil sie z. B. den Unterschied zwischen organisch und unorganisch, Geist und Materie in eine höhere Einheit zusammenfaßt, erfinden, weil keine Auffassung ungeschichtlich den Menschen in ein harmonisches Verhältnis zum Weltganzen bringen kann. Es läßt sich also zu ihrem Besten sagen, daß sie das Gemüth befriedigt, und mit den heutigen wissenschaftlichen Anschauungen wohl in Einklang gebracht werden kann. Und doch sind zahlreiche

Unwürde am Plage. Zunächst Willes Methode: Er stellt einen Vertrag auf, beweist ihn aber nicht, sondern beschneht sich darauf, alle Einwürde zurückzuweisen. Man könnte ihm das Recht dazu nicht abprechen, wenn er nicht selbst logte, sein Weltanschauung ist keine Spekulation, sondern ein Ergebnis krennerer Erfahrungs-wissenschaft“. Er ist nicht „ein Ergebnis“ berechnen, sondern widerspricht ist nur nicht. Seine Widerlegungsbeweis aber kein Wille eines so an: Sagt ihm ein Gegner: das Organische ist doch unendlich, so entgegenstet; es gibt überhaupt nur Organismus — so wie ich Organismus definiere — und alles ist beweis — sowie ich Bewußtsein definiere. Diese Art der Diskussion ist unzufuhrbar und führt nicht zu einer Klärung, sondern zu einer Verwirrung der Begriffe. In eine Definition muß man nicht nur das Gemeinliche, sondern das Neutliche Trennende aufnehmen.

Wenn man, wie Wille, Organismus und Organisations, Bewußtsein und Bewußtseiswahrheit Redet, in einer Einheit zusammenfassen will, so darf man das nur dann thun, wenn man vorher die Unrichtigkeit klar gestellt hat. Endlich aber ist es nicht angangig, die Begriffe sich zu Gunsten einer bestimmten Meinung zurückzuführen. Vielmehr muß man den umgekehrten Weg gehen: den Weg der Annahme. Der deutliche Weg, die Ableitung der Einzelheiten aus einer Hypothese, ist anseinermaßen nicht weiter, als ein Reithcil für den Bestand.

So sind denn Weltanschauungen schließlich auch nicht weiter, als ein Reithcil für das Gemüth. Dieses Schicksal teilt auch Willes Weltanschauung. Alle Weltanschauungen sind „Preisfächer“. Es ist ihm aber, trotzdem er mit Verstandsbegründen operiert, in der Danksprüche auf das Gemüth ankommen, weil er in folgenden Worten an die Richter: „Ihr solltet ihr sein. — daß die Natur kein Chaos, keine brutale Materie, kein toter Mechanismus, sondern ein Lebens- und geistvoller Organismus ist... Nach dem Zusammenbruch der alten Glaubensrichtungen (schwachen Religionen nach neuer Ansicht“. Ob Wille mit dieser Ansicht recht hat, mag dahingestellt bleiben. Wenn er recht hat, so muß man ihm zugeben, daß es immerhin sich um die diese Ansicht Suchenden ein großes Verdienst erworben hat.

Danzig. Dr. med. Effert.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

- Das Gothenburgische System in Schweden. Von Dr. Wilh. Vode. Weimar 1901. W. Vode's Verlag. (Studien zur Alkoholfrage, 1. Heft).
- Das staatliche Verbot des Getraufhandels in America. Von Dr. Wilh. Vode. Weimar 1901. W. Vode's Verlag. (Studien zur Alkoholfrage, 2. Heft).
- Geschichte der christlichen Religion im Abriß. für die Hand d. Schüler bearb. von Fr. Stendel. Bremen 1901. G. Schulz Winter.
- Zeitschrift für pädagogische Psychologie und Pädagogie. Herausgeg. v. Ferd. Kempfle. 3. Jahrg. Heft 1. Berlin, Fern. Walther.
- Die moderne Heilwissenschaft, Wesen und Grenze des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edward Vierneck. Leipzig. V. G. Teubner.
- Die Lösung der Weltkrise. Von Dr. med. Norbert Grabowsky. Leipzig 1901. Verlag von Max Spohr.
- Periculum in mora. Weiteres zur Oberlehrerfrage. Von Dr. Feinr. Schröder. Zweite Auflage. Schalle i. Westf., Verlag von E. Kaunzinger.
- Der Kampf um Wohlthat. Von Dr. Karl Paener. Leipzig 1901. F. W. Theodor Dietz.
- Was erstrebte die freiwilligen Gemeinden? Von Georg Schuei der. Mannheim 1901. 2. Auflage.

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur.

Ableitung Berlin.
 Mai-Programm:
 Mittwoch, den 22. Mai, abends 8 1/2 Uhr. Bürgeraal des städtischen Rathauses. Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Justizrath Dr. Holtz: „Die finischen Völkchen der Verteidigung im Straf-prozesse“. Diskussion. Gäste willkommen.

Zum Wanderröhrerfonds
 erhielten wir im März und April folgende Beiträge:
 R. Cohen, Berlin 1,40 M.; G. R. E., Wiesbaden 10 M.; U. Her-schlag des geselligen Vereins, Berlin 18,80 M.; D. Wagner, Dresden 6 M.; Krawlinz Emily Altkind, Dresden 10 M.
 Mit den in No. 11 der Zeitschrift quittierten 305 M. in Summa 417,0 M.
 Weitere freundliche Beiträge nimmt dankend entgegen Berlin W., Unter den Einden 16 III. Das Bureau der D. G. E. R. gts. Dr. Venzig.

Berantwortlicher Redakteur: Dr. Adolph Benzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19, Romanbantenstr. 14. — Druck: J. S. Fuchs, Berlin S.W., Romanbantenstr. 14.

Verlag
 von E. Somborn,
 Poststr. 130/31,
 Wien (erscheint bei allen
 Publikationen
 und Verlagsstellen,
 Post-Vertriebsstelle
 Nr. 2940.)

Ethische Kultur

Preisliste:
 Die Zeitschriften
 Nonperiodische 40 Pf.
 Zeitschriften
 billig nach
 jeder Berechnung,
 Fernabsatz in allen
 Konsumbureaus
 und in der
 Spezialität & W. 10,
 Konsumbureaustr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.	Berlin, den 18. Mai 1901.	Nr. 20.
---------------	---------------------------	---------

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Die Verhütung des Verbrechens. Von Prof. Ferdinand Lämmis (Zürich). — Mütterlichkeit und geistige Arbeit. Von Else Haase. — Ein ganzer Mann. Von Dr. K. Penzig — Streiflichter: Polizeiliche Aufsicht. Eine wichtige Gerichtsentscheidung. — Sprechsaal.

Die Verhütung des Verbrechens.

(Fragment)*

Von Prof. Ferdinand Lämmis (Zürich).

Ueber den Zweck des Strafrechts ist neuerdings ein heftiger Streit ausgebrochen. Die herrschende Schule und die Praktiker (man darf wohl sagen in allen Ländern) hängen an der sog. „absoluten Theorie“: Strafe ist Zühne oder Äquivalent für die Schuld, welche der Verbrecher auf sich geladen hat. Sie wird geboten durch Gerechtigkeit. Ihre Voraussetzung ist der freie Wille des Täters und dieser ist bedingt durch die Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlung oder — allgemeiner gesprochen — durch Erkenntnis von Recht und Unrecht. Die „relative Theorie“, welche sich in neuer Gestalt erhoben hat, ist alten Ursprungs. Ihre Formel „punientum est non quia peccatum est, sed ne peccetur“ ist dem Seneca entlehnt. Sie findet sich bei Grotius; und der Gedanke hat die schärfste logische Ausprägung gefunden durch Thomas Hobbes. Bei ihm ist er auch schon in englicher Verbindung mit der Lehre von der Notwendigkeit menschlicher Handlungen wie alles Geschehens.

Es ist sehr auffallend, daß diese nach allen Zeiten hin fast begründete Lehre immer wieder als etwas Neues und Unrechtliches positive und negative Wirkungen ausübt. Aber man muß zugeben, daß sie durch konkrete wissenschaftliche Erkenntnisse einen besonderen Inhalt gewonnen hat. Diese Bereicherung verbandt sie der Medizin, und zwar hauptsächlich der Psychiatrie. Das Werk Lom-

broso's ist nur der am meisten in die Augen springende Ring aus einer langen Kette. Unter dem Lebensbild ist wohl keiner, der mit so viel gründlichem Geiste, wie Henry Maudsley, über die Verwandtschaft von Verbrechen und Wahnsinn gehandelt hat, dessen herrliche Werke Pathology of Mind und Responsibility in mental disease so viele unfruchtbare Tisteleien der sogenannten Philosophen beschämten. Daß diese Forschungen in England keine praktischen Folgen gehabt haben, ist vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß England das einzige Land in Europa ist, welches in den letzten 50 Jahren einer Abnahme der Verbrechen sich rühmen darf — wenigstens der bestraften Verbrechen, muß man der Vorsicht halber hinzufügen. In allen anderen Ländern ist eine mehr oder weniger starke Zunahme das erschreckende Phänomen, welches so viele Gedanken in Bewegung gesetzt hat. In Italien hat sich die Kriminal-Anthropologie als theoretische und die anthropologische Kriminalität als praktische Wissenschaft am schärfsten ausgebildet. In einem deutlichen Zusammenhange mit diesen Richtungen steht die Bildung einer „internationalen kriminalistischen Vereinigung“, wenn sie auch sich dagegen verwahrt, die schon zu Dogmen kristallisierten Meinungen jener Schule für sich anzunehmen. Die Vereinigung fordert Bekämpfung des Verbrechens und erkennt in der Strafe nur eines der wichtigsten Mittel zu diesem Zwecke. Sie fordert aber auch Erforschung des Verbrechens und der Verbrecher, um die soziologischen und anthropologischen Ursachen beider zu erkennen. Auf Grund der Pathologie soll sich eine neue Therapeutik erheben — dies ist das große Programm, mit welchem die relative Theorie des Strafrechts über sich selbst hinausgewachsen ist. Wenn aber einmal diese sinnliche Betrachtung eingeführt ist, so ergibt sich notwendigerweise das fernere Problem, das des Hygienikers im Verhältnis zu dem des Arztes: die Verhütung des Verbrechens.

1.

Es liegt auf der Hand, wie die Aufgabe verschieden ist. Was bekämpft werden soll, war als eine vorhandene Kraft gedacht. Diese Kraft ist entweder in der Offensive — man will sich gegen sie wehren. Oder man greift sie an, um sie zu vernichten, oder doch zu beschränken. Dagegen, was man verhüten will, sieht man nicht als ein Verflüchtiges, sondern als ein Mögliches, Bedrohliches, Verwirklichtes an. Die Sturmflut kann Niemand verhüten; aber man baut Deiche, um ihr Einbringen ins Land zu verhüten. Eine Feuerbrunst sucht man zu löschen; aber die Entstehung von Feuer zu verhindern, erkennt jeder Hausvater als seine Obliegenheit, die Polizei nötig zu

* Dieser Artikel entstand schon 1891 und war auf Veranlassung von Prof. G. v. Gizycki ursprünglich für die International Ethical Review bestimmt. Ich legte ihn damals aber, als zu weit aussehend, zurück, und schrieb für die genannte Zeitschrift einen kurzen Artikel (deutsch auch im Juliheft der Bremer-Vorlesungen „Deutsches Wort“ 1891). Die Erwägung, daß ein Teil des Inhalts mitten hineinfiel in die jetzt gepflogene Debatte über den Wert der Ordensgemeinschaften, und daß diese Ausführungen, welche ich heute nicht in jedem Worte, aber dem Geiste nach nach herauszutreten, als zur Beseitigung der Gesellschaft für ethische Kultur gehörig, vielleicht einiges Interesse bei denen Büglern finden könnten, veranlaßt mich zu der nachträglichen Veröffentlichung. Auch ist es für mich persönlich nicht ganz unwillig, darin eine Urkunde für die Beweggründe meiner Beteiligung an der ersten Konstitutionierung vorzuliegen. Z. 1.

gewissen Maßregeln der Vorsicht. Vollends wo es sich um unsere Gesundheit handelt: es ist eine gangbare Rede, daß der Arzt der Krankheit zuvorkommen solle, die zu heilen er so oft nicht vermöge. Und auch in dieses Gebiet greift die Obrigkeit mit Verordnungen, ja, der Staat mit Gesetzen hinein. Die Befämpfung wendet sich gegen die Sache, Verhütung gegen die Ursache. Auf Verhütung des Verbrechens weist schon das *ne peccetur* hin, als Befämpfung kann auch das *justitia* und *quia peccatum est* sich darstellen, nämlich als Defensiv. Wie sich die Zweckmäßigkeit einer Offeniv mit der Gerechtigkeit solcher Abwehr vereinigen lasse, wollen wir hier nicht erörtern. Die Befämpfung der Ursachen braucht nicht dem Widerstand irgendwelcher Theorie zu begegnen. Und dieser Kampf muß wesentlich offensiv geführt werden. Denn ihre Angriffe abwarten, heißt, sie in die Sache selber sich verwandeln lassen, was man verhüten wollte.

II.

Daß eine hauptsächlich Ursache der Eigentums-Verbrechen die Not sei, steht durch Gründe und durch Erfahrung fest. Die Befämpfung der Not ist wiederum nur dann erfolgreich, wenn sie gegen die Ursachen der Not sich richtet. Wohlthätigkeit, welche dem Mitleid entpringt, wo sie nicht nur konventionell ist, befördert oft die Not, anstatt sie zu hemmen, wie die Strafe so oft das Verbrechen befördert. Die Not gründlich aufheben, würde jedoch heißen, als die Basis der Eigentumsordnung zerstören. Dies wäre vielleicht ein gutes Werk und wird von den Sozialisten als einzig wirksames Mittel auch gegen das Verbrechen empfohlen. Wie aber die Anwendung geschehen könne, das wissen wir nicht. Das Mittel ist bis jetzt nicht in unseren Händen. Ob seine Anwendung nicht den Körper töten würde, den es retten soll, ist eine andere Frage. Sicherlich ist es sehr schwer, die allgemeine Not zu unterdrücken. Aber nicht die allgemeine, nicht jede Not bringt Verbrechen hervor. Leichtest ist es, besondere Arten der Not anzugreifen, die in dieser Hinsicht besonders gefährlich sind. Es giebt Fälle, wie man weiß, wenn auch ein viel eingehenderes Studium des sozialen Lebens notwendig wäre, sie deutlicher zu erkennen, als bisher möglich gewesen ist. Genossenschaften sollten sich bilden zum Betriebe solcher Studien, woran sich, wie von selbst, vereinte Bemühungen zur Heilung der Uebel anschließen würden. Zwei Arten sozialer Not will ich anführen, welche thatsächlich zu vielen Eigentums-Verbrechen führen. Die eine ist die von Wittwen und Waisen des Proletariats: vielleicht noch mehr die von unehelichen Kindern. Knaben insonderheit, die ohne Vater aufwachsen, von der Mutter in dürftiger Weise ernährt werden, sind sehr unglücklich; wenn die Mutter ihre Arbeit außer dem Hause suchen muß, so ist die Strafe ihr Heim. Von der Strafe führen nur einige Schritte zu gelegentlichen Entwendungen aus Käden u. dergl. Immer mehr Art. Allmählich werden die höheren Methoden erlernt. Der Schwächere, Feinere entwickelt sich zum Taschendieb, dann zum Hochstapler u. s. w., der Dürbere zum Einbrecher. Den schrecklichen Zuständen, welche hier so oft zu Grunde liegen, ein Ende zu machen, sollten alle Denkenden und Menschenfreunde sich zur heiligen Pflicht erheben. Durch die Behörden geschieht überall etwas in dieser Richtung. Das System der „Zwangserziehung“ wird in allen Ländern angewandt: dem Petersburger Kongreß für Gefängniswesen im Jahre 1830 wurde ein umfassender Bericht darüber vorgelegt. Fast überall wird die Maßregel erst angewandt, nachdem das Kind bestraft worden, oder einer Strafe würdig befunden worden ist, aber davon befreit wurde wegen zu jugendlichen Alters, oder wegen mangelnder Einsicht in die Strafbarkeit

seiner Handlung. Kinder sollten überhaupt keiner öffentlichen Strafe unterliegen; nicht weil sie nicht das gehörige Bewußtsein haben, Strafwürdiges zu begehen, sondern weil sie nicht Staatsbürger sind. Es ist nicht einzugehen, warum die kriminalrechtliche Mündigkeit früher beginnen solle, als die civilrechtliche. Gerade der in großen Städten so stark zunehmenden Verwilderung von Jungen gegenüber bietet sich eine prinzipiell andere Behandlung wie von selber dar. Ein Unmündiger muß nicht auf der Hand der Angeklagten erscheinen. Wohl aber kann durch ein gerichtliches Verfahren auf Grund erwiesener Thatfachen festgestellt werden, daß ein Kind in einem so unangenehmen und gefährlichen Zustande lebe, daß es daraus entfernt werden müsse. Nicht eine Strafe, sondern ein Heilmittel wird verordnet. Dies kann nun verschiedene Stärkgrade haben. Am einfachsten wäre es, wenn ein freiwilliger Erzieher sich darbiete.*) Dazu würden nur moralisch in hohem Grade vertrauenswürdige Männer taugen, und Sache des Gerichtes wäre es, Kriterien hierfür zu finden. Dem freiwilligen Erzieher müßte die volle väterliche Gewalt über das Kind zugesprochen werden. Einen Vorwand der ja in solchen Fällen vorhanden ist, aber meistens nur als *muta persona* — könnte er nicht neben sich dulden. Hingegen wird vorausgesetzt, daß das Kind in Cohabitation mit der Mutter bleibe; der Erzieher verpflichtet sich zunächst zu einer fortwährenden Kontrolle. Eine fernere Stufe wäre es, wenn ihm die Verfügung eingeräumt würde, das Kind von der Mutter zu trennen: 1. mit deren Willen, 2. auch ohne deren Willen. Er könnte es dann in eine andere Familie bringen, in seine eigene, oder in eine solche, für die er eine gewisse Verantwortung übernimmt. Seine väterliche Gewalt könnte er abtreten oder nicht abtreten, auch auf Widerruf abtreten. — In schlimmeren Fällen endlich, und wenn sich ein geeigneter Erzieher nicht findet, möge von vornherein auf Entfernung 1. aus der Hausabstaltung, 2. auch aus dem Wohnorte der Mutter erlaubt werden. Auch dann sollte man zuerst nach freiwilligen Erziehern sich umsehen. Dieses Amt müßte allbald aber noch weniger obligatorische Zeiten an sich haben. Der Erzieher sollte fogleich für Unterbringung in einer Familie Sorge tragen — am liebsten auf dem Lande, auch noch in einer kleineren Landstadt. Der Pflegevater dürfte — wenn die förderliche Entwicklung und Gesundheit des Kindes es zuläßt — von seiner Arbeitskraft für häusliche und landwirtschaftliche Thätigkeit Gebrauch machen, bliebe aber dem Erzieher dafür verantwortlich. Dieser würde sich bemühen, das Kind in der Nähe seines Wohnortes zu behalten; er würde sich verpflichten, es in gewissen Zeiten — mindestens alle Quartale — zu besuchen. Ganz besonders wichtig würde dann noch die Aufgabe des Erziehers beim Lebertritt des Kindes ins Leben, für Knaben — die wir der Natur der Sache nach hauptsächlich im Auge haben — hat er die Wahl des Berufes zu treffen, soweit dann hiervon unter heutigen ökonomischen Verhältnissen noch die Rede sein kann. Dieser Punkt wird noch im ferneren erörtert werden. — Nur in letzter Linie würde ich eine eigentliche Zwangs-, vielmehr Nothzuehung, nämlich anstattliche, verordnen lassen. Was Kinder überhaupt am meisten nötig haben, das haben gefährdete und verwilderte Kinder in noch höherem Maße nötig: die Empfindung einer zugleich sehr überlegenen und ihr Bestes wollenden Persönlichkeit. Nicht anders als der Hund bedarf das Kind seines Herrn, den es fürchtet und liebt. In der Anstalt ist dies persönliche Verhältnis so

*) Bemerklich ist seitdem — etwa 4 Jahre später — in Berlin ein freiwilliger Erziehungsrat für schulenlose Bothen ins Leben getreten. Ann. des Verfassers 1901.

gut wie ausgeschlossen. Die Behandlung wird notwendigerweise schablonenhaft. Wo viele Kinder zusammen sind, zumal ähnlich geartete, werden sie bald konspirieren. Die Erziehung bedarf dies überall. Am ehesten wird die Weibtr vermindert durch Kleinheit der Anstalt und durch zweckmäßige Mischung der Charaktere; leicht verführbare dürfen nicht mit gefährlichen Verführern zusammen n. s. w. — Die schwersten Ziele, welche hier angebeutet werden, erfordern in jeder Weise zwei Bedingungen: 1) Menschen. Wir haben überall Anlässe zu solchen Bildungen, wir haben auch Menschen, die sich mit großartigem Eifer dieser und verwandter Dinge annehmen. Es sind fast lauter Geistliche, oder itehen doch auf theologischer Basis. Die „innere Mission“ leistet nicht wenig, und man soll ihr mit gebührendem Respette begegnen. Aber sie ist doch den komplizierten und in allen anderen Rücksichten den geistlicher Aussicht so völlig fernliegenden modernen Lebensverhältnissen bei weitem nicht in ausreichender Weise gewachsen. Wenn die wissenschaftliche Moral, die Religion der Moral sich bewähren will, so muß sie mit der theologischen inneren Mission in Wettbewerb treten und sie schlagen, wie die wissenschaftliche Medizin die Volksmedizin schlägt. Dazu gehören zwei physiologische Bedingungen, die sich bisher selten zusammenfinden: Entschüssismus und fühlter, ruhiger Verstand. Und doch gehören sie zusammen; denn das Feuer des Herzens ohne Nüchternheit verfallt in unfruchtbare Schwärmerei; das bloße Denken führt zu praktischem Stagnismus. „Nicht zum Betrachten, sondern zum Handeln sind wir da.“ hat Goethe gemahnt. Der ungeheure Ernst der Zeit verlangt nach Männern von tiefem, unerschütterlichem Ernst, die allen leeren Spekulationen, allem verlorenen Fortschreiten entlagen, und in anderer Linie, als einst Bacon wollte, nützliches Wissen pflanzen, fördern, verbreiten. Was Bacon wollte, die Macht der Naturerkenntnis zur Vereinerung und Erleichterung des äußeren Lebens, hat sich erfüllt. Das innere, moralische Leben ist eher in Verfall geraten, da seine alten Stützen morsch geworden und neue nicht gesammelt worden sind.

(Schluß folgt.)

„Mutterschaft und geistige Arbeit.“

Von Elise Hassle.

Der Inhalt des unter vorstehendem Titel erschienenen, mit Spannung erwarteten Buches hat eine Vorgeschichte, auf welche zunächst hingewiesen werden muß.

— Einen Garten der Hoffnung hatte die Frauenbewegung sich gepflanzt: dort drängten Blütenräume sich in duftiger Fülle ans Licht der Sonne. Als aber mit Sturm und Sonnenglut die Zeit der beginnenden Reife kam, da stäubten viele Blütenwunder zur Erde nieder. —

In solcher Uebergangszeit vom Blüten zum Reifen, wo von der Natur das Nicht-Lebensfähige, Nicht-Lebensberechtigthe abgetrieben, oder mindestens durch Krankheits-symptome als solches bezeichnet wird, da kommen dann die bange Fragen zuhau: Wo müssen wir den Hoffnungs-überschwang einbämmen? Wie weit dürfen wir gehen mit unseren Ansprüchen? Welches ist das oberste ethische Gesetz, dem das Recht auf geistiges Sicheleben zu unterstellen ist und das eventuell unsere persönliche Freiheit beschränken wird?

Es geht heute ein Zug von kritischer Nachdenklichkeit und ethischer Selbstbesinnung durch die Gemüther der-

jenigen Frauenrechtlerinnen, die sich durch weiße Besonnenheit auszeichnen und welche an der großen Beweisen-erwedung (deren Vorhandensein trotz des Streckweit total verfallenen Innenlebens unserer Generation nicht zu leugnen ist), durch erschütterndes eigenes Erleben teilgenommen haben. Das Gewissen der Gattung ist lebendig in ihnen; wo sie ihrer Entwicklungsfreiheit eine Gasse schufen und das Menschsein in ganzem Umfang lernen durften, da hat auch ihr Geschlechtscharakter sich vollkommen ausbilden können, und aus der neuerbauten Freude am Weibwesen, aus der vertieften Erkenntnis seiner besonderen feinsten Qualitäten und heiligen Lebensgesetze, aus der Ehrfurcht vor seiner Naturgebundenheit stammt das verfeinerte Sittengeföhl, das die befreite Frau sich selbst zu geben im Begriff ist.

Sagen wir es kurz: die Mütterlichkeit ist das Gewissen des Weibes. Oder sie soll es immer mehr werden.

Es sind noch viele unter uns, die „über unsere Kraft“ hinaus wollen und die natürlichen Hemmungen, welche der Geschlechtscharakter uns auferlegt, nicht anerkennen, zum Teil auch wirklich überwinden und daraus das Recht zu einem fast unbegrenzten Entwicklungs-Optimismus herleiten zu müssen glauben. Ihre große Sehnsucht, das Weib in jeder Beziehung, auf allen Gebieten zu ganz derselben Höhe zu erheben, auf welcher die vornehmsten und gewaltigsten Geister des männlichen Geschlechts stehen, ist durchaus verständlich — wer von uns hätte sie nicht geteilt und hätte nicht gewünscht, die geistige Schöpfernatur der Frau endlich entbunden und zu machtvoller Größe sich entwickeln zu sehen? Wer hätte es nicht schmerzlich empfunden, ausgeschlossen zu sein von dem, was nach bisheriger Schätzung den höchsten Wert des Menschen ausmacht: vom Genius gefaßt, ein Schaffender zu sein und der Welt des Geistes Neuland zu entdecken? Haben wir, in einseitiger Ueberschätzung der Unvergänglichkeit und des Ewigkeitswertes der männlichen Schöpferthaten, nicht alle einmal die Thorheit begangen, weibliche Werte mit dem Maßstab der Mannesgröße gemessenen Wertnormen zu vergleichen — und zu geringe zu befinden? Und haben dann unsere zarten Gestalten zu reden und strecken versucht, um an den männlichen Maßstäben emporzuwachsen? Haben wir uns nicht geschämt, im wesentlichen nur Empfangende zu sein? Den tiefsten Gedanken des Mannes vermögen wir nachzubedenken, die genialste Eingebung zu verstehen — und sollen ewig der Natur uns beugen, die die Arbeit verteilt hat und uns zwingen will, immer nur zu empfangen, zu entsaften und mit Blut und Liebe zu nähren, was wir empfangen haben?

Unter solcherlei Schmerzen sind die Frauen dieser Uebergangsperiode ungerecht gegen sich geworden, maßlos einerseits in der Geringschätzung ihrer geistigen Fähigkeiten; maßlos auch in ihrer trotigen Selbstverherrlichung und in den Forderungen an ihre Kraft. Und dabei wurden ihre Leiber überglänzt, und übergeiligt, sinnlichkeitsfremd wurde ihre Nervenlichter.

Und so müßten denn die Mütter kommen mit ihrer in Leid und Lust erworbenen Erfahrung, und Belehrung geben über die äußere Begrenztheit und die innere Unendlichkeit der Frauennatur. Frauen, deren Weibwesen durch die Mutterschaft förperrlich und feilsch der Vollenbung zugeführt wurde und in denen zugleich ein geistiger Schaffensteinst lebendig aufsprubelt, müssen Auskunft erteilen können über das Einsinolleude. „Was gut und böse ist, weiß niemand — es sei denn der Schaffende.“ Schaffende in doppeltem Sinne, erscheinen sie uns als menschliche Verkörperung der „allmächtigen Liebe, die alles bildet, alles hegt“, und wir dürfen ihrer moralischen

*) Eine physiologische und soziologische Studie. Auf Grundlage einer internationalen Erhebung mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung.“ Von Adele Gerbard und Helene Simon. Berlin. Verlag von Georg Reimer. 1901.

Weisheit trauen. Denn je mehr man sich der großen Liebe nähert, desto näher kommt man der Wahrheit.

Das nun, was Mütter und die zur Mütterlichkeit veranlagten Frauen erlernen, hat ernste Fragen in ihnen angeregert, die, ehe sie auch nur als theoretisch gelöst betrachtet werden könnten, weitgehender Erörterung, fachwissenschaftlicher Prüfung und eines allgemeineren Bemühtwerdens aufdämmernder sittlicher Erkenntnisse bedürfen. Die Fragen: entwertet das Weib sich als Geschlechtswesen, als Gebärende, und schädigt sie ihre Nachkommen, indem sie, ganz wie der Mann, sich der Gehirnarbeit widmet? Wo muß das Muttergewissen und die Mutterliebe, die schon das Ungeborene mit stiller, ernsthaftester Vorsorge bedenkt, ihr Halt gebieten und den Sieg über den Produktionstrieb davontragen? — Und hieran schließen sich die Unterfragen: wenn denn die Frau „in ihrer Eigenschaft als Geschlechtswesen anders und stärker abfordert ist, als der Mann“, wenn die physiologischen Funktionen unseres Organismus mit ihrem noch unbedachten Kräfteverbrauch und die intensiveren Geistesarbeit erschweren — wäre dann nicht die bisherige geistige Passivität der Frau auf gewissen Schaffensgebieten physiologisch zu rechtfertigen? Wie weit geht hierin die Abjakt der Natur?

Der Versuch, Klarheit über jene Fragen zu verbreiten, welche in so manchem Frauengewissen gespensterhaft umgehen und geheime Kämpfe verursachen, ist auf ebenjo geistvolle, als originelle und gründliche Weise von Adele Gerhard und Helene Simon unternommen und durchgeführt worden. Sie suchen in ihrem Buche dem Problem vorerst einmal von der psychologischen Seite beizukommen, wogegen sie das physiologische Moment nicht unberücksichtigt lassen und haben ein ungeheures Material verarbeitet und mit Rüstlerhand übersichtlich zu ordnen verstanden. Mit der bestimmten Fragestellung: läßt sich der zwingende, geistige Trieb der Frau mit den Anforderungen des Mutterberufs vereinen, und wie stellt sich das geschulte Mutterempfinden zum Schaffensdrang des geschulten Weibes oder zu Berufspflicht der geistigen Arbeiterin? — haben sie eine internationale Erhebung eingeleitet und von einer großen Anzahl von Experten, welche durch ihr Leben und Streben zur Hauptfrage in Beziehung stehen (Künstlerinnen, Dichterinnen und Schriftstellerinnen, Gelehrte, Agitatoren und Journalistinnen), Antworten empfangen, welche das Verhältnis der Mutterchaft zu den verschiedensten Arten geistiger Arbeit auf Grund persönlicher Erfahrungen in der interessantesten Weise beleuchten. Zugleich geben die Verfasserinnen, die Ergebnisse strengwissenschaftlicher Quellenstudien und einer ausgezeichneten Literaturkenntnis verwertend, einen historischen Überblick über alle Gebiete selbstständigen Frauenschaffens und führen, wo dies möglich, an historische Frauen der Vergangenheit mit authentischen Selbstbekenntnissen ein.

Es ist unmöglich, in engem Rahmen die Fülle von Gesichtspunkten aufzuzählen, welche den mit der Psychologie des Weibes durch Selbsterfahrung innig vertrauten Verfasserinnen zugänglich waren. Das vorliegende Werk, von wahrhaftigem Geist durchwärmt und durch hohen Wahrheitsernst gabelt, darf als eines der vornehmsten in der Literatur der Frauenfrage bezeichnet werden.

Ammerhin wird es Leser finden, welche das behandelte Problem nicht als eines von tieferer und allgemeiner Bedeutung werden gelten lassen und die Lösung von Konflikten zwischen Mutterpflicht und Produktionstrieb lediglich als Privatangelegenheit der Betroffenen, als eine Sache individueller sittlicher Einsicht und physischer Verfassung betrachten, die nicht öffentlich erörtert werden braucht. Ja, man wird den Konflikt damit abtun wollen, dort,

wo sich die Frau vor die Wahl des „aut liberi — aut liberi“ gestellt sieht, ihr den Rat zu erteilen, entweder auf die Ehe von vornherein zu verzichten, oder aber nur die elementaren Pflichten der Mutter zu erfüllen und das geistige Säuugleben zu unterlassen.

Solchen Einwänden kommen die Verfasserinnen in erleuchteter Weise zuvor, indem sie nachweisen, daß „sowohl die Unterdrückung der Frau als Geschlechtswesen, als auch die Unterdrückung des Schaffenstriebes Gefahren für den Einzelnen, wie für die Allgemeinheit in sich birgt“. Bethätigung der Schaffenskraft vervollkommen die Persönlichkeit und hebt auch die Muttereinsicht auf eine höhere Stufe. Und die Wissenschaft vom Menschen braucht die Offenbarungen reifer Frauengeelen, denn das Erlebnis der Mutterchaft ist „wesensverschieden von allen Erfahrungen des Mannes; es liegen hier geheimnisvolle Welten, die sich nur der Frau erschließen.“ Die Mutterchaft ist, nach George Sand, „le second baptême“ für die Frau und das „Cotitab muß sie als Schaffende schwächen“, weil es gewiß ist, daß „nur diejenige, welche den ganzen Kreislauf des weiblichen Lebens durchgemessen hat, erschöpfend ihr Geschlecht repräsentiert und es in seinem Reichtum, wie in seiner Gebundenheit zeigt“. Und darum ist es „der Maßstab des unersetzlichen Kulturwertes, der an die geistige Arbeit der Mutter angelegt werden muß und über ihre Existenzberechtigung entscheidet — nicht die Möglichkeit einer idealen Vereinbarkeit mit dem Frauenleben“.

Die Verf., nachdem sie mit großer Vorsicht die Summe der mannigfachen Aussagen gezogen haben, kommen zu dem Schluß, daß ein Konflikt allerdings unvermeidlich ist, wenngleich die Verhältnisse für die verschiedenen Schaffensgebiete verschieden liegen. Im allgemeinen ist für die Vereinbarkeit die ökonomische Lage von grundlegenden Bedeutung, sowie Gemütsart, Produktionsmotive und das physische Kraftmaß der Frau. Vornehmend ist es, daß z. B. Künstlerinnen die Vereinbarkeit behaupten, weil ihnen der Konflikt durch ihr Temperament erleichtert werden dürfte; indessen fällt das Zeugnis einer Schröder-Deuritz doch schwer ins Gewicht, die den Fluch ihres Standes in der Unmöglichkeit sah, zu gleicher Zeit ganz Mutter und ganz Künstlerin sein zu können.

In den überwiegenden Fällen werden denn auch notgedrungen, bei höherer Auffassung der Mutterchaft, schwierige Kompensationen eintreten. Die tiefe Einblicke verschaffenden Mitteilungen von Experten der jüngsten Zeit zeigen, wie sehr die erweiterte Pflichtenerkenntnis, die zartere Konstitution der Weiblichen und der verstärkte Kampf ums Dasein hier mitsprechen. Auch die wirtschaftlich unabhängige Frau, der die sittliche Entscheidung durch kein materielles Wohl erschwert wird, sieht zwischen zwei gebieterischen Forderungen: auf der einen Seite unterliegt sie dem Zwange eines inneren Berufes oder geistigen Triebes, wird sie, als Perukene, beherrscht vom „großen Egoismus ihrer Kunst, welche immer die intimste Passion für sie bleiben wird“; und auf der anderen Seite ertönt die Stimme der Natur, die „alle Kräfte für das eine Produkt will“ und fordert Unterwerfung unter die „sonstigen Zwecke eines andern Lebens“. Da wird denn die „Gebundenheit gerade des weiblichen Weibes durch sein Frauenempfinden selbst beim höchsten Können“ offenbar und vor der den ganzen Menschen fordernden Mutteraufgabe: „aus dem edelsten Material, das je einer gestaltenden Hand anvertraut ward“, ein Kunstwerk zu formen, muß jedes andere Bedürfnis und Begehren verflummen.

Und obwohl der unterdrückte Schaffensdrang ihre Seele mit Unruhe erfüllen wird, obwohl die „Hinausschiebung geistiger Arbeit (durch die Mutterchaft) in ein späteres Lebensalter zuweilen Schädigung, oft tiefste Ver-

lammern des Männens bedeutet“, so dürfte doch nur dann der geistige Trieb obliegen, wenn „unrichtbare Kulturwerte um der mütterlichen Aufgabe willen hingeworfen werden müßten“; es wird jedoch schwer sein, hier „Wert gegen Wert, Leistung gegen Leistung“ abzuwägen.

Hiernach ist es klar, daß die aufgeworfene Frage, zunächst persönlicher Natur, von allgemeiner Bedeutung und Tragweite werden kann in einer Zeit, wo immer mehr Frauen höherer geistiger Berufsarbeit obliegen. „Wir tragen die Zukunft der Menschheit im Schoß — das wird immer unsere heiligste Aufgabe bleiben“, schreibt Anna Ritter, und Virginia Dewont-Breton fügt hinzu: „La maternité doit être le principal but de la femme!“

Und in der That: die innere Stellungnahme der geistig befreiten Frau zur Mutterschaft entscheidet über ihren Wert. Sie, die Schaffensgenossin des Mannes, die das schwerere Teil zu leisten hat, die „Trägerin und Trächtige der Zukunft“, der sie mit Blut und Leben diene; sie, die am Zusammenhang mit fernsten Geschlechtern, fernsten Zeiten arbeitet und neue Ausgast der Erde sucht, — sie kann wohlthun bis ins tausendste Glied und ihr Einfluß kann sich unberechenbar weit erstrecken. Diese Erkenntnis schließt größte Verpflichtungen ein.

Es ist darum eine eminente sittliche Notwendigkeit, daß das Muttergewissen in der Frau vollends wachgerüttelt und gestärkt werde. Allerlei Aeusserungen hierzu finden sich in unserm Buch; es wird auch an die Frage gerührt, ob nicht schon Studium und geistige Ueberarbeitung das Mädchen gefährden; es wird daran erinnert, daß die Mutterschaft auch intensive geistige Betätigung und eine Vorbereitung fordert, die noch über hygienische und pädagogische Kenntnisse hinausgeht; daß „plus une femme est intelligente, plus il est désirable qu'elle ait des enfants, puis qu'elle sera à même de donner naissance à des êtres intelligents et de les élever intelligemment.“

Und es kann ferner, im Hinblick auf vollkommene Mutterschaftsleistungen, nicht genug auf die Heiligkeit und unendliche Verantwortlichkeit der Ehe hingewiesen werden. Sub specie aeternitatis zu lieben — das müßten wir lernen. Plato hat wahr geredet: „Des Mannes und Weibes Gemeinschaft ist eine göttliche Sache; denn dies eben ist in dem sterblichen lebenden Wesen das Unsterbliche: die Empfängnis und das Gebären.“ Die Erwählten des Eros sollten freilich diese Unsterblichkeit nur wünschen, wenn sie förderlich oder geistig ihrer wert wären.

Das „eminente Produktive, was in der Idee der Mutterschaft liegt“, und das sittliche Uebergewicht, welches ihr treuer Liebesfleiß und die stete Uebung im Zurückdrängen eigenständiger Begehungen ihr verleihen, sollte für die Stellung der Frau anschlagenthätig sein, ihr eine höhere Schätzung eintagen und dem Gedanken einer sozialen, ja vielleicht auch ökonomischen Wertung des Mutterberufs, Bahn brechen. Mit Recht weisen die Verfasser auf die Notwendigkeit einer ganz anderen Würdigung der Mutter hin und bemerken, daß, „wie sehr uns in Wort und Bild der Rufus der Mutter entgegentritt, derselbe zur wirkenden Kraft noch nicht geworden sei“. Wenn zumal die geistig produktive Frau, in der Erkenntnis, daß zum edlsten Frauensbild das Verzichtgebend, aus Mutterliebe, und um die Einheit des Frauenlebens zu wahren, der Anspannung nach zwei Richtungen hin in vielen Fällen entsagt, wenn sie „das tiefe geistige Wirken nicht in einem von ihr losgelösten Schaffen, sondern im Einfluß ihrer Persönlichkeit erblickt“; so dürfte sie sich der allerhöchsten Achtung wert erweisen.

Wie man auch über die geistige Zukunft und die Leistungsmöglichkeiten der Frau denken möge — und wir dürfen uns hierin dem gemäßigten Optimismus der Verf. anschließen —, so wird die Thatfache doch bestehen bleiben,

daß „die geistig begabte Frau bergehoch über ihren Schöpfungsnicht“ und daß „ihr Genie auf ihrer Persönlichkeit beruht“. (Vgl. Ame. de Staël, „Genialität ist Liebe,“ so definiert ein moderner Forscher.) Des Weibes Wesen ist Liebe. Mütterlichkeit gehört untrennbar zu seiner Eigenart, und schon „die Empfindungswärme läßt in ihm das große, lebenspendende Prinzip atmen“, das in einem umfassenden, heiligen Sagen spielt.

Darüber nachzudenken, ob nicht die ungeheure Summe der vom Weibe verausgabten Liebeskraft den Mangel seiner geistigen Schöpferthaten vollan ausgleicht, wäre der Mühe wert.

Ein ganzer Mann.

Von Fr. R. Penzig.

Mit einer vollen Persönlichkeit bekannt zu werden, ist immer ein Wunsch. Sie sind unter den Erdenfindern eben leider so selten, wie das höchste Glück. Das Leben führt uns meistens nur mit Werdenden zusammen, und so schön und erquicklich auch gemeinschaftliche Arbeit an der Ausgestaltung des eigenen Seins ist, hin und wieder möchte man einmal den ästhetisch und ethisch wertvollen Anblick eines Gewordenen haben, eines ganzen Mannes. Was er schließlich geworden, Dichter, Denker, Entdecker, Politiker oder nichts als ein rundes Selbst, das kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Einen ganz besonderen Glanzfall stellt es freilich dar, wenn dieses Alles in einer Persönlichkeit so zusammenströmt, wie bei Peter Kropotkin, dem russischen Fürsten und Uffizier, Geographen und Entdecker von wissenschaftlichem Belust, in den letzten zehn Jahren der Menge meist nur bekannt geworden als „Anarchist“ und Märtyrer einer der Wehrzahl der Gesellschaftsformen hochbedeutlichen Ueberzeugung. Wenn ein solcher Mann uns seine Biographie** schenkt, so darf er von vornherein des Interesses weiter Kreise sicher sein für einen Lebenslauf, der so weit abweicht von den gewöhnlichen Lebensdialekten seiner Mitmenschen. Gelingt es ihm indessen, diese rein stoffliche Spannung durch den Reiz einer anschaulichen Darstellung seines Werdens zu übertreffen und dadurch, daß er sich ohne alle Pose als Mensch zeigt, die Freundlichkeit des Lesers für seine Person fast ungewollt zu erringen, so hat er damit den nicht allzu großen Schatz wertvoller Lebensbeschreibungen in unserer Literatur bereichert. Sie sind wirklich selten, die Biographien, die nicht dem Ehrgeiz, der Selbstüberschätzung oder auch Selbsterniedrigung (wie die Konfessionen), der Meinung der Welt oder der eigenen Lieblingsansicht dienen, sondern die leidenschaftslos die rein wissenschaftliche Tendenz verfolgen, das schließliche Gewordensein in feinsinniger psychologischer Analyse bis zu seiner Quelle zurückzuführen, so daß der Leser trotz aller merkwürdigen Wechselfälle des Schicksals, die aus dem ehemaligen Kammerpagen und Adjutanten des Selbstherrschers aller Neuen den vernehmen und abgehenden „Nihilisten“ machten, den Eindruck erhält, daß sich dies Werden eigentlich gar nicht anders abspielen konnte, daß die Aneinanderreihung der Bilder lindenlose Folge zu ergeben scheint. Wenn alles Sein ein Werden ist, das nur im Bruchteil einer Sekunde auf die lichtempfindliche Platte eines erkenntnisbegierigen Geistes fixiert wird, so ist eine solche Lebensbeschreibung der Sammlung von Momentphotographien vergleichbar, die in der raschen Umdrehung des Apparats uns das Bild des Lebens selbst voranzubrennen.

* Hermann Türck, „Der geistige Mensch.“

** Remonten eines Revolutionärs. 2 Bde. Stuttgart, Koberl. Verlag, 1900.

Nur wenige dieser Augenbildsbilder seien hier hervorgehoben: Das Moskauer „Alte Marfalkawiertel“ mit jener gegen die „neue Zeit“ frontierenden, langsam aussterbenden Generation des uralten vorpetrinskiñen Adels, der seinen Stammbaum auf Kuriz zurückführt; das Familiengut mit der Menge der Leibeigenen und den ersten starken Eindrücken der Natur auf die zarte Kindesseele; der Verkehr mit dem an angeborenem Zart und Gutherzigkeit so überreichen russischen Volk, das die brutale Gedankenlosigkeit der älteren Herrergeneration bei aller äußeren Untwürdigkeit doch fast überlegen lächelnd nur gerade gutmütig duldet. Man wird Zeuge, wie sich der Charakter des Knaben, der von seiner hochbegabten, edlen Mutter die Erbschaft eines überaus liebenswürdigen und gütigen Herzens bei stark entwickeltem Freiheitsdrang übernommen hatte, zu der unwürdigen Mischung kirchlichen Mitempfindens und der dramatischen Energie opferfreudigen Vorantretens zu Formen beginnt. Dann das hochabligte Fagenkorps und Hofleben in Petersburg. Wir werden nach Sibirien und der Mandchurie geführt, wo der junge Dschingis durch seine Energie und Intelligenz den Grund zu seinen wissenschaftlich hochbedeutsamen Entdeckungen auf orographischem und geologischem Gebiete legt. Wir erleben mit ihm bei einer Reise durch Finnland zum Zweck glacialer Forschungen den inneren Umschwung seines Lebens, wo der Gedanke: mit dem schon Errungenen und Erreichten dem armen Volke zu helfen, viel wichtiger, als alle neuen Entdeckungen — von seiner Seele ungestüm Besitz ergreift. Es folgt eine überaus anschauliche und wahrheitsgetreue Schilderung der heimlichen Reformbewegung in dem Petersburg Alexanders II., dann die erste Reise nach Zürich und Neuchâtel. Langsam vollzieht sich in ihm die Abwendung vom Sozialismus, als er an der Vortierzeit mancher Führer zu zweifeln beginnt. Die Frage, wie man den Massen dienen könne, ohne sie zum Schemel des eigenen Ehrgeizes zu machen, treibt ihn zum Anarchismus. Überaus spannend ist nun die Schilderung der geheimen propagandistischen Arbeit des Tschajkowsky-Kreises in Petersburg, die endliche Verhaftung und Internierung in der Peter-Pauls-Festung und endlich die der Phantazie jedes Romandichters spottende Flucht. England, die Schweiz, Belgien, Paris, Lyon, das Gesängnis von Clairvaux sind die Schauplätze seines weiteren, der rastlosen Arbeit für die ihn ganz erfüllende Idee geweihten Lebens. Es ist selbstverständlich, daß hier für jeden, der die internationale Geschichte der sozialistischen und anarchischen Bewegung verfolgt, höchst wertvolle Einblicke in das Getriebe hinter den Kulissen gewahrt werden können.

Ein reiche Fülle von Beobachtungen und Erfahrungen über die inneren Triebkräfte der gewaltigen Bewegung unserer Zeit wird nebenher ausgestreut. Ueber die Rolle der sittlichen Durchbildung des Volkes in dem Freiheitskampfe ist Krapotkin schon zu einer Zeit völlig im Klaren, als die große Menge der Sozialisten allein noch in der Erlangung der politischen Macht, als der Anarchismus noch in der Erregung von Furcht und Schreden das Heilmittel der Zeit sieht. Gegen die Petshajew'sche geheime revolutionäre Verbindung, die zu Gewalt und Völlerei um ihre Ziele zu erröthen, proklamierte er mit dem Tschajkowsky-Kreis den Grundsatz, „daß eine moralisch entwickelte Individualität die Grundlage für jede Organisation bilden muß, welchen politischen Charakter sie auch in der Folge annehmen und welchem Aktionsprogramm sie auch im Laufe künftiger Ereignisse folgen sollte.“ (II, 114.) Als ein Facit seiner inneren Entwicklung darf man auch seine Ansätze im „Nineteenth Century“ über die „gegenseitige Hilfe unter Tieren“, „unter Wilden“, „unter Barbaren“, „unter den Menschen“ ansehen, in denen er den durchaus ethischen Gedanken ausführt, daß gegenüber der mißverständlichen

Darwin'schen Formel vom Kampfe ums Dasein, als wäre sie ein Schlachtraf im Sinne von „Kette den Schwachen!“, das andere Naturgesetz der gegenseitig Unterstützung als für die fortschrittliche Entwicklung der Art weit wichtiger aufgestellt werden müsse.

Freilich soll nicht verzwiegen werden, daß Krapotkin selbst in seiner inneren Entwicklung wohl nicht immer von Denkverirrungen frei geblieben ist, zumal in der Ausgestaltung des „Aktionsprogrammes“. Er hat zwar richtig erkannt, „daß keine Revolution friedlicher oder gewaltloser Natur jemals stattgefunden hat, ohne daß die neuen Ideale sich auch unter den Angehörigen eben der Klasse, deren Vorrechten der Ansturm galt, zahlreiche Anhänger gewonnen hätten.“ (II, 95.) Aber er verschließt sich gegen die Folgerung, daß demnach Revolutionen nur gewalttätige Störungen einer naturgemäß langsamen geschichtlichen Entwicklung sind, den Versuchen des Kindes vergleichbar, das ungeduldig über die Verzögerung des Mitspracheneinsatzes die schnelle Knospe zerplatzt. Ihm scheint es, „daß Revolutionen, d. h. Perioden beschleunigter Entwicklung und reichend schneller Fortschritte der Natur der menschlichen Gesellschaft nicht minder eigen sind, als die langsame Fortentwicklung“, und er scheidet in Verkennung der Wahrheit, daß diese „Natur“ der menschlichen Gesellschaft eben durch ethische Kultur überwunden werden muß, nicht vor dem Bürgerkriege über, wenn er denselben auch durch die Forderung ganz bestimmter und gekläarter Ziele so wenig erfolgreich als möglich machen möchte. Ansätze zu folgerichtigerem Denken finden sich aber auch hier. So wenn er schreibt:

„In diesem Zust.“ (daß der unermessliche Konflikt nämlich auf Grund Dargestellter, umfassender, die die Menschen durch die Großartigkeit des neuen Geschichtskreis begreifen, soll finden) „wird der Konflikt weit weniger durch die Willkür der Feuerrossen und Kanonen entschieden werden, als von der Kraft des schöpferischen Geistes, der bei dem Renaissau der menschlichen Gesellschaft ins Leben tritt. Die Entscheidung wird hauptsächlich von der Stärke der konstruktiven Kräfte der Gesellschaft . . . abhängen und von dem Wert der erreichten Ziele. Entschieden für eine höheren Entwicklungstufe, so wird ihnen größter Sympathie auch seitens derer entgegengebracht, die als Klassenangehörige der Bewegung feindselig gegenüberstehen.“

Der Ethiker setzt statt „weit weniger“ „gar nicht“, und statt „hauptsächlich“ ein „nur“. Das ist der ganze Unterschied.

Wenn Georg Brandes Krapotkin „einen Revolutionär ohne Pathos und ohne Embleme“ nennt, „der alles theatralische Zubehör der Revolution, wie Schwüre, Ceremonien und Verschönerungen verachtet“, so meinen wir, daß bei dem Krapotkin der jüngsten Entwicklungssphäre auch das schmarrende A des Revolutionärs selbst bereits im Absterben begriffen ist. Was übrig bleibt, ist der kräftige Förderer sittlicher Evolution, ein ethisch-sozialer Reformist und vor allem — ein ganzer Mann.

Streiflichter.

Polizeiliche Aufsicht. Bei der neuesten „Senation“ Berlins, dem grauenhaften Verbrechen eines offenbar geistig und sittlich völlig zerrütteten Menschen, der in einer Art Monomanie die Konstruktion von Menschenallen betrieben zu haben scheint, wurde ein Umstand von den — leider wieder sehr anspruchsvollen — Zeitungsberichten nur ganz im Vorbeigehen erwähnt, der einen Augenblick zum Nachdenken auffordert. Der Verbrecher, der fast 20 Jahre lang im Zuchthaus „gebeißert“ worden war, stand unter „polizeilicher Aufsicht“. Diese Aufsicht vermochte aber offenbar nicht zu verhindern, oder auch nur der sonst allmühsamen Polizei bekannt zu machen, daß der Mann neben seiner offiziellen Wohnung in Berlin ein Absteigquartier in Mariendorf hatte; sie hat sich auch wohl kaum mit der

Frage bejaht, womit A. seinen Lebensunterhalt erwarb; sie war ihm auch nicht dabei im Wege, als er sich ein ganzes Arsenal von Waffen beschaffen konnte.

Run halten wir von dem Nutzen dieser Nebenstrafe unserer Zuchthäuser und Strafzangen für sie selbst nicht viel. Die polizeiliche Beaufsichtigung mag zur Besserung und zur Wiederaufrichtung der ihrer bürgerlichen Ehre verlustig Gegangenen wohl ungefähr ebenbürtig beitragen, wie die Internierung hinter Schloß und Riegel zur Aufrichtung ihres sittlichen Bewußtseins. Aber wir trösteten uns wenigstens mit der Annahme, daß durch sie dem Verbrecher der Rückfall in neue Straftaten doch etwas erschwert und die Gesellschaft insofern vor dem losgelassenen Sträfling geschützt werde. In dieser Annahme sind wir nun doch etwas erschüttert worden. Wir wollen nicht das Unmögliche verlangen, daß in einer Millionenstadt dem Verächten nun auf Schritt und Tritt ein Begleiter mitgegeben werde, aber wir werfen die Frage auf, ob denn der Aufenthalt gerade in dieser Millionenstadt, zu dem die Polizei „behuß besserer Beaufsichtigung“ den Entlassenen nötigte, für ihn und für die Gesellschaft das Nichtigste war. Der Verein für Besserung entlassener Sträflinge und ähnliche menschenfreundliche Gesellschaften pflegen meines Wissens, mit vollem Recht, den aus den Gefängnis-mauern Entronnenen eine Unterkunft auf dem Lande, in einfacheren Verhältnissen, zu verschaffen. Wer ein neues Leben anfangen soll, darf aus psychologischen Gründen nicht in die alte Umgebung versetzt werden. Freilich hat eine solche Unterbringung, wie jeder weiß, der darin einmal mitgearbeitet, ihre großen Schwierigkeiten, vor allem wegen des Mißtrauens, mit dem gerade die Landbevölkerung einem Betrauten begegnet und wegen des Ungleichs, mit dem häufig die polizeiliche Ueberwachung von der Landgenarmarie geübt wird. Die polizeiliche Aufsicht wird, wie bekannt, oft zum Klammzeichen, das auch dem Besserungswilligen jede Thür verschließt und ihn zwingt, wieder in die Wüste der von der Gesellschaft Verächten zu flüchten. Es liegt hier, unseres Erachtens, wiederum der Fall vor, daß eine bisher von der Exekutivebehörde im Nebeneamt schlecht und recht mitverwaltete städtische Aufgabe geeigneteren Organen zu übertragen wäre. Es ist so ziemlich das allererschwerigste Problem der Erziehungslchre, auf welche Weise ein sittlich verkommenen, mit schwerer Schuld beladenen und von der Gesellschaft geächteten Erwachsenen wieder zu einigem Selbstvertrauen, zu neuer sittlicher Kraft und auf einen besseren Weg gebracht werden könnte. Auf einen enger begrenzten Gebiete, der Wiederaufrichtung sittlich gefallener Mädchen, ist es der Energie unserer Frauenvereine bereits gelungen, in der Zulassung von „Polizematronen“ eine gewisse Besserung anzubahnen. Ob nicht mit Hilfe der vorhin genannten Vereine sich eine ähnliche, auch mit gewissen autoritativen Rechten ausgestattete Pflanzergesellschaft einrichten ließe, die den untergeordneten Polizeiorganen die für sie zu schwere Aufgabe abnähme? Natürlich müßte dabei ein Hand in Hand-Arbeiten mit denselben nicht ausgeschlossen sein; denn der Schutz der Gesellschaft gegen solche ihrer Glieder, die eines erneuten Angriffs auf dieselbe verdächtig sind, kann der Polizei nicht entzogen werden.

Vergleicht man aber inzwischen die polizeiliche Aufsicht, die einer so schwer belasteten Verbrechensnarr die neueste Blattnacht nicht zu wehren vermochte, mit der minutiösen Sorgfalt, mit der die Polizei harmlose Redakteure, die wegen eines unbedachten Wortes einmal „vorbestraft“ waren, beobachtet, mit der Bewachung auf Schritt und Tritt, der anerkannte Ehrenmänner nur um ihrer politischen Ueberzeugung willen, zu Zeiten ausgehört sind, so läßt sich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen schon sehr viel

Besseres geleistet werden könnte, wenn unsere Polizei ihre Energie mehr auf die Abwehr wirklicher Gefahren für die Gesellschaft, als auf die Unterdrückung angeblicher staatsgefährlicher Gesinnungen richtete.

Eine wichtige Gerichtsentcheidung. Der Gerichtshof von Chateau-Thierry, der sich durchaus von den Inspirationen seines Vorstehenden Wagnaud leiten läßt (Wagnaud ist schon früher durch Urteile in entscheidenden sozial-ethischen Sinne bekannt geworden), hat eine weittragende Entscheidung in einem Prozesse gefällt, den ein Arbeiter entlassen worden war, gegen einen Vobhären angestrengt hatte. Er hat dem Kläger 200 Francs Schadenersatz zugesprochen und den Fabrikbesitzer Pingat in die Kosten verurteilt, unter Anführung folgender Gründe:

„In Ermüdung, daß Vagat von Pingat nur deshalb entlassen worden ist, weil er einem ungeliebten Syndikat beigetreten war, daß Vagat im so weniger zu einem derartigen Vorgange berechtigt war, als er selbst einem Arbeitgeber angehört, dessen geforderte Beiträge er zu wahren vermochte; in fernerer Ermüdung, daß die Entlassung unter solchen Umständen dem Kläger nicht nur einen materiellen, sondern auch einen bedeutenden moralischen Schaden verursacht hat, da nämlich die Entlassung eines Arbeiters, der nur sein freies Recht ausübt, besonders dann, wenn er sich ruhig und einleidend, wie gewöhnlich, an seine Arbeit begibt, ohne irgend welche Klagen zu erheben, ohne eine Lohnrückzahlung zu beanspruchen, ohne auch nur seinen Vobhären gegenüber eine Anspielung auf die Bildung eines Syndikats zu machen, ein durchaus ungerühmtes, sittliches und unbilliges Vorgehen ist, daß die Arbeiter, die unter so außerordentlichen Umständen eines Lohnes zu beraubt sind, nur eine Ingerühmtheit, sondern auch eine schwere Schädigung seiner Bürgerrechte bedeutet, für die die keine Entschädigung, die man gewöhnlich städtisch entlassenen Arbeitern gewährt, nicht hinreichend erscheinen kann; daß es ebensowenig darauf ankommt, daß Vagat im allgemeinen ein sehr guter Vobhär ist, was der Gerichtshof gerne anerkennt, obgleich er es im vorliegenden Falle keineswegs bewiesen hat, indem er sich zum Jorne darüber fortsetzen ließ, daß ein Arbeiterrecht abgelehrt würde, die gegen die der Vobhären ein Geringermäß bilden könnte; in weiterer Ermüdung, daß die Frage eine viel weitere und höher ist, und daß es notwendig erscheint, kräftig zum Bewußtsein zu bringen, daß eine moralische Schädigung der Rechte weit schwerer ins Gewicht fällt, als die Verletzung materieller Interessen; daß die Bruchung der Arbeiterrechte durch die Vobhären oder umgekehrt nicht gebuldet werden darf und daß es die Pflicht der Justiz ist, wenn sie den Vortheilen der Gerechtigkeit entsprechen will, das mit Willen einer oder andererseits bestehende Gleichgewicht wieder herzustellen; daß im vorliegenden Fall der Reklamierte Vagat das Gleichgewicht zertrübt hat, daß er es zum Zwecke der Einschüchterung getan hat, um die Syndizierung der Bauarbeiter des Arrondissement zu hindern, daß das rechtskräftige Interesse der Arbeiter mit der Arbeitgeber gerade in der Bildung von Syndikaten besteht, daß man durch die möglichst jährliche Bildung solcher dazu gelangen wird, das zwangswürdige Schiedsgericht in das Geleise einzuführen und so groltentlich die Wünsche zum Verschwinden zu bringen, die für die Arbeiter viel schmerzlicher sind, als die der Arbeitgeber.“

Eine interessante Charakteristik Wagnaud's finden wir in der eben erschienenen neuen No. 4 des „Freien Wort“ (Frankfurter Halbmonatsschrift, herausg. v. Carl Sänger). In einem sehr bemerkenswerten Artikel mit der Ueberschrift „Der gute Richter“ schreibt Dr. Georges Elmar (Paris) u. a.:

„Wagnaud ist ein Richter, der nicht das Recht unter das Gesetz, sondern das Gesetz unter das Recht beugt. Was er als Recht erkannt hat, als das den heutigen sozialen und ökonomischen Verhältnissen entsprechende Recht. — Das spricht er aus, unbekümmert darum, ob es dem geltenden gesetzgebenden Gesetze widerspricht. Er nimmt sich nicht einmal immer die Mühe, durch gezwungene Konstitution in seinen Urtheilsgedanken den Schrein zu wahren, als ob er sich an die heiligen Regeln des Code hände. Seine Rechtsprechung ist vielmehr im wahren Sinne revolutionäre, sie revolutionirt gegen alle starre Formen, gegen die „Gesetz“ und Rechte, die sich wie ein enger Krampfteil fortstrecken“ und legt an deren Stelle „das Recht, das mit uns und geboren ist.“

Tausendmal läßt sich vom rechtsjuristischen Standpunkt gegen einen derartigen Richter einwenden. Man kann sagen, daß der Richter auch ein solches Gesetz anzuwenden hat, solange es besteht, und daß er seine Bemühungen nur darauf richten dürfe, das höchste Gesetz zu reformieren, nicht unter der Herrschaft dieses Gesetzes die Rechtsregeln nach einem neuen und noch ungeschriebenen Gesetze zu entscheiden. Aber es fällt Niemandem in den Sinn, ein dem „bon juge“ einen derartigen Vorwurf zu machen. Seine Justiz wird von Tag zu Tag populärer, und die Gesetzgebung ist es, die sich demselben, die Gesetze der neuen Rechtsprechung anpassen.

Sprechsaal.

Nachträgliches zur Ordensfrage.

Eine kleine Rede zur Ordensfrage, die weniger Argumente, als Thatsachen bringt, möge hier noch Platz finden.

Rundlich schreibt Dr. Feiler, er verneine die Frage, ob er zu dem Weitein, die sich mit seiner Beurteilung die Orden betreffen, nach etwas zu bemerken habe, es sei ihm genügend Raum zur Vertiefung seiner Auffassung gegeben. Er führt dann fort: „Ich freue mich, daß mein Artikel Anlaß gegeben hat, daß die Gegner dauernder Weitsicht und strenger Gedächtnis die Gründe ihrer Auffassung la lebhaft und freilebend zum Ausdruck gebracht haben, wie daß eben nur durch den Widerspruch geschieht. Ich habe meinen Zweck erreicht, nämlich für zu zeigen, daß es innerhalb der ethischen Bewegung zwei gleichberechtigte Richtungen gibt in Beziehung auf die Beurteilung religiöser Institutionen, und daß man ein begrifflicher Vertreter auf dem Gebiete der modernen Ethik sein und doch bereitwillig das anerkennen und fördern kann, was in den religiös-ethischen Organisationen der Vergangenheit oder lebendem Werte für die sittliche Bewegung lebt und was an weiser Erkenntnis menschlicher Dürftigkeit trotz aller zeitlichen Enttäuschungen unverwundbar niedergelegt ist. Ich freue mich, daß diese meine Auffassung auch in dem Organ unserer französischen Freunde, dem „Bulletin pour l'action morale“ (Wästel), klar und energisch zum Ausdruck gekommen ist. Ich erlaube mir heute noch, den Lesern der G. u. die Gedanken vorzuführen, die Frau Elisabeth Oswald äußert in einem Briefe an mich (die Beschränkung den Ausdruck gestattet), nicht als Katholikin, sondern als Frauenrechtlerin, zu der ganzen Frage äußert: „... Wenn es Sie interessiert, alle weiteren Kommentar zu hören, melde ich mir bei einem manatonellen Besuche in einem Frauenkloster überwas, ja will ich gern legen, daß es die Vertreter der Klosterfrauen war, die mich am meisten überraschte. Ich hatte schon, während Genf, finstere Strenge zu finden erwartet, statt dessen sah ich Frauen von einer Serenität, die mich durch anstrengende, hümmel aufsteigenden Tagewort, nach dem Schmeiß (ich erlaube dem Tab einer Mühsamkeit des Klosters) gelehrt wurde. So, so sehr herrliche die Freude, die Heiligkeit über den Dienst im Reiche Gottes war, daß ich, die Frau, den Klosterfrauen den Eindruck „einer Gurtionier“ machte.

Wer der Ansicht ist, daß meine Sittlichkeit selbst macht, daß Spinoza „uestitudo est virtus“ wobei ist, der muß wohl aber überlegen, daß die Klosterfrauen den rechten Weg zur Sittlichkeit und zum Glück für sich gefunden haben.

Diese Einsicht war für mich als Frauenrechtlerin bedeutsam. Wir werden durch die wissenschaftliche Entschiedenheit, die die Familie bringt, weibliche Mitglieder mit dem nachher über Arbeit auf den Markt abzugeben, dazu genötigt, neue Gemeinwesen für Frauen zu finden. Die durch den Übergang zu centralisierter Produktion frei werdenden, auf sich selbst gestellten Frauen müssen nicht nur Luthardt und Inghalt für die Leben, sondern auch eine Gemeinwesenform finden: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Zwei Beziehungen sind nicht mehr verlassen, zwei Einsame leben nicht glücklich. Viel mehr gründlich gehalten, wenn der gesellschaftliche Schritt unter den Frauen wieder aufleben und gepflegt würde. Die Schwierigkeit dürfte darin bestehen, ein einigendes Band zu finden und die (natürlich selbstgenügende) Naturkraft auf eine sichere Unterlage zu stellen, Schwerkraft, die die Kathol.

*) Siegel sei angemerkt, daß Frau Oswald äußert, die zuerst durch einen Vortrag auf dem conagratisch-socialen Kongresse weiteren Briefen bekannt wurde, auf einigen Jahren zum Katholizismus übertritten ist.

Gemeinschaft überwinden hat. Die Kathol. Kirche hat alles gefunden, das Band und die Autorität, und hat beides dauernd zu erhalten verstanden, und 1928 betont werden muß — ohne jegliches Zwangsmittel. Es eine Frauengemeinschaft ohne katolischen Geist gleich wirksam, gleich beglückend, gleich dauernd gefestigt werden kann, das kann gefehlt, sich gelohnt oder beweiselt, unter keinen Umständen aber aus Bannung von lauten Jahren gebären. . .

Feiler schreibt Dr. med. Effler in Danzig auf Grund seiner vielfältigen eigenen Erfahrungen über die Krankenpflege-Orden:

„In jenen Artikeln über die Orden kommt Dr. Feiler mehrmals auf die Krankenpflege zu sprechen und stellt die durchschnittlichen Leistungen der weltlichen Krankenpflege unter die der barmherzigen Schwestern. Es ist das bisher unumstößliches geblieben. Gleichwohl führen Sie ihm in Ihrer Entgegnung an, daß dieses Urteil nach der Meinung der hierin doch nachgehenden Ärzte durchaus keine Berechtigung hat. Ich weise nur auf den Diktator hin, der zwar ebenfalls, aber völlig ohne Verpflichtung ist, insofern als jede Schwester jederzeit austreten kann. (I. G. u. K. Nr. 17, Schriften Nr. 2) und völlig auf freiem Markte ihre Pflicht thut. Hier in Danzig hat ein Krankenpfleger katolische Schwestern, 1 conagratische Diakonissen, und die besten größten (städtischen) Schwestern des frei organisierten Diktatorvereins. Die Besten halten jeden Vergleich richtig aus!“

Endlich ist mir nach der Wunsch ausgeprochen worden, einige Literaturangaben zu machen. Dazu möchte ich bemerken, daß es eine umfassende unparteiische Geschichte des abendländischen Mönchtums noch nicht gibt, sondern nur Monographien, welche wenigstens eine Seite betreffen, sei es die rein kirchliche, die äußerlich-rechtliche, die innerliche, die Beziehungen zur Pflege von Wissenschaft und Kunst, namentlich in verschiedenen Perioden u. s. w.

Am besten orientierend auch für den Laien ist wohl: W. B. Sauer, Das Mönchtum, seine Arbeit und seine Geschichte (bereits in mehreren Auflagen erschienen), mag als umfassendes historisches Werk noch genannt sein möge das 10bändige Werk des Franzosen Maffeo: Pragmatische Geschichte der aemstlichen Mönchtums, und Genria: Geschichte der Mönchtums (deutsch von Frz. Zähring, 1845).

Unverzüglich zum Verständnis des Ordenswesens ist vor allem auch die Befamtheit wenigstens mit einigen der wichtigsten Theoretiker, welche im Mittelalter auf den Geist des Mönchtums Einfluß gewonnen haben, insbesondere mit den großen Mystikern, unter denen ich namentlich die heiden, Bonaventura und Hugo von St. Victor, hervorhebe. Bonaventura der auf der Höhe des Mittelalters steht, ist mit seinen heiden Schriften Soliloquium (deutsch etwa: Gespräche des Einsamen) und Itinerarium mentis ad Deum (die Reise der Seele zu Gott) recht eigentlich der klassische Vertreter der geistlichen Askese und Weltflucht.

Zu empfehlen ist aber auch, zur Einsicht in die physiologischen Motiven, die zur mönchlichen Weltflucht führen, eine genaue Kenntnis des Lebens- und Entwicklungsganges des „Jodalmönchs“ Franz von Assisi sich zu verschaffen (wohl das beste Werk über ihn ist: Sabatier, Vie de Saint Francois d'Assise, Paris 1893 erschienen) und labam an der Hand der eben genannten Schriften auch der speziellen Geschichte des Franziskaner-Ordens (s. B. Nagiano, Storia compendiosa di San Francesco e de' Francescani, Rom 1874—76) zu erlesen, wie allmählich die Abhitten ihres Begründers fast in die Gegenwart verdrängt wurden. — Damit möchte nun die Diskussion über die Ordensfrage zunächst abgeschlossen sein. M. Krouponberg.

Der Sozialwissenschaftliche Studentenverein

hat für das Sommersemester eine Untergruppe für Volkshilbung im Leben großer. Es soll vor allem der Anteil der Studentenarbeit an den Volkshilbungsbewegungen behandelt werden. Zur Gründung der Untergruppe hält Dr. Professor Dr. Wöhlflin, der Nachfolger Hermann Grimms auf dem Lehrstuhl für Kunstgeschichte, am 14. Mai einen Vortrag über „die Erziehung zur Kunst“ im Saale des Handwerkervereins. Sophienstr. 15. Im Laufe des Semesters werden Vorträge über „Volkshilbungskultur“, „Museumführungen“, „Bibliotheken und Bücherhallen“, mit besonderer Berücksichtigung der südenischen Literatur, gehalten werden. Für die studienfähige Jugend kommen diese Vorträge besonders in Betracht, als sich der Sozialwissenschaftlerverein für die Herangehung zur Studentenarbeit und Ausgestaltung der Volkshilbungskultur ausgesprochen hat.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin

Mai-Programm:

Montag, den 22. Mai, abends 8 1/2 Uhr, Bürgeraal des städtischen Rathauses. Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Justizrat Dr. Roth: „Die sittlichen Pflichten der Verteidigung im Strafprozeß.“ Diskussion. Gäste willkommen.

Voranschreiber der Abtheilung: Dr. Rudolph Bengig in Charlottenburg, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. S.

Sieben erschienen

2. Auflage, nachdem die 1. Auflage

innerhalb eines Monats vergriffen:

Freireligiöse Predigten, 1. Bd.

Beiträge zur Verbreitung einer vernünftigen Religion,

von Georg Welker,

Prediger der freireligiösen Gemeinde Wiesbaden.

Brosch. 2 Mk. 40 Pf., geb. 3 Mk.

Wiesbaden.

Wiesbadener Verlag „Humanität“.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur

Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

— Verlag: Verlag für ethische Kultur, Rich und Bieber in Berlin S.W. 19. Preuß, Berlin S.W. Kommandantenstr. 14.

Vertheilt
jedes Quartal.
Preis viertel, 1,60 M.
Von abwärts bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern,
Buch- und
Kunsthandlungen
Nr. 2490.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Sr. W. Soerffer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.-W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 25. Mai 1901.

Nr. 21.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Dokumente zur Dreyfusaffäre. Von Dr. H. Landsberg (Berlin).
— Die Verhältnisse des Verbrechens. Von Prof. Ferdinand Cohnes (Eutin). — Die deutschen Kaufmannsvereine. Von Heine Simon. — Streikrichter: Die Unterrichtsbehörde in der französischen Deputiertenkammer. Klerikalisierung der Volksschule. — Aus der ethischen Bewegung. — Briefkasten. — Berichtigung.

Dokumente zur Dreyfusaffäre.

Von Dr. H. Landsberg (Berlin).

Vor wenigen Tagen sind die Briefe und Tagebücher von Alfred Dreyfus *) erschienen. Ihre Lektüre ruft uns das gewaltige, fünf Jahre umspannende Drama ins Gedächtnis, dessen atemlose Zuschauer wir mehr als ein Jahr gewesen sind, ein großartiger Kampf zwischen Licht und Finsternis, ein Kampf um ethische Ideale, der das Gute hatte, die Geister reinlich zu scheiden und die elementaren Fragen, die in dem rastlosen Getriebe des Alltags ein wenig stumpf und gleichgültig geworden waren, in ihrer ganzen Bedeutung neu erheben zu lassen. Jetzt erkannte man deutlich die Gipfel und Abgründe, man erkannte die Helben, die Don Quixotes wie die Schurken reinsten Wassers, denn Zeit und Umstände zwangen die Einen, aus der stillen Vornehmheit, die sie ihrem Leben aufgetragen hatten, herauszutreten, zwangen die Anderen Farbe zu bekennen und zu zeigen, wie viel Lüge in ihren Wahrheitsbeteuerungen, wie viel Trug in ihrem Patriotismus und Nationalitätsbewußtsein lebte. Die Wiederaufnahme eines Prozesses wuchs sich aus zu der Revision aller jener Probleme, die das Verhältnis des Individuums zum Staate angehen. Hier zeigte sich der Staat wirklich als das große, blinde Ungeheuer, als das ihn Kleinge und mit ihm der moderne Anarchismus verdammt, als jenes fürchterliche Etwas, das einen Menschen zu Grunde richten darf, dessen Unschuld außer Frage steht, nur weil ihm dieser Mensch un bequem geworden ist und seine Lebensfunktionen hemmt.

Eine reinigende Kraft hat diese Tragödie gehabt, an deren Schluß das Satyrspiel, die Verurteilungsgespie von Rennes, nicht fehlen durfte.

„Die Ereignisse, die sich im Anschluß an den Prozeß 1894 und in den folgenden Jahren in Frankreich zugetragen, sind mir bis zum Prozeß in Rennes völlig unbekannt geblieben“. Und wie der eigentliche Held des Dramas, dessen Geschichte die Welt erschütterten, auf einem Punkte außerhalb dieser Welt lebend, von alledem nichts erfährt, so

*) Alfred Dreyfus. Fünf Jahre meines Lebens, 1894—1896. Berlin. Dr. John Edelheim. 1901.

war umgekehrt die Menschheit unablässig von dem Gefühl bedrückt, daß auf einem fernen, fernen Eiland ein Ritmenisch unschuldiger unter finsternen Qualereien ein schweres Martyrium durchlebte. Am 13. April 1895 wird Dreyfus von der Insel Re auf die Teufelsinsel gebracht. Erst vier Jahre später durfte er sie verlassen.

In dieser Zeit erleidet er die fürchterlichsten seelischen und physischen Qualen. Das Klima ist mörderisch, die Verpflegung elend. Er wird in eine enge Zelle gesperrt, die Fänge in doppelten Eisen, wie ein wildes Tier Tag und Nacht von einem Wärter mit Revolver und Gewehr bewacht. Ein ganz Siderheitsdienst ist extra für ihn organisiert, seine Feiniger werden immer erfindlicher. Er darf mit niemandem sprechen, er ist ganz seinen anklärenden Gedanken überlassen. Nicht genug, daß die Briefe, die er an seine Frau sendet, monatlang durch alle Ministerien wandern und sorgfältig auf „geheimen Stellen“, auf „verabredete Ausdrücke“ hin untertuglich werden, die an ihn gesandten Briefe erleiden dieselben langwierigen Etappen. La hôte humaine thut alles Erdentliche, um ihn zu brechen. So zeichnet er unterm 26. Oktober 1895 in's Tagebuch:

„Ich weiß nicht, wie ich lebe. Mein Gehirn ist wie verschmettert. Ich würde lügen, wenn ich nicht eingesehen wolle, daß ich oft unaufrichtig lebe, daß ich noch etwas anderes möchte, als die ewige Ruhe, daß der Kampf zwischen meinem Gut vor den Menschen und meiner Pflicht grauenvoll ist. Denn ich in den langen Nächten, in den einsamen Tagen, mich in meinem erschütterten Verstande frage, wie es denn nur möglich ist, daß ich noch einem ehrenvollen Leben bis zu diesem Punkt habe gelangen können, wenn ich dann die Augen schließen möchte, um nicht mehr zu leben, nicht mehr zu leiden, so stelle ich mich doch mit gewaltiger Kraftanstrengung wieder auf und rufe mir zu: „Du bist nicht allein, Du bist Vater, Du mußt Deine Ehre, die Ehre von Frau und Kind verteidigen.“

Ehrgesühl ist der dominierende Zug in Dreyfus' Charakter, daselbe Ehrgesühl, das sich in seiner glücklichen Zeit in einem gewissen Strebetum und einem intensiven Hang, Karriere zu machen, geäußert hat. Jetzt hält es ihn in diesen fürchterlichen Nöten allein aufrecht. Er schreibt an seine Frau:

„Du kennst mein Herz, es hat sich nicht verändert. Es ist das Herz eines Soldaten, dem alles physische Leiden ohne Bedeutung ist, der seine Ehre vor und über alles legt, der nach dem ersten, unmöglich schändlichen Zusammenbruch alles dessen, was den Franzosen, den Mann ausmacht, alles dessen, was Ehrenerhebung verleiht, am Leben geblieben ist und hanggehalten hat, weil er Vater war und weil die Ehre des Namens, den unsere Kinder tragen, um jeden Preis wieder hergestellt werden muß.“

Dreyfus neigt in seinen Aufzeichnungen zu unindividuellen, allgemeingültigen Äußerungen, die ebenso gut einer anderen Situation und einem anders gearteten Charakter entziehen könnten. Ueberhaupt ist es nichts weniger als eine Persönlichkeit, die aus diesen Blättern zu

Referent:
Die bibliographische
Kommission der
Preußischen
Bücherei,
freies Preussische
Ministerium für
Kultur- und
Bauwesen S.-W. 19,
Kommandantenstr. 14.

uns spricht, nichts weniger als ein Mensch, dessen erbarungswürdige Qualen Tiefen und Abgründe entthüllen. Dreyfus ist der Bürger, der Soldat comme il faut, nicht mehr, nicht weniger. Sein Schicksal war größer als er.

Wie sich eine große Lebenstragödie in einem großen Manne wieder spiegelt, in einer Persönlichkeit, die Menschen und Dinge übersehend und sich fremde Schicksale dadurch zu eigen macht, daß sie sie innerlich erlebt — das hat uns Zola gezeigt. Sein Buch „La vérité en marche“ *) ist ungeheuer groß. Es steht einzig da in der Literatur der Menschheitsrechte.

Aus diesen Aussägen, die unter dem unmittelbaren Eindruck der Geschehnisse in diesem wechselfreudigen Prozesse geschrieben sind, geschrieben in einem eben großen Stile, durchglüht von reiner Wahrheits- und Vaterlandsliebe, tritt uns der Historiker und Philosoph, der Kenner menschlicher Höhen und Tiefen, nicht zuletzt der Dichter entgegen: „Dieses Schauspiel war unerhört. An Brutalität, an Schamlosigkeit übertraf es alles, was die Welt im Menschen jemals an niedrigen Instinkthandlungen gelehrt hat. Ein solches Beispiel von Tollheit, von Massengewalt ist selten. Es hat nicht nur den Menschen in mir aufgewühlt, zugleich stand der Romanist, der Dramatiker einem Falle von furchtbarer Schönheit, stumm von Begeisterung, gegenüber.“

„Ich suche im Verlaufe der Geschichte eine ähnliche Bewegung allgemeiner Brüderlichkeit, ich finde sie nicht. . . Welches erschütternde Drama, was für prächtige Gestalten. Vor diesen Dokumenten von reiner tragischer Schönheit, welche das Leben selbst uns bietet, bebt das Herz des Romanist, der bewundert, er begeistert sich.“ Er schildert mit ergreifenden Worten, wie sich anfänglich nur das Gefühl des Mitleids in ihm regte, des Mitleids mit einem Unschuldigen. Wie sich ihm allmählich die Größe des hier verübten Verbrechens entthülle, wie sich die Mühen des Kampfes für Wahrheit und Licht bergeshoch türmen, wie ihm der Jesuitismus, die Regierung, das ganze Frankreich entgegenstehe, und ihm allein das Gefühl, daß sein Vaterland nicht ohne Gerechtigkeit fortleben kann, Kraft und Mut giebt, den ungleichen Kampf weiter zu führen.

Wohl gemerkt, es sind nur Zeitungspamphlete, Tagespamphlete, offene Briefe an das Vaterland, an den Senat, die Würdenträger des Landes, an die Gemahlin des Unglücklichen, an die mißleitete Jugend. „Es giebt also Jünglinge, die Antisemiten sind. Es giebt also frische Köpfe und Seelen, welche dieses Gift der Dummheit schon aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Hundert Jahre nach der Erlärung der Menschenrechte, hundert Jahre nach der höchsten That der Toleranz und Verzeihung erlebt man den Rückfall in einen Religionskrieg, in hassenswerten, thörichten Fanatismus?“

Es sind nur Zeitungspamphlete, aber hier spricht ein wahrhaft edler Mensch mit begeisterten Zungen, mit der festhalten Kraft, die eine große Mission dem Individuum verleiht. Hier sehen wir, wie sich ein großes Drama in wunderbarer Klarheit aufbaut. Spieler und Gegenspieler ausgezeichnet getroffen, ein Drama, das über den dargestellten Einzelfall hinausgeht und gleich den dichterischen Werten Zolas sich zu einer typischen, symbolischen Schöpfung erhebt. Introite, nam et hic Dei sum!

Die Verhütung des Verbrechens.

Von Prof. Ferdinand Dänies (Gutin).

(Schluß)

Selbst ein Schriftsteller, der den Fortschritt der Civilisation in so günstigem Lichte betrachtet, wie Herbert Spencer thut, schreibt folgende inhaltschwere Sätze:

*) „Der Siegung der Wahrheit“. Deutsche Verlagsanstalt 1901.

„Jeht, da die künftigen Gebote allmählich immer mehr die Autorität verlieren, die ihnen bisher kraft ihres vermeintlichen heiligen Ursprungs zukam, erhebt die Säkularisierung der Ethik um so mehr geboten. Raum mag etwas verdrängbarer Folgen haben, als wenn ein nicht mehr zulängliches Gesetzgebungs verfallt und abstrukt, bevor ein anderes, passenderes an dessen Stelle zur Ausbildung gelangt, um es zu ersetzen. Die meisten von denen, welche den herrschenden Glauben verworren, scheinen auch anzunehmen, daß die von demselben ausgeübte einseitige Wirkung ohne Schaden gleichfalls der Seite geworfen werden dürfte, ohne daß man die entstehende Lücke durch ein anderes entsprechendes Fügen auszufüllen brauche. Jene bagieren, welche den herrschenden Glauben verteidigen, behaupten ihrerseits, außer der Ertüchtung, welche dieser gewährt. könne es überhaupt keine Rettung geben: göttliche Befehle erklären sie für die einzig möglichen Leiter. . . . Da nun der Prozeß, welcher den erkrankten oder gefährdeten Zustand (eines Vacuum) herbeiführen vermag, oder droht, gewaltige Fortschritte macht, so ergeht an Alle, die da glauben, daß dieses Vacuum ausgefüllt werden kann und müsse, die bringende Warnung, etwas zur Befruchtung ihres Glaubens zu thun.“

Wenn die International Ethical Review ein Programm zu ihrer Rechtfertigung bedurft, so liegt es in diesen so einfachen als wahren Worten des einflussreichsten lebenden Philosophen. Wir werden aber wiederum der Gefahr auszuweichen haben, die Lehre allzusehr in den Vordergrund zu rücken. Vor aller Lehre ist das Leben, vor aller Theorie die Praxis. Mächtiger als Gebote wirken Beispiele. Die einzig mögliche Bewahrung eines Glaubens, einer moralischen Ueberzeugung ist, zu zeigen, daß man danach leben könne. Einzelne Menschen haben längst bewiesen, daß sie nach philosophischer Denkart nicht bloß ohne Anstoß, sondern zur Verwunderung, auf schöne und gute Weise leben können. Diesen Beweis haben größere Gemeinschaften von Menschen noch zu erbringen. Wir werden uns als Denker darüber einigen müssen, daß ein vollkommener ethischer Charakter und alles, was dahin strebt, nur durch ein inniges Zusammenleben, an bestimmten Raum, wie an bestimmten Zeiten gebunden, entwidert und verwirklicht werden kann. Kein Moral-Philosoph zweifelt daran, daß die häusliche Gemeinschaft, Ehe und Familie, notwendige Form des Lebens für Mann und Weib, für Eltern und Kinder ist. Wenige erkennen, daß auch diese, gleich den übrigen naturwüchsigigen sozialen und moralischen Gebilden, mit ihrem Verderben ringt. Denn fast alle kennen nur den Staat außer ihr und außerlosen privaten Vereinigungen. Aber gleichwie wir anerkennen müssen, daß die politisch-ökonomische Gemeinde auf einer höheren Stufe der Wiederherstellung hart, so sollten wir auch Vorbereitungen treffen, die moralisch-religiöse Gemeinde in neuer Gestalt aufzuerstehen zu lassen. Sie wird nicht von selber entstehen. Sie kann nur wachsen um ein Objekt ihrer Thätigkeit. Propagation des „Reiches Gottes“, d. h. der Idee des Guten und Schönen, des Sonnenlichtes, das alle Gedanken und alles Wissen bestrahlt und erwärmt, ist das gegebene, natürliche Objekt ihrer Thätigkeit. Hierzu sollte auch die Genossenschaft für ethische Mission zur Verhütung des Verbrechens einen Keim darstellen. Unter den vorhandenen lichenartigen Bildungen auf Grund eines christlichen Glaubens kommen, wie mich dünkt, einer echten und natürlichen moralischen Gemeinde am nächsten die der „währigen Brüder“ oder „Herrenbutter“. Als das gebotene Objekt ihrer Thätigkeit nach außen sollte sie die Verkündigung des Evangeliums unter den „Heiden“ — um der Weisung zu folgen, die der Stifter des Christentums angeblich erlassen hat. Durch diese mechanische Abhängigkeit von äußerer Autorität haben sie — leider — ihre eigene Entwicklung sich verborgen. Für eine philosophisch-moralische Genossenschaft ist keine Autorität verbindlich. Aber sie wird sich die Wahrheit nicht rauben lassen, daß Verhütung von Verbrechen eine reine humane d. h. eine des Menschen im höchsten Grade würdige Idee sei; deren es dann noch viele andere

gibt, ehe die „Bekehrung der Heiden“ (in irgendwelchem Sinne) an die Reihe käme. — Zurück von dieser langen Digression. Digressionen sind unermüdlich, wenn wir durch den dichten Wald der Zukunft unseren Pfad suchen — mit der blauen Laterne des Diogenes. Das andere Erforderte, nächst Menschen, ist 2) Geld. Es ist sehr merkwürdig, daß es den religiösen Gesellschaften bestmöglichen Charakters für ihre mannigfachen Bestrebungen niemals an Geld zu fehlen scheint. Wie man die persönlichen Verdienste vieler Geistlichen und anderer wahrhaft guter Christen bewundern muß, so muß man auch die Opferwilligkeit achten, mit welcher passivere Anhänger ihres Glaubens sie wenigstens durch materielle Spenden unterstützen. Sie hat ihres Gleichen nur in der erstaunlichen Freigebigkeit der Arbeiterklasse,*) womit sie — wenigstens in Deutschland — ihre politischen Zwecke zu fördern weiß. Sollte es auf die Dauer, und wenn einmal eine Organisation von Kämpfern für das ethische Volkswohl sich gebildet hat, dieser an solcher Hilfe fehlen? Es darf angenommen werden, daß die große Masse des eigentlichen Reichthums heute im Besitze von Menschen sich befindet, denen es, wenn anders sie moralisch wirksam zu sein gesonnen sind, nur auf rein humane Zwecke ankommt. Sicherlich wird unter diesen nur eine geringe Portion sich finden, die Einsicht und Mut genug haben, um bei entschlossenem Bruch mit den überlieferten kirchlichen Gemeinschaften — den Idealismus philosophisch-moralischer Bestrebungen mit jenem heiligen Eifer zu befördern, der sich freudig Verzicht auf gemeine weltliche Freuden auferlegt. Daß aber eine solche kleine Portion in allen Befenntnissen vorhanden ist, daß sie sich stärken und vermehren kann, wird Niemand leugnen, der ins wirkliche Leben, und namentlich in das oft so sehr nach Verständnis und Sympathie lebende Gemütheleben vieler gebildeter Frauen, hineingehaut hat. So lange, als die modernen Gesellschaften eines ungeheuren und sogar in sinnloser Weise zum Besitzen Weniger wachsenden Reichthums sich — darf man sagen? — erfreuen, so wäre es absurd, daran zu verzweifeln, daß nicht noch mehr als alle anderen Heils-Armeen, die beschreibende Kohorte von wissenschaftlichen und praktischen Streicern für die Verbesserung der moralischen Zustände, mit Geld für ihre Zwecke föhlich überschüttet werden, nachdem sie einmal die Blinde föhrendes Gefährten wird auf sich gezogen haben. Hierzu nur noch eine Randbemerkung. Es ist nicht zu erwarten, noch zu wünschen, daß die Priester und Jünger unserer moralischen Wissen aus ihrer Thätigkeit ein Einkommen gewinnen sollten, das ihnen, wie protestantischen Geistlichen, gestatten würde, eine große Familie darauf zu begründen, geschweige denn, daß diese Seelenärzte, wie leider überall manche der gefährteren Verzte des leiblichen Lebens, ihre Kunst zu einer Quelle der Vermögensbildung sollten erniedrigen können. Viel eher werden sie sich die Entlassung zum Küster nehmen, welche das Geheimnis der Macht bildet, wodurch noch immer der Klerus und einige Orden der römischen Kirche ausgezeichnet sind. Und wenn freilich kein Glaube an die besondere Heiligkeit fortwährender Virginität für sie bestimmend sein kann, so werden sie doch die Zweckmäßigkeit des Celibats für eine intensive soziale Thätigkeit, wissenschaftliche und praktische, völlig anerkennen; und mögen diesem Prinzip durch Verpflichtungen gerecht werden, die sich auf bestimmte Zeiträume beziehen, daher ebensovohl erneuerbar, als aufhebbar sind, da für Lebens-Dauer kein zurückerlösende Grund vorhanden ist. Wenn z. B. ein 30jähriger Mann geloben würde, für die nächsten 6 Jahre auf eigene Familie zu verzichten, um mit seiner geringen Persönlichkeit der Genossenschaft anzugehören, welchen Impuls, welche Sicherheit und

Freudigkeit würde ihm und den Anderen dieses geben. Wenn gute Frauen sich in gleicher Weise verbinden, so wird das Los solcher Männer dadurch erleichtert und erhöht werden.

Wie überhaupt ohne die Kraft des weiblichen Gemüthes, ohne die tiefen und seherhaften Instinthe ihrer Seele eine Regeneration des modernen sozialen und moralischen Lebens (beides heißt ja dasselbe) sollte geschehen können, werde ich nicht begreifen.

III.

Die andere Form der materiellen Not, welche in besonderer Weise zu häufigen Eigentums-Verbrechen führt, ist die Arbeitslosigkeit. Ich meine nicht die massenhaftere der Handwerker und Fabrikarbeiter, die in Zeiten der Absatzkrisen das Heer der Bagabunden aufschwellt. Aus diesem Heere rekrutiert sich ein verhältnismäßig geringer Teil von Verbrechern. Ich meine vielmehr die in einigen Gewerben, besonders der großen Städte, periodisch sich wiederholende Arbeitslosigkeit, welche für moralisch schwächere Naturen schon als solche eine ungeheure Gefahr darstellt. Der Gefahr erliegen zu Dauen junge, unverheiratete Männer, die nicht gelernt haben, mit ihrem Einkommen wirtschaftlich zu verfahren, oder selbst wenn sie es gelernt haben, ihre freie Zeit nicht anders, als durch leichtsinnige Streiche zu erfüllen wissen.

Aber in letzterem Falle scheint keine ökonomische Not vorzuliegen. Es ist doch der Fall. Wenn die Ersparnisse zum Teil oder ganz aufgezehrt sind, wenn die Erfahrung zeigt, daß das gezwungene Nichtstun von selbst zu einer kostspieligen Lebenshaltung zu führen scheint, daß die Kunst des Haushaltens eben durch dieses Nichtstun sich wieder verlernt, so greifen Gleichgültigkeit und Verzweiflung Platz. In der Verzweiflung kann eine einzige Nacht den Menschen zum Lumpen machen. Gerade dieser Verzweiflung gilt es zu begegnen. Was solchen jungen Männern fehlt, ob sie noch Geld haben oder nicht, ist ein weiser Freund. Ein solcher könnte Wunder thun. Er würde sie lehren, sich zu beschäftigen und durch Verbindungen, denen es an bindenden feierlichen Gelübden nicht fehlen dürfte, sich gegenseitig im Guten zu stärken. Eine Klasse von Menschen, die leicht in eine solche Lage geraten, sind z. B. die Kellner — ohnehin durch ihren Beruf zum Leichtsinne, zu Betrügereien mannigfach verführt. Sie stellen ein sehr bedeutendes Kontingent zu jeder großstädtischen Kriminalität. Organisation der Arbeitsnachweisung und Verbilligung der Eisenbahnfahrten, um Nachfrage und Angebot leichter sich begegnen zu lassen, — soziale Reformen, die auch sonst dringend notwendig sind — würden viel dazu thun, das Uebel zu lindern. Aber von allem, was ein richtig geleitetes Interesse je leisten vermöchte, wollen wir hier absehen. Desser, welche die Zustände kennen und die am meisten gefährdeten Individuen sich anzuschauen wissen, könnten auch unter den schwierigsten Umständen manche Menschen-Seele erretten. Es finden sich unter diesen jungen Männern viele von guter Intelligenz und leiblich unterrichtete. Einige würden den Wert der Arbeit als solcher — ohne Ansehung des Entgelts — erkennen, so gut, wie fast jeder in Einzelhaft gehaltene Gefangene die Arbeit als seinen einzigen Trost würdigt und ergreift. Für alle wissenschaftlichen und technischen Forschungen giebt es viele Arbeiter, die der Unternehmer, gerade weil es ihm nur um die Sache zu thun ist, weder allein zu bewältigen, noch nach dem Marktpreise zu bezahlen vermag; mechanische Arbeit, Rechnung, Schreiberei u. dgl. Mancher Stellenlose würde sich leicht überreden lassen, dergleichen, zugleich zu seiner eigenen Bekehrung, zu versuchen — umsonst oder gegen geringe Bezahlung; vielleicht im Austausch, wenn z. B. ein Gelehrter ihm Sprach-Unterricht dafür erteilt,

*) Freilich nur eines kleinen Theils. Ann. des Verf. 1901.

dessen gerade Kellner, junge Kaufleute, und auch manche Handwerker, die ins Ausland zu gehen wünschen, so sehr bedürftig sind; meistens darauf angewiesen, sich durch Selbst-Unterricht zu helfen. Alles dieses sieht utopisch aus. Es ist um so weniger utopisch, je mehr man die wirklichen Menschen, ihre Not, ihr oft so kindliches, vertrauensvolles und nach Vertrauen lechzendes Wesen, ihre Wisbegier, ihr Vergnügen, mit höher Gebildeten sich zu unterhalten, durch ihren Umgang, Sorge, Freundschaft, sich geehrt und gehoben zu fühlen, kennen lernt. Die süßen Keime entwickeln sich rasch, wenn sich selber überlassen. Aber auch die guten sind des Wachstums fähig, wenn sie gepflegt werden. Unkraut bedarf keines Gärtners. Blumen bedürfen seiner. Alle diese Gedanken gehen ja darauf hinaus, daß wir „ins Volk gehen“ sollen, nicht um es aufzurühren und zu erziehen, sondern um ihm etwas von dem zu zeigen, was wir geschaut haben, um ihm offenbarer werden zu lassen, was nicht Wenige ahnen, die da lassige Dichter lesen, die gern ins Schauspiel gehen, auch einmal ein Museum besuchen —: daß es eine ideale Welt gibt, auch für den, der die Vorgänge der Natur und des Lebens im Zusammenhange von Ursache und Wirkung zu betrachten gewohnt ist, und daß es in Wahrheit einen Gott giebt, nämlich das Ewige, was in Allem ist; zwar nicht durch Bitten und Opfer zu bewegen, wie ein Vater und Herr, wohl aber durch getreue Anschauung, Hingebung, Liebe — welche auch die hergebrachte, hindlich-poetische Form des Gebetes nicht zu scheuen braucht — immer klarer und tiefer den frommen Sinnen sich offenbarend. . . Folgt nichts aus solcher Erkenntnis sub specie aeterni für das Leben? Aber nicht jeder ist solcher Erkenntnis, nicht jeder solches Lebens fähig. Ohne Zweifel wird Vieles tauben Ohren gepredigt werden. Ohne Zweifel wird Vieles auch der Lazareer wußte, daß manches Samenorn auf steinigem Boden fällt, daß Unkraut zwischen den Weizen gesät wird. Darf diese Voraussicht abhalten, den Acker zu pflügen? — Hat sie ihn abgehalten und seine Jünger? Und sie haben am Ende doch einen merkwürdigen, ja unendlichen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Wodurch? Durch ihre Treue, durch ihren Glauben.

Die deutschen Konsumvereine.

Von Helene Simon

Ungleich England sind es in Deutschland nicht die Konsumvereine, die den Ausgangspunkt des Genossenschaftswesens bilden. Und auch die größte Kraft wurzelt heute bei uns noch nicht in dieser Form genossenschaftlicher Assoziation. Die überwiegende Stärke der deutschen Bewegung liegt noch immer bei den Kredit- und landwirtschaftlichen Vereinen.

Es entspricht dies genau der ökonomischen Entwicklung beider Länder. In England, wo die Maschine schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts die Zustände umzuwälzen beginnt, das Wirtschaftsleben in den 40er Jahren bereits zum großen Teil revolutioniert hat, drängt auch der Industriearbeiter früh in den Vordergrund des Zeitbildes, wird früh getrieben, durch Zusammenschluß die Hebung seiner unerträglich gewordenen Lebenslage anzustreben. In Deutschland fühlte das Handwerk den goldenen Boden erst Jahrzehnte später wanken, und erst in den 60er Jahren sah es sich in allen Zügen bedroht, während die Landwirtschaft noch gegenwärtig die absolut größte Arbeiterzahl beschäftigt. So lag es nahe, daß man lange, z. T. noch heute, dem sozialen Problem durch Organisation von Handwerkern und Landwirtschaftern Beizufinden suchte.

Aber je mehr auch bei uns die veränderte Betriebsweise das Wirtschaftsleben umgestaltete, je mehr Deutsch-

land sich zu einem Industriestaat entwickelte, je mehr begannen auch jene interessanten Assoziationsgebilde der Neuzeit — die Konsumvereine — sich auszubreiten. Sehr in der Stille, und zunächst auch nur mit dem ausgesprochen Kleinbürgerlichen Charakter, der die ganze deutsche Genossenschaftsbewegung prägte. Noch heute erinnern sie in der Mehrzahl an diese kleinbürgerliche Herkunft durch die Zusammenlegung der Mitglieder. Sind diese auch überwiegend Arbeiter, so ist doch die Beteiligung des Mittelstandes erheblich stärker wie in England, geschweige denn in Belgien. Vor allem liegt auch die Leitung zum großen Teil in feinen Händen.

Aber gleichzeitig mit der anbrechenden Blütezeit, dem linden Hoffen, der frühlingsfrohen Triebkraft, welche die Bewegung heute kennzeichnet, ist auch die Teilnahme der Arbeiter gewachsen. Der neue Geist, der die Konsumvereine vorwärts treibt, ist nicht zu trennen von der Rolle, welche diesen nun für ihre Entwicklung zufällt.

Sind die einzelnen Vereine mit wenigen, übrigens bedeutungsvollen Ausnahmen keine Schöpfungen der Industriearbeiter, so wird doch die Konsumvereinsbewegung immer entscheidender ein Zweig der modernen Arbeiterbewegung, womit nichts gegen ihren politisch vollkommen neutralen Charakter gesagt ist. Fehlt dem größten aller Konsumvereine der Welt, dem zu Breslau, die neuzeitliche Prägung, so ist doch der zweitgrößte, rührigste deutsche Verein in Leipzig-Plagwitz nach Verwaltung und Mitgliedschaft eine reine Arbeiterorganisation. Und von Sachsen ging auch der entscheidende Schritt in der Geschichte der Bewegung aus: die Gründung der Grobkraus-Gesellschaft deutscher Konsumvereine zu Hamburg.

Werden wir einen flüchtigen Blick über die Entwicklung der Konsumvereine bis zu diesem Wendepunkte. Nach Schulze-Dehlich haben wir die ersten Keime der deutschen Konsumvereine, d. i. der Vereinigung von Käufern zur verbesserten und billigeren Beschaffung der Lebensmittel durch den gemeinsamen Einkauf, in den Liebkefsten Sparvereinen der 40er Jahre vor Augen. Sie entstanden in Berlin, Erfurt und Leipzig durch philanthropische Initiative. Aus den Ersparnissen der Mitglieder wurden Heizmaterialien, Kartoffeln u. im Großen eingekauft, um ihnen die Vorteile des Großbezugs zu sichern.

Erst seit 1852 bewirkten Hubers und Schulzes Bestrebungen die Gründung eigentlicher Konsumläden nach Art der englischen Stores und nach dem bis heute geltenden Hochdaler Prinzip: Verkauf gegen Vorzahlung, Lieferung unverfälschter Lebensmittel zum Marktpreise, Rückerstattung der über die Selbstkosten gezahlten Warenpreise an die Mitglieder je nach der Summe ihrer Einkäufe. Von den ältesten, zu Dehlich, Leipzig und Erfurt entstandenen Vereinen errichtete der letztere sogar schon 1857 zwei Assoziationsbäckereien. So beschritt er früh den ausrichtsvollen Weg der konsumgenossenschaftlichen Produktion, für welche die organisierte Kundenschaft den gesicherten Absatzmarkt bildet.

1863 gab es in Deutschland etwas über 100 Konsumvereine. Erst Mitte der 60er Jahre, wesentlich, wie bemerkt, unter dem Einfluß der ökonomischen Entwicklung, der Anregung der Arbeiter-Wildungsvereine, vor allem auch durch den aufwühlenden Streit zwischen Schulze und Lassalle über Selbsthilfe und Staatshilfe fand die Agitation für die Konsumvereine fruchtbares Erdreich. Die Bewegung nahm jetzt einen lebhafteren Anlauf: Im Laufe von fünf Jahren vermehrten sich die Vereine fast um das Dreifache, verachteten sich die Mitglieder; die Erweiterung der Geschäftsanteile, des Umsatzes, der Dividende u. entsprach diesem Wachstum. Seit 1880 begannen wir Angaben über Zuwendungen zu Bildungszielen. 1890

zählen 984 Vereine 215,420 Mitglieder. Darunter 47088 gewerbliche Lohnarbeiter.

Man verhofft sich auch nicht der durch das englische Beispiel glänzend bewährtesten Erkenntnis, daß die Käufer-Organisation solange Stückwerk bleibt, als nicht die Konsumvereine ihrerseits einen Einkaufsverband bilden, der den Warenbezug auf die jeweilig billigste Weise ermöglicht. In Deutschland gab es der Klippen zahlreichere und heimtückischere noch, als sie in England unerschiffbar worden waren. Die deutsche Bewegung war jünger und schwächer. Die räumliche Trennung der Ausdehnung des Landes entsprechend größer. Größer war vor allem auch die Verschiedenheit der Ansprüche der Mitglieder, sowohl infolge der Ungleichheit der Landesteile, als vor allem der Lebensstellungen, denen sie angehörten. Ein schon in den 60er Jahren gemachter erster Organisationsversuch in Mannheim mißglückte infolge schlechten Geschäftsganges, oder auch, wie Krüger annimmt, der noch unzureichenden Entwicklung der Vereine. Ihre Vertreter hielten sich mit Vorkentagen, auf denen sie sich über die besten Bezugswegeln und gemeinschaftliche Einkäufe verständigten. Allein man war sich vielfach klar darüber, daß der Bewegung die gesunde Grundlage der Weiterentwicklung durch den Zusammenfluß der einzelnen Vereine zur Groß-Einkaufsgenossenschaft geschaffen werden müsse. Die Frage blieb eine ständige, sowohl im engeren Kreise der Konsumvereiner, als auf den allgemeinen Vereinstagen der Genossenschaftsbewegung. Entscheidend für die schließliche Gründung der Großeinkaufs-Gesellschaft wurden, wie schon erwähnt, die sächsischen Konsumvereine. Hier zeigte sich besonders der 1884 gegründete Verein Leipziger Plagwitz ungemein thätig.

Dieser Verein, der mit 68 Mitgliedern begann, gegenwärtig 71 000 Mitglieder zählt und eine großartige eigene Mädelerei und eigene Mühle besitzt, trat an die Spitze des Ende der 80er Jahre gegründeten Verbandes Sächsischer Genossenschaften „Vorwärts“.

Vorwärts wollte er auf dem Wege des Zusammenschlusses der Konsumvereine zum gemeinsamen Einkauf, mit dem Fernziel bis zur Eigenproduktion, und seiner unermüdbaren Propaganda ist die 1894 erfolgte Gründung der „Großeinkaufs-Gesellschaft deutscher Konsumvereine zu Hamburg“ wesentlich zu verdanken. Hier sind wir bei einem bedeutsamen Schritt für die Weiterentwicklung in der angegebenen Richtung angelangt. Und die Fortschritte, welche die Gesellschaft in den sechs Jahren ihres Bestandes gemacht hat, sind ein erfreulicher Beweis für die Ausbreitung des deutschen Konsumvereinswesens überhaupt.

1899 berichteten an den „allgemeinen Verband der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften“ 534 Vereine mit 469 000 Mitgliedern. Nach sachkundiger Ansicht beträgt die Gesamtzahl der organisierten Konjumenten (ausschließlich der Beamten, Offiziers- u. Vereine) 800 000, mit 200 Millionen Mark Umsatz und 20 Millionen Mk. Reingewinn. „zu beachten ist noch, daß diese auf vorrichtiger Schätzung beruhenden Ziffern für den Anfang des Jahres 1900 gelten. Bei der gegenwärtigen lebhaften Entwicklung der Konsumgenossenschaftsbewegung in Deutschland dürften sie bereits um 10 Prozent höher stehen.“

Es fehlt auch nicht mehr an der Möglichkeit fortlaufenden Einblids in diese Entwicklung. Die Großeinkaufs-Gesellschaft hat sich in ihrem Wochenbericht ein eigenes Organ geschaffen. Früher nur eine Zusammenstellung von geschäftlichen Mitteilungen und Preis-Verzeichnissen, unterrichtet das geschickt redigierte Blatt mit großer Frische und Anschaulichkeit heute über die Bewegung in ihrem ganzen Umfange. Dadurch tritt die Käufer-Vereinigung weit greifbarer als bisher aus dem

Rahmen der gesamten deutschen Genossenschaftsbewegung hervor. Sie hat gleichsam ihren eigenen, selbständigen Pulsschlag erhalten.

Symptomatisch für ihre Erfolge sind auch die Angriffe, denen sie ausgesetzt ist; sie haben sich zu einer direkten Anti-Konsumvereinsbewegung verdichtet. Der offen und heimlich geführte Kampf hatte bekanntlich zunächst die gesetzliche Beschränkung des Geschäftsbetriebs auf die Mitglieder zur Folge. Von sachkundiger Seite wird indes das betreffende Gesetz vom 12. August 1896 als der Entwicklung günstig hingestellt. Es hat nur die schwachen Elemente geschädigt, ihnen zum Teil das Sterben erleichtert und so eine Auslese lebenskräftiger Vereine bewirkt. Ihre Mitgliederzahl hat das Gesetz vermehrt, sowohl weil der ausgewirbelte Kriegsstaub das Augenmerk ansog, als auch dadurch, daß die früheren Gelegenheitskäufer nun vielfach wirkliche Mitglieder wurden.

Weit bedenklicher ist die zweite, dem Wismut der Zwischenhändler und ihrer hohen Protektion verdante Maßregel: das Recht der Gemeinverwaltungen, die Konsumvereine mit einer Umlage zu belegen, die bei 3 pEt. des Umsatzes nach Erüger 30 pEt. des Ertrages ausmacht. Und trotzdem: „Obwohl schwer belastet, haben sich die betroffenen Vereine speziell in Anwendung größter Energie mehr denn je weiter entwickelt, und die Konsumvereine haben den moralischen Vorteil, daß das Solidaritätsgefühl der Vereine untereinander stark gewachsen ist.“ — „Die Gemeinverwaltungen, die diese Steuer einführen, haben nur den moralischen „Erfolg“, das Obium ungerechter Handlungsweise auf sich geladen zu haben — der ärmeren Bevölkerung gegenüber —, den Kleinhandel wurde nicht gescholen, und die Steuer erweist sich immer mehr als eine rein finanzpolitische Maßnahme. Der Zweck ist also völlig verfehlt.“

Tagegen hat auch die sogenannte „Erdbrofflungssteuer“ die propagandistische Wirkung gehabt, die alle ungerechten Anbelagerungsversuche einer übrigen gefunden und ausblühenden Bewegung bringen. So hat auch in Schottland ein mit maßloser Wut geführter Kampf der Kleinhändler gegen die Genossenschaft, ein Kampf, der keine Niedertracht, kein Mittel der Verleumdung und Verhöhnung scheute, mit dem glänzenden Sieg der Organisationen endet und ihnen neue, eifrige Anhänger erworben. In Deutschland wird die Fehde trotz der obrigkeitlichen Unterstützung schließlich den gleichen Ausgang nehmen. Die Entwicklung läßt sich zwar zeitweise hemmen, aber nicht dauernd aufhalten oder gar zurückschrauben.

Stehen die Konsumvereine nach oben nicht im Zeichen der Gunst, so hat sich seit einigen Jahren die früher ablehnende Haltung der sozialdemokratischen Partei in eine neutrale oder beiführende gewandelt. Zweifelslos rührt daraus zum Teil die frische Zugkraft der Bewegung her, die ihren Feinden neue, mit fruchtbarer Gehäßigkeit angewandte Angriffspunkte bietet. Man sucht die von Sozialdemokraten geleiteten Vereine als sozialistische, als im Dienste der Partei stehende Schöpfungen zu verdächtigen, obwohl das deutsche Genossenschaftsgesetz jede politische Tätigkeit der Genossenschaften ausschließt, und trotzdem jene Leiter durchweg den Standpunkt vertreten, daß politische und wirtschaftliche Ziele streng gesondert zu verfolgen seien. Darüber herrscht in den sächsischen Vereinen, wie in der Großeinkaufs-Gesellschaft und dem Konsum-, Bau- und Sparverein Produktion zu Hamburg nur eine Stimme. Allein die größere Energie und ein stolzer Mut, der über die Dübende hinausstrebt und das Solidaritätsgefühl anruft, kennzeichnet die Genossenschaften, deren Verwaltung ganz oder teilweise in sozialistischen Händen ist. Ihre Tätigkeit für die Hebung der Arbeiterklasse ist, ob sie sich auch auf anderem Gebiete bewegt, getragen von

dem Idealismus, der die besten der Parteihäupter adelt.

Haben wir lange Zeit die Augen ins Ausland gerichtet, wenn es galt, sich Einblicke in die Art und die Ausfichten der Konjunktur-Organisation zu verschaffen, so sehen wir sie heute in Deutschland bei einem intensiveren und verheißungsvollen Stadium angelangt. Ist auch die politische Arbeiterpartei an Kraft, Einfluss und Disziplin, an Solidaritätsgefühl hier noch unzureichend, stellen auch die Gewerkschaften eine geschlossener Arbeiter einheit dar, als die Konjunkturvereine, soviel steht fest: sie sind ein Bestandteil der deutschen Arbeiterbewegung geworden, dessen Bedeutung in stetiger Zunahme begriffen ist.

Streiflichter.

Die Unterrichtsfreiheit in der französischen Deputiertenkammer. Von den Debatten über das Vereinsgesetz beanspruchen die Kammerverhandlungen vom 25. März eine besondere Bedeutung. Zur Debatte stand der Artikel 14 des Vereinsgesetzes, der den Mitgliedern der nicht autorisierten Kongregationen das Unterrichten verbietet. Da der Redner der *Avenir*, Graf de Wun, den kongreganistischen Unterricht verherrlichte und sich mehrmals auf den Abgeordneten Leon Bourgeois berief, so erbat sich dieser das Wort zu einer persönlichen Bewertung und sagte — wir folgen dem Bericht der *Frank. Ztg.* — folgendes:

Der Geist der Lehren, den wir fürchten, die Sie sagen, ist nicht der Geist der Freiheit, die Kinder diesen oder jenen Glauben zu lehren, sondern es ist, wie wir wiederholt gesagt haben, der Geist der Spaltung, der Zwietracht und des Hasses. (Vorleser: Bischof links; Proteste rechts.) Lassen Sie mich ein Wort beifügen. Der ehrenwerte Graf de Wun hat mir die Zeugnis angelesen, und ich habe das Recht zu antworten. Wenn ich mir erlaubt habe, das Wort *Dah* zu gebrauchen, so geschah es, weil ich unglücklichweise Gelegenheit gehabt habe, als Präsident der Internationalen Jury in der Klasse Unterrichtsmethoden der letzten Weltausstellung zu konferieren, das gewisse Bücher, die den Schülern von Beichtlehrern anhalten in die Hand gegeben werden, sowie gewisse Aufsätze, die von diesen Schülern geschrieben wurden, Aufzeichnungen zur Spaltung und Zwietracht unter den Bürgern, Aufregungen zum Haß von Eiferern, Klaffen, Kassen und Kullen enthielten, die mir absolut verurteilen und brandmarken müssen. (Vorleser: Bischof links.) Ich füge die offizielle Beschlüsse bei, daß eine große kongreganistische Lehranstalt von der Aufstellungsjury — eine internationalen Jury, bemerken Sie wohl, was bemerkt, daß politische Streitigkeiten dabei keinen Einfluß haben konnten — den Grand Prix, obwohl sie das Gegenteil verurteilte und anklagten sich, nicht erhalten hat, obwohl sie nach der Besamtheit ihrer Anhalten das Recht darauf zu haben schien, und zwar erhielt sie den höchsten Preis aus dem Grunde nicht, weil die Jury in einer gewissen Anzahl von Büchern und Schülerarbeiten die Beschläge angebracht fand, die ich Ihnen gedreht macht habe, und sie sind mit dem Worte *Dah* bezeichnet worden von Mitgliedern der Jury, die keine Franzosen sind. Diese Feststellung hat die Jury demogen, den höchsten Preis nicht zu erteilen. (Großer Beifall links; Zustimmung rechts.)

Zur Charakteristik des Geistes der kongreganistischen Schulen citierte Bourgeois später einiges aus den Schülerheften. Er sagt, u. a.:

Ein Schüler hat über die Inquisition folgendes geschrieben: „Die Verbrechen, die der Inquisition zur Last gelegt werden, dürfen nicht der Kirche zugeschrieben werden, denn diese hätte keine andere Aufgabe, als die Erziehung und Berufung der Regierten, und an der Ausübung des Letzteren hat sie sich niemals beteiligt.“ (Auskunft links.) Sie hat einen solchen Schüler vor verurteiltem Blut, daß sie sogar den Pflaster verleiht, Ehrwürden zu sein. Das Pflaster wurde erst nach langen Debatten gelegt, in denen das Recht der Verteilung gewahrt blieb, und der Angeklagte wurde erst dann verurteilt, wenn er die als Verium nachgewiesene Lehre nicht abschwor. Alle unparteiischen Leute erkennen an, daß die römische Inquisition ein Muster von Gerechtigkeit und Milde war.“ (Auskunft links.) Ueber Haiti: „Die Kirche hat Haiti verstoßen. Wenn sie ihn verurteilt hat, so geschah es nicht wegen seiner Leiden, sondern weil er das Wort der Ehrlichkeit, *Sonnescheide* nicht, soich ausgelegt hat.“ (Schlichter links.) Sie hat ihn aufgefodert, zu widerlegen, und als er dies nicht that, wurde

er verurteilt.“ (Auskunft links.) Ueber die Aufhebung des Edikts von Nantes: „Ist die bürgerliche Gewalt nicht gehalten, nach Möglichkeit für die Ehrlichkeit und für das Best der Seelen zu sorgen? Vom sozialen Gesichtspunkt aus ist es unbestreitbar, daß der Widerruf des Edikts von Nantes nicht getadelt werden kann. Uebereinstimmend steht der Verzicht auf diese Ehrlichkeit in seinem Verhältnis mit dem, was ein Krieger in London oder China leistet. Im ganzen hatte die Maßregel die Wirkung, daß eine Menge von Ungerechtigkeiten gegen die Katholiken wieder gut gemacht, daß eine große Anzahl errittir Franzosen zum modernen Glauben zurückgeführt wurde, und daß die Partheibüßigen des Königtums verfallen mußten und die zurückgebliebenen Exiliter in die Unmöglichkeit versetzt wurden, etwas gegen den nunmehr gesicherten Frieden und die Ruhe des Staates zu unternehmen.“ (Vorleser und Schlichter links.) Solche Ergebnisse wiegen reichlich die materiellen Nachteile auf, die der Auszug der Katholiken Frankreich zufügte.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Staatsgesetz im allgemeinen getadelt werden, „weil jedes Gesetz, auch wenn es durch die Einstimmigkeit der Bürger genehmigt wurde, unbillig und ungerecht ist, wenn es verdammenswert ist vor dem Gewissen und in den Augen Gottes.“ Sie werden sagen, daß sie eine philosophische These; aber wir haben auch eine praktische Anwendung. Das Ausschließungsgezet ist ein „unmoralisches“, denn „die Schreibung zerstört die Familie und zerstört die den Ruin der Gesellschaft.“ Die Ausschließung hat immer noch das zuträglich, „denn die Priester ist die Ursache der Lasten, die auf die Bürger der Republik lasten.“ „Ich regne vor des Gesetzes wegen“ und man kann „auf ihre Eingabe sich nicht verlassen.“ Das ist die Behauptung der Intoleranz! Nachstehend eine Stelle aus dem Brief eines Jünglings der Kleinen Brüder: „Man sagt die Kirche an, daß sie intolerant ist, aber diese Anklage ist absurd, denn die Toleranz, welche die Feinde der Kirche von ihr verlangen, das ist die religiöse Gleichgültigkeit, daß ist die Freiheit für Leben, die Religion auszuüben, die er will, wie wenn alle Religionen gleich gut wären, das ist mit einem Wort, der Indifferentismus, eine gottlose, absurde und traurige Lehre!“ Das ist die formelle Verurteilung der Gewissensfreiheit! (Schreie richtig, links.)

Ich sage: Wenn man in solcher Weise die Kinder lehrte, daß ihr Mitbürger, der ihre religiöse Ansicht nicht teilt und nicht der nämlichen Kirche angehört wie sie, notwendigerweise ein Anhänger der Unterdrückung aller Pflichten, ein Verbrecher aller Väter ist, allen Menschen nachjagt, alle Scham und alle Augen verleiht — dann ist man nicht anders, als daß man in der gefährlichsten Weise zum Haß aufregt. (Vorleser: Bischof links.) Die Angriffe sind jumeilen persönlich gegen einzelne Klassen von Bürgern gerichtet, die in folgenden Sätzen: „Der gegenwärtige Verfall Frankreichs ist verursacht von einigen Tausend Juden, die unser Land regieren. Wenn Frankreich eine jüdische und freimaurerische Regierung hätte, dann wäre es nicht, was es jetzt ist. Die wahren Feinde der Freiheit sind die Freimaurer und die Juden; sie können die Freiheit nicht geben, denn sie sind selbst nicht frei. Die Freimaurer und die Juden sind die Feinde der Gesellschaft, durch ihre falsche Forderung, ihren schmutzigen Geiz, ihren Hochmut; sie geben sich bei ihren Fellen Auszeichnungen in. (Auskunft: gemeine Heilerkeit.) Sie sind unerschämlich in ihrer Danks und sie sind es“ — wenn es unter Ihnen Freimaurer gibt, so werden sich dies an Sie — „die ihr ein wenig Geld ist unterhalb gereraten oder vielmehr das Votolum anderer, denn sie selbst haben keines.“ (Auskunft: links.) Koch ein letztes Wort: „Die Freimaurer, deren Gesellschaft in einem solchen Ziele der Weichen- rundenfrüchtheit der Sammelplatz aller Verderber eines Landes ist, haben zum Zweck, die Moral und die Religion zu zerstören. Verabschieden wir diese Ungehör, von denen Jesus Christus so lurchbare Dinge vorhergesagt hat, und halten wir unseren christlichen Glauben hoch gegen die Kräfte der Gezeiten, die zu erdrücken und zu leig sind, um Jesus Christus ins Angeicht hinein zu trosten.“ (Beifugung.)

Ich bin zu Ende. Ich wollte bloß diese Schriftsätze vor die Kammer bringen. Die Jury hat sie als erste Angelegen eines Weisheitsbandes angesehen, der nicht gebilligt werden kann; sie hat sich gelagt, daß dies eine befehdende, fortwährende Aufregung zur Zwietracht und zum Haß ist. Die Kammer wird, glaube ich, ebenso urteilen. Wenn ich mir füglich erlaube, meinen herabgezogenen Kollegen die Wun zu unterreden, so geschah es, weil er gesagt hat, was wir wollen, das ist die Aufhebung der Kammer des Staates über die Gewissen, die Verfestung der moralischen Einheit des Landes durch eben diese Kammer, das heißt durch die Gewissensfreiheit von bestimmten Lehren, die der Staat lehren und deren Annahme er allen Staatsbürgern aufzwingen würde. Diesen Glauben haben wir niemals gehabt; es sind vielmehr unser Gegner. Sie sehen es aus den Ausgängen der Lehren der Kongregationen, die den Angriff auf die bürgerliche Gesellschaft unternehmen und die alle Ideen zu unterdrücken suchen, die nicht die Ideen der Kirche sind. Ich beziehe mich auf das Prinzip der Freiheit! Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich, wenn man Sie vor Freiheit reden hört in dieser Frage des Unterrichts, wenn Sie die Freiheit anerkennen, um diese Lehren zu verteidigen, die allen Grundfragen der

modernen Gesellschaft zuwidern und vom Geist der Intoleranz und des Hasses befreit sind, die Gesellschaft Ihrer Zeit und die Verdienstlichkeit Ihrer Worte bewundern könnte, aber ich möchte bemerken, daß Sie nicht in der Folgerichtigkeit Ihrer eigenen Doktrin bleiben, jener Doktrin, die von den Republikanern Ihrer Partei formuliert worden ist. Ich erinnere mich der Worte des Vortrags Marquis, die Späher schon im Jahre 1880 hielt hat. Der Redner sagte: „Was redet man von der Unerschütterlichkeit! Es giebt kein Recht des Lehrens, als für die Kirche, und jede Freiheit kann nur gegen sie in Anspruch genommen werden. Wenn man in der katholischen Partei zu laut von der Freiheit spricht, dann bedient man sich einer Sprache, die nicht die Sprache der Kirche ist. Man führt Krieg mit dem Staat, um einen besseren Zustand zu bekommen, bis wir den vollkommenen Zustand erreichen. Das vollkommene System des öffentlichen Unterrichts, das einzige, das dem Normalzustand der Gesellschaft entspricht, das wäre, daß die Kirche allein, rechtlich und inhaltlich, die Leitung jedes Unterrichts auf allen Stufen besäße; das wäre, daß die allgemeine Oberaufsicht der Clementar-, der Mittels- wie der Hochschulen der Kirche übergeben würde.“ (Ironischer Beifall links.)

Das ist Ihre wahre Doktrin; sie ist bekämpft durch eine sozialgenauere Rundgebung der Gesellschaft Jesu. Somit ist die Frage klar und bündig gestellt. Wir wollen die Freiheit für das Individuum, für sein Wissen, und was wir bekämpfen in dem Maße, wie ich Ihnen erlauben werde, habe, daß die Kirche die Richtung, die den Weisern gegeben wird und die sich bald in die Gewohnheit verewaltet, daß die Bürger andere Bürger verdächtigen und beschimpfen, weil ihr Glaube, ihre Anschauungen verschieden sind. (Lärm im Centrum; Reflamationen links.) Was wir oerurteilen und was wir brandmarken, das ist die Intoleranz; was wir nicht wollen, das ist, daß man die Kinder dieses Landes lehr, schon dadurch, daß man nicht der gleichen Kirche oder derselben philosophischen Meinung angehört, sei man verdrängt der Vertreibung gegen die Fesseln der Pflicht, gegen die Vorschriften der Moral und gegen den Ruf des Vaterlandes. (Unterbrechungen rechts.) Was wollen Sie, daß die Kinder, die solche Lehren in sich aufgenommen haben, sich dabei denken, und was glauben Sie, daß sie eines Tages thun werden, wenn die Männer geworden sind? O, ich verheie wohl; man darf das nicht wörtlich nehmen; es ist der gewöhnliche Ton der Polemik in öffentlichen Blättern. Aber glauben Sie denn, daß die Kinder, in ihrem Alter, die Nichtigstellung dessen eintreten lassen, was ihnen die Politik eingiebt? Sie hören nicht und aufrechtig zu, was man ihnen vorträgt; sie hören es und glauben es. Sie hören nicht anders und sie werden infolgedessen auch nicht anders beherrscht, als was der Grund aller dieser Lehren ist: die Behauptung der absoluten Rechte der Kirche, der Pöb und die Verkümmung aller, die ihr nicht gehörend. (Beifall links.) Sie nehmen nicht und aufrechtig diese Rede an, sie glauben sie, daß es die Wahrheit ist, und später, wenn sie Männer sind, werden sie in die Straße hinausgeworfen. Das wird dann der Bürgerkrieg, der Religionskrieg sein! (Beifall, wiederholter Beifall links; Lärm rechts.)

Nachdem Bourgeois gendert und der Beifall der Linken vertraut war, beantragte Maurice Faure, diese Rede durch Anschlag in allen Gemeinden Frankreichs verbreiten zu lassen. Der Antrag Faure wurde mit 293 gegen 220 Stimmen angenommen.

Hierauf ergriß der Unterrichtsminister Lagueux das Wort. Er lieferte eine erschöpfende historische Darstellung der Frage, berief sich auf Portalès, Dupin, Thiers, Guizot und den Erzbischof Darboy, die übereinstimmend die Ansicht vertreten haben, daß die Leitung des Unterrichts dem Staate gehören müsse, und schloß mit folgenden Ausführungen:

Das Ideal der Kirche kann nicht das weltliche sein und kann überhaupt nicht das Ideal der menschlichen Gesellschaft sein. Es ist fonderbar, wenn man behaupten darf, daß die Nation, die im 17. Jahrhundert durch ihre Väter, im 18. Jahrhundert durch ihre Philosophen und an der Schwelle des 19. Jahrhunderts durch ihre Revolution den Menschengeist befreit hat, keine Kraft, erhabene und moralische Doktrin seiner Verantwortungen kennen. Es ist fonderbar, behaupten zu hören, daß das Land der Dekretes, Basal, Roussieus und Voltaire nicht in sich selbst lebende Prinzipien und Ideen finden könne, die zur Leitung der Geister und der Geistes nötig sind. (Beifall links.) Sollten die Mitglieder der Kongregationen, die außerhalb der Welt leben, am Hande einer Gesellschaft, die sie schlecht kennen, der sie misstrauen, oder die sie gar hassen, im Stande sein, eine bessere soziale und bürgerliche Moral zu geben? Was wird das Menschheitsideal von Tanten sein, die keine Familie haben und weder ihren Erzen, noch Brüdern kennen, die nicht das Leben der Nation lieben, die von diesem Leben weder die Stürme, noch die Begünstigung, weder die Prüfungen, noch die Hoffnungen kennen, die blinden und passiven Geforsam üben, deren höchste Tugend die Vernichtung des Geistes

und der Freiheit ist und deren Regel aus der Regation der Grundzüge unserer öffentlichen Rechte und des Geistes besteht, der die modernen Gesellschaften belebt? Heißt das, wie man so oft behauptet, daß wir Feinde der Religion sind? Das ist ein Barren, den man an die Unwissenheit richtet, wenn man ein Ende mit seinen Argumenten ist und wenn man ihr gewisse Familien einflößen will. Rein, der Staat und die Unwissenheit achten die Rechte des Glaubens. Der Staat will seinem Bürger irgend welchen religiösen Glauben aufzwingen. Er ist der Meinung, daß das Gebot des Gewissens eine unverlegliche Domäne sei. (Beifall links.) Er ist der Meinung, daß das Gewissen des Kindes, das noch zögert und zu schwach ist, um sich selbst zu verteidigen und das Mahr von Falschem zu unterscheiden, heilig sein muß, und daß derselbe ein geistliches Alibi sei, der es läßt, oder mit Jurellin befaßt würde. (Beifall.) Wir glauben auch, daß für eine eble Nation wie Frankreich die Exhilaration, Dokumente und Geschäfte nicht genügen und daß sie ein Ideal nötig hat. Dieses Ideal glauben wir zu finden in dem seit Jahrhunderten Gefühl für die Gerechtigkeit, für die Freiheit, für die soziale Solidarität und für das Vaterland. (Beifall gut links.) Die Unwissenheit, die man in diese Debatte heringebracht hat, kann besser als jede andere Einrichtung in diesem Lande die verdrängenden Bedürfnisse der Intelligenz und der Seele befriedigen. Der Direktor der Pariser Akademie, Herr Cravaiz, hat in seiner Rundrede die Unwissenheit nie losgelassen. Im Anfang des Jahres 1886 wurde die Anerkennung der bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen, befristet die Unwissenheit die Bedürfnisse dieser Gesellschaft, drückt ihre Wünsche aus und verfolgt eine weise, feste Toleranz. Star durch den gefunden öffentlichen Geist, antwortet sie ihren Geben mit Immut: durch das Beispiel der Lehrer, die unter den Augen der Familie den ungenügenden Ruf der Wissenschaft, der Pflichttreue und der Menschwürde ausüben; durch ihre Disziplin, die sie auf die Bemutung hält und aus dem Rinde einen Mann macht, der seiner Zeit und seinem Lande angehört; durch ihren Unterricht endlich, der, aus den erhabenen Quellen geschöpft, die Freiheit der menschlichen Erkenntnis aufrecht hält, aber das Gewissen achtet und niemals zugelassen hat, daß die Glaubensfreiheit seinen Teil der Oberanfertlichkeit ausmache.“ (Beifall links.) Wenn Sie der fronzösischen Jugend ein höheres Ideal zeigen können, wenn Sie ehler, ungenügendere Lehren und eine reinere Moral haben, dann lassen Sie uns sie kennen lernen! (Beifall links.) Die Kammer ist in: Wohl oder Elemente des Progresses, der sich vor ihr geföhrt wird. Sie wird sich in der Aufrechterhaltung der Rechte des Staats nicht weniger zeigen, als die Parlamente der Restauration und der Juli-Revolution. Sie wird unseren nationalen Traditionen treu bleiben, und indem sie die Vorlage genehmigt, wird sie wieder einmal die wahre Freiheit und die Grundlagen unserer ganzen öffentlichen Rechte verteidigen. (Beifall links.)

Anerkennung der Volksschule. Wie die preussische Volksschullehrerschaft über die Haltung des Unterrichtsministers Dr. Studt und seine Schulpolitik denkt, das spricht das Organ des Preussischen Lehrervereins, die „Neue pädag. Ztg.“, der die „Preuß. Lehrzeitg.“ zumifimt, mit folgenden Worten aus:

Die Besichtigungen, daß der Justusminister Dr. Studt in freiden und schulpolitischen Hinsicht dem Standpunkte der konservativ-klerikalen Rechte des Abgeordnetenhauses viel näher liege, als man ursprünglich annah, und daß dies aus allmählich zu Tage treten werde, haben sich im Laufe der Verhandlungen über den Kultusetat verfestigt. Die verhältnismäßig hohe Befriedigung des Erzen über die Gestaltung des Ministeriums ist begründet, nachdem dieser im Laufe der Verhandlungen eine beachtenswerten gründlichen Reformfähigkeit auf dem Gebiete des Schulen- und Schullehrers gegeben hat. . . . Herr Dr. Studt hat den Verbänden im konservativen und ultrakonservativen Lager eine besondere Freude bereitet, indem er die Wiederherstellung der geistlichen Schulaufsicht als sein Ideal bezeichnet. Es ist also die Gefahr erstanden, daß demnach mit allen Erziehungswissenschaften jäh gründlich gebrochen und das Verlangen aller Pädagogen vernichtet wird, die eine sachgemäße Schulaufsicht als eine Grundlage für eine geistliche Jugendbildung betonen. Man muß wissen, daß Herr Dr. Studt in der Hochschulpolitik gegen den Alerikalismus noch mehr leidet, als bei Geß. Heißt. Daß das Verhältnis der preussischen Lehrerschaft zu ihrem Chef mit dem Minister Doffes ein gänzlich anderes werden müde, war an bestimmter Stellen schon früher klar, und daß das Begünstigungstetragramm, welches der Vorstand des Preussischen Lehrervereins im vorigen Jahre von Köln aus dem neuen Chef der preussischen Unterrichtsverwaltung zum ersten Mal sandte, unbekanntet blieb, war ein nicht mißzuverstehendes Zeichen nach dieser Richtung.

Diesen Auslassungen fügt die „Schulform.“ hinzu: „Man muß die Zeiten v. Mühlers zurückgehen, um einen Unterrichtsminister zu finden, der die gesamte Lehrerschaft gegen sich hat, wie Herr Studt.“

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Danzig. Am 13. März Abends sprach in der Ehrentischen Aula Herr Professor Dr. Bruno Keier aus Berlin vor der Danziger Gesellschaft für ethische Kultur über Grund und Zweck der ethischen Bewegung. Redner ging davon aus, daß ein allgemeines Gefühl der Nicht-Verzweiflung vorhanden ist, dessen Berechtigung wohl nur einigen Fanatikern einseitiger Richtungen zweifelhaft ist. Allen Rednern regte sich jenes Gefühl als natürliche Folge der allgemeinen Fühlens, so hervor, daß die unmittelbar hinter uns liegenden gewaltigen Fortschritte auf allen Gebieten anerkannt werden müßten. Die materielle Kultur zunächst wird in ihrem nachfolgenden Wert gemindert und überflüssig. Ihre Segnungen schaffen in der Regel erst Bedürfnisse, und deren Verzweiflung verleiht sehr bald den Neiz, sucht zum Gewöhnlichen, zum selbstverständlichen hinab. Von dieser Seite ist aber auf ein behagliches Gefühl der Befriedigung überhaupt nicht zu rechnen. Günstiger steht es um die intellektuelle Kultur. Jedoch befindet sie sich in einer nicht erfreulichen Umwidmungslage. Die an Ergebnissen überaus reichende Spezialisierung der Forschung hat den Einblick in das Verständnis für die großen Zusammenhänge und die Einheit der Erkenntnis getrübt und zu einseitigen Ueberhebungen und wechselseitigen Anfeindungen geführt. Schlimmer aber noch ist das Zurückbleiben hinter den berechtigten Forderungen der Weltanschauungsbefreiung ihrer Teilnahme an den wissenschaftlichen Ergründungen. Hier seien einige große Streichlichter auf den Zustand unseres öffentlichen Unterrichts. Namentlich wurde hier von höheren Schulen unbedingte Abschließung der beiden Geschlechter gefordert, und als das handlichste und auch sachlich beste Mittel, eine gründliche Wandlung herbeizuführen, die Gedacation, die Auszubildung in gemeinsamen Unterricht für Knaben und Mädchen, dringend empfohlen. Hierzu reichte sich ein Blick auf die künstlerische Kultur, bei dem der Redner — bekanntlich Kunstforscher — mit der „Moderne“ etwas unbarmergig ins Gericht ging, mit seinen sachlichen und von den weisesten Gesichtspunkten ausgehenden Ausführungen aber überwiegend so etwas wie das Gefühl einer Befreiung bei den Hören

auszufließen schien. Jedenfalls, meinte er, könnte die künstlerische Kultur, da sie doch immer nur vereinzelte Reichtümer zu erhaschen vermöge, allein nicht vor der Nöthigkeit. Folgt die ethische Kultur, in erster Linie nach den Gebildungen von Mensch zu Mensch, darnach in den höheren Gebieten des Gemeinwohlstandes, wie in die innere und äußere Welt hinein. Hier wurde mit fester Ablehnung utopischer Schwärmereien, doch auf die mannigfachen Erregungen und Wirrungen, auf den Mangel des Verständnisses und des Willens für gründlichste Lösung der Probleme ein Härendes nicht geworfen. Dem hier selbstverständlich an Einzelheiten besonders reichen Vortragem verträglich zu folgen, ist unmöglich. Er spielte in dem Nachwort, doch die treibenden Ideen und Kräfte für die Erneuerung von der Ethik entnommen werden müssen, und lang in der Aufforderung zu reger Beteiligung an dem Werk der ethischen Kultur aus.

Briefkasten.

H. K. in C. Das Nachrichtenblatt des „Zentralauslasses der Reformvereine“ wird in Zukunft der Eth. Kultur nicht mehr beigelegt. Auch hat die Abteilung Berlin der D. G. G. R. ihre Verbindung mit dem Zentralauslass gelöst.

Berichtigung.

In dem Artikel „Die Verhütung des Verbrechens“ bitten wir folgende Druckfehler zu berichtigen:
 S. 153, Sp. 2, 3. 24 v. oben: statt Randsteg: Randsteg.
 S. 154, Sp. 2, 3. 11 v. unten: statt bann: denn.
 S. 155, Sp. 1, 3. 16 v. oben: statt den geistlich: der geistlichen.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

FINOT,

Die Philosophie der Langlebigkeit

(La Philosophie de la Longévité).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred S. Fried.

Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschen am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom Geheimnis des Werdens und Seins, vom Grauen des Vergehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht damit, hygienische Regeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

Dr. Brehmer's Heilanstalt

Göbersdorf in Schlesien.

Cherfurt: Geb. Rath Dr. med. Petr. [?], Assistent von Dr. Brehmer.)
 bekannt als
 1844 ge-
 gründ. sanato-
 rium (Lange-
 krank, die
 Geburtsstätte d.
 heute massen-
 gebendsten The-
 rapie der
 Phthisis.
 Winter- und
 Sommer
 geöffnet
 Pension sch. n
 von Mk. 10.
 pro Woche an.

Nachweis über
 allmähliche
 a. Therapie d.
 chronischen
 Lungen-
 schwind-
 sucht" von Dr.
 Herrmann
 Brehmer,
 Verlag Berg-
 mann,
 Wiesbaden.

Prospekte gratis durch die Verwaltung.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Der zu **Mittwoch**, d. 22. (auf einigen Karten versehenlich **Sonabend**, d. 22.) Mai angekündigte Vortrag des Herrn Justizrat Dr. Rothe wird im Einverständnis mit dem Herrn Vortragenden auf künftigen Herbst (nach der Sommerpause) **verlagt**. Es findet also im Mai und Juni kein weiterer Vortrag statt.

Dagegen laden wir unsere Mitglieder und Gäste zu einer Landpartie: **Sonntag**, den 9. Juni, ein. Ausflug nach Grünau, Müggelberge, Hirschgarten. Abfahrt: Bahnhof Friedrichstr. 9 Uhr 10 Min. Vorm. Abmarsch von Grünau 10 Uhr. Wanderzeit ca. 3 Stunden. Waldpfad. Um 2 Uhr in Hirschgarten (Restaurant zum Aussichtsturm) Mittagessen, Gehet 1,25 Mi. Nachzügler oder Nicht-Wanderlustige benutzen die Vorortbahn Berlin—Erftner oder Dampfschiffe ab Jannowitz-Brücke—Copenick—Hirschgarten. Abends ca. 6 Uhr Rückfahrt per Dampfer oder Bahn.

Der Schriftführer: **Dr. Penzig.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin S.W. 19, Romanbantenstr. 14. — Druck: J. E. Preuß, Berlin S.W., Romanbantenstr. 14.

Deutsche Hausfrauen!

Die in Ihrem Kampfe ums Dasein schwer ringenden Frauen!

Thüringer Handweber bitten um Arbeit!

Dieselben bieten an:
 Thüringer, Serwetten, Taschentücher, Hand- und Küchenlappen, Schmeißtücher, Rein- und Halb-Leinen, **Rottweige Bettdecken** und **Drills**, **Halbwollene Kleiderstoffe**, **Älterlingische** und **Sprachdecken**, **Küchener-Decken** u. s. v.
 Sämtliche Waaren sind gute Hand- fabrikkate. Viele tausend Anzeigens- schreiben liegen vor. **Muster** und **Preis- verzeichnisse** stehen auf Wunsch **portofrei** zu Diensten, bitte verlangen Sie dieselben!

Thüringer Weber-Verein Gotha

Vorstand: C. F. Gröbel,
 Kaufmann und Landtagsabgeordneter.
 Der Unterzeichnete leitet den Verein kauf- männisch ohne Vergütung.

Verleger:
Johann Cadenberge,
Preis viertel 1,50 M.
Sind abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Post-Zeitungsstelle
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Kommanditgesellschaft Dr. W. F.
Bielefeld
1419 und
freier Vereinigung.
Kasseler in allen
Kasseler Buchhandlungen
und in der
Kasseler Nr. 19.
Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizpdt.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soreffer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 1. Juni 1901.

Nr. 22.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Die sittlichen Pflichten der Verteidigung im Strafprozeß. Von Dr. O. Ketter (Karlsruhe). — „Waldholzerboom“ als Philosoph. Von Willy Schlüter-Cadenberge. — Handelsethik. Von Mil Richter, Leipzig. — Streiflichter: Der zweite Schritt. Aus der ethischen Bewegung. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Wiederholte Klagen über unregelmäßige Lieferung der Eth. Kultur veranlassen uns zu der Bitte an unsere Abonnenten, jeden einzelnen Fall unter genauer Angabe des Namens und der Bezugsstelle mitzuteilen, damit in wirksamer Weise Abhilfe getroffen werden kann.

Verlag für ethische Kultur
Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Die sittlichen Pflichten der Verteidigung im Strafprozeß.

Von Dr. O. Ketter (Karlsruhe).

Veranlaßt, aber nicht bedingt, durch aktuelle Vorfälle der letzten Zeit, hat sich im Kreise der Juristen eine Kontroverse entsponnen über die sittlichen Pflichten des Verteidigers im Strafprozeß, die weit über den engen Kreis der Jurist hinaus Beachtung und Bedeutung beansprucht. Es sind nahezu typische Gegenfälle, die soweit die Frage eine ethische ist (und also in ihrem wesentlichen Teil), hervortreten. Und auch soweit sie rein juristisch ist, scheint es wertvoll, vom ethischen Gesichtspunkte dieselbe zu beleuchten.

Die Frage ist, wie gesagt, wohl veranlaßt, aber nicht bedingt durch neuerdings stattgehabte Vorkommnisse in Kriminalprozeßen. Mag auch das Interesse der breiteren Öffentlichkeit für die in Frage stehenden Konflikte dadurch an Stärke gewonnen haben, der Konflikt als solcher ist mit dem Begriff der Verteidigung so innig verbunden, daß wohl kein praktisch thätiger Kriminalist oder ein Theoretiker, der sich mit den Fragen des Strafrechts und Strafprozeßes befaßt, jemals sich selbst von der Notwendigkeit befreien konnte, für sich, seinem Gewissen, seiner Menschheit- und Standespflicht gegenüber eine ihn persönlich bindende Entscheidung zu treffen.

Der Kern der ganzen Frage ist der: Ist ein Verteidiger verpflichtet, sich in keinen Anträgen leiten zu lassen von der persönlichen Ueberzeugung, die er von der Schuld oder Nichtschuld seines Klienten hat? Gebietet ihm die Pflicht der Wahrhaftigkeit, wo er von der Schuld überzeugt ist, dies zu bekennen, oder verbietet ihm das seine Pflicht

als Verteidiger? Gebietet ihm die Pflicht als Verteidiger, auch da für nichtschuldig zu plädieren, wo er persönlich von der Schuld überzeugt ist, oder verbietet ihm das die allgemeine Pflicht der Wahrhaftigkeit? Auf der einen Seite die Förderung der Sittlichkeit, auf der andern die Veranbsplicht; ständen beide, wie es scheint, in schroffem Gegensatz, so wäre es ein Konflikt der Pflichten, ernst genug, um den Einzelnen vollauf zu entscheiden, wenn er im konkreten Fall denselben unrichtig entscheidet. Ja, man wird selbst, wenn man die Gegenfälle nicht als unbedingt vorhandene kennen lernt, doch aus der Thatfache, daß der Konflikt auf den ersten Blick so schwer scheint, zu einer milderen Auffassung der Verteilung eines ernsthaften und gewissenhaften Verteidigers neigen. Freilich soll dabei nicht geleugnet werden, daß es vereinzelte Elemente auch im Anwaltsstande giebt, die die Frage nicht als Konflikt verschiedener Pflichten fassen, sondern die ganz einfach rechnen: Meine persönliche Ueberzeugung ist gleichgültig; die Hauptsache ist, daß ich meinen Klienten frei bekomme, auch wenn und gerade wenn er schuldig ist. Das mehrt mein Ansehen, vergrößert meine Praxis und kommt in Summa meinem Geldbeutel zu statten. Keine Wehklage über den schweren Kampf und Dasein und die starke Konkurrenz kann aber darüber hinwegtäuschen, daß eine dergestalt gewissenlose Auffassung des Verteidiger-Verufes keiner ernsthaften Widerlegung würdig ist. So lange es Menschen giebt, wird es auch solche geben, die um des flüchtigen Augenblicksgenußes willen ihren sittlichen Menschen zum Opfer bringen. Es belastet den Anwaltsstand als solchen durchaus nicht, daß auch er von solchen — glücklicherweise vereinzelt — Elementen nicht frei ist. Prinzipiell aber wird man sagen dürfen, daß der Anwaltsstand bestrebt ist, die Auffassung zu rechtfertigen, die der bekannte Berliner Kriminalist v. Liszt gelegentlich eines Vortrags über unsere Frage im Berliner Anwalts-Verein aussprach: „Der Beruf des Verteidigers ist ein edler, der besten Kräfte würdiger. Dazu gehört eine ausgedehnte Kenntnis von den verschiedenen Gebieten des Wissens, reiche Lebenserfahrung, ein weiter psychologischer Blick, kampfbereite Geistesgegenwart und eine gewinnende, an Verstand und Herz sich wendende Beredsamkeit. Wie der Arzt und der Priester in das menschliche Elend und Laster hineinabsteigen müssen, so ist, dem Angeklagten in dem Kampf für Freiheit und Leben seine hilfreiche Hand zu bieten, ein gewiß gleich vornehmer und würdiger Beruf.“ Ist diese Charakteristik des Verteidigerberufs richtig — und daß dem so ist, scheint einleuchtend —, so ist damit die in Rede stehende Kontroverse nach bestimmter Richtung entschieden. Es ist vollkommen klar, daß in der von v. Liszt dargelegten Weise nur der Ver-

teidiger seinen Veruz erfüllen kann, der volles Vertrauen von seiten seiner Klientel sowohl, wie von seiten der ihm gegenüberstehenden Richter genießt und der, was freilich viel wesentlicher ist, dieses Vertrauen durch seine Persönlichkeit, durch Charakter und Bildungsgrad, durch Wort und Tat rechtfertigt. Und dies nicht nur im Einzelfall; denn das Wesen unseres Vertrauens beruht gerade darauf, daß man in Bezug auf eine bestimmte Persönlichkeit in ihrer Ganzheit den unerschütterlich festen Glauben hat, sie werde sich immer und stets so betätigen, wie wir es von ihr voraussetzen, als sittlich hochstehender Mensch mit festen, unbegleitbaren Grundfassen. Es sind daher erst die sittliche Forderungen, die der Veruz des Verteidigers als solcher mit sich bringt.

Damit zeigt sich zugleich die Unrichtigkeit eines Standpunktes, der in der vorliegenden Frage eingenommen wurde. Ein tief bedauerlicher Gang zum Formalismus, zum Kleben an den Buchstaben des Gesetzes auf Kosten des freien, hohen Geistes, der in dem Buchstaben lebt und sein Recht verlangt, ist ja leider bei manchen Juristen nichts Seltenes. Es ist auch freilich um so vieles leichter, im Einzelfall die vielgestaltigen Tatsachen des Lebens in das Prostrafesbett des juristischen Schemas zu stemmen, als aus dem Leben selbst heraus sich das dem Sinn des Gesetzes und der Gerechtigkeit entsprechende Recht herauszuarbeiten. Doch auch das gegebene Gesetz ist nur eine Stufe in dem Entwicklungsgang des Rechts und auch in dieser zeitlichen Erscheinung der Grundidee des Rechts müssen wir eine approximative Verwirklichung des Gerechtigkeitsideals erblicken. Nur was gerecht ist, ist darum Recht; und nie kann eine Ungerechtfertigt durch positives Gesetz gerechtfertigt werden. So steht es nicht in Zweifel, auf welcher Seite das Recht liegt, wenn ein Jurist behauptet: „Aber allen, noch so trefflichen juristischen Grundfassen stehen die sittlichen Gesetze“; und ein Anderer entgegnet: „Richter, Staatsanwalt und Verteidiger, sie sind alle an die Formalien des Prozesses gebunden. Mit dem Sage „über allen juristischen Grundfassen stehen die sittlichen Gesetze“ kommen wir für den Strafprozeß und die Stellung des Verteidigers nicht aus.“

Ist nur der Jurist, der sich dem Studium des Rechts geweiht hat, so ist die letztere Behauptung in tieferem Sinne nicht nur unrichtig, sondern unjuristisch.

Aber der Konflikt der sittlichen und beruflichen Pflichten ist damit noch nicht entschieden, daß man einseht, daß juristische und sittliche Gesetze im innersten Wesen sich nicht widersprechen. Es bleibt die Frage, wo im Konflikt der Pflichten im Einzelfall das Wahre liegt. Da läßt sich jetzt freilich mit Sicherheit so viel sagen: der Verteidiger darf nie und nimmer etwas sagen, was gegen seine persönliche Ueberzeugung geht; damit würde er das Vertrauen, auf das sein Veruz sich stützt, in seiner Wurzel zerstören. Also soll er, von der Schuld seines Klienten überzeugt, auch für Verurteilung plädieren? Das wäre widerständig und hieße dem Staatsanwalts die Arbeit abnehmen, der als offizielles Anklage-Organ doch wahrlich in den meisten Fällen alles eher, als eine Unterstützung seitens der Verteidigung erforderlich scheinen läßt. Es ist daher ebenso unrichtig, wie oben gesehen, aus dem Formalismus des Rechts seinen Weges zur Sittlichkeit zu folgern, wie etwa die sittlichen Pflichten schlechthin und unbedenken zu Rechtspflichten zu erniedrigen. Der Umkreis der sittlichen Pflichten ist ein viel weiterer und tieferer, als der der rechtlichen Pflichten. Die Rechtspflichten liegen wohl in diesem Kreis, aber sie bedenken sich nicht mit ihm. Daher kann auch nicht, wie es seitens einiger Juristen in gewiß gütlicher Weise geschieht, der kategorische Imperativ der Wahrhaftigkeit als einzig ausschlaggebend in das Rechtsleben herübergenommen werden.

In den Rechtsnormen prägen sich die Mindestforderungen aus, die ein Kulturvolk auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung an seine Kulturgenossen stellt und deren Annehmlichkeit der Staat als die organisierte Kulturgemeinschaft garantiert. Mag auch die Entwicklungsgeschichte des Rechts eine fortwährende Annäherung der Rechtsforderungen an die sittlichen Forderungen deutlich zeigen, so entwickeln und verfeinern sich doch auch im Laufe der Entwicklung die sittlichen Forderungen und Ideale. Die Divergenz zwischen Rechtspflicht und sittlicher Pflicht liegt darum im Wesen beider Kulturkräfte begründet und ist folglich notwendig. Das Recht ist stets, wie ein hervorragender Rechtsphilosoph der Gegenwart es definierte, das ethische Minimum.

Die sittliche Mindestforderung in der Frage der Wahrheitspflicht ist, nichts zu sagen und zu thun, was mit unserer inneren Ueberzeugung in Widerspruch steht. Alles zu sagen und zu thun, was unserer inneren Ueberzeugung entspricht, das ist wohl die theoretisch unantastbare Forderung, die aber doch nur wenigen Menschen gegenüber und in wenigen Lebensverhältnissen in ihrer ganzen Schönheit voll gelebt werden kann.

Hier liegt, wie Eingangs betont, das Typische von der scheinbar rein juristischen Kontroverse. Die sittliche Forderung des Lebens ist eben nicht, wie die rigoristischen Moralphilosophen annehmen, immer und in allen Fällen keine Handlung unbedingt durch die höchsten sittlichen Forderungen bestimmen lassen, sondern seinen ganzen Menschen, sein inneres Wesen in Einlang bringen mit jenem Ideal, und dann im Einzelfall nach Möglichkeit thun, was in der Richtung auf jenes Ziel liegt. Wir begegnen hier in der Moral denselben Wegeslagen zwischen formalistischer und selbständig-freier Auffassung der verpflichtenden Forderung, wie eben unter den Juristen. Und auch hier wird unsere Entscheidung nach dem Grundsatze gesehen müssen, daß das Gute nicht des Besseren Feind werden darf.

In Strafprozessen haben wir es, um die Folgerungen daraus für den konkreten Fall zu ziehen, mit der Tatsache zu thun, daß sich Staatsanwalt und Verteidiger als Parteien gegenüberziehen. Es soll freilich nach dem Wortlaut der deutschen Strafprozeß-Ordnung der Staatsanwalt das Entlastungsmaterial genau so objektiv prüfen, wie das Belastungsmaterial. Was es aber mit der „Objektivität“ für eine Bewandnis hat, das zeigt sich, wie v. Liszt in jenem Vortrag mit Recht scharf hervorhob, in der weiteren Bestimmung des Gerichtsverfassungsgesetzes: „Die Beamten der Staatsanwaltschaft sind verpflichtet, den dienstlichen Besungen ihrer Vorgesetzten nachzukommen.“ Mit Recht bemerkt v. Liszt: „Auf Anweisung hin hat der Staatsanwalt auf Verurteilung zu plädieren, auch wenn er von der Unschuld des Angeklagten überzeugt ist, und umgekehrt. Dies würde sich als eine Verhöhnung des Rechts darstellen, wenn es auf die persönliche Ansicht des Staatsanwalts überhaupt ankäme, und dieser nicht lediglich als Vertreter des einseitigen Standpunktes der Anklagebehörde in Wirksamkeit träte. Gerade weil er das und bloß das ist, trägt er nach Ansicht des Gesetzes am meisten zur Aufhellung der Wahrheit bei.“ Ueber die Zweckmäßigkeit dieser Vorschrift kann man freilich seine eigenen Gedanken haben; und eben so wird man es dem einzelnen Beamten überlassen müssen, wie er persönlich unter der Herrschaft dieser Vorschrift sich mit den unter Umständen unzweifelhaften Beeinflussungen seines sittlichen Menschen abfindet, die daraus hervorgehen können. Das steht jedenfalls fest, daß die dargelegte Neuherung v. Liszts positives Recht ist, und daß damit jeder, der in die Lage kommt, als Angeklagter vor Gericht zu stehen, den Wirkungen dieser Vorschriften ausgesetzt ist.

Erwägt man zudem noch, wie bei der vielfach mangelhaften Ausbildung der jungen Juristen in allen nicht streng fachwissenschaftlichen Gebieten (Kulturgeschichte, Soziologie, Psychologie, Ethik, Rechtsphilosophie etc.) und bei der steigenden Anlagethätigkeit der staatsanwaltschaftlichen Beamten in praxi eine bedeutliche Tendenz zu einseitiger Auffassung des Thatbestandes zu Ungunsten des Beschuldigten begünstigt wird, so ergibt sich die Notwendigkeit einer Gegenwirkung mit doppelter Klarheit aus den Einrichtungen des positiven Rechtes und aus den Bedürfnissen der Praxis. Das nun ist die Stellung des Verteidigers; und daraus folgen seine Pflichten.

Er muß dem Staatsanwalt das Gegengewicht halten. Vertritt dieser den Standpunkt des Staates und ber in ihm veresteten Gesamtheit der Rechtsgenossen, so hat der Verteidiger die Pflicht, den Standpunkt des Individuums zu vertreten, das mit seinem Einzelwillen die Forderungen durchbrach, die der Gesamtwille als für alle bindend feststellte. Er muß sich hineinleben in das Seelenleben seines Klienten, nach den Motiven jüden, die dessen Handlungsweise bestimmten, nach den Gründen, warum seine sittlichen Hemmungsvorstellungen der Bildung des Entschlusses oder seiner Keuherung entgegenstraten, die Einflüsse der Betörung, Erziehung und Gewöhnung zu erforschen trachten, die den Verbrecher zu seiner Handlungsweise drängten.

Der Staatsanwalt dagegen wird suchen, den Standpunkt der Gesamtheit zu vertreten, die durch die That geschädigt wurde; die Minderung des Ansehens, die das Recht erlitt, wenn seine Verletzung nicht in bestimmter Weise ausgeglichen würde; die Intenrität festzustellen suchen, mit der sich der Einzelwille gegen die Gemeinschaft gerichtet hat, ob es in augenblichlichem Impuls, oder in gewohnheitsmäßiger Betätigung geschah.

Ueber diesen beiden Standpunkten aber steht der Richter. Er hört beide, den Staat und den Verbrecher, die Gesamtheit und das Individuum. Er wird feststellen, ob und wie schwer die Schädigung ist, ob und in welchem Grade eine Schuld des Thäters vorliegt. Darnach wird er sein Urteil fällen. Eine schwere, Menschenkraft weit übersteigende Aufgabe. Aber auch hier heißt es: mit aller Kraft und tiefstem Willen das Beste thun, das zu thun möglich ist.

Schließlich lösen sich viele praktische Zweifel durch den einfachen Gedanken auf, daß, wenn man die Schuld so versteht, als Aufsehung des Einzelwillens gegen den Gesamtwillen, es stets unendlich viel besser ist, es kommt einer frei, der schuldig ist, weil das Ueberführungsmaterial nicht ausreicht, als es wird einer verurteilt, der unschuldig ist, indem wir Verdachtsmomente durch persönliche Ueberzeugung ergänzen. Der Verteidiger, der persönlich von der Schuld seines Klienten überzeugt ist, wird so das Material prüfen, ob es einen sicheren Schluß auf „Schuldig“ zuläßt; er wird den Richter auf die Mängel des Beweismaterials hinweisen und sich selbst und den Richter zu der Vorsicht nötigen, die uns beschränkten Menschen in so ernsten Dingen wie der menschlichen Freiheit bringen noththut.

Fassen wir also die Grundsätze der Stellung des Verteidigers zusammen, so läßt sich sagen: der Verteidiger soll Hilfe sein dem Verirrten, den sein Verstum der staatlichen Strafe aussetzt. Er soll versuchen, die Richter aufzuklären darüber, wie die That innerlich zu stande kam; er, der in monatelangem Verfehr die Persönlichkeit seines Klienten kennen gelernt hat, soll den Richter mit ihr bekannt machen. Endlich soll er den Richter auf die Mittel hinweisen, die nach seiner Ueberzeugung den Schuldigen auf den rechten Weg zurückführen können. Ach glaube nicht, daß je im Leben ein Fall so gelagert ist, daß

diesem verstandenen Eindringen in das Innere des Thäters eine unüberwindliche Antipathie auf seiten des Verteidigers gegen den Verbrecher im Wege stünde. Freilich, diese verschönde Gatte, die darum noch lange nicht alles verzeiht, ist nicht jedermanns Sache. Und der derzeitige Zustand unseres Strafvollzuges läßt die Schwierigkeit für den Verteidiger, die dargelegte Stellung thatsächlich consequent durchzuführen, bedeutlich sich steigern.

Darum ist eben die Verteidigung im Strafprozeß ein besonderer Beruf, der seine besonderen Leute braucht, die sich ihm mit ganzer Kraft widmen. Und die Schwierigkeit seiner Verthätigung kann hier wie sonst nur ein Sporn sein, das für richtig Erkannte auch zu bethätigen, seinen Beruf nicht nur zu studieren, sondern auch zu leben.

„Waldorferboom“ als Philosoph.

Von Willy Schäfer-Gadenberge.

Wir leben in einer höchst wertwürdigen Zeit! Die Sterne fliegen, die Räume philosophieren und die Welt, die wir als Chaos sahen gefühlloser Atome, ward Schönheit, Spiel und Tanz.

Ein Zauberer kam. In hellem Tageslichte hat er den Staub zu „Eisen“, den Tod zum „Jungbrunnen“ umgeschaffen. Und solche Worte sprach er, daß, wer ihn hörte, dem brannte ewig im Herzen „die süße Leidenschaft für das Leben in der Natur“.

Die Kiefern und Wacholderbäume des Waldes „an der Moorlale“ seiner Heimat nennen unseren Zauberer „Merlin“, — „der die Sprache der Bäume und aller Waldwesen versteht“. Wir, die Menschen, nennen ihn Dr. Bruno Wille. Verzeihet stehen die Mysterien seiner Magie in einem laubaren Buche, genannt „Eisenbarungen des Wacholderbaumes. Roman eines Althebers“, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig.

Ein Meister spricht aus diesem Werke, der uns nicht „bemeisert“. Ganz unaudringlich möchte er unsere Wahrnehmungsfähigkeit reinigen, berichtigen, steigern — das ist alles. Stimmt Euer Denken ein in die ganze Wirklichkeit, seid verständig mit allen Geistesfunktionen, mit den „synthetischen“ sowohl, als mit den „analytischen“. Thut das, was jedes Kind thut. Schaut frisch, lebendig und klar. Laßt sie Euch wiedergeben die ganze Kraft des Wahrheitsfühlers, Wahrheitssehens, die höher ist, als alle Rubriken- und Linien-Vernunft. Öffnet die Sinne! Weht Euch den Reichtum freien Schwanens selbst jurad!

Diese Mahnungen scheinen nicht weit zu greifen. Wer sollte zögern, sie zu befolgen? Nichts in der Welt scheint leichter zu sein. Aber vergessen wir nicht, es ist ein Magier, der sie auspricht. Aus diesen ganz einfachen Mahnungen hat er den Zaubertrab gemischt, der allem Sein: Sternen, Pflanzen und Felsen, Geist und Leben entlodt.

Ein flüchtiger Rückblick. Die Franzosen haben ihren Michtel gehabt, einen anderen Merlin, der in seinem Buche über den „Vogel“ die Sprache des Meichers, der Nachtigall, des Kolibri mit der „Einbildungskraft des Herzens“ interpretierte. Er entkamst uns, betäubt uns, reizt uns in Hallucinationen durch einen fast wilben Stil. „Die Nachtigall ist Gott in diesem Buche“, hat Taine in einem seiner Essays geäußert, und Michtel ist ihr Prophet. Während er sie hörte, hat er Visionen gehabt, ganz wie Wahromer“. Das giebt einen aufregenden, unvergleichlichen literarischen Genuß. Aber zuletzt ist uns das Tierreich (in diesem Falle die Vogelwelt) nicht näher gebracht. Wir hören die Pottschaf, haben aber keinen Glauben. Und wie steht es mit dem dänischen Merlin, dem Wärdendichter

Andersen? Er hat einen scharfen Blick für individuelle Züge an Tieren, Tannen, Blumen, Stopfnadeln, Tüchlein; seine Schöpfungen sind unvergängliche Kunstwerke, Zeugnisse eines reinen, sonnigen Geistes. Aber Märchen sind — Märchen! Es fehlt der Dichter, der, wenn wir die Allegorien des Lebens und Fühlens einmal ins Auge fassen, nicht nur mit künstlerischen, sondern auch mit logischen und wissenschaftlichen Mitteln die Allseele und verständlich macht.

Bruno Wille durfte es wagen, diese Lücke anzufüllen. Er beherrscht alle Momente exakter Naturerfassung und verfügt über eine traumähnliche künstlerische Divination. Ein edler „Märchenprinz“, bringt er sie zusammen die „Perlen der Königstochter“, tauschend an der Zahl, die aufzusuchen sind im Walde unter dem Moos und „dass seine daran fehlen“. Er holt heraus den „Wunderschlüssel“ aus dem tiefen, tiefen See, den Schlüssel, ohne welchen niemand in die „Schlafkammer“ der Königstochter bringt. Sein wird mit Geist und Leib und Seele, Allleben, die holde Braut.

Und dies ist seine erste Botschaft an alles Volk: „Rehmt hin die Schätze aus meinen Schlössern! Lang! fragt er: wer belebt die Seele, die vor Hunger friert und darbinstet? Hier ist Speise für den Willen, hier sind erbauende Gedankenwerte, hier ist Geist, in dem der Stummer verliert. „Stille“ werdet Ihr finden, „Harmonie“ — „fromme Allbetrachtung“. — „Gehrt ihr vor dem Geheimnis“. — „Nehmet! Ich werde darum nicht ärmer.“ — „Keiner kann den Reichtum zählen, zählt er auch ohn' Unterlaß.“ — — —

Nicht jeder aber findet den Weg zu den Märchenschlossern. Man muß zunächst sich fleißig orientieren. Die Grundbegriffe unserer Natur- und Lebensanschauung sind umzuformen, umzustellen, tiefergehende Irrtümer sind zu entfernen, das ganze Denken ist umzustimmen, zu Mut und Freiheit zu erheben. Der Geist, der seinen Schritt tut, ohne sich umzusehen nach Formeln und Festsetzungen, muß zu sich selbst sich bekennen, in heiler Selbstkraft Eigen-Gebanken bilden. Das All ist ein Spiegel. Erst muß sich der Geist in seiner Ganzheit erschaffen und alle Begriffe dieser Ganzheit einfügen, soll ihm ein Ganzes, unzerstörbares aus Gottnatur entgegenhauen.

So lernen wir denn erst rein denken, harmonisch sehen. Das Atom, die Individualität, das All, das Geborenwerden, das Leben und Sterben, die Liebe, die Mutterschaft, die Jucht, das Wachsen, das Leiden, das Schaffen, das Triumphieren — alles wird in eine lichtere Optik gerückt. Geheimnisvolle Farbenspiele beszaubern unser Auge, wir glauben Krize zu sehen, Waldäpfeln, Elfen — und doch behalten wir festen Boden unter den Füßen. Was uns berichtet wird von „Reigen-seele“ und „Essenztänzen und „Allymphonen“, es sind nur Gleichnisse, die uns sehr zutreffend die Prozesse und Geschehnisse der ganz realen Atome, Moleküle und Tier-individuen veranschaulichen.

Ich schrieb einst: „In jeder künstlerischen Verklärung des Wirklichen, Alltäglichen liegt ein magisches Element. Das Artistische ist gleichsam dankbar für jeden Strahl des Lichts, für jeden Glanz der Schönheit. Es vergißt uns unsere Liebe taufendfältig. Das ist der rechte Verkehr zwischen den Geistern und den Dingen. Die beste Philosophie wird stets diejenige sein, welche die Macht hat, diesen Verkehr so zu gestalten, daß beide reich werden und immer reicher, Geister und Dinge“. Die „Essenzbarnen des Wacholderbaumes“ betätigen diese Worte. Die Wahrheit wird in ihnen durch Symbole nicht vermischt, sondern ganz wunderbar hervorgehoben und mit Leben und Verheißung erfüllt.

Wir werden beispielsweise von unserem Allseher nicht hinweggeträumelt über das Vorhandensein von unendlichen Schmerzen. „Bin ein geringes Ich unter meinesgleichen. Wir krabbeln durcheinander — jeder möchte sein eigenes Selbst emporkriegen über die anderen — und die Niedergetampelten stöhnen, lachen, röcheln. . .“ Aber wird unsere Einsicht nicht bereichert, und ist nicht auch viel Trost gewonnen, wenn wir die Leiden als polare und letzten Endes beseigende Triebkräfte vor die Betrachtung stellen? Als Dissonanzen in der alles verführenden All-Symphonie. „Gäbe es wohl Musik, wenn nicht Störten den einigen Zusammenklang entweihen?“ Es wird wohl niemand leugnen können, daß solche Vergleiche des Lebensdramas mit der Musik unserer Erkenntnis von der Unvermeidlichkeit des Leidens Elemente hinzusetzt, welche die Macht unseres Geistes verstärken. Allerdings können, dem man das Auge eingeschlagen, wird immer meinen: „Ich glaube nicht an die Harmonie der Welten, es sei denn, ich erhalte mein Auge wieder.“ Wir können an den „Leiden“ nur dann arbeiten, wenn das Wasser niedrig steht. Immerhin aber sind dann doch solche Analogien nicht zu verachten, welche vorbeugen, vorbauen, die Widerstandsfähigkeit unserer Schutzwehren beträchtlich erhöhen.

Ein anderes Bild! Eine „Reigenseele“ sieht Bruno Wille in jeder Individualität. Ein harmonisierendes Centralprinzip, das die Bewegungen aller Moleküle (Staubfeldchen) des Leibes in jedem Augenblick bestimmt. Das hört sich ja „musikalisch“ genug an. Wenn die Hypothese aufgestellt wird, „daß die Erscheinung des Lebens etwa so zu erklären sei, daß der „Aether“ eine spiralförmige, kreisende Bewegung annimmt, die sich auf einen Mittelpunkt zu konzentriert sucht und alles, was in den Bereich dieses Spiralfeldes kommt, erregt, bindet, nach der Centrale schleift und dem Strubbelren inverteilt.“ (Guter, Die neueste Heilwissenschaft), solcher Erklärung sind wir schon zugänglich. Aber nach meinem Empfinden giebt doch die „Reigenseele“ dem lebendigen Geiste in gewisser Beziehung mehr. Er wird vor allem dessen inne, was der Rhythmus auch etwisch zu bedeuten hat. Kritik müssen die „Tänzer“ sein, konsequent der „Ordnung“, Willenskultur, Gedankenjucht enthalten sich als **biologische** Notwendigkeiten. „Schwankt zwischen den verschiedenen Gefühlen“, sagt ein revolutionärer Erzieher, „die sich in Euch bekämpfen, hin und her und Ihr werdet bald die Harmonie Eures Organismus vollständig zerstoren.“ — „Verjüngliche Dich öfters gegen Dein Ideal und Du wirst Deine Willens-, Deine Thatkraft bald vollständig paralysiert sehen.“ —

Dazu enthält das Bild der „Reigenseele“ auch eine Perspektive, die verklärtes Licht auf den Tod wirft. Wir wollen Bruno Wille selbst reden lassen:

— — — „Tert drücken, ichent mir, ichlept sich ein veralter Reigen hin, der viel zu mühsam übrig läßt.“ „Ja, der ist krank — hat Störten in sich — und spürt, daß er sie nicht aushalten kann. Da gehen denn die Elfen auseinander.“ „Das ist also keine Fortpflanzung?“ „Das ist der Tod! Da siehst Du, wie er neues Leben, wie er Geburt ist. Du siehst, wie die Staubelchen des zerstörten Reigens nach mir vor lebendig sind.“

Solche Zurückführung bedrückender Vorstellungen auf erhabene, heilige Bilder, solch festes Hintertreiben zur Schönheit und zum Licht ist das, was ich „Seelenweisheit“ nenne (Psychosophie). Solche Seelenweisheit fehlt uns vor allem in der Popularisierung der Naturwissenschaft. Genug, genug der entsetzenden Abhängigkeits-Aspekte. Als Anr-Wissenschaftler mögen wir abstrakte Schemata anschaulichen Bildern vorziehen. Als lebensfrohe, natur-sinnige Menschen wollen wir auch der Seele zu ihrem Rechte verhelfen, wollen uns einbegreifen wissen in eine Welt voll Geist und Sinn und Licht. Überall wollen wir als solche den Zusammenhang aufdecken alles Geschehens mit bester Form, der Schönheit uns anwenden, Schön-

heit schaffen. Können wir, um den Geist nicht zu missbrauchen, interpretieren, postulieren, mit irgend einer Möglichkeit uns abfinden — nun wohl, dann wollen wir uns lieber für die „Lebenskunst“, das „künstlerische“ Weltgemüt entscheiden, als für die Illusion, die irgendwo eine Spaltung vermutet, die alle Einheit zerreißt.

Wohlbald vieles unenträtelt — um so besser! Licht am rechten Ort und Dunkel am rechten Ort! „Mein Geheimnis ist nicht unheimlich,“ sagt unser Dichterphilosoph. „Meins ist traut und trostreich. Die dämmernden Horizonte, die mein Weltbild umfassen, erfüllen mich mit Sehnsucht und Andacht. — — — Das Dunkle, das mich in seinen Schleiern hegt und schaukelt, ist eben kein weißes Wesen; Seele ist es, Gefühl, Geist, Idealismus, Ordnung — ist ein Künstlergemüt — mir, seinem Beschöpfe, ein Häßel, aber ein mütterlich helbes, dem ich vertraue.“

So viel an diesem Orte von dem Wanne, der die Sterne erklingen und den Wacholderbaum spekulieren läßt. Unabsehbar wäre es, des Künstlers zu vergeßen, der den stimmungsvollen Buchschmuck geschaffen, des rührigen, unerchöpflichen Fidus. — Zwei geniale Menschen sind es, Naturreunde im edelsten Sinne, die sich vereint haben in Schaffen eines Werkes, das vielen Weisern Mut machen wird zu einer Weltanschauung des allumfassendsten Mitgefühls und hellster Besonnenheit.

Handelsethik.

Von Emil Richter, Leipzig.

In einem Artikel über Hochschulpädagogik*) hat Herr Professor Wilhelm Focritter-Merlin den Gedanken einer umfassenderen Pflege aller pädagogischen Vestrübungen angeregt. Er betrachtete dies als eine notwendige Aufgabe unserer Hochschulen, denen in erster Linie die Förderung des gesamten Erziehungswesens am Herzen liegen müsse. „Auf das nachhaltige“ — so sagt er unter anderem — „wird insbesondere die Forderung erhoben, daß an den Hochschulen — im weitesten Sinne genommen, also an den Universitäten, an den technischen und künstlerischen Hochschulen, an den Hochschulen für Landwirtschaft, für Bergbau, für Handel — künftig der pädagogischen Wissenschaft und Kunst selber, sowohl unter den Lehrkräften, als auch in der ganzen Gestaltung der Einrichtung eine ihrer hohen Bedeutung besser als bisher entsprechende Stellung eingeräumt werden sollte.“ Um diese Aufgabe in glücklicher und allgemein befriedigender Weise lösen zu können, regt er die Errichtung einer Hochschule an, welche den Idealtypus aller bestehenden Hochschulen darstellen solle. Diese Vereinigung wissenschaftlicher Interessen und Aufgaben wird natürlich auch weiterhin im praktischen Leben zu einer Vereinigung der Berufe führen, die sie beispielsweise zwischen einzelnen Berufszweigen seitens der Universitäten einseitig und der technischen Hochschulen andererseits schon angestrebt wird. Eine solche persönliche Vereinigung durch Annäherung im täglichen Verkehr und zu gemeinsamer geistiger Arbeit bildet nicht nur einen wichtigen psychologischen Moment, sondern hat auch in dem ausgleichenden Weistreiben der bestehenden Gegenstände eine große sozialpolitische Bedeutung.

Aber noch in anderer Hinsicht giebt die hier behandelte Frage der Hochschulpädagogik willkommene Anregungen. Auch jetzt schon macht sich unter den übrigen Hochschulen eine solche pädagogische Pflege nötig, denn sie sollen und müssen sich in gleicher Weise mit den Aufgaben des Er-

ziehungswesens befassen. Inwiefern die technischen Hochschulen ihres Zieles und ihrer Einrichtung nach diesem Erfordernis entsprechen, soll hier ununtersucht bleiben. Dagegen hängt diese pädagogische Frage auch mit der Thätigkeit der Handelshochschulen eng zusammen. Sie sollen zwar in erster Linie rein wissenschaftliche Fachbildung vermitteln, doch fällt ihnen andererseits auch die Aufgabe zu, in den Kreisen der Handelsangehörigen Lehren der Berufszielung zu verbreiten. Bekanntlich jetzt sich der handelswissenschaftliche Unterricht vorwiegend aus Disziplinen zusammen, die der Rechtswissenschaft, den Sozialwissenschaften und namentlich auch den Naturwissenschaften entnommen sind. Bei dieser Bevorzugung der realen Gebiete ist es nur erklärlich, daß die kommerzielle Berufsbildung zu einer unfruchtbaren Einseitigkeit hinüberneigt, welche die rein kaufmännisch-praktischen und geschäftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten läßt. Es liegt daher auf der Hand, daß auf diese Weise die Erziehung zum wirtschaftlichen Schaffen und zu einer höheren moralischen Auffassung der Berufsaufgaben vernachlässigt wird, und zwar zu Ungunsten einer gesunden Entwicklung. Dem soll die handelspädagogische Pflege, die andere Aufgaben als die allgemeine Hochschulpädagogik zu erfüllen hat, vorbeugen, und sie bildet daher zugleich eine notwendige Ergänzung zur handelswissenschaftlichen Berufsbildung nach der erzieherischen Seite hin.

Dasselbe, was Professor Wilhelm Focritter von dem Idealtypus einer zu schaffenden Hochschule für alle Berufe fordert, darf daher auch billigerweise von der Handelshochschule verlangt werden. „Vervollkommnung der Hochschulpädagogik“ — so sagt er an derselben Stelle — „sind auch trotz der schon vorhandenen großen Leistungen der Hochschulen immer dringender geworden durch die wachsende Diversifizierung ihrer Aufgaben, insbesondere auch durch die zunehmenden Anforderungen, welche das Gemeinwesen an die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Gruppen von Lehrern, Beamten, Aerzten, Künstlern, Technikern u. s. w. stellt.“ Wie eine solche pädagogische Wirksamkeit für die allgemeine Geistesbildung und für ein vertieftes wissenschaftliches und künstlerisches Schaffen notwendig ist, so entspricht sie nicht minder auch in der Erziehung des Nachwuchses der praktischen Berufe und in der Verfeinerung der hier vorhandenen Lebensformen einem Bedürfnis.

Gerade im Handelsberufe stehen ja diesen verfeinerten Anschauungen oft Grundzüge rein materieller und egoistischer Strebens gegenüber. Das hängt mit seinem Wesen und seiner Natur zusammen, weil er sich in der Hauptsache mit praktischen, realen Aufgaben beschäftigt. Sein Ziel ist die Verwertung des vorhandenen Bestandes durch eine geordnete Wüterverteilung, die er mit seinem möglichst geringen Aufwand an Kapital und Arbeitskraft durchzuführen pflegt. Diese Thätigkeit darf aber der Handel nur unter der Bedingung ausüben, daß er „die Gewisse einer geläuterten Moral und der Ethik in seiner Weise verlegt.“*) Ist das nun tatsächlich der Fall? Schon ein Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts äußert sich über den Handel und die darin bestehenden Grundzüge in abfälliger Weise; er sagt:

„Kaufleute und Krämer fragen sich, ob sie ihre Waren, so sie zu verlieren und zu verkaufen geschickt vermögen zum Beispiel alt und neu Getreid, Hopfen und dergleichen untereinander gehoben und vermischt oder wohl gar unständig und verderben Gut für gut und gültig verkauft und an den Mann gebracht? Das soll ein Nahrungsgriff in der Welt sein, aber es ist ein Betrag des Räubens. ... Solcher Worts ist und bleibt ein Diebstahl.“

Hiermit ist aber nicht die rein kaufmännische Thätigkeit gemeint, sondern jenes unlautere Gebahren, welches

*) „Der Roffe“, Hamburgische Wochenchrift, Heft 4, Jahrg. 1.

*) So Guffaw Dunge in seiner Schrift, „Der Handel“, Triest 1900

um des bloßen Eigengewinnes wegen zur Verfälschung der Handeltgüter und zu unerlaubten Mitteln greift. Auch heute begehen wir solchen Manipulationen; vielfach wird der gegenseitige Konkurrenzkampf in einer Weise geführt, daß die auf sittlichen Gebahnen beruhenden Grundsätze gar nicht zur Geltung kommen. Worauf ist das zurückzuführen? Gustav Bunge sagt,

„daß im Handel, sowohl unter den selbständigen Kaufleuten, als auch unter ihren Angestellten, die verschiedensten Elemente vertreten sind, und zwar auch solche, die im Gegensatz zu den Angehörigen anderer Erwerbszweige, weder eine ihrem künftigen Berufe entsprechende Erziehung genossen, noch eine angemessene Ausbildung erhielten, sondern diesen Beruf, nachdem sie auf anderen Gebieten Schicksal gelitten, oder durch sonstige Lebensschicksale hierzu veranlaßt, ergreifen. Es sind wohl in erster Reihe diese Elemente, welche es verhindern, wenn im Handelsbetriebe die Moralgesetze oft nicht in jenem Maße beachtet werden, wie dies wünschenswert sein würde.“

Offenbar liegt hier die Ursache eines großen Teils der im Handelsberufe bestehenden ungünstigen Verhältnisse. Am deutlichsten tritt dieses unlautere Gebahren in denjenigen Tätigkeitszweigen auf, wo dem geschäftlichen Vorgehen der weiteste Spielraum gelassen ist. So vor allen Dingen auf dem Gebiete des Börsenwesens, wo die Spekulation vielfach über die aus sittlichen Rücksichten gezogenen Grenzen hinausgeht und sich auf das Gebiet unlauteren Gebahrens begibt. Ebenso findet ein solches Uebersichreiten der Grenzen häufig im Verkaufswesen statt. Hier treten die Formen des unlauteren Wettbewerbs besonders scharf hervor, weil diese Tätigkeit eine möglichste Freiheit der geschäftlichen Intelligenz voraussetzt. Wie oft es hiergegen nun keine Mittel, oder deren sich überhaupt die Moralbegriffe im Handel mit solchen Manipulationen? Gewiß:

„Der Kern ist“ — so sagt Gustav Bunge weiter — „gesund, Treu und Glauben bitten noch immer die Grundzüge des kaufmännischen Verkehrs, aber die Gefahr, daß die sittliche Fäulnis von der Peripherie ins Innere dringt, ist groß, und um diesen schädlichen Einflüssen wirksam entgegen zu können, ruft der intelligent, sittlich hochstehende Teil der Kaufmannschaft die Hilfe des Gesetzgebers an.“

Allerdings beschränkt bereits ein solcher gesetzlicher Schutz hinsichtlich beider Tätigkeitszweige, auf der einen Seite im Börsengesetz, auf der anderen Seite im deutschen Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs. Dennoch aber sind unlautere Spekulationen und Verkaufswesen ohne seine Zersplitterungen. Das ist natürlich, denn es geht auch hier auf diesem Gebiete des Erwerbslebens Wege, auf denen der Gesetzgeber nicht folgen kann und auf solchen Abwegen ist selbst die sicherste Hand des Gesetzes machtlos. Deshalb müssen wir auf andere Weise eine zweckentsprechende Abhilfe anstreben.

Erziehung und Ausbildung bilden die Grundlage aller Moralgesetze. Am Interesse einer gesunden Entwicklung des Handelsberufes liegt es daher, die handelswissenschaftliche Fachbildung nach dieser Richtung hin auszugestalten, und zwar, indem man die Handelslehre oder Handelsmorallehre zu einer besonderen Disziplin macht. Dazu dürften die Handelshochschulen die geeigneten Bildungsstätten sein, wo eine solche Fachdisziplin zu lehren wäre. Erstens umfaßt ihr Wirkungsbereich auch diejenigen Gebiete des praktischen Lebens, die der Berufserziehung angehören. Auch der höhere kaufmännische oder handelswissenschaftliche Unterricht soll ja nicht bloß berufliche Kenntnisse und Fähigkeiten, nicht bloß theoretisches Wissen und praktisches Können vermitteln, er soll auch zu einer geläuterten Auffassung der beruflichen Aufgaben, wie überhaupt zum praktischen Leben erziehen. Nicht bloß der Verstand, sondern auch das Gemüt soll gebildet werden. Denn es ist ein Irrtum, anzunehmen, der Handel entfalte lediglich eine wirtschaftliche und geschäftlich-praktische Tätigkeit, er verfolgt ebenso gemeinnützige, ideale Ziele. Es unterliegt daher keinem

Zweifel, daß „die Geschäftswelt — so bemerkt Viktor Böhmert —“

ihre idealen Aufgaben nur dann erfüllen wird, wenn sie ihre Beziehungen zur Volk- und Menschheitsgemeinschaft wohl würdigt und das tägliche Erwerbs- und Verkehrsleben mit ethischen Aufklopfungen zu durchdringen sucht. Insbesondere sollte der Handelsstand selbst gewisse Grenzen der Gewinnberechnung und Verwertung des Reingewinnes ebenso für den eigenen Gebrauch, wie für die Vermehrung des eigenen Kapitals festzulegen suchen. England und Amerika zeigen uns leuchtende Beispiele der Verwertung großer Vermögen für Bildungsanstalten und gemeinnützige Zwecke.“

Damit ist zugleich die Richtung angedeutet, in welcher die Lehren einer solchen Disziplin auf das praktische Berufsleben einwirken könnten und in welcher Weise sie auf der anderen Seite die nationale Wohlfahrt fördern würden. Dazu macht sich eine solche Erweiterung des heutigen Bildungswesens notwendig, denn „die deutsche Wissenschaft und Ethik muß wie Viktor Böhmert weiter sagt — von ihren Hochschulen aus solchen Umwandlungen der geschäftlichen Sitten vorarbeiten.“ Offenbar fällt diese Aufgabe auch der Handelswissenschaft zu, welche in gleicher Weise die Grundzüge und Lehren zur beruflichen Erziehung und eine gleichmäßige Ausbildung der Geisteskräfte sowohl nach der praktisch-wirtschaftlichen, als nach der ethischen Seite hin zu vermitteln hat, nach der letzteren hauptsächlich wegen der Beseitigung schädigender und unbilliger Einflüsse.

Entsprechen die deutschen Handelshochschulen diesem Bedürfnis? Was zunächst die Leipziger Handelshochschule betrifft, so schienen sich an die verschiedenen volkswirtschaftlichen und kommerziellen Disziplinen pädagogische und allgemein bildende Vorlesungen an. Auf welche einzelnen Fächer sich kritere beziehen, ist aus dem Lehrprogramm nicht ersichtlich. Letztere umfassen namentlich die Geschichte und die Litteratur- und Kunstgeschichte. Es ist daher wohl anzunehmen, daß in diesem allgemeinen Kapitel pädagogischer Vorlesungen die Handelslehre sich entweder gar nicht befindet, oder mindestens nicht in einer ihrer Bedeutung entsprechenden Weise berücksichtigt wird. Ebenso liegen auch die Verhältnisse in der handelswissenschaftlichen Abteilung an der Magener technischen Hochschule, während die Export-Akademie in Wien ein gut organisiertes Musterkontor eingerichtet hat, in dem zwar in erster Linie die Kontopraxis und die kaufmännische Betriebslehre an der Hand praktischer Geschäftsvorfälle gelehrt wird, andererseits aber auch pädagogische Übungen vorgenommen werden. Sie würden jedoch nur einen kleinen Teil des Kapitels der Handelslehre umfassen. Die übrigen deutschen Handelshochschulen, wie die in Köln und die Akademie für Handels- und Sozialwissenschaften in Frankfurt am Main, haben eine handelsethische Disziplin in ihren Lehrplan ebenfalls nicht aufgenommen. Die einzige Anstalt, die ihr Lehrprogramm auf diesen Gegenstand ausgedehnt hat, ist die Handels-Akademie in Leipzig. Dort finden wir unter der Rubrik der volkswirtschaftlichen Vorträge auch ein besonderes Fach der Handelsmorallehre, welche die Geschäftsumsicht und Handelslehre umfaßt. Während ferner das „Institut Supérieur de Commerce“ in Antwerpen die Handelslehre oder eine ähnliche Disziplin überhaupt nicht lehrt, behandelt die „Wharton School of Finance and Political Economy“ in Philadelphia zunächst verwandte Gebiete, so Soziologie und Gesellschaftslehre, Wohlthätigkeitsvereine und Versicherungsanstalten; außerdem besteht aber auch in Verbindung mit der Logik ein besonderes Kapitel über Ethik, wobei jedenfalls die Handelsverhältnisse besonders berücksichtigt werden. Schließlich ist es noch die Handelshochschule in Tokio, in der wir die Handelsmorallehre als besondere Fachdisziplin vertreten

*) „Handelshochschulen.“ Dresden, Verlag v. D. E. Böhmert.

finden. So sind es immerhin nur wenige Bildungsstätten, in denen handelsethische Lehren verbreitet werden, namentlich im Deutschen Reich.

Allerdings hat die Fachliteratur in dieser Beziehung noch wenig vorgearbeitet. Ein Unterrichtswert für die hier in Frage kommenden Bedürfnisse bleibt nicht. Immerhin würde der Schwerpunkt im Fachunterricht liegen; nach dieser flüchtigen Umschau aber scheint es, als ob die Wichtigkeit in der Bedeutung einer solchen Disziplin noch nicht vorhanden wäre. Das ist ein Lebensfaden.

„Damit der Kaufmann, wenn er dereinst in die Lage käme, die Geschäftsbearbeitung seiner Standesgenossen in moralischer Beziehung günstig beeinflussen zu können, fähig sei, dies nicht nur durch gutes Beispiel, sondern auch in Wort und Schrift zu tun, müde es wünschenswert, wenn er auch Vorträgen über Handelsphilosophie und Ethik hören würde.“

Denn neben einer höheren geistigen Bildung muß auch die sittliche in gleicher Weise gepflegt und gefördert werden, damit in immer weitere Kreise des Handelsstandes das Verständnis für höhere Berufsaufgaben und ideale Ziele hineingetragen wird. „Es handelt sich — um mit Gustav Schmoller zu reden — darum, das Gewunde und Lebensezeugende dieses Handelsgeistes zu erhalten, seine egoistischen, habgütigen Ausfaltungen aber zu bannen durch eine höhere Moral, sowie durch edlere Geschäftsgewohnheiten und Rechtsreformen.“ Und diese höhere Moral, wie sie am besten nur auf dem Wege des handelswissenschaftlichen Unterrichts verbreitet werden kann, bildet daher einen wesentlichen Teil der kommerziellen Berufserziehung, auf der andern Seite zugleich auch eine wichtige nationale Aufgabe unserer noch jungen, aber zukunftreichen Handelshochschulen.

Streiflichter.

Der zweite Schritt in dem Londoner Feldzug um Einführung des Moralunterrichts in die öffentliche Schule ist geschehen. (Vgl. Nr. 16 der „E. M.“). William Sanders schreibt darüber in der „Democracy“ Nr. 19 vom 11. Mr. d. J.:

Donnerstag den 2. Mai lag der Schulverwalter die Petition der 158 Eltern vor, die ihre Kinder dem Religionsunterricht der Buckingham Terrace Board School, Kensington entzogen hätten, und um Erteilung von Moralunterricht an dieselben baten. Der Beschluß, zu dem die Schulbehörde gelangte, weist die Förderung weiter endgültig zurück, nach dem Wege der Petition. Die von ihr gefällige Resolution schließt die Möglichkeit eines dergleichen Unterrichts nicht aus. Sie lautet:

Der Hauptlehrer ist angewiesen, nach Rücksprache mit dem Schulinspektor allen Kindern, die vom Religionsunterricht dispensiert sind, eine solche weltliche Bildung (secular training) zu verschaffen, wie sie mit Rücksicht auf die von der Schulorganisation gebotene Möglichkeit am geeignetsten für ihre Erziehung und Ausbildung erscheint.

Was hier Satz, in die Praxis umgesetzt, bedeutet, wird man sehen. Unter nächster Schritt muß darin bestehen, der Schulverwalter zu beweisen, das Moralunterricht eben die „geeignete weltliche Bildung“ für die Erziehung solcher Kinder ist. Dazu ist es absolut notwendig, daß wir unsere Arbeit in den bereits stehenden Richtungslinien fortsetzen; seine andere Methode vermag uns den vollen Sieg zu sichern.

Es dürfte nicht unbillig sein, darauf hinzuweisen, daß gerade die logische Konsequenz aus der Resolution der Schulverwalter die Erteilung von Unterricht in den „Wissenschaften des irdischen Lebens“ ist (um mit der Petition zu sprechen). Ich darf wohl mit Recht behaupten: Die Schulverwalter hat die erste vor etwa 2 1/2 Jahren eingereichte Petition, die den Moralunterricht neben (in addition to) oder wenigstens ohne Vermengung mit den Bibelstunden forderte, hauptsächlich deshalb zurückgewiesen, weil diese Bibelstunden schon unseren Wunsch zu erfüllen schienen. Seltner hat kein Mitglied der Schulbehörde, wie sie gegenwärtig zusammengesetzt ist, — nämlich mit einer einzigen Ausnahme — öffentlich erklärt, daß die Erteilung von Moralunterricht in den Schulen aus dem Rahmen des Bildungszweckes herausfällt. Sie waren praktisch alle ge-

wählt unter der Voraussetzung, daß sie den Moralunterricht auf theologischer Basis unterrichten sollten. Aber, wie ich in einem früheren Artikel angeführt habe, nach der Ansicht der Behörden, jenfalls der Arbeitsteilnehmer, ist die Sittlichkeit und nicht die Ethologie das Wichtige. Daher ist es die Pflicht der Schulverwalter, entsprechend den Sehensungen des Programms, auf das hier Mitglieder gemahnt sind, allen Kindern Moralunterricht erteilen zu lassen, einschließlich derer, deren Eltern die Ethologie dabei ausgeschlossen wünschen. Andernfalls würde die Erziehung solcher Kinder, und zwar in den Augen der Schulverwaltung selbst, unmöglich sein.

Wenn die Sache von den Autoritäten selbst in diesem Licht angesehen wird, so haben wir das Spiel gewonnen und sind gerechtfertigt, wenn wir unsere Arbeit so lange fortsetzen, bis jede Schule unter der Schulverwalter in unseren Kreis einbezogen ist. Aber selbst, wenn der Sinn der Resolution so ausgelegt würde, daß Keinen oder Niemand, oder sonst ein gewöhnlicher Unterrichtsfach für die Kinder, die vom Religionsunterricht dispensiert sind, „am geeignetsten für ihre Erziehung und Ausbildung“ wäre, so müde das kein Grund für die Annahme, daß die Fortsetzung unseres Feldzugs nutzlos wäre. Es wäre fast unmöglich zu verstehen, wenn die Resolution von denen, die für ihre Ausführung verantwortlich sind, so ausgelegt würde, und warum man die Wünsche der Eltern völlig außer Acht lassen sollte. Nur das nicht vergessen werden, „die von der Schulorganisation gebotene Möglichkeit“ mit in Rechnung zu legen. Es könnte uns erubriert werden, die augenblickliche Zahl der dispensierten Kinder berechtige die Schulverwaltung noch nicht zur Einrichtung eines solchen Unterrichts, sofern, wie es die Eltern wünschen und deshalb mühen die Lehrer weiter den Unterricht in der Welt erteilen, wie er ihnen vertraut ist. Da ist es unsere Aufgabe, der Verwaltung aus dieser begrifflichen Schwierigkeit zu helfen, indem wir mittels Petitionen und Abmahnungen die ausreichende Nachfrage nach Moralunterricht schaffen helfen, jedoch es der Mühe wert ist, die Schulorganisation derselben anzupassen. Auch würde eine solche Aktion dazu beitragen, einer aus Volkswahl hervorgegangenen Adressat den ihr gebührenden Einfluß zu sichern entsprechend der Stimme der öffentlichen Meinung. Jedes weitere Hundert von Kindern zu den bereits überzähligen, die dem Religionsunterricht entzogen sind, wird die Autoritäten und das Publikum in der Überzeugung verstärken, daß unsere Agitation ernst gemeint ist, daß sie nicht nur einen sporadischen Angriff gegen die konventionellen Ideen vorstellt, der leichtfertig mit Unterschätzung der vor und liegenden Schwierigkeiten unternommen worden. Die bisherigen Ergebnisse sind ermutigend. Wie wir auch die Umgestaltung der Schulverwaltung betreiben können, wir sind verpflichtet, weiter zu schreiben; denn wir können wenigstens schließen, daß die Förderung des Moralunterrichts seine Zurückweisung erlahnen hat.

Soweit der Artikel. Zu dem, wenn auch noch bescheidene Erfolge dürfen wir unsere Nachbarn wohl beglückwünschen. Aber soll das alles sein? Noch haben unsere Ausführungen am Schluß des Artikels in Nr. 16 kein Echo, insbesondere unter unserer Lehrerschaft, geweckt. Was an und liegt — wir werden die Sache fest im Auge behalten.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus der Hauptkorrespondenz vom 28. April d. J. Rachen der Vorhänge die anlässlich der Gedächtnisfeier für E. Krüffler und D. Knebelhoff eingegangenen Dankschreiben verlesen, wird beschlossen, die in diesem Anlaß von Herrn Geheimrat Forster gehalten Gedächtnisrede in Broschürenform (1000 Expl.) drucken und im Verlag der Ethischen Kultur erscheinen zu lassen. — Der Vizelehrsicherheitsrat Da n a g wird mit Genehmigung entgegengenommen, und die Berichte der Wandrerlehrer Prof. Bruno Reger (über Lissit und Danzig) und Dr. H. B. Forster (über Regensburg) verlesen. Der letztere Anlaß daran, die Bemerkung, daß seit 9 der Berichte des internationalen ethischen Bundes in Folge seiner Mitgrediträge etwas verpöndelt, jedoch binnen Kurzem zur Veröffentlichung kommen wird. — Eine vom Bund deutscher Frauenvereine überfandene Petition an den Bundesrat, betr. Verbotungsmittel gegen anstehende Krankeiten, beschließt man zu unterstützen. — Eine Anfrage des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium, betreffend gemeinsame Veranstaltung eines Vortrages von Prof. Klein (Jena) über den gemeinsamen Unterricht von Knaben und Mädchen, wird dem Vorstand der Abt. Berlin zur Berücksichtigung überwiesen. — Zu dem von dem Berliner Mitgliedern des Hauptverbandes ausgearbeiteten Programm-Entwurf ist ein milderer Entwurf aus dem Herrn Eloranger-München eingegangen. Nach Diskussion beschließen wird mit großer Mehrheit der ursprüngliche Entwurf genehmigt. Derselbe soll in der Zeitschrift „Ethische Kultur“ veröffentlicht und

*) Gnan Buzgel: Der Handel, I. a. a. D.

an die Abteilungsverbände das Grundsatz gerichtet werden, ihn in den Abteilungen zur freien Diskussion zu stellen. Die durch Mehrheitsbeschlüsse der betr. Abteilungsversammlungen etwa erbobenen Forderungen sollen dem Hauptvorstande übermittlel werden, der nach eingehender Würdigung derselben den Entwurf in derjenigen Gestalt fassen wird, in welcher er dem Gesellschaftstage vorgelegt werden soll. In gesetzmäßiger Gestalt ist derselbe indessen schon in die letzten im Druck befindliche Werke Auflage der „Einrichtung in die Organisations der ethischen Bewegung“ aufzunehmen. — Die Frage der Festlegung des diesjährigen Geschäftsjahres wird abermals nach länger Debatte von der Tagesordnung abgelegt.

Abteilung Berlin. Die öffentliche Lesehalle der Zeitschrift „Eth. R. Neue Schönhauserstr. 13, ist nach dem letzten erschienenen 6. Jahresbericht im Jahre 1900 von über 100000 Lesern besucht worden. Das bedeutet eine Vermehrung der Besucherzahl um 5000 gegen das Vorjahr, trotzdem 1900 vier neue städtische Lesehallen eröffnet worden sind, diepeilwiese ein stetes Wachsen des Lesebedarfs andezeigt und besteht gemäß die Stadiorverhältnisse, auf dem Wege der Ausgestaltung des Bibliothekswesens fortzuschreiten. Von den Lesern entfielen 44561 auf die Mittags-, 55835 auf die Abendstunden; der Durchschnit am Sonntag betrug 304, aus an den Sonntagnachtsmittagen war die Lesehalle voll besetzt. Von den Besuchern benutzte 1/2 die Bibliothek, 1/3 die Zeitschriften und Zeitungen, 1/6 den Lesesaal. 18626 Bände aus der schönen Literatur, 6291 aus den wissenschaftlichen Abteilungen, 14411 Zeitschriftenbände, dazu 1104 Bände Jugendchriften. Eine Keuerung im Betriebe ist, daß Bücher der wissenschaftlichen Abteilungen und die Manuskripte der schönen Literatur gegen Verleumdungen oder Pland auch nach Hause entliehen werden. Bis Ende 1900 waren etwa 200 Zeitschriften ausgegeben und 250 Werke aus der Geschichte und Kunde, 119 aus der Philosophie, 82 aus den Naturwissenschaften und der Mathematik, 67 aus den sozialen Wissenschaften, 65 aus der Sprachkunde und 50 aus der Technik und dem Gewerbe entliehen worden. Seitdem hat sich dieser Leseverkehr bedeutend vermehrt, ohne daß das Wüderleben in der Lesehalle abgenommen hätte.

Seben Freund der Fortbildung unseres Volkes wird das Gedelien dieser Anzahl erfreuen. Aus dem Jahresbericht geht aber die Notwendigkeit einer Vermehrung der Einnahmen deutlich hervor, wenn eine Weiterentwicklung ermöglicht werden soll. Annahmungen von Jahres-, wie einmaligen Beiträgen werden deshalb an die Verwaltung der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13, die auf Wunsch auch gern den Jahresbericht überstellt, oder an den Schatzmeister Herrn Paul Jasth, Magdeburgerstr. 20, erlehen.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Bedeutung der Volksgildung für die stitulle Entwicklung unseres Volkes. Von J. Cews. Veelin, W. & S. Koewenthal.

Freireligiöse Predigten. Beitrag zur Verbreitung einer vernünftigen Religion. Von Georg Welter. 1. Bd. 2. Aufl. Wiesbadener Verlag Humanität. 1901.

Ideale Lebensziele. Von Adalbert Eschoda. 2 Bde. Leipzig, C. S. Mannmann.

Die Gottedsherrschaf als weltersenerndes Lebensprinzip. Von K. Reinhardt. Münden, Ernst Reinhardt 1901.

Die Föderation Eneopas Von J. Mericow. Autor. Uebersetzung von A. B. Fried. Veelin-Vern. Wlad. Derl. j. soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.

Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau. Ein Beitr. j. Kulturgesch. u. Frauenfrage. Von Nikolaus Melnikow. Berlin, Herrn. Walther 1901.

Confucius und Mencius. By His Excellency Wu-Ting-fang. Philadelphia, S. Burns Weston.

Our hopes for the Twentieth Century. By Edwin D. Mead and Felix Adler. Philadelphia, S. Burns Weston.

Die rumänischen Juden unter dem Fürsten und König Karl. Von Julius Plotte. Frankfurt a.M. 1901. Mahlen & Waldschmidt.

Die Mittagsgöttin. Ein Roman aus dem Geisteskampf der Gegenwart. Von Wilhelm Wölfsche. 2 Bde. Neue Ausgabe. Leipzig 1901. Eugen Diederichs.

Aus dem Vorkriege. Erlebnis eines deutschen Kämpfers. (Franz Henel.) Schalk, Verlag & Kunstmaler.

Gefeh, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens. Von Lothar von Künowski. Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs.

Martin Luther, aus dem Christlichen ins Menschliche überseht. Von Christoph Schrempf. Stuttgart, Jr. Frommann's Verlag.

Ein deutscher Buddha. (Oberpräsidentat Theod. Schulze.) Von Dr. Arthur Pfungß. 2. vermehrte Auflage. Stuttgart, Jr. Frommann's Verlag.

Immanuel Kant's Erziehungslehre. Von Dr. Werner Witte. Kengenau, Verlag von Herrn. Meyer & Schöne.

Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputiertenkammer. Neben, herausgegeben von Otto Bösch. Frankfurt a.M. Neuer Frankfurter Verlag.

Keo Tolstoi und seine Bedeutung für unsere Kultur. Von Eugen Heinrich Schmidt. Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs.

Waldkizzen aus Oberösterreich. Von Maurice Reinhold von Stern. Einz. Wien u. Leipzig, Oesterreich. Verlagsanstalt. Frau Igna. Nomen. Von Heinrich Corote. Berlin, Verlag von Fontane & Cie.

Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Von Theod. Volkbehr. Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs.

Aufruf an die Menschheit. Von Graf Leo Tolstoi. Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs.

Himmelsland und Weisagung. Von Prof. Wilh. Förster. Berlin, Dr. John Edelheim's Verlag.

Worte der Seele Ein Gedichtbuch. Von Erich Sachs. Dresden Leipzig, E. Pierlon.

Das Bewußtsein der Augenwelt. Grundlegung zu einer Erkenntnistheorie. Von Dr. Rudolf Eisler. Leipzig 1901. Dürr.

FINOT,

Die Philosophie der Langlebigkeit

(La Philosophie de la Longévité).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred S. Fried.

Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschengeist am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom Geheimnis des Werdens und Seins, vom Grauen des Vergehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht damit, hygienische Kegeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

Plasmon

(Eiweiß u. Nährsalze der Milch).

Löstlich, geschmack. u. geruchfrei, billig.

In den ersten städtischen und städtischen Krankenanstalten (Karmion-Anstalten, Irren-Anstalten, Volkshospitälern etc.) danord in Gebrauch.

Indication: Alle Fälle, wo eine leichtverdauliche, concentrirte und reizlose Nahrung bezw. eine forcirte Ernährung erwünscht ist. **Dosirung:** Esslöffel, in Suppen, Urei, Milch, Cacao etc. (Gebrauchsanw.).

Engros-Preise für Krankenhäuser u. Aerzte ad us. propr.

Plasmon-Cacao, -Chocolade, -Hafencacao, -Biscuits, -Zwieback.

Proben und Literatür kostenfrei

Plasmon-Gesellschaft m. b. H. Neubrandenburg i. M.

Erfältlich in Apotheken u. Drogerien.

Verfasser
Johann Gumbert,
Bismarckstr. 130 B.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegern.
Verzinsungskarte
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verfasser:
Die Verlagsgesellschaft
Kommanditgesellschaft 40 H.
Berlin
Es ist nach
freier Vereinbarung,
Wann immer in allen
Kommanditgesellschaften
und in der
Spezialstr. 8. W. 19,
Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Sorekes herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 8. Juni 1901.

Nr. 23.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Strafjustiz. — Die Bilanz der Chinapolitik. Von Ch. Brig. — Das Findelkinderwesen in Italien. Von Oda Olberg. Genua. — Streikfiktur: Freigewerter Trunksucht. Zwangs-Kolportage in Christentum und Patriotismus. — Aus der ethischen Bewegung. — Bücherchau.

Strafjustiz.

Die Würdinger Offizierstragödie hat nunmehr vor dem Reichsgericht ihren Abschluß gefunden. Selten ist wohl die denkbare Lage unserer Strafjustiz so deutlich geworden, wie in diesem Falle; zweifellos auch den Richtern selber — wenn dieselben natürlich auch in dem äußerst schwierigen und verwidelten Falle, weniger als irgendwo die Gelegenheit zum Bruch mit den alten Traditionen ergreifen mochten. Die eine Seite der Sache ist auch in diesem Blatte bereits erörtert worden: die dringende Notwendigkeit einer Revision der unserer Strafrechtspflege noch immer zu Grunde liegenden veralteten Begriffe, betreffend Zurechnung und Verantwortlichkeit — und die dementsprechende Milderung des ganzen Strafwesens. Nicht genügend zu Worte gekommen ist vielleicht die zweite Frage, die jedenfalls der Grund dafür war, daß die Richter sich den Gesichtspunkten der sachverständigen Psychiater so ganz und gar entzogen, und die da lautet: Wenn die psychiatrische Auffassung derartiger Erzeffe umsomehr in den Vordergrund tritt, je abnormer die That in das Leben eines Mitmenschen eingreift — wo bleibt dann der Schutz der Gesellschaft gegenüber wilder Leidenschaft? Ist nicht die letzte Konsequenz dessen, was von den Sachverständigen geltend gemacht wurde, nichts anderes, als daß der Angeklagte völlig unberührt und unbedeutend ins Leben zurückkehrt? Er gehört nicht zu den Geisteskranken, die man in Behandlung nimmt und interniert, sondern er war bekannt als pflichttreuer und geistig durchaus normaler Offizier, und doch soll er dem Zuchthaus entbunden sein, da die betreffende einzelne That in einem Moment der Umnachtung durch Alkohol und höchst erklärliche ratlose Verzweiflung geschehen war. Was soll also mit ihm geschehen? Müßte nicht das ganze Volksgewissen irre werden, wenn eine derartige That schließlich ohne jede gesellschaftliche Gegenwirkung bliebe, und müßte nicht auch der Thäter selber Schäden an seiner Seele leiden durch solche gänzlich freisprechung? Solche Fragen sind es sicherlich gewesen — neben den militärischen Rücksichten auf die besondere Sicherung der Autorität —, welche die Richter den sonst ganz unverständlichen Satz sprechen ließen: „Er hat in freier

Willensbestimmung gehandelt.“ Nun ist er in das Zuchthaus abgeführt. Wer mag glauben, daß nach Ablauf der sechs Jahre seine Nerven weniger reizbar geworden sein werden? Wird nicht das Gegenteil der Fall sein? Was soll der Mann dann beginnen? Muß ihn nicht ratlose Verzweiflung erst recht allen dunklen Mächten seines Innern ausliefern?

Vertieft man sich in diese ganze Frage der Regeneration solcher Menschen, die das Schlimmste gethan und doch oft genug weit reicher an edlen Eigenschaften und Empfänglichkeiten sind als Tausende, die ohne Konflikt mit dem sittlichen Gesetz oder dem Strafgesetzbuch durchs Leben wandeln — so muß man zweifellos zu der Erkenntnis kommen, daß wir auf diesem Gebiet eigentlich noch halb Barbaren sind und noch nicht einmal die leinsten Anätze zu einer wahrhaft menschlichen Lösung aufzuweisen können.

Es liegt hier eine Aufgabe sozialer Hilfsarbeit im tiefsten Sinne vor — eine Aufgabe, die selbstverständlich an geistigem und sozialethischem Gehalt unendlich weit hinausliegt über das, was durch Missionen und Vereine zur Besserung entlassener Strafgefangener geleistet wird oder geleistet werden kann.

Unseres Erachtens sollte hier ein Prinzip bedeutend breitere Anwendung erhalten, das in der Heilsarmee von Anfang an praktisch und erfolgreich verwertet wurde: daß nämlich der, welcher schwer gescheit hat, gerettet wird dadurch, daß er unmittelbar persönlich für Andere arbeiten muß und an der Hilfe für Seele und Leib der Anderen mitwirken lernt. Die wirksamste Gegenwirkung gegen schonungslosen Ausbruch der Injunktie liegt nicht in der mittellosen Zufügung von äußeren Leiden, im Dienste brutaler Abstrafung, die doch auch nur die rohen Kräfte in dem Betroffenen steigern und ihn verhärtet muß — sondern in der tiefen instinktiven Scheu vor dem rohen Eingriff in fremdes Leben, in einer unzerstörbaren Sorgfalt für Seele und Leib des Mitmenschen. Diese Hilfskräfte sind vielen Menschen, besonders Männern, in der Erziehung verlagert geblieben, und die ganze sittliche Regeneration beruht darauf, daß man die hier veräußerten Einflüsse nachholt, indem man die Fürsorge zunächst zu einer äußeren Gewohnheit macht, deren Rückwirkung auf das innere Leben sich unfehlbar zeigen muß, wo man es nicht mit ganz pathologischen Defekten zu thun hat. In diesem Sinne baut man heute in Amerika schon vielfach Treibhäuser neben die Gefängnisse, weil man beobachtet hat, welchen veredelnden Einfluß der Umgang mit Pflanzen, die aufkeimende Freude am Wachsen und Gedeihen fremden Lebens auf die Gefangenen gehabt hat. Viel wichtiger aber wäre gerade bei Individuen, die ganz und gar nicht

verloren sind, sondern nur aus Impulsivität Verbrecher wurden, die Anleitung zur Pflege von Menschen und zu sozialer Hilfeleistung. Warum sollten solche Delinquenten nicht in umfangreichem Maße zum Samariterendienst ausgebildet und herangezogen werden? Die wahre Sühne und Regeneration für den Oberleutnant Küger wären nicht sechs Jahre Zuchthaus, wo er mehr als je vorher abgesperrt ist von den Menschen und gehindert an der Ausbildung derjenigen Empfindungen, die ihm bisher in so verhängnisvoller Weise gefehlt haben — sondern sechs Jahre Krankenpflegebetrieb — als „barmherziger Bruder“, in entsagungsvoller Aufopferung. Wird er nicht selbst inmitten seiner Gewissensqualen über das vernichtete Menschenleben das tiefste Bedürfnis empfinden, nun etwas zur Sicherung und Rettung menschlichen Lebens zu thun — um den Fluch von seinem Leben zu nehmen? Was wird denn wieder gutgemacht durch das „Zuchthaus“? In der griechischen Sage heißt es, daß Apollo, nachdem er den Drachen Python getötet hatte, sich ein Jahr als Sklave beim König Admetus verbindt haben soll, um sich vom vergifteten Blut zu sühen. Warum soll nicht dem, der ein schweres Verbrechen begangen, dazu geholfen werden, daß er sich reinigt durch irgend eine schwere soziale Hilfsarbeit, die er in tiefer Demut auf sich nimmt? Gelegenheit, denke ich, giebt es genug dazu. Und diejenigen Gemeingefährlicheren, die man nicht der bedingten Freiheit in solchem Dienste zurückgeben kann, warum sollen sie nicht Arbeit leisten für irgend eine arme Familie oder für Waisen oder Erholungsgeld earbeiten für einen Bedürftigen und dann durch gelegentliche persönliche Berührung mit den so Besessenen und Geförderten wieder Freude am eigenen Wesen und Sein bekommen und Interesse am Aufbau des Lebens, statt an der Zerstörung? Es liegt ein tiefer Sinn in George Eliots Silas Marner, dem verhärteten Weizbäcker, der durch die ihm ausgenützte Sorge für ein kleines Kind wieder zum vollen menschlichen Leben erweckt — erlöst wird. In Metray bei Tours giebt es eine große Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder, die ohne alle Prügel, lediglich dadurch in Zucht gehalten werden, daß denen, die sich gegen die Ordnung vergehen, für kürzer oder länger die Teilnahme an Krankenpflege und den öffentlichen Hilfs- und Rettungsarbeiten verlagert wird. Dies Mittel erweist sich disziplinarisch als völlig zureichend. Der Kriminalist Vargha erzählt von einem österreichischen Dorfe in der Nähe einer großen Sträflingsanstalt, das einst von schwerem Hochwasser heimgesucht wurde, so daß die Sträflinge entschlossen zur Rettungsarbeit hinzugezogen werden mußten. Dieselben entwickelten dabei eine solche Aufopferung, daß nach befeitigter Gefahr die Dorfbewohner die Erlaubnis erbat, daß die Sträflinge in einem gemeinsamen Kirchengange inmitten der Dorfbewohner mitgehen dürften: Wer dieses Geheißnis einmal gehört hat, dem brennt es in der Seele wie ein Symbol all dessen, was nicht thut und läßt ihn den ganzen Jammer unserer „Zuchthäuser“ so recht grell empfinden.

Möge die Mörderin Tragödie nicht vorübergehen, ohne die Gewissen und Gedanken erster Männer und Frauen recht nachhaltig in die Richtung solcher Betrachtungen zu lenken!

Der Königs- und Mörder Bresci hat sich in seiner Zelle selbst entleibt. Bei dieser Gelegenheit sind Einzelheiten bekannt geworden über die Art seiner Behandlung — sodaß es nicht mehr zweifelhaft erscheint, daß die qualvolle Art der Abschließung und Fesselung den Gefangenen zur Verzweiflung gebracht hat. Auch aus dem Kerker Lucheni's bringt von Zeit zu Zeit einmal ein verzweifelttes Ketten-

rasseln an die Oberwelt; man hört von disziplinarischen Einsperrungen in eine Dunkelkammer und anderen Qualereien. Die Kommentare der Zeitungen erzählen beides, ohne ein Wort des Protestes oder des Mitleids. Wer wird denn auch für solche Subjekte noch ein gutes Wort einlegen? Man lasse der Mache der Gesellschaft freien Lauf. Man macht sich sonst höchstens noch selber verdächtig. Gemach, gemacht! Wie wenig wirklichen Schutz gegen Attentate die Polizei den Häuptern der Fürsten zu gewähren vermag, dessen sind wir uns doch wohl alle mit Grauen und tiefstem Mitleid bewußt. Und selbst wenn die Absperrung völlig wirksam wäre, ist sie nicht auch für den Fürsten eine schreckliche Gefangenschaft? Also weit wichtiger ist es, den moralischen Niasmen entgegenzuwirken, die zum politischen Morde führen. Und da giebt es gar kein anderes Mittel, als daß gerade die staatliche Exekutive die Volkseinstimmte erziehen hilft zum Gefühl der Heiligkeit menschlichen Lebens. Legt die Gesellschaft selber ihren Nacheinstinken Zaum an; selbst da, wo sie in ihren Grundlängen angetastet wird, giebt sie selber das Beispiel der unbedingten Ehrfurcht vor allem, was Menschenanständig trägt, tritt sie selber über keines Menschen Leben erbarungslos hinweg um irgend eines politischen Zweckes willen — dann fällt selbst in die dunkelste Seele ein Funken solcher heiligen Scheu und gebietet Halt den letzten Konsequenzen des Fanatismus. Wie aber, wenn die Gesellschaft selber den Nachgedanken sanktioniert, indem sie ihre Kriminal-Praxis noch unter das Zeichen göttlicherzerrütterter Qualerei stellt? Da denken die Menschen: Wer wird noch nach Bresci und Lucheni fragen? Vor Bestien macht die Philantropie Halt. Aber niemand denkt daran, daß die Gesellschaft allen Grund hätte, an diesen verirrtten Menschen auch wieder gut zu machen, was an ihnen gesündigt worden ist, und daß gerade dieser letzte Uebergang zur Tagesordnung, diese Nonchalance gegenüber einem Menschenleben ja eben die Hauptquelle der Gefahr für die Fürsten bildet — eben weil diese erbarungslosige Behandlung der Attentäter doch nur dieselbe Rücksichtslosigkeit und Rohheit prattiziert und sanktioniert, die dann nur an einem anderen Teil des Volkorganismus wieder zum Vorschein kommt, um sich gegen den Fürsten zu wenden, und einen einzelnen Menschen opfert und zertritt, um einen sozialen Zweck zu fördern oder einer kollektiven Stimmung Genüge zu schaffen. Jede Wüßerei des Lofes solcher lebensgefährlich mit ihrer trostlosen Seelenbe zusammengepöbelten Mörder aber ist gleichbedeutend mit einer neuen Schutzwehr für das Leben der Fürsten — denn nichts entseht die Instinkte der Einzelnen verhängnisvoller, als wenn der Staat selber in seiner Exekution noch die Dämonen der Nachjustiz verwendet — und nichts bündigt selbst verwahrloste Seelen mehr, als wenn sie in der Aktion des Staates das höhere Beispiel sittlicher Rücksichten vor sich sehen.

Und warum soll nicht auch dem Attentäter noch Gelegenheit gegeben werden, statt in Verzweiflung und Qual unterzugehen, vom Gefängnis aus durch seine Arbeit irgend eine Hilfe für menschliche Not zu leisten und auf diese Weise sein Dasein zu sühen und vielleicht noch einmal zum Bewußtsein seiner Schuld zu erwachen? Würde nicht solche Befreiung tausendmal „abschreckender“ wirken, als alle Qualereien — denen derjenige, der sich opfern will, doch immer durch Selbstmord zu entgehen hofft?

Die Bilanz der SChinapolitik.

Von Th. Briz.

Der chinesische Feldzug geht zu Ende. Und damit ist ziemlich das ganze deutsche Volk zufrieden. Denn es ist vollständig chinamüde. Wenn dies aber zugegeben wird — und keine Schönfärberei kann diese Wahrheit länger verbergen —, so wird damit zugleich die ganze SChinapolitik als ein verheißtes Unternehmen verurteilt. Denn was anders bedeutet dieser Lieberdruß am chinesischen Unternehmen, als Enttäuschung nach hochgespannten Erwartungen und stolzen Hoffnungen? Wenigstens die führenden Kreise, sie, welche allein echte Vaterlandsliebe zu besitzen behaupten, lachten den Chinafeldzug zu einem gewaltigen nationalen Unternehmen aufzubauen, gaben sich Mühe, freilich vergeblich, im deutschen Volke eine Begeisterung zu wecken, ähnlich der des Jahres 1870. Und nun muß, wer ehrlich ist, gestehen, daß wir in China weder kriegerischen Ruhm geerntet, noch irgend welche politische oder wirtschaftliche Vorteile erlangt haben. Im Gegenteil. Wir haben an „prestige“, wozu in nationalen Kreisen so großer Wert gelegt wird, erheblich eingebüßt. Es ist keine kriegerische Heldenthat, Soldaten in die Schlacht zu schlagen, die keinen ernstlichen Widerstand leisten. Auf dem Gebiet der Diplomatie aber sind, wie selbst die nationalen Kreise zugeben müssen, schwere Fehler begangen worden. Deutschland drängte sich vor; es wollte bei dem Unternehmen eine hervorragende Rolle spielen. Das hat im Auslande verstimmt, und nur mit Mühe wurden ernstliche Streitigkeiten mit anderen Mächten vermieden. Deutschlands hervorragender Anteil an dem Chinafeldzug bringt aber außerdem noch den Schaden für uns mit sich, daß der Fremdenhaß der Chinesen sich vornehmlich gegen die Deutschen richtet. Die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit China, der Abzug von Arbeiterzuzugnissen dorthin ist wahrscheinlich durch den Krieg erschwert worden, für die civilisierten Völker im allgemeinen, ganz besonders aber für die Deutschen, die unter den „weißen Teufeln“ am meisten den Haß der Chinesen auf sich geladen haben.

Aber obgleich diese Nachteile klar zu Tage liegen und eigentlich auch der Mißerfolg des Unternehmens nicht mehr geleugnet wird, sind doch unsere führenden Politiker weit davon entfernt, hieraus die richtigen Folgerungen zu ziehen. Unzufrieden mit der SChinapolitik ist in Deutschland fast jeder, aber die tiefsten Ursachen des Mißerfolges machen viele sich nicht klar, und es scheint, daß sie die Erkenntnis der Wahrheit scheuen. In Deutschland herrscht große Entrüstung über Englands Verfahren in Süd-Afrika, aber von Entrüstung über die SChinapolitik, die entschieden in nationaler Hinsicht heilsam für uns wäre, merkt man unter den Anhängern der Mehrheitsparteien wenig. Wenn die Kunde des „Imperialismus“ die großen Kulturvölker der Gegenwart ergriffen hat, so hilft es zur Abstellung dieser schredlichen Krankheit wenig, daß man mit pharisäischem Dünkel die Sünden anderer Völker auf diesem Gebiet verdammt, aber die eigenen befehligen versucht.

Bei den Anfeindungen Englands spielt doch der Neid eine viel größere Rolle, als der ethische Unwille. Und gerade dieser Neid ist eins der Symptome jenes wahrhaft krankhaften, unfinnigen Verlangens nach Machttausbreitung, das uns so verhängnisvoll geworden ist. Ist es denn etwa eine Kleinigkeit, und verdient es mit Gleichmut getragen zu werden, oder sollte es nicht Anlaß zu tiefer Beschämung und nationaler Selbsterkenntnis geben, daß wir un nürberweise Tausende von Menschenleben geopfert und schwere pekuniäre Opfer gebracht haben? Da heißt es denn wohl, wir seien gezwungen gewesen, den Kampf mit China aufzunehmen, da uns eine schwere Beleidigung

zugefügt worden sei. Damit wird zu verbeden gesucht, daß die Vertetung von Fehlern, die schließlich dem blödesten Auge klar werden, schon mit der Besitzergreifung Kiau-Tschau begann. Und was anders hat uns denn nach Kiau-Tschau geführt, als jene brennende Sucht nach Ruhm und kriegerischen Vorbeeren, die während des Chinatrieges in so auffälliger Weise hervortrat? Anstatt der wirtschaftlichen Vorteile, die man uns in Aussicht stellte, sind schwere wirtschaftliche Nachteile die Folgen jenes unbedachten Schrittes gewesen. Und, was noch schlimmer ist, das Vertrauen auf die friedensliebende Deutschlands ist in der ganzen Welt tief erschüttert worden. Man traut Deutschland die ehrgeizigsten Absichten zu. Was insbesondere China betrifft, so läßt ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Besitzergreifung Kiau-Tschau und dem chinesischen Aufstand sich schwerlich mit Recht bestreiten, wenn auch andere Ursachen mitgewirkt haben mögen.

Vergeblich sind alle Friedensbestrebungen, wenn wir uns nicht die wahren Beweggründe der deutschen Politik klar machen und ihren unheilvollen Einfluß zu brechen suchen. Man hat vielfach die bei uns so stark hervortretenden militärischen Liebhabereien als eine harmlose Spielerei betrachtet, oder andererseits sie damit zu rechtfertigen gesucht, daß Deutschland eine starke Rüstung tragen müsse und daß auch die Erhaltung des militärischen Geistes eine Notwendigkeit für uns sei. Der Verlauf der chinesischen Angelegenheiten sollte uns darüber belehren, daß der Militarismus seiner innersten Natur nach auf Verhätigung militärischer Tüchtigkeit hindrängt, daß das Verlangen nach Ausbreitung der Herrschaft Deutschlands nur die natürliche Weiterentwicklung dieser Geistesrichtung ist. Die tiefere Bedeutung des wenig ruhmvollem Rückzuges aus China ist das Glaslo der deutschen Weltpolitik. Aber unsere Belpolitiker sind von ihren Irrtümern nicht geheilt, und sie werden wahrscheinlich auch ferner im stande sein, die große Masse des deutschen Volkes mit sich fortzuführen, denn die Gleichgiltigkeit und Sorglosigkeit weiter Kreise ist ihre beste Stütze. Wenn die Forderungen neuer Rüstungen an das Volk herangetragen, und bei ähnlichen Gelegenheiten werden wir wahrscheinlich sehen, daß die Macht der nationalen Phrasen ungebrochen ist, und es wird wohl erst schwererer Erfahrungen bedürfen, um die ganze Gefahr der Politik des nationalen Hochmutes zu zeigen.

Das Findelkinderwesen in Italien.

Von Odo Döberg, Genua.

Verschiedene Ereignisse der letzten Jahre haben in Italien die Aufmerksamkeit dem Findelkinderwesen zugeleitet und die Regierung veranlaßt, Erhebungen über diesen Zweig der öffentlichen Fürsorge anzuordnen. Diese Erhebungen haben die Grundlage abgeben für einen Gesetzesentwurf, der hoffentlich bald das Parlament beschäftigt wird, damit die seit mehr als 30 Jahren erwartete Regelung des Findlingswesens endlich zur Wirklichkeit werde.

Die Wechselfälle des parlamentarischen Lebens haben keinen der früheren Entwürfe an sein Ziel gelangen lassen. Und wenn insolgedessen noch viele Provinzen ihre Findlingspflege nach geradezu vorfindstutlichen Kriterien regeln — bestehen doch noch 306 Gemeinden mit Drehrädern (ruota) zur Aufnahme¹⁾ —, so hat das Nichteingreifen der centralen Regierung doch auch den Vorteil gehabt, den Initiativen der einzelnen Provinzen freie Hand zu

¹⁾ Proposte pel Riordinamento del Servizio degli Esposti Relazione della Commissione Reale d'inchiesta sui Brestrofi. Rom 1900.

geben und in einigen Fortschritte und Neuerungen zuzulassen, denen ein Landesgesetz, dessen Veränderung erst lange Erfahrungen, Umfragen und statistisches Material voraussetzt, fester Widerstand geboten hätte. Das Gesetz, das jetzt vom Parlament erwartet wird, kann seine Bestimmungen aus einer reichen Quelle von Erfahrungsmaterial schöpfen, das die vorgeschrittensten Provinzen geliefert haben. Allerhand Experimente sind gemacht worden — es liegt dem Parlament, sie richtig zu deuten, um endlich das Stüd Mittelalter auszuwehren, das zum Schaden des Landes in der Fingelkinderpflege zahlreicher Provinzen noch heute fortlebt, und die Fingelanstalten der Aufgabe anzupassen, die ihnen im modernen Staate zufällt.

Nun sind freilich Viele der Ansicht, daß die Fingelanstalten überhaupt im modernen Staate keinen Platz finden sollten, eine Ansicht, die ich hier zu diskutieren mich nicht unterfangen will. Solange aber, wie heute in Italien, das Eivilrecht eine Erforchung der Vaterchaft nicht zuläßt und — einer theoretischen Willkürsforderung Rechnung tragend — der unehelichen Mutter freistellt, ihr Kind nicht anzuerkennen und ihm mit ihrem Namen Unterhalt und Pflege zu verweigern, müssen selbstverständlich Fingelhäuser bestehen. Ehe man nicht die Erforchung der Vaterchaft freistellt und die Alimentationspflicht gesetzlich bestimmt, würde es einen Akt höchster Ungerechtigkeif darstellen, der unehelichen Mutter das Fingelhaus zu schließen, und eine schwere gesellschaftliche Gefahr bedeuten, ihr eine Verpflichtung gegen ihr Kind aufzubürden, der zu genügen sie in neun Zehnteln aller Fälle vollkommen außer Stande wäre. Nach einer gesetzlichen Regelung der Verpflichtungen, die die uneheliche Vaterchaft auferlegt, mag man die Frage erörtern, ob es einen Vorteil für die Gesellschaft bedeute, die für die Fingelkinder verausgabten Summen anderen Zwecken zuzuwenden oder nicht. Einstweilen muß man sich damit begnügen, jede Reform daraufhin anzusehen, ob sie geeignet ist, das Fingelwesen seiner sozialen Funktion besser anzupassen, die doch wohl darin besteht, den gesellschaftlichen und individuellen Schaden der illegitimen Natalität auf ein Minimum zu beschränken.

Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich im Folgenden die wesentlichsten Bestimmungen des Regierungsentwurfs beleuchten, nach Vorauscheidung einiger allgemeiner statistischer Angaben über die Bedeutung und Ausdehnung, die die Fürsorge für die verlassenen Kinder heute in Italien hat.

Die Gesamtzahl der Fingelanstalten in Italien betrug am 1. Januar 1898 136, worin auch einige Säle zur vorübergehenden Aufnahme einbegriffen sind. Durch Vermittlung dieser Anstalten wurden zu diesem Zeitpunkte 100418 Kinder verpflegt; im Laufe des Jahres betrug die Zahl der Neuaufgenommenen 24307, die der verstorbenen 10127 und die der durch Erreichung der Altersgrenze aus der Pflege entlassenen 11377.¹⁾ 19 Provinzen besitzen keine Fingelanstalten und verteilen die Fingelkinder durch Vermittlung der Kommunalverwaltungen in Familienpflege. Die Zahl der auf diese Weise versorgten Kinder betrug am 1. Januar 1897 3279; bei einer jährlichen Aufnahme von 8416 (Jahresdurchschnitt von 1893/96) und einer mittleren Jahressterblichkeit von 4162.²⁾

Die Statistik der Aufnahmefrequenz für die durch Vermittlung der Fingelanstalten verpflegten Kinder reicht bis zu dem Triennium 1879/81 zurück und zeigt uns ein Abnehmen des Jahresdurchschnitts der Aufnahmen von 23 004 (1879/81) auf 21 076 (1893/96). Diese Abnahme

ist ein Ausdruck des Sinkens der unehelichen Natalität im allgemeinen. Während 1881 auf 1000 unberheiratete oder verwitwete Frauen im Alter von 15 bis 50 Jahren 25 Geburten kamen, ist diese Zahl im Jahre 1897 auf 22 zurückgegangen; und zwar bei befruchtendem Steigen der ehelichen Geburten, deren auf 1000 verheiratete Frauen 1897 260 kamen, gegen 253 im Jahre 1881.³⁾

Die Ausdehnung des Fingelkindereiwens in den verschiedenen Landschaften ist sehr verschieden. Die sich nur über Nord- und Mittelitalien erstreckende neueste Statistik⁴⁾ zeigt uns die Gesamtzahl der durch die Fingelhäuser versorgten Personen am 1. Januar 1899: wir sehen aus ihr, daß in Umbrien auf je eine Million Einwohner 9640 durch Fingelanstalten erhalten wurden, während z. B. die Verhältniszahl für Venedig nur 2431 beträgt, für die Lombardei nur 3238, im Piemont 3813, in Ligurien 4560, in Lajum 5125 u. s. w. Ueber die relative Häufigkeit der Aufsetzungen giebt diese Statistik aber keinerlei Aufschluß, da die Altersgrenze, bis zu der die Fingelanstalten Unterstützung gewähren, sehr verschieden ist. So weisen diese in Neapel schon nach 18 Monaten die Fingelkinder anderen Anstalten zu, während in den Marken die Unterstützung bis zum 18. und 20. Jahre währt. Die Zahl der von 1000 Lebendgeborenen im Jahre 1897⁵⁾ ausgefetzten Kinder betrug für ganz Italien 26.2. Unter dem Durchschnitt erhält sich die Zahl in der Lombardei (16.4), im Piemont (17.3), in Venedig (19.7), in Apulien und der Basilicata (19.9), in den Abruzzen und Molisen (20.7) und endlich in Sardinien (25.0); über dem Durchschnitt steht Lajum (41.2), Calabrien (39.2), Sizilien (38.6) die Marken und Umbrien (32.9), die Emilia (31.8) und Ligurien (29.6), während Toscana und Campanien sich dem Landesmittel nähern.

Die niedrigsten Zahlen finden wir also sowohl in einigen der reichsten Landschaften, in der Lombardei und dem Piemont, als in den allerärmsten und am meisten rückständigsten, in Apulien und der Basilicata, sowie in den Abruzzen und Molisen, und die gleiche paradoxe Verteilung zeigen auch die höchsten Zahlen. Daraus geht hervor, daß die Bedingungen, die eine Gesellschaftsgruppe bestimmen, die unehelichen Kinder von jedem Familienbunde abzutrennen, durchaus nicht im geraden Verhältnis zur wirtschaftlichen Lage und zum allgemeinen Fortschritt variieren, sondern auch wesentlich durch die Tradition und andere veredelter liegende Umstände beeinflusst werden. — Zwischen der Häufigkeit der unehelichen Geburten und der der Aufsetzung besteht in Italien gleichfalls kein direktes Verhältnis, was seinen Grund darin hat, daß unter den standesamtlich als unehelich angemeldeten Kindern sich viele befinden, die einer nur sichtlich eingetragenen Ehe entspringen sind.⁶⁾ Diese Kinder werden als illegitime, aber von Vater und Mutter anerkannt, ins Eivilstandsregister eingetragen, befinden sich aber ihrer Familie und der Gesellschaft gegenüber ganz in der Stellung ehelicher Kinder.

¹⁾ Ebenda S. 60.

²⁾ Statistica del Ricoverati etc. S. XIV u. XV.

³⁾ Berechnet nach der Tabelle IV, S. 86 u. ff. des An.-Stat. 1900. Diese Tabelle spricht von „nicht anerkannten und ausgefetzten Kindern,“ begreift also auch die ein, die ohne ausgetrigt zu sein, weder vom Vater noch von der Mutter anerkannt wurden. Aus der Gesamtzahl der in dieser Rubrik angeführten Kinder (25 893), die sich ungefähr mit der mittleren Jahresaufnahme der Fingelanstalten deckt, geht hervor, daß die Zahl der nicht anerkannten und nicht ausgefetzten nur minimal ist.

⁴⁾ Die Gründe, die in Italien von der standesamtlichen Schließung einer Ehe abhalten, sind in der überwiegenden Mehrzahl wirtschaftlicher Natur. So leben viele Witwen, die eine soziale Wismenspflicht begehren, im Falle einer zweiten Ehe von der Eiviltrauung ab, und leben gesetzlich in Konkubinat, um die Pension nicht einzubüßen. Ebenso handeln verwitwete Frauen, um nicht durch ihre zweite Ehe ihrem einzigen Sohn die Militärfreiheit zu verwirken, die er als einziger Sohn einer Witwe genießt.

¹⁾ Statistica dei ricoverati in ospedali pubblici e privati ed in altri istituti di assistenza nell'anno 1898. Direzione Generale di Statistica, Rom 1900.

²⁾ Annuario Statistico Italiano 1900. S. 107.

Die regionalen Schwankungen auf 1000 Lebend-Geburten sind für die anerkannten Kinder noch viel größer: bei einem Durchschnitt von 37,5 für das ganze Land, haben wir im Jahre 1897 in Lajuzim und der Emilia ein Maximum von 185 und 105 pro mille, gegen ein Minimum von 9 und 12 in der Lombardei und im Piemont.

Was die Art der Versorgung betrifft, so ist man allgemein abgegangen von dem, was man in Deutschland das romanische System nennt, nämlich von der Verpflegung in Anstalten. Von sämtlichen am 1. Januar 1897 durch Vermittlung der Findelhäuser verstorbenen Kindern befanden sich 96,9% in Familienpflege. In der Anstalt verblieben die Neugeborenen, bis eine Amme für sie geschafft ist, oder — falls sie in diesem Sinne verächtlich sind — bis ihre Freiheit von hereditärer Syphilis sicher erscheint. Ferner befinden sich dort alle kranken Kinder, sowohl die, die seiner Amme übergeben werden können, als die von ihrer Pflegefamilie wegen Krankheit zurückgegebenen. Endlich nimmt die Anstalt alle auf, die aus irgend einem Grunde (Krankheit der Amme, Tod oder Auswanderung der Pflegerinnen, schlechter Behandlung u. s. w.) von dem Institut zurückgerufen werden und dort die Unterbringung in anderer Familie erwarten.

Ueber die Sterblichkeit der Findelkinder in den verschiedenen Altersjahren fehlt es, meines Wissens, an vergleichbaren statistischen Angaben. Vor Erreichung der Altersgrenze sterben 47%, doch ist diese Zahl wertlos, da, wie schon gesagt, die Altersgrenze wechelt. Die mittlere Mortalität im ersten Jahre ist nicht excessiv, in Anbetracht der geringeren Lebensfähigkeit¹⁾ der den Findelhäusern übergebenen Kinder, die teils auf das häufigere Vorkommen erblicher Syphilis unter den unehelichen Müttern, teils auf die ungünstigen Lebensbedingungen, unter denen ihre Schwangerschaft verläuft, zurückzuführen ist. In den Jahren 1890/92 starben von den Findlingen, die durch Vermittlung der Findelanstalten verstorben wurden, 37,2%²⁾ vor Ablauf des ersten Lebensjahres, 1893/96 39,4%, 1897 35 und 1898 36%. Die Sterblichkeit der direkt von den Gemeinden in Familienpflege gegebenen ist geringer; sie betrug in den Jahren 1893/96 33,5%) was sich wohl daraus erklärt, daß die den Findelanstalten übergebenen in einigen Gemeinden durch die unwürdigen hygienischen Zustände des Instituts schon während des kurzen Aufenthalts eine exorbitante Sterblichkeit aufwiesen.

Auf diesen Umstand dürfen auch die großen Abstände zurückzuführen sein, die der Prozentfuß der Säuglingssterblichkeit der durch die Findelanstalten versorgten Kinder in den verschiedenen Landchaften zeigt. Während die Marken das Minimum bieten mit einer Sterblichkeit von

26,6. Toscana 27,8 und Umbrien 28,3% haben, steigt die Mortalität in Calabrien auf 40,9, in Sizilien auf 42,6 und in den Abruzzen und Molisen gar auf 59,1. In demselben Jahre (1898) betrug die Säuglingssterblichkeit der ehelichen Kinder 16,6 %.

Die finanziellen Lasten für die Fürsorge der Findlinge haben nach dem Gesetz von 1865 die Gemeinden und die Provinzen zusammen zu tragen. Das Verhältnis der Belastung für beide Verwaltungseinheiten ist durch kgl. Dekret vom folgenden Jahre festgesetzt, wobei auf die früher in den einzelnen Staaten geltenden Bestimmungen Rücksicht genommen ist. Die Einkünfte der Wohltätigkeitsanstalten, die für diesen Zweck von den Stiftern bestimmt sind, erleichtern die Beitragsquote der Provinzen oder der Gemeinden, je nachdem dies in ihrem Statut festgesetzt ist. Hat zum Beispiel eine für eine Kommune gegründete Findelanstalt die Quote dieser Kommune aus ihrem Fonds gedeckt, so kann ein etwaiger Ueberschuß anderen Wohltätigkeitszwecken zugewandt oder zur Vermehrung des Patrimoniums verwendet werden. In dem Budgetanschlag für das Jahr 1897 haben die Wohltätigkeitsanstalten 2,382,015 Lire, die Gemeinden 5,508,402, die Provinzen 6,052,885 Lire für die Erhaltung der Findelkinder vorgegeben.

Ehe wir uns dem Gesagten zuwenden, bleibt noch eine Definition nachzuholen, die logischerweise allen Angaben hätte vorausgehen sollen: Welche Umstände verleihen einem Kinde den Charakter des Findlings, des ausgelegten Kindes (exposito) und somit den rechtlichen Anspruch auf Versorgung durch die Provinz oder Gemeinde? Die Antwort auf diese Frage variiert heute von einer Provinz zur andern, und gerade die Betrachtung der Kriterien, die für die Bestimmung der Zuständigkeit maßgebend sind, leitet hinüber zu der fundamentalen Umgestaltung des Findelwesens, die sich in Italien vollzieht, welcher Umgestaltung der Entwurf Einheitlichkeit geben will. Die veränderte Funktion der Findelanstalt tritt am klarsten aus den veränderten Bedingungen hervor, an die die Provinzen mit modernem Typus die Versorgung aus dem Fonds für Findlinge knüpfen.

Nach den meisten Autoren gehört zum Begriff des Findlings die Tatsache der Verlassung und der Verjensehstand des natürlichen und nicht anerkannten Kindes¹⁾ Dagegen spricht sich ein Erkenntnis der IV. Section des Staatsrats vom 16. November 1894 dahin aus, daß die Tatsache der Verlassung genüge, um den Anspruch auf Versorgung aus öffentlichen Mitteln zu verleihen. Nach einem anderen Erkenntnis²⁾ desselben Kassationshofes liegt aber die Tatsache der Verlassung nur vor, wenn die ausdrückliche Erklärung abgegeben wird, das Kind nicht anerkennen zu wollen. Dadurch, daß eine Mutter ihr Kind in ein Findelhaus schickt, bewirkt sie seine Eintragung in das Civilstandsregister als Kind unbekannter Eltern. Da der Staatsrat die Erforschung der Mutterschaft durch das Findelhaus auch zu nur administrativen Zwecken für gleichwichtig erklärt hat (Erf. d. IV. Sect. vom 4. Nov. 1898), ist es überhaupt müßig, die Zuständigkeit für die Aufnahme von irgend einem andern

¹⁾ Von 2401 Findelkindern, die in den Jahren 1897/99 in Mailand aufgenommen wurden, wogen 61,4% weniger als 300 Gramm, von 139 im Jahre 1898 in Como aufgenommenen blieben 69,7% von 2103 vom 1. Juni 1896 bis 1. September 1898 in Neapel aufgenommenen 52,4% unter diesem Gewicht. (Bgl. Rofert, La mortalità nei vari stadi della vita, *Bulletto del l'Institut international de Statistique* V. XI S. 205 Fußnote.) Das normale Gewicht eines ausgetragenen Kindes berechnet man auf 8900 Gramm.

²⁾ Nach der Tabelle S. 114 u. ff. des Ann. Stat. nach der Methode der offiziellen Statistik berechnet.

³⁾ Die offizielle Statistik, der diese Daten entnommen sind, bezieht die Todesfälle eines Jahres auf die Zahl der Aufgenommenen des besetzten Jahres. Die Jahresberichte der Findelhäuser bringen dagegen die Todesfälle auf die Summe der am Anfang der Jahre Vorhandenen und der im Laufe des Jahres Aufgenommenen, vergrößern also den Einbuß aus der Zahl der übernommenen Kinder, dessen Mortalitätszahl aber nicht das ganze Jahr hindurch den Director vergrößert, da diese Kinder im Laufe des Beobachtungsjahres dem ersten Lebensjahre entweichen und ihre Sterblichkeit nicht mehr der Kategorie der Säuglinge zurechnbar wird. Aus diesem Grunde ist auf die von den Findelanstalten veröffentlichten Statistiken nicht Bezug genommen worden.

¹⁾ Vergl. G. Castiglioni, *Manuale della Beneficenza* Collezione Hoepli, Mailand 1901 S. 13 u. ff.

²⁾ Wenn die Mutter erklärt hat, ihr Kind nicht anerkennen zu wollen, und nicht darin missig, ihren Namen in den Geburtschein des Kindes setzen zu lassen, so ist es belanglos, ob ihr Name mittelfristig brannkt ist oder nicht, da der Stand des ausgelegten Kindes als durch die Thatsache der Verlassung bestimmt zu erachten ist, ob diese Thatsache durch Ausweisung auf öffentlichem Plage, oder durch Uebergabe an eine Wohltätigkeitsanstalt zum Ausdruck kommt.“ (Erf. der innern Section des Staatsrats vom 11. Sept. 1900.)

Umstand als der tatsächlichen Aussetzung oder Uebergabe an eine Anstalt abhängig zu machen.

Diese Auffassung der höchsten Verwaltungseinrichtung hat ihre Wurzeln in der mittelalterlichen Funktion der Findelanstalt, die in erster Linie darin bestand, die Spuren der mütterlichen „Schande“ zu verwischen. Durch verschiedene Gründe geleitet, sind zahlreiche Provinzen schon seit vielen Jahren von dieser klaffenden Form des Findelweins abgegangen. Während 43 Anstalten auch eheliche Kinder annehmen, beschränkt eine Provinz (Belluno) die Versorgung nur auf die strafbär ausgelegten Kinder. Die Rücksicht auf die Finanzen der Provinz haben vielerorts dahin geführt, die Ausnahmeberechtigung nur den in der Provinz geborenen Kindern zuzugestehen, oder sie von der Heimatrechtigung der Mutter abhängig zu machen, wobei natürlich eine Erforschung der Mutterschaft unerlässlich ist. Eine wesentliche und prinzipielle Abweichung vom mittelalterlichen System kam aber erst in der Ausdehnung des Unterstützungswesens auf die von ihrer Mutter anerkannten Kinder zum Ausbruch.

Schon im Jahre 1870 führte die Provinz Novara — unter gleichzeitiger Beibehaltung des alten Systems — Unterstützungen für die Mädchen ein, die ihre unehelichen Kinder anerkannten und bei sich behielten. Es folgte 1888 die Provinz Novigo, wo aber in offenbarem Widerspruch zum Gesetz vom Jahre 1865, das den Provinzen die Fürsorge für die ausgelegten Kinder zuweist, die Unterstützung von der Anerkennung abhängig gemacht und so die ganze Kategorie der unehelichen Mütter, die ihr Kind nicht anerkennen wollen — was ihnen doch das italienische Civilrecht freistellt —, des ihren Kindern zusehenden Beistandes beraubt wurde. Später führten auch Sondrio, Pavia, Mailand, Como u. a. m. die fakultative Anerkennung ein. Auf Grund des von diesen Experimenten gelieferten Materials spricht der Entwurf das Anrecht auf Versorgung durch die Provinz zu: a) den auf dem Territorium der Provinz ausgelegten Säuglingen, b) den in diesem Territorium geborenen und standesähnlich als Kinder unbekannter Eltern angeordnet und c) den unehelichen, von der Mutter anerkannten Kindern, wenn diese arm und in der Provinz heimatrechtigt ist. Die Anerkennung schließt die Verpflichtung ein, das Kind zu stillen; nur aus hygienischen Gründen oder aus Rücksicht auf einen der Mutter etwa aus dem Befanntwerden ihrer Mutterschaft erwachsenden schweren Schaden kann sie von dieser Verpflichtung entbunden werden. Lebt die Mutter in Konfubinat, so kann ihr die Unterstützung oder Aufnahme der Kinder verweigert werden.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Fritz Reuters Trunksucht. Die Trunksucht, so häufig sie aus schlechten Gewohnheiten hervorgeht, ist, wenn sie sich einmal ausgebildet hat, keine Sünde, sondern eine Krankheit. Drum verbietet auch der Trunksüchtige nicht Vorwürfe und Berathung, sondern Mitleid und Hilfe. Beides aber versagen ihm fast immer seine Mitmenschen, welche ihn doch mit ihrem Gesundheits und Moral unterwühlenden Trinksitten auf dem Bewissen haben.

Um den rechten ethischen Standpunkt zur Trunksucht zu gewinnen, dazu braucht man nur an Fritz Reuter zu denken. Wer seine Werke kennt, hat ihm lieb und zweifelt nicht, daß der Dichter einen prächtigen Charakter hatte. Und doch war Reuter ein Trinker; sein eigener Vater glaubte dem unverbesserlichen ungerathenen Sohne schließlich alle Achtung entziehen zu müssen; seine Braut schwankte Jahre lang, ob sie einem Manne, der immer wieder so tief sank, sich anvertrauen dürfe. Aber wie muß seine

unglückselige Sucht ihn selbst gequält haben! In einem Briefe, den er 1840 an seinen Vater schrieb, heißt es:

„Du verlangst, ich soll Dir die Versicherung geben, nicht wieder in das Laster des Trunkes zu verfallen. Mein lieber Vater, das Sprichwort sagt: Mit guten Vorsätzen ist die Hölle gepflastert.“ Und wenn Du diese verlangst, so wärdest Du wohl stündlich bei mir auf solche treffen. Aber die Ausführung ist sehr schwer. Du hast wohl kaum eine Leidenschaft zu bekämpfen gehabt, oder doch keine so tief eingewurzelte.“

Aus dem gleichen Jahre stammen auch folgende Zeilen:
„Vater, Du glaubst nicht, wie wehmütig ich heute gestimmt bin, indem ich dachte, daß Du vielleicht in diesem Augenblicke die erste traurige Nachricht über mich (von einem abermaligen Mißfall) liefst und am Ende, nach so vieler Nachsicht, dennoch an meinem besseren Ich verzweifeltest und bereuete, jemals einen Sohn geliebt zu haben, der geboren zu sein scheint, Dir Kummer zu machen. Ich bin zum Sterben müde und erschöpft . . . Lieber, guter Vater, ich bin wahrlich unglücklicher als Du; ich mit Schuld, Du ohne Schuld; darin liegt der Unterschied.“

Ein andrer Mal schreibt er aus Dänig, wo er öffentlich als Trunkenbold erklärt war:

„Wie ich diesmal dazu gekommen bin, weiß ich selbst nicht; mein Inneres ist in zu großer Verwirrung, als daß ich mir über die einzelnen Dinge Rechenschaft geben könnte.“

Es ward nicht besser, die Versprechungen wurden immer wieder gebrochen, sein Vater hörte auf, ihm zu glauben. „Min old Fader was de silvige offe gaude Fader von vordem; aber mit de sößen Jahr woren mit mine Hoffnungen of sine verdrögt; hei hadd sik gewent, mi so antausehn, as id mi silvst ansåk — as en Unglid.“ Dann kamen schreckliche Jahre, wo er nichts hatte und nichts war, wo sein großes Talent, das ihn bald so berühmt machen sollte, nur in der Aneide die kleinblütigen Philister erbaute. „Id grep hir hen, id grep dor hen, nids wull mi glüden; id weit, id hadd schuld — de Lid fäden t’u of.“

Auch als sein Name in ganz Deutschland bekannt wurde, als Tausende ihn verehrten, als er seine Luise heimführen konnte, als eine herrliche Villa am Fuße der Wartburg ihm gehörte, als er das stolze Bewußtsein hatte, unter den deutschen Dichtern als ein Großer und Einziger dazustehen, errang er den Sieg über die alte Leidenschaft immer noch nicht. Er hat es selbst aufgeschrieben, wie der unheimliche Gast ihn immer wieder überfiel:

„Ich bin die Sucht, ich bin die Pest,
Ich bin die alte Krankheit;
Was ich gepast, das halt’ ich fest — —“

Und neßelt sich an mich heran
Und packt mich wie mit Krallen:
„Ja, weh! ich, wer ich wehren kann,
Ich muß ihm doch gestehen!“

Komm her, mein Schag, komm her, mein Kind,
Was weißt du mit mir haben?
Es glüht wie gilliger Köllennind
Mir durch Gehirn und Herzn. — —“

Wenn wir einen Mann wie Fritz Reuter nicht verdammten wollen, wenn wir gern glauben, daß er sich ehrlich gegen die böse Sucht gewehrt hat, daß er gar manches Mal reumütig und bußfertig gewesen ist, wenn wir zugeben, daß ein besonders schweres Lebensschicksal und vielleicht eine ererbte Anlage ihn entzündeten, daß er als Kranker unsere Sympathie verdient, dann müssen wir auch andern Trunksüchtigen diese Sympathie gönnen.“*)

*) Diese Schilderung ist entnommen einem solchen erschienenen trefflichen Buch: Die Trunksucht als Krankheit von Dr. Wilh. Sobel. Bismar 1901. W. Sobel Verlag. 111 S. Preis 1,20 RM.

zwangs - Abspottage in Christentum und Patriotismus fordert das preussische Kultusministerium von den Volksschul Lehrern an. Nebenamt. Die Volkzeitung veröffentlicht eine Verfügung der Kgl. Regierung, Abteilung für Kirchen - Schulwesen (I Ka 1230), an sämtliche Herren Ortschulinspektoren des Bezirkes, datiert Gumbinnen, 26. November 1900, die folgenden Wortlaut hat:

Es ist für uns von Interesse, zu erfahren, in welchem Umfange es gelungen ist, durch die von uns mehrfach in Anregung gebrachte Thätigkeit der Lehrer die Verbreitung christlicher und patriotischer Zeitschriften, Blätter und Kalender zu fördern und damit das Bedürfnis der Bevölkerung veebeld zu beseitigen.

Wir erlauben Sie, die Lehrer Ihres Aufschliesbezirkes zum Bericht darüber zu veranlassen, welche Zeitschriften sie dieser Art, und in wie vielen Exemplaren — nach dem Stande am 1. Januar 1901 — durch Ihre Verteilung gelangen, und wieviel Exemplare der einzelnen Zeitschriften von Ihnen Abgenommen bezogen werden. Aus den Berichten der Lehrer wollen Sie alsdann eine Zusammenstellung fertigen, aus welcher neben den Namen der Lehrer die in Ihren Bezirke verbreiteten Zeitschriften, sowie die Stückzahl der letzteren und unter diesen wiederum die Zahl der (von Ihnen) erhältlich sein müssen. Am Schlusse dieser Zusammenstellung wollen Sie dann noch angeben die von Ihnen selbst etwa verbreiteten Blätter, unter gleichzeitiger Angabe der Ihnen Abgenommen, eintragen.

Die Nachweisung nebst den Berichten der Lehrer erlauben wir bis zum 1. Februar 1901 dem Herrn KreisSchulinspektor vorzulegen. (69) Schaefer.

Wer den litterarischen Wert und den Stil der sog. christlichen und patriotischen Litteratur kennt, die sich des Wohlwollens und der Billigung unjurer Herren Konfistorial- und Schul-Räte zu erfreuen hat, der wird den Grad der Selbstüberwindung richtig einschätzen können, mit dem die Lehrer sich zu Abonnentenjägern und Kolportageuren derartiger Schriften hergeben müssen, und wie sehr die Freudigkeit am Amt dadurch gefördert wird.

Steht denn die Sache des Christentums und des offiziellen Patriotismus schon so schlimm, daß sie durch solche Mittel getriegt werden muß?

Zus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. In der Versammlung vom 9. Mai war der in Nr. 18 der Ethischen Kultur abgedruckte Programmentwurf Gegenstand der Erörterung. Prof. Dröing erwiderte zunächst, warum ein Programm ihm nötig erscheine. Das Bedürfnis danach sei auf mehreren Gesichtspunkten anerkannt worden; das internationale ethische Programm, das in Zürich verhandelt worden, erfordere mindestens eine Ergänzung. Trotz der abweichenden Haltung des letzten Gesellschaftstages habe sich der Hauptvorstand gebrungen gefühlt, neuerdings einen Versuch zu machen. Der vorliegende Entwurf sei das Produkt langer und schwieriger Verhandlungen; es sei aber freudig anzuerkennen, daß schließlich sich volle Einstimmigkeit über den Wortlaut ergibt worden sei. Der Vortragende erläuterte dann in einer Generalübersicht die grundlegenden Gedanken des Programms. Der vorliegende Rechtsanwal Dr. Blicher, fragte dann, ob Generalabschlüssen gemäÙt werde, und heißt, als dies verneint wird, die einzelnen Paragraphen zur Debatte. Frau Wiederberg bedauert, daß die Denke der Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und gegenseitigen Achtung nicht im ersten Absatz enthalten sei. Vrediger Schaefer bemängelt den Ausdruck „Idealzustand“ und schlägt dafür vor, zu legen: „fortschreitende Entwicklung.“ Der Jassé verweist auf § 1 der Lösungen, wo auch das Wort Zustand steht; der Jurist Ideal stelle auch Zweifel, daß das Ziel, nicht die Wirklichkeit gemeint sei. Herr Wehla verweist die präzise Fassung des Wortes „Einstimmigkeit“ vor allem aber müsse er bemängeln, daß das Programm nicht vollständig sei. Eine philosophische Abhandlung über das Volk nicht. Herr Perle möchte die Unterscheidung zwischen Ethik und Stillheit im ersten Absatz finden, wogegen Dr. Kronenberg einwendet, beaezies gerade nicht in ein Programm, das stets etwas ganz Allgemeines enthält. Abstrakta seien nun einmal langweilig. Dr. Benzig wendet sich gegen den Vordring Schaefer, der um dem Wort von fortschreitender Entwicklung ein Dogma hineingedrückt habe. Zwischen einem historisch aufgestellten Programm und einem propagandistischen Flugblatt müÙte ein Unterschied gemacht werden. Herr Wehla beantragt, dem Hauptvorstand solle ausgegeben werden, eine Definition von Stillheit in den ersten Absatz aufzunehmen. Prof. Dröing bedauert, daß leider die ganze Wissenschaft der Ethik noch keine erschöpfende Definition der Stillheit gegeben habe. Eine 4 Worte der Denke enthalten doch wohl nicht eine solche erschöpfende

Erläuterung. Das Amendement Schaefer wird darauf abgelehnt. Der Antrag Wehla wird beschlossen. Ein neuer Antrag Wehla, Absatz 2 ganz zu streichen, wird wiederum abgelehnt. § 1 wird danach angenommen. Zu § 2 beantragt Frau Zaczka statt der Worte: „in Rühler Beziehung“ zu legen: „an diesem Ideal gemessen“. Dröing acceptiert dieses Amendement. Dasselbe wird mit § 2 mit Mehrheit angenommen. Zu § 3 findet Art. Jassé, daß darin eine Wiederholung von § 1 sei und mündlich Verbindung mit § 4. Dagegen Herr Wehla. Herr Schaefer beantragt den Zusatz hinter Eingelen: „welches mit dem der Allgemeinheit in Beschleunigung steht.“ Wehla und Dröing betämpfen diesen Zusatz. Nach Ablehnung des Amendements wird § 3 unverändert angenommen. Derselbe ist, zu § 5 herabgezogen Herr Schaefer das Wort „unbedingt.“ Es gibt keine absolute Moral; er beantragt halt dessen das Wort „allein.“ Dr. Kronenberg beantragt die Worte: „und unbedingt gültigen“ zu streichen. Herr Wehla beantragt Erziehung von: „aus dem ethischen Grunde der Menschennatur und.“ Schaefer zieht keinen Antrag zu Gunsten des von Dr. Kronenberg jurid. Art. Jassé beantragt halt „unbedingt gültigen“ zu legen: „unabhängigen.“ Dröing betämpft alle Amendements. § 5 wird unverändert angenommen. Zu § 6 vermischt Herr Schaefer die Erweiterung der Entscheidungsfreiheit. Herr Wehla findet in § 6 einen Widerspruch zu § 1 mit ein gewisses Maß allgemeiner Vereinerung“ auch schon eine Art Kultur sei. Der Paragraph wird unverändert angenommen. Derselben § 7. Zu § 8 bemängelt Dr. Wieder in § 1 des zweiten Absatzes, das Wort „aber“ sei durch „ferner“ zu ersetzen. Herr Wehla beantragt, in Absatz 2 hinter „sein“ die Worte: „bevor dieser Moralunterricht fröhliche tragen kann.“ beizufügen. Dr. Kronenberg beantragt in Absatz 1 „in die öffentliche Schule“ „in die öffentliche Erziehung.“ Benzig wendet sich gegen alle Amendements. Frau Schaefer will die Rima beilegen. § 8 wird unverändert angenommen. Derselben § 9 und Dr. Ganz erweilt wird dann in der Schlussabstimmung genehmigt.

Abteilung Dantsig. Am 16. April hielt Herr Rechtsanwal Weinhardt einen Vortrag über Recht und Ethik. Ferner legte unter Veranstaltung der verschiedenen Strafrechtslehrten und der neuen Begründung des vorklassischen Gesellschafts, daß das gefährliche Verbrechen der Verbrechen immer mehr und mehr dem Empfinden für das, was richtig ist, Rechnung zu tragen geübt hat.

In der Mitglieder-Versammlung am 14. Mai im Café Germania erhaltete Herr Dr. Solman Bericht über die Informationen, welche er zur Frage der Errichtung einer Volks-Vereine hier und in anderen Städten eingeholt hat. In der darauf folgenden Debatte sprach sich die Versammlung einmüÙig dahin aus, daß bei der Gründung einer Vereine strengste Unparteilichkeit in Bezug auf die auszugebenden Schriften der verschiedenen politischen, sozialen und religiösen Richtungen abzuwägen müÙe. Die Hauptgenossenschaft Krauß hat Vorstands ergab folgendes Resultat: Vordring Dr. Alfer, stellvertretender Vordringender, Staatsrat Dr. Wallenberg, Kassier Herr Rechtsanwal Ruhn, Schriftführer Vermögensoffizier Juch, stellvertretender Schriftführer Frau Sommerfeld, zu Kassieren/Offizier wurden gewählt: Vrediger Frenkel und Dr. W. Wallenberg, als Bibliothekar Dr. Solman.

Bücherchau.

Wilhelm Bälche: Die Mittagsgötin. Ein Roman aus dem Götterlande der Gegenwart. 2 Bde. Neue Ausgabe. Leipzig. Eugen Diederichs.

Jeden Jahre sind auf der Mittagsgötin eine menschlichen Entwicklung eine lange Zeit. Die ersten Jugendbegebnisse, die bis ganze Fülle des Denkens und Erlebens von 1000 Jahren Kulturfortschritts auf ein neues junges Menschenbild einfließen und verdrückt werden soll, liegen hinter einem; das letzte Jahrestag, wo die einmal in gewisse Dingen eroberten und Lebensanschauungen eingehatene Religion als neue neu als Betriebsfindung empfindet, ist glücklicherweise noch fern. Da sind die dazwischen liegenden wenigen Jahrestage intensiver Schaffens von innen nach außen selbst. Seiten hat ein Schaffender Zeit, sich unumwendbar und ein einmal aufgetriebenes Produkt nach näher zu betrachten. Dazu sind ja die Kräfte da. Die Welt hat Bälche, obwohl mitten in einer der besten Schaffensperioden, doch diese Zeit gefunden. Ein ausgehakt der interessierten Kreise nur wenig beachtete Dichtwerk, mit dem er vor zehn Jahren sich seine Vorkennungen über den auftrugigen, aber lößlichen Wacheisdrang des Spiritismus zum Herzen geschrieben, legt er in der vornehmen Ausstattung des Diederichs'schen Verlages von Neuen seinen Freunden vor. Zweierlei Rechtgründe hat er dafür. Erstens ist er über seinen Gemeinde weitaus glücklicher Dichter, die schon damals das Buch zu lesen verstanden, mit welchem zu sprechen; ein groß Maß und ein Herz gemahren; er darf es seinen, durch solche Arbeit erworbenen großen Leser-Publikum nicht nur zumuten, daß es für eine spätere Volk'schen Denkens Interesse präge, sondern er ist ihm eine Herausgabe gewiss schuldig geworden. Und Neidstam am können verpöndet. Zweitens aber braucht er glücklicherweise weder um gültige Nachsicht für eine Jugend-

riefel zu bitten, noch irgendeiner zu widerrufen, auszubereiten oder zu pfeifen. Der Roman wirkt nach immer als Bild, auch dem Kritiker gegenüber der Gegenwart. ... Daran ist der Dichter freilich, unerschrocken & unerschütterlich, maßvoll und doch sehr lieblich, wenn die ganze Spatzeit der erregtesten Götter- und Götter-Sünder schon der Vergangenheit angehört. ...

B. ist übrigens kein Bilderstürmer. ... dem Spiritismus, der ihm, dem ersten Naturforscher, die unempfindlich sein muß, läßt er von der psychologischen Seite der Welt-Berührung an. ...

liegenden Ogen bei dem Autor wahrscheinlich auf das mitverleibte freundliche Schicksal liegen: „das hat' ich mit selbst schon ergötzt! ... ist nicht! das reiche Bild romantischen Elements eben ein Augenlichter; ... ob auf jene Circ, die das Spremschloß mit seinem wunderlichen ...

Redactionelle Mitteilungen, Manuscripte, zur Revision bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Haarausfall ist heilbar! ... Schuppen, Kopfjucken u. verfilzten Haare lösen, etc. genau verschwindet, färbt sich ...

Gehör-Oel ... Überhörsinn ... Schwerhörigkeit ... Apotheke zum weissen Schwan, Berlin C., Spandauerstr. 77.

Briefmarken, ... Briefmarken und Mäntelchen mit einem ...

Bermann Wolther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14. Die Philosophie der Langlebigkeit (La Philosophie de la Longévité). Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred B. Fried. Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Trültzsch's Citronensaftkur vollständig geheilt! ... Gicht, Rheumatismus, Lechia, Angem., Hals-, u. Blasenleiden, Fettsucht u. l. u. ...

Gebrauchsfertiges „Cumol-Gatgut“ nach Dr. Krönig (Leipzig, Fraunholz) ... Roh-Gatgut ... Vergl. „Mönch, med. Wochenschr.“ No. 34.

Dr. Schmey's Peru-Cognac „Perco.“ Die Wirksamkeit von 50,0 gr. bestem Peru-Balsam (mit mindestens 10% reiner Zimmtäure) in 1 Liter Cognac. Anwendung bei allen Lokalisationen der Tuberculose insbesondere bei Lungentuberculose. Preis 7 Mk. die Literflasche. Dallmann & Co. in Gummersbach.

Grüßend
über Genscher's
Bund viertel, 150 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegern.
Verlag: Berlin.
Verlag: Berlin.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Königsplatz 40 W.
Berlin
Büchle nach
freier Vereinbarung.
Zurücknahme in allen
Annoncenbüchern
und in der
Spezialität S. W. 10.
Annoncenverzeichnis. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. S. W. Soerfer herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.	Berlin, den 15. Juni 1901.	Nr. 24.
---------------	----------------------------	---------

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

- Religionsfreiheit von Zentrums Gnaden. Von Dr. R. Penzig.
— Das Sündelinderwesen in Italien. Von Oba Olberg, Genoa.
— Kauf und Volk. Von Otto Kosdorf. — Streikführer: Die Haager
Friedensmanifestation vom 18. Mai 1901. Ein Kind im Zuchthaus.
— Aus der ethischen Bewegung.

Religionsfreiheit von Zentrums Gnaden.

Von Dr. R. Penzig.

Toleranz posse und Toleranz non posse — Duldungs-
möglichkeit und -Unmöglichkeit — sind die Punkte, die vom
Vatikan über die Alpen nach Berlin kommen. Wir wollen
nicht etwa behaupten, daß die katholische Partei im Reichs-
tage ihre Politik aus Rom bezöge — keineswegs! Vielleicht
bezieht der Vatikan mehr seine Politik Deutschland gegen-
über aus dem deutschen Zentrum, als umgekehrt. Ein Draht
hat eben zwei Enden, auch wenn man ihn zu einem Kreise
flechtet. Daß aber ein solcher Draht vorhanden, wird nicht
geleugnet. Jedenfalls sind wir augenblicklich in einem
Stadium des Toleranz posse, wie der Toleranzantrag des
Zentrums selbst, wie noch mehr das freundliche Entgegen-
kommen beweist, mit dem die Antragsteller in den 16
Kommissionsitzungen den ganzen zweiten Teil, die Religions-
freiheit der Religionsgemeinschaften betreffend, zurückgezogen
haben. Damit ist der hauptsächlichste Konfliktstoff ausge-
schieden und ein Gesetzentwurf über die Religionsfreiheit
der Reichsangehörigen geschaffen, der trotz mancher Sonder-
wünsche Aussicht auf eine stättliche Mehrheit im Reichs-
tage hat.

Es ist merkwürdig, wie verschieden die Kommissions-
arbeit ausfällt, je nach der Natur der gesetzgeberischen
Materie, aus der etwas werden soll. Man verjuche
einmal z. B. ein sozial-politisches Gesetz in einer Kommission
von 28 Mitgliedern zu diskutieren, von denen ein Viertel
den Konfessionen, ein Viertel dem Zentrum, je vier oder
drei Mitglieder den Freijüngern, Nationalliberalen und
Sozialdemokraten angehören, mit dem Zusatz einiger
Polen oder Wälden. Ich glaube nicht, daß irgend jemand
an dem Produkt eine reine Freude haben könnte. Da
ist es denn schon überaus erfreulich, wenn die Mehrheits-
beschlüsse der Toleranzkommission fast durchweg mit allen
genau 3 Stimmen gefaßt werden konnten. Fast scheint
es, als seien über kirchenrechtliche Fragen die Ansichten
besser gefaßt, als über soziale.

Der Gesetzentwurf hat nunmehr folgende Fassung:

§ 1.

Jedem Reichsangehörigen steht innerhalb des Reichsgebietes volle
Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgemein-

schaften, sowie der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religions-
übung zu.

Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die
Ausübung der Religionsfreiheit kein Abdruck geschehen.

§ 2.

Für die Bestimmung des religiösen Bekenntnisses, in welchem ein
Kind erzogen werden soll, ist die Vereinbarung der Eltern maßgebend,
welche jedoch vor oder nach Eingehung der Ehe getroffen werden kann.
Die Vereinbarung ist auch nach dem Tode des einen oder beider Eltern-
teile zu befolgen.

§ 3.

In Ermangelung einer Vereinbarung der Eltern gelten für die
Bestimmung des religiösen Bekenntnisses, soweit nicht nachfolgend ein
anderes vorgezeichnet wird, die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches
über die Sorge für die Person des Kindes.

Steht dem Vater oder der Mutter das Recht und die Pflicht, für
die Person des Kindes zu sorgen, neben einem dem Kinde gebührenden
Vormund oder Pfleger zu, so geht bei einer Meinungsverschiedenheit über
die Bestimmung des religiösen Bekenntnisses, in welchem das Kind zu er-
ziehen ist, die Meinung des Vaters oder der Mutter vor.

Das religiöse Bekenntnis des Kindes kann weder von dem Vor-
munde noch von dem Pfleger geändert werden.

§ 4.

Neben dem Willen der Erziehungsberechtigten darf ein Kind nicht
zur Teilnahme an dem Religionsunterricht oder Gottesdienst einer anderen
Religionsgemeinschaft angehalten werden, als in den § 2 und § 3 ge-
troffenen Bestimmungen entspricht.

§ 5.

Nach beendetem vierzehnten Lebensjahre steht dem Kinde die Ent-
scheidung über sein religiöses Bekenntnis zu.

§ 6.

Der Austritt aus einer Religionsgemeinschaft mit bürgerlicher
Wirkung erfolgt durch ausdrückliche Erklärung des Austrittenden gegen-
über der Religionsgemeinschaft.

Die Erklärung ist dem Amtsgerichte des Wohnortes gegenüber ab-
zugeben; von diesem ist sie der zuständigen Behörde der Religions-
gemeinschaft mitzuteilen. Die Erklärung kann schriftlich in öffentlich be-
glaubigter Form abgegeben werden.

Über den Empfang der Erklärung ist eine Bescheinigung zu erteilen.
Das Verfahren ist kosten- und steuerfrei.

§ 7.

Die Abgabe der Austrittserklärung bewirkt, daß der Ausgetretene
zu Leistungen, welche auf die Zugehörigkeit zur Religionsgemeinschaft
beruhen, nicht mehr verpflichtet wird.

Leistungen, welche Kraft besonderer Rechtsvorschriften auf bestimmten
Grundstücken lasten oder von allen Grundstücken des Bezirks oder doch
von allen Grundstücken einer gewissen Klasse in dem Bezirk ohne Unter-
schied des Besitzers zu entrichten sind, werden durch die Austrittserklärung
nicht berührt.

§ 8.

Niemand kann zu Leistungen an eine Religionsgemeinschaft, zu
welcher er nicht gehört, herangezogen werden, wenn nicht ein gemein-
schaftlicher Wunsch oder ein besonderes Rechtsverhältnis besteht.

Gegenüber dem überaus buntgedruckten geltenden
Recht in den verschiedenen Landesgesetzgebungen, wovon
der sehr sorgsam gearbeitete und mit 443 Urkunden im
Umfang von 122 Seiten ausgestattete Kommissionsbericht
Kunde giebt, wäre schon nichts als die bloße Einheitlich-
keit auf diesem die Gewissensfreiheit sehr eng beherrschenden
Gebiet für ganz Deutschland von großem Vorteil. Noch

erfreulicher ist es aber, daß diese Einheitlichkeit vornehmlich in Sinne einer Vorwärtsregierung der landesgesetzlichen Bestimmungen erreicht worden ist; denn Einheitlichkeit wäre schließlich auch durch Beseitigung aller fortschrittlichen Elemente zu erreichen, und mancher wohl fürchten, daß konservative und das Zentrum in dieser Hinsicht nicht allzu jimpertlich sein würden. Das Gegenteil ist eingetreten. Die rückschrittlichen Sonderbestimmungen Sachsens, Preußens, Braunschweigs, betreffs der Freiheit der Religionsübung im allgemeinen, der konfessionellen Kinderziehung ohne Rücksicht auf den Wunsch der Eltern, der Festsetzung des Religionsbekenntnisses für Kinder aus gemischten Ehen, des Unterscheidungsalters, der rechtlichen Wirksamkeit des Austritts aus einer Religionsgemeinschaft u. ä. sind meist beseitigt worden.^{*)} Vor allem ist aber § 4 auf das freudigste zu begrüßen, weil er dem nahezu unerträglichen Zustande endlich ein Ende machen würde, daß in Preußen durch lammergeistliche Praxis, in Sachsen sogar durch das Gesetz^{**)}, die Kinder von Diszidenten mit der Schutzmännnschaft in den Unterricht über Gottes- und Menschenliebe und die Freiheit eines Christenmenschen geschleppt werden.

Aus der Debatte über diesen Paragrafen ist besonders hervorzuheben, daß gegenüber den konservativen bekannten Schwarzmalereien:

„Viele Kinder würden ohne Religionsunterricht heranwachsen, also ein religionsloses Volk! Keine Moral sei anzuerkennen, die nicht aus dem Boden der Religion stiehe; ohne Religionsunterricht bekämen wir ein Geschlecht, das die tiefsten Grundlagen der Sittlichkeit nicht kenne“ und weiter: „Atheisten könnten nicht so behandelt werden, wie die Angehörigen einer christlichen Konfession“ — einer der Hauptantragsteller, also ein Zentrumsmann, erwiderte:

„Aus dem Standpunkte des Fortschritts ergab sich in der äußersten Konsequenz und Notwendigkeit die Konfessionalität des Staates. Das würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland zu den schwersten Verschlingungen führen. Von Standpunkt des modernen Staates aus kann es einen solchen Zwang in Religionsdingen nicht geben, und da müßte man auch die schwerste Konsequenz sinnnehmen, daß rechte religionslos aufwachsen. Der moderne Staat habe nicht das Recht, atheistischen Eltern ihre Kinder wegzunehmen und sie in einen Religionsunterricht zu zwingen, damit ihnen die tiefsten Grundlagen der Moral eingepflanzt werden. Unmöglich wäre auch ein solcher Zwang . . . wirkungslos“ zc.

Ist es nun auch erfreulich, solchen Anschauungen gerade im ultramontanen Lager zu begegnen, so wird man sich doch über die Tragweite derselben nicht täuschen dürfen. Es handelt sich offenbar nicht um grundsätzliche Zustimmung, sondern eben um temporäre Zulassung (tolerari posse) unter dem Zwange der Verhältnisse. Dieselbe Partei, die hier ausdrücklich anerkennt: „der Staat stehe nicht auf dem Boden einer einheitlichen christlichen Anschauung, er habe Unterthanen verschiedener Konfessionen und auch solche, welche an keine Konfession sich halten; von diesem Standpunkte aus müsse man die erreichbare Mittellinie suchen und sich darauf beschränken, den Religionszwang zu beseitigen“, diese Partei war weit davon entfernt, nun die volle Konsequenz daraus zu ziehen und etwa dem von sozialdemokratischer Seite gestellten Antrag zuzustimmen:

„Die Religionsunterweisung kommt in allen Schulen des deutschen Reiches als Unterrichtsgegenstand ausnahmslos in Fortfall.“

^{*)} Es würde also z. B. in Zukunft die Genehmigung eines bischöflichen religionslosen Kultus nicht mehr davon abhängig gemacht werden können (vgl. Sächsisches Gesetz v. 20. Juni 1870, gleichlautend Preussisches Gesetz v. 25. März 1873), ob nicht in der geringen Zahl der Teilnehmer oder in deren Persönlichkeiten Grund zu Zweifeln über den zweckfördernden Fortschritt liegt. (!) Quat, daß der entlassene König früher seine Reformation schon vor Erlass dieses Gesetzes abgelehnt hatte!

^{**)} Gesetz v. 29. April 1873 betreffend das Volksschulwesen: „Kinder von solchen Diszidenten, welche keiner Religionsgesellschaft angehören, haben an dem Religionsunterrichte einer anerkannten oder betätigten Religionsgesellschaft teilzunehmen.“

(Der Antrag wurde natürlich mit 25 gegen 3 Stimmen abgelehnt.) Bei Gelegenheit wird vielmehr sicherlich wieder die Forderung vom christlichen Staat hervorgehoben werden, wie sie überall gilt, wo die katholische Kirche die allein herrschende ist.

Immerhin, eine Religionsfreiheit von Zentrums Gnaden ist besser als keine; dringend zu wünschen wäre es, daß der Bundesrat und die Regierung, die sich an den Verhandlungen ganz und gar nicht beteiligten, über ihre Kompetenzenbedenken hinwegläßen und den päpstlichen Rechten des deutschen Reichsbürgers dies Grundrecht der Religionsfreiheit hinzusetzten.

Endlich noch eins: Daß der Entwurf in dieser immerhin annehmbaren Form zustande gekommen ist, hat seinen tiefsten Grund wohl in einer Thatfache, die besonders für uns bemerkenswert ist.

Offenbar wäre ein Resultat ganz unmöglich gewesen, wenn die einzelnen Parteien und Personen nicht gerade ihre religiösen, philosophischen und metaphysischen Voraussetzungen bei der Beantwortung dieser Reichsfrage mehr oder weniger bei Seite gelassen hätten. Es handelte sich darum, eine allen deutschen Bürgern gemeinschaftliche Rechtsgrundlage für die Ausübung ihrer persönlichen Religion zu finden, also um eine Frage der Ethik der Wahrhaftigkeit, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit. Was das Zentrum zu seinem Verzicht auf seine prinzipielle Stellung veranlaßte, waren im wesentlichen die Erfahrungen, die es im Kulturkampf mit dem Eingreifen des Staates in die Gewissensfreiheit des Einzelnen gemacht; in der konservativen Partei dachte man vielleicht an die Uebergriffe des Ultramontanismus und an die Bedrückungen der separierten lutherischen Gemeinden; von liberaler Seite trat die Herstellung des religiösen Friedens und die Sicherung der Freiheit der Erziehung in den Vordergrund. Was aber auch das Motiv gewesen sein mag, einzig war man in der Verurteilung des „Staatsfirstentums, welches dem Staate eine Aufgabe beilegt, die ihm der Natur der Sache nach nicht zukommen kann, nämlich die Aufgabe, in Glaubenssachen entscheidend einzugreifen und die Religionsübung in gewissen Beziehungen zu regeln,“ wie in der Begründung des Antrags ausdrücklich gesagt ist. Um die Solidarität und Gemeinschaft mit allen anders glaubenden Deutschen zu erhalten, ließ man seine religiösen Sonderwünsche zurücktreten. Wenn also Reichsboten und Bundesrat den Entwurf zum Gesetze machen, so werden sie, unwissentlich und vermutlich auch unwillentlich, als Ethiker handeln und es wird ein Schritt weiter gethan sein zur Verwirklichung des ethischen Grundgesetzes: Religion ist die persönlichste Gewissenssache jedes Einzelnen.

Das Zindelkinderwesen in Italien.

Von Oda Olsberg, Genua.

(Schluß)

Die Zindelanstalt soll also nicht mehr vor allem der Mutter die Ehre erziparen, mit der die religiös-sittlichen Anschauungen sie früher überhäuftten; sie soll nicht mehr in erster Linie den moralischen Schwierigkeiten und den aus ihnen erwachenden Gefahren begegnen, auf die die Erziehung der unehelichen Kinder durch die Mutter stößt, sondern den wirtschaftlichen, denen sicherlich ein alljährlich wachsender Anteil an den Aussetzungen zukommt.

Die Reform birgt für das Kind unschätzbare hygienische Vorteile. In dem Jahrzehnt 1878/87 starben in der Provinz Novigo von 1358 aufgenommenen Säuglingen, die zu fremden Ammen aufs Land gegeben wurden, 30% vor Ablauf des ersten, 15,9% der Ueberlebenden vor Ablauf des zweiten Jahres. Nachdem die Provinz

den Müttern die Anerkennung und das Stillen zur Pflicht gemacht hatte — bei dem minimalen Monatszuschuss von 9 Lire im ersten und 2,5 im zweiten Jahre — sank im folgenden Jahrzehnt die Sterblichkeit der 1414 unterstützten Säuglinge im ersten Jahre auf 7, im zweiten auf 6,2% ¹⁾. In Mailand starben im Jahre 1899 von 882 aufgenommenen Neugeborenen 389 unter einem Jahre, also 44%, während von den in dieser Gesamtzahl einbezogenen 124 Kindern, die die eigene Mutter stillte, nur 17 bis zum erreichen 9. Monat starben ²⁾. Allerdings waren von den 389 Gestorbenen 202 wegen komplizierter oder gearwählter Syphilis auf künstliche Ernährung gesetzt worden, befanden sich also bei angeborener Inferiorität in Ernährungsverhältnissen, die die geringen Chancen für ihr Ueberleben noch verminderten.

Ferner befördert diese Reform die hygienischen Verhältnisse für die nicht anerkannten Säuglinge, für die es leichter ist, geeignete Ammen zu beschaffen.

Auch die sittlichen Vorteile der fakultativen Anerkennung sind nicht zu unterschätzen: sie liegen so sehr am Tage, daß es wahrhaftig müßig wäre, mit ihrem Aufzählen die Zeit zu verlieren. Ebenso wird es jedem einleuchten, daß diese Vorteile sich in eine ernste Gefahr verkehren, wenn ein Institut, wie z. B. in Novigo und Padua geschieht, die Mutter zur Anerkennung bestimmt, indem es ihr auf 2 Jahre die Mittel verleiht, das Kind zu erhalten, um sie nach Ablauf dieser Frist, wenn die natürlichen Bande zwischen Mutter und Kind gelöst sind, der vielfach absoluten Unmöglichkeit zu überantworten, das Kind ehlich durchzubringen. Ob auch, wie dies für die von ausschließlich ländlicher Bevölkerung bewohnte Provinz Novigo der Fall zu sein scheint, die verderblichen Folgen dieses Systems ausbleiben können, so erscheint mir im Prinzip das Recht berüchtigte Anstaltsystem weniger grausam, als diese Form der Sparbarkeit. Der Gesetzesentwurf nimmt für die nicht anerkannten Kinder als unterste Grenze, an der die Unterstützung eingestellt werden kann, für Knaben das 10., und für Mädchen das 12. Jahr an; nach Erreichung dieses Alters läßt es dem Komitee der lokalen Wohlthätigkeitsinstitute — congregazioni di carità — ob, ihnen im Fall der Nothlosigkeit und Verlassenheit Beistand zu leisten. Warum für die von der Mutter anerkannten schon nach 5 Jahren die Unterstützung aufhören soll (Art. 10), das lasse, wer es lassen kann. Würde diese Bestimmung des Entwurfes zum Gesetz, so könnte man wirklich sagen, daß die Regierung redlich bemüht ist, mit der einen Hand zu nehmen, was sie mit der andern an Brauchbarem gegeben hat.

Zu einer andern Reform, deren ein von der Vernunft, nicht von der Tradition und dem Vorurteil geleitetes Findelwesen nicht entranen kann, befiehlt sich der Entwurf nur zaghaft und zur Hälfte. Artikel 7 stellt die Erziehung der Mutterkinder zu administrativen und sanitären Zwecken den einzelnen Verwaltungen frei, und auch das nur, soweit sie nicht mit den Statuten der Anstalt unvereinbar ist. In Mailand besteht seit 1897 die Bestimmung, daß jede Wöchnerin, die ihr Kind in das Findelhaus läßt, vom Gehalt oder dessen Vertreter ausgeführt wird, einmal, um ihren Gesundheitszustand festzustellen, und dann, um sie zur Anerkennung und zum Stillen des Kindes zu bestimmen, soweit dies auf dem Wege der Vorstellungen und durch den Hinweis auf den wesentlichen Vorteil für den Säugling erreichbar ist. Diese Einrichtung stellt zu-

nächst ein wertvolles Mittel dar, um die Uebertragung der Syphilis auf die Ammen einzuschränken. Dann vermehrt sie die Zahl der Anerkennungen, sowie der Ernährungen durch die Mutter. Mit der Einführung dieser Besuche liegt die erste von 126 (1896) auf 406; die Zahl der Mutter, die das Kind stillten, wuchs von 130 auf 206. Von der Forderung der Ernährung durch die Mutter geht die Anstalt nur in den Fällen physiologischer Unfähigkeit ab, oder dann, wenn wirklich eine Verheimlichung der Mutterkinder honoris causa geboten erscheint, wovon nach der Aussage des leitenden Arztes etwa nur in einem Viertel der Fälle die Rede sein konnte. ³⁾ Nach der Ermüdung kann die Frau das Kind gegen das übliche Monatsgeld weiter behalten oder der Anstalt übergeben; jede Mutter, die ihr Kind anerkannt hat, hat aber das Recht, es zu bejahren.

Da sich diese Einrichtung in Mailand auf das glänzendste bewährt hat, wäre es zu bedauern, wenn das neue Gesetz ihre Einführung dem Ermeßen der Administrationen anheimstellt, anstatt sie obligatorisch zu machen. Wie in allen Ländern, so nimmt sich auch in Italien das Gesetz des noch ungeborenen Kindes an und garantiert ihm durch Androhung schwerer Strafen das nackte Leben. Da ist es wohl nicht unbillig, daß dem geborenen unehelichen Kinde doch wenigstens ein Sachwalter gestellt werde, dem es von Rechts wegen obliegt, gegenüber dem juristisch garantierten Rechte der Mutter, ihr Kind zu verlassen, das „Naturrecht“ des Kindes auf Ernährung und Pflege durch die Mutter geltend zu machen. Hier kann von einem Konflikt der Interessen kaum noch die Rede sein, denn was ist das Interesse der Mutter an der Geheimhaltung einer durch das Verursachemüß gebundenen Behörde gegenüber, im Vergleich zu dem des Kindes, einen Anwalt zu haben, der für seine Sache plaidiert? Auch das „Interesse“ der Amme an der größeren Wahrscheinlichkeit, vor einer Infection bewahrt zu bleiben, wiegt das der Mutter hundertfach auf. ⁴⁾ Auf Befinden des Provinzialausschusses kann die Erziehung der Mutterkinder ja heut schon eingeleitet werden — trotz des gegenwärtigen Erkenntnisses des Staatsrats —, wie dies das Beispiel von Mailand zeigt. Mit der Bestimmung des Entwurfes würde also kein einziger Schritt vorwärts gethan. Und nach dem langen Prüfen und Wägen sollte doch das wahrhaftig geschehen. — Die wesentlichen prinzipiellen Reformen, die das Projekt auf das Findelwesen der ganzen Halbinsel ausbreiten will, liegen in der Ausdehnung der Aufnahmeberechtigung auf die von der Mutter anerkannten Kinder, ⁵⁾ sowie in der Gewährung von Unter-

¹⁾ Unter den im Jahre 1898 geborenen 895 Wöchnerinnen waren 655 Erstgebärende und 190 Mehrgebärende. Gegen 60% erklärten, die Geburt geheim halten zu wollen, doch hatte ein bedeutender Teil von diesen ihren Zustand bisher in keiner Weise verheimlicht. 30% der Mütter lebten im Konvaleszenz, 447 erkrankten ihr Kind an, und 130 stillen es selbst; a. a. O. Sp. 8. Von sämtlichen 2754 Wöchnerinnen, die in den Jahren 1897/99 ihre Kinder dem Findelhause übergeben wollten, hatten 42,1% schon andere Kinder gebären gehabt, je einige waren schon bis zu 10 Mal Mutter geworden!

²⁾ Der Entwurf macht die Zufälligkeit der nicht anerkannten Kinder nicht von ihrer Geburt in der Provinz abhängig, daher sollte für ihn die Erziehung der Mutterkinder teilweise administrative Zwecke, außer dem, die Unterbringung ehelicher Kinder zu verwalten. In Mailand und anderen Provinzen dagegen macht man das Verbot nicht oder den mindestens einjährigen Wohnort der Mutter in der Provinz zur Bedingung, und hier hat also die Erziehung der Mutterkinder auch eine administrative Kontrolle im Auge.

³⁾ Art. 14 des Entwurfes enthält im letzten Absätze folgende Bestimmung: „Es bietet den künftigen Verwaltungen vortheilhaft, Entschädigungsansprüche denen gegenüber geltend zu machen, die auf Grund des bürgerlichen Gesetzes gebalten waren, den auf öffentliche Kosten verpflegten Kindern die Alimante zu liefern.“ Diese Bestimmung ist ein Abdruck, denn jede Mutter, die ihr Kind anerkennt, ist ihm die Alimante (Art. 180). Die Thatfache der Anerkennung, die doch im Interesse des Kindes gewünscht wird, würde also eine schwere Schädigung der Mutter einschließen.

¹⁾ „L' Assistenza alla Infanzia illegittima nella Provincia di Rovigo“ in der Rivista di Beneficenza pubblica, vom Mai 1899.

²⁾ Jahresbericht für 1899 des Ospizio Provinciale degli Esposti di Milano vom Leiter der Anstalt, Dr. G. Grassi. Wegen der mangelnden Uebereinstimmung der statistischen Methode sind die Daten für andere Provinzen nicht zu verwenden.

stütungen an die Frauen, die ihre Kinder behalten wollen. Der Grundgedanke ist der, daß eine Institution, die, wenn nicht ausschließlich, so doch auch zum Schutze der unehelichen Kinder dienen soll, ihre Schutzbefohlenen nicht erst jedes natürlichen Schutzes zu entbehren braucht, sondern berufen ist, diesen zu leiten und materiell möglich zu machen. Das italienische Bürgerliche Gesetzbuch verbietet die Erloschung der Vaterchaft, stellt die Verlassung frei, ja, das klassische Zindepheus will ein Kind ohne Namen, das die Mutter niemals sehen darf, für das kein einziges Wort der Fürsprache fällt; alles reicht sich die Hand, um das Kind ganz zu entblößen, um ihm dann zu helfen. Das neue Gesetz wird den gefunden Menschenverstand wieder zu Recht bringen, indem es sucht, die Zahl der minder Hilfsbedürftigen unter den Unehelichen zu mehren, um mit den vorhandenen Kräften weiter zu kommen, als bisher.

So enthält der Entwurf mancherlei Gutes und Ansätze zum Guten, die das Parlament entwickeln könnte und sollte. Das ganze weite Gebiet der Fürsorge für die der öffentlichen Obhut bedürftigen unehelichen Kinder kann natürlich das Gesetz nicht in seinen Bereich ziehen. Viel bleibt den Provinzialverwaltungen überlassen. Und wenn sich nicht die Verminderung der Sterblichkeit unter den Zindepfindern, die zweifellos auf die Ausdehnung der Ernährung durch die Mutter für die Gesamtheit folgen wird, in einen sozialen Schaden verkehren soll, so müssen die Provinzen eine intelligente, humane Tätigkeit zu Gunsten der heranwachsenden Kinder entfalten, ähnlich der, die sich in den Jahresberichten des Mailänder Provinzialzindelhauses widerspiegelt. Denn es ist wieder im Interesse des Individuums, noch der Gesellschaft, daß Tausende vor dem Tode in der ersten Kindheit bewahrt bleiben, um dann als unfähige und unglückliche Menschen den andern und sich zur Last zu sein. Die Verminderung der Kindersterblichkeit ist der erste Schritt, der nur Sinn und Zweck hat, wenn ihm die andern folgen. Wenn wir einen Maßstab für den Grad der sozialen Nützlichkeit der Zindelanstalten wählen sollten, so hätte man nicht den Prozentsatz der überlebenden Säuglinge, sondern den der Erwachsenen zu Grunde zu legen, die als gesunde und leistungsfähige Menschen in einem Beruf oder in dem gemeinsamen Leben und Arbeiten in ihrer natürlichen oder Adoptivfamilie einen Lebensinhalt gefunden haben.

Jede Zindelanstalt, die ihre Aufgabe in diesem Sinne auffaßt, stellt eine Organisation dar, die gleich einer totalen Vormundschaftsbehörde fungiert, ohne bürokratisches Beiwerk, und die nicht nur den ihr anvertrauten Kindern zum Heile dienen kann, sondern auch deren Pflegefamilien gegenüber eine langsame aber stetige Aufräumarbeit und Wehrungsarbeit zu leisten berufen ist. Indem sie ihre Überwachung über die ihr anvertraute Familie immer mehr ausdehnt, in Rechtsfällen der Anwalt, in Krankheit der Arzt, in Erziehungsfragen der Berater ist, und das nicht nach einem bürokratischen Schema, sondern geleitet von klarer Vernunft und menschlichem Erbarmen, erwirbt diese Anstalt eine soziale Mission, die sie weiter erfüllen kann, wenn die rechtliche Lage der unehelichen Kinder auf moderne Basis gestellt sein wird. Denn wenn auch das Gesetz den außer der Ehe geborenen Kindern die Alimante auf Kosten des Vaters und die Pflege und den Namen der Mutter sichert, so wird die schwere Last materieller Not und der Fluch der Unwissenheit, die ein Erbeis des Proletariates sind, weiter auf einem großen Teil der unehelichen Kinder ruhen. Man denke an die hohe Mortalität der Illegitimen in Deutschland! Die Gesellschaft würde also weiter aus den sich heute vervollkommnenden Institutionen einen wesentlichen Vorteil haben. Es han-

delte sich nicht darum, die Zindelanstalten heute zu verbessern, um sie morgen abzuschaffen, sondern ihnen eine Wirksamkeit zuzuwenden, die nicht einen anachronistischen Widerjinn zur Voraussetzung hat.

Daß die Zindelanstalten in ihrer klassischen Gestalt eine soziale Aufgabe hatten — auch da, wo sie nur einen modus moriendi für die unehelichen Kinder darstellten —, wird kein denkender Mensch leugnen. Sie erlebten ein großes Uebel durch ein weniger großes. Sie dedich das Uebel vor der erbarmungslosen Rechnung der Gesellschaft, die zu Mord und Selbstmord führen konnte, und opferten das Kind. Die Voraussetzung für dieses Verfahren, eben die soziale Rechnung, ist im Verschwinden. Gegenüber der alten kirchlichen Auffassung, die die Sittlichkeit auf das sexuelle Gebiet beschränkte, setzt sich die Erkenntnis durch von dem eminent sittlichen und verlässlichen Charakter der Mutterchaft und ihrer Pflichten. Es ist an der Zeit, auch in Italien das Zindelwesen in diesem Sinne umzugestalten. —

Kunst und Volk.

Von Otto Raabdorff.

Man spricht heutzutage des öfteren von einer „lyrischen Frage“ und „dramatischen Frage“. Denn auf diesen Gebieten der Poesie erkennt man schon längst nichts Greifbares mehr, nichts, das man als ein gemeinsames Ziel aufstellen kann, wie wir es bei den früheren Kunst resp. Literaturepochen gewohnt sind. Kechnlich verhält es sich auch mit der Kunst der Gegenwart im allgemeinen. Man empfindet in dem ganzen Kunstleben stark ein Warten auf etwas Neues, Zielbewußtes. Die gegenwärtige Kunst sieht man nur als eine Entwicklungsperiode einer sogenannten neuen, großen Kunst an. Eine solche Uebergangszeit verlangt auch auf die Entwicklung dieser Kunst besonders günstig wirkende Künstler; und ein solcher war der jüngst verstorbene Ludwig Jacobowski.

Er verdient es daher, in gewisser Beziehung ein Vorbild für die gegenwärtige Kunstjugend zu sein — nicht als großer Geist und Pfadfinder, sondern als ein tapferer Streiter und moderner Künstler, wie er sein soll.

Nur zu früh hat er sein Schaffen beenden müssen. Gerade in seinen „leuchtenden Tagen“, auf der Sonnenhöhe seines Wirkens stehend, mußte er das „bittere dunkle Grab“ kennen lernen, wie er es noch kürzlich nannte. Die Kunstwelt hat in Jacobowski einen wahren Künstler verloren, dem es mit seiner Mission ernst war. Als Dichter war er groß in allen Gruppen der Poesie. Sowohl in der Epik, als auch in der Lyrik und Dramatik hat er uns sein Können und seine Meisterkraft gezeigt.

Auf höchster Stufe stand er jedoch in der subjektiven Poesie, in der Lyrik. Wenn wir seine ersten Gedichte „Aus bewegten Stunden“ und „Funken“ mit den Gedichtsammlungen „Aus Tag und Traum“ und „Leuchtende Tage“ vergleichen, erkennen wir so recht, welchen Entwicklungsgang der Lyriker, d. h. Mensch, Jacobowski durchgemacht hat, wie er sich vom blassen Weltkimmerwimmern los sagte, wie die Künstlernatur in ihm erwachte, wie er sich eine auf Spinoza und Darwin beruhende feste Anschauung bildete und schließlich in stetem Fortschreiten den Höhepunkt in seinem künstlerischen Schaffen erreichte.

„Alle Menschenkinder ledzen nach den Göttern“, heißt es im Homer. Auch der einer freien Weltanschauung huldigende Jacobowski machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Er, der Lebensphilosoph und Freigeist, schuf in der Legende „Die drei Räuber“ z. B. ein religiöses Werk, das selbst ein konfessionell-religiöses Pötz, das ledzende, in seiner Sehnstucht betriebligen kann.

Jacobowski's Hauptverdienst und Charakteristikum ist jedoch das, daß seine Kunst dem Volke galt. Man hat ihn oft einen Neu-Romantiker genannt, und wahrlich mit vollem Rechte. An ihm nehmen wir das Zeichen des echten Romantikers wahr: die Volkstümlichkeit. „Dem Volke die Kunst“ war sein Evangelium. Nicht nur in die Paläste, auch in die Hütten wollte er die Kunst tragen; und daß ihn keine Begeisterung zu diesem heiligen Streben trieb, beweisen seine Ergänzungen zu Genüge. Wo er selbst nicht besonders dichterisch thätig, war er fortwährend bemüht, das Verlangen des Armen nach Kunst zu stillen. Durch Herausgabe billiger Litteraturschriften wollte er Sinn und Interesse für unsere Dichtung erwecken. Seine wohlfeilen Goethe- und Heinehefte, sowie die „Neuen Lieder fürs Volk“ und die „Volkslieder“ legen ein berechtigtes Zeugnis hierfür ab. Sie zeigen uns, daß Jacobowski nicht nur mit dem Munde ein Volksdichter war, sondern daß er aus redlicher Ueberzeugung und voll Schaffensdrang sich in den Dienst einer hohen Sache, der nach Volkstümlichkeit strebenden Kunst, stellte, daß er ein Idealist war; kein Pseudorealität, der gern „impromponiere“ möchte, den Idealismus nur für die Kunst und den Materialismus für das Leben, die Praxis hat, nein, er war ein Idealist, ein vornehmer Mensch, der aus edlen Motiven sich für die Kunst in den Dienst der Kunst stellte. — Ihm war seine Kunst ein ewig neuer Born, sie allein genügte ihm; und die Liebe dessen, dem sein unermüdliches Schaffen galt, war ihm Dank genug;

Was giebst Du mir, Du deutsches Land,
Für meine reichen Gaben?
O! schält mir Liebe in die Hand!
Der Liebe möcht' ich haben!

(Jacobowski, Ernst Tage.)

Wir verlieren in Jacobowski einen Künstler und Menschen. Das will heutzutage viel heißen! Früh hat er seine Schaffenskraft verfallen müssen, mitten im vollen Wirken stehend, und doch hat er schon viel, sehr viel geleistet. Erst eine spätere Generation wird seine Bedeutung so recht zu würdigen wissen. „Was er für die junge Kunstbewegung gethan,“ sagten die Zeinen, „das abzumägen, sei späteren Zeiten vorbehalten; der Zukunft auch sei es anheimgestellt, die Schöpfungen des Dichters Jacobowski mit gerechtem Maße zu messen“.

Jacobowski hat manche Anfeindungen und viele Enttäuschungen erlitten. Von seinem einmal eingeschlagenen Wege haben ihn diese jedoch nicht abzubringen vermocht. Uneigennützig und unerschütterlich bahnte er sich und der modernen Kunst eine Gasse. Er war ein tapferer Streiter, dem die Antipathie der Gegner ebenso, wenn nicht noch mehr, ein Ansporn waren, als die Zuneigung und Verehrung seiner Freunde.

Haut weichen Stolz und Gegenhöhe
Doch wird der Hah der Arde die.
An jeder ungedruckten Blöße
Empfind' ich Stolz, wie stark ich bin.
Je schärfer Schwerter mich umfassen,
Je tiefer Erde hält mich ein.
In der wird meine Seele reifen,
Und das wird Sieg und Segen sein!

(Jacobowski.)

Freilich, jedermanns Freund kann auch Jacobowski nicht sein — er hat auch keinen Anspruch darauf gemacht —, manchem wird seine Dichtung nicht zuzagen und seine Richtung nicht gefallen. Von einer „Richtung“ dürfen wir bei ihm eigentlich nicht sprechen, denn Jacobowski war, wie Emil Thomas auch in seiner Litteraturgeschichte sagt, ein tendenzfreier Krieger. Zu den Modernen kann man ihn nicht zählen, wenn auch einige Erscheinungen in seiner Lyrik Ähnlichkeit mit der „Moderne“ haben. Jacobowski gehörte keiner „Richtung“ an; sein Schlagwort, sein hohes Wahlspruchsgelting galt bei ihm, nur „Dem Volke die Kunst“ war sein Ideal. Er bahnte sich seinen

Weg zielbewußt allein, voll fester Hoffnung dem Anbruch des neuen Morgens entgegensehend.

Das ist es gerade, was uns an Jacobowski gefallen muß. Hierdurch wird er ein wahrhaft moderner Dichter, der das Erbgut unseres Volkes gemehrt hat: er war ein tüchtiger Wegbereiter der neuen Kunst, und es ist nur zu wünschen und hoffen, daß er als solcher auf die literarische Jugend vorbildlich wirke, nicht in allen einzelnen Dingen — die richteten sich nach der Individualität des Künstlers —, sondern im großen und ganzen, in dem charakteristischen Merkmale seines gesamten Wirkens; und das ist vor allem sein Streben nach Volkstümlichkeit, sein Evangelium „Dem Volke die Kunst!“ In allem Andern mögen die Künstler vorläufig eine „Richtung“ haben, welche sie wollen, in dem Einen müssen sie sich einzig sein, daß die „Kunst der Zukunft“ nur unter dem Wahlspruche erkämpft werden kann: Dem Volke die Kunst!

Die „Kunst der Zukunft“ muß aus dem sozialen Leben, aus dem Volke, stammen, wenn sie lebensfähig sein soll, denn „nur jene literarischen Bewegungen sind dauernd und nachhaltig, die in den sozialen Verhältnissen wurzeln.“ (Zola). Und wir können wohl getroßt behaupten, daß nicht nur die literarischen Bewegungen, sondern alle Kunstbewegungen so lange ohne rechten Nutzen und ohne fruchtbare Wirkung sind, als sie ihrer Lebenskraft nicht aus den Lebensströmungen schöpfen.

Die wahren Sozialpolitiker haben auch schon längst erkannt, daß zunächst Bildung und damit auch Kunst dem Volke gegeben werden muß. Kunst ist gleichbedeutend mit Bildung, sie ist Bildung in höherer Potenz. „Erst Bildung, dann Freiheit“. — „Für Freiheit gehört auch die innere Ausrüstung der Persönlichkeit. Ueber freie und gebildete Menschen zu regieren, nicht über Sklaven und charakterlose Streber, die keine Ueberzeugung besitzen, darin muß die Kunst der Staatskunst angehen werden.“ (Dr. W. Klein).

Daß die Sozialpolitiker dies jetzt mehr wie früher anerkennen, ist für die modernen Kunstlinger von großer Bedeutung. Die vorige Kunstbewegung, der Kunststurm, möchte man sagen, scheiterte besonders daran, daß das Volk, dem die Kunst geboten werden sollte, noch nicht fähig war, die Kunst aufzunehmen, zu verstehen. Die Zeit war dem Ideale der Künstler nicht reif. Jetzt liegen die Verhältnisse, wenn auch nicht wesentlich anders, so doch bedeutend günstiger und besser. Heute sieht man mehr wie damals ein, daß soziale Reformen nur dann einen Erfolg haben, wenn sie mit der Hebung der Bildung, des Kunstverständnisses des Volkes Hand in Hand gehen.

Nicht nur mit schönen Reden sucht man dies darzutun, sondern die Sozialpolitiker und Sozialethiker legen auch schon kräftig Hand an zur Durchführung von Reformideen, die vollstimmliche Verbreitung der geistigen Genüsse und der geistigen Produktion versprechen. So hat sich z. B. die von Bruno Wille eingeleitete Bewegung der freien Volkstheatern in dem nunmehr vollendeten ersten Jahrzehnt ihres Bestehens gut entwickelt und nicht wenig dazu beigetragen, das Volk in künstlerischer Beziehung zu bilden. Von einzelnen Theatern (Hofburgtheater, Wien) wurden auch vollstimmliche Klassiker-Aufführungen veranstaltet, die für wenig Geld und zu passender Zeit jenen Hunderten zugänglich gemacht wurden, welche die Klassiker sonst kaum dem Namen nach kennen, viel weniger ihre Meisterwerke verstehen.)* Die bereits vorhandenen Volksbildungsinstitute sucht man möglichst zu vervollkommen und den erhöhten Anforderungen gemäß weiter auszubilden. In den Museen und Gemäldegalerien werden schon vielfach die Kunstwerke erkllärt und durch Führung in einzelnen

*) Hier mag doch auch der hervorragenden Verdienste gedacht werden, welche das Schillertheater in Berlin sich um die vollstimmliche Kunst erworben hat. (Kann. d. Beobht.)

Gruppen für billiges Entgelt den Arbeitern (Gewerkschaftshaus am Engelauer, Berlin), oder auch der Jugend vor Augen gebracht, um besonders auch auf letztere die Kunst erzieherisch einwirken zu lassen. Das Kunstverständnis der Schüler will man auch dadurch beeinflussen und heben, daß man die Schulen mit künstlerischem Wandschmuck versieht, den Schülern selbst künstlerisch angeführte Bilderbücher giebt u. s. w. Mit dem „Eind unjener Jugendlitteratur“ will man aufräumen, indem man an die Stelle der tendenziösen und phantastischen Schmuckstriche sittlich- und künstlerisch-erziehend wirkende Werke setzt. Ja, in Hamburg, wo diese Bestrebungen am erfolgreichsten, weil am eifrigsten, gepflegt werden, erscheint sogar schon eine von diesen Gesichtspunkten aus geleitete „Jugendstufenkarte“. Allenthalben macht sich so das Bestreben geltend, selbst dem Vermögen der Armen, dem vierten Stande, von dem geistigen Besitz der oberen Zehntausend mitzuteilen, auch jener „Klasse von Menschen, die man die niedere nennt.“ will man unsere hohen Kulturschätze geben, Kunst und Wissenschaft. „Dem Volke die Kunst!“ ist die Parole all' dieser Bestrebungen.

Sehr viel ist in dieser Beziehung in den letzten Jahren schon geschehen; doch im Vergleich zu dem, was man hätte thun müssen und auch hätte thun können, ist es noch herzlich wenig. Hier bietet sich noch ein weites Arbeitsfeld für diejenigen, die sozial-ethische Reformen im Auge haben, und für den Künstler. Beide müssen hier ein gemeinsames Ziel verfolgen und sich zu gemeinschaftlicher Arbeit vereinigen. Mag der erstere fortfahren, oder nun erst recht beginnen, das in die Praxis umzusetzen, „an den Mann zu bringen“, was der Künstler schafft, und zwar vollständig und volksverständlich schafft. Denn die Kunst muß auch tatsächlich in dem Mutterboden echter Volksart und Volkskunst wurzeln und nicht die Heimat auf dem überglatten Parkett des modernen Salons oder in einer unverständlichen Natur haben.

„Des Bodens unserer Kunst, unseres Volkes, dürfen wir nicht vergessen. Aesthetische Erziehung der Allgemeinheit, eindringlich muß sie gepredigt, mit Besonnenheit muß sie beachtet, mit feuriger Liebe und fähigster Geduld muß sie ins Leben geführt werden. Wir wollen vom Volke, daß es nicht nur der Früchte genießen, nein, daß es auch in seinen Kindern die Keime erkennen und pflegen kann, aus denen die Früchte werden.“ (Aenarius, Kunstwart). Inwieweit die Kunst muß dem Volke anezogen, und zwar mit Beachtung und Auswahl anezogen werden. Wir müssen den Kunsttrieb im Volke wecken. Auch der Armste muß durch die Kunst aus der Stille des Alltags herausgerissen werden; sie muß sein geistiges tägliches Brot sein, und er muß die Kunst, die das Leben zauberhaft verklärt, das Gemüt und den Geist belebt, als eine löstliche Frucht des menschlichen Strebens kennen und erkennen lernen. Nicht etwa ein Ersatz für die Religion soll ihm die Kunst sein, wie es vielfach gepriesen wird; o nein, den Durst nach dem Göttlichen wird auch sie nicht zu stillen vermögen. In der Kunst muß der Mensch, ja das ganze Volk, eine hohe Himmelsgabe erbilden, die mit ihrem heiteren Anblick das Lebens Not und Sorge verschluckt und den Erdenpfad des Menschens erhellte. „Kunst ist das Leben, heiter ist die Kunst!“

„Dem Volke die Kunst!“ sei daher der Wahlspruch des Künstlers der Gegenwart! Als Jungdeutschland vor etlichen Jahren voll ruhnen Thatendranges mit diesem Wahlsprache losströmte, mußte es einsehen, daß der Boden noch nicht geodnet, daß die soziale Lage eine ungünstige war. Jetzt kommt ihm dagegen der Sozialpolitiker, der Sozialethiker, mehr als damals entgegen, und der Künstler muß nun erst recht beginnen, volks-

tümlich zu werden und zu schaffen. Im Volkstümlichen liegt seine Zukunft!

Mag er darum so wirken, daß er in die untersten Schichten des Volkes dringt, daß er verstanden wird — und sich selbst versteht! — Oder ist ihm das vielleicht unangenehm, fühlt er sich in seiner Partout Partout noch immer so wohl? Glaubt er etwa, wie leider noch immer so viele, daß die Kunst und der Künstler, ja die ganze Bildung, aristokratisch sind? — Doch die Kunst gehört dem ganzen Volke, und der Künstler ist nicht da, um zu „imponieren“, zu genießen und zu empfangen. Der wahre Künstler hat an seiner Kunst und der bloßen Anerkennung derselben Genüge:

Ein eignes Ich vergessen
In aller Lust und Schmerz!
Das nennt man wohl erweisen,
Für unser Volk ein Herz! (Ußland).

„Dem Volke die Kunst!“ sei auch der Wahlspruch derer, die mit dem Volke in sozialer Beziehung zu schaffen haben! „Wissen ist Macht, und Macht ist Wissen!“ Erst Wissen, dann Macht! Jeder wirkliche Fortschritt, er sei, auf welchem Gebiete er wolle, verlangt einen Fortschritt in der Bildung, in der geistigen Entwicklung des Volkes. Die geistige Produktion eines Volkes darf ebenso wenig wie die Konsumtion auf einen geringen Teil der Nation beschränkt werden, wenn nicht der geistige und damit der wirtschaftliche Verfall und Untergang sicher gestellt werden soll. Bietet nicht die Geschichte des Christentums mit seiner Scheidung in Geistliche und Laien einen treffenden Beweis hierfür? Was man dem ganzen Volke an geistigen Gütern vorenthält, büßt man auch wieder an den zu empfangenden materiellen ein. Eine Produktion materieller Güter ohne Intelligenz ist ein Unlud. Die Geschichte lehrt, daß eine Nation in wirtschaftlicher Hinsicht um so besser dandand, je größer die Intelligenz des ganzen Volkes war. „Je größer in einem Volke die Klust zwischen den sog. gebildeten und ungebildeten Ständen wird“, sagt Ed. Balzer, „desto kränker ist das Volk.“ Jenes Wort, das J. Zt. Fichte der deutschen Nation als Mittel zur Errettung aus dem slavischen Zustand der Abhängigkeit zurief, verdient auch jetzt noch Beachtung: „Es bleibt uns sonach nichts übrig, als schlechthin an alles ohne Ausnahme (was deutsch ist) die neue Bildung zu bringen, so daß dieselbe nicht Bildung eines besonderen Standes, sondern, daß sie die Bildung der Nation schlechthin als solcher und ohne alle Ausnahme einzelner Glieder darstellen werde.“ — Nicht nur Macht rekrutiert aus einem geistig gleichmäßig entwickelten Volke, sondern je größer die Bildung und das künstlerische Empfinden des Volkes wird, um so besser ist es auch um die Volks-sittlichkeit bestellt. Volksbildung, Volkskunst und Volks-sittlichkeit hängen eng mit einander zusammen.

Bedenken wir daher, daß die Kunst dem ganzen Volke gehört, daß all' unseren sozial-ethischen Bestrebungen nur eine Gasse durch das Volk gebahnt werden kann! Durchbringen wir das Volk mit Bildung, das Leben mit Kunst! Zeigen wir dem Volke, was des Lebens höchstes Streben ist, wo die Kulturschätze verborgen liegen.

Was nicht das Volk weiß, o, das weiß noch niemand!
Was nicht das Volk kann, das vermag noch niemand!
Was nicht das Volk thut, das ist ungeschähen!

(R. Schefer, Weltpriester).

Streiflichter.

Die Haager Friedensmanifestation vom 18. Mai 1901. Aus der Rede, mit der der Minister des Auswärtigen und Präsident des Internationalen Schiedsgerichtshofes, Herr von Beauport, die im Anschluß an die Friedens-

demonstration der Frauen am 18. Mai 1901 im Haag
jenseits des „Niederländischen Frauenbundes für Friede
durch Recht“ und des „Niederländischen Allgemeinen
Friedensbundes“ gemeinsam einberufene Versammlung er-
öffnete, sei Folgendes mitgeteilt:

„In diesem Kreise braucht wohl das große Gewicht dieses Er-
gebnisses (die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichtshofes)
nicht erst betont zu werden. Es liegt darin die Anerkennung des
Grundsatzes, daß in den Streitigkeiten zwischen den Staaten, eben-
sowohl wie zwischen den einzelnen Personen, nicht die Uebermacht
des Stärkeren, sondern das Recht den Ausschlag geben muß.“

„Wahr ist, wir müssen es alle, die Anwendung dieses Grundsatzes
noch nicht vollständig gefordert. Sie kann es deswegen nicht sein,
weil es an einer obersten Macht fehlt, die die Anwendung erzwingen
kann. . . . Die Staaten können nicht gezwungen werden; um sie
zu zwingen, würde zum Schluß nichts anderes übrig bleiben, als
wiederum Kufschuß zu nehmen zum Recht des Stärkeren, d. h. zum
Krieg, und eben den Krieg müßte man doch ausführen.“

„Es also faktischer Zwang hier unmöglich, um so nötiger ist
es, daß stilllicher Zwang ausgeübt werde, (sowohl auf die Regie-
rungen, wie auf die Völker, bei der sie dahin drängt, den vorerwähnten
Streitigkeiten Schlichtung zu suchen durch die namentlich durch obliegende
Uebereinstimmung hierfür angewiesene Rechtsinstanz.)“

„Auf die Regierung — vor allem aber auf die Völker —
denn in unserer Zeit werden die Regierungen mehr und mehr ab-
hängig vom Volkswillen; und so die Regierungen geeizt haben,
daß sie den Grundlag der Verträge anerkennen wollen, — nicht es
oft, daß die Völker, vor allem die im Wohl Wohlthätigen, — noch nicht
ganz gewonnen sind für die friedliche Schlichtung aller internationalen
Differenzen. Bei allen Völkern ohne Ausnahme macht sich von Zeit
zu Zeit eine kriegerische Stimmung fühlbar. Auf die Volks-
überzeugung muß daher dauernd eingewirkt werden. . . .“

„Nicht allein mit Widerspruch können Sie zu streiten, ein vielleicht
noch schwerer, führt viel erwidrerter Kampf liegt Ihnen und als gleich
wenig — und dies liegt durchaus nicht selten — die mit Wärme
und Begeisterung im Kränge des Augenblicks eine Sache erlassen,
aber dieser selbst den Rücken brechen, sobald das Ergebnis nicht un-
mittelbar ihre Ermortungen vertritt. Diese Erfahrungen haben
mir genügend gemacht mit der Friedensförderung und mit den
Grundsätzen der internationalen Verträge.“

„Viele haben der Friedensförderung zugestimmt als einem hoch-
erfreulichen Ereignis; und später sind sie ihr mit Gleichgültigkeit
und Spott begegnet. Sie hätten sich offenbar vorgestellt, daß nun
mit einem Schlag alle Herr abgedankt würden, alles Königtum
fortgeschafft, und daß der Krieg nun für alle Mal der Vergangenheit
angehöre.“

„Da das Alles nicht gelang, haben sie ad hoc dem Erfolg, es
war nur ein leerer Schein, läßt und von dem fruchtlosen Werk
abzehen. Die Welt geht nach ihrem Gang ja gerade wie vorher,
es es heißt einem Traumbild nachzugehen, zu erstehen, was doch
unerreichbar scheint.“

„Schließlich, dies sind Auserzungen einer sehr oberflächlichen An-
schauungsweise, aber es ist eben so fieber, daß nicht alle Menschen
bei der Anschauung stehen, was um sie geschieht, mit Gedanken
verfassen und die Tugenden der Gestaltung in Bedenken ziehen.“

„Die Geschichte lehrt aber nun einmal, daß alle großen und heilsa-
men Taten erst nur langsam Eingang gefunden haben, daß sie
lebensdauer zu kämpfen hatten mit Widerstand und Schwierigkeit,
jedoch sie selbst manchmal gänzlich ausgedrückt.“

„Aber neben Entschuldigungen ist auch schon jetzt Grund zur Er-
mutigung. Ich erinnere mich der Zeit noch sehr gut, da jene, die
von einem allgemeinen internationalen Schiedshofe sprachen, als
unmöglich betrachtet wurden, und heute besteht dieser Schiedsgerichtshof
zu Recht als internationale Einrichtung unter der Aufsicht aller
Mächte.“

Nach dem Minister des Aeußeren nahm Staatsrat
General Den Beer, Portugal, auf eine längeren Ansprache
das Wort, in der er etwa Folgendes ausführte:

„Es ist mir es erlauben möge, daß ein General, und gar ein
Reiseminister, über den Frieden spreche, so ist doch niemand besser
als der Militär selbst im Stande, die Schwere der Geißel der Mensch-
heit, des Krieges, zu beurteilen. Wenn er auch nicht daran glaube,
daß der Krieg gänzlich aus der Welt zu schaffen sei, so ist dem Vor-
trag doch beizustimmen, daß den meisten Fällen durch die Dagmitierung
eines Schiedsgerichtshofes vorzuziehen. Eine der schlimmsten Gefahren
für die Ausbreitung ruhloser Streit erblide er in der dauernden
Presse. Diese sei noch mehr veranlassend zu machen, als selbst die
in den Völkern schäumenden imperialistischen Geisse und als der
von Anbiobuellen ins Nationale umgewandelte Konfessionsneid. Auch
das Fortdauern der sozialen Kämpfe bedrohe der Wehrer als eine
Wirkung der möglichen Kriege. Auch er lege großen Wert auf
die Auffklärung der öffentlichen Meinung und deren kräftiges Ein-
wirken für die Schiedsgerichtsbewegung.“

Ein Kind im Instthaus. In der Wiener Halb-
monatsschrift „Dokumente der Frauen“ lesen wir: Das
Troppaner Schwurgericht hat die 14½ Jahre alte Tag-
elöhnerin Julie Englisch wegen des Verbrechens des voll-
brachten und des versuchten Raubes zu drei Jahren
schweren Kerkes verurteilt. Das Verbrechen besteht darin,
daß das Mädchen, das noch vollkommen den Eindruck
eines unreifen Kindes macht, einem Schulfreund ein Stück
Gebäck entriß und ein zweites Mal ein gleiches versucht
hat. Das Urteil hat überall das peinliche Aufsehen
erregt. Kleinliche Gewalttate wie der, den die Verurteilte
verübt hat, ereignen sich täglich in unzähligen Fällen.
Wem fielen es aber ein, Schulfreunde, die um ihr Zehn-
brot raußen, als Räuber anzusehen und zu bestrafen?
Darf man von einem vierzehnjährigen Kinde, bloß darum,
weil es freihändig vom Brotverderb gezwungen ist, einen
feineren Rechtsinn verlangen, als von Gymnasialisten?
Oder glauben die Richter, dieser Fall erster nehmen zu
müssen, weil die junge Arbeiterin vielleicht mehr vom
Hungert getrieben war und ihren Angriff weniger aus
übermütiger Hölheit unternahm? Das wiese auf einen
traurigen Mangel an menschlicher Empfindung und auf
einen häßlichen Klaffenheit der Richternden hin. Der
Oberste Gerichtshof wird dieses aufregende Urteil zu prüfen
haben. Der Gedanke ist schrecklich, daß das vierzehnjährige
Kind dazu bestimmt sein sollte, in der Gesellschaft von
erwachsenen Verbrechern „gebeffert“ zu werden.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande der D. G. R. Sitzung vom
2. Juni d. J. Es wird mitgeteilt, daß sich neuerdings wieder in
Peipzig ein Zweig der Gesellschaft gebildet hat unter Leitung des
Obmannes Angewandter Gb. Breslau; der Zweig hat sich der Abteilung
Berlin angegliedert. Die Vierteljahrsberichte folgender Abteilungen
werden verlesen: a) Mädchen. Der Bericht betont die Notwendig-
keit eines die Ziele der Bewegung schließenden Gesellschaftsprogramms
und schließt mit dem Wunsch, es möge gegenüber dem vom Haupt-
vorstande füglich ausgearbeiteten Programmentwurf die Anregung
zur Eintragung von Gegenentwürfen und zum Vordringen derselben
in dieser Hinsicht gegeben werden. Es wird beschlossen, hierzu
zu erwidern, daß es bei dem Beschlusse des Hauptvorstandes vom
28. April d. J. kein Erwenden haben müsse und nur anheimgeleitet
werden könne, etwaige Bedenken gegen den Entwurf des
Hauptvorstandes innerhalb der Abteilungen zur Geltung zu bringen,
demgemäß auch etwaige Gegenentwürfe (sowohl der eigenen, als auch
der übrigen Abteilungen) als Material ihrer Erörterungen zu unter-
breiten. Eine daneben hergehende Besprechung des Entwurfs in
der Zeitschrift ist dem Hauptvorstande durchaus erwünscht. b) Wagnere-
gruppe. Herr Dr. Felsch hat am 16. Mai d. J. den Bericht niederge-
legt. Die zur Kumoth führt Herr O. Webel, Kautzkystr. 1, die
Geschäfte der Abteilung, c) Domburg. Die eingehenden Stellung-
berichte über die von der Abteilung veranstalteten Vorträge der
Frau Stritt (Frauenbewegung und ethische Kultur) und des Herrn
Kaußner (Rauschgift und Gift) werden mit lebhaftem Interesse
zur Kenntnis genommen. d) Breslau. Der Brief des Herrn
D. Marcellus vom 27. April d. J. wird verlesen. Der Vorstand ist
danach für die Vorlegung der redlichen und nachdringlichen Be-
merkungen, mit denen die Abteilung Breslau gegen die großen
ethischen Schwierigkeiten ihrer herrlichen Wirkksamkeit kämpft,
und spricht die Ueberzeugung aus, daß soviel Tatkraft und guter Wille
lichtlich zu anerkannten äußeren Erfolgen führen müssen. — Der
Antrag auf Ertrag des Beitrages zur Kasse des Hauptvorstandes
wird abgelehnt; nähere Darlegungen bleiben einem Briefe vorbe-
halten, den der Vorsitzende des Hauptvorstandes an den Abteilungs-
vorstand richten wird.

Gesellschaftstag. Es wird beschlossen, den Gesellschaftstag
in der Zeit vom 19. — 21. Oktober 1901 abzuhalten. Mit Bezug
auf diese Zeitbestimmung wird als äußerste Frist für Eintragung
der Punkte zum Programmentwurf der 15. September d. J. fest-
gesetzt.

Als Ort des Gesellschaftstages wird Berlin in Aussicht ge-
nommen, sofern nicht bis zum 28. Juni d. J. die Wahl eines
anderen Ortes seitens der Abteilungsverbände mit überlegenden
Gründen empfohlen wird. Dabei kommt vorzugsweise in Betracht,
daß finanzielle Erörterungen in hohen Maße für Berlin sprechen.

Schließlich wird noch ein Bericht des Herrn Dr. Ferner (Lang) über die Monate April und Mai verlesen. Es wird gebeten, die
angemessenen Anmerkungen zum Programmentwurf pünktlich innerhalb
der hiesigen Abteilung zur Besprechung und Abstimmung zu bringen

Bei
**Neuralgie,
 Rheumatismus,
 Magenerkrankungen,
 Folgen von Influenza,
 Unterleibsleiden der Frauen etc.**

gelten als vorzügliches Heilmittel die
Thermophor - Gummi - Compressen, die ohne
 Feuer stundenlang gleichmässig warme Um-
 schläge geben.

„Thermophor“ Friedrichstrasse 56.

Germann Walker Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
 Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14,

FINOT,

**Die Philosophie
 der Langlebigkeit**

(La Philosophie de la Longévité).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
 von Alfred B. Fried.

Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschen-
 geist am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom
 Geheimniss des Werdens und Seins, vom Grauen des Ver-
 gehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht damit, hygienische
 Regeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben
 verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des
 Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

Sieben erschienen:

**Die Entwicklung der
 Frauenbewegung und ihre
 wirtschaftlichen Resultate.**

Referat von **D. Lesueur.**

Vorgetragen bei Gelegenheit des internationalen Kon-
 gresses für Handel und Gewerbe in Paris.

Abdruck aus dem Kongressbericht.

Autorisierte Uebersetzung von Hulda Förster.

Preis Mk. 1.—.

LEO BERG.

Gefesselte Kunst.

11 Bogen 8°. Preis broschiert
 mit künstlerischer Umschlagzeichnung M. 2.—.

Inhalt: 1. Die ungeschriebene Lex Heinze. 2. Verstümmelte Kunst.
 3. Kunst und Kapitalismus. 4. Kritik. 5. Zur Psychologie des
 Dilettantismus. 6. Darsteller und Mench. 7. Kunst und Sinn-
 lichkeit. 8. Modell und die christliche Moral. 9. Die Schönheit.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Pöngyl in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für eifrige Kultur, Richard Dieder in Berlin S.W. 19.
 Romanbänkelftr. 14. — Druck: J. G. Neuf. Berlin S.W., Romanbänkelftr. 14.

Ritte ausscheiden! Durch

**Trültzsch's Citronensaftkur
 vollständig geheilt!**



Gicht, Rheumatismus, Ischias, Magen-,
 Hals- u. Blasenleiden, Fettsucht u. Lm.
 Konstitutionswider Gebetter u. Krampfen legt jeder
 St. Lösung zu. Wirksamkeit den geringsten Dosis aus
 freies Fröhlich von ca. 60 Litern für 6 Mk.,
 von ca. 120 Litern für 6 Mk. (einsch. 6 Mk. Be-
 reitung der Verpackung). (No. 100000 10 Pfg. mehr.)
 Sonder-Lieferung ohne Alkohol- und Zuckerzusatz.
 Für Küche u. Haushalt unentbehrlich.
 Niederlagen in fast allen größeren Städten.

H. Trültzsch,

Berlin N., Boyenstr. 37.
 Giefersal führt Anfertigungen.

Preis 1 Liter 3 Mk., frei Haus.

Nur echt
 mit
 Plombir
 H. T.

Vor der Kur.

Gicht. Ich litt seit 5 Jahren an Gicht, konnte mich nur am Stuhl
 weilen bewegen und bei falschem Wetter das Bett hüten; nach-
 dem ich Ihre Citronensaftkur durchgeführt habe, bin ich ein ganz anderer Mensch
 wieder geworden, ich laufe wieder umher, von Gicht keine Spur mehr. Ich
 lege hiermit meinen aufrichtigen Dank.

Rheumatismus. Ich habe voriges Jahr im Februar
 Ihre Citronensaftkur wegen Rheuma-
 tismus gemacht und hatte davon sehr großen Nutzen. Ich habe
 wiederhergestellt werden und habe kein Leiden mehr und werde ich in
 meinem Lebensalter empfinden. Max Schwanke, Berlin, Gieselerstr. 54.

Fettsucht. Ich bitte mich umgeben für 6 Mark Citronensaft
 zu senden, weil ich in 6 Wochen mitnehmen
 will, ich in 7 Tagen 6 Mth. abgenommen habe, und werde in 6 Mth. wieder in meinem
 Quale nicht leiden lassen. Frau Helene Marie A. Fährle, Gieselerstr. 54, Berlin.

Dr. Schmey's
Peru-Cognac

„Perco.“
 Die Wirksamkeit von 50.0 gr. bestem Peru-Balsam (mit
 mindestens 10% reiner Zimmtäure) in 1 Liter Cognac.
 Anwendung bei allen Lokalisationen der Tuberculose
 insbesondere **Lungentuberculose.**

Preis 7 Mk. die Literflasche.
Dallmann & Co. in Gummersbach.
 (Reinhold).

Verlag:
 ihren Gesellsch.
 Westviertel, 1.80 Pf.
 Man abonniert bei allen
 Buchhandlungen
 und Verlagsstellen,
 Westviertelstraße
 Nr. 2440.

Ethische Kultur

Preisliste:
 Die beigefugte
 Honorarregel 40 Pf.
 Original-
 bündig nach
 freier Vereinbarung,
 Ausgabe in allen
 Nummernbestellungen
 und in der
 Ausgabe S. 10, 11,
 Nummernbestellr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 22. Juni 1901.

Nr. 25.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Die Erhöhung der Getreidezölle. Von Dr. Louis Kagenstein-Charlottenburg. — Kindergartenzwang? Von Else Haase. — Das 25 jährige Jubiläum der ersten ethischen Gesellschaft. — Streitschlichter: Antifiskalische Priester. Ein Volkshotel in Mailand. Segen der Geisteswissenschaft. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilungen München und Hamburg. — Bücherbes. — Eingegangene Schriften.

Die Erhöhung der Getreidezölle.

Von Dr. Louis Kagenstein-Charlottenburg.

Am 26. Januar dieses Jahres hat der Reichskanzler Graf v. Bülow in seiner Eigenschaft als preussischer Ministerpräsident folgende Erklärung abgegeben:

„In voller Anerkennung der schwierigen Verhältnisse, in welchen sich die Landwirtschaft befindet, und von dem Wunsch befeuert, die Lage derselben wirksam zu verbessern, ist die königliche Staatsregierung entschlossen, auf Gewährung eines ausreichenden und deshalb entsprechend zu erhöhenden Zollschatzes für landwirtschaftliche Produkte hinzuwirken. Die königliche Staatsregierung ist ferner bestrebt, die Vorlage des neuen Zolltarifs in jeder Weise zu beschleunigen.“

In dieser Erklärung wird „die Not der Landwirtschaft“ als eine gegebene Tatsache betrachtet. Es ist begreiflich, daß die Regierung den Wunsch hegt, den Notleidenden wirksame Hilfe zu bringen. Als Mittel zur Erreichung dieses Zwecks wird ein „ausreichender“ Zollschatz für landwirtschaftliche Produkte empfohlen, und es wird zugleich bemerkt, daß die jetzt geltenden Zollsätze keinen „ausreichenden“ Schutz gewähren. Die Höhe der Zollsätze, welche die Regierung als „ausreichend“ betrachtet, um die Lage der Landwirtschaft zu verbessern, wird noch geheim gehalten, und sie wird wahrscheinlich erst dann bekannt werden, wenn der Entwurf des neuen Zolltarifs dem Reichstag vorgelegt wird. Diese Erklärung unseres Ministerpräsidenten leidet an einer Fülle schwankender Begriffe. „Die schwierigen Verhältnisse der Landwirtschaft“ müssen zunächst klar gestellt werden. Zur Landwirtschaft gehören der ostelbische Latifundien- und Großgrundbesitzer, der westelbische und süddeutsche Groß- und Kleinbauer und die landwirtschaftlichen Arbeiter. Befinden sich diese verschiedenen und die anderen Klassen, welche die landwirtschaftliche Bevölkerung ausmachen, in „schwierigen Verhältnissen“, oder nur ein Teil derselben? Sollte es sich zeigen, daß nur ein Teil mit „schwierigen Verhältnissen“ zu kämpfen hat, so wäre es nicht erlaubt, diesen Teil als Landwirtschaft zu bezeichnen. Dann fragt es sich weiter, was versteht man unter „schwierigen Verhältnissen“, und wie sind sie, so weit sie wirklich vor-

handen sind, entstanden; denn um sie zu beseitigen, muß man die Ursachen, aus denen sie hervorgegangen sind, kennen lernen. Erst dann läßt sich entscheiden, ob die Zollserhöhung zu den Mitteln gehört, die geeignet sind, den notleidenden Landwirten wirksame Hilfe zu bringen. Sollte es sich wirklich herausstellen, daß der Zollschatz als ein solches Mittel zu betrachten wäre, dann müßte noch immer die Frage beantwortet werden, was unter einem „ausreichenden“ Zollschatz zu verstehen sei.

Unter den landwirtschaftlichen Produkten, welche einen höheren Zollschatz erhalten sollen, kommen vor allem Roggen und Weizen in Betracht. An der Normierung der Zollsätze auf Brotgetreide ist aber die gesamte Bevölkerung in hohem Maße interessiert, und es ist daher eine wichtige Aufgabe, jene Fragen, die sich aus den schwankenden Begriffen der ministeriellen Erklärung ergeben, zu beantworten. Solange Graf v. Bülow nicht selbst die Erklärung seiner Erklärung giebt, müssen andere den Versuch machen, diese schwierige, aber unabweisbare Aufgabe zu lösen.

I. Wie weit befindet sich die Landwirtschaft in einer Notlage?

Es giebt in der Landwirtschaft, wie auch in jedem anderen Beruf, eine Anzahl Leute, denen es nicht gelingt, auf einen grünen Zweig zu kommen, die sich stets in einer gewissen Notlage befinden. Dazu gehören alle, welche nicht die theoretische und praktische Erfahrung besitzen, die zur erfolgreichen Ausübung des betreffenden Berufes nötig ist; ferner die, welche die Pflichten, die ihnen ihr Beruf auferlegt, vernachlässigen; auch die, welche für die Befriedigung luxuriöser Bedürfnisse, für ihren Haushalt, für die standesgemäße Erziehung ihrer Kinder mehr ausgeben, als sie nach dem Stand ihrer Einnahmen sollten. Diese Personen gehören zu der großen Gruppe Menschen, die in keinem Beruf vorwärts kommen, weil sie irgend eine persönliche Unzulänglichkeit oder Schuld daran hindert. Sie geraten immer tiefer in Schulden und Not, und das Ende vom Lied ist der wirtschaftliche Zusammenbruch. Es kann nun nicht Aufgabe des Staates sein, diesen Leuten Hilfe zu bringen; denn ihnen ist im allgemeinen nicht zu helfen. Der Staat darf nur in solchen Fällen helfend eingreifen, in denen nicht persönliche Schuld, sondern irgend ein Vorgang im Leben des Staats, der Gesellschaft oder der Natur, für welchen den Einzelnen nicht die Verantwortung trifft, die Notlage verursacht hat.

Es ist nun aber zweifellos, daß jene Gruppe Menschen, die man auch „verehrte Existenzen“ nennt, in der Landwirtschaft besonders zahlreich vertreten sind. Sie finden sich hauptsächlich unter den adligen Grundbesitzern, und sie sind in einem Flugblatt der „Nation“ mit sehr

und nicht schulmeisternd die Natur durch einseitige Methoden zu vergewaltigen sucht, will im Gegenteil die gesamte Betätigungskraft der Körper und Geister ausleben und in Bewegung setzen.

Und überdies hat menschliche Eigenart eine stärkere Selbstbehauptungskraft, als es den Anschein gewinnt für Einen, der bloß die Schulmienen der Kinder kennt und prüft. Ja, man kann sagen, daß die Wirkungen des Schulzwanges in gewisser Hinsicht einer Auslese gleichkommen: die Eigenkraft lernt sich selbst fühlen und erlassen, lernt sich aufheben und den Druck durch Gegen-druck abschwächen, während doch zugleich der Lebensmut des Eigenwillens, der sich trotz eingebümt wird durch das Gemeinschaftsleben der Schule, die Gleichheit vor dem Schulgesetz.

Gewissermaßen spielend soll dem jungen Menschenlinde das Zueingefügen in die Gemeinschaft beigebracht werden, und durch Gebundenheit wiederum soll der Sinn für Freiheit gewedt und jener langwierige Prozeß in die Wege geleitet werden, durch welchen sich die Umwandlung der Naturfreiheit in die sittliche Freiheit vollzieht. Die Bedeutung gewisser Beschränkungen für das rechte Wachsen und Entfalten des Einzelnen beleuchtet Kant in einem treffenden Gleichnis:

„Die Bäume des Waldes werden eben dadurch, daß ein jeder dem andern Lust und Sonne zu nehmen scielet, genötigt, beides über sich zu haben, und erholten dadurch einen schönen, geraden Wuchs. Die Bäume, welche in Freiheit und voneinander abgetrennt ihre Keime nach Wohlgefallen nach allen Richtungen hin treiben, wachsen gewöhnlich trappig, schief und krumm.“

Ein mit solchen Ideen erfülltes pädagogisches Gewissen im Verein mit der künstlerischen Genialität des Menschenbildners — wir finden es bei unserm jüngsten schöpferischen Pädagogen Friedr. Fröbel. In dem Punkte, jedem Kinde seinen Platz an der Sonne anzuweisen, und aus der Fülle seiner Menschensiebe und Menschenkenntnis heraus hat er jene tiefinnigen Lehrformen und Bildungsmittel für die erste Entwicklungsphase des Menschenfindes geschaffen, denen längst wieder nachgejagt wurde, daß sie die „sittliche Heranbildung individueller Kindergestalten schädigen.“ Der Kindergarten — Hort und Pflanzstätte der Fröbelschen Ideen, von wo aus sie den Weg in die Familien nehmen und finden sollen — wird angeklagt, daß er zur Verkümmern der Familie beitrage, die sittliche Fort- und Auszubildung der Eltern schädige, und daß wir ihn darum „als Staatsdiener und Bürger rücksichtslos bekämpfen müßten“ — (eine Reminiscenz an jene Verfügung der preussischen Regierung vom Jahre 1849, welche die Kindergärten um ihrer „destruktiven Tendenzen“ willen verbot)

Dieser neueste Streikruf, veranlaßt durch die Petition des Bundes deutscher Frauenvereine an die deutschen Regierungen, die behördliche Kontrolle der Kindergärten und Kindergartennerinnen-Seminare betreffend — ist von Schuldirektor St. O. Veck ausgegangen. In seiner Broschüre „Kindergartenzwang“ polemisiert er gegen Fröbels Pädagogik im Allgemeinen, die Kindergärten im besondern, und stellt, trotz nachdrücklicher Verteidigung der Familien-erziehung, den Satz auf, daß es „ein unnatürliches, nutzloses Mittel zur Hebung derselben wäre, wenn man die Mädchen in den Schulen pädagogisch belehren“ und für den Erziehungsberuf irgendwie vorbereiten würde. Er begründet diese Ansicht damit, daß er meint: „Das Weib, das als Mutter den Mauthrampf nicht ausgesetzt und mit dem einen Auge auf ihren pädagogischen Pflichten, mit dem andern auf das Treiben ihrer Kinder schielt, würde die erste Rolle in einer burlesken Tragödie spielen.“ (1)

Und wie es so geht, daß gewisse Feindseligkeiten, durch diese oder jene Lebensanschauung aufgestört, in ver-

schiedenen Gemütern erwachen, — so hat auch Ellen Key, freilich mit wechßelndem und Vornehmheit, füglich sich gegen die Gleichmacherei der Schulpraxis aufgelegt und es verwerflich gefunden, daß schon in den Kindergärten die Ribellierungssucht ihr Zerßbrungswert betreibe.

Die Kindergartenegner überhoben zunächst, daß es heutzutage eine bringend gebotene soziale Notwendigkeit wäre, bei der Loderng und Veröberung des Familienlebens und der in dasielbe störend eingreifenden Kulturverhältnisse, wenn der Staat, der zu seiner Erhaltung ein körperlich und geistig wohlqualitetes Menschenmaterial braucht, sich etwas mehr als das fühlte, was er sein soll: eine „Erziehungsanstalt im großen Maßstabe.“ Wenn doch die Familie die Grundlage aller Weisung und staatlichen Gemeinschaft ist, und wenn sie unter dem Druck der wirtschaftlichen Verhältnisse einerseits, der die Proletarierfrau zur außerhäuslichen Arbeit zwingt, und andererseits durch gesellschaftliche Umfitten in den höheren Ständen, sittlich-geistige Trägheit und Anstinttrübung der Mütter und Väter, unfähig ist, die ihr obliegende Erziehungs- aufgabe befriedigend zu erfüllen, so hat der Staat im Interesse der nationalen Selbsterhaltung einzugreifen. Und ein solcher Eingriff wird zunächst nicht im Sinne einer Ausdehnung des Schulzwanges auf das vor- schulpflichtige Lebensalter gewünscht, sondern vornehmlich in der Form der Anerkennung und der Subventionierung der mit demselben zusammenhängenden Erziehungs- und Bildungsstätten, ihrer Einordnung in das Schulwesen durch behördliche Kontrolle bei der Gründung und Leitung von Kindergärten und Seminaren.

Aus der Erkenntnis heraus, wie verwerflich der Erziehungs-billetantismus ist und wie bei dem engen Zusammenwohnen der Menschen, bei der fortwährenden Differenzierung ihrer Interessen und den unmissgreifenden Konkurrenzlämpfen eine bessere sittliche Vorbildung für das Gemeinschaftsleben notwendig geworden ist, hat man vorläufig von privater Seite mannigfache Versuche und Vorschläge gemacht. So hat kürzlich Vily Braun unter dem gleichen Gesichtspunkt und zufolge der Erfahrung, daß die Berufsrauen an der grünlischen und gewissenhaften Ausübung ihrer Familienmütterpflichten gebindert sind, den Plan zu einer Hauswirtschaftsgenossenschaft entworfen*), mit centralisiertem Betriebe und einem Familien-Kindergarten, dem die Mütter während der Arbeitszeit ihre Kleinen anvertrauen.

Man kann es beklagen, daß heute so viele Familienmütter ihrem eigentlichen Frauenberuf nicht mehr mit ungeteilter Kraft obliegen können; aber der Tatsache selbst muß fogleich in einer Weise praktisch begegnet werden, wonach das aufwachsende Geschlecht unter diesen Verhältnissen möglichst wenig zu leiden und vor allem erziehlische Sorgfalt nicht zu entbehren braucht.

Daß die Gegner der Volkshilfkindergärten nicht mit der wirtschaftlichen Sachlage rechnen, jeden Notbehelf schmähen und verdammen und uns mit Idealen fommen, die derzeit nicht zu verwirklichen sind, mag noch hingehen; daß sie aber die Bedeutung von Fröbels eigenartiger pädagogischer Kunst, in deren Tiefen sie nicht eingedrungen sind, lächelnd abtöben zu können glauben, das darf man nicht ungerügt durchgehen lassen.

Henriette Goldschmidt, die hochverdiente Fröbelianerin, die dem Ausbau des Lebenswerks ihres Meisters seit 40 Jahren ihre Kraft weicht, hat zur Abwehr und Erwidern auf Herrn Vecks „Kindergartenzwang“ eine kleine Schrift verfaßt. In Anlehnung an dieselbe und der Gesinnung und Erfahrung der verehrten Verf. folgend, möchte ich noch ein aufklärendes Wort über die sittliche

*) Bezl. „Zusatz“ vom 9. und 30. März.

Zielgründigkeit von Fröbels erzieherischen Absichten angingen*).

Vor allem ist dem Irrtum entgegenzutreten, als habe Fröbel beabsichtigt, im Kindergarten die Normalerziehungsjahre zu fassen und durch denselben die Familienerziehung zu ersetzen. Er betont im Gegenteil ausdrücklich: „Nur das Haus zum frohen Kindergarten!“ und nennt die Familie das „Allerheiligste der Pflege des Göttlichen.“ „Familie“ — ruft er aus, „wo Du nicht den Geist der Sinnigkeit und Sittlichkeit, des Beachtens und Nachdenkens in die Schulen bringst, da sind sie, und seien sie noch so gefüllt, leer wie ein unfruchtbares Ei, aus dem sich nie neues, frisches Leben entwickelt.“ Mutter- und Kindesliebe ist nach ihm der einheitliche Mittelpunkt des Verhältnisses, welches das Kind mit der Menschheit, mit Natur und Geisteswelt verbindet. Vom Schoße der Mutter aus, mit dem ersten unbewußten Aufnehmen von Lebensindrücken, mit den ersten Gewöhnungen und dem allmählichen Verbindenlernen der Gegenstände mit Worten und Begriffen, beginnt die erzieherische Einwirkung, beginnt der Anschauungs-Unterricht und die Bildung zur Menschlichkeit.

Unterlassungssünden in jener für die künftige Entwicklung so hochwichtigen Knospenszeit des Kindes sind nie wieder gutzumachen. Und leider sind sie die Norm. Daß in den drei ersten Lebensjahren noch „die rechte Erziehung möglich ist, die entsaltende, entwickelnde, durch welche die spätere zweite, d. h. die heilende oder Gegen-erziehung zu sparen wäre,“ hat auch Jean Paul betont. Und Kant besagt in einem Aufsatze 1777, daß die Methode der Erziehung „im ersten Zuwuchst verborben sei und dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werde, wozu die Natur die Anlage gegeben.“ Unentwegt aber überläßt man das Verantwortungsgewicht, wichtige Amt, welches völlige Hingabe, künstlerische Heiligkeit, bewußte, charaktervolle Beherrschung aller mitspielenden Kräfte und Einflüsse und ein Erfüllsein mit dem Gedanken an das höchste Ziel der Menschheit verlangt, — den Händen von Unwissenden, Ungelehrten, Ungezogenen, deren Hülfswelle ein durch Kultur häufig verbildeter, unverbildeter Instinkt und ein Pflichtgefühl ist, das durch keine Kenntnis der Gesetze und Bedingungen der sinnlich-sittlichen Entwicklung des Kindes unterfüßt und geleitet wird!

Fröbel hat gerade hierin Abhilfe schaffen wollen, indem er eine Erziehungslehre für den Hausgebrauch erfaßt, um dadurch „das weibliche Geschlecht seiner instinktiven, passiven Thätigkeit als Glied der Menschheit zu entheben.“ Seine Jüngerin Bertha von Warenholts-Pülow hat den Meister recht verstanden, als sie den Ausspruch that, daß „die Liebe zur Menschheit dem weiblichen Geschlechte zum Kultus werden solle in der Pflege der Kinheit“, aber leider haben diese Thaten und Erkenntnisse noch nicht die entsprechenden praktischen Konsequenzen nach sich gezogen. Es werden noch immer überhört oder totgeschwiegen.**)

Fröbel hat die Thatsache, daß die ersten, unbewußt durchlaufenen Stufen der Entwicklung die wichtigsten und schwierigsten sind, daß die Gestaltung von der Gewöhnung abhängt und daß an die Pflege des Beschäftigungsbereiches

sich alles anknüpfen muß, was zur wahrhaft menschlichen Entwicklung des Kindes führen soll, seinem Erziehungssystem zu Grunde gelegt und die Erziehungsmittel danach gewählt. „Kinder vergehen leicht, was sie gesehen und gehört, niemals aber das, was sie gethan haben,“ urteilte Rousseau, und Fröbel begriff, daß „Anschauung, Kenntnis und Einsicht, welche durch das Wort nur schwierig zu erreichen ist, durch die Sach- und Thatausführung so leicht als klar erreicht werden“, und zwar müsse „Anschauung, Kenntnis und Einsicht immer aus einer einzigen, in sich geschlossenen Gestalt gewonnen werden.“ Die Idee der Einheit in der Mannigfaltigkeit, die Idee der Gesetzmäßigkeit in allen Erscheinungen, allem Bilden und Gestalten müsse sich dem Kinde am Körperlich-Räumlichen fundthun, am Stoff und seinen Formen, mit denen es sich spielend beschäftigt, im Spiel ihnen Leben und geistige Bedeutung verleihen.

Es ist wesentlich, daß die Anschauungen der Dinge in bestimmten Reihenfolgen vorgeführt werden und daß zunächst an den einfachsten Grundformen der Natur die Begriffe von Größe und Teilbarkeit, von Form und Gliederung gewonnen werden. Fröbel sucht hier wie überall den einheitlichen Mittelpunkt für die Grundanschauung, aus welcher sich dann aller Beziehungsreichtum entwickeln kann. Und im Geiste der seine Zeit beherrschenden Philosophie will er auch in seiner Formwelt in Spielen und Spielmitteln die Vermittlung der Gegensätze anschaulich machen und „so ungeeignet als notwendig hervorgerufen lassen“; denn „das Vermittlungs-gesetz sei das wichtigste Weltalls, wie Menschengesetz, überhaupt Lebensgesetz, und das Kind solle als Glied der Menschheit frühe den höchsten und durchgreifenden Lebensgesetzen entsprechend behandelt, entwickelt, erzogen werden.“

Und so erblickt er denn in den elementaren Anschauungs- und Spielobjekten, dem Ball, dem Würfel und der Walze als der Vermittlungsform, geistreiche Gebilde von fast magischer Kraft, welche Symbole des Vorzefflichen enthalten; und wie sie im Dienste der Kultur Hefnerinnen gewesen sind, so geben sie dem Geiste des Kindes einen Stoff zum vergleichenden Denken, den Sinnen Sicherheit der Auffassung, und spornen zur dreieinig schaffenden Thätigkeit an: zu vernehmen, zu verstehen, zu vermögen.

Ebenso wie der Formeninn muß nach Fröbel der Farben- und Toninn, bezw. der rhythmische Sinn gebildet, geregelt, zum Bewußtsein erhoben werden, und wiederum nicht nur durch äußerliche Verührung mit der Sache, sondern durch das Einswerden mit ihr im Leben und Tun. Und zwar kann und soll die Entwicklung der Sinnesthätigkeit sowohl wie der Uebung im geschickten und leichten Gebrauch der Glieder beim Kinde immer nur im Spiel und durch dasselbe bewirkt werden. „Spiel“, so sagt Fröbel, „ist das geistigste Ergänznis des Menschen auf der Kindheitsstufe und zugleich Vorbild und Nachbild des gesamten Menschlebens: es ist die freithätige Darstellung des Innern.“

Und weil es das ist, so darf bei aller sinnvollen Ordnung und Regelung im Spiel auch der Zufall walten, der in der Kinderstube und am Kinderspieltisch ein Recht hat, und es soll die Phantasie-thätigkeit keineswegs ausgeschaltet werden, durch welche ja besonders das Kind in unvergleichlicher Weise die Mängel der Wirklichkeit sich schöpferisch ergänzt. Nirgends soll ermüdende Arbeitslast, beengender Zwang vorwalten, aber allem spielenden Tun muß unsichtbar ein sittlicher Zweck zu Grunde liegen. Es soll Moral in Bildern, nicht in Vorschriften gegeben und durch unbewußt aufgenommene Eindrücke zunächst eine spontane Gefühls- und Thatenmoral im Kinde angeregt werden.

*) „In der Kindergarten eine Erziehungs- oder Jugendanstalt?“ Wiesbaden 1901. „Neun über weibliche Erziehung“, Leipzig 1892, von S. Goldschmidt. „Menschenziehung“ von Fr. Fröbel.

***) Es bemüht sich z. B. Frau Dr. Goldschmidt seit 80 Jahren sich abzugeben, in ihrer dreifach gedruckten Lehrkraft (Neuem Kindergartenunterricht, Volkshilfskinderstätten) die jungen Mädchen höherer Stände, welche die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Lebens, für das Kindergartenwesen lieber zu interessieren. Und ebenso wenig sind ihre Vorkläger, die pädagogische Vorbildung zum Mutterberuf und zumal ein Arzntilingsjahr in Kindergärten, Bewohnhätten u. dergleichen, bisher ernsthaft beachtet worden.

Und weil Liebe und Heiterkeit das Lebenselement des Kindes ist, weil Freude die Menschen zusammenführt, sie williger, gefälliger, opferwilliger macht und, indem sie alle feischen Vermögen vereint, beschäftigt, befriedigt, zur harmonischen Gestaltung des Innern beiträgt, so soll das Gemüt des Kindes durch Heiterkeit und gefelliges Vergnügen empfänglich für das Gute gemacht werden.

In uralten Spielformen fand Fröbel diese Gedanken verkörpert. Als ein Erziehungsmittel ersten Ranges, das auf den ganzen Menschen wirkt, Körper und Geist, Sinne und Glieder, anerkannte er die Bewegungsspiele, diese glückliche Vereinigung von Poesie, Gesang, Tanz und Pantierung. Hierdurch wird der Zwed gefördert, den schon Plato in ähnlichem Sinne anstrebte: das Innere zu ordnen und Maß und Schönheit in uns heraufzuleiten; hierdurch wird das einseitige Zusammenleben von Leib und Seele erhalten, gefestigt — „der fröhlichen Seele hüpfst noch der lustige Körper nach!“ (Jean Paul). Die kindliche Phantasie, welche die Vorstellung von etwas Nichtgegenwärtigem sich thätig verlebenligt, kommt in den kleinen dramatischen Darstellungen der Bewegungsspiele auf ihre Rechnung; Beobachtung und spielerische Nachahmung der Natur, Beziehungen zu allerlei Naturwesen, Handwerken und Pantierungen führen den kleinen Menschen in die Welt ein, und durch die Anschaulichkeit des Spiels bereiten sich ihm die sächlichen Eindrücke der Beobachtung. Und was Fröbels als das Wichtigste erdicht: durch die im Gesellschaftstriebe wurzelnde, natürliche Lust am Bewegungsspiel wird im Kinde die Ahnung der Zusammengehörigkeit aller Menschen, des Zusammenhangs aller Dinge und der Einheit des Seins gerocht. Es fügt sich in eigenen Interesse der Ordnung des Ganzen; es lernt das Untergeordnet und Nebenordnet, das immerhin auch beim Kinde schon eine autonome sittliche That ist; es begreift die Gleichberechtigung Aller, indem es sich als „Gliebangees“ fühlen lernt. — Wenn Fröbels Idealgedanke der Mischung und Vereinigung verschiedener Volkselemente im Kindergarten sich verwirklicht, so würde mindestens auf der frühesten Lebensstufe im Rahmen jener Spiele ein sozialer Ausgleich stattfinden, der nicht ohne Einfluß auf den späteren Standpunkt der Individuen bliebe. —

Es ist Fröbels größte That, daß er das Zusammengehen von sinnlicher und sittlicher Ausbildung in, mit und durch die gleichen Formen ermöglicht hat, in denen sich das Geistige dem Kinde darstellt und wodurch seine Sinne geübt, den Gliedern das fräftigende Gefühl des Mennens, dem Körper Gewandtheit, dem Gemüt und Herzen das freudige Gefühl der Befriedigung verliehen wird.

Die rechtverstandene und angewandte Erziehungslehre Fröbels will nicht unterbinden und beschränken, sondern alles Vorhandene allseitig entwickeln. Und wenn Rousseau im Hinblick auf Emile sagen zu dürfen glaubte: „Wir haben ihm nichts von seinem Leben genommen, was die Natur ihm gegeben,“ wenn Pestalozzi mit Bezug auf das Kind ausrief: „Es ist ein Mensch, und jeder Trieb der Natur, welchen Du ihm befriedigst, macht ihn vollkommen, und jeder Trieb seiner Natur, den Du ihm nicht befriedigst, läßt ihn unvollkommen“ und „Gefehgeber: was Du ihm nicht giebst, das hast Du nicht von ihm!“ so hat Fröbel aus seiner genialen Kenntnis der Kindesseele heraus die Mittel gefunden, durch welche die lebensgefegliche, freie Entwicklung des Menschseins gefördert werden muß, ganz gemäß der kindlichen Natur und dem vornehmsten Lebenszweck der später sich vollendenden Persönlichkeit.

Um kein Programm mit seinen eigenen Worten zu wiederholen: Von der Körper-, Glieder-, Sinnenerfartung zum Gebrauch derselben; vom Anschauen, Beobachten, Ver-

trachten, von der Sacherfartung zum Vergleichen und Urteilen; vom äußeren Versehen zur Entwicklung des Verstandes; vom dem Aeußeren der Erziehung zum inneren Vernehmen ihres Grundes und zur Entwicklung und Ausbildung der Vernunft!“

Wenngleich die philosophische Grundlage seiner Lehre z. T. veraltet ist, wenn auch die Methode im Einzelnen bereichert und den fortlaufend sich verändernden Verhältnissen angepaßt werden muß, so kann dieselbe in den Händen eines verständnisvollen congenialen Interpreten und Erziehers unmöglich ein Werkzeug werden zur Vernichtung der individuellen Eigenart, und eine wohlgeleitete Kindergartenziehung wird schwerlich Schablonenmenschen züchten oder zur „Verfummung der Familie“ beitragen; sie wird im Gegenteil „für große Schichten der Bevölkerung, deren soziale Lage ihnen nicht gestattet, ihre Pflichten in vollem Umfange auszuüben, die elterliche, mütterliche Erziehung ergängen und auch auf die Eltern: einen verstillenden Einfluß ausüben“, nach dem Wunsche Fröbels, daß seine Lehre vor- und rückwärtswirkend sein möge.

Das 25jährige Jubiläum der ersten ethischen Gesellschaft.

In dem führenden Organ der amerikanischen Broad Church Christianity, der Wochenchrift Outlook, finden wir die folgende Schilderung der Gründungsfeier unserer Muttergesellschaft jenseits des Ozeans, zu der übrigens auch der Hauptvorstand der D. G. E. K. ein herzliches Begrüßungstelegramm gesandt hatte:

Am 3. Mai d. J. feierte die von Dr. Felix Adler begründete und noch heute geleitete New-Yorker Gesellschaft für ethische Kultur die fünfzigjährige Weibzeit ihres Gründungsplanes. Die Leiter der Lodgegesellschaften in Atlantic City, New-York, Philadelphia und der Herren Salter, Sheldon und Weston, waren anwesend, und die befreundeten europätschen Vereinigungen, die alle ihre Gründung auf einen von der Muttergesellschaft empfangenen Anstoß zurückführen, hatten Beglückwünschungsschreiben und Telegramme gesandt. Eine seltliche Uebersicht über die bisher geleistete Arbeit der Gesellschaft wurde von den Herren Serriou Chubb, Dr. John S. Choi und zwei anderen Gesellschaftsbeamten gegeben — wie die Entthüllung über die Verdienste in den Tonometron houses zur Einigung einer ersten Kommission für dieselben führte und wie die schagogischen Methoden, die von der ethischen Gesellschaft in ihren Schulen eingeführt wurden, sich allmählich die öffentlichen Schulen der Stadt eroberten. Eine nette Uebersicht erlitten diese rücksehenden Betrachtungen durch das Ansehen eines jungen, einfach ausgekleideten Mädchens auf der Plattform, das, von den dort Anwesenden durch Geben begrüßt, im Namen der Jüglinge und Schüler der Ethical Culture-Schulen einen sibirischen Vortrag überreichte, als Zeichen der Verehrung und Liebe aller Derr, die vom Kindergarten an die gewerbliche und literarische Erziehung der Gesellschaft gesellen hätten und wohl empfanden, wenn sie dies alles verstanden. Als dann die Leiter der Gesellschaften aus den anderen Städten ebenfalls herzlich empfindende Dankesworte aussprachen für die Begleitung und das Licht der Erkenntnis, die sie von Dr. Adler empfangen hätten, mochte manch einer sich wundern, wie der ruhige Mann, der das sah, im Stande gewesen war, ohne alle Verhilfe der geistlichen Uebertreibung und Anregung des Stiches so viel zu thun. Aber als er sich nun erbob, um zu sprechen, und der leidenschaftlichen Liebe für die Menschlichkeit Ausdruck gab, die seine gesamte Lebensarbeit befeht hat, da verstand man, wie es möglich geworden. Dr. Adler sprach von dem Wert, das die hier zum Vorschein kommenden Delegierten anwesend hatten, indem sie für die Gesellschaften in den verschiedenen Staaten zu Vertretungen der bürgerlichen Gerechtigkeit gemacht hätten, und sagte: „Wenn irgend ein Wort, das von dieser Plattform aus ertönt, von Augen gesehen ist, so ist es, weil das Ideal sich, meiner als Werkzeug bedient hat.“ Er betonte dann die Ziele der Gesellschaft, ihr Streben nach Wahrheit und Recht an der Menschheit, ihr Eintreten für die demokratische Gleichheit, er erwähnte die Tatsache, daß die Schule in den Vorberreichen nicht von dem Reizem ertönt werden können und daß, wer einen Dollar im Jahre Beitrag zahle und wer aus der fünf Jahre Wohlhabendes gäbe, nichts als Bräder seien. Er erzählte von jenen Broßzeugen eines baldigen Unterganges, die laut wurden, als die Gesellschaft ihre Arbeit begann; wie man behauptete, daß, wenn erst der Reiz der Reue über die Welt, kein Reiz mehr kommen

würde, um Vorträge über bloße Weisheit anzuhören, und sprach endlich von der Fiktion und Fälschung, die man der Abgenötigten abgemann hätte. Wunderschmerz in einer solchen Bezeichnung war das Gefühl auch des letzten Anlasses von Selbstverherrlichung und die Abwechslung irgendwelcher geantizipierten Erklärung gegen die Orthodoxie. Alle Teilnehmer verließen schließlich den Raum, begreift und bezahmt in dem Glauben, daß es eine Kraft ist, nicht nur selbst, die für Gerechtigkeit wirkt, eine Kraft, die ihre Arbeit tut ohne alle Rücksicht auf die Schranken der Glaubensvorstellungen und theologischen Verschiedenheiten.

Streiflichter.

Antiklerikale Priester. So oft auch darauf hingewiesen wird, daß der Klerikalismus in seiner Weise identisch ist mit irgend einer Konfession oder Kirche — er hat sich im protestantischen Lager nicht viel weniger entwickelt als im katholischen —, daß er aber noch weniger identisch ist mit einer Religion, daß er vielmehr von vielen bekämpft wird gerade „aus Religion“, so wird doch diese Identifizierung immer wieder hartnäckig aufgeführt und festgehalten. Unter diesen Umständen verdient es bemerkt zu werden, daß der Kampf gegen die Urden keineswegs von den Freidenkern, von den „Ungläubigen“ allein, sondern vielmehr mit noch größerer Energie von frommen Katholiken geführt wird und daß dabei vielfach Priester an der Spitze stehen. So in Ungarn, wo selbst ein Teil des Episcopats die Bewegung unterstützt, so in Spanien, dem Lande, das am schlimmsten durch das Ordenswesen gebeugt und heimgesucht worden ist. Hier hat, mit anderen Geschlechtern zusammen, ein Priester namens Don Teodoro Rey-Ortiz sich an die Spitze der antiklerikalen Bewegung gestellt. Er giebt bereits seit längerer Zeit eine Wochenschrift „El Urbiou“ heraus, die schon durch ihren Namen den festen Entschluß andeutet, wie es in einer Nummer heißt, „den Kampf bis zu Ende zu führen und nicht zurück zu weichen. Denn El Urbiou ist der Name eines Berges im Herzen Castiliens, der niemals erobert werden konnte, weder von den Römern, noch von den Arabern, noch von den Franzosen.“ Sein Programm faßt er in die Worte zusammen: Wir sind Antiklerikale, aber wir bleiben Katholiken, im tiefsten Innern Katholiken. Nur die innere Organisation der Kirche und was damit zusammenhängt, soll geändert, nur innere ethische Reformen sollen eingeführt werden. Zur den Augenblick fordert er zunächst: Trennung von Kirche und Staat, Reform oder, wenn diese unmöglich sein sollte, Unterdrückung der Mönchsorden (nicht der freien religiösen Genossenschaften), Uebertragung aller Kirchengüter an den Staat, soweit sie über die strikt notwendigen kirchlichen Bedürfnisse hinausgehen. Er ist für das Zölibat, den er für eine verdienstliche und heilige Einrichtung hält, aber nur „unter der Bedingung, daß er frei und aus innerem Verufe geübt wird“ — darum hält er auch für sich selbst, ebenso wie die meisten seiner Genossen, das Zölibat aufrecht — jeder Zwang dagegen, wie er in den Priestern und Ordensgelehrten sich darstelle, sei abschrecklich und „japanisch“. In einer der letzten Nummern seiner Wochenschrift richtet er gegen diese mißratene Form des Zölibats eine flammende Anklage, wie sie wohl noch selten von einem katholischen Priester geschrieben worden ist.

Daß die Verdächtigungen und Verfolgungen von allen Seiten nicht ausbleiben, läßt sich denken; aber auch wenn es der gewaltigen Kirchenmacht wiederum gelingen sollte, die mutigen Priester zum Schweigen zu bringen — es zeigt sich doch auch innerhalb der katholischen Kirche selbst ein erarteres Nachdenken über die tiefen sittlichen Gefahren des Klerikalismus, und dieses Nachdenken läßt sich nicht dauernd unterdrücken. Hat

doch auch das ultramontane Hauptorgan Deutschlands, die „Köln. Volkszeitung“, kürzlich freimütig zugestanden, der Bischof von Kottenburg, Dr. Paul Rappler, habe recht, wenn er vor drei Jahren schrieb, es seien leider keine bloßen Verleumdungen, wenn der katholischen Moral der Vorwurf gemacht werde.

„Daß es ihr an der nötigen Auseinandersetzung mit den geänderten Verhältnissen und Bedürfnissen der Gegenwart fehle.“ „Katholisch blieb die katholische Moral von der ganzen ethischen Bewegung der Zeit so gut wie unberührt.“

Ein Volkshotel in Mailand. Mailand wird binnen kurzem um eine gemeinnützige Anstalt reicher sein. Es handelt sich, so berichtet die Pössijsche Zeitung, um die Eröffnung des Albergo popolare (Volkshotel), das von der dortigen Unione cooperativa, die vor kurzem auch eine Filiale in Berlin errichtet hat, ins Leben gerufen wurde. Das hierfür benötigte Kapital, 500000 L., wurde in verhältnismäßig kurzer Zeit aufgebracht und weitere 200000 L. als Hypothek aufgenommen auf den errichteten Bau, der sich in einer Nebenstraße des Corso Genova befindet, etwa 15 Minuten vom Domplatz, dem Mittelpunkt der Stadt. Als Vorbild dienten die Rowton Houses in London. Nicht zu verwechseln ist daher das Albergo mit einem Asyl für Ebdachlose. Es bietet Platz für 540 Männer — später soll auch ein solches für Frauen in Angriff genommen werden — und ist nach den neuesten Erfahrungen, sowohl was Gesundheitspflege wie Behaglichkeit betrifft, ausgestattet. Im Erdgeschosse liegen ein geräumiger Speisesaal, ebensolche Kasse- und Rauchzimmer und außerdem die Verwaltungsräume. Die Kammern, luftig und hell, enthalten jede nur ein gutes Bett, einen Stuhl und einen Tisch. Dagegen befinden sich in allen fünf Stockwerken, die durchgehends elektrisch beleuchtet sind, große, praktisch angelegte Badsäle und im Kellerreichs Vorrichtungen für Bannen- und Regenbäder. Ferner besitzt der Bau Centralheizung. Für alle diese Bequemlichkeiten, die jedem Gast unentgeltlich zur Verfügung stehen, hat dieser lediglich täglich etwa 50 Centesimi an Miete zu entrichten. Außerdem werden schmacht und gut zubereitete Speisen zu Minimalpreisen abgegeben; doch kann jeder, dem auch dies noch zu lössipielig ist, sich sein Mahl selbst bereiten, wozu ihm außer Feuerung und Salz auch das Koch- und Eßgeschirr gratis geliefert wird. Im Saale befindet sich ferner ein Barbier, eine Schneider- und Schuhwerkstatt für Filidarbeiten. Die Verwaltung, die so einfach wie möglich gehalten werden soll, glaubt, daß von den gebotenen Annehmlichkeiten hauptsächlich bessere Arbeiter, kleinere Beamte und Angehörige aus kaufmännischen Geschäften mit bescheidenem Einkommen Gebrauch machen werden.

Orgen den Gewissenszwang ist folgende Resolution gerichtet, die vom Bund der freien religiösen Gemeinden Deutschlands am 14. Juni 1901 in Nürnberg am Rhein angenommen wurde: Die Bundes-Versammlung der freien religiösen Gemeinden Deutschlands protestiert einstimmig gegen die Gewissensverdrängung, der in verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches (n. a. in Preußen) dissidentische Eltern durch Zwangs-Einschulung ihrer Kinder in den Religions-Unterricht einer fremden Religionsgemeinschaft unterworfen werden. Die Bundes-Versammlung verlangt, daß die durch die Gesetze und die Verfassung gewährleistete Gewissensfreiheit wie allen anderen vollberechtigten Staatsbürgern auch den Dissidenten gewährt werde.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung München. Ueber die ethischen Konsequenzen des Burenkrieges (Sprach am Dienstag, den 30. April, Hr. Prof. Dr. Günther). Seine weitblickenden Ausführungen fanden lebhaften Beifall. Für den Vortragenden befristigt das in Südafrika sich vollziehende Drama mit seinen Folgen die zu allen Zeiten und eben immer noch zu Recht bestehende Anschauung von einer Menschheit, die das Volk ebenso wie den einzelnen Menschen trifft, sofern ein Vergehen gegen die allgemeine Volksmoral vorliegt. Als solche verfehlt er die Ansicht von einem absolut Guten und absolut Schlechten, das nicht je nach Individualität vermag, nach Macht, Reichthum, Größe der materiellen Interessen, Volksglück eine Farnationserlösen kann. Es ist deshalb auch ein Verstoß gegen die Moral, wenn ein Volk glaubt, es könne andern Völkern gegenüber von der über ihm im Privatleben anerkannten Moral abgehen und anderen thun, was es nicht wolle, doch auch ihm gefehle. Das England in dem jetzigen Krieg, ähnlich wie schon früher gegen Amerika, insofern dieses Verstoß gegen die ethischen Grundsätze unter politischen, politischen, moralischen Einbußen zu leiden habe, darin sehr er eben wieder einen neuen Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung, für die er auch der Geschichte nach ein Recht von Beispielen anführen. Die Konsequenz ist, daß jedes Volk Grund habe, die im allgemeinen Vertheil gültigen ethischen Normen auch für das Verhalten zu andern Völkern zu beachten.

(Allgemeine Zeitung, München.)

Abteilung Hamburg-Altona. Frau Marie Stritt (Dresden) sprach am 21. Januar d. J. hier im großen Saal des Kongreßsaales über „Frauenbewegung und ethische Bewegung.“ Die Rednerin wußte das gleichmäßig zahlreich erschienene Auditorium, das naturgemäß fast nur aus Damen bestand, durch ihre freundliche, oft geführte Vortragswirkung zu fesseln. Sie ging aus von einer ganz allgemein gehaltenen Charakterisierung der beiden Bewegungen, ihrer Verwandtschaft, ihren Beziehungen. Man überließ zu oft in der Frauenbewegung das ideale Moment neben dem materiellen, wirtschaftlichen. Geheeres wirkt durch alle Zeiten, heute hat es einen Haarn, wirksam Ausdruck gefunden. Mit der Förderung der freien Selbstbestimmung und Selbstverantwortlichkeit riefen sich der Frau neuer Interessen und Wirkungsbereiche. Die Vertiefung und Erweiterung der weiblichen Persönlichkeit kommt vor allem der Erziehung der Jugend zu gut. Aber die Frauenfrage ist nicht allein eine Mütterfrage, sie ist auch eine Männerfrage. Der Mann wird sich der Liebe des befreiten Weibes würdig zeigen, und auf die Schöpfung der beiderseitigen Eigenart wird sich ein edleres Verhältnis der Geschlechter zu einander gründen. Die Eigenart des Weibes liegt in der sorgenden, helfenden, wärmenden Mütterlichkeit. Sie gilt es in Kraft, Gesundheit und Lebensfreudigkeit auszuüben. Dies ist auch auf das häusliche Leben anzuwenden. Unsere großen Lebenshaltungen sind Jungfrauenmoralitäten mit überwiegen männlicher Kultur. Der Verkehr der Völker untereinander ist ein Kampf mit den brutalsten Waffen. Die Stellung der Frau ist für den Stand der ethischen Kultur maßgebend. Jenecht hind heute viele politischen und konfessionellen Parteien für die Frauenbewegung interessiert, aber darin liegt eine Gefahr, weil die Frage Fraueninteressen dient und durch Anwendung solcher Mittel ihr zu mehr gefahret als genüht wird. Wo aber finden wir Freunde unter den Männern für unseren Befreiungskampf? Eigenlich nur in der kleinen Gemeinde der ethischen Gesellschafter. Sie steht in ihren Grundprinzipien, Wahrheit, Gerechtigkeit, Humanität, auf den gleichen Boden wie unsere Bewegung. Was wir wollen, ist liebende Einigung von Mann und Weib, „auf daß die Menschheit gleichmäßig und vereint in ihren irden Pflichten vollendet werde in Güte und Schönheit.“

Den Ausführungen der Rednerin folgte eine Ausprober, die einigen Rednern Gelegenheit gab, den Kernpunkt der Frage in klarer, bestimmter Weise von verschiedenen Seiten aus zu beleuchten.

Abteilung Hamburg. Ueber „Rassenkampf und Ethik!“ sprach Herr F. Vaußler, Redner knüpfte an den gleichnamigen Artikel des Heftes Dr. Höpfer in Zürich, erfinden in der „Sozialen Praxis“, an und verdrötte sich zunächst über den Begriff Rassenkampf, wie er durch Marx und Engels an Grund ihrer materialistischen Geschichtsauffassung entwickelt worden ist. Er äußerte sich dahin, daß die im Rassenkampf in die Erscheinung tretenden Interessengruppen zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden sich nicht, wie dieses behauptet wird, verschärfen, sondern mildern; es sei dies eine Folge der wachsenden sozialpolitischen Einsicht und des zunehmenden sozialen Bewußtseins in beiden Lagern, wodurch die Möglichkeit einer Verständigung gegeben sei. Um dieses gegenseitige Verstehen zu fördern, müsse der Kampf, der annoch wüte, mit ethischen Ideen durchdringt werden; es sei notwendig, einmal die Verdrängungspunkte mehr zu betonen, als die benennenden Momente, ohne gerade in eine Harmonieidee zu verfallen. Ein solcher, fröhlicher Kampf sei an und für sich nicht gegen die Moral, er müsse aber ethisch geführt werden. Redner behauptet, daß besonders

durch das Scharimachertum und die häufig hervortretende einseitige Stellungnahme der maßgebenden Faktoren die Gegensätze verschärft würden. An den Vortrag schloß sich eine ausregende, interessante Auseinanderlegung der verschiedenen Anschauungen. (Neue Hamburger Zeitung.)

Bücherchau.

Wissenschaft und Ethik. Von Prof. Dr. med. A. Dreyer, Professor an der Universität Kopenhagen.

Der Verein „Jugendethik“ giebt eine neue, billige Ausgabe der wichtigen, nach der Seite des neuesten Lebens vorliegenden Schrift von Professor Dr. med. A. Dreyer, „Wissenschaft und Ethik“ heraus, nachdem die von dem Schweizer Verlag übernommene Auflage vergriffen ist. Der Rektor der Berliner Universität, Prof. Dr. Adolf Darnand, hat zur neuen Auflage ein Wortwort an die Studierenden geschrieben, das wir als bedeutende Kundgebung im Wortlaut folgen lassen:

„Kommissionen! Eure Zukunft!“ — und sie ist die Zukunft des Vaterlandes — hängt von Eurer klugen Kraft und Gesundheit ab. Viele finstere Mächte bedrohen sie; aber die Gefahr, welche der Verfall der nachfolgenden Schrift Euch vor Augen führt, ist der größte. Eine Kraft und Fähigkeit hat er Euch gegeben, ohne welche, aber auch ohne Ueberreizung. Er wendet sich, indem er zur Selbstbeherrschung und zum Kampfe mahnt, an den guten Geist, der Euch eingepflanzt ist, und er will seine anderen Bundesgenossen zur Hilfe, als Euch selbst. Von sozialen Verpflichtungen wird in der Gegenwart viel gesprochen; dies genügt, daß die fröhliche soziale Erziehung ein reiner Lebenswandel ist. Er wird Euren Charakter bilden, Eure Befähigung läutern und Eure Talente im Dienste Anderer reifen. Das Beispiel, welches Ihr gebt, wird für die Ethik der andern Klassen der Gesellschaft entscheidend sein, denn Ihr seid die zukünftigen Führer. Was ist die Jugend der Völker, aber was ist nicht ihre Ueberreizung. Sie bleibt immer Anrecht. Ueber den Ansprüchen unserer heutigen Gesellschaft steht das Praegnis des Tacitus: *Sicula iuvenum venus, eoque inhexusta pubertas nemo illic vitia ridere non corrumpere et corrampi saeculum vocant.* Macht dieses Wort endlich wahr! Die Pflicht, die es einschließt, ist niemals so getrieblich gewesen, wie auf der geschichtlichen Stufe, auf der wir uns heute befinden. Das zeigt Euch Dreyer in diesem Vortrag: Die Stunde ist da, aufzubrechen vom Schlaf und die Waffen des Lichts anzulegen. In dieser Haltung werdet Ihr unüberwundlich sein und das Vaterland, die Menschheit aus innerer und äußerer Not befreien helfen.“

D. Adolf Darnand, d. 3. Rektor der Universität Berlin.

Die Bildungsvereine, Lehrervereine, Frauenvereine und besonders die Krauentauschvereine werden auf die billige Ausgabe aufmerksam gemacht, welche bei größeren Bestellungen sehr billig (100 Stück = 10 Mark, 500 Stück = 25 Mark, 1000 Stück = 40 Mark. Foto, 1 Epl. mit Foto = 25 Pfg.) durch das Bureau des Vereins „Jugendethik“, Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 39/1, verschafft wird.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Referat von D. Kefauver. Autistische Liebeslegung von Hanna Förster. Berlin, Verlag Herrn. Walther.

Die Philosophie der Kangeltheologie. Von Jean Finot. Liebeslegt von Alfred H. Fried. Berlin, Hermann Walther.

Sozialer Geist. Sein Wesen und seine Entstehung. Von Dr. Karl Wolff. Mannheim, Verlag von Ernst Metzler.

Reiben der Menschheit. Heft 1: Buddha, Cromwell; Heft 2: Cromwell, Tolstoi, Hutten; Heft 3: Hutten, Sappho. Berlin, Verlag Aufklärung.

Friedrich Nietzsche, der Philosoph und der Prophet. Von Dr. Otto Stodt. Braunschweig, George Westermann.

Die bleibende Bedeutung des neuscholastischen Kanons für die Kirche. Denkschrift vom Herausgeber des einzigen Evangelii der Apokalypse. Dresden-Keipzig, E. Piersons Verlag.

Das Entwicklungsgefeß und das Kirchendogma. Dresden-Keipzig, E. Piersons Verlag.

Redaktionsliche Mitteilungen, Manuskripte, zur Revision bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. H. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Vertrieb:
Jeden Sonnabend,
Preis viertel, 1,20 M.
Man abonnirt bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern,
Post-Zeitungsliste
Nr. 2660.

Ethische Kultur

Vertrieb:
Die bestgeeignete
Rezeptionsstelle ist
Berlin
111/112 nach
freier Vereinbarung.
Anschreiben in allen
Rezeptionsbüros
und in der
Rezeptions S.W. 19,
Kommendantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Sr. W. Soerfer herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 29. Juni 1901.

Nr. 26.

Abend ist nur mit vollständiger Gutsangabe gestellt.

Mit der vorliegenden Nummer schließt das zweite Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser, uns auch im kommenden Quartal nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung, auch werden solche gern an aufgebene Adressen versandt.

Inhalt:

Heroenkultus. — Die Erhöhung der Getreidezölle. Von Dr. Louis Mahenstein · Charlottenburg. — Religion und Moral im modernen Indien. Von Dr. G. W. Soerfer. — Streiflichter: Die armen unschuldigen Deutschen. Das Gesetz über die Entschädigung anspruchlos Verurteilter. Naturfreunde und Kirchendienst. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Heroenkultus.

„Im Menschen ist auch eine verehrende Ader,“ sagt Goethe einmal. Und sarkastisch fügte Schopenhauer diesem Wort hinzu: „Um diesem Triebe zur Verehrung Genüge zu thun, auch bei denjenigen, welche für das wirklich Ehrwürdige keinen Sinn haben, giebt es, als Surrogat desselben, Fürsten und fürstliche Familien, Adel, Titel, Orden und Geldsüde.“

Das ist unzweifelhaft in sehr vielen Fällen richtig. Aber man darf doch wohl sagen: es liegt durchaus in der menschlichen Natur begründet, daß der Trieb zur Verehrung sich da wirklich auf das wahrhaft Große nun Verehrungswürdige richtet, wo dieses sich deutlich erkennbar auch dem einfachsten Sinne zeigt, so namentlich, wenn es sich um eine Persönlichkeit von echter Größe handelt. Es ist gleichsam eine List des Geistes, die in dieser ethischen Aeußerung zum Vorschein kommt: um dem drückenden Gefühl der Ueberlegenheit eines Menschen zu entgehen, zieht man ihn gleichsam auf die eigene Stufe herab: das Verehrte ist dann gewissermaßen zum geistigen Besitz des Verehernden geworden, mit dem er so schaltet, als habe es ihm selbst immer angehört. Spinoza hat dieser Thatsache den feinsinnigen psychologischen Ausdruck mit den Worten gegeben: Dem wahrhaft Großen und Ueberragenden gegenüber, das eben durch diese Größe uns zu erdrücken, zu vernichten droht, giebt es kein anderes Rettungsmittel als — die Liebe.

So wertvoll und schön aber nun auch dieser Trieb zur Verehrung im Menschen ist, so leicht kann doch auch er entarten und hat absonn seine nicht gering zu schätzenden bedenklichen Seiten. Wenn solche Verehrung übertrieben wird und zur Leidenschaft ausartet, so wird sie zum

Kultus, zur blinden Verehrtrückerung der Person, und nicht mehr als des genialen Vertreters dieser bestimmten Ideen, als des Werkzeuges dieser großen historischen Mission, sondern als dieses einzelnen Menschen misamt seinen kleinen und großen Fehlern und Schwächen, von denen auch das größte Genie nicht frei ist. Es ist noch das wenigste dabei, daß der Wahnsinn der Kritik überhaupt verloren geht. Solche maßlose Heroenverehrung erzeugt leicht einen Fanatismus, der überhaupt jede Kritik ausschließen, der aber auch andere Objekte gleich hoher Verehrung nicht zulassen möchte — die menschlichen Götter haben dann mit den überirdischen in den Augen ihrer Verehrer gemeinjam, daß sie eiserfüchtig sind und keine anderen Götter neben sich dulden wollen.

In den jüngsten Tagen ist dieser Heroenkultus wieder in besorgniserregender Weise zu Tage getreten. Wer anlässlich der Enthüllungsfeyer des Nationaldenkmals für den Fürsten Bismarck den zahwinistischen Blätterwald durchmusterte, konnte dafür zahlreiche Proben erhalten. Und der eigene Sohn hat sogar jetzt feierlich die politische Unschickbarkeit seines Vaters mit den Worten proklamiert: „Wenn heute Leute anderer Meinung sind als der alte Bismarck und glauben, sie könnten andere Maximen aufstellen, so wollen wir uns das nicht ansehen lassen.“

Man darf es unter solchen Umständen doppelt anerkennen, daß Graf Bülow, gegen den sich diese Infallibilitätserklärung richtete, in seiner Rede zur Enthüllung des Denkmals die maßvolle Besonnenheit im Ausbruche seiner Verehrung so gut zu wahren wußte. In der That hat er recht, daß auch die entchiedenen Gegner Bismarcks und seines politischen Systems dieser hervorragenden Persönlichkeit in ihrer kraftvollen Einheit und Geschlossenheit und dem Genie der That ihren Zoll der Verehrung gern erstatten. Ja, vielleicht können gerade die Gegner am christlichen und am meisten ohne Vorbehalt solcher Verehrung Raum geben, weil sie es allein auf dem reinmenschlichen Boden thun und thun können, über den die Heroenverehrung nie hinausgehen sollte, weil sie darum gegen jede Maßlosigkeit von vornherein geschützt sind.

Eben in dieser Maßlosigkeit aber liegt die Gefahr. Was das Schlimmste ist: wenn solch maßloser Heroenkultus sich weit ausbreitet, so kann leicht der Fortschritt in wirksamster Weise gehemmt werden. Denn gerade das Genie hat seine stärksten und bestimmtesten Schranken, es sucht die Menschen immer nur in einseitiger Richtung und in einseitiger Weise zu führen. Gerade dem Genie gegenüber ist es darum doppelt nötig, unverdenkelt sich dem ihm widerstrebenden neuen, womöglich dem ganz anders garteten Genie zuzuwenden und auch dieses objektiv zu würdigen, was unmöglich ist, wenn durch den

Heroenkultus der eine Mann als absoluter Zielpunkt der Entwicklung hingestellt wird. Die Gefahr, welche solche Heroenverehrung mit sich bringt, ist so groß, daß schon oft von nachdenklichen Menschen die Meinung ausgesprochen wurde, es sei besser für die menschliche Entwicklung, wenn nur selten Individuen austräten, die sich allzusehr über das Durchschnittsmaß erheben. Auf politischem Gebiete ist diese Gefahr natürlich am stärksten, und es war darum kein unkluger Zug der atheniensischen Verfassung, daß gerade diejenigen Männer, welche sich durch ihre Thatkraft und ihr Genie die größten Verdienste um den Staat erworben hatten, durch den Ostracismus zeitweise ganz verbannt werden konnten. Selbst ein Mann wie Emerson, der zu den größten Vorkämpfern des Genies gehörte, erkannte die Gefahren die erwachsen „im Uebermaß des Einflusses, den der große Mann ausübt. Seine Anziehungskraft bugliert uns aus unserer natürlichen Stellung heraus. Wir sind Denkleute und geistige Selbstmörder geworden. Aber — schon zeigt sich dort am Horizonte der Netter! — andere große Männer, neue Eigenschaften, einer für den anderen Gegengewicht und Dämmung.“

Ueber darin liegt's! Nicht die Heroenverehrung als solche ist verderblich, sondern ihre Maßlosigkeit und Entartung. Offenbar hat die Gegenwart eine besonders stark ausgeprägte Neigung zu den Maßlosigkeiten des Heroenkultus, eine Neigung, die ja erklärlich genug ist als die natürliche Reaktion gegen den nivellierenden demokratischen Zug der Zeit, der sonst überall sich geltend zu machen sucht — auch das Uebermenschentum Nietzsches hat ja darin zum Teil seinen Ursprung. Diese Neigung zum Heroenkultus ist auch ein krankhaftes Symptom einer entgötterten Zeit; gesund und lebensvoll ist nur eine solche Verehrung, selbst des größten Genies, welche es niemals über die allgemein-menschliche Sphäre hinaushebt. K.

Die Erhöhung der Getreidezölle.

Von Dr. Louis Rosenheim-Charlottenburg.

(Schluß.)

Je mehr den Einzelnen das Bewußtsein drückt, daß er seine Notlage selbst verschuldet habe, und je mehr ihm die Möglichkeit fehlt, durch Selbsthilfe aus ihr sich zu retten, um so lauter wird er klagen, um so schwärzer wird er die Not der Landwirtschaft schildern, und um so dringender wird er die Hilfe des Staats beantragen. Es sind dies aber gerade die Leute, die am wenigsten berufen sind, ein sachgemäßes Urteil über die Lage der Landwirtschaft abzugeben. Hören wir dagegen, was eine Autorität auf dem Gebiete der Agrarpolitik wie Professor Johannes Conrad in Halle darüber zu sagen hat. Er weist darauf hin, welche Vorteile der Landwirtschaft aus der Verkehrsentwicklung des 19. Jahrhunderts erwachsen sind, wie der Wert des Grund und Bodens infolgedessen sich vervielfachte, wie der Absatz landwirtschaftlicher Produkte ermöglicht, und der Bezug notwendiger Produktionsmittel erleichtert wurde, und fährt dann fort:

„Wer irgend mit offenen Augen die deutschen ländlichen Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten verfolgt hat, kann doch darüber nicht im Zweifel sein, daß nicht nur der landwirtschaftliche Betrieb bis zur Gegenwart hin behändig fortschritt gemacht hat, sondern daß auch der Wohlstand in den ländlichen Distrikten . . . außerordentlich gestiegen ist. Wie ganz anders wohnt, kleidet und nähert sich im ganzen Nordosten Deutschlands jetzt der Bauer und ländliche Tagelöhner, als vor 50 Jahren.“

Er hebt dann hervor, daß die steigenden Pacht- und Kaufpreise, die er anführt, doch ein sicheres Zeichen dafür sind, daß sich der landwirtschaftliche Betrieb noch immer rentiert, und bemerkt dazu:

„Jedenfalls ergibt sich aus diesen Zahlen, daß die Ackermänner die Rentabilität der heutigen Landwirtschaft nicht so pessimistisch ansehen, wie ihre Verfeinde, und wie ihre Vertreter in Berlin, in den Landtagen, dem Reichstage u. s. w. sie darstellten. Die heutigen Landwirte aller Landesteile haben offenbar noch Vertrauen zur Zukunft und sehen sie daher nicht allein auf die Schuldenlasten. In den letzten Jahren sind auch dort allgemein höhere Gebote für Güter gemacht, wo sie ererblicher herunter gegangen waren, wie in den östlichen Provinzen Preußens, was als bedeutungsvolles Symptom nicht unbeachtet bleiben darf.“

Dementierend jagt Professor Conrad am Schluß seiner Abhandlung: „Der landwirtschaftliche Betrieb befindet sich in entschiedenem Aufschwung.“

Eine andere Autorität, die gleichfalls über jeden Zweifel erhaben ist, ist der Ministerialdirektor im preussischen Landwirtschaftsministerium, Dr. S. Thiel. Er behauptet, daß die Landwirtschaft trotz aller sie bedrückenden Schwierigkeiten auch jetzt noch bei richtigem Betrieb überall da lohnend sei, wo nicht fiktive Werte zu verzinsen sind, und wo genug disponibles Vermögen vorhanden ist, daß man den laufenden Verpflichtungen zu jeder Zeit gerecht werden kann, auch wenn die laufenden Einnahmen einmal infolge schlechter Ernte, schlechter Preise, oder sonstiger Mißstände nachlassen. (Wengel und v. Lengelt, landwirtschaftlicher Kalender für 1901.)

Wir können diesen gründlichen Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse ohne weiteres Recht geben, wenn er der Ansicht ist, daß es die übertriebene Wertschätzung des Grund und Bodens ist, welche als Hauptursache der Agrarkrise, so weit sie wirklich vorhanden ist, anerkannt werden muß. Eine große Zahl Landwirte befinden sich in einer Notlage, weil der Grund und Boden, als er im Erbgang oder durch Kauf in ihr Eigentum überging, zu hoch eingeschätzt wurde. Gewöhnlich wird dann ein beträchtlicher Teil des Wertes als Hypothek eingetragen, und es fehlt dem neuen Besitzer das zur intensiven Bewirtschaftung nötige Betriebskapital. Ist aber das Gut schon stark belastet, so wird es auch schwer, den Kredit noch weiter auszubehnen, um den Betrieb zu verbessern und höhere Erträge zu erzielen. Jede Mißernte, jeder Preisfall und jeder andere ungünstige Zufall treffen einen Landwirt, der sich in solcher Lage befindet, auf das empfindlichste. Dieser Notstand wird aber um so drückender, je größer das Gut ist. Es sind daher vor allem die Großgrundbesitzer, deren Lebenshaltung viel kostet, die darunter zu leiden haben. Der kleine Bauer, welcher selbst mit zugreift und der in großen und Kindern hilfreiche Mitarbeiter besitzt, der seine großen Ansprüche ans Leben stellt, wird weit eher eine derartige Krise überleben, als der größere Besitzer, dem es bei sinkenden Erträgen kaum gelingt, seinen Zinsverpflichtungen nachzukommen.“

In dem nächsten Artikel soll die Bedeutung erörtert werden, welche die Erhöhung der Getreidezölle für die Landwirtschaft hat.

II. Die Bedeutung der Getreidezölle für die Landwirtschaft.

Am Schluß des letzten Artikels wurde dargelegt, daß der agrarische Notstand, soweit er wirklich vorhanden ist, sich als eine Folge übertriebener Wertschätzung des Grund und Bodens erweist, und es wurde hierfür die Autorität des Ministerialdirektors Dr. Thiel herangezogen. Es lohnt sich wohl, seinem Gedankengang noch etwas weiter zu folgen. Für die Wertschätzung des Grund und Bodens sei es verhängnisvoll geworden, daß wir uns in

*) Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands. Herausgegeben vom Verein für Sozialpolitik, Leipzig 1900.

**) „Es ist allgemein erwiesen, daß die landwirtschaftliche Depression in viel höherem Maße bei dem großen Grundbesitzer, als bei dem kleineren zum Ausdruck kommt.“ Joh. Conrad, loc. cit.

dem verfloffenen Jahrhundert über fünfzig Jahre in einer Periode ununterbrochen steigender Bodenwerte befunden hätten. Dies mußte naturgemäß dazu führen, daß man einen solchen Zustand als einen dauernden ansah, der in dem Monopolcharakter des Grundbesitzes begründet sei. Man glaubte sich berechtigt, in dem Verkaufspreise die zukünftige Wertsteigerung vorwegzunehmen und ließ sich verteilen, möglichst große Flächen, selbst mit minimaler Anzahlung, zu erwerben, um die Gewinnchance, welche die Wertsteigerung bot, möglichst voll auszunützen. Dazu kam noch, daß das Sinken des landbesüßlichen Zinsfußes die Möglichkeit bot, auch bei mäßiger Einnahme aus dem Grundbesitz noch höhere Preise für solchen anzulegen. Es vermehrte sich damit die Zahl derjenigen, welche den Grundbesitz teils als sichere Kapitalanlage, teils der sozialen Stellung wegen, die seine Erwerbung mit sich brachte, zu erlangen suchten. Gerade die Nachfrage dieser Elemente, welchen es mehr auf den sozialen als auf den wirtschaftlichen Wert des Grundbesitzes ankam, mußte bewirken, daß die Preise des Grundbesitzes sich höher hielten, als es der Sachlage entsprach. Nebenst kam ferner, daß die Werthschätzung des Grund und Bodens auf langjähriger Tradition beruht, welche sich so rasch nicht ändert und daß, alle Verkäufer teuer erkaufte oder übernommene Güter sich dagegen sträuben, eine Wertverminderung ihres Besitzes anzuerkennen, so könnte es nicht Wunder nehmen, meint Dr. Thiel, daß gegenwärtig noch eine erhebliche Differenz zwischen dem Verkaufspreis und dem Ertragswert des Grundbesitzes besteht.

In dieser Differenz hat man aber vor allem die Ursache der Notlage zu suchen, über welche die Landwirte heute so sehr klagen. Es ist daher im Interesse der notleidenden Landwirtschaft jede Maßregel sorgfältig zu vermeiden, die irgendetwas dazu beitragen könnte, jenen schon vorhandenen Unterschied zwischen Kauf- und Ertragswert noch zu erweitern. Nichts aber wäre geeigneter, diese zu verheißende Wirkung zu erzielen, als die geplante Erhöhung der Getreidezölle. Die Zollerrhöhung hat eine Steigerung der Getreidepreise zur Folge. Demgemäß wird auch das Einkommen aus dem Grundbesitz, die Grundrente, steigen. Die Erhöhung der Grundrente bedeutet aber eine Erhöhung des Bodenwertes. Der Besitzer des Grund und Bodens kann ihn dementsprechend hoch verkaufen. Bei der Erteilung wird der Grundbesitz infolgedessen auch höher eingeschätzt, und er kann noch mehr als bisher mit Schulden belastet werden. Kommt dann die Zeit, in welcher die durch den Zoll erhöhten Getreidepreise wieder in eine absteigende Bewegung geraten, so wird die Differenz zwischen dem Preise, zu welchem das Gut übernommen wurde und dem Werte des Bodenetrags noch größer, und die Lage des Landwirtes wird schlimmer als vor der Erhöhung der Getreidezölle. Hatte die Wertsteigerung zu einer Schulderhöhung geführt, dann wird die Zinsklast in Zeiten sinkender Preise so drückend, daß die Wirtschaft häufig genug darunter zusammenbrechen muß. Die für die Landwirtschaft so verhängnisvolle Wirkung der Getreidezölle ist längst erkannt worden, obne daß man es für nötig hielt, in der Praxis dieser Erkenntnis entsprechend zu verfahren. Professor Conrad äußert sich darüber in folgenden Worten:

„Die Hoffnung auf die Wirkung der Zölle hat die Landwirte fast anderthalb Jahrzehnte, von 1880—1895, veranlaßt, zu hohen Pacht, zu hohen Kaufpreisen zu bieten. Beide sind dadurch in den unnatürlichen Höhe erhalten, auf welche sie durch die hohen Getreidepreise Anfang der siebziger Jahre hinaufgeschraubt waren. Da nun allgemein angesehen wird, daß eine Hauptursache der neueren Agrarkrisis auf die übertrieben hohen Preise des Grundwertes mit der Pacht zurückzuführen ist, so muß man sagen, daß die Entstehung der Verhältnisse wesentlich durch die Getreidezölle zurückzuführen ist.“

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Zölle, eben-

jowohl wie jede andere indirekte Steuer, die in unserer Zeit so rasch anwachsende Konzentration des Kapitals noch steigern und die Entwicklung des Großbetriebes noch weiter fördern. Auch in der Landwirtschaft findet diese Erscheinung ihre Erklärung darin, daß eben die Zölle eine unberechtigte Wertsteigerung des Grundbesitzes bewirken; dadurch wird auf der einen Seite der Großgrundbesitzer veranlaßt, seinen Besitz möglichst zu vergrößern, und auf der anderen Seite wird die Anziehung der kleinen Grundbesitzer erschwert. Es wird der Kleinbesitz in dieser Weise immer mehr und mehr sich als unrentabel herausstellen. Für die große Zahl derjenigen Landwirte, die sich selbstständig zu machen suchen, wird die Erhöhung der Getreidezölle daher keineswegs eine sehr willkommene Gabe sein. Es wird ihnen eben nicht mehr möglich sein, Grundbesitz zu erwerben, da die Ausdehnung des Großgrundbesitzes notwendig noch dazu beitragen muß, den Wert der verfügbaren Ländereien noch weiter zu steigern. Erwerben sie aber den Grund und Boden mit einer niedrigen Anzahlung, so ist der Erfolg ihrer Wirtschaftsführung von vornherein dadurch gefährdet, daß sie mit einer immer drückender werdenden Schuldbast zu rechnen haben, welche die Durchführung von Meliorationen leicht unmöglich macht. Wenn aber dem Landwirte die Möglichkeit genommen wird, sich anzusiedeln, so wird weiterhin die Entvölkerung des flachen Landes zunehmen müssen, und es wird dem Großgrundbesitzer noch mehr als bisher an Arbeitskräften fehlen, die für einen intensiven Betrieb so notwendig sind. Die ländliche Arbeiterfrage wird dann in immer drückender Gestalt erscheinen und wird die Existenz des Großgrundbesitzes noch immer mehr gefährden. Aus diesem Grunde muß auch der Großgrundbesitzer mit höchst unerfreulichen Wirkungen der Getreidezölle rechnen. Es ist ferner zu beachten, daß auch weiterhin eine Divergenz der Interessen zwischen dem kleinen und dem großen Landwirtschaftsbetrieb in der Frage der Zollerrhöhung zur Geltung kommen muß. Nur der große Besitzer hat ein wirkliches Interesse an der Steigerung der Getreidepreise. Je mehr die Größe des Besitzes abnimmt, um so mehr tritt auch die Bedeutung des Getreideanbaus für den landwirtschaftlichen Betrieb hinter derjenigen der Viehzucht zurück. Die große Mehrzahl der deutschen Landwirte wird daher garrnüt in der Lage sein, Getreide zu verkaufen, da der gewonnene Ertrag zum großen Teil in der Wirtschaft selbst wieder verbraucht wird und Ueberflüsse, die auf den Markt gebracht werden könnten, nicht vorhanden sind. Fällt die Ernte einmal weniger günstig aus, so müssen sogar diese Landwirte noch Getreide hinzukaufen, um ihren Bedarf an Saatgut, Futtermitteln u. s. w. zu decken; und in einem solchen Falle sind sie daher weit eher an niedrigen, als an hohen Getreidepreisen interessiert.

Wie schmerzlich würden die ostelbischen Landwirte heute jede Preiserhöhung des Getreides empfinden, da es ihnen infolge des harten Winterfrohes so sehr an Saatgut fehlt! Die Regierung sucht ihnen jetzt in der Weise zu helfen, daß sie die schädigende Wirkung der Zölle dadurch wieder aufhebt, daß sie außergewöhnlich niedrige Tarife für den Transport dieses Getreides auf den Eisenbahnen anordnet. In solchen Zeiten empfinden es besonders die kleinen Landwirte mehr als je, ein wie zweifelhafte Schwere jede Erhöhung der Getreidezölle ist.

Dr. Heinrich Diebel, Professor der Nationalökonomie in Pomm, hat in einem Vortrage „Kornzoll und Sozialreform“ *) überzeugender Logik nachgewiesen, daß die landwirtschaftlichen ebenso sehr wie alle anderen Arbeiter jede Getreidezollerhöhung mit einem Sinken ihres Einkommens zu bejahren haben, da der Arbeitslohn sich in umgekehrter Richtung

*) Berlin 1901, Verlag v. Leonhard Simon.

wie die Grundrente bewegt, und da jede Zollerhöhung auch ein Steigen der Grundrente bewirkt.

Es läßt sich daher als sicher annehmen, daß die große Masse der von der Landwirtschaft lebenden Personen eher Nachteile als Vorteile von der geplanten Zollerhöhung zu erwarten haben. Da die Zollerhöhung die fiktive Wertsteigerung des Grund und Bodens noch weiter fördert, so wird sie weiter eher dazu beitragen, die bestehende Agrarkrise noch zu verschärfen als sie zu mildern.

Nach der obigen Ausführung aber erscheint es zweifellos, daß die allgemeine Notlage der Landwirtschaft, von der der Reichsfiskusler in jener Erklärung sprach, nicht vorhanden ist, daß sie sich auf eine kleine Zahl der Grundbesitzer beschränkt und daß für diese die Zollerhöhung auch eher eine Erschwerung als eine Erleichterung ihrer Leiden bedeutet.

Religion und Moral im modernen Indien.

Von Dr. F. H. Zöpfer.

Es ist eine oft wiederholte Behauptung, die selbst von ausgefahreneren Männern vertreten wird, daß die Moral aus der Religion stamme. Aus der allmählichen Klärung des Gottesbegriffs sei auch der sittliche Fortschritt entstanden. Gerade das Umgekehrte ist richtig. Die religiöse Gedankenwelt ist erst ganz langsam durch das unabhängige moralische Bewußtsein erobert und den Interessen menschlicher Gemeinschaft dienstbar gemacht worden. Es hat bereits hohe moralische Entwürfungen gegeben zu einer Zeit, in der die Götterwelt nichts Anderes spiegelte, als die elementaren Naturgewalten, deren Walten der Mensch auf Schritt und Tritt zu seinem Verderben spürte und die er sich durch Opfer gnädig zu stimmen suchte. Wie kann überhaupt aus der Idee einer Naturgöttheit das Sittengesetz abgeleitet werden? Alle Gerechtigkeit kommt vielmehr auf im Gegenjak zur Natur. Gerechtung heißt Hilfe und Erbarmen, heißt Sorgfalt gegenüber dem Individuum — Natur heißt Kampf um's Dasein, heißt Ausstreuen von tausend Lebenskeimen, damit einige wenige wohl Angepaßte überleben. Die Naturgötter spiegeln dies grausam wahllose Treiben der Natur — ihre Wichtigkeit gegen die Seele des Menschen. Darum kommt in der Geschichte der europäischen Religionen überall der Moment, wo die fortgeschrittene Sittlichkeit Protest einlegt gegen den Inhalt der religiösen Tradition, der in seinen Mythen teils das Töden der Elemente in der Natur spiegelt, teils das zügellose Treiben der menschlichen Naturgewalten auf den primitiveren Stufen der Zivilisation. Es giebt aber auch Kulturkreise, in denen das Walten der Natur so überwiegend menschenfeindlich erscheint und zugleich das gesellschaftliche Leben so wenig aktiv und intensiv ist, daß es nicht möglich ist, den sittlichen Interessen Eingang in den religiösen Vorstellungskreis zu erobern und den Glauben an eine moralische Weltordnung auszubilden, deren Hüter die Götter sind. Einen derartigen Zustand sehen wir in Indien vor uns — einen handgreiflichen Beweis dafür, daß Religion und Moral durchaus nicht immer notwendig mit einander verbunden sind. Die indischen Volksgötter sind die Spiegelbilder der indischen Natur — des heißen Gangesbalds mit seiner dörrenden Sonne, seiner Pest, seinem Fieber und seinem Raubgötter. Wie sollte man von den Personifikationen dieser Natur das Ideal der Gerechtigkeit und des Mitleids ableiten können, das die menschliche Gemeinschaft als ihre Lebensbedingung verehren muß? Nicht weil sie das Sittliche repräsentieren, sondern weil sie die Macht haben, darum werden diese Götter verehrt und durch Opfer den menschlichen Geschiden gnädig gestimmt. Auch die buddhi-

sische Ethik ist keineswegs eine Morallehre, die aus diesem Leben deshalb hinausleitet, damit der Mensch im Jenseits Preislieder zu Ehren Gottes sänge — sondern sie ist im Gegenteil ein Mittel, alle Güterwelt mit ihrer leidensvollen Welt ein für allemal zu entziehen — der Mensch soll nach dem Sittengesetz leben, weil er nur durch die strenge Lösung von allem Gebahren endlich der ewigen Wiederkunft aller der Kreatur entinnen und ins Nichts eingehen kann. Auch das Gottesbewein der Brahmanen hat keinerlei Interesse an der Sittlichkeit — im Gegensatz zu den Volksgöttern kann ihm aber auch nicht das Leiden dieser Welt zur Last gelegt werden, weil diese Göttheit so weit hinausgerückt ist in die Fernen des Raumes und der Zeit, daß sie auch jenseits aller Verantwortlichkeit thronet. Nicht wie Hiob's Leiden kann ihr die Wirklichkeit vorwurfsvoll als Frage entgegengestellt werden — denn vielleicht ist diese Wirklichkeit gerade deshalb so schmerzlich, weil sie so fern ist dem tiefsten Kern alles Seins, so fern dem unentfalteten schweigenden Sein, in dem der Schmerz des Bewußtseins noch nicht erwacht ist. Darum judt der Brahmane durch geistige Verenkung in das „Brahma“ wieder eins zu werden mit ihm — so wie es in den mythischen Worten heißt: „Darein ich mich verenze, daß wird mit mir zu eins — ich bin, wenn ich ihn denke, wie Gott der Quell des Seins.“

Aus dieser ganzen Lage hat sich nun für die englische Regierung in Indien eine große Schwierigkeit ergeben. Die britische Herrschaft mit all ihren neuen Einflüssen hat das Volk herausgerissen aus allen alten Lebensgewohnheiten und Vorstellungen, ohne ihm doch die völlige Aneignung der geistigen Grundlagen der westlichen Kultur irgendwie möglich zu machen — und so tritt mit jedem Jahre deutlicher hervor, daß eine neue und sichere Begründung der Ethik für die beherrschte Nation eine dringende Notwendigkeit wird. Die zur Unterstüzung dieser Notwendigkeit eingesetzte Erziehungs-Kommission konstatiert, daß in den Staatsschulen natürlich kein „Religions-Unterricht“ erteilt werden könne, und rollt die Frage auf, ob nicht ein direkter Moralunterricht eingeführt werden müsse. Es heißt in dem Bericht:

„Wenn man nach Zeugenaussagen urteilen kann, so besteht in den nordwestlichen Provinzen Indiens ein weitverbreitetes und tiefgenutztes Gefühl, daß die moralische Erziehung ergänzt werden müsse durch einen ganz bestimmten sonderer Unterricht in der Ethik. Dies Gefühl ist nicht so stark in den Provinzen, in denen die westliche Erziehung bereits ganz das Leben beherrscht.“

Die Kommission ist sich klar über die ungenügende Wirksamkeit einer bloß auf Ermüdungen des Selbstinteresses beruhenden Sittlichkeit und empfiehlt, daß ein Versuch gemacht werde, ein Handbuch der Moral zu schreiben, das an die grundlegenden Gedanken der naitischen Religion anknüpft.“

Natürlich, die respektable Kommission kann sich keine Ethik ohne religiöse Begründung vorstellen. Damit aber bekommt sie eine glänzende Abfertigung seitens eines der besten Kenner Indiens, nämlich von Sir Alfred Vall, der in seinen „Asiatic Studies“ die Kommission erst auf die handgreifliche Thatsache aufmerksam machen muß, daß es unmöglich ist, dem Hindu begreiflich zu machen, daß Sittlichkeit und Recht auf seine Volksgötter zurückgeführt werden könne — seine Götter, die ihm nur deshalb glaubwürdig sind, weil die Vorstellungen über ihr Wesen und Walten so genau mit dem übereinstimmen, was die indische Natur an grausamer und wahlloser Verheerung in seinem Leben anrichtet. Schon Osenberg hat darauf aufmerksam gemacht, daß die arische Race aus ihrer Urheimat Göttergestalten mitbrachte, die heiterer und gütiger und dem griechischen Göttern verwandter waren — aber mit dem Eintritt in das Gangesthal wird die „strahlende Sonne“ zur brennenden Spenderin des Fiebers und die Götterwelt zur Personifikation all der ermüdenden Schreden des tropischen Klimas. Eine Reihe englischer

Offiziere, die in der heißesten Gegend des Mangesthales hationieren mußten, gründeten einen „Höllengeheuer-Klub“, um in ihrer ganzen Lebensweise die teuflische Verzweiflung auszudrücken, die den Menschen in jenen Gegenden ergreift. Die populären Gottbeiden, so meint Nyall, gleichen im Volksbewußtsein der britischen Regierung, mit der man sich gut stellen muß, die aber in keiner Weise eins ist mit den sittlichen Mächten, sondern nur Strafen eintreibt für die Nichtbeachtung gewisser unverständlicher Gebote. Nyall fragt, was da nun zu machen sei? Man könnte vielleicht lehren, daß die Götter für das Unheil der Welt nicht verantwortlich seien. Würde man aber nicht damit ihre Autorität und Macht untergraben? Denn wenn sie so viel Grausames in der Welt geschehen lassen, so werden sie auch im täglichen Leben nicht Hinter des sittlichen Ideals sein. Oder soll man plötzlich die Moral zum Maßstab der religiösen Mythologie machen, die Götter dem Sittengesetz unterordnen?

Für die Autorität habe das dieselbe Bedeutung, wie wenn man einem Tyrannen eine Verfassung vorschreibe. Sir Nyall giebt selber keinen Rat, was zu thun, sondern er stellt die Regierung nur einmal mit unerbittlicher Klarheit vor das selbstgeschaffene Dilemma — ein Dilemma, auf das man gerade in unseren Tagen die Augen der Weltpolitiker nicht genug lenken kann.

Mit jedem weiteren Jahrzehnt wird das Gericht sichtbarer über diesen Imperialismus kommen, der die weltlichen Kulturelemente wie eine galvanische Batterie auf fremde Racen losläßt und dann, nachdem diese Racen erregt, verwirrt und durch die äußerlichen Machtmittel und Genusmittel des Westens selber verführt und verorbt sind, plötzlich ratlos vor geistig-sittlichen Problemen steht, von denen sein ganzer weiterer politischer Erfolg abhängt und zu deren Lösung ihm absolut die geistigen Mittel fehlen. Oder glaubt man etwa, daß das heutige imperialistische England eine Ethik hervorbringen und lehren könne, die auch nur entfernt an Reinheit und Ernst derjenigen sittlichen Lehre gleiche, die aus der indischen Geschichte und dem indischen Geiste selber hervorgegangen und der die junge Generation eben durch den äußeren Glanz der englischen Civilisation entfremdet worden ist? Nur diejenige Ethik, die den Imperialismus selber überwindet, wird auch im Stande sein, eine neue verbindende Grundlage und einen sichern Halt zu geben für alle diejenigen Menschengruppen, die infolge des Zusammenstoßes verschiedener Glaubenskreise und Kulturphären in den alten Grundlagen ihrer Lebensführung erschüttert worden sind. Gerade um ihrer unverselben Aufgabe willen wird eine solche Ethik nicht von einer einzigen Rasse oder Nation geschaffen werden können. So wie das Christentum seine unverselbe Kraft der Mitarbeit der aller verschiedensten Rassen verdankt, so muß auch die neue Ethik prinzipiell international, allgemein menschlich sein, muß hervorwachsen aus der geistigen Kooperation von Männern und Frauen der verschiedensten Rassen und Nationen — weil sie nur so eine Kraft wird, die losgelöst ist von den trennenden Schranken der zufälligen Geburt und den Menschen wirklich mit dem Menschen verbindet — eine Weltsprache der Menschlichkeit, welche die besonderen nationalen und religiösen Sprachen des Gefühls ruhig neben sich duldet, aber zugleich durch den weiten Horizont ihres Ueberblicks über alle menschlichen Bedürfnisse auch den Einseitigkeiten der sittlichen Lebensanschauung entgegenwirkt, die sich leicht in bestimmten Racen und Kulturkreisen ausbilden.

Streiflichter.

Die armen unschuldigen Deutschen. Zu der letzten Zeit ist in der deutschen Presse vielfach darüber geklagt

worden, daß Deutschland und die Deutschen ungerechterweise verurteilt werden. Besonders wurde auf die anglo-amerikanische Presse hingewiesen, welche zum Teil Deutschland heftig angegriffen hat. Diese Blätter schreiben Deutschland Pläne zu, in denen sie eine Verjährung der amerikanischen Interessen sehen. Sie behaupten, daß Deutschland beabsichtige, Kolonisationen oder wohl gar ein größeres Landgebiet in Südamerika zu erwerben, und dies würde den in den Vereinigten Staaten herrschenden Anschauungen zufolge ein Eingriff in die Rechte der Union sein.

Diejenigen deutschen Blätter nun, welche die deutsche Kolonialpolitik zu verteidigen pflegen, sind sehr entrüstet über diese, wie sie behaupten, ganz ungerechten und grundlosen Verdächtigungen. In der Darstellung dieser Blätter erscheint Deutschland als die friedfertigste, harmloseste und bescheidenste unter den Mächten, der solche Absichten ganz fern liegen, die nicht daran denkt, auswärtige Eroberungen zu machen. Also kann es nur Verleumdungsstück und ungerechter Haß gegen die Deutschen sein, was diese albernen Beschuldigungen gegen die deutsche Politik erheben läßt.

Wer nun aber nicht in nationalen Vorurteilen befangen ist, wird sich doch die Frage vorlegen, ob denn wirklich die deutsche Politik gar keinen Anlaß zu diesen wider sie erhobenen Anklagen gegeben hat. Seit Jahren haben angesehene Organe der deutschen Presse es als die Aufgabe Deutschlands bezeichnet, einen bedeutenden Kolonialbesitz in überseeischen Gegenden zu erwerben. Diesen Aeußerungen brauchte man große Bedeutung so lange nicht beizulegen, als die Politik der deutschen Regierung nicht darauf schließen ließ, daß sie irgendetwas die ehrsüchtigen Pläne unserer Weltpolitiker zu ihrem Programm machen wolle. Aber nach den Vorgängen der letzten Jahre läßt sich dies nicht mehr behaupten. Die Anläufe von Kolonien, die Erwerbung Kiau-Tschau und die gewaltigen Anstrebungen, dies alles deutet darauf hin, daß die deutsche Regierung die Pläne der Weltpolitiker zu verwirklichen beabsichtigt, so weit es nur irgendetwas möglich ist.

Es ist eine naive Voraussetzung, daß diese Vorgänge im Ausland unbeachtet bleiben könnten, daß man dort daraus nicht die Schlüsse ziehen sollte, die sich mit zwingender Notwendigkeit ergeben. Die Versicherung, daß Deutschland keine Eroberungen beabsichtige, findet keinen Glauben, wenn die Thatsachen beweisen, daß in Deutschland die größten Anstrengungen gemacht werden, um das schon vorhandene Kolonialgebiet zu erweitern. Die Ableugnung dieser Thatsachen dient nur dazu, Deutschland in den Ruf der Unehrlichkeit zu bringen.

Als seiner Zeit die Gegner der Kolonialpolitik in Deutschland den Anlauf einiger wertlosen Inseln, die ihrem bisherigen Besitzer zur Last fielen, als eine thörichte Verschwendung bezeichneten, da wurde ihnen entgegen, daß diese Inseln nur Stationen sein sollten, dazu bestimmt, einem größeren, noch zu erwerbenden Kolonialbesitz den nötigen Zusammenhang zu geben. Dazu steht es nun offenbar im Widerspruch, wenn behauptet wird, daß Deutschland weitere Erwerbungen an Kolonialgebiet nicht beabsichtige. Andererseits ist es durchaus glaubwürdig, wenn versichert wird, die deutsche Regierung suche bei ihren Kolonialbestrebungen Konflikte mit anderen Mächten möglichst zu vermeiden. Aber ob dies, wenn die Kolonialbestrebungen festgehalten werden, immer möglich sein wird, das eben ist die Frage. Wir sehen schon, welche Wirkungen unsere Schnjucht nach Vergrößerung unseres Kolonialgebietes in der Welt hervorbringt. Bald ist es Rußland, bald England, bald Amerika, dessen Eifersucht wir erregen. Wenn es so fortgeht, wenn Haß

und Zustimmung gegen uns im Auslande wachsen, könnte es leicht einmal dahin kommen, daß unsere Regierung nicht instande ist, den Frieden zu erhalten, daß ein Krieg uns aufgezwungen wird, den wir vermeiden möchten.

Wenn dieser Fall eintreten sollte, können wir dann mit gutem Gewissen behaupten, daß Deutschland gänzlich unschuldig am Kriege sei? Bei den Klagen über absichtliche bösmüthige Verdächtigungen der ausländischen Presse wird gewöhnlich ignoriert, daß in früheren Jahren derartige Beschuldigungen Deutschlands im Auslande keinen Glauben gefunden hätten, daß erst seit dem Eintreten Deutschlands in die Weltpolitik das Mißtrauen gegen uns dort wach geworden ist. Aus diesem Wechsel der Stimmung im Auslande ist für uns eine einfache Lehre zu ziehen. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, wie wir unter heutigen Verhältnissen, bei dem allgemeinen Zagen nach Kolonialerwerb, jemals einen ausgebreiteten, wirklich wertvollen und einträglichen Kolonialbesitz zu erlangen können, ohne daß wir mit anderen Mächten darum kämpfen müssen. Ist es uns um die Erhaltung des Friedens zu thun, so müssen wir auf Kläne verzichten, welche den Weltfrieden gefährden. Und dies müßte uns um so leichter fallen, da die Zeit noch nicht sehr weit zurückliegt, wo man in Deutschland fast allgemein der Ansicht war, daß wir nicht den Versuch haben, Kolonialpolitik in großem Maßstab zu treiben, daß uns dies weder materiellen Gewinn bringen, noch zur Erhöhung der Macht und des Ansehens Deutschlands dienen werde. Die Hebergründer der öffentlichen Meinung im heutigen Deutschland sind bisher den Beweis dafür schuldig geblieben, daß ihre Bestrebungen dem Vaterlande jemals Gewinn bringen werden. Und ich fürchte, sie werden diesen Beweis nie liefern können.

Th. B.

Das Gesetz über die Entschädigung unschuldig Verurtheilter wird in seiner Wangeltastigkeit grell beleuchtet durch eine Zuschrift, die „Voss. Zig.“ aus juristischen Kreisen zugeht:

„In No. 240 Ihres Blattes bringen Sie einen kurzen Bericht über den Entschädigungsproceß, den der wegen Brandstiftung unschuldig verurtheilte Gerber Brehm gegen die an dem gemeinrechtlichen Vorkandidat zu Stra bezichtigten Aelci angeregt hat. Dieser Proceß wird ein großes Licht auf das noch jahrgänglerang Kampfe gleich erregende Gesetz über die Entschädigung unschuldig Verurtheilter, Brehm wurde an demselben Tage verurtheilt, an dem seine Schmachte abdrante. Er war damals Gerbermeister und besah ein Verlangen, das er auf etwa 300000 Mk. schätzte. Seine Verballung führte seinen Ruin herbei. Einen Richter halte er nicht, und so schreien sich seine Mitbürger, die geschändliche Forderungen an ihn hatten oder zu haben glaubten, dadurch, daß sie von seinem Erbösse zu ihrer Befriedigung alle möglichen Gegenstände formnahmen; diesen Gläubigern schlossen sich andere, die seine Forderungen hatten, an, so daß das Geöthel noch an demselben Tage ausgeplündert war. Bei dieser Sachlage blieb den auswärtigen Gläubigern Brehms, die auf die Nachricht von seiner Verballung am nächsten Tage herbeikamen, nichts weiter übrig, als den Konkurs anzumelden. Der Gerichtsvollzieher wurde zum Konkursverwalter bestellt. Das Geöthel war verödet, ein Rothmann sämmerte sich um die Sache nicht, die Kaufkraft der Gegend war gering; der Konkurs brachte eine geringfügige Dividende. Brehm wurde wegen Brandstiftung und Urkundenfälschung zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt; die Geschworenen würden ihn bei dem vorhandenen Beweismaterial kaum wegen Urkundenfälschung verurtheilt haben, wenn sie ihn nicht für einen Brandstifter gehalten hätten. Nach Verballung der gesamten Strafe gelang es den unangesehenen Vermögenen Brehms, bei dem Oberlandesgericht zu Jena die Wiedereröffnung des Verfahrens wegen der Brandstiftung zu erwirken; das neue Schwurgericht sprach ihn frei. Bei der Festschreibung der Höhe der Entschädigung gingen die verzinnten Fisel von folgenden Ermäßigungen aus: Nach dem Gesetze ist dem Verurtheilter der ihm durch die Strafvollstreckung entkommene Vermögensschaden zu ersetzen. Brehm ist nicht durch die Strafvollstreckung, sondern durch die Verballung der Urkundenfälschung in Vermögensverlust geraten; als er verurtheilt wurde, besah er schon sein Vermögen mehr, so daß er nur noch als Gerbergeöthel, nicht aber als Gerbermeister

thätig sein konnte. Da der Gerbergeöthel wöchentllich 18 Mark ordnet, so wurden ihm für jede Woche des unschuldig verödeten Theils der Zuchthausstrafe 18 Mk., insgesamt 2160 Mk. zugewandt. Aber auch diese 2160 Mk. haben die Fisel nicht etwa gehabt; sie mochten die Auszahlung vielmehr davon abhängig, daß Brehm sich für gänzlich abgefunden erkläre. Brehm hat, trotzdem er völlig oerarmt und Familienlos ist, diesem Verlangen nicht stattgegeben, sondern die Klage angehängt. Die Klage dielet wenig Aussicht auf Erfolg, da die Fisel mit anerkennendem Recht einwendet, daß, wenn Brehm freigesprochen worden wäre, er überhaupt keinen Anspruch auf Entschädigung hätte, seine Vermögenslage aber dieselbe gewesen wäre, und daß Brehm insolge seiner Verurtheilung doch nicht besser stehen könne, als wenn er freigesprochen worden wäre. Der Reichsgericht hat 16 Jahre lang sich um das Zustandekommen eines Gesetzes zur Entschädigung unschuldig Verurtheilter bemüht. Das Resultat ist das Gesetz vom 20. Mai 1898. Soll der Erfolg kein anderer sein, als eine so schwere Unbill, wie sie dieser Fall Brehms zeigt, gesetzlich zu sanktionieren? Ist es eines Reichstages würdig, die Gerichte zu zwingen, unter derartige offenkundige Unbilligkeiten ihre Stegel zu legen?

In der That, wenn ein Gesetz, das der ausgleichenden Gerechtigkeit zu dienen bestimmt ist, in solchem Maße Ungerechtigkeiten zeitigt, dann ist es hohe Zeit, es gänzlich zu revidieren. Ja, man weis kaum, ob es besser wäre, es unverändert fortbestehen zu lassen, als es gänzlich aufzugeben.

Naturfreunde und Kirchendiener. Darüber bringt Gustav Waier in seinen Monatsheftlättern „Ethische Umschau“ einige treffende Gedanken, denen wir nachsichendes entnehmen. „Am Mai 1433, zur Zeit des höchsten, ging eine Gesellschaft Geistlicher in einem Gehölze bei Pafel spazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und sie disputierten über theologische Streitigkeiten. . . . Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatischen und abstrakten Diskussionen, hielt sie inne, und blieben wie angehorzelt stehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall soß, die in den weidlichen und zärtlichsten Melodien jauchzte und schlachtete. Es war den gelehrten Herren dabei so wunderlich zu Mut, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die scholastisch verflauulierten Herzen, ihre Gesühle erweckten aus dem dumpfen Winter Schlaf, sie saßen sich an mit staunendem Entzücken; — als endlich einer von ihnen die scharfsinnige Bemerkung machte, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß diese Nachtigall wohl ein Teufel sein könne, daß dieser Teufel sie mit seinen hohlseligen Lauten von ihren christlichen Gesprächen abziehen und zu Wollust und sonstigen sündlichen Sünden verlocken wolle, und er habe an zu exorzieren. . . . Bei dieser Verwöschung, sagt man, habe der Vogel geantwortet: „Ja, ich bin ein böser Geist!“ und sei lachend davongeflogen; diejenigen aber, die seinen Gesang gehört, sollen noch selbigen Tages erkrankt und bald darauf gestorben sein.“

In dieser sinnigen Legende, die uns Heinrich Heine in seinem Buche „Ueber Deutschland“ erzählt, liegt der ganze Gegenatz zwischen der heiteren naive poetischen Naturfreude und dem düsteren, christlich-mythologischen Glaubenseifer.

Kristen ist Naturdienst, ist Heidentum in seiner ganzen Größe und Heiterkeit. Als die Menschheit noch jungbrüchig war, sog sie den Honig aus den Blüten der Natur, wehte sie der Erzeugerin ihre Feste; als sie anfang, zu altern, vergrub sie sich in die Bindungen des eigenen kleinen Gebrins. So hatten die Priester der alten Kirche ein leichtes Spiel, aus dem fröhlichen Entzücken einen Gedentag der Geselgebung auf dem Sinai zu machen; so prophten in greuer Nachahmung die Priester der neuen Kirche das Symbol der Ausgießung des heiligen Geistes auf die sinnige altgermanische Frühlingseier. Ob wohl die Menschheit bei diesem Taufte etwas gewonnen hat?

Die „Menschheit“ ist kläger, als ihre weisen Führer: trotz der Predigten von drei Jahrtausenden hat sie den

Tausch so eigentlich noch immer nicht angenommen. Sie will in herrlichen Naehtagen nicht Menschengedanken und Menschenworte vernehmen. Sie zieht vor, in der wiedererwachten Natur den göttlichen Zusammenhänge der schönen Welt nachzuspüren. Anstatt sich in dumpfe Hallen einzudringen zu lassen, schwärmt sie lieber hinaus in die Blütenpracht von Wald und Flur: wieweil nicht der konventionelle Zwang, so wären sicher in diesen Tagen die Kirchen noch viel leerer, als sie im Verhältnis zur Zahl ihrer Befenner ohnehin schon sind.

Es ist der traurige Irrtum unserer westlichen Religionen, voran der christlichen Kirchen, daß sie den mächtigsten Antrieb zur Erhebung des Menschen, die Naturfreude, nicht in ihren Dienst zu stellen vermochten. Im Kampfe gegen die Naturreligionen des Heidentums glaubten sie, sich auf die abstrakte Gedankenwelt zurückziehen zu müssen, die doch so öde ist gegenüber der Welt der Erscheinung. So wurde ihnen die Nachtigall zur Teufelin, die ganze schöne Welt zum Sündenpflanzel, sie gründeten ihre Idealwelt auf das Jenseits und verachteten das wirkliche Leben. Außerlich sollte ihnen die Erlösung bedürftige Menschheit, im tiefsten Grunde des Herzens aber blieb sie naturfreudig, heimlich, ist es gelieben bis auf den heutigen Tag, — im guten Sinne.

Die Natur ist die einzig sichere, und darum die beste Erzieherin der Menschen. Ihre Erkenntnis zeugt das Gefühl der Ehrfurcht, die Grundlage aller Religion. Ihre Beobachtung erweckt die Negungen des Mitleids, in dessen Anwendung auf die Welt der Pflanzen und Tiere der naturfreudige, „unkultivierte“ Inber so viel höher steht als wir. Aus ihrem Studium gewinnen wir die Sicherheit der Unendlichkeit im Endlichen, der Unsterblichkeit des Sterblichen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in Zeit und Raum, jene eminent sozial-religiösen Gedanken, die der von uns verachtete Chinese in seinem Ahnenkultus viel besser zum Ausdruck bringt, als wir unserm egoistisch-materialistischen Glaubenssehnen nach persönlicher Unsterblichkeit.

Darum auch waren die Religionen der „Heiden“, der Griechen und der alten Germanen durch und durch poetisch. Sie verstanden es, die Natur zu befehlen. Sie waren abergläubisch, es ist wahr: aber ist nicht bisher der Aberglauben ein Begleiter aller Religionen gewesen, sobald sie in's Volk übertragen wurde? — Ist er nicht überall bis auf den heutigen Tag von den Priestern gehegt und gepflegt worden? Hat nicht der Katholizismus seine Reliquien und seinen Ablass? hatte nicht die erleuchtete protestantische Kirche ihre Hezen? und bewahrt nicht das Luthertum den Teufel und die Hölle noch heute mit liebevollster Sorgfalt?

Die Religion der Zukunft, der wir in dunklen Taten entgegenstreben, wird — durch die gewachsene Naturerkenntnis vom Aberglauben gereinigt — zur Natur zurückkehren müssen, um aus der sichtbaren Welt des Diesseits, unserem Kulturlande entsprechend, ihre Motive zu entnehmen. Die „Renaissance“ ist künstlerisch, literarisch, politisch fruchtbar gewesen, weil sie an die begabene höhere Welt des klassischen Altertums wieder anknüpfte; diesen Schritt auch auf religiösem Gebiete zu thun, dürfte sie mit Rücksicht auf die überwältigende Macht der Kirche, mit der ihre Träger eng verschwürtet waren und blieben, nicht wagen. Die „Reformation“ war ihre verspätete, nicht zur vollen Reife gelangte Frucht. Wir werden ein Stück des Weges zum alten „Heidentum“ des Naturkultus zurück machen müssen, und in diesem Sinne liegt vielleicht eine tiefe Wahrheit in dem Evangelium Rousseau's von der „Rückkehr zur Natur.“

Wenn einmal die „Diener Gottes“ die Natur verstehen, wenn sie an lieblichen Frühlings- und Sommer-

tagen im Walde und auf Bergeshöhen „Gottes Wort“, d. h. die wunderbare Welt, deuten und verknüpfen werden, dann wird eine neue und bessere Zeit der „Ausgiebung des heiligen Geistes“ angebrochen sein. — Mittlerweile aber, da doch ein Jeder in seinem Kreise ein Diener Gottes sein kann, führt Eure Kinder hinaus in diesen herrlichen Naehtagen an die überall sprudelnden Brunnen der Erkenntnis, an denen Ihr auch selber Genuß finden könntet von aufreißender Verunsicherung! Vermittelt ihnen das Gefühl der Göttlichkeit aller Kreatur, erweckt durch die Liebe zur Natur die Keime der Menschentiefe! Dann werden sie künstlerisch empfängliche, religiöse Menschen werden. Und Ihr werdet selbst ein Grundstein gelegt haben zu jener Religion der Zukunft, die jenseits der Abgründe unseres nüchternen Gegenwartsebens noch schlummert, die aber zur Wirklichkeit werden wird, gleichwie sich der Lenz im kommenden Sommer vollendet. —

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

fünf Jahre meines Lebens. Von Alfred Dreyfus. Berlin, Dr. John Edelheim's Verlag.

Moderne Singblätter für männliches Christentum. Von Prediger Arthur von Broecker. Osttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Berliner fragen. Etwas auf den Weg für das neue Jahrhundert. Von Dr. F. Wollny. Berlin, Hermann Walther, 1901.

Kritiken und Erklärungen. Von Dr. F. Wollny. Berlin, Hermann Walther, 1901.

J. Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herausgegeben von J. K. v. Kirchmann. Achte revidierte Auflage, bearbeitet von Theod. Valentiner. Leipzig, Dürr 1901.

Die Arbeitsordnung vom Standpunkt der vergleichenden Rechtswissenschaft. Von Dr. jur. et phil. C. Koehne. Stuttgart Ferd. Enke, 1901.

Die natürlichen Grundlagen des Strafrechts. Von N. Bozi. Stuttgart, Ferd. Enke, 1901.

Revision des Sozialismus. Von Dr. Alfred Nossig. 1. Teil. Das System des Sozialismus. Berlin-Vern, Adad. Verlag für soziale Wissenschaften, Dr. John Edelheim.

Liebe. Von Matthieu Schwann. Leipzig, Eugen Diederichs. Hinter der Weltstadt. Friedrichshagen Gedanken zur ästhetischen Kultur. Von Wilh. Bölsche. 2. Aufl. Dresden-Leipzig, Eugen Diederichs.

Gedichte. Von Rudolf Otto Conzantius. Leipzig, E. Pierlon, 1901.

Sündige Rechte. Drei Einakter von Albert Heber. Dresden-Leipzig, E. Pierlon.

Wie ist wissenschaftlicher Sozialismus möglich? Von Eduard Bernstein. Berlin, Verlag der Sozialistischen Monatshefte. Lebensfreude. Religiöse Reden für Denkende und Suchende, Von Fr. Stuedel. Bremen, Verlag von Gustav Winter.

Weiße Nächte. Märchen. Von Robert Heymann. München, Verlag Frührot.

Elfter Bericht des Vorstandes der Arbeiterangelegenheitsgesellschaft für kleine Wohnungen in Frankfurt a. M.

Ueber die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen. Vortrag gehalten in der Schweiz. Gesellschaft, f. eth. Kultur in Zürich. Von Prof. Dr. Aug. Forel. Zweite Auflage, München, Verlag von Ernst Reinhardt.

Das Hohelied. Von Hermann Kunibert Neumann. Dresden und Leipzig, in Kommission bei Heinr. Minde.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäifirstpr. 7.

Bei
**Neuralgie,
 Rheumatismus,
 Magenerkrankungen,
 Folgen von Influenza,
 Unterleibsleiden der Frauen etc.**

gelten als vorzügliches Heilmittel die
Thermophor - Gummi - Compressen, die ohne
Feuer stundenlang gleichmässig warme Um-
schläge geben.

„Thermophor“ Friedrichstrasse 56.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
 Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14.

FINOT,

Die Philosophie der Langlebigkeit

(La Philosophie de la Longévité).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
 von Alfred S. Fried.

Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschen-
 geist am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom
 Geheimnis des Werdens und Seins, vom Grauen des Ver-
 gehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht damit, hygienische
 Regeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben
 verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des
 Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

**Liebig
 Company's**

Schafft
 sofort kräftige
 Bouillon.

Liebig

Verbessert
 Suppen, Saucen,
 Gemüse, etc.

**Fleisch-
 Extract.**

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
 Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

- Leo Berg, Gefesselte Kunst Mk. 2,—
- Leo Berg, Das sexuelle Problem in Kunst
 und Leben Mk. 1.50.
- Professor Dr. S. Büchner, Die soziale Frage Mk. 0.20.
- A. S. Fried, Unter der weißen Fahne Mk. 3,—
- Gaupp, Die Entwicklung der Psychiatrie im
 19. Jahrhundert Mk. 0.60.
- von Hase, Die psychol. Begründung der relig.
 Weltanschauung Mk. 0.80.
- Ernst Heinemann, Die Bilanz des Christentums Mk. 2,—
- D. Lafneur, Die Entwicklung der Frauen-
 bewegung und ihre wirtschaftlichen
 Resultate. Uebersetzt v. Hulda Förster Mk. 1,—
- Alc. Melnikow, Die gesellschaftliche Stellung
 der russischen Frau Mk. 3,—
- Miehnert, Die freie Liebe und die Frauen Mk. 0.50.
- Wilky Schlüter, Psychophysisches Skizzenbuch Mk. 1.50.
- Stern, Die Psychologische Arbeit des 19. Jahr-
 hunderts Mk. 1,—
- Dr. F. Wollny, Kritiken und Erklärungen Mk. 1.50.
- Dr. F. Wollny, Berliner Fragen Mk. 2,—

Der
Kunstwart

Ist eine Rundschau über Literatur,
 Theater, Musik, bildende und an-
 gewandte Künste, die nicht nur
 redet, sondern auch zeigt:
 Proben von Dichtungen, Bilder,
 Denkmäler von den besten
 alten und neuen Meistern legt
 der Kunstwart seinen Freunden
 mit auf den Tisch. Der Kunst-
 wart ist ein Hausfreund für
 jeden Gebildeten. Alles Nähere
 zeigt ein Probeheft, wie es ohne
 jede Kosten für den Besteller
 versendet:

Herausgegeben von
Ferdinand Avenarius.

Preis 3 Mk. vierteljährlich. Georg D. W. Callwey,
 Kunstwart-Verlag in München.

Verlag
Johann Cotta'sch.
Weich 121/122, 1, 200 R.
Wenn abnehmen bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen.
Verl.-Zettdruckerei
Nr. 246a.

Ethische Kultur

Preisliste:
Die Einzelhefte
Kassensubskription 40 Pf.
Erlaube
kollig nach
freier Vereinbarung.
Einsätze in allen
Kassensubskriptionen
und in der
Ergänzung S. W. 19.
Kassensubskription Nr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerster herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Dieder, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 6. Juli 1901.

Nr. 27.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Eine Lebensfrage der Gesellschaften für ethische Kultur. Von P. Scherer. — Grundrente und Wohnungsfrage. Von Herr. Jürth. — Der soziale Idealismus. Von Alb. Engländer. — Streiflichter: Halbheiten. Der Wahrheit oder dem Landrat die Ehre? — Briefkasten.

Eine Lebensfrage der Gesellschaften für ethische Kultur.

Von P. Scherer.

Das Eigentümliche und Neue der ethischen Bewegung soll nicht das Bestreben sein, der modernen Kulturmenschen das Gewissen so scharfen und in der öffentlichen Meinung über das staatliche und gesellschaftliche Leben und Treiben ein energischer und bereber Anwalt der sittlichen Forderungen zu sein. Gewiß ist diese praktische Aufgabe von unendlicher Wichtigkeit, ja man kann sagen, daß darin alles beschlossen ist, daß es nur das letzte und höchste Ziel der ethischen Bewegung sein kann, das Denken und Handeln der Einzelnen und der Gemeinschaften zu einem sittlichen zu gestalten. Aber die ethische Bewegung würde mit diesem Ziele an sich doch nur eine Konkurrenz der anderen idealen Mächte des Gemeinschaftslebens, z. B. der Kirche sein, und es würden sich aus diesem Ziele weder die Absonderung von diesen Mächten, noch auch die Abgabe von Seiten dieser gleich gerichteten idealen Mächte gegen die ethische Bewegung erklären.

Rein, das Eigentümliche und Neue der ethischen Bewegung besteht in der Grundanschauung, von der die praktische Wirksamkeit getragen wird, daß nämlich das Zustandekommen sittlichen Handelns nicht an bestimmte religiöse oder metaphysische Ueberzeugungen gebunden ist. Das Eigentümliche besteht in der bewußten und grundsätzlichen Zerschneidung der inneren Verbindung zwischen Weltanschauung und sittlichem Handeln, die bisher als notwendig galt.

Diese Behauptung bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine Umwälzung von ähnlicher Bedeutung wie die Reformation Luthers: Sie will den Aufbau des modernen Kulturlebens aus seinen Angeln heben! Auf der bisherigen Grundanschauung, daß die Wurzeln und Triebkräfte des sittlichen Handelns allein in der richtigen Weltanschauung, dem „wahren Glauben“ liegen, daß das sittliche Leben mit der Loslösung von diesem seinem Mutterboden verdorren muß wie die Pflanze, die man aus der Erde reißt — auf dieser Ueberzeugung beruht ja das enge Bündnis, das gerade heute zwischen Staat und Kirche

besteht. Von dieser Ueberzeugung aus ist es nur folgerichtig, wenn die kirchlichen Behörden immer eiferfüchtiger darüber wachen, daß das überlebte Bekenntnis nicht angegriffen werde, und auch der Staat kann nicht ruhig zusehen, wenn versucht wird, von der religiösen Ueberlieferung etwas abzudrödeln, denn hier handelt es sich nach der bisherigen Grundanschauung um die Fundamente des Gemeinschaftslebens! Wie seit nun diese alte Ueberzeugung außerhalb der Kreise der ethischen Bewegung wurzelt, wie völlig unerfüllt sie selbst bei den geistig höchst stehenden Männern noch herrscht, kann die Messung Karnads beweisen, die Döring in diesen Wätern kürzlich zitierte: „Noch ist es den Denkern trotz heißen Bemühens nicht gelungen, eine befriedigende und den tiefsten Bedürfnisse entsprechende Ethik auf dem Boden des Monismus auszubilden. Es wird nicht gelingen.“ Andererseits kann aber auch nicht einmal von den Anhänger der ethischen Bewegung behauptet werden, daß die genannte abweichende Grundanschauung der ethischen Bewegung schon bei ihnen zur wissenschaftlichen Ueberzeugung und einhelligen Erkenntnis erhoben sei. Auch hier ist diese Grundanschauung mehr instinktive Stimmung, die in der geistigen Luft liegt. Döring bekennet in seinem Handbuche (S. 203): „Es ist den Ethikern noch nicht gelungen, eine einheitliche und allgemein überzogene Antwort auf sie zu finden.“ nämlich auf die Frage, „wie der sittliche Zustand des Volkes und Handelns durch die natürlichen Kräfte der Menschennatur ohne Zufußnahme unerweislicher Annahmen in Betreff übernatürlicher Dinge ins Dasein treten kann.“ Noch ist die Frage nach der Möglichkeit einer religionslosen Sittlichkeit eine offene Streitfrage, deren Verantwortung die Geister in zwei Lager trennt, zwischen denen noch keine Verständigung möglich ist, weil es an Worten und Gründen fehlt, durch die man sich verständigen könnte.

Angeichts dieser Thatsachen scheint mir die Zeit noch nicht gekommen zu sein; in der die praktische sittliche Einwirkung schon als die wichtigste Aufgabe der ethischen Gesellschaften gelten kann. Die eigentliche Lebensfrage der Bewegung, von deren Verantwortung ihr Fortschritt abhängen wird, scheint mir zur Zeit die Herausarbeitung einer einhelligen, allgemein anerkannten Erkenntnis über die Wahrheit ihrer Grundanschauung zu sein. Die von Döring 1893 in einem Vortrage über „den Inhalt der sittlichen Forderung“ proklamierte Weithelligkeit in der Verantwortung der Frage nach der wahren Triebfeder des sittlichen Handelns, daß es „eine weiße Taube“ sei, hierin einer Mannigfaltigkeit von Ueberzeugungen bis auf weiteres freien Spielraum zu lassen“ muß doch nachgerade im neuen Jahrhundert dem Streben nach einer gemein-

jamen, einheitlichen Erkenntnis, worin diese Kräfte bestehen, Platz machen. Eine solche Lehre, in deren Anerkennung die Gesellschaften einig sind, scheint mir das einzige Dogma — wenn man den Ausdruck gestatten will — zu sein, das die ethische Bewegung vertritt, das sie aber auch durchaus nötig hat, wenn sie imponieren und aus grundsätzlichen Gegnern Anhänger gewinnen will. Mit der Gewinnung und Aufstellung einer solchen, von allen Gliedern anerkannten Lehre über die wahre, reinmenschlichen Triebfedern des sittlichen Handelns würde die ethische Bewegung erst ihre Existenzberechtigung als selbstständige, rein „ethische“ Bewegung nachweisen und den Verdacht der praktischen Unwirksamkeit durch Regierung der bisher anerkannten Grundlagen des Gemeinheitslebens zerstreuen. Es leuchtet sofort ein, daß die Befähigung zur Mitarbeit an der Lösung dieser Aufgabe weniger in Geschicklichkeit, als vor allem in Lebenserfahrung und in der Fähigkeit zu aufmerksamer Selbst- und Menschenbeobachtung liegt. Denn um die Triebkräfte des menschlichen Lebens handelt es sich hier, von dem heides gilt: „Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt.“

Eine eingehende, allseitig begründete Antwort auf die Frage nach den rein menschlichen Triebfedern des sittlichen Handelns bietet nun Döring in seiner „philosophischen Güterlehre“ und dem kürzlich erschienenen „Handbuche der natürlichen Sittenlehre“. Von letzterem Werke hat Jodl in diesen Blättern eine eingehende Inhaltsangabe veröffentlicht. Doch konnte hierzu gerade der wichtigste, hierher gehörige Gedankengang Dörings nicht ausführlich dargestellt werden. Vielleicht gelingt es mir, durch folgende kurze Darlegung desselben den Lesern einen Eindruck von seiner hohen Bedeutung zu verschaffen. Natürlich kann nur eine Darlegung des Gedankenganges selber gegeben werden und eine Beleuchtung seiner Eigentümlichkeit, nicht eine allseitige Begründung und Verteidigung. Zum Studium des zu diesen Zwecken von Döring in den beiden genannten Werken beigebrachten Materials anzurufen, ist ja gerade der Zweck dieser Zeilen.

Das erste und allgemeinste Kennzeichen des Döring'schen Standpunktes in den Fragen, betreffend die Sittlichkeit, ist dies, daß sein Denken von vornherein gar nicht irgendwelche sittliche Forderung als unbedingt bindend und verpflichtend anerkennt, er ist kein Scholastiker der Sittlichkeit. Die Probleme der Sittlichkeit haben in seinem Denken überhaupt gar nicht die Stelle, daß sie ihm die letzten und höchsten sind, um die sich sein ganzes Nachdenken dreht. Von vornherein sieht er wie Nietzsche „jenenits von Gut und Böse“ und erkennt als das letzte und höchste Ziel des menschlichen Dachtens und Trachtens nur die Glückseligkeit an. Auf die Verantwortung dieser Frage, ob und wie der Mensch dauerndes und überwiegendes Glück erlangen könne, ist sein ganzes Denken gerichtet. Wie sehr diese Frage den Mittelpunkt seines Denkens bildet, kann die Thatsache zeigen, daß er vorgezogen hat, man möge das Arbeitsgebiet der Philosophie überhaupt in diesen Fragen nach der Möglichkeit, dem Maße und der Form der dem Menschen erreichbaren Glückseligkeit sehen. So ist er durchaus ein Philosoph des Lebens, der mit den pessimistischen Philosophen auf einem Boden steht, durch seine Ergebnisse aber ihren Gegenpol bildet. Also für das Individuum ist nach Döring nur das Streben nach Glück maßgebend, in den sittlichen Geboten kann er zunächst nur Forderungen der Gesellschaft sehen, an denen sie allein ein großes Interesse hat, nämlich das, daß die Erfüllung dieser Forderungen die Bedingung ihres Wohlebens ist. Der Verantwortung dieser einen Frage, ob Glückseligkeit für den Menschen erreichbar ist und worin sie besteht, ist das ganze And der „philosophischen Güterlehre“ gewidmet. Bevor ich nun den

Gang der Untersuchung über diese Frage angebe, will ich erst das merkwürdige Ergebnis mitteilen, zu dem er in der Güterlehre gelangt. Es ist dies, daß das höchste Lustgefühl im Menschen nur durch sozial heilames Handeln entsteht. Derselbe Denker, der sich von vornherein so frei und aufsehend gegenüber allen von außen auferlegten sittlichen Anforderungen verhielt, der kommt am Ende seiner Untersuchung über die Möglichkeit und die Mittel für sein eigenes persönliches Glück zu dem merkwürdigen Ergebnisse, daß er in der Erfüllung der sittlichen Forderungen das einzige Mittel zu seinem eigenen Glück erkennt. Er kommt damit zu einer Befähigung des sittlichen Gebotes, wie sie früher nicht gedacht werden kann. Es ist klar, welche große praktische und wissenschaftliche Bedeutung dies Ergebnis von Dörings Untersuchung über die Frage nach dem Glück hätte, wenn sie sich in den Grenzen, die Döring selber anerkennt, als allgemeingültig und unwiderleglich erweisen würde. Es ist ferner klar, glaube ich, daß sich als nächster Weg zur Aufstellung einer Lehre über die Motive des sittlichen Handelns die gründliche und scharfe Präzision des Döring'schen Standpunktes empfiehlt.

Nach dieser Schilderung der eigentlichen Haltung, die Dörings Denken zu den Fragen der Sittlichkeit einnimmt, nun zur kurzen Darlegung des Ganges der Untersuchung, die zu so merkwürdigen Ergebnissen führt.

Ob und wie der Mensch dauerndes und überwiegendes Glückseligkeit erlangen könne, das also ist die Frage. Da führt die Ueberlegung zunächst zu der Erkenntnis, daß die Entstehung eines Lustgefühls immer zwei Voraussetzungen hat: Erstens eine innere Disposition des Menschen, die auf eine bestimmte Einwirkung von außen mit Lustgefühlen antwortet, und fobann das Vorhandensein eines derartigen äußeren Reizes. Es ist das eine Erkenntnis, die schon der Selbst- und Menschenbeobachtung des populären Bewußtseins ganz geläufig ist. Wir finden sie z. B. ausgeprochen in der Mahnung Goethes am Ende der Fabel vom Fuchs und Kranich: „Willst nicht Salz und Schmalz verlieren, wenn Du Hähle willst traktieren, mußt, gemäß den Hegefschichten, Dich nach Schnauz' und Schnabel richten.“ Hier wird nachdrücklich darauf hingewiesen, daß ein Genuß, ein Lustgefühl, nicht schon durch Einwirkung eines äußeren Reizes, durch das Vorhandensein eines Genußmittels, eines Gutes entsteht, sondern erst dann, wenn für die Wirkung dieses Genußmittels eine Empfänglichkeit, wenn ein Bedürfnis darnach vorhanden ist. Auch das deutsche Sprichwort: „Hungert ist der beste Koch“ und das französische: „das unsere wahren Genuße unsere Bedürfnisse sind“, weisen auf diese Thatsache hin. Döring nennt diese innere Veranlagung des Menschen mit dem gefälligen Ausdruck „Bedürfnis“. Natürlich sind die Bedürfnisse nicht bloß die innere Quelle der Lust, sondern auch der Unlust in dem Maße, daß sie die Reize nicht vorfinden, die zu ihrer Befriedigung erforderlich sind. Die Frage nach der Glückseligkeit verlangt also zur einen Hälfte eine empirische psychologische Untersuchung über den Umfang der menschlichen Bedürfnisausstattung. Döring stellt hier neue Grundbedürfnisse des normalen Menschen fest. Der Ausdruck „Grundbedürfnisse“ mag auf die Schwierigkeit dieser psychologischen Untersuchung hinweisen. Es ist für unsern Zweck unnötig, hier alle namentlich anzuzählen und zu beschreiben. In unserm Zusammenhang kommt überhaupt nur ein Bedürfnis aus der Gruppe der seelischen in Betracht. Doch wird es nützlich sein, vor dessen Schilderung zur Klärung und Verdeutlichung der Vorstellung von einem seelischen Bedürfnis ein anderes verwandtes seelisches Bedürfnis zu beschreiben, das insofern schon interessant ist, als es eine mächtige Triebkraft im Leben des Einzelnen wie der Völler bildet. Das Bedürfnis liegt auf dem Gebiete unserer seelischen Lebens,

das wir Vorstellen und Denken nennen. Unser Gefühlszustand wird nämlich nicht bloß durch die wirklich eintretenden Reize der Außenwelt beeinflusst, sondern schon durch die Vorstellung bevorstehender Lust oder Unlust. Während das Tier nur in der Wirklichkeit der Gegenwart lebt, kennt der mit Vorstellung und Phantasie ausgestattete Mensch das Glück der Hoffnung und die Qualen der Sorge. Er hat darum das tiefe Bedürfnis, die ihn umgebende Welt als seinen Wünschen und Bedürfnissen entgegenkommend und entsprechend vorzustellen. Welche eine Zuversicht und Freude gibt die Vorstellung, in gesicherter Lage zu leben, und wie treffend ist andererseits der Ausdruck: „mir graut“ im Munde dessen, der sein Glück durch den Reid der Götter bedroht glaubt. Dieses Vorstellungsbedürfnis, das Bedürfnis nach einer optimistischen Anschauung von der Welt ist die Quelle des religiösen Glaubens, wie der Schöpfung der Märchenwelt, in der es eben zugeht, wie es die Bedürfnisse des menschlichen, oder des besonderen Volksgemüts verlangen. Verwandt mit diesem Bedürfnis, die Welt als für uns wertvoll vorzustellen, ist nun das zweite oben angedeutete seelische Bedürfnis. Es liegt gleichfalls auf dem Gebiete des Vorstellens und ist darauf gerichtet, von der eigenen Persönlichkeit die Vorstellung zu haben, daß sie in der Welt wertvoll sei und etwas zu bedeuten habe. Wir sind bei diesem Bedürfnis an den Angelpunkt des ganzen Döring'schen Gedankenanges gelangt; eine Kränkung desselben hätte auf die Aufstellung dieses Bedürfnisses und die daraus gezogenen Folgerungen die ganze kritische Aufmerksamkeit zu richten. Und zwar wären hier folgende Punkte zu prüfen. Erstens, ob die betreffenden Erscheinungen seelischen Lebens wirklich auf den von Döring aufgestellten Begriff des Bedürfnisses nach wahren Eigenwerten als ihre Quelle führen; ob das wahre Ziel dieses Bedürfnisses wirklich das ist, was er „Eigenwert“ der Persönlichkeit nennt. Zweitens, ob der Begriff des Eigenwerts wirklich vernünftigerweise nur den Inhalt haben kann und haben muß, den Döring ihm giebt. Und drittens, ob Döring's Behauptung über die Stärke dieses Bedürfnisses der Wirklichkeit entspricht.

Nun zur Darlegung von Döring's Anschauungen über diese drei Punkte. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß wir empfindlich für den Eindruck sind, den wir auf andere machen, daß uns Lob und Anerkennung Freude bereiten, daß wir in die Erde sinken möchten, wenn wir uns blamiert haben. Daß diese Freude oder dieser Schmerz hier aus einer Vorstellung von dem Werte oder Unwerte unserer Person im ganzen oder einzelner Leistungen entsteht, kann nicht zweifelhaft sein. Es kann nur die Frage sein, welche Rolle bei der Entstehung unserer Gefühle das Urteil der anderen über unsern Wert spielt, ob das Bedürfnis etwa darauf gerichtet ist, daß unser Wert anerkannt wird, ob wir erst befriedigt sind, wenn er uns von den anderen bezogen wird? Nun, ich glaube, die Antwort ist nicht schwierig, wenn wir darauf achten, daß uns keineswegs das Urteil jedes Beliebigen erheitert oder schmerzt. Es rührt den Mond nicht, wenn ihn der Hund anbellt, und „Bewunderung von Kindern und von Affen“ begehrt kein Verständiger. Nur dann erheitert uns Lob, wenn wir selber von seiner sachlichen Berechtigung überzeugt sind, ja es ist uns schließlich gleichgültig, was die Welt über uns sagt, wenn wir von unserm Wert tief innerlich überzeugt sind. Wir sehen also, worauf das Bedürfnis in Wahrheit gerichtet ist, das ist, daß der Mensch nach der Ueberzeugung verlangt, seiner Person sonne Wert und Bedeutung zu, und die Meinung der andern kommt nur als Erkenntnisquelle für unser eigenes Urteil über unsern Wert in Betracht, deren häufige Trübung uns aber nicht verboten bleibt.

Die nächste Frage wäre nun, worin denn der Wert bestehen kann, dessen Vorstellung uns mit so hoher Befriedigung erfüllt. Daß das populäre Bewußtsein hier nicht sehr kritisch verfährt, kann ja ein Blick ins Leben zeigen, wenn wir die Gründe sehen, die manche Brut mit Selbstbewußtsein fällen. Wir müssen uns hier erinnern, was es bedeutet, wenn wir gewisse Dinge für wertvoll oder wertlos erklären. Wertvoll nennen wir alles, was uns irgend eine Freude bereitet. Der Wert eines Dinges beruht in seiner Wirkung auf unser Gefühl, was uns Lust bereitet, ist für uns wertvoll, was seinem einzigen Wesen Lust bereitet, ist völlig wertlos, hat keinen Kurs. Auch der Mensch also kann nur dadurch Wert erlangen, daß er fühlenden Wesen Lust bereitet, sonst ist er „zu nichts nütze“. So drängt das Bedürfnis, einen Wert zu haben, wenn es richtig verstanden wird in seinem wahren Ziele, direkt zu sozial heilsamem Handeln.

Endlich behauptet Döring von diesem Bedürfnisse nach wahren Werte der eigenen Persönlichkeit, daß es in der normal entwickelten Menschennatur alle andern Bedürfnisse an Dringlichkeit übersteigt, daß es das tiefste und mächtigste sei und daß infolgedessen seine Befriedigung durch Erlangung wahren Eigenwertes die intensivste Lust erzeuge. Glückseligkeit als alles Leid aus Nichtbefriedigung der übrigen Bedürfnisse überwiegendes und dauerndes Glücksgefühl ist durch Befriedigung dieses spezifisch menschlichen Bedürfnisses erreichbar, oder anders gesagt, sie ist erreichbar in der Form der Ueberordnung des Gutes des wahren Eigenwertes als des höchsten über alle andern Güter; eine Ueberordnung, die ihre Möglichkeit und Notwendigkeit aus dem tatsächlichen, erfahrungsmäßigen Dringlichkeitsverhältnisse der Bedürfnisse erhält. Der wahrhaft Weise wird deshalb sein ganzes Leben und Streben an die Befriedigung dieses einen Bedürfnisses setzen, an die Erlangung dieses einen höchsten Gutes des wahren Eigenwertes, das allein „not thut“, dessen Besitz uns „mit einem in allem ergötzt.“ Es darf zur Prüfung dieser Behauptung von der absolut überragenden Dringlichkeit dieses Selbstbehauptungsbedürfnisses darauf aufmerksam gemacht werden, daß weit verbreitet im gesellschaftlichen Leben so oft zu beobachtende Erscheinungen, wie Eitelkeit, Zugänglichkeit für Schmeichelei, das Progentum, das Dasthen nach Beifall und Auszeichnung, nach „hohen Stellen“ u. dergl., Zeugnis ablegen für die Heftigkeit und Verbreitung des Wertbedürfnisses in den Menschenseelen, das die Quelle aller dieser Erscheinungen ist, wenngleich es in diesen Fällen kein eigentliches Ziel und das wahre, allein vernünftigmäßige Mittel zur Erreichung dieses Zieles nicht erkennt. Ich glaube, man wird angefangen dieser Erscheinungen nicht pessimistisch zu urteilen brauchen über die in der Menschenbrust vorhandenen Triebkräfte des Sittlichen, sie bedürfen nur der Aufklärung über ihr wahres Ziel und den wahren Weg dazu.

Das wäre in den größten Zügen Döring's Gedanken-gang, ohne auf das Her von Bedenken und Fragen einzugehen, die sich bei jedem Schritte auf diesem Gange erheben, die aber in der Güterlehre und dem Handbuche gründlich erörtert werden.

Es dürfte klar geworden sein, daß Döring eine ganz bestimmte Triebfeder zu sozial heilsamem Handeln deutlich aufgezeigt und namhaft gemacht hat, von deren Existenz und Stärke sich jeder durch Selbst- und Menschenbeobachtung überzeugen kann, besonders wenn er auf die Erscheinungsformen des sich selbst noch nicht erkennenden Wertbedürfnisses blickt. So dürfte die Nachprüfung der Döring'schen Behauptungen jedem Verständigen möglich sein. Es wird ferner klar sein, daß hier eine Möglichkeit gezeigt ist, wie sich das unauslöschliche Streben des Einzelnen nach Glück mit den Forderungen der Gesellschaft nach einem fried-

sichen, ja das Wohl der andern fördernden Leben völlig verböhnen kann, eine Möglichkeit wie der Einzelne nach einem Worte Luther's „sein freier Herr und Niemandem unterthan“ und gerade in seiner Freiheit „Abermanns Kraft“ sein kann.

Es wird Sache der Anhänger der ethischen Bewegung sein, zu prüfen, ob hier ein denklicher Denker den psychologischen Mechanismus des sittlichen Handelns aufgedeckt und damit eins ihrer wichtigsten Probleme gelöst hat.

Grundrente und Wohnungsfrage.

Von Henc. Färth.

Am Auftrage des rührigen Instituts für Gemeinwohl in Frankfurt a. M. hat der im vorigen Sommer durch Abitur verunglückte Privatdozent Dr. Paul Voigt ein höchst interessantes Werk*) über die historische Entwicklung und derzeitige Gestaltung der Grundrente und Wohnungsfrage in und um Berlin, und ihren innigen Zusammenhang mit der Wohnungsfrage geschaffen.

Selbstverständlich nimmt darin die Besprechung der modernen Zustände, ihrer Ursachen und Zusammenhänge den breitesten Raum ein und beansprucht die vornehmliche Beachtung des Sozialpolitikers. Doch ist auch der historische Rückblick auf die ursprünglichen Verhältnisse, wie auch die frühbrandenburgische Boden- und Kapitalpolitik in mehr als einem Sinne lehrreich. Wer sich mit den Hausebsitzern und Bodenpflanzanten daran genähert hat, das privatkapitalistische „laissez faire, laissez aller“ als die einzig zulässige Richtschnur in dieser Sache anzusehen, wird mit Staunen gewahr werden, daß die Hohenzollern vom großen Kurfürsten an und noch früher, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die „Salus publica“ in ganz anderer Weise interpretierten. Ja, ganz so, wie es die Ansicht des $\dagger\dagger$ Sozialismus ist, nur etwas barbarischer und rücksichtsloser in der Form, schütten es die fürstlichen, ständigen und städtischen Verwaltungen nicht, zu Gunsten des „gemeinen Besten“ Eingriffe in das private Grundeigentum zu machen. Das Enteignungsrecht, wie es von dem großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern geübt wurde, wird in der streng atemmäßigen Darstellung Voigt's schlechtweg als „Zwangskauf“ bezeichnet, da das „sehr formlose und abgekürzte Verfahren auf der Basis des obrigkeitlich festgestellten Aderwertes stattfand.“ Trotzdem berührt diese auf die sachgemäße und gesunde Behandlung der Gesamtbevölkerung bedachte Boden- und Wohnungspolitik**) ein vieles Sympathischer, als das bis in die jüngste Zeit beliebte Vorgehen bezw. die Gleichgültigkeit der heutigen Verwaltungsfürper; denn, wie Voigt sagt: „Vom Mittelalter bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts hat die Anlage und Erweiterung einer Stadt, die Schaffung der Existenzgrundlage für die städtische Bevölkerung als eine im eminentesten Sinne öffentlich-rechtliche Angelegenheit, und deshalb auch stets als Aufgabe der Städtischen oder staatlichen Gewalt gegolten; erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die Schaffung der Existenzgrundlage der ganzen Bevölkerung der privaten Spekulation zu überantworten.“

War würdig eingeleitet wird die neue Ära durch zwei Akte: Den sogenannten „Wauernschutz“, der Tausende seiner Handbeuger um Hab und Gut brachte und sie in „landlose Tagelöhner“ verwandelte, und den Verkauf des Domänen-

besizes an Private. Es ist hier nicht der Ort, des Näheren auf diese beiden Geschehnisse einzugehen. Zweifellos aber sind sie eine passende Eröffnung des Zeitalters des rücksichtslosen privatkapitalistischen Aukbaues an Menschen und Gütern.

In seiner vollen Mähte gelangte das System in seiner Anwendung auf die Bodenpolitik allerdings erst in den Gründerjahren. Schon zu Ende der 60er Jahre waren einige Pflanztropen in Wort und Schrift dafür eingetreten, das bewährte englische Cottage-System in den Vororten der heranwachsenden Großstadt einzubürgern. Diese an und für sich lobenswerte Absicht artete in dem nach 1870 einsetzenden Taumel zur wilden Terrain-Spekulation aus, die den Wert des Ackergrundes um Berlin um das 10- bis 50fache des ursprünglichen Preises steigerte. An den unaussprechlichen Rückschlag schloß sich dann von 1875 an eine stetig fortschreitende Aufwärtsbewegung, die erst 1887 eine unheilvolle Weichenwendung erfuhr. In diesem Jahre wurde die Berliner Hochbauordnung, die die Errichtung fünfstöckiger Mietskasernen zuletz, d. i. also begünstigte, auf die Vororte ausgedehnt, in denen bis dahin die vorherrschende Bauweise die des Einfamilienhauses war. Die natürlichen Folgen davon waren das Emporschießen fünfstöckiger Massenquartiere und eine bis ins Ungemessene gesteigerte Terrain-Spekulation, da selbstverständlich die Möglichkeit intensiver Ausnutzung im Bodenpreis mitbezahlt zu werden sollte.

Am Grund der Bauordnungserweitung von 1887 haben sich denn auch die wunderbaren Dinge vollzogen. So stieg z. B. ein Grundstük von 1970 Quadratmeter an dem zu Charlottenburg gehörenden Teile des Kurfürstendamms in den Jahren 1893—96 von 73000 auf 153000 M. = 118 Prozent. Ein anderes Grundstük der Willenskolonie Grunewald wurde im Januar 1890 um 20000 Mark, im Mai desselben Jahres um 40000 M. weiter verkauft. Im Juli 1896 ging es für 92000 M. in die Hände eines Handwerkers über. Das bedeutet eine Steigerung des Bodenpreises von 360 Prozent in 6 1/2 Jahren. Auf etwa eine Milliarde Mark beziffert sich die Wertsteigerung, die der Grund und Boden in Berlin von 1887 bis 1898 erfahren hat.

Der Gesamtwert des Grund und Bodens am Kurfürstendamm betrug 1860 ungefähr 100000 M. und 1898 das Fünffache dieses Betrages. Nach dem für 1903/4 zu erwartenden Ausbau dieser Straße wird der Gesamtwert voraussichtlich 60—65 Millionen Mark betragen. „So sind in etwa 40 Jahren am Kurfürstendamm durch eine Steigerung des Bodenwertes um ungefähr das 600fache des reinen Aderwertes private Vermögen im Gesamtbetrage von rund 60 Millionen Mark rein aus dem Nichts entstanden. Und die Deutsche Bank, von der aus die Kurfürstendammgesellschaft begründet wurde, wird nach vollendeter Abwidlung der bezüglichen Gesäfte voraussichtlich 25 Mill. M. ausgeschüttet haben. Davon sind 8 Millionen nominelles Aktientkapital, alles übrige reiner Verdienst, für den alles in allem noch nicht 700000 M. Steuern entrichtet wurden, da die Gesellschaft im Jahre 1891 bei einem Gewinn von etwa 3 1/2 Millionen rund 535 M. Steuern zahlte, ein Betrag, der sich nach der die Aktiengesellschaften stärker heranziehenden Miquelischen Steuerreform auf 61900 M. in 1892 und auf 192993 M. in 1895 erhöhte.“

Und ebenso, wie anfänglich die Steuerverfassung, begünstigte auch der Hypothekartdruck das Großunternehmern und die Spekulation. Aus Bequemlichkeit, teils auch zur Vereinfachung der Geschäftsführung, vermieden es besonders die großen Banken thüchlich, kleinere Objekte zu belegen. Auf der anderen Seite scheute man selbst vor schwindelhaften Deklarationen und übertriebenen, von Privatgesell-

* Grundrente und Wohnungsfrage in Berlin und seinen Vororten. I. Teil. Jena, Gullau Fischer.

** Mirabeau sagt von ihr: „Cette dépense en bâtiments est très-sage. C'est contribuer fortement an bien-être des hommes que les bien loger.“

schaften erlangten Feuerlizenzen nicht zurück, um die Versicherungsrente recht hoch hinaufzurufen und in den Augen Unerfahrenen den Gebäulichkeiten und Grundstücken einen den gemeinen Wert weit übersteigenden fiktiven Wert beizulegen. Es werden Fälle mitgeteilt, in denen die Feuerlizenzen um 20—50 und einer, in dem sie sogar um 115 Prozent den gemeinen Wert überstiegt. Dadurch wurde eine Versicherung erlangt, die in einer Straße Charlottenburgs für den ersten Einzug 87,3 Prozent und insgesamt 100,1 Prozent des gemeinen Wertes betrug, so daß bei vorkommenden Zwangsverläufen die gutgläubigen Besitzer der ersten Hypothek um einen Teil ihres Guthabens betrogen waren. Ebenso häufig freilich war der Hypothekengläubiger zugleich Eigentümer und durch eine günstig zu verwertende hohe Hypothek in allen seinen Aufwendungen gedeckt, während der nominelle Besitzer nur ein vorgeschobener Strohhalm war.

Die nächste Folge aller dieser Manipulationen war naturgemäß der Wunsch, durch intensive Ausnutzung des Bodens die Rentabilität zu garantieren und zu steigern. Während es 1878 in Charlottenburg noch 663, das war nahezu $\frac{1}{2}$, einstöckige Häuser und nur 8 fünfstöckige gab, zählte man 1893 unter 2596 Wohngebäuden nur noch 486 einstöckige und 789 fünfstöckige und mehr. Die fünfstöckigen Wohnhäuser haben sich in 15 Jahren verdundertfacht, die vierstöckigen verdachtigt, die ein- und zweistöckigen Häuser dagegen sind größtenteils durch Hochbauten ersetzt worden.

Dem entspricht die Behausungsziffer. 1880 zählte man 24, Ende 1897 51 Einwohner auf einem Grundstück. Selbstverständlich erhöhte sich der Durchschnitt in den ärmeren Quartieren um ein Bedeutendes. Während er im Westend 12,3 betrug, schwankte er in den übrigen Stadtteilen zwischen 24,7 und 77,1 und betrug in der Mehrzahl der 22 Bezirke 40—60. Zeither hat sich die Behausungsziffer sicher noch erhöht. Dafür spricht der Umstand, daß die in unerhörter Weise gestraubten Mietpreise die ärmere Bevölkerung je länger, je mehr nötigen, Schlafleute und Einmieter zur Erleichterung der Mietaufgaben anzuweihen, und jerner die Thatfache, daß im Mai 1898 von 39098 Wohnungen nur 1185 leer standen, gegen 4354 = 12,3 % in 1895, darunter nur 221 Wohnungen von einem Zimmer, die bis zum August desselben Jahres bis auf 71 zusammengeschmolzen waren. Es bedarf wohl kaum eines besonderen Hinweises darauf, in wie verhängnisvoller Weise Gesundheit und Sittlichkeit von dergleichen Zuständen beeinflusst werden müssen. Der Berliner Kongreß zur Bekämpfung der Tuberkulose hat wiederholt den engen Zusammenhang zwischen Wohnungsfrage und Volksgesundheit dargezogen, und Prof. v. Kist führte j. Jt. in einem sehr bemerkenswerten Vortrage aus, eine Reform der Wohnungsverhältnisse werde die Kriminalität sicherer herabmindern, als eine Reihe neuer Paragraphen im Strafgesetzbuch.

In zwei Bezirken der Innenstadt drängen sich auf einem Quadratkilometer 45000 bzw. 48000 Menschen zusammen, während im allgemeinen Charlottenburg noch so viel unbebautes Terrain hat, daß im Westen nicht mehr als 10000 Menschen auf den Quadratkilometer kommen, und so weiträumig gebaut ist, daß der durchschnittliche Flächeninhalt eines bebauten Grundstücks 1912 qm betrug, „eine sehr erhebliche Größe, die sich aus dem Vorgehenen derer vielen, aus früherer Zeit stammenden Gartenparzellen erklärt.“ In der Gartenkolonie Westend hatten unter 100 Grundstücken je 93 einen Garten. Von den 11 % aller Bauten betragenden Einfamilienhäusern hatten 80 % einen Garten, während von den Grundstücken, die 30 und mehr Wohnungen enthalten, nur 45 % einen sogenannten Garten haben, der oft nichts weiter ist, als ein der Benutzung

nicht zugängliches Vorgärtchen, oder ein noch nicht 100 qm großes Rasenstückchen im Hof.

Auf der einen Seite geräumige Wohnungen, große Gärten, Grün, Luft und Licht die Fülle. Auf der anderen Tausende von Menschen auf engstem Raum und unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen zusammengedrängt. Unter solchen Umständen ist es eigentlich (und wir stoßen hier auf die einzige Unbegreiflichkeit des ganzen Buches) daß Voigt auf Grund der festgestellten Mietpreise sich zu dem Schlusse berechtigt glaubt, „wie haltlos die populäre Ansicht ist, nach der die ärmeren Klassen relativ teurer als die besitzenden Klassen wohnen.“ Nun wohnen in Charlottenburg sehr viele reiche Leute, die für ihre eleganten Villen und parkartigen Gärten recht viel aufwenden können und auch aufwenden (das Durchschnitts-Einkommen des Steuerzahlers war 1897/98 nur in Frankfurt a. M. und Aachen, das Durchschnittsvermögen nur in Frankfurt a. M. größer), sodas sich der Mietbegriff nicht für die wohlhabenden Klassen nicht unbedeutend erhöht. Daneben bleibt die Frage offen, wie groß der Quadrat-Inhalt der resp. Wohnungen und Zimmer ist, wieviel Garten- und Hofraum auf Herrschafts-, wieviel auf Proletarier-Wohnungen entfällt. Nicht nur auf die Zahl der Zimmer, sondern ebensosehr auf Art und Beschaffenheit, auf Bodenfläche und Luftstrom, angrenzende breite Straßenzüge, freie Plätze, große Gärten etc. kommt es an, und ich fürchte immer wenn ich analoge Verhältnisse des „reichen“ Frankfurt in Betracht ziehe, daß die vorgeblich so „haltlose Ansicht“ sich als eine bittere Wahrheit entpuppen würde.

Zu übrigen spricht das Voigtsche Buch für sich selbst, und die aus ihm zu ziehenden Schlüsse drängen sich jedem Unbefangenen mit zwingender Notwendigkeit auf. Mit wissenschaftlicher Sachlichkeit, Klarheit und Gründlichkeit und einer bemerkenswerten Durchdringung und Beherrschung der inneren Zusammenhänge wird hier aus amtlichen Akten, wie aus den vielseitigsten Dokumenten des lebendigen Lebens nachgewiesen, wie ungerecht und verhängnisvoll ein System ist, das den Boden dem Privatbesitz, d. i. der Spekulation, überantwortet, Der Boden, die Nährmutter aller, muß allen gehören! Er muß wiederum Gemeingut werden!

Diese vornehmste Forderung einer wahren Ethik hat hier eine glänzende Unterfützung und Rechtfertigung erfahren, um so glänzender und umfassender, als es die unbefangene Wissenschaftlichkeit ist, die auf Grund einwandfreier Materials ihr gewichtiges Wort abgibt.

Und noch eines geht mit zwingender Notwendigkeit aus dem Inhalt des Voigtschen Buches hervor: So lange noch keine Aussicht vorhanden ist, den Grund und Boden in den Besitz der Allgemeinheit zu überführen, ist es Pflicht der Kommunen, sich auf Stunden im Umkreis in den Besitz alles verfügbaren Bodens zu setzen, und ihn, wie das neuerdings in Frankfurt a. M. geschieht, nur auf eine bestimmte Zahl von Jahren (in Frankfurt sind es 45) in Erbbauleihe zu geben. Nach Verlauf dieser Zeit fällt der Boden mit allen darauf errichteten Gebäulichkeiten der Stadt wieder zu. Dadurch wird jede unziemliche Spekulation vereitelt und die gesunde Banthätigkeit unterfützt, während jeder Wertzuwachs durch Kanalisation, Wegeführung und Verkehrsanstalten der Allgemeinheit zu gute kommt.

Es ist im Interesse der Wissenschaft und einer weiterschauenden Sozialpolitik schmerzlich zu bedauern, daß es dem jungen, vielversprechenden Gelehrten nicht vergönnt war, selbst das Facit seiner Studien zu ziehen.

Der soziale Idealismus.*)

Von Abg. Eugène Journaire.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, das das Anwachsen der Kenntnisse das Gebiet des Ideals einschränkt. Der bekannte Teil des Weltalls ist neben dem Unendlichen nichts als Substanz, Dauer und Raum, und unsere Erwerbungen lassen uns, anstatt widerrechtlich in dieses unbekannte Gebiet einzugreifen und es zu reduzieren, die Unendlichkeit desselben erst recht deutlich erkennen. Das Unwissen der Alten machte bei der Kristallwölbung Halt, die über der Erde hing, und der Mensch verschrie furchenbarlich mit seinen Göttern. Durch eine vollkommene Ausdehnung des Bekannten nehmen wir auch in vollkommener Weise von den unendlichen Quellen Kenntnis, die uns das Unbekannte erschließt; doch wir sehen uns auch geizig, auf das persönliche Ueberleben zu verzichten, das uns die Uebel dieser irdischen Existenz in Geduld ertragen ließ. Zum Glück für die Ruhe und Seinerkeit unseres inneren Lebens bildet sich diese Hebergung in unserem Geiste genau in dem Augenblick der menschlichen Geschichte, da wir den Flüg, den wir im Unwissen einnehmen, sowie den Preis der Solidarität unserer Bemühungen bester kennen lernen und ohne Mühe an die Stelle unseres persönlichen Werdens das Werden der Art setzen können. Nun sagen wir uns leicht in den Tod, denn wir sind der unendlichen Dauer der menschlichen Herrschaft sicher; wir betrachten unser persönliches Ende als ein notwendiges Ereignis, und beschließen uns, es gerade in dem Augenblick eintreten zu lassen, wo wir uns das Zeugnis ablegen können, daß es nicht unnütz verstrichen ist, und daß wir — sei es auch nur ein Atom — der ewigen Schöpfung zugehört haben. Sie existieren noch immer, die Paradiese, in die unsere Vorfahren den besten Teil ihres Selbst hineinlegten, um sich ihrer selbstsüchtig in einer letzten Ewigkeit zu erheben; noch immer verwirklichen sie sich in unserm Hirn mit all ihrer Macht. Wir objektivieren sie in irgend einer Weise, in unserem Denken nach den Handlungen, die dieses uns eingibt. Sie sind für uns nicht mehr, was sie für unsere Väter waren: ein wirklicher Trost, der eine illusorische Hoffnung enthält; das Versprechen, das sich die Masse gibt, sie eines Tages zu verwirklichen und sich für die Dauer der Zeiten darin niedersulassen, ist keine Uüge. Das Bekannte ist das Instrument, durch das wir auf das Unbekannte wirken. Es ist der Begriff des Unbekannten, das niemand für unerkenntbar halten darf, ohne ihm gleichzeitig Grenzen zu setzen, der die Begriffe des Bekannten regelt, ihm ihren Wert und ihre Bedeutung verleiht. Die Erkenntnis des Unbekannten verlieren, oder, was auf dasselbe herankommt, sich vor der Unendlichkeit, die es enthüllt, erbennd und entmutigt fühlen, hieß schnell selbst die Grenzen des Bekannten reduzieren und die Rückkehr der Menschheit zur rein animalischen Existenz der Urzeiten vorbereiten.

Wenn die Dauer unserer persönlichen Existenz unserm Streben vom subjektiven Standpunkte aus eine Grenze setzt, so wissen wir, daß dies vom objektiven Standpunkte aus nicht der Fall ist. Diese von einem Helden vollzogene große That, jene von einem Poeten empfundene und mitgeteilte Bewegung, diese oder jene von einem Gelehrten oder selbst einem Ignoranten gemachte Entdeckung oder Erfindung, — und wären sie seit 2000 Jahren tot, und selbst ihr Name der ewiglichen Vergessenheit anheimgefallen, existieren noch in ihrer Realität oder in ihren Konsequenzen. Selbst manche provisorische Wahrheit, über die wir heute die Achseln zucken, ist nicht mit der Epoche, die sie nutzbar machte, verschwunden; ohne sie wäre die vielleicht auch provisorische Wahrheit, die ihr gefolgt ist,

nie ans Licht gekommen. Diese beglaubigte Solidarität des menschlichen Strebens betätigt sich nicht allein in der Dauer, sondern auch im Raum, und durch die Solidarität im Raum wird die Solidarität in der Dauer geehrt. Es ist uns unterlagt, lernen zu lernen, ohne zu partizipieren, und durch die Kenntnis unserer Mitmenschen erwerben wir das Gefühl der Solidarität der Masse. Nun kann uns nichts mehr gleichgültig sein, was sie betrifft, und da wir in ihrem vergangenen und gegenwärtigen Leben bei ihr interessiert sind, können wir uns auch des Interesses für ihr künftiges Leben nicht entschlagen. Unser individuelles Werden wird uns nicht mehr beunruhigen; da die Kenntnis des Wirklichen uns das unvermeidliche Ende eines jeden lebenden Wesens verständlich gemacht hat, und wir uns darin gefügt haben, wird das Werden der Gesamtheit gebietend alle unsere Wünsche, alle unsere Ewigkeitsbestrebungen in Anspruch nehmen; die Befriedigungen, die unser Geist für uns selbst im Jenkies gewünscht hatte: erhöhte Freuden, verschwundene Schmerzen, verweltigtere und härter gewordene Sinne, vergrößerte und verschiedenartige Fähigkeiten, — werden uns für unsere Klasse zu Teil werden; und unser formalisierter und mitgeteilter Wunsch wird ihre Verwirklichung in der Zukunft vorbereiten.

Da die Wissenschaft die Traumstadt, in der das Individuum seine Unsterblichkeit unterzubringen gedachte, in leeren Rauch zertrümmert hat, so hat sie die Pflicht, die wirkliche Stadt zu bauen, in der die unsterblich gewordene Klasse jedem ihrer sterblichen Kinder ein sicheres und angenehmes Toback liefern wird. Wir haben nicht die Absicht, auf diesen kurzen Zeiten den Plan dieses Hauses zu zeichnen; wir wollen nur behaupten, daß er notwendig und möglich ist. Einer unserer Freunde sagte uns kürzlich: Ich habe die soziale Doktrin angenommen, nicht, weil ich glaube, sie zur Anwendung bringen zu können, sondern weil ich in dem Zustande der Zivilisation, in den wir gelangt sind, in ihr die vollkommenste Befriedigung der menschlichen Wünsche finde. Wir bieten diese Annahme nicht als Beispiel, denn wir für unsern Teil glauben seit an die Möglichkeit der Verwirklichung des sozialen Ideals; doch wir erwöhnen sie als ein solches Zeugnis der augenblicklichen Unmöglichkeit, die selbst nahe bevorstehenden Ziele der Menschheit ins Auge zu fassen, ohne zum Sozialismus seine Zuflucht zu nehmen.

Die Beweise für die begründete Verachtung des sozialistischen Hauses werden von den Thatsachen selbst geliefert; wir können leicht konstatieren, daß die Zahl der Mitglieder, die mit nützlichen Arbeiten zu beschäftigt sind, stets größer wird, und auch der moralische Wert des Menschen vermehrt sich im Verhältnis zu seiner Produktionsfähigkeit. Früher hatte der Mensch als Produzent einen geringen sozialen Wert im Hinblick auf den Kaufwert des Produktes. Heute gilt der Produzent infolge der Quantität und Verschiedenheit der Produkte seiner Industrie, die etwas gewöhnliches und geringwertiges geworden sind. Andererseits giebt es zwischen den Ergründungen der Wissenschaft und der industriellen Betätigung eine Beziehung, die sich im Verhältnis verengert und wäscht, in dem sich die wissenschaftliche Kultur entwickelt. In den entworfenen Zeiten, in denen als Gelehrter der Erbsenhäcker galt, der die größte Menge theologischer und metaphysischer Formeln in sein Gehirn eingepfercht hatte, fand eine absolute Trennung zwischen dieser Art Kenntnis und der industriellen Betätigung statt. Die Theorien der Universitäten z. B. konnten bei der Betätigung der manuellen Künste keinerlei Nutzen bieten; — nie hat die Chemie in ihren unaußerlichen Versuchen der Metallumwandlung den Industriellen ein neues Metall in die Hand geben können. In unserer Zeit dagegen

* Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

richten sich die Wissenschaften, die rein zum Zwecke geistiger Spekulationen studiert werden, auf das Studium des Wirklichen und sind dadurch die unerlässlichen Hülfstruppen der Industrie geworden, die in ihren Entdeckungen die hauptsächlichsten Triebfedern ihrer Entwicklung findet. Wenn die physischen Theorien von der Dehnung und dem Widerstande der Körper nicht zu den mathematischen Theorien der Dimensionen hinzugekommen wären, so hätten unsere Ingenieure nicht jene leichten und wunderbaren lustigen Brücken von Eisen, die bis dahin getrennte Räume mit einander verbinden, über die Abgründe werfen können. Im Verhältnis, in dem sich die Wissenschaft zur praktischen Anwendung herbeiläßt, gebraucht die Industrie für ihre Arbeiten eine größere Zahl von Mitarbeitern. Auf die individuelle und autonome Arbeit des Handwerkers folgen die Arbeitsteilung und die Affoziation der individuellen Bemühungen für eine gleichzeitig extensiv und intensiv gestaltete Produktion. Die Eigenschaft der Produktionsinstrumente ändert dann ihren Charakter; sie konnte als das absolut persönliche Eigentum ihres Besitzers betrachtet werden zu der Zeit, da der Handwerker von seinem Werkzeug nicht zu trennen war; der Maschinenbetrieb, die in Fabriken geübte Arbeitsteilung, das Lohnsystem geben ihr von nun an einen sozialen Charakter, den jeder Fortschritt der Wissenschaft und Industrie noch erhöhen wird. Der Maschinenbetrieb vereinigt die Bemühungen der Produzierenden; die Arbeitsteilung solidarisiert diese Bemühungen und insofern dessen auch die, die sie ausführen; das Lohnsystem trennt die Produzenten von ihrem Produkt, von dem ihnen nur ein Teil gelassen wurde, wie sie der Maschinenismus und die Arbeitsteilung von dem Besitz der Produktionsinstrumente getrennt haben. Die von den Fortschritten der Wissenschaft entwickelte soziale Produktion kann schließlich zu reichlich werden, die Produkte und Lebensmittel können zu einem solchen Minimum des relativen Wertes herabfallen, der Sinn der Vereinigung kann in jedem Individuum demmaßen entwickelt werden, daß die absolute Unmöglichkeit der Produkte und Lebensmittel mit der Sozialität des Eigentums Hand in Hand geht.

(Schluß folgt.)

Streiflichter.

Sabbatten. In der Berliner Volkszeitung vom 26. Juni d. N. findet sich folgende Notiz:

Eine Krugeshaltung des Religionsunterrichts in den Volksschulen auf Grund der gescheiterten Ergebnisse der modernen Bibelkritik ist eine dringende Forderung der deutschen Bibelforschung. Rameillich macht sich gegen eine große Zahl alleinständiger Bischöfe, die besonders in den Unterklassen ein Arzney für Lehrer und Schüler sind, eine harte Stimmung geltend. In einer Reihe von größeren Lehrervereinen hat man in jüngster Zeit die Frage erörtert, wie weit die neueren Forschungen der Theologen auch für den Volksschulunterricht von Bedeutung sind und in ihm Verwertung finden können. Auch der Vorstand des Berliner Lehrervereins ist mit namhaften Gelehrten in Verbindung getreten, um seine Mitglieder durch Einzelvorträge in den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft auf diesem Gebiet einzuführen. Wenn auch einzelne Lehrende evangelische Geistliche die Bestrebungen der Lehrerschaft unterstützen, so werden die Lehrervereine natürlich sowohl durch die evangelische Orthodoxie, als namentlich auch durch den Zentrumskreis wieder lebhaft angegriffen.

Daß der Berliner Lehrerverein Fürsorge trifft, um auch der Lehrerschaft einen Einblick in das von der kirchlichen Pädagogik sorgsam gehütete Geheimnis der Bibelkritik zu verschaffen, ist an sich sehr verdienstvoll. Aber wir fürchten mit der Orthodoxie allerdings, daß diese Lehrer dann gänzlich dazu verdoeben sein werden, noch biblische i. g. Geschichte zu lehren. Solange sie dies aber müssen, und zwar nach den in Preußen üblichen Lehrbüchern, an denen die gesamte wissenschaftlich-theologische Arbeit von den

letzten 70 Jahren spurlos vorübergegangen ist, dürfte nichts Ganzes herauskommen.

Da die kritischen Fragen nach Ursprung, Zusammenfassung, Echtheit, Alter, Textgeschichte zc. der kanonischen Schriften ganz und gar nicht in die Volksschulen hineingehören, bliebe nur die Frage nach dem erzieherischen Wert der ausgewählten Abschnitte. Dieser Wert aber ist gleich Null oder hat vielmehr eine überaus starke Minusbeziehung, sobald die orthodoxe Forderung dagutrit, in jedem mitgeteilten Worte blanke, heute noch, wie vor vielen tausend Jahren geltende Offenbarungswahrheit zu sehen. Pädagogisch brauchbar, dann aber wirklich von allerhöchstem Werte, werden die Geschichten und Lehren des alten wie des neuen Testaments erst mit dem Augenbilde, wo sie als das, was sie sind, als historische Dokumente stärker, wenn auch weder irrtumsfreier, noch sündelloser Persönlichkeiten verwendet werden dürfen. Weber aus dem Moralexunterricht, noch aus dem freireligiösen Unterricht darf z. B. die geistvolle Bearbeitung des „Buches der Ursprünge“ (Genesis) durch den Jakobiten, viele Psalmen, die Donnerreden Jesaja's, Gesalut, Leben und Lehre Jesu fortbleiben. Solange aber der kirchliche Konfessionslehrer und nicht der Morallehrer die Auswahl trifft, solange Inspirationsdogma und Befehntniszwang als böse Dämonen diesen Schatz hüten — solange werden bei den Streitungen der liberalen Theologie und der aufgeklärten Lehrerschaft nur Halbheiten herauskommen.

Der Wahrheit oder dem Landrat die Ehre! Durch die Zeitungen läuft folgende Notiz:

Ein sozialdemokratischer Verein hielt in dem Lokale des Gaimwirts Sch. in P. mit politischer Gelammit eine Versammlung ab. Wegen Mitternacht kam der Landrat vorher und bemerkte in Bezug auf den voranüber in dem ihm begleitenden Polizeileutanten, wenn der „Lämmel“ nicht für Ordnung sorgen könne, müsse die Kube geschlossen werden. Später erfuhr der Landrat, daß der Gaimwirt ihn wegen der Bezeichnung „Lämmel“ verklagen wolle. Auf eine Beschwerde des Landrats wies der Regierungspräsident den Bürgermeister von P. an, über den Polizeileutanten, welcher dem Gaimwirt Mitteilung von der Bezeichnung „Lämmel“ durch den Landrat gemacht hatte, wegen Verletzung der Amtsvorbehaltungen eine Ordnungsbefehl zu erteilen, was auch geschah. Der Polizeibeamte erhob nach fruchtloser Beschwerde gegen den Regierungspräsidenten Klage beim Oberverwaltungsgericht; er erklärte, der Landrat habe keine Befehlsgewalt über den Gaimwirt in einem so lauten Tone gemacht, daß sie auch andere Personen gehört und davon dem Gaimwirt Mitteilung gemacht hätten. Auf die Frage des Gaimwirts, ob er jene Worte auch gehört habe, glaubte er, der Wahrheit die Ehre geben zu müssen. Das Oberverwaltungsgericht wies jedoch die Klage des Polizeileutanten als unbegründet zurück. Der Polizeileutant hätte jene Anstalten vermeiden müssen und dem Landrat keine Unannehmlichkeiten bereiten dürfen. Wegen seines ungebührlichen Verhaltens habe er sich ärztlich gegen die Verfügung vergangen und sei mit Recht bestraft worden.

Beleidigung — und die Bezeichnung „Lämmel“ ist ohne Zweifel eine solche — wird nach § 185 des Strafgesetzbuches mit Geldstrafe bis zu 600 Mark oder Gefängnis bis zu einem Jahre geahndet. Wenn ein Beamter in Ausübung seines Amtes eine strafbare Handlung begeht, so gilt dies im allgemeinen als strafverjährbar. Offenbar aus diesem Grunde wird in Regierungskreisen immer wieder der Versuch gemacht, den Satz: „Beamte begehen niemals strafbare Handlungen“ dem blassen Publikum der Nichtbeamten einzuführen. Es geht ja schwer, aber man giebt sich wenigstens redliche Mühe. Einmal wird die Öffentlichkeit ausgeschlossen, wenn Unrecht, das der Beamte gethan und nicht nur erlitten, zur Sprache gebracht werden muß; ein andermal — nein, viele Male, in der Regel, wird der Spieß umgedreht und der unglückliche Nichtbeamte, der das Pech hatte, eine Ungeheulichkeit zu erleben und der nicht vorfahrtsmäßig den Mund zu halten verstand, wandert als Verleumder und Beleidiger auf die Anklagebank. Ein drittes Mal hat der Dienstfeind den bekannten

Er scheint
jeden Sonnabend
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2440.

Ethische Kultur

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerker herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

Preisliste:
Für Verlagsplatz
Postzeitung 40 Pf.
Belagen
kollé nach
ihrer Vereinbarung.
Annahme in allen
Postämtern
und in der
Korrespondenz-Nr. 19,
Kommunikations-Nr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 13. Juli 1901.

Tr. 28.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Englische Politik und Moral. Von Prof. J. Machiv. — Zur Gerechtigkeit des Urteils über andere Nationen. Von Professor Wilhelm Soerker. — Der soziale Idealismus. Von Uba. Engone Journière. (Schluß). — Streiflichter: Gefangenens-Behandlung. Kelogation oder Heuchelei. Ein deutscher Volksrat. Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptvorstande. Abteilung Frankfurt a. M. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Englische Politik und Moral.

Von Prof. J. Machiv (Köln).

Schon vor 2000 Jahren war man es gewohnt, die Politik andere Wege wandeln zu sehen, als der einzelne Mensch sie wandelt, denn an der Moral etwas gelegen ist. Rom und Karthago wollten es zwar eigentlich, vor den Augen und Ohren der Welt, nicht Wort haben, daß sie im Verkehr mit anderen Völkern das Recht gerade so oft bogen und der gangbaren Moral eine Nase drehten, als ihr Interesse es zu verlangen schien; jeder der beiden Staaten hat dem andern Verbisde vorgeworfen, aber das römische Staatssystem war um kein Haar besser, als das der Rivalin, als die von den Römern gebrandmarkt und bei uns sprichwörtlich gewordene „Punica fides“; ihr Bräutigam der Ueberzeugung, den sie im Senat und in den Volksversammlungen mit vielem Pathos ertönen ließen, war eine leere Tirade, war gehuchelt und erlogen und wurde von ihren Thaten aufs augensälligste und empörendste widerlegt. Man sage nicht, gleichsam zur Entschuldigend der genannten Völker, die damalige Politik sei noch nicht ausgebildet gewesen; erst das Christentum habe die wahre Moral gebracht; das wäre ein großer Irrtum. Die griechischen Philosophen seit Sokrates haben ausreichend dafür gezeigt, daß man wissen konnte, was zu thun und was zu lassen und der Menschenwürde angemessen sei, und diejenigen ihrerseits, die nach und nach den bewundernswürdigen Van des römischen Rechts ausgerichtet haben, wußten, was Rechtens sei, und dieses Recht war in vielen Ständen, sogar in den meisten, ein Ausfluß der Moral und des moralischen Gewissens. Einen Tag kannte die antike Moral nicht — nämlich den von der doppelten, der Staats- und der Privatmoral — aber kennt ihn denn die heutige? Lebt sie ihn nicht bloß in praxi, allerdings in großartigem Umfange, ohne ihn theoretisch anzuerkennen? Ist in diesem Hauptpunkte das christliche Staatsgewissen zarter und strapulöser geworden? Gewiß nicht! Im Gegenteil. Man hört es heutzutage von ganz ehrenwerten Politikern, sogar solchen, die sich aus Ueberzeugung zum Christentum bekennen, ungeniert aussprechen, daß im Verhältnis von Staat zu Staat die Privatmoral, wie sie der einzelne Mensch in Handel und Wandel zu beobachten

hat, nicht mehr durchweg maßgebend sein könne; daß die Politik einer anderen Moral bedürfe, als der gemeine Mann, und daß sogar in gewissen Fällen die Staatsmoral der allgemein menschlichen schmutzstracks zuwiderlaufe und das Gegenteil dessen erlirde, was die letztere verlangt (s. B. in Kriegszeiten). Zartere Gemüter wagen das zwar nicht offen zu behaupten, aber sie fühlen es, daß es leider Fälle geben kann, ja vielleicht bei der jetzigen Ordnung der Dinge geben muß, wo die gewöhnliche Moral höheren Rücksichten zu weichen hat — kurz gesagt, wo das schlechtere Mittel den besseren Zweck heiligt. Der Staat hat s. B. für das Wohl seiner Angehörigen zu sorgen, das ist seine erste Pflicht; wo dieses Wohl durch einen andern Staat beschränkt oder gar unmöglich gemacht wird, hat er, wenn Worte nichts nützen, zum Schwert, d. h. zur Gewalt, und wo diese nicht hilft oder nicht helfen kann, zur List (Verfälschung, Spionage) zu schreiten. Das ist wenigstens und war von jeher die allgemeine Ansicht. Der Staat ist eben als solcher, als Gesamtheit gegenüber anderen Staaten, ein egoistisches Institut, das für das Wohl seiner Leute zu sorgen hat. Aber das Wohl liegt nicht im bloßen Nutzen und materiellen Gewinn; diese gehören nicht zur Existenzfrage. Diesen Unterschied haben zwar die europäischen Staaten nicht immer beobachtet, feiner aber hat ihn so völlig und zu jeder Zeit ignoriert, als der englische. Die englische Politik war und ist die inlarnierte Selbstsucht. Man müßte die Engländer in Acht und Bann erklären, wenn sie nicht so mächtig und so erfolgreich wie kein anderes Volk an der Kultur gearbeitet und diese nach allen Kadrien der Windrose getragen hätten. Freilich, die Kultur nach ihrer Weise und zu ihren Zwecken. Und mit welchen Mitteln! Die Geschichte der Eroberung Indiens ist ein Blatt, das von oben bis unten mit lauter Treveln beschrieben ist; Gewalt, List, Lüge, Vertragsbruch figurieren darauf in erschreckender Abwechslung, und dennoch müssen wir Europäer sagen: Es ist ein Glück für uns, daß dort im Osten nicht die Klaffen die Stelle der Engländer eingenommen haben, denn die Kultur gedeiht trotz alledem immer noch besser unter dem englischen Jochstock, als unter der russischen Knute. Wir sagten: Trotz alledem — denn die heutige englische Politik in Indien krankt immer noch an ihren alten Sünden. Was hat vor noch nicht so langer Zeit jenen Grenzkrieg herausbeischworen? Wohl mögen Peit und Hungersnot, mögen auch die Erfolge der mohamedanischen Völker im türkisch-griechischen Krieg das Zährige dazu beigetragen haben, aber das meiste hat der englische Treubruch gethan. Man kennt den Vertrag mit den Bewohnern von Dighral; er steht schwarz auf weiß, ist verbrieft und versiegelt vorhanden und man

weiß, daß der Vicekönig von Indien, natürlich im Einverständnis mit der englischen Regierung, diesen Vertrag einfach gebrochen hat. Im Vertrag war klar und unzweideutig versprochen, daß die Regierung von Indien sein Gebiet dauernd besetzen werde, durch welches sie gezwungen sein könnte, Truppen vorzuschieben, und in gleichem Vertrage versicherte sie, die Unabhängigkeit der Stämme nicht anzuzuerkennen. Aber bald nachher machte der englische Minister Balfour einen Vorstoß durch den Vertrag, indem er mit acht cynischer Unverschämtheit im Parlament ausrief: „Wir beschließen, daß, wo ein britischer Soldat einmal gewesen ist, er auch bleiben solle“ — und der Vicekönig von Indien zögerte nicht, diese offizielle Treubruchtheorie sofort in Praxis umzusetzen.

Auch Aegyptens nahmen sich die englischen „Netter“ an — auf Nimmerwiedersehen, wie schon lange klar zu Tage liegt! Für Europa mag es nur erwünscht sein, aber wie die früheren Mitretter und Mitteilhaber, die Franzosen, von den Engländern behandelt, d. h. dapiert und um ihren Teil betrogen wurden, zeichnet wieder aufs grellste die Vertheidiger der englischen Staatsraison! Nach Aegypten kann man nur zur See gelangen, auf der See ist aber England Meister, und die Folge davon ist, daß man sich ebenso ruhig wie rücksichtslos über besiegelte Verträge hinwegsetzt und die Beute allein einheimt!

Das allergrößte und empfindlichste aber von Rechtsverletzung und Verhöhnung der Moral, was die englische Regierung mit dem englischen Niederstrand und mit Zustimmung des englischen Volks sich herausgenommen hat, ist das Verhalten in der Transvaalangelegenheit.

Der Panama- und später der Fregat-Scandal gehören zu den schwarzesten Blättern im Hauptbuch der französischen Moral — aber sie sind faun so schwarz, wie der Transvaalhandel und der Prozeß der Chartered-Käuberbande im englischen Justizbuche. Nicht nur ist der Hauptmann und sein Leibadjutant frei ausgegangen — und hat seine Freisprechung, mit Recht, für einen verfluchten Glückwunsch zu einem ferneren Betrieb seiner Millionengeschäfte mit besserem Erfolge angesehen, — sondern das Gericht ließ sich von der Regierung dergestalt einschüchtern, daß es auf die von ihm verlangte Veröffentlichung der gravierenden, dem Minister als Mitwisser und Förderer des geplanten Verbrechens bloßstellenden Telegramms verzichtete! Unter einem Justizmord versteht man gewöhnlich einen durch die Justiz vollzogenen Mord, hier kann man von Justizmord im Sinne eines an der Justiz begangenen Mordes sprechen und „Brutus“ Chamberlain bleibt ein ehrenwerther Mann“. Das englische Volk jubelt über diesen unerhörten, allem Recht und aller Moral — denn die Herren Chamberlain und Cecil Rhodes sind nicht bloß chrenwerte, sondern auch hochhehrende Männer! — einen Justizschlag ins Gesicht verlegenden Urtheilspruch, und durch den Kontinent geht kein Schrei der Entrüstung, denn fürs erste ist das Rechtsgefühl der Kleinen durch die befähigten Narcken, die ihnen von den großen Herren appliziert werden, bereits eingeschläfert worden, fürs zweite aber ist man von seiten der Engländer an Rechtsprüche solchen oder ähnlichen Kalibers gewohnt!

Der Verstoß der englischen Staatsmänner lautet: „Recht ist neun Nehntel des Rechts!“ Damit ist alles gesagt und alles erklärt. Schon unser Schiller hat geungen:

Seine Handelsflotte streift der Britte
Gierig, wie Völpennarne, aus,
Und das Reich der freien Amphibie
Will er schleichen wie sein eigen Haus!
Zu des Südpols unerklärten Eiern
Bringt sein rühmtes ungeschwammter Vaul,
Alle Inseln späht er, alle Fernen,
Nur das Paradies nicht, auf!

Auch das Samenorn der englischen Politik, das jetzt zum länderbeschattenden Niesenbaume sich entwickelt hat, ist nicht in Paradieses Boden eingetaucht und nicht von Paradiesesluft gezeitigt worden. Der alte Hr. Ed. Schloffer in Heidelberg, der gewohnt war, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, hat gesagt:

„Die Menschheit habe von der kalten Brechnung der engerbündelten Wirthschafts- und Seemacht viel mehr zu fürchten, als von Napoleons solistalem Weckens einer Unterwerfungs- und der Dabstalt seiner Generale. Bonapartes Reich und Reich seien nach kurzer Zeit wieder dahingekommen, England aber halte noch immer alle Meeresflüssen und Inseln in militärischer Hefel.“

Was jene Völpennarne betrifft, so ist noch in unfer aller Erinnerung, wie England sich Cypren aneignete, wie es sich nach der völlerrechtswidrigen Reichziehung des wehrlosen Alexandria scheinbar zur Niederwerfung Arabi Paschas, in Wahrheit aber zur Besitzergreifung Aegyptens anstaltete! Verbid ist auch die Art, wie es gegen die Holländer in Siam vorging. Und wie spielte es den Holländern wieder am Kap der guten Hoffnung mit! Die hatten als Boeren aus dem Lande einen Warten gemacht, die Engländer aber nahmen die reise Frucht an sich und drängten die Boeren ohne andere Motive, als die einer maßlosen Selbstsucht und Peinlichkeit, weiter und weiter nordwärts. Und wie sie sich in der allerneuesten Zeit und bis heute dort geberden, ist die entsetzliche Illustration zu der bekannten, vor 2000 Jahren geschriebenen Fabel vom Wolf und vom Lamm.

Verfolgen wir, um weitere Daten zur Charakteristik Englands zu gewinnen, die Ereignisse nach rückwärts, so ist der ganze spanische Erbfolgekrieg von Antritten und Verbidien Englands durchsetzt: Ein deutscher Prinz von Hessen-Darmstadt hat mit einer englisch-holländischen Flotte durch Ueberrumpelung das spanische Gibraltar erobert, und England behält es! Während des Krieges hatten die Engländer mit Frankreich, zum Schaden Hollands, geheime Friedensunterhandlungen angeknüpft, und jenen Betrogenen blieb nichts anderes übrig, als die schon in Paris vereinbarten Bedingungen zu unterzeichnen. Beim Friedensabschluss von Utrecht wirkten die Engländer die Erschöpfung der streitenden Mächte recht eigentllich auszubenten, d. h. diesen wegzunehmen und einzustrecken, was und so viel ihnen liebte!

Mit Friedrich dem Großen hatten sie ein Bündnis geschlossen, aber diesem Bündnisse lag von vornherein das natürlich geheim gehaltene und von den Verbündeten nicht geahnte Motiv zu Grunde, Frankreich durch diesen Schritt zum Kriege zu reizen. Und warum das? Um nach erfolgter Kriegserklärung den Franzosen jure belli den größten Teil von Kanada wegzunehmen. Damit war aber für sie der Zweck des Bündnisses erreicht, und Friedrich, dem sie gegen Frankreich und Oesterreich hätten helfen sollen, hatte das Nachsehen. — Noch ärger, trieben sie es im Kriege mit ihren nordamerikanischen Kolonien, als sie 1781 den Niederländern, noch ehe sie ihnen den Krieg erklärt hatten, hunderte von Schiffen wegnahmen. Im allgeröllsten Lichte vollends zeigt sich das Viraengelüste der englischen Politiker in ihrem barbarischen Verfahren gegen Kopenhagen (1807). Schon das Verlangen, ihnen die dänische Flotte auszuliefern, war im Frieden ein unerhörtes, dem primitivsten Recht ins Gesicht schlagendes Ansinnen, dann aber die Krönung, dieses „Imprumpro“, die Reichziehung Kopenhagens! Ein ruckloeres Attentat kennt die Geschichte der Staaten nicht.

Als England seiner Zeit Transvaal vergewaltigte und bei der Besitzergreifung seine Sklaven vorband, was that es? Er schaffte sich solche, indem es tausende von Leuten mit Genehmigung der richterlichen Behörden gewalttham einbrachte. Einer solchen Regierung darf man auch zutrauen, daß sie wirklich that, was vor einigen

Jahren gerüchtweise verlautete und die Kunde durch die europäische Presse machte, nämlich, daß die Kapregierung kriegsgefangene Besatzmann als Arbeitsflaven verwendet habe. Es liegt zwar keine offizielle Mitteilung vor, aber die Logik stempelt jenes Gerücht zu einem sehr wahrscheinlichem und glaubwürdigen.

Der „Imperialismus“ ist heute in England das allmächtige Schlagwort geworden, dessen wichtigster Hammer alle Bedenken und Strupel vor Gewaltthat und Frevel totschlägt. Seit dem Sturze des ersten Napoleon hat das Nationalitätsprinzip bei allen Völkern an Bedeutung und Intensität gewonnen, am meisten in England. England marschirt in dieser Beziehung an der Spitze der Mächte. Gestützt auf seine Lage und seinen Reichtum sucht es mit rücksichtsloser Energie, mit Benutzung aller Kräfte der Nation, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, Zwang und Ueberredung, Bibel und Opium, Waffen und Handel, das Reich (imperium) zu vergrößern und auszu dehnen (Imperialismus). Dieser Imperialismus Englands tritt uns verkörpert in dem Parvenu und politischen Chamaeleon Chamberlain entgegen, und mag auch dieser sonst eine noch so problematische Natur sein (wie dies für Unparteiische aus dem kürzlich von seinem Bruder so elend gewonnenen Prozeß hervorgeht) — das Volk jubelt ihm zu und erteilt in ihm seinen geborenen Repräsentanten. Es ist Chamberlains seltsamste Leberzeugung, daß die angelsächsische Rasse zur Weltmacht berufen sei; nach dieser Leberzeugung handelt er und sieht kein Mittel, das ihm jenem Ziele näher bringen könnte. Sein Imperialismus ist nichts mehr und nichts weniger, als der Pan-Anglicanismus, und dieser setzt sich mit rücksichtsloser Konsequenz über alle Mensch- und Volkrechte hinweg, deren Inhaber noch nicht seiner Sphäre angehören.

Zum Gluck giebt es in der englischen Presse doch noch vereinzelte Stimmen, die dieses wertverfälschte Treiben mißbilligen. So wendet sich die „Westminster Review“ mit unverhohlenem Ingrimm gegen den Grundsatz, daß „Macht vor Recht“ gehe; ihr ist der englische Imperialismus eine Serie von Verbrechen, die englische Politik ein System der Raub- und Raublust, sie spricht von einer Demoralisierung Chinas durch das Opium, von einem Anfangsungsstadium in Indien, dessen Folgen sich in der Jahr um Jahr schredliche Opfer fordernden Hungersnot zeigen, von den schaurigen Triumpfen in Irland und Süd-Afrika, und meint, die englische Politik müsse ganz neue Bahnen einschlagen. — Solche Stimmen von solcher Seite her zu hören, thut wahrhaft wohl, — aber ob sie das Echo finden, das sie verdienen? Ob die Worte, die der gewesene Reichszangler, Fürst Hohenthohe, am Jubelstert der „Academie der Wissenschaften“ in Berlin sprach, nicht auch noch am folgenden Jubiläum zeitgemäß sein werden: „Ich habe eine Zeit erlebt, in welcher der Euthanasiasmus für Freiheit und Menschlichkeit, der in früheren Zeiten die Gemüter erfüllte, dem rücksichtslosesten Egoismus und der ungesügeltsten Gewinnucht den Platz geräumt haben“? Wenn sie auch dann noch gelten sollten — was sehr zu befürchten ist —, so trägt zweifellos den Hauptteil der Schuld die so überaus tüchtige, allen anderen überlegene, zur Welt Herrschaft beruhende anglo-sächsische Rasse.

Zur

Gerechtigkeit des Urteils über andere Nationen.

Von Professor Wilhelm Foerster (Berlin).

Zu dem von Herrn Prof. J. Machly aufgestellten Sündenregister der englischen Politik möchte ich mir doch erlauben, einige einschränkende Bemerkungen zu machen. Ich weiß, daß gegenwärtig solche Anklagen gegen Eng-

land überaus populär in Deutschland sind, aber in der Zeitgeschichte „Ethische Kultur“ waltet doch noch höhere Gesichtspunkte, als die der Tagespolemik und Tagesstimmung.

Ich will es ganz offen aussprechen, daß ich in der Beurteilung des Ministers Chamberlain und seines fast noch schlimmeren Genossen, des Ministers Balfour, noch weiter gehe, als Herr Prof. Machly's Beurteilung der gegenwärtigen englischen Politik. Ich kenne kein Wort, welches mir völlig geeignet erdheine, um meinen Absehn vor der sophistischen Gewissenlosigkeit und der unbarmherzigen Härte jener beiden Politiker ganz und voll auszudrücken. Aber ich halte es für ungerecht und unweise, angesichts der augenblicklichen Verirrung eines großen Teiles des englischen Volkes, unter der Führung jener beiden Leute, nun unferreitet die ganze Aktion Englands in der Weltgeschichte lediglich im Sinne lebensschadlichster Erbitterung zu betrachten und darzustellen. Die Kräfte der Geschichte müßte ihr Haupt dabei verhallen.

Es wäre nicht das Richtige, wenn ich mich bemühen wollte, der Beurteilung der vielen Gewaltthätigkeiten und Rechtslosigkeiten der englischen Politik mißerbende Umstände entgegenzuhalten oder eine Gegenwirkung anzudeuten durch die Aufzählung der vielen und großen Wohlthaten, welche die Kultur der Menschheit der intellektuellen, sittlichen und politisch-sozialen Bethätigung des englischen Volkes zu danken hat. Nein, das ganze Vergehen solcher besonderen und einseitigen Bilanz-Aufstellungen für die weltgeschichtliche Stellung eines einzelnen Landes und Volkes muß, wenn eine solche Aufstellung nicht eine Selbstanlage ist, zurückgewiesen werden als ein Gebahren, welches — nun, Herr Prof. Machly möge mir's verzeihen — von Pharisäismus strotzt.

Fragen wir uns doch, was wir andern Alle in der Vergangenheit bis in die Gegenwart hinein ebenfalls gesündigt haben, betrachten wir, ganz abgesehen von der altrömischen Politik, die spanische Politik, die französische Politik, die russische Politik und auch die deutsche, insbesondere die preussische Politik. Ich kann wirklich die Unliebbarkeit vermeiden, hier einiges aufzuzählen, denn es ist so sonnenklar, daß wir Alle unfähige Schuld, von streng moralischem Gesichtspunkte aus betrachtet, auf uns geladen haben, und zwar um so stärkere, je mehr wir irgenbwann und irgenbwann zum Dominieren empordrangten oder emporsprengten.

Lacht uns gemeinjam an unsere Prust schlagen und belennen, daß jede der einmal's oder jezt noch oder jezt schon als „groß“ bezeichneten Nationen ein ungenügendes Sündenregister hat, und daß wir uns gegenseitig eigentlich nur den Vorwurf zu machen haben, daß keiner endlich anfangen und wagen will, „weise zu sein“, d. h. Gerechtigkeit und Großmut auch in der größten politischen Aktion, und erst recht in dieser, zu üben.

Herr Prof. Machly scheint aber gerade in letzterer Hinsicht, wenn wir die bezüglichen Stellen nicht mißverstehen, noch von recht unsicherem Urteil zu sein. Er hat offenbar von der ständenden Distinssion, die in dieser Zeitsschrift über die Frage der doppelten Moral geführt worden ist, nicht näheres Kenntnis genommen; denn sonst würde er nicht, nach seiner sehr zutreffenden Darlegung über den neueren Rückschritt ethischen Denkens auf diesem Gebiete, selber so weit gehen, zuzugestehen, daß „es vielleicht bei der jetzigen Ordnung der Dinge Fälle geben muß, wo die gewöhnliche Moral höheren Rücksichten zu weichen hat.“ Wenau so sprechen Chamberlain und Balfour.

Und Herr Machly sügt dann hinzu: „Der Staat ist als solcher, als Gesamtheit gegenüber anderen Staaten, ein göttliches Institut, das für das Wohl seiner Leute zu sorgen hat.“

Wo ist denn aber die Grenze für diesen schönen, von der gewöhnlichen Moral dispensierten Egoismus? Ist denn ein einzelner Staat innerhalb der umfassenderen Menschengemeinschaft schließlich moralisch anders berechtigt und verpflichtet, als irgend ein in sich gehörig gelagertes Gemeinshaftsgedöbe innerhalb des einzelnen Staates? Und wo geraten wir hin, wenn wir allen Gemeinshaften bis weit nach unten hin die Dispensation von der „gewöhnlichen Moral“ bei ihrem Kampf um's Dasein erteilen.

Statt das große englische Lunden-Konferenz aufzustellen, zugleich aber den Angehörigen die Weltherrschaft anzusprechen, würde Herr Prof. Machly mehr dazu beitragen haben, englische Verbündung, aber zugleich auch die der anderen Nationen, einschließlich der deutschen, zur Besinnung zu bringen, wenn er jene uralten Herrschafts-Copyschriften kräftig zu betämpfen und nicht sie anscheinend zu stützen gebolten hätte.

Der soziale Idealismus.

Von Abg. Eugène Journaire.

(Schluß.)

Eine so tiefgehende Umwandlung der wirtschaftlichen Beziehungen wäre — das begreift man mit rein wirtschaftlichen Mitteln unmöglich. Es existiert, wie man weiß, eine enge Solidarität zwischen allen sozialen Phänomenen und den Institutionen, durch die sie sich tunthun. Der Kapitalismus hat die Arbeiterin geschaffen und dadurch die autonome wirtschaftliche Gruppe zerprengt, die einst die Familie war. Aus dem schmerzlichen Wege des Lohnsystems erwirbt die Frau ihre wirtschaftliche Persönlichkeit. Durch den allgemeinen Fortschritt der Ideen erwirbt sie ihre soziale Persönlichkeit. So wird das Individuum, ohne Rücksicht auf das Geschlecht, die soziale Zelle. So geht es ebenso vom Zwang zur Freiheit, von der unbewußten und unwillkürlichen Anhängung zur bewußten und freiwilligen Assoziation, je mehr seine Kenntnis der Dinge und seiner selbst wachsen, desto besser entgeht es den Verhängnissen des Milieu; es entschließt sich mehr im Sinne des Wohlbehagens für alles, das mit seinem persönlichen Wohlbehagen zusammenhängt. Die kapitalistische Form des Eigentums zerbricht den alten Rahmen der Familienautorität, und gleichzeitig entwickelt die demokratische Form der politischen Gesellschaft den sozialen Wert des Individuums. Durch die wachsende Solidarität, eine hauptsächlich Garantie des Individualismus, wird die Frau in der „Stadt“ den Schutz finden, den sie in der Familie nicht mehr findet. Die Verbindung die Geschlechter wird, ohne daß sie aufhört, ein sozialer Akt zu sein, nicht mehr unter dem Zwange des Gesetzes vollzogen werden, und der Körper des Weibes wird aufhören, ein Gegenstand des Schacherns zu sein. Die Liebe wird dann ein Akt des Willens und der Freiheit werden, und in diesem angeklärten Willen, in dieser auf der bewußten Wahl bahernten Freiheit wird sie ihre sicherste Garantie der Aufrichtigkeit und Dauer finden und dem Paare, das sich auferloren, die Freuden schenken, die heute nur einigen auserlesenen Liebenben bechieden sind. Die Familie, die aus dem Zwange hervorgegangen, wird in der Liebe enden und die bewußte und handelnde moralische Zelle der neu-geschaffenen Menschheit bilden.

Bis jetzt ist der soziale Mensch von einer Minorität beherrscht worden. Früher schöppte diese Minorität ihr Recht aus ihrer Kraft und aus der erblichen Unterwürfigkeit der Masse. Heute strebt der soziale Mensch vermöge der Demokratie danach, den Regierenden nur die Verwaltung des öffentlichen Besitzes zu lassen, ohne ihnen wirkliche

Rechte an seine eigene Person einzutäumen. Es ist nicht tollkühn, zu denken, daß das Individuum in Zukunft das Recht und die Pflicht vereinigen, sie in seinem aufgeklärten Gewissen verwirklichen und sein eigener Herrscher und Beherrscher sein wird, sobald Gesehe, Rechte und Pflichten in ihm aufgehen und in den mit seinen eigenen Zwecken und mit den Zwecken des sozialen Staates in Einflang gebrachten Handlungen zum Ausdruck gelangen werden. Das wird dann die Herrschaft des Individuums sein.

Wird der in der absoluten Gütergemeinschaft zum Meister des Erdballs gewordene Produzent, der in den Freuden einer reinen, bewußten und freiwilligen Liebe zum Mustergatten gewordene Geliebte, der zum Souverän und zum lebenden Gesehe gewordene Bürger, kurz und gut, der Idealmenich eines Tages existieren? Denn von ihm, von seinem Kommen hängen die Idealisierungen der gegenwärtigen Wirklichkeiten ab. Während der Periode der allgemeinen Unkenntnis und der falschen oder von einer irrigen Auffassung des Unbekannten begrenzten individuellen Kenntnis ist der Mensch vom Willen bestimmt worden. Wie hätte er sich selbst bestimmen können, da er nicht einmal den Willen von seinem Dase abzuwenden vermochte! Was kann man von ihm erhoffen, als daß er den Sklaven erseht, dessen Arbeit dem antiken Bürger die fruchtbarere Mühe nützlicher Handlungen und schöner Gedanken verschaffte! Was würde es ihm heute nützen, wenn ein Demurg ihm diese Idealstadt erbaute, deren allgemeine Bedingungen wir angeführt haben, wenn er nicht würdig wäre, sie zu bewahren und noch mehr zu verschönern? Doch wenn kein Fleiß, keine Liebe, kein Wille noch zu schwach sind, und das Paradies, das er sich nicht selbst durch seinen Fleiß, seine Liebe und seinen Willen geschaffen, allein durch die Thatfache seiner Anwesenheit verschwinden würde, so kann man doch nicht sagen, daß er nicht eines Tages trotzdem in dasselbe einziehen wird; nämlich an dem Tage, da sein gebuldiges und fortgesetztes Streben ihn würdig gemacht hat, an dem Tage, da er, nachdem er sie im Geiste gebaut, es unternehmen wird, die Idealstadt auch in Wirklichkeit zu erbauen.

Wir haben beweisen wollen, daß die Materialien des Gebäudes existierten, und zwar nicht zertrütert zu untern Tischen, jenden im Zustande solcher Stützen, die im Stillen von unjern Vätern zugerichtet, mit Blut und Thränen gelüftet, aber auch schon von einem fernem Gebäude harmonisch gestaltet wurden, der nach Ansicht der Theologen das Anfangsverbrechen der Adam und Prometheus war und den Adelsstil bildete, durch den der Mensch sich schließlich über und außerhalb der anderen Tierarten gestellt hat: der Wunsch nach Erkenntnis. Dieser Wunsch erzeugt in ihm beständig eine Macht der Entscheidung, durch die er den Entscheidungen des Milieus und sogar der Erbllichkeit entgeht. Als Sklave der Dinge glaubte er sich frei; dadurch, daß er sich selbst nicht kannte, nahm er die äußeren Impulse ober die der Erbllichkeit für seine eigene Willensäußerung. Jetzt, da er die Welt und seinen eigenen Urprung besser kennt, jetzt, da er die äußeren Kräfte diszipliniert und die inneren Kräfte, die seine Vorfahren in ihm niedergelegt haben, in beständigerer Weise lenkt, waagt er nicht mehr, sich frei zu nennen, doch er arbeitet daran, in sich und um sich die besseren Mittel der Entscheidung zu schaffen, die Stützen neuer und fruchtbarer Bemühungen, durch die er die Freiheit seiner Handlungen und seiner Bemühungen erreichen wird. Es wird ihm nicht mehr freistehen, Launen zu haben, die für ihn mörderisch waren, wie zu der Zeit, da er seine unbewußten und ungezügigten Handlungen für nützliche Handlungen hielt. Doch er wird sich nach der Kenntnis seiner selbst und der Dinge derartig zu entschließen wissen, daß er sich alle Weistrebungen verschaffen kann, die zu genießen er im

fiande sein wird; und dieser bewußte Determinismus wird in individueller, leidenschaftlicher und sozialer Freiheit zum Ausdruck gelangen. Der Wunsch nach Erkenntnis ist die schöpferische Kraft des Ideals. Er ist stets von dem Bewußte, begleitet, und bildet manchmal mit ihm zusammen ein Ganzes.

Wenn einige von uns für den künftigen Menschen schon ein so hohes Ziel ins Auge fassen, so hat es doch noch niemand für seine eigene Rechnung verwirklichen können. Indessen besitzen wir schon wirklich, wenn auch partielle Typen dessen, was ein normaler Mensch eines Tages wird werden können. Es gibt Menschen, die wegen ihres Reichthums, ihrer Wissenschaft, ihrer Macht, ihres Glückes bewundert oder beneidet werden. Das Ideal wird verwirklicht werden, wenn der künftige Mensch diesen partiellen Mustern nichts mehr zu beneiden hat und ihre Vorzüge und Eigenschaften in sich vereinigen wird. Wenn wir ein Wesen finden, das physisch durch die zahlreichen Generationen von Wesen des Luxus und der Mühe verfeinert worden ist, deren letztes Produkt es ist, so machen wir uns die endlose Zeit klar, die die Natur und die Civilisation der Vielvielfältigkeit eines solchen Typus der Eleganz werden widmen müssen.

Wir beachten auch, daß die Zeit und das Milieu lange im Schoße eines Elitesvolkes haben arbeiten müssen, bevor sie einen Goethe, einen Shakespeare, einen Voltaire hervorgebracht, und daß die Aristokraten früher einen Typus äußerer Eleganz geschaffen haben, als die Völker ein Genie hervorgebracht, das ihr Denken totalisirt und es einer unaufhörlich erweiterten und verfeinerten Zukunft zuführt. Die Menschheit besitzt die materiellen Elemente seines künftigen Glückes in den natürlichen Reichtümern, die ihm seine Industrie in beständiger vervollkommnungsarbeit wird zur Verfügung zu stellen wissen. Sie enthält im Hirn einiger Kinder die starken Gedanken, die im Kollektivhirn der Zukunft keimen, sich vervielfältigen und kräftigen werden, um gleichzeitig mit seinen Reichtümern auch keine Fähigkeit zu vermehren, dieselben zu genießen und sich aus diesen Genüssen neue Wünsche zu schaffen.

Heißt das, daß die Menschen unserer Zeit die winzigen, wirklichen Fremden für den herrlichen, idealen Schatten verschmähen sollen? Was darf hier ebenjowenig ungeduldig als nutzlos werden. Nicht indem man die kleinen und dunklen, wirklichen und geistigen Fortschritte verschmäht, würde man sich dem Ideal nähern, ganz im Gegenteil. Wenn jedermann von uns autorität, an dem Gesamtwerte der menschlichen Gerechtigkeit mitzuarbeiten, wenn jeder von uns aufsteht, die Summe von Kenntnissen, die er besitzt, zu vermehren, so könnte er im Nothfalle in seiner persönlichen und sozialen Trägheit an das prächtige Schicksal denken, das der Klasse harrt: doch dieser Traum würde nicht lange dauern, und das Hirn seiner Kinder wäre nicht mehr in Hande, ihn zu fassen. Werken wir es uns, daß jede Handlung des Lebens, indem der bewußte Mensch daran arbeitet, einen Irrtum zu geraden, einer Wahrheit zum Siege zu verhelfen, eine größere Gerechtigkeit zu verwirklichen — mag auch das Mittel noch so oberflächlich und bestränkt sein —, der künftigen Ausführung des Ideals nutzbringender ist, als die prächtigsten Träume. Trennen wir also das Ideal nie von der Wirklichkeit.

Das Gute thun, ist schön; zu wissen, warum man es thut, ist schöner. Die Größe des Zieles ist ein Stützpunkt in der Ausführung der bestehenden Arbeiten, die zu ihm führen. Das gerade abtelt die winzigsten Bemühungen und tröstet uns für die grauamsten und unverständlichen Mißerfolge.

Das denkende Universum, dessen einziger bekannter

Ausdruck wir Menschen sind, hat in uns Fortschritte gemacht, indem wir vom Unbewußten zum Bewußten übergingen. Wir werden jedenfalls nie von den natürlichen Verhängnissen befreit werden, doch wir wissen schon, daß es keine sozialen Verhängnisse oder doch wenigstens nur nach Ansicht unserer Intelligenz giebt, und daß sie vor unserm Willen, das aus unserm Willen entstanden ist, entschwinden werden. Thue uns und auher uns ist das Universum ein Akt des Verhängnisses; durch uns und in uns wird es ein Akt des Willens werden.

Streiflichter.

Gefangenen-Behandlung. Mir wird ein Brief eines wegen Unterschlagung zu Gefängnis verurtheilten Gefangenen (in Preußen) zur Verfügung gestellt, der ein sehr charakteristisches Streiflicht auf die Gefängnisverhältnisse wirft. Es heißt in diesem Schreiben u. a.:

„Mit meinem Gesundheitszustand ist es auch schlecht bestellt; vor ca. 14 Tagen bekam ich des Nachts einen sehr heftigen Frost und mußte mich übergeben; ich blieb des Morgens im Bette liegen, ich wurde aber vom Aufseher aufgefordert, sofort aufzustehen, denn es dürfte keiner liegen bleiben, wenn der Arzt es nicht befahlen habe, wurde mir bedeutet, ich sollte weiter arbeiten auf dem Hofgale. Wie ich jedoch mitaustritten wollte, sagte mir der Aufseher, ich solle drinbleiben, er würde mich vorführen, noch denn auch geschah. Bei der Vorführung wurde mir eine Zurechtweisung zu teil, als wenn ich aus Faulheit krank wäre. Ich müßte sofort in Einzelhaft und Noth freiesitzen und durfte mich nicht hängen, obgleich ich nicht auf den Füßen stehen konnte. Der Arzt kam nicht. Am dritten Tage wurden mir vier Bulver gegeben, die der Arzt, ohne mich untersucht zu haben, verschrieben hatte. Ich habe mich seit der Zeit langsam wieder erholt, und werde wohl mit Gottes Hilfe auch noch den Meist meiner Eitote hindringen. Einmal muß ich Euch noch trauriger mitteilen, ich habe hier einen Bruch bekommen. Ich habe gestern, Sonnabend morgen, dem Aufseher gesagt, ich möchte vor den Arzt und werde ich denn diese Tage wohl auch vorkommen. Ich habe keine Schmerzen davon, ich kann aber das Stehen nicht aushalten.“

Wenn ich nicht bestimmter Grund hätte, diesem Schreiben volles Vertrauen zu schenken, und wenn es nicht die übliche Gefängnis-Jenur pajiert hätte, würde ich es für Erfindung halten oder doch auf dieselbe Stufe mit oft vorkommenden Lebertreibungen stellen. — Wenn ein kranker Gefangener den Arzt wünscht, wird er doch wohl auch verlangen können, daß er ihm zugeschiedt und zwar bald zugeschiedt wird. Sollte der Gefängnisarzt wirklich imstande sein, einem Kranken ohne weiteres, wie in obigem Schreiben angedeutet, die pajendenden Medicamente verschreiben zu können (ohne Unterzuchung)? Und darf die Oberaufsicht so etwas zulassen? Was mit einer derartigen Behandlung erreicht werden soll, ist mir unklar. Soll ein Mensch so etwa gebeißert werden? Sonderbare Methode! — Einem etwaja Denkenden kann schon das ganze heutige Gefängniswesen nicht gefallen; wie er nun erst solche Vorverurtheilungen einzuhängen hat, dürfte klar sein. Jedenfalls verdienen es derartige Begebenheiten und Begleiterscheinungen des heutigen Strafrensens, öffentlich festgenagelt zu werden. Gerechtigkeit und Menschlichkeit müssen doch „selbst“ dem Gefangenen gewährt werden!

K.—f.

Religion der Hauserei. Durch eine uns in diesen Tagen zugegangene Petition der Abteilung unserer ethischen Gesellschaft in Jena werden wir erst auf eine Verhängung des Großherzog. Sachsen-Weimarschen Ministeriums aufmerksam gemacht, die sogar den preussischen Gewissenszwang noch zu übertrumpfen scheint. Während man bei uns zu dem Privilegium des Besitzes und der höheren Bildung für die Eltern derjenigen Kinder, die höhere Lehranstalten zu besuchen imstande sind, das soicere Privi-

legium einer rücksichtsvolleren Behandlung bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Schule und Elternhaus zu fügen pflegt, droht in Sachsen-Weimar den Kindern disziplinärer Eltern, die sich nicht zu Fleuchlein hergeben wollen, die relegation. So sehr wir nun auch einer gleichmäßigen Behandlung aller Staatsbürger, ohne alle Rücksicht auf Geldbeutel und Stand, das Wort reden und wie aufreizend und ungerecht uns auch immer die preussische Auslegung des Wortes: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden“ erscheinen ist, so können wir doch in dieser gleichen, d. h. gleich schlechten Behandlung der „oberen“ und „unteren“ Klassen nicht gerade einen bedeutenden Fortschritt erblicken. Die Petition lautet:

An den hohen Landtag des Großherzogtums Sachsen-Weimar.
 Von Ministerial-Rathen vom 25. Mai 1890 in für das Großherzogtum Sachsen-Weimar erstellt worden, daß Kinder disziplinärer Eltern, welche nicht am Religionsunterricht der höheren Anstalt, welche sie besuchen, teilnehmen sollen, aus der betreffenden Schule verwiesen werden können. Es ist das eine Maßnahme, welche im höchsten Maße für die Förderung der Gemüthsbildung steht, die im modernen Staat die Bürger mit Recht erheben. Zudem ist zu bedenken, daß die Charakterbildung der Kinder dadurch aus empfindlich geschädigt wird. Wenn die Kinder, um überhaupt eine höhere Veranlaßung zu können, angenommen werden, in dem Religionsunterricht derselben teilzunehmen, obwohl der in der hiesigen Erlaubnis herrschende Geist in diesem Gegenstand zu dem steht, was die Schule lehrt, so werden die Kinder nach zwei ganz verschiedenen Zeiten gleichzeitig gezogen. Zwischen zwei vollständig heterogene Weltanschauungen gestellt, müssen die Kinder schließlich nicht mehr, was sie für richtig, wahr und gut halten sollen. Oder, um nirgend, weder zu Hause noch in der Schule, Anstoß zu erregen und Aergernis zu geben, zeigen sie hier wie da je ein anderes Gesicht; d. h. mit solchen Worten: die Kinder werden zu beschämen. Dieses Hebel ist noch ärger, als das erlöschende; dadurch wird der Charakter dauernd verlegt.

Daher wenden wir uns an den hohen Landtag des Großherzogtums Sachsen-Weimar mit der Bitte, darauf hinzuwirken zu wollen, daß ein so unangenehmes und verächtliches Merkmal, wie das erdachte, beseitigt und die ganze Angelegenheit gütlich dahin geregelt werde, daß disziplinären Eltern gestattet werde, ihre Kinder vom Religionsunterricht der Schule fernhalten, sofern sie für einen genügenden Ersatz, etwa in Form von Moralunterricht, Sorge zu tragen sich verpflichten.

Jena, den 8. Juni 1891.
 Der Vorstand der
 Deutschen Volksschule für ethnische Kultur,
 Abteilung Jena.
 A. K.: Dr. Bergmann.

Wir können unseren Jenseitigen Freunden nur Laus wissen für ihr energisches, wenn auch etwas spätes Vorgehen und demselben den besten Erfolg wünschen.

Ein deutscher Volksrat wird von Prof. Lehmann-Hohenberg in Nr. 13 der „Allgemeinen deutschen Universitäts-Zeitung“ vom 1. Juli d. J. gefordert. Er knüpft dort an die Vorschläge von Dr. Leopold Fejfer • Bonn und Senator Brons • Guben an (übrigens beide, sowie auch Prof. L. H. selbst, Mitglieder der D. G. S. K.), von denen der erste einen offenen Brief an den deutschen Kaiser gerichtet hat, um ihn als Führer auf dem Wege der Volksbildung und Volksveredlung zu gewinnen, der andere die Gründung unseres Gemeinheitsrats nur in der Selbsthilfe und Selbstverantwortlichkeit der Einzelnen und in treuer Erziehungsarbeit an der Verwirklichung unserer Ideale erblickt. Prof. Lehmann-Hohenberg sucht beide Anschauungen zu vereinigen. Da seine Ausführungen auch für unsere Leser von Interesse sein werden und speziell sein Endvorschlag, die Schaffung eines Volksrats, sich mit einer alten Forderung der ethnischen Gesellschaft nahe berührt, nämlich der Einrichtung einer Centralstelle für die Sammlung des Thatfachen-Materials in allen die Völker bewegenden großen Fragen und Problemen, so je nachstehend Einiges daraus mitgeteilt.

Wodurch ist die Wahrheit für unser Volk, die uns irremachen, d. h. vom Unberechtigtsein erlösen kann? Nicht es eine solche, und läßt sie sich finden? Ja glaube dies bejahen zu dürfen. Man findet sie aber nicht durch ausschließlich kritische Untersuchung, durch den Überförsichtigen, aber doch nicht zu entbehrenden Intellekt, sondern es muß ein aus der Not der Menschheit geborener Hüter zur Abhilfe hinzukommen, der ent-

weder erhebt ist oder aus der persönlichen Erfahrung, was nothwendig ist. Der vorerwähnte Verfasser der „Grenzen Gedanken“ M. v. Gahn enthält eine angenehme allumfassende Menschenliebe, die ihn die einzelnen Menschen überblicken ließ und die ihn zu unerbittlichen Kenntnissen führen mußte, wenn nicht ein früher Tod seinen eblen und reinen Ethen ein Ende bereitet hätte. Gut, daß die Berraththeiten in Sibirien und die Engländer unserer Regierung nicht mehr erheit hat, sondern mit der Zeit des Wohlwills der russischen Jaren ins Ohr getrieben ist. Gahn ist für mich eine ganz außerordentlich lehrreiche Erfahrung gewesen. Zwischen seiner Ueberförsichtigung der Menschen und der Unterförsichtigung der Menschen durch die Kirche gilt es, die richtige Mitte zu finden und die Wege zu ermitteln, die unseren Ardeiten entzweien.

Wir erheben die merkwürdige Erfahrung, daß die Mächtigen der Erde doch recht einmüthig sind, wenn sie falsche Wege einschlagen. Der russische Jare wollte den Westerrösten anbahnen, und er griff zu dem falschen Mittel einer Ardeitenförsierung. Unser Kaiser wollte eine gründliche Schulreorm, und er wandte sich an Männer, die in einer absterbenden Weltanschauung leben. So darf man die Dinge also nicht angreifen, wenn man etwas erreichen will. Bismarck hat uns gezeigt, wie man vorhandene Ardeiten zusammenfassen und wirken lassen muß. Zur Zeit Bismarcks war die nationale Einigung die Wahrheit, die für die deutschen Stämme die zielgemäße war; unsere Zeit hebrt einer anderen. Mit Recht hat man unser Zeitalter den der naturwissenschaftlichen Entdeckungen genannt, hat das Zeitalter der Naturforschung wollen, nun der Zeitalter der naturwissenschaftlichen Bildung heißen, natürlich nicht einer einseitig materialistischen. Die Aufgabe unserer Zeit ist: Naturerkenntnis und Staatserkenntnis in richtige Verbindung zu bringen, d. h. der materialistischen und falschen Naturerkenntnis den ihr gebührenden, alles beivinnenden Einfluß zu sichern. . . .

Ueber die Naturfröste werden wir nur Derr, wenn wir die Wesese kennen, deuen sie folgen. Gans, ebenso ist es mit den geistigen Ardeiten, mit den Volksinstinzen; man muß ihre Natur erkannt haben; sie geborenen uns nur, wenn wir von geistlichen Wollen getragern mit der Welt in Einklang setzen. Das Wollen unserer Zeit muß auch angereicht werden! Einzelwissenschaften tragen wohl Bausteine herbei, aber erst das Zusammenfassen aller wissenschaftlichen Wahrheiten, das geordnete Gesamtwissen wird den Toun der Menschheit errichten!

Dr. Besser erlangt von Kaiser die Initiative. Bei normalen Verhältnissen wäre das auch durchaus richtig. Der Jareit sollte mit allen seinen Anstehenden in solcher Förschung stehen, daß jede gute Anregung aus dem Bode heraus zu ihm den Weg finde, und er dazu entsprechende Weisung erteilt, damit Steuerleute und Kabinetsräthe das Staatsthät in Bewegung bringen. Jeder ist die Verbindungen zwischen Volk und Jareit unterbreiten; so mancher Vaterlands- und hat das Verlangen nur Berdrit erteilung der dazu erforderlichen Stelle längt verloren; die Selbsthilfe ist also geboten, wo Derr Kaufmann Brons es überhaupt für das allein Mächtige hält. Kömte ich glauben, daß jemals in einem modernen Staat die Berdrittheith in den Abtheilern der Menschen aufhöre sollte, so würde ich mich ohne Einräufung zu der Anstalt von Brons befehen. Ja kann es nur bedingt, denn ein Staatswesen ist ein sehr komplizirtes Ding, und so müssen die Einen Mädr, die Andern Debel sein. Gegenmärtig liegt die Sachr allerdings so, daß solche, die bisher Mädr waren, sich zu Debeln umwideln müssen. Das Volk muß jetzt lösung neue Sachr selbst in die Hand nehmen, bis die richtige Verbindung mit dem Jareit wieder erreicht ist. Die Instl das geliebten!

Eine größere Anzahl nomadischer und einflussvoller Männer aus allen Ständen und Parteien ist bereit dafür geronnen, an der Bildung eines freiwilligen Volksrats mitzuwirken. Die Aufgabe bestelen würde sein, die grundlegenden idealen Interessen des deutschen Volkes wahrzunehmen und als Voraussetzung für eine geordnete und glückliche Zukunft des deutschen Volks eine deutliche Richtungsweisung und eine nationale Volksregierung herbeizuföhren. Ueber allen politischen, sozialen und religiösen Parteien und Vereinigungen stehen die Aufgaben einer Volksvertretung aus den einflussvollsten und unerschrockensten Männern des deutschen Volks zu schaffen werden, die eben wenig Ährt über den Parteien stehenden Richtung in der Regel keine Aussicht haben, von politischen Parteien in die vorbandenen Volksvertretungen gewählt zu werden. Ein solcher freiwilliger Volksrat mühte aus einer größeren Vereinigung hervorgehen. Seine Beratungen könnten auf dem Wege schriftlichen Verkehrs erfolgen. Abstimmmungen gäbe es nicht, sondern wenn über 100 namhafte deutsche Männer nach vorangegangener Diskussion sich auf eine solche einigen, dann bilden sie den Volksrat, dessen Angelegenheit es ist, seine Forderung auf allen geistlichen Wegen zur Geltung zu bringen, durch Petitionen bei den Parlamenten, durch Jähreriten an die Bundesräthe, durch Anträge bei den Behörden u. s. w. Eine hervorragende Aufgabe des deutschen Volksrats würde es auch sein, die Wiederaufnahme von Strafprozessen und die Befreiung von Verurtheilten zu betreiben, die dem Rechtsbewußtsein des Volkes widersprechen. Es handelt und spricht dann der „Deutsche Volksrat“, nicht ein Einzelner, über den unsere Behörden glauben hinweggehen zu können.

Dieser Vorschlag ist die Frucht jahrelanger Ermügunen und Prüfungen; er ist gereimt, von Jete zu führen und muß deshalb beschränkt werden oos allen Benutzigen, die es mit der Selbsthilfe ernst meinen.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptvorstande. Sitzung vom 29. Juni 1901. In Punkt 1 der Tagesordnung (Veröffentlichung) teilte der Vorsitzende mit, daß hinsichtlich der Wahl des Orts leitens der Abteilungen abweichende Vorschläge nicht eingegangen sind. Demgemäß wird nunmehr einigig beschlossen, den Veröffentlichungstag in Berlin in der Zeit vom 19. bis 21. Oktober 1901 abzuhalten.

Die Abteilungen werden darauf hingewiesen: 1) daß die Abteilungen die von ihnen ernannten Delegierten bis spätestens Ende September namhaft zu machen haben (vollständige Adressen!);

2) daß vorausichtlich Entschädigungen für die hienüßigen Mitglieder des Gesellschaftstages aus der Kasse des Hauptvorstandes, mit Rücksicht auf deren gegenwärtigen Stand, nur in beschränktem Umfang gewährt werden können;

3) daß insofern nach den Satzungen (§ 23, Abs. 5) ein Beschlüßmächtiger mehrere, aber nicht mehr als drei Abteilungen vertreten kann;

4) daß nach Absatz 3 ibid. die Abteilungen ihre Beschlüßmächtigen auch aus den Mitgliedern des Hauptvorstandes entnehmen können, insofern dieselben nicht von dem Hauptvorstande selbst mit seiner Zustimmung beauftragt sind;

5) endlich, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Abteilung Berlin gern bereit sein wird, den Delegierten Gastfreundschaft zu erwiesen.

Anträge für den Gesellschaftstag müssen spätestens am 31. September c. dem Hauptvorstande eingereicht werden.

In Punkt 2 der Tagesordnung berichtet der Vorsitzende über die Eingänge. Dr. Penzig übernimmt in seiner Eigenschaft als Redakteur der Zeitschrift E. u. n. von dem Prof. Staudinger Daranthat bezüglich des Programmtextes überlieferte kritische Material. Im übrigen wird darüber zu gegebenen Zeit gemäß dem Beschlusse vom 28. April c. leitens des Hauptvorstandes eingehend gewürdigt werden. Gegenüber der Anregung, den Entwurf des Hauptvorstandes sämtlichen Mitgliedern der Gesellschaft zugänglich zu machen, wird darauf hingewiesen, daß dieser Abdruck bereits in der Zeitschrift E. u. n. und in der Neuauflage der „Einführung“ erfolgt ist. Letztere wird an die Abteilungen und einzelne zum Selbstkostenpreis von nicht ganz 10 Pf. pro Exemplar abgegeben.

Reminiskenz wird der Bericht der Abtheilung Neuau. vom Sommer 1900 bis Sommer 1901 verlesen und besprochen. Das fortschreitende Auswachsen der Abteilung wird freudig begrüßt; die Hauptvorstand nimmt insofern Anlaß, an die Einbehaltung der Reimung des § 15 der Satzungen zu erinnern. Es dürfte nicht unthunlich sein, eine teilweise Erhöhung der Mitgliederbeiträge anzutreiben.

Die Abteilung Stuttgart berichtet über die Vereinswirksamkeit in der Zeit vom 1. Oktober 1900 bis 1. Juni 1901. Die aus dem Berichte ersichtliche Entwicklung der Abteilung berechtigt zu den besten Hoffnungen. Der vorerwähnte überlieferte Gegenentwurf zum Programm wird dem bereits vorliegenden gerichtlichen Entwurf einverleibt, welches demnach vom Vorstande einer zusammenfassenden Durchsicht und Erörterung unterzogen werden soll.

Punkt 3 der Tagesordnung: Antrag Penzig betreffs Einführung des Moralunterrichts. Der wichtigste Gegenstand wird nach einem einleitenden Vortrag des Antragstellers von der Tagesordnung abgesetzt, um in einer der nächsten Sitzungen eingehend erörtert zu werden.

* * *

Abteilung Frankfurt a. M. In der Sitzung vom 24. Mai wurde der Programmtext des Hauptvorstandes von Prof. Staudinger, Daranthat der Kritik unterzogen. Der Vortragende meinte, zwar sei insofern in jenem Entwurfe nichts enthalten, was nicht jedem Mitglied der E. u. n. ausgereichen könnte, aber es reiche weder formal noch sachlich aus. Nebenher ging von der Voraussetzung aus¹⁾, daß der Entwurf eine Motharbeit vieler sei und daraus die einschließlichen Gusses emangle; für ihn sei es zweifellos, daß unter Dinmangelung aller politischen und sozialen Sondermaßnahme der amt-autoritären Grundgedanke der ethischen Selbstverantwortung der Persönlichkeit ganz neu und klar herzutreten müsse. Aus Einzelne eingehend, bemängelte Meier die Bescheidung der ethischen Kultur als Idealismus, wolle fast der Austrade „Gesellschaft“ lieber „Menschheit“ bzw. „Gemeinschaft“ setzen und vermähle oben allem die in den Satzungen enthaltenen Worte „Menschheit und Gerechtigkeit“, in denen sich die moderne Ethik von der alten grundständig unterscheiden. Die fast eben erwähnten Worte: „sittliche Einsicht und sittlicher Wille“ seien zwar philosophischer, aber weniger gemeinverständlich. Von größter Wichtigkeit sei es, Wahrheit und Gerechtigkeit in ihrer neuen spezifischen Eigenart zu definieren. Das Kennzeichen der Neuzeit sei es, daß an die Stelle autoritativen Begründens und Befehlens die Anerkennung persönlicher Freiheit getreten sei. Was als mehr und gerecht zu gelten habe, könne nicht mehr durch menschliches oder göttliches Gebot festgelegt werden, sondern müsse aus der selbstbewußten und selbstverantwortlichen Persönlichkeit hervorgehen. Wenn der Programmtext die sittliche Begründung „aus dem einschließlichen Grunde der Menschennatur und den Bedürfnissen des Gesellschaftslebens“ ableiten wolle, so müsse doch eben die praktische Grundidee solcher Forderung

¹⁾ Die übrigens irrtümlich ist, da der Entwurf wesentlich aus der Feder des Vortragenden, Prof. Döring, herrührt. D. Red.

ausgezeigt werden. Die §§ 2 und 3 mit der bloßen Betonung der Wichtigkeit ethischer Kultur und der selbstverantwortlichen Moral über die Unvollkommenheit der Freizug können nachgelassen; § 3 sei überdies der Würdigung fähig, als enthalte er eine Forderung für die irrtige Auflassung, als ob die Persönlichkeit nur ein Produkt der Einzelnen wäre. In § 4 ist selbst Meier die Benennung der religiösen Vorstellungen als (tatsächlich) bedeutend; man betämpfe doch um die Richtung, die solche Vorstellungen autoritär auszuweisen möchte, auch (es nicht das Schwimmen des Einflusses religiöser Vorstellungen, das uns verzieht, die Ethik darauf zu gründen, sondern weil eine solche Ableitung zu dem heutigen Stande des Erkennens nicht mehr paßt. Sittlich annehmbar ist der zweite Satz. Mit § 5, der wesentlich unbestimmt die ethische Seite, sei die Erörterung der Grundidee abgeschlossen; der Meier sei nur eine für die Ausarbeitung eines Programms nicht unbedeutliche Ausführung und Ausweitung beruhen. Drei folge Spezialausweisungen hervor: die soziale Forderung gerechter Güterverteilung, die physische der Einführung des Moralunterrichts und endlich die Abwehr nationaler Ueberhebung. Meier bemerkt hierzu eine logische und wirkungsvolle Anordnung. Warum sollten nicht, wenn ichen, noch andere Ausweisungen der Grundidee gemacht werden. 1. 2. Fortbildung der Selbstverantwortung, Erklärung der Kirche zu Freizuggesellschaften, Sicherung der freien Meinungsäußerung etc. In § 7 seien die Ausdrücke „gerechtere Verteilung“ und „in höherem Maße“ zu beanstanden, aber müsse der Entwurf absolut, nicht relativ, fordern. Das Verlangen nach der Einführung des Moralunterrichts sei zwar berechtigt, aber in diesem Zusammenhang, wo eine große Reihe von Behauptungen dazu noch unerfüllt sei, nur ein provisorisches Abhelfen. § 8 Abs. 2 sei gut, eben § 9, nur sollte dort die „E. u. n.“ voranziehen, da gezeigt werden solle, wie er diese Grundidee vertritt. Ob endlich § 10 notwendig sei, ist dem Meier zweifelhaft. Jedenfalls müsse er von bloßen Behauptungen und Tautologien gereinigt werden.

Nebenbei legte der Meier einen nach obigen Grundgedanken gefaßten eigenen Entwurf²⁾ vor. An der ziemlich lebhaften Diskussion beteiligten sich noch Prof. Wandschneider, Landtagsabg. Florer, Seeger, Dr. Ellan, der Vorsitzende Dr. Staudinger und der Vorsitzende des Daranthaters, Prof. Dr. Heibronn, die 1. den Entwurf des Hauptvorstandes, 2. den Gegenentwurf kritisierten. Unthunlich wurde beschlossen, die ganze Angelegenheit in einer Sitzung nach den Sommerferien zu erörtern und den Hauptvorstand zu ersuchen, an allen Mitgliedern Abdrücke eines Entwurfs zu lassen, b) ebenso dem Gegenentwurf und einen Bericht über die Verlesung in der „Eth. Kultur“ zu veröffentlichen.³⁾

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

- Das Recht der Laien gegenüber den Priestern. Von Magnus Schwartz. Berlin. Hugo Bernheimer's Verlag.
- China und die Walfahndüngel; oder rumänische Judenfrage. Von Jericho Polonius. Kempten, Selbstverlag.
- Weltentstehung. Grundriss des Ideal-, Realismus als der Erklärung von Natur und Geist. Von G. Cichin. Breslau. Hamberg, Verlag der Handelsdruckerei.
- Goethe und die Urpflanze. Von Dr. A. Wiedner. Frankfurt a. M., lit. Anst. Neuen und Koenig, 1901.
- Das Gesetz über die Hefegerezeigung Minderjähriger vom 2. Juli 1900. Erläutert von O. Noelle, Landtag. N. M. d. H. d. N. 2. Auflage. Berlin, Franz Dahlen, 1901.
- Historische Briefe von Peter Sawrow. Akad. Vert. für soziale Wissenschaft. Dr. John Edelheim. Berlin-Berlin 1901.
- 3 fache Dicht! Philosophisch-romantische Erklärung von Gr. Kerschmer-Rabowsky. Halle a. S., Wilschau & Wetzelg 1901.
- Der Kotie. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur. Herausgeg. von C. Mönchberg.

¹⁾ Leider ist derselbe zu umfangreich, um ihn hier mitteilen zu können. D. Red.
²⁾ Vgl. Protokoll der Hauptvorstandssitzung vom 29. Juni d. J. in dieser Nummer. D. Red.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Revision bestimmte Bücher u. dgl. sind bis auf Weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, J. J. Mönchsmintzel bei Hangelsberg.

Un die geschätzten Leser unserer Zeitschrift „Ethische Kultur“ erlauben wir uns die höfliche Bitte zu richten, uns freundlichst die uns sendenden Nummern 1-14 des 8 Jahrgangs (1900) zur Verfügung zu stellen.

Mit ergebenem Dank im Voraus

Hochachtungsvoll

Verlag für ethische Kultur, Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14.

FINOT,

Die Philosophie der Langlebigkeit

(La Philosophie de la Longévité).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Alfred G. Fried.

Preis broch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschengeist am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom Geheimnisse des Werdens und Seins, vom Grauen des Vergehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht damit, hygienische Regeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

- Leo Berg, Gesejjelte Kunjt 2,—
- Leo Berg, Das jexuelle Problem in Kunjt und Leben 1,50.
- Professor Dr. L. Büchner, Die soziale Frage 0,20.
- A. G. Fried, Unter der weissen Fahne 3,—.
- Gaupp, Die Entwicklung der Psychiatrie im 19. Jahrhundert 0,100.
- von Hase, Die psychol. Begründung der relig. Weltanschauung 0,80.
- Ernst Heinemann, Die Bilanz des Christentums 2,—.
- P. Lesueur, Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Uebersetzt v. Hulda Förster 1,—.
- Mic. Melnikow, Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau 3,—.
- Mischer, Die freie Liebe und die Frauen 0,50.
- Willy Schlögl, Psychopathisches Stützenbuch 1,50.
- Stern, Die Psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts 1,—.
- Dr. J. Wollnig, Kritiken und Erklärungen 1,50.
- Dr. J. Wollnig, Berliner Fragen 2,—.

Briefmarken,

Bad Elster.

Bezugsübersenue aus Vollensteders mit eigenem Bildsch. noch jeben mit eingefügtem Bildsch. freilich an, nach überlegen (samtliche vollenstedersche Verlage für einigleiten).
A. Mautschke, Berlin, Götlichstr. 21. Privathaus „Stadt Hittenburg“ 3700 in Schloßstr. 109 bei Cotta. Nummer 5-25 877. Preis je 24 Stk.

Im Verlage für Ethische Kultur, Richard Vieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden dabeil und im Bureau der Gesellschaft (IV., Unter den Linden 16) jezt zu ermäßigten Preisen abgegeben:

- Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.
 - 1. Jahrgang 1893 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei J. Dammier, Berlin) Verlag d. D. G. & K. Heft 1-3. Gr. 8^o, 90 $\frac{1}{2}$. 0,50
 - 2. Jahrgang 1893, Heft 1-3. Gr. 8^o, 44 $\frac{1}{2}$. 0,50
 - 3. Jahrgang 1893, No. 1-10, gr. 8^o, 40 $\frac{1}{2}$. 0,50
- Ethische Kultur, Wochenschrift f. sozial-ethische Reformen. Bearb. 1893 von Prof. G. v. Sigurd, unter Mitwirkung von Dr. J. W. Foerster herausgegeben von Dr. N. Penzig und Dr. H. Kronenberg. 1. Jahrg. 1-IV (1. Semester, bei J. Dammier, Berlin.) Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester, 1897; VI, 1898; VII, 1899. Gr. 8^o Einzelnumm. 0,20. Jeder volle Band geb. 0,50
- Ethische Hoffnungen und Aussichte. (Die Eisenacher Jubiläumsmusst zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung v. 5.-15. Aug. 1893. Abdruck sämtlicher 14 Vorträge und Besprechungen, zusammenge stellt von G. Maier. Berlin, Verlag der D. G. & K. 1893. 2. Aufh. 1893. gr. 8^o 328 $\frac{1}{2}$. 2,00
- Daraus sind nur noch einzelne Sonderbrände zu haben und zwar von
 - W. Foerster, Eröffnungsrede und einl. Darstellung betr. den ethischen Bund und die Akademie f. ethische Kultur. 16 S. 0,20
 - G. Maier, Die Organisation d. ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die freimaurerl. 24 S. 0,20
 - Kna Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung 10. S. 0,20
 - A. Börling, Der ethische Unterricht. 22 S. 0,20

- Kowensheim, Die Ethik Demokrits. 24 S. 0,20
- Bruno Meier, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 S. 0,20
- A. Börling, Der Inhalt der sittlichen Forderung; Berlin, Verlag d. D. G. & K. 1893. gr. 8^o. 0,20
- Rudolf Penzig, Sünde und Erlösung. Berlin, Verlag d. D. G. & K. 1894. gr. 8^o, 52 S. 0,50
- Dr. J. W. Foerster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Parität gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898. 8^o 52 S. 0,50
- Stiftungsinr. in die Grunndanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 1. Auflage 1900. gr. 8^o, 16 $\frac{1}{2}$ S. 0,10
- Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. J. W. Foerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Bairisch). Den Mitgliedern gratis und franco. No. 1 vom 1. April 1897. 8^o 20 $\frac{1}{2}$ S. (vergriffen)
- 2 „ 1. Januar 1898. 8^o 22 $\frac{1}{2}$ S. 0,25
- 3 „ 1. Juli 1898. 8^o 40 $\frac{1}{2}$ S. 0,25
- 4 „ 1. Oktober 1898. 8^o 20 $\frac{1}{2}$ S. 0,25
- 5 „ 1. Februar 1899. 8^o 47 $\frac{1}{2}$ S. 0,25
- 6 „ 1. Juli 1899. 8^o 0,25
- 7 „ 1. Januar 1900. 8^o 0,25

Dieser Nummer liegen Programme und Weisjettel der Gesellschaft für Verbreitung von Volksebildung bei, auf die wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Vieber in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. G. Neub. Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Verlag
Ihren Geschäfts-
Brief Nr. 150 20
sind abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Holl.-Strömungstr. 14
Nr. 2464.

Ethische Kultur

Preis:
Die Einzelhefte
Kassenscheine 40 Pf.
Belagen
5 Pf. nach
freier Vereinbarung.
Anträge zu allen
Annoncenbetriebe
sind in der
Spezialität S. W. 19.
Kommunikationsstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 20. Juli 1901.

Tr. 29.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Der „vornehmste Kod“ und die goldene Amtskette. Von Dr. K. Penzig. — Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Von P. Verthold. — Die Orthodoxen an der Arbeit. — Streiflichter: Gemeinberechtigung der Landarbeiter. Elend auf Reisen. Anaximandros Stellung zur Religion. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Stuttgart. Abteilung Jena. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Der „vornehmste Kod“ und die goldene Amtskette.

Von Dr. K. Penzig.

Ueber dasjenige, was aller Welt selbstverständlich dünkt, zu erfragen, ist, wie Aristoteles schon ausgesprochen, die Sache des Philosophen. Vor seinem klauenden Auge sieht die platte Selbstverständlichkeit zu dem Wirrwauel unendlicher Unbegreiflichkeiten zusammen, angeht sich deren er dann kein sokratisches Nichtwissen bekent. Dafür aber verleiht ihm die Logik das Recht, Dieses selbstverständlich zu finden, worüber die Andern erfragen. Man kann es geradezu als das Kennzeichen philosophischer Laienshaft bezeichnen, an dem wirklich Unbegreiflichen achlos vorüberzugehen, dagegen vor dem, was sich folgerichtig nach der Logik der Thatjachen entwickelt hat, plötzlich erstant und entsetzt still zu stehen.

Ein schönes Schulbeispiel von der philosophischen Unbefangenheit der Mehrzahl unserer Zeitgenossen boten in der letzten Woche die Erörterungen über die Nichtbestätigung des Herrn Kaufmann, Bürgermeister von Volkes und der Minister, aber nicht von Königs Gnaden. Die Militärpapiere des Herrn waren nämlich nicht ganz in Ordnung. Zwar hatte er eine Zeit lang mit Ehren den „vornehmsten Kod“ getragen, aber, da er sich schon als Reserveleutnant den Luxus einer nicht von seinen Vorgesetzten approbierten Meinung gestattete, nicht lange genug, um der Ehre teilhaftig zu werden, eine leitende Stellung in dem größten Kommunalwesen Preußens zu bekleiden und die goldene Ehrenkette bürgerlicher Tüchtigkeit zu empfangen. Und darüber wundert sich nun Müller und Schulze, die doch aus ihrer eignen Dienstzeit wissen, daß im Militärstaat Preußen nicht leicht ein schimmeres Hindernis fürs Avancement gedacht werden kann, als eine nicht ganz „propere“ Konduitenliste. Dieselben Herren Müller und Schulze, die bei ihren Söhnen und Schwieger-söhnen, dem Herrn Oberlehrer, Ingenieur, Referendar oder Arzt mit väterlicher Sorgfalt darauf achten, daß die Herren nicht etwa nur als Bißgeldweibel entlassen worden sind, sondern hübsch ihren Reserveleutnant vor den bloßen Einseitigkeit setzen können. Dieselben, die bei keiner Parade auf dem Tempelhofer Feld fehlen dürfen, die am Stammtisch trotz ihres üblichen „Freijuns“ die Not-

wendigkeit der dritten Bataillone mit Sachkenntnis verstehen, denen die militärische Ueberlegenheit Deutschlands und damit seine Weltmission zum Dogma geworden und die das jüngste Kaiserwort von dem vornehmsten Kod für einfach selbstverständlich halten.

Freilich, auch der Philosoph kann sich darüber nicht besonders wundern. Kein objektiv sieht er ja seinen Grund, dem Wehrstand den Prinzipat statt der bloßen Gleichordnung mit Lehr- und Nährstand einzuräumen, aber er überblickt die Geschichte der Völker, den Kampf der Stände und den Entwicklungs- und Bildungsgang unserer Vürsten. Da bleibt ebenjowenig etwas zu wundern, als wenn sich der Adel als die Edelsten der Nation, der Agrarier als Stütze von Thron und Altar, der Bauernstand als den eigentlichen Volkstern, der Schulmeister als den Träger des Fortschritts und der Geistliche als das Salz der Erde bezeichnen. Sie haben in gewissem Sinne alle recht, und der oberste Kriegsherr vielleicht am allermeisten, wenn er in dem Soldatenberuf den vornehmsten Beruf erblickt. Eben weil dieser faktisch überall der vorgezogene ist. Es liegt nichts darin, als die Feststellung einer besannenen Thatjache. Welchen Kod bedeuten denn die Grenzzeichen der gekrönten Häupter des In- und Auslandes dichter, als den bunten Soldatenrock? Dagegen muß sich jeder Geheimrats-, ja Ministerfrack verstellen, gar nicht zu reden von dem simplen Bürgermeisterrock, trotz der glänzenden Amtskette.

Also nicht um dies Wort wollen wir rechten. Vornehmheit und Würde sind ja nicht unzerrennlich verbunden. Das ergibt sich schon daraus, daß mitunter die Würde allein nicht genügt, und die Vornehmheit ihr nachhelfen muß. So, wenn ein früherer Reichstagspräsident diese bescheidene Würde durch seine Landwebrleutnantsuniform bei höchstem Empfang glänzender zu machen suchte, oder wenn einem simplen Minister sein unzureichendes militärisches Avancement nachträglich aufgebessert wurde, damit er doch bei Hofe eine einigermaßen erträgliche Figur machen konnte. Welche Vornehmheiten hätten sich für den Oberzeremonienmeister ergeben können, wenn der Leutnant a. D. als Würdenträger der Hauptstadt zur Allianz besohlen worden wäre! Und nun gar ein Oppositionsmann!

Es ist nicht schwer, zu sehen, daß hier — an relativ geringfügiger Stelle — wieder zwei Welt- und Lebensanschauungen auf einander gestoßen sind, Feudalzeit und Neuzeit, der Geist militärischer Rangordnung und Autorität mit dem Freiheitsgeiste bürgerlicher Selbstverwaltung, ererbte Vornehmheit und erworbene Würde. Das Vertrauen, das viele Zehntausende einfacher Bürger ihrem Mitbürger jensehn, wiegt zu leicht, wenn in die entgegengelegte

Wagchale der Willen des Herrschers gelegt wird. Wir begreifen es, daß es auf Augenblicke unheimliche Empfindungen erregt, wenn man plötzlich unanfsat daran erinnert wird, daß wir Untertanen sind, die regiert werden, nicht etwa Bürger, die ihre eigenen Angelegenheiten selbst verwalten. Man hatte uns das Letztere so oft vorgefaßt, daß wir wirklich daran zu glauben anfangen. Das bishen Befähigungsrecht der Regierung bei Magistratswahlen, das da in der Verfassung noch gelassen worden war, was konnte es groß schaden? Im Gegenteil: Ordnung muß sein — sagen Müller und Schulze; wir haben zwar das Recht, zu wählen, aber die Regierung weiß doch am besten, was uns not thut. Zwar haben wir da das Abgeordnetenhaus, das dies veraltete Befähigungsrecht ändern könnte — aber wenn wir Kapitale wählen, könnte es am Ende aufgelöst werden! Lieber schiden wir unsere alten, bewährten Volkswortreter dahin, möglichst viel Landräte, Obersten a. D. und Beamte, die ja der Regierung nahe stehen und höchstens noch ein wenig militärisch-romme Opposition, damit die Landtagsberichte etwas interessanter werden.

Eine solche Gesinnung — und sie herrscht unter den Landtagswählern selbst der oben so übel angeführten Haupt- und Residenzstadt mehr als man glaubt — hat das Recht verdirrt, sich über Vorkommnisse, wie diese Nichtbefähigung, zu erregen. An höchster Stelle kennt man die Harmlosigkeit solcher leicht wieder verflüchtenden Stürme im Glase Wasser. War nicht erst jüngst aller Groll über die lange Wartezeit des Oberbürgermeisters in dem Augenblicke ipullos verfliegen, als die königliche Gnade den Erwählten der Stadt acceptierte?

So laßt sich nicht unser Bürgertum an die ethische Pflicht erinnern, auch auf politischem Gebiet das Recht der freien Persönlichkeit energisch zu vertreten, ist nicht zu erwarten, daß die goldene Kette, die von selbstbewußten freien Bürgern dem Manne ihres Vertrauens um den Nacken gesungen wird, den bunten Rod der höfischen Vornehmheit verdrängt.

Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter. *)

Cempuis war eine große Familie, in der Lehrerinnen und Lehrer, Knaben und Mädchen, Große und Kleine gemeinsam lebten; sie nahmen Teil an den gleichen Studien wie an den gleichen Arbeiten, sahen am selben Tische und genossen dieselbe Nahrung, hatten dieselbe Erholung, dieselben Spaziergänge, dieselben Vergnügungen und Freuden — mit einem Wort sie führten dieselbe Existenz. Es wäre unrichtig zu glauben, daß die gemeinsame Erziehung der Geschlechter etwas Fremdes oder ganz Neues sei, wie manche Leute glauben.

Sie ist längst vor der Eröffnung des Waisenhauses Prévost (Cempuis) erprobt worden, in einer sehr alten und sehr bekannten Erziehungsanstalt, die man . . . die Familie nennt. Die Natur vereint am selben häuslichen Herd Kinder von verschiedenem Alter und von ungleichem Geschlecht, und dieser Mittelpunkt galt von jeher als ein vorzüglich moralischer und moralisch wirksamer, als Pflanz- und Pflegstätte wahrer Hingebung und gesunder Gefühle, vorausgesetzt, daß die Erzieher selbst gesunde und moralische Wesen seien.

Man kann nun fragen: Warum soll das, was für fünf oder zehn Kinder gut ist, für dreißig oder hundert schlecht sein?

*) Kapitel aus dem Bericht über „Cempuis“, Erziehungsanstalt in Ois, Département de la Seine; von Gabriel Girard, Paris, Schlicher Frères, Bibliothèque Internationale des Sciences sociologiques, übersezt von P. Wertholt.

Cempuis war nichts anderes als eine soziale Familie, in Allem der natürlichen Familie nachgebildet, aber einer jener Familien, deren Sitten rein und anständig unter der rücksichtsvollen Obhut eines Vaters und einer Mutter stehen, die im Stande sind Lehre und Beispiel zu geben.

Dieser Versuch inmitten einer sozialen Gemeinschaft und besonders in Verbindung mit einer Schuleinrichtung die Grundbedingungen des Familienlebens herzustellen, ist auch keine zufällige Erfindung oder das Produkt der Phantasie eines abenteuerlichen Geistes, der seiner Theorie vertraut, selbst auf die Gefahr hin, daß sein Versuch misslingen könnte.

Die gemeinsame Erziehung der Knaben und Mädchen ist nur in Frankreich neu . . . Frankreich, dem merkwürdigen Land, wo die Ideen so gut gedeihen . . . Aber man erntet sie erst, wenn sie anderswo geblüht haben. Unser Nationalgeist, glänzend und theoretisch weit vorgeschritten, hängt in der Praxis so sehr an der Schwelone, daß wir warten müssen, bis unsere Nachbarn eine fortschrittliche Idee aufgenommen, sie lange Zeit erprobt und ausgemüht haben, bevor wir uns ähnlichen fragen, ob wir nicht auch einen Versuch wagen sollten, — aber dann nur in einem ganz kleinen Winfel!

Das ist unsere Geschichte auf allen Gebieten. Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter, der man bei uns noch mit Erläutern und Wisttunen begegnet, ist in Amerika seit langem eine allgemein angenommene Tatsache geworden. Man wende nicht ein, daß unsere jungen Brüder jenseits des Ozeans darin unbesonnen oder auch nur übereilt „amerikanisch“ gehandelt hätten. — Gar nicht. Ganz im Gegenteil, sie sind klug und besuhtsam vorgegangen. Erzieher, Philosophen und Moralisten haben die Sache gründlich besprochen, und als es sich darum handelte von der Theorie zur Praxis überzugehen, führte man die Besuche mit aller Vorsicht und allmählichen Uebergängen; man leitete Untersuchungen ein, kontrollierte die Auskünfte auf Strenge und verglich die Resultate von den verschiedensten Standpunkten aus; man ging sogar mit einer gewissen Langsamkeit vor, um keinen Schritt zu wagen, wenn man nicht sicher war auf festem Boden zu stehen.

Diese Thatfachen sind bei uns nicht zur Kenntnis des großen Publikums gelangt — weil unsere Zeitungen so voll von Schwägereien und fleischlichem Klatsch sind, daß ihnen keine Spalte für die ernste Diskussion bleibt. Aber in den Kreisen der Erzieher, der Philosophen und Moralisten sind diese Thatfachen nicht unbemerkt geblieben. Selbst die Universität und die Verwaltungsbehörde haben dieselben zur Kenntnis genommen. Besonders einer sehr interessanten und bemerkenswerten Schrift, die reich an Thatfachenmaterial ist, kann gar nicht genug Erwähnung geschehen; es ist das „Le Rapport officiel sur l'Instruction primaire à l'Exposition universelle de Philadelphie“, von Ferdinand Duiffon, Direktor der Elementarschulen. Diese Schrift, die etwa vor 20 Jahren erschien, war sicher nicht ohne Einfluß auf die Gründung des für beide Geschlechter bestimmten Waisenhauses in Cempuis.

Zu den Eigentümlichkeiten des amerikanischen Schulwesens, einer Eigentümlichkeit, die in Europa sehr vermisst aber sehr wenig verstanden ist, gehört der fast allgemeine Gebrauch, die Mädchen und die Knaben gemeinsam zu erziehen. Diese gemeinsame Erziehung wird mit dem Ausdruck der „Coeducation“ bezeichnet. — Die geschlechtlich gemischte Schule ist nicht eine im Raffaire gebaute Einrichtung, sondern der bevorzugte Schlußpunkt.“ (Wiffon.)

Man sagt, daß die Geschlechter verschiedenartige Naturanlagen haben; — zugegeben; aber man muß dies Verschiedenartige nicht sinnlich steigern. Die normalen Unterschiede, die die Natur braucht und die die Folge der verschiedenartigen Beschaffenheit des Körpers und seiner Funktionen sind, bedürfen keines besonderen Schutzes. Die gemeinsame Erziehung wird sie nicht verschwinden machen

Zelbt wenn man es wollte, würde es nicht gelingen, und in Gempuis hat man es niemals versucht. Aber die Liebertreibung jener harmonischen und glücklichen Verschiedenheit führt zu harten und einschneidenden Widersprüchen; feindliche Gegenjase werden die Ursache von Uneinigkeit in der Gesellschaft sowohl wie in der Familie. Mütterchen veranlaßt einen dauernden Kriegszustand, bei dem die Waffen einerseits in Gewalt, andererseits in List bestehen. Dadurch bildet sich jene unnatürliche und unmoralische Gegenseitigkeit, die durch die sozialen und religiösen Gegenjase aufs Außerste getrieben und durch eine systematische Zönererziehung sorgfältig unterstüzt wird. Diese Liebertreibung befämpfte man in Gempuis. Sie sollte durch die gemeinliche Erziehung gemildert und schließlich aufgehoben werden. Die Trennung der Geschlechter im sozialen Leben von früherer Kindheit an macht die Männer roh und despotisch, die Frauen schwach und listig. Wo Männer ohne Frauen und Frauen ohne Männer leben, können wir die extremsten Folgen dieser Trennung beobachten; einerseits die Berufsfolaten und die Matrosen, andererseits die Weisweibern . . .

Auf einer Schulbank daselbe gelernt zu haben ist der Weg zu gegenseitigem Verständnis. Der tägliche Verkehr, die Annäherung von Kindern beiderlei Geschlechts in Schule und Familie mildern die Gegenjase, lassen sie gegenseitig ausgleichend, machen sie gegenseitig verbessert auf einander wirken. Die Knaben werden weniger ungesund und schroff, zarter und artiger, die kleinen Mädchen freier im Benehmen, weniger oberflächlich, weniger an Kleinigkeiten hangend, weniger dem Fuß ergeben sein. —

Außerdem giebt es nicht zweierlei Wissenschaft, zweierlei Wahrheit, die eine für den Mann, die andere für die Frau. Es giebt nur eine Wahrheit für die ganze Welt. Man kann sie kennen oder nicht kennen. Am Augenblick aber, da man zwei Kindern, einerlei welchen Geschlechts, etwas lehrt, muß man sie daselbe lehren.

Die intellektuelle Ungleichheit zwischen Mann und Frau ist in ihrer übertriebenen Betonung auch nur ein Vorurteil. Soweit sie vorhanden zu sein scheint, sollte man sie nur als die erste Folge einer durch Generationen von Vorurteilen geleiteten Erziehung ansehen. Und auch in diesen Fällen ist sie anzuzweifeln, um nicht mehr zu sagen.

Es ist eine allgemeyne brennende Thatsache, die uns im Laufe unserer Besuche in den Vereinigten Staaten und in Kanada von amerikanischen und fremden Beobachtern hundert mal bestätigt worden ist, daß es unmöglich ist, irgend eine intellektuelle Verschiedenheit zwischen Kindern zweierlei Geschlechts zu entdecken. Sobald man sich bemüht für sie zu pflügen, kann man die Fähigkeiten der Burschen in den Mädchen ebenso sich entdecken leben wie die Spannsie bei den Knaben.

Wenn sie daran gewöhnt sind neben einander zu leben, sind sie nicht mehr in Gefahr als die Brüder und Schwestern in einer Familie. Je weniger man bemüht ist für zu trennen, desto weniger Oberrücken und herabsetzende Bezüge wird es geben. Als Kinder noch es sie nicht erkennen Verstand und Geist zu teilen, herauszufinden werden für eine Überredung und Unruhe die Gemeinlichkeit fortsetzen. Der Verkehr, ebenso lebenswichtig wie unschuldig, wird seine neuen Erzeugnisse hervorbringen, weil er nicht neu ist. Durch einen unmerklichen Ubergang von der Kindheit zur Jugend hat der Amerikaner eines der wichtigsten Probleme der Moralreifeung gelöst.

Obmals hörten wir in den Vereinigten Staaten das Wort Jean-Paulus: „Die dritte Garantie für ein gutes Betragen ist die gemeinliche Erziehung der beiden Geschlechter; zwei Knaben in einer Schule werden weiß Mädchen schämen und umgekehrt. Aber ich garantiere für nichts in einer Schule, wo nur Mädchen sind, noch weniger für die, wo nur Knaben sind.“ (Rapport de M. Buisson, eb. X, p. 187.)

Er hatte Recht, der gute Jean Paul, für nichts garantieren zu wollen; wir wissen alle davon zu erzählen.

In Frankreich ist das Problem nicht in seiner ganzen Ausdehnung gestellt worden^{*)}, weil nirgend als in dem

Waisenhaus Prevost die gemeinliche Erziehung der Geschlechter von der Zeit der ersten Kindheit bis zur Zeit der Reife ausgedehnt ist. Diese Reife wurde in der Anstalt durch nichts beschleunigt. Im Gegenteil, die gesamte physische und moralische Weinkleistung ist geeignet, ihren Eintritt bis zum normalen Zeitpunkt zurück zu halten. Aber die Amerikaner waren bebezogter oder, wenn Sie wollen, logischer. Sie wendeten ihr Prinzip nicht nur im Elementarunterricht an, sondern sie dehnten es auf alle Stufen des Unterrichts aus; sie wandten es nicht nur für die Kindheit, sondern für die ganze Zeit der Jugend an. Ihre Erfahrungen gaben ihnen keinen Grund zur Neue, und das bestimmte sie, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuführen. Die Gymnasien, die Universitäten, die Normalklassen sind zum großen Teil gemischt. Außerdem giebt es Anstalten, die nur für junge Männer gegründet sind, die aber ausnahmsweise einige junge Mädchen aufnehmen; am meisten ist es aber umgekehrt der Fall: Mädchenschulen, die von 2, 3, 5 oder 10 jungen Leuten besucht werden. „Drüben“ verwehrt man sich nicht über solche Dinge. — Es sind sehr ernste Enquêtes ausgeführt worden. J. Puffon sagt:

„Die mittleren und höheren Lehnanstalten wurden alle durchgenommen. Alle Antworten waren gleichlautend: nicht nur einstimmig in ihren Folge-

die Rolle der Frau im Unterricht brachte er den folgenden Antrag vor, der einstimmig abgelehnt wurde: „Der Kongreß möge beschließen: daß ohne Ausnahme die Funktionen des Unterrichts allen Menschen — ohne Unterscheid des Geschlechts — zugänglich seien; man gehe langsam und vorsichtig vor, aber man erhöhe Schritt um Schritt alle Grade, alle Schulen und Kurse für beide Geschlechter zugänglich zu machen.“

Diese Resolution war von den nachstehenden Erzeugnissen unterstüzt: — Solange die Stärke des Widerpruchs die Schritte des Geschlechtsunterschieds bestimmen konnte, wendete sie überall ihr bekanntes Prinzip an: trennen um zu regieren. Das war das einzige Mittel um dem Jtrium die Herrschaft zu erhalten. Uebrigens, wie die Natur einen kleinen Unterschied vorzuziehen, wurden sie durch Vorschriften zu Ungunsten erweitert. Welcher Abstand zwischen Verrern und Volk, zwischen den Reichen und den Armen: Die physische Erziehung beherrschte den sozialen Egoismus: die Knaben wurden die Geschickten, die Mädchen Arbeiterinnen in geschlossenen Anstalten überantwortet, wo man sie nach der Größe und dem Alter trennte. Die mehrfache Erziehung, wie sie das normale soziale Leben dem Einzelnen giebt, ist das Resultat des Einflusses der Gesamtheit von Individuen, Alten und Jungen, Männern und Frauen, Großen und Kleinen auf den Einzelnen. In einer Anstalt, die nicht auf metaphysische Vorurteile gegründet ist, sondern auf soziale Wirklichkeit, muß man trachten, möglichst alle jene Elemente der Erziehung zu vereinigen.

Diese Wahrheit scheint ein Axiom zu sein: Erzieher, die gemeinlich an besterter Aufgabe arbeiten, sollen brave, tüchtige, wohlwollende muntere Menschen sein; die zu Erziehen sollen eine große Familie von Waisenkindern und Schwestern bilden, bei denen die Erzieher in verschiedenen Abteilungen die Rollen einnehmen, die in der natürlichen Familie ältere Brüder und Schwestern, Vater, Mutter und Geschwister einnehmen. Das Ausschließen eines dieser Elemente ist traurig, sowohl für die Erziehungsfamilie wie für die natürliche Familie, für die ersterer sogar noch mehr, weil der Bursche eine größere Anzahl von Menschen trifft.

Defhalb soll auf jeder Stufe und in jeder Art von Schule, zum Zweck der bestmöglichen Erziehung die Schule nach Geschlechtern gemischt sein, sowohl was die Schüler als was die Lehrer betrifft.

Das ist, wenn möglich, für den eigentlichen Unterricht noch viel einleuchtender. Hier kann vernünftiger Weise das Geschlecht der Schüler und Lehrer nicht in Frage kommen. Wissenschaftliche Geschäfte, Sprachen, Zeichen, Musik — sie verändern sich nicht je nachdem sie von Männern oder Frauen den Knaben oder den Mädchen gelehrt werden. Das ist reine Sache des Gehirns, und der Unterricht soll nicht dem Geschlecht oder dem Alter angepaßt sein, sondern der Fähigkeit der Jünger. Außerdem betrifft noch bei einer Anzahl von Männern ein Vorurteil bei, des Kongreßes an Energie bei den Frauen, der sie aus gewissen Arbeitsstellen ausschließen soll. Doch können wir alle energische Mütter und heftige Männer Selbst wenn nach dieser Richtung eine Statistik möglich wäre, und sie sprach zu Gunsten der Männer, so würde das nur wenig beweisen, da die Emanzipation der Frauen erst in ihrem Anfang steht.

Ubrigens klingen manche Frauen für die Wiederherstellung ihrer Rechte in einer Real, die sie gelegentlich über das Ziel hinauschießen läßt. Wir wollen, daß die Frauen überall mit uns arbeiten, aber wir wollen auch, daß wir überall mit ihnen arbeiten. Wir wollen sie nirgends verdrängen, doch sollen sie auch unsere Mitarbeiterin nicht sein sich sehen. Dieser Zusammenstoß ist unerlässlich für die Zukunft der Schule, wie der Gesellschaft; die Auswirkung des einen wie des anderen Teiles ist für das Ganze von Radikal.

^{*)} Im Jahre 1889 wurde H. Paul Robin, Direktor der Erziehungsanstalt in Gempuis, eingeladen, an dem Internationalen Kongreß für Elementarunterricht in Paris, teilzunehmen. Auf die zweite Frage über

rungen, sondern es waren auch bestimmte Haltungen und jährliche Einzelheiten von erfahrenen Männern aus den verschiedensten Stellungen mitgeteilt worden, die diese Ansichten bestätigten."

"Aber", wird man sagen, "ist es nicht möglich, daß sich unter solchen Bedingungen Reigungen entwickeln können?"

"Wir hoffen es!" antworten unsere Amerikaner. "Unter weichen besseren Vorbedingungen könnten sich Neigensbindnisse fürs Leben schließen lassen?"

Dieser Gedanke wird manche französische Mutter empören . . . manche, die darauf rechnen durch Begehungen auf dem Ball oder im Theater ihre Tochter zu verheiraten. . . Und sie muß es thun, da es bei uns keine andere Gelegenheit giebt, sich kennen zu lernen.

Uns erscheint der amerikanische Gedanke klüger und im Grunde weniger gewagt und gefährlich.

Dr. Fairchild, Präsident des I. und eines der größten gemischten Kolleges (Oberlin in Ohio) sagt:

"Die meisten Reigungsverhältnisse, die zu Ehe führen, bilden sich zwischen dem 16. und 24. Jahre: das ist die Zeit des gemeinsamen Studiums. Es wäre unnatürlich, wenn derartige Beziehungen zwischen unseren Schülern sich nicht bilden würden. Was man vernünftiger Weise nur sagen kann, ist, ob diese Reigungen und die ihnen folgenden Verbindungen sich sonst unter günstigeren, freieren Bedingungen hätten entwickeln können und dadurch zu größerem Glück geführt hätten. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß Lehrer und Eltern aller Aussicht entbehren seien und die Augen schließen sollten. Das würden auch die Amerikaner nicht befeuern. Aber ohne die Notwendigkeit einer äußeren Kontrolle zu leugnen bilden sie sehr auf die Selbstkontrolle der jungen Leute. Gerade diesem gemeinsamen Leben, vieler Freiheit der Bewegung, die vom frühesten Alter angebahnt ist, als dem was Scheinbar die Gefahr bringt, schreiben die Amerikaner die größte Wirksamkeit zum Schutze ihrer Kinder zu."

"Zuflügler und ernstliche Begehungen junger Leute und junger Mädchen, die in längeren Zeitspannen stattfinden, werden sich am besten abwickeln mit sich bringen, als ihr süßsüßes und regelmäßiges Beisammensein zu denselben Stunden und zum gleichen Unterricht."

(Rapport de Buisson ch. VI p. 147.)

Zweifellos; denn eine der größten Gefahren in dieser Beziehung liegt darin, daß man sich romantische Vorstellungen von einander macht, die zu einer unbedachtamen Wahl, gefolgt von den grauämlichen Enttäuschungen, führt. Sich kennen, sich täglich sehen in dem praktischen Lauf des Lebens, ist die geeignetste Art, einer unüberlegten Schwärmerei zuvorzukommen.

Alle diese Schlässe sind sehr klug; sie sind von jener Klugheit, die sich nicht gegen, gegen gewisse hergebrachte Ideen zu Felde zu ziehen, aber die auf ernsthaften Erwägungen und langjährigen Erfahrungen beruht. Selbst angenommen, daß die menschliche Natur in Amerika eine ganz andere sei, als in der anderen Welt, wie es Puffison sehr scharfsinnig sagt, so muß man annehmen, daß, wenn nur die ersten Schwierigkeiten, die das Vorurteil schafft, beseitigt sind, die Gewohnheit bei uns auch nicht mehr Unzulänglichkeiten bringen würde wie bei den Amerikanern.

Wir können beobachten, daß die Engländer bis zu gewissem Grade in mehreren ihrer Anstalten, wie z. B. in dem University College in London, die amerikanische Idee der Coeducation aufgenommen haben und sie nicht schlecht, sondern gut gefunden haben.

Die Holländer haben seit langem Erziehungsanstalten, in denen Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet werden.

Die Belgier haben kürzlich ein gemischtes Waisenhaus nach dem Muster von Cempuis gegründet.

Man kann aber auch einwenden, ob denn nicht zu befürchten sei, daß im täglichen Verkehr mit Knaben, derselben geistigen Disziplin unterworfen, die Mädchen sich selbst unbewußt, ein männliches Benehmen annehmen werden, das im Gegensatz zu der Grazie steht, die ihr Geschlecht sonst auszeichnet. Auch hier antwortet die Er-

ziehung. Die gemeinsame Erziehung hat den Erfolg gehabt, statt, wie gefürchtet wird, die Mädchen weiblich und dreist zu machen, ihnen eine bescheidene, zurückhaltende, durchaus weibliche Haltung zu verleihen, ohne die, wie sie sehr wohl wissen, sie ihr Ansehen bei ihren männlichen Studiengenossen verlieren würden.

Ein weiterer Erfolg besteht darin, daß zwischen den Knaben und Mädchen ein Wettstreit entsteht, der zum Vorteil ihrer Studien gereicht, da beide Teile sich nicht zu dem andern als dem schwächeren beizugehen lassen wollen. Dieser Wettstreit macht sich nicht nur in dem Alter geltend, von dem wir eben sprachen, sondern schon viel früher bei den kleinen Knaben und Mädchen der Elementarschulen. Ganz unbewußt wirken die beiden Gruppen gegenseitig auf einander, sie ermuntern sich und regen sich zum Lernen an, sie erhalten sich in einer Art von beständiger Rivalität, die zu dem Wettstreit der Person den noch viel schwerer zu erwerbenden Wettstreit einer Gesamtheit fügt. —

Diese Art des Wettstreters darf man wohl die geübtere und moralischere nennen, da der persönliche Wettstreit sich leicht in Neid verwandelt.

Die Erfahrungen, die man während 14 Jahren in Cempuis machte, bestätigen vollständig die Erfahrungen in Amerika und die Schlässe Puffisons. Sowohl vom Standpunkte der Moral als auch vom Standpunkte des Unterrichts hat sich die menschliche Natur im Waisenhaus zu Privot nicht anders gezeigt als in Amerika. Was vorübergehenden Besuchern von Cempuis und solchen, die längere Zeit dort verweilen, anfing, war der fröhliche, gedehnte Ausdruck der Gesichter, der offene Mut, das freie Benehmen der Knaben und Mädchen, der Ausdruck von Güte, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, die für die Keinheit ihrer Sitten sprach.

Was nun die intellektuelle Gleichheit der beiden Geschlechter betrifft, so sind die Schlässe innerhalb der Altersgrenze von 5—16 Jahren, die man beobachten konnte, übereinstimmend mit denen jenseits des Ozeans. Bei genauer Beobachtung glauben die Erzieher von Cempuis manchmal schwache Unterschiede nach der einen wie nach der andern Seite zu bemerken. Es gab leichte Schwankungen, im ganzen schließlich Gleichgewicht. Aber es muß wiederholt werden: die gemeinsame Erziehung der Geschlechter muß im Zusammenhang betrachtet werden; dieser wichtige moralische Faktor bildete die Eigenart von Cempuis innerhalb seines Programms, der Organisation der Anstalt zum Zwecke der Allgemeinerziehung.

Paul Robin und seine Mitarbeiter bemühten sich bei den Kindern ein Gleichgewicht zwischen Körper und Geist herzustellen und zwar durch häufige und wohlüberlegte Abwechslung von körperlichen Übungen, Spiel, Handarbeit und Handwerk, Feldbau und Gartenarbeit, anregende, klassische Lektüre, künstlerische Betätigung u. Die Keinheit der Sinne und des Geistes, die ihnen zuteil wurde, war nicht nur der gemeinsamen Erziehung zu danken, sie war der Vereinigung gesunder Lebensgewohnheiten zuzuschreiben, die vorbeugend wirkten, wie Mäßigkeit, Regelmäßigkeit, normales, arbeitsames Leben unter normalen Verhältnissen, die den Gewisssinn bilden für antändige Vergnügungen und geistige Freuden.

Diese große Mannigfaltigkeit von nützlichen und angenehmen Beschäftigungen legt alle Lebenskräfte des Kindes in Bewegung. Sie verhindert viele Fehler und die moralische Schädigung derjenigen, deren Körper, geschwächt, entnervt durch ungenügende körperliche Pflege und Übung, mit überreiztem Gehirn kein Gleichgewicht finden können.

Die Orthodoxen an der Arbeit.*)

Die folgende Resolution der Leiter der Hargrave Park school, Upper Holloway ist von der Londoner Schulbehörde ihrer Verwaltungsbepanation mitgeteilt worden:

Während der Abhalt der Petition, die von der Liga für Moralunterricht der Schulbehörde unterbreitet worden ist, zu unserer Kenntnis gekommen ist, wünschen wir die Aufmerksamkeit der Behörde auf die Verbrechen zu richten, deren man sich bedient, um die Unterlehrern der Eltern zu erlangen, die die Formulare für Dispensation ihrer Kinder vom religiösen Unterricht in der Hargrave Park school unterzeichnet haben. Das wird bewiesen durch die Tatsache, daß sämtliche 189 im Original eingekamten Formulare von den Eltern selbst wieder zurückgezogen worden sind. Wir sind der Ansicht, die Handlungsweise der Liga ist eine ausdrückliche Verletzung des Vergleichs von 1870 und im Widerspruch damit, und wir sprechen das Vertrauen aus, die Behörde werde jederzeit die Schulverwaltung in dem Entschlusse unterstützen, eine derartige Genehmigung zu verweigern.

Dieses merkwürdige Dokument hat inzwischen eine Ergänzung erfahren durch eine fromme, wenn auch etwas ungrammatische Erklärung der Vertretung der Londoner Schulleiter, nämlich:

„Die Behörde sei ehrenbüdig aufzufordern, dem Ersuchen irgend welcher weiterer Petitionen seitens der Liga für Moralunterricht nicht beizutreten.“

Wer hat den Vergleich gebrochen?

Um mit der zweiten Beschuldigung seitens der Hargrave Park-Lehrer zu beginnen, so fragt man uns also an, den Vergleich von 1870 verletzt zu haben. Der Ausdruck „Vergleich“ ist etwas unbestimmt, aber wir können ihn wählen, um sowohl die Cowper Temple Klausel wie die Beweiensklausel einzuschließen. Die Cowper Temple Klausel lautet folgendermaßen: „Kein Religions-Katechismus oder keine Religionsformeln, die für irgend eine besondere Konfession (Denomination) unterzeichnet sind, sollen in der Schule gelehrt werden.“ Die Beweiensklausel gestattet den Eltern, ihr Kind von jedem religiösen Unterricht oder Brauch fern zu halten.

Man behauptet wir zuversichtlich: Die Liga für Moralunterricht hat, weit entfernt, die Klausel zu verletzen, vielmehr den ersten organisierten Versuch gemacht, ihre Beobachtung sicher zu stellen. Wir wollen für diese augenscheinlich fähige Behauptung einige Gründe beibringen:

1. Das eigentliche Ziel der Liga ist die Sicherung der Beobachtung der Cowper Temple Klausel durch Verletzung der Hauptverletzung, die zu ihrer Verletzung führen könnte. So lange die Bibel zum Lehrbuch der Ethik genommen wird, ist es völlig sicher, daß ernste Lehrer, gleichviel, ob bewußt oder unbewußt, ihre Vorschriften im weitestmöglichen Konfession auslegen. Es gibt keinen Bibeltext, der von den Anhängern aller Schulen in der gleichen Weise ausgelegt würde, und läßt man ihn unerläutert, so bleibt er für das Kind völlig unverständlich. Daher kann die Bibel anfänglicher Weise nicht als gemeinsame Grundlage aller Religion zum Lehrbuch benutzt werden. Als einzige religiöse Formel, die nicht für irgend eine besondere Konfession als Unterscheidungsmerkmal gilt, und die doch von allen anerkannt wird, dürfte nur gelten können die einfache Unterweisung in den Pflichten der Menschheit, wofür die Liga eben eintritt.

2. Der Geist der Beweiensklausel ist von Anfang an verletzt worden durch die Tatsache, daß die Kirchen sich die allergrößte Mühe gegeben haben, die Durchschnitts-Eltern in Unkenntnis über ihre Erlaubnis zu lassen. Nur die Liga unterzieht sich der Aufgabe, die Eltern über die Erlaubnis und Tragweite der Formel aufzuklären.

3. Alle Eltern, die scharfsinnig genug sind, um von

selbst die Bedeutung der Beweiensklausel zu entdecken, werden mit der gesellschaftlichen Achtung bedroht, wenn sie ihre Kinder vom Religionsunterricht dispensieren lassen. Ja, ein so dispensiertes Kind hat vermutlich alle Leiden der Isolierung zu ertragen. So schreit man die Durchschnitts-Eltern prafisch davon ab, ihr gleiches Recht zu brauchen. Anders die Liga nun den Eltern, die sich gern die Klausel zu Hilfe machten, zuredet, ihre Kinder zu gleicher Zeit dem Unterricht zu entziehen, weist sie auf die einzig mögliche Schutzmaßregel hin gegen die ungleiche Behandlung der Eltern wie des Kindes.

Nun, die Kirchen hindern die Eltern, sich den Vergleich zu Hilfe zu machen, während die Liga alles thut, was in ihrer Macht steht, um den Vergleich wirksam und brauchbar zu machen.

Wer verführt die Eltern?

Indessen zugehört einmal, wir hätten das Recht, den Eltern die Kenntnis dieser Klauseln zu vermitteln und ihre Beobachtung zu erleichtern, so wird uns weiter untergeschoben, wir hätten uns zu diesem Zweck ungesetzlicher Mittel bedient. Man fragt uns an, die Eltern durch Verbrechen beunruhigt zu haben.

Die Schulleiter scheinen da ein Zerrbild wilder Agitatoren vor Augen zu haben, die die Eltern durch Verblüffung und Ueberumpelung dahin bringen, gegen ihre wirkliche Ueberzeugung die Dispensationsforderung zu unterschreiben. Wir können ihnen die Verdrüßung geben, daß dies eitel Täuschung ist. Natürlich sind wir bereit, jedem Elternpaar, das Interesse daran zu haben scheint, unsere Gedanken auszuinandersetzen, aber wir versuchen niemals unsere Anschauungen jemandem aufzuzwingen. Wenn es sich herausstellt, daß ein Elternpaar unsere Denkungsart nicht teilt, so benehmen wir uns sogar noch höflicher als die alten Evangelisten: wir gehen einfach, ohne erst noch zum Protest den Staub von unserer Zähnen zu schütteln.

Freilich, unsere Widerjäger haben für diese Versicherung nichts, als unser Wort, aber sie haben doch augenscheinlich unsere Literatur zur Hand, und gerade auf sie bezürnden sie ja ihre Anklage auf Verbrechen. Nun merke man wohl: sie sind nicht im Stande, einen einzigen Satz aus unseren Schriften anzugeben, der direkt oder auch nur mittelbar falsch wäre. Sie können sich nur auf die Thatfache berufen, daß die Formulare von den Eltern zurückgezogen worden sind. Das wird nun triumphierend als Beweis dafür ausgerufen, daß die Formulare offenbar unter falschen Voraussetzungen unterzeichnet worden seien. Wir erklären, das beweist gar nichts. Ueberall sind wir sorgfältig darauf bedacht gewesen, niemanden zur Unterzeichnung der Petition oder des Formulars zuqualifizieren, ehe wir uns nicht die äußerste Mühe gegeben, ihm von der vollen Bedeutung dieser Handlung zu überzeugen. Gewiß ist auch unsere einfach menschliche Posthaft leichter verständlich, als die verwirrenden Feinheiten der üblichen Theologie. Wie kann man uns nun dafür verantwortlich machen, daß die Eltern ihre eigene Unterschrift verlegten? Die einfache Wahrheit ist eben, daß die Durchschnitts-Eltern die Absicht haben, sich als Helden oder Märtyrer hinzustellen.

Was ist denn nun in der fraglichen Schule wirklich passiert? Wir haben es, und zwar von Seiten der betroffenen Eltern selbst, erfahren: Der Hauptlehrer der einen Abteilung rief — indem er dabei nach dem Rufe des Vorstehenden des Lehrerkollegiums, eines Geistlichen, verfuhr — die Kinder zusammen und jagte ihnen, sie möchten ihre Eltern dazu veranlassen, unsere Druckschriften zu verbrennen. Wir hören weiter, daß der Hauptlehrer einer anderen Abteilung die Eltern ausdrücklich einlad,

*) Freie Uebersetzung des Artikels in der „Democracy“ vom 29. Juni d. J. betitelt: „Impudent interference“ von S. D. Cantler. Vgl. dazu die Artikel „Ein freigeschicktes Postpostengelekt“ in Nr. 16, „Der zweite Schritt“ in Nr. 22. d. Jahrg.

die Schule zu besuchen und, als sie nun kamen, seine ganze Ueberzeugungskraft aufbot, um sie zur Zurückziehung ihrer Unterschriften zu veranlassen. Es ist ferner festzustellen, daß einer der betreffenden Lehrer die Eltern in derselben Absicht besucht hat. Endlich sind die Kinder, die dispensiert worden waren, in direkter Verletzung des Gesetzes solchen persönlichen Unannehmlichkeiten unterworfen worden, daß sie in Tränen aufgelöst nach Hause kamen und um die Erlaubnis baten, wieder dem gewöhnlichen Unterricht beizuwohnen zu dürfen. Wir bemerken, daß wir diese Behauptungen nur auf Grund dessen aufstellen, was wir von den Eltern haben sagen hören, aber es wird uns interessieren zu erfahren, ob die betreffenden Lehrer und Direktoren es wagen werden, die Genauigkeit dieser Berichte zu leugnen. Wenn die Thatfachen also im wesentlichen wahr sind, so folgt daraus zweierlei: Erstens: Die Beamten an der Margrave-Park-school machen sich, nachdem sie mit vollem Bewußt die Akte von 1870 verletzt haben, einer klaren Unver—torensheit schuldig, indem sie und der nämlichen Verletzung anfallen. Und zweitens: Es wäre mehr als ein Wunder, wenn die Eltern nach dieser großen Einmischung seitens verantwortlicher Beamten ihren Unterschriften treu geblieben wären.

So viel zur Würdigung der Thatfache, daß die 189 Formulare zurückgezogen worden sind. Wir sind keineswegs übermäßig, daß dies vorkommen konnte. Wir wollen jetzt noch hinzufügen, daß wir unterseits auch nicht einmal traurig darüber sind. Die Direktoren ignorieren vollständig die Thatfache, daß die Dispensation der Kinder von dem vorhandenen Religionsunterricht nur ein rein nebensächliches Detail in unserem Plane ist. Unsere Hauptaufgabe ist viel mehr positiv als negativ. Wir wünschen in die Schulen systematischen Unterricht über Moral ohne die Beihilfe der Theologie einzuführen. Die Kinder werden nur zu dem Zwecke der Religionslehre entzogen, um sie geistlich für den neuen Unterricht zu qualifizieren. Da, wo gegebenen Falls es sich herausgestellt hat, daß die Behörde trotz der erfolgten Dispensation den Kindern nicht einen solchen Moralunterricht gewähren will, so sind wir damit zurücke, daß sie zu den üblichen Bibelstunden zurückkehren. Unsere Absicht war nicht, eigenmächtig irgend eine Schulorganisation zu stören, und wir sind nicht der Ueberzeugung, daß ein bißchen Rechnen und Geographie der gewöhnlichen Bibelstunden ebenso vorzuziehen wäre, als ein richtiger Moralunterricht.

Soll nun Krieg bis aufs Weiser geführt werden? Es ist genug gesagt worden, um zu zeigen, daß unsere Bemühungen Aufmerksamkeit erregen und daß, wenn wir den Feldzug fortsetzen, ein großer Fortschritt für die Sache der vernünftigen Ethik gethan wäre. Aber wird der Feldzug fortgesetzt werden? Das hängt von allem davon ab, ob sich die Anhänger der Vernunft überall im Lande zu unserer Unterstützung vereinigen werden. Wir kämpfen ihren Kampf, und es ist nur verständlich zu erwarten, daß sie uns nicht den Streit einschücheln fortsetzen lassen. Warum sollte nicht ein Jeder, der die Wichtigkeit unseres Werkes begreift und zu dessen Wunsch, sich mit den Führern der Liga für Moralunterricht*) in Verbindung setzen?

Streiflichter.

Gewinnbeteiligung der Landarbeiter. Der bekannte Agrarierführer Graf Reventlow-Wulfshagen, der sich vor

einiger Zeit den Bodenreformen angegeschlossen hat, ist seitdem anständig bemüht, mit seinen Landarbeitern in ein anderes Rechtsverhältnis zu kommen, als früher. Aus diesem Streben ist außer einem Versuch der Organisation auch die Einführung der Gewinnbeteiligung hervorgegangen, über deren erstes Jahr der Praxis er in der bodenreformerschen „Deutschen Volksstimme“ berichtet. Da der Versuch nicht nur für die Frage der „Leutenot“ auf dem Lande von hohem Interesse ist, sondern auch einen Ausblick auf die ethischen Folgen erhöhter Verantwortlichkeit gestattet, geben wir den Teil des Artikels, der sich auf die Gewinnbeteiligung bezieht, im Auszug hier wieder:

„Das verfloßene Wirtschaftsjahr — 1. Juni 1900 bis 31. Mai 1901 — war ein günstiges Jahr. Rier, Deu., Kornerte liegen viel zu wünschen übrig, so daß die Erträge der wichtigsten Wirtschaftszweige nicht das Prädikat „berührend“ verdienen. Der für die Gewinnbeteiligung zu beschließende Reingewinn betrug: 89754.92 Mark. Einnahme, weniger 57194.27 Mark Ausgaben gleich 12590.05 Mark. Davon 8 Prozent — 1 Prozent gleich 126 Mark — bilden mit 1008 Mark den Gewinnanteil der Arbeiter-schaft, der in folgende Teile zerfällt:

1. 5½ Prozent erhalten die erwachsenen männlichen Arbeiter zu gleichen Teilen, während die Weibfrauen je drei Viertel eines Mannesanteils erhalten, gleich 698 Mark. Beim Vorhandensein von 33 Arbeitern, 5 Weibfrauen stellt sich der Anteil der Ersteren auf je 18.81 Mark, der Letzteren auf je 14.13 Mark.
2. ½ Prozent (52 Mark) erhalten diejenigen, die lediglich in der Ernte mitgearbeitet haben, und zwar Granochnere je einen ganzen, Kinder je einen halben Anteil. Beim Vorhandensein von 7 Erwachsenen, 3 Kindern stellt sich der Anteil der Ersteren auf je 7.40 Mark, der Letzteren auf je 3.70 Mark.

3. 8 Prozent (262 Mark) fließen in die Unterstützungskasse. Wenn die vorstehend erwähnten Erträge auch gewiß nicht im Lande sind, die Vermögenslage des Arbeiters wesentlich zu dessen, so weiß doch jeder, daß solche Summen (z. B. wo der Mann als Arbeiter, die Frau als Weibchen verdient hat, 18.84 Mark und 14.13 Mark gleich 32.97 Mark) im kleinen Haushalt eine sehr willkommene, nützliche Zulage darstellen.

So gering nun auch die ausgeschütteten Anteile waren, so ist doch einem Jeden demonstriert worden, daß die Gewinnbeteiligung nicht nur „gut und nützlich zu sein“ ist, sondern auch in mächtigen Jahren einen ersten Schritt in die Tasse gleiten läßt, auf dessen Höhe auch der einzelne Arbeiter, innerhalb der durch die Reuegewonnenen gezogenen Schranken, Einfluß üben kann.

Aus der Erkenntnis dieser Sachlage muß der Einzelne dahin gelangen, seine Arbeit unter einem höheren Gesichtspunkte als den der bloßen Lohnarbeit zu betrachten; aus dieser Veränderung des Charakters der Arbeit muß folgen, daß nicht mehr das frühere Maß von Beaufsichtigung erforderlich ist. Daß dieses doppelte „Ruf“ nicht nur theoretisch in meinem Kopfe nagelgebunden, sondern wirklich vorhanden ist, ergibt sich daraus, daß es schon im ersten Jahre hier seine Folge-Erscheinungen gezeigt hat. Auch ohne Rücksicht wurde ebendämig weiter gearbeitet, selbst während der Ernte bedurfte es nicht ausreißender oder verwehrender Worte. Daß diese Folgen sich, nachdem die Gewinnbeteiligung zum ersten Male nunmehr dem Einzelnen als Realität angenehm entgegengetreten ist, nicht abzumachen, sondern eher verstärken werde, liegt auf der Hand.

Reiz, wohlwollende und ätzende, ist laut geworden, manches Unheil wurde mir prophezeit, aber das erste Jahr hat nichts gebracht, was den eingeschlagenen Weg als verkehrten erkennen lassen könnte.“

Glend auf Reisen. Ich fahre des öfteren mit Vorliebe viertel Klasse, um hier mit dem reisenden Volke näher zusammen zu kommen. Man kann nämlich dort vortrefflich Studien anstellen und Glend auf Reisen an der Quelle studieren. — Als ich so vor einigen Wochen wieder letzter Güte fuhr, stieg auf der Strecke Wagdeburg—Wittenberge ein ungefähr 12jähriger, ziemlich schlecht gekleideter Knabe ein, der sich bald als ein reisender Sängler entpuppte. Er stellte sich an den Thürpfosten und ließ seine Stimme erschallen; erst sang er ein Soldaten- und dann ein triviales Sänglerlied, worauf er sich von den Anwesenden einige Pfennige erbat. Jedoch fielen die Gaben nicht so reichlich aus, wie ich es sonst bei den Harmonika- und Tubelfastentenen bemerkt hatte. Von den Witrreisenden wurde ich auch hierüber aufgeklärt: Der Junge würde, sagten sie, von seinem Vater auf die Reise geschickt,

*) Näheres über die Liga erzählt man beim General-Sekretär Dr. Stanton Coll, 90 Hyde Park Gate S. W.

um Geld zu verdienen, also sich durch Singen Geld zu erbetteln und dies seinem Vater dann abzuliefern. Die Schule schwänze der Junge meistens, und bei den Reisenden sei er durch sein regelmäßiges Erscheinen schon bekannt. „Er läuft!“, jagte mein Nachbar, „nach allen Regeln der Kunst Brantwein!“ Des weitern wurde erwähnt, daß der Junge von dem erbettelten Gelde nichts nach Hause bringe, sondern alles in dem ihm so lieb gewordenen Kufel umsetze. Diejem Umstande schrieb man es auch zu, daß seine Stimme durchaus keine künstlerische, sondern eine beilere, krächzende war. — Was soll man dazu sagen? Soll man sich über die gewissenlosen Eltern, oder über diesen verdohlenen Bengel aufregen? Wo bleibt da die Moral, die erzieherische Einwirkung der Eltern und der Schule?

R.-J.

Anastasio Grün's Stellung zur Religion. Ein Vierteljahrhundert nach Anastasio Grün's Tode veröffentlicht Bruno von Frankl-Hochwart, der Sohn des bekannten Dichters und Dichterkreundes Ludwig August Frankl, im Mai- und Juniheft der „Deutschen Revue“ Grün's Briefe an den schwäbischen geistlichen Vorkämpfer Albert Knapp, den Verfasser des „Evangelischen Hausbuchs“, und giebt uns damit einen Einblick in des österreichischen Dichters Stellung zur religiösen Frage. Grün glaubt, daß die Verschiedenheit der Konfession zwischen ihm, dem Katholiken, und dem protestantischen Pfarrrer die Einigung nicht bezirren werde. „Wir finden diese in höheren Christen- und Menschentum. In diesem liegt oberdies jene Milde und Duldsamkeit, welche die Gegensätze ausgleicht und so gegenseitig wohlthunenden Ergänzungen umgestaltet.“ In einem andern Briefe, der von herben Schicksalsschlägen erzählt, sagt Grün zu Knapp: „Sie haben in ihrem unergründlichen Glauben einen Stab zum Gehefte erhalten, an dem Sie aufrecht schreiten können, während andere gebeugt und von der Last erdrückt zu Boden sinken. Ja, es ist ein Gehefte, das man empfängt, aber das man sich nicht nach Belieben selbst beilegen, das man nicht erzwingen oder erlämpfen kann, so sehr man sich auch nach dessen Reize sehnen möge.“ Und etwa einen Monat später meint er, daß, wenn man durch menschliche Führung zum Glauben gelangen könnte, es nur an der Hand der Liebe und Milde möglich sei. „Berechnend angelegte Versuche zu ähnlichen Zwecken, wie diese jetzt bei uns in geistlichen Missionen, Erzählungen i. J. w. an der Tagesordnung sind, machen mich eher stäubig und widerhaarig, obschon ich, oder vielmehr weil ich gerade darin ein gewisses Virtuositentum auf der Kanzel anerkennen und bewundern muß, das aber gar vieles mit dem andern Virtuositentum auf den Brettern gemein hat.“ „Bei aller meiner wahrhaften Sehnsucht nach dem Glauben möchte ich doch noch bei gesundem Verstande und unge störtem Geist seiner froh werden können, denn ich gesehe es oft, jede Befreiung in extremis ist und bleibt mir im Vorhinein verdächtig und wenig erbaulich; der Glaube soll mir über die Sinnlosigkeit hinweg helfen, nicht aber die Sinnlosigkeit mich zum Glauben schleppen! Er bekennet, daß ihm die ethischen Lehren des Christentums eine „unantastbare, wenn gleich nicht immer besorgte Achtungsurkunde“ gewesen und geblieben sind, daß aber gegen die dogmatischen sich „allzu stark jenes Licht oder Lichtlein sträube, das wir eben auch als Gnadengeschenk im Haupte tragen, selbst wenn es unangeblasen von Hochmutswinde als allerbescheidenstes Flämmchen glimmt.“ Er kommt dann auch auf den Briefwechsel über den Glauben zu sprechen, der zwischen Adam Müller und Wenz geführt worden ist (1857), indem dieser „der Religion einen Ehrenplatz in der offiziellen Pharmakopoe, im Schatzkämmerlein der Volksheilmittel ein-

geräumt wissen möchte, ohne jedoch selbst von dieser Medizin einnehmen zu wollen“. „Es ist erhebend und tief demütigend zugleich“, so klingt das Glaubensbekenntnis des liberalen Dichters, Volksvertreter und Staatsmanns aus, „daß es eine Linie unserer Erkenntnis giebt, vor welcher angelangt, der Besessene und der Einfältigste unisono bekennen müssen, wie gleich unwissend sie sind! Kann man sich den Glauben nicht selber geben, so gelinst es vielleicht doch besser mit der ruhigen Ergebung in eine Macht, die stärker ist als unser Wissen und Können. Möge sie uns gnädig sein und bleiben!“ Und wieder ein Jahr später ruft er aus: „Das Reich des reinen Christentums ist ein so großes und herrliches, daß man sich auf seinem Boden in unverfälschter Gottesfreude die Hände reichen kann, ohne von den feinen Abseihen und willkürlichen Grenzspindeln der Konfessionen gestört und beirrt zu werden“.

R. W.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Stuttgart. Dem Halbjahresbericht über die Tätigkeit der Abteilung vom 1. Oktober bis 31. Juli 1901 entnehmen wir folgendes: Oeffentliche große Versammlungen wurden fünf abgehalten, in denen folgende Herren sprachen: Geheimrat Dr. H. Boerker, Berlin: „Welterkenntnis und Reichenglaube.“ Dr. F. W. Boerker, Jülich: „Der Uebermenschen in Nietzsche's Philosophie und Goethe's Faust.“ Dr. A. Penzig, Charlottenburg: „Kultur und Moral.“ Prof. Dr. Lubbe, München: „Der ethische Wert der Geschichte.“ Prof. Dr. Billigenus, Straßburg: „Die Ethik im täglichen Leben.“ Außerdem fanden noch 9 Mitglieder-Versammlungen statt, in denen bei lebhafter Diskussion referierten: Major Bähr, Stuttgart, über den Brünigke's Versuch der Ethik und derselbe über Nietzsche; Dr. Paulus, Stuttgart, über die Alkoholfrage; Frau Dr. Paulus, Stuttgart, über die Frauenfrage; endlich wurde der Programmrat des Hauptverbandes einer Erörterung unterzogen und einer Kommission zur Vorbereitung überwiesen. — Für die Mitglieder ist eine kleine Bibliothek ethischer Schriften angelegt worden. — Die Wärsper-Versammlung bestrittete den Gesamtvorstand in seinen Kernen. Die Mitgliederbewegung verzeichnete 100 getretene, 3 verregene Mitglieder, dagegen aber 21. Neueinwerbungen, jedoch die Mitgliederzahl jetzt 54 beträgt. — Das Budget ermöglichte die Abwendung des langjammermäßigen Drittels der Einnahmen mit Nr. 129 an die Hauptkasse.

Abteilung Jena: Halbjahresbericht vom Sommer 1900 bis Sommer 1901. Nachdem die Abteilung im Juni d. J. ihre letzte größere Versammlung veranlaßt hatte, fanden in den folgenden Monaten noch einige geistliche Zusammenkünfte statt, bei denen verschiedene ethische Probleme in freierer Weise behandelt und ein engerer Zusammenklang der Mitglieder angebahnt wurde. Vom Oktober ab folgten dann wiederum größere Veranstaltungen. Es sprachen Dr. Wilhelm Bode, Bielefeld über „Tollpöhl's Leben und Lehre.“ Dr. Bergemann: „Ehrlichkeit und „Gerechtigkeits“, Redakteur „Saulus-Grün: „Ehrlieh und Politik.“ Prof. Dr. Staubinger, Tormbach: „Ehrlieh und Klassenkampf.“ Prediger Jiegler-Kärnberg: „Toleranz.“ Nach diesem Vortrag wurde die in Nummer 28 dieser Zeitschrift abgedruckte Petition an den Reichstag des Großherzogtums Sachsen-Weimar beschlossen und abgesandt. — Zwanglose Mitglieder- Versammlungen, in denen verschiedene aktuelle Fragen der modernen Ethik besprochen, auch entsprechende Diwerture zum Vortrag gebracht und erörtert wurden, fanden außerdem mehrere statt. — Im Vorhand trat an die Stelle des von Jena verziehenden Herr. Weg. Brunowich Hr. Dr. Sann als zweiter Vorsitzender. Die Mitgliederzahl betrug zu Beginn d. J. 67 gegenüber 62 im Vorjahre. Bis zum 1. Juli wuchs dieselbe um 16. Personen, beträgt also jetzt 83.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

„Flachsmann als Erzieher“, der deutsche Lehrplan v. der Theaterkritiker der „Bilte“. Von H. Heydner. Hamburg, Ver. d. Pöbde, Reform. 1901.

Am Erlebdar der Zeit. Blätter f. geistige, polit. u. soziale Reform. Herausg. von Dr. E. Löwenthal. Kamenjaka. Nr. 1.

Zur Lehre von der Willensfreiheit in der Nicomachischen Ethik. Von Dr. phil. Alfred Kafil. Prag, J. G. Calve 1901.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind bis auf Weiteres zu senden an Dr. A. Penzig, J. S. Monchswinckel bei Hangelberg.

An die geschätzten Leser unserer Zeitschrift „Ethische Kultur“ erlauben wir uns die höfliche Bitte zu richten, uns freundlichst die uns fehlenden Nummern 1-14 des 8. Jahrgangs (1900) zur Verfügung zu stellen.

Mit ergebenem Dank im Voraus

Hochachtungsvoll

Verlag für ethische Kultur,
Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstrasse 11.

FINOT,

Die Philosophie der Langlebigkeit

(La Philosophie de la Longévitè).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von **Alfred S. Fried.**

Preis brosch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschen-geist am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom Geheimnis des Werdens und Seins, vom Grauen des Vergehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht damit, hygienische Regeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

- A. S. Fried,** Unter der weißen Fahne 3 Mk. 3.—
- Gaupp,** Die Entwicklung der Psychiatrie im 19. Jahrhundert 3 Mk. 0,60.
- von Gise,** Die psychol. Begründung der relig. Weltanschauung 3 Mk. 0,80.
- Ernst Heinemann,** Die Bilanz des Christentums 3 Mk. 2.—
- P. Schurer,** Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Uebersetzt v. Hulda Förster 3 Mk. 1.—
- Nic. Melnikow,** Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau 3 Mk. 3.—
- Niehuier,** Die freie Liebe und die Frauen 3 Mk. 0,50.
- Willy Schäfer,** Psychophysisches Skizzenbuch 3 Mk. 1,50.
- Stern,** Die Psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts 3 Mk. 1.—
- Dr. J. Wollny,** Kritiken und Erklärungen 3 Mk. 1,50.
- Dr. J. Wollny,** Berliner Fragen 3 Mk. 2.—

Dame mittel. Alters, behäns empfohlen, energisch und ernst. Sprachkundig, die bereits größere Vortragsstellungen, auch im Auslande, ausgerollt hat, findet Anstellung als **Kassant** oder als **Lehrerin** eines größeren Betriebes.
Offert. unter A. B. 100 an die Expedition dieser Zeitschrift erbeten.

Briefmarken,

Bad Elster.

Begrüßungen und Willkommkarten mit eigenem Stempel, nach 100 mit eingetauchten Silber-Perlen, in schönster Ausführung, in großer Auswahl.
A. Mattheke, Berlin, Schöneicher. 24.

Privathaus „Stadt Altenburg“

3000 in tadelloser Lage bei Ortel.
Sommer 3-25 Btl. Berlin 24 Btl.

Am **Verlage für Ethische Kultur**, Richard Wieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden datselbst und im Bureau der Gesellschaft (W.) unter den Enden (16) jetzt zu ermäßigten Preisen abgegeben:

- Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.**
- 2. Jahrgang (1894 (1. Jahrgang, 2 Bände, erschien bei J. Dünmiller, Berlin) Verlag d. D. G. E. K. Heft 1-3. Gr. 8°, 40 S. 0,50
- 3. Jahrgang 1895, Heft 1-3. Gr. 8°, 44 S. 0,50
- 1. Jahrgang 1896, No. 1-10, gr. 8°, 40 S. 0,50

Ethische Kultur, Wochenschrift f. sozial-ethische Reformen. Begr. 1893 von Prof. G. v. Geyser, unter Mitwirkung von Dr. J. W. Forster herausgegeben von Dr. R. Pötzig und Dr. H. Kronenberg. 1. Jahrg. 1-4 (1. Semester) bei J. Dünmiller, Berlin. Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI, 1898; VII, 1899. Gr. 8°, Einzelnummer 0,20. Jeder volle Band 98 0,50

Ethische Hoffnungen und Ansätze. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Anschiebung der ethischen Bewegung v. 3.-13. Aug. 1895. Abdruck sämtlicher 14 Vorträge und Besprechungen zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag der D. G. E. K. 1895. 2. Aufl. 1896, gr. 8° 32 S. 2,40)

Darans sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von **W. Forster**, Eröffnungsrede und einl. Darstellung der ethischen Bewegung und die Maedene f. ethische Kultur. 16 S. 0,20
G. Maier, Die Organisation d. ethischen Gesellschaft genügt den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Frei-maurerei. 24 S. 0,20

Anna Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung. 100 S. 0,20

A. Böring, Der ethische Unterricht. 22 S. 0,20

- Loewenheim**, Die Ethik Demofrits. 24 S. 0,20
- Bruno Meier**, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 S. 0,20

A. Böring, Der Inhalt der frühsten Jorderung; Berlin, Verlag d. D. G. E. K. 1905. gr. 8°. 0,20

Kudolf Benzig, Sünde und Erlösung. Berlin Verlag d. D. G. E. K. 1894. gr. 8°. 32 S. 0,50

Dr. F. W. Forster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zur Vorsicht gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898, 8° 32 S. 0,50

Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 4. Auflage 1898. gr. 8°. 16 S. 0,10

Bericht über die ethische Bewegung. Im Antrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. J. W. Forster, Sekretär des Ethischen Bundes (München). Den Mitgliedern gratis und franco.
No. 1 vom 1. April 1897, 8° 26 S. (vergriffen)
" 2 " 1. Januar 1898, 8° 32 S. 0,25
" 3 " 1. Juli 1899, 8° 40 S. 0,25
" 4 " 1. Oktober 1898, 8° 20 S. 0,25
" 5 " 1. Februar 1899, 8° 37 S. 0,25
" 6 " 1. Juli 1899, 8° 0,25
" 7 " 1. Januar 1900, 8° 0,25

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolf Benzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Wieber in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erstausg.
Jedes Heftzahl.
Preis viertel. 1,60 Mk.
Dies abwärts bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2480.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Kommanditgesellschaft Dr. W.
Bergmann
Hilg und
Freder. Kerschbaum
Königsplatz in allen
Kommunikations-
stellen in der
Gesellschaft S. W. 19,
Kommunikationsstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 27. Juli 1901.

Nr. 30.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Recht und Militarismus. Von Dr. O. Netter, Karlsruhe.
Moderne Sozialpädagogik. Von Otto Wendlandt. — Einige Bemerkungen zu vorigem Artikel. Von Dr. Bergmann. — Streiflichter: Hobson Pratt über die „Eroberung“ Transvaals. — Spredsaal. — Vermischtes. — Bücherbes.

Recht und Militarismus.

Von Dr. O. Netter, Karlsruhe.

Auf dem Gebiet des internationalen Rechts, im Kreise der Freunde und Anhänger der Friedensidee, sind die Beziehungen bzw. Gegensätze zwischen Recht und Militarismus ein vielerörtertes, wohlbekanntes Thema. Diese Frage des ewigen Friedens, die ja auch im tiefsten Sinne eine Frage des Rechts, des Rechts der Gewalt, der Vereinbarkeit von Recht und Militarismus ist, sie soll hier nur auf einen Gegenstand der Erörterung sein. Hier soll nur auf einige Beziehungen und Widersprüche zwischen den beiden Spähren des Rechts und des Militarismus im innerweltlichen Leben hingewiesen werden.

Anlaß dazu geben zunächst die zwei großen Militärstrafprozesse, die in der letzten Zeit die Gemüter bedenklich erregten. Merkwürdig Weise zwei Mordprozesse, der eine in Gumbinnen, der andere in Würchingen. Bei beiden Prozessen sind Erscheinungen zu Tage getreten, die eine Beleuchtung unter ethischen Gesichtspunkten ganz besonders gerechtfertigt erscheinen lassen. In den beiden gedachten Beziehungen, der Gewalt und dem Recht als solchem, wie dem Zweck beider als organisierter Prinzipien innerhalb des sozialen Zusammenlebens, traten anläßlich dieser Vorkommnisse Erscheinungen zu Tage, die eine erregte und scharfe Kritik in den weitesten Kreisen des Volkes zeitigten. Die Zeitungen fast aller Schattierungen und Parteien, nicht nur die politischen, auch vornehme und dem Tageskampf fernstehende Fachzeitschriften, wie die „Deutsche Juristen-Zeitung“, empfanden es als Bedürfnis, in diesen Fragen Stellung zu nehmen und zwar ausschließlich gegen jene Vorkommnisse.

Was dabei zunächst erfreulich klar wird, das ist der starke Stamm gemeinamer, sozialistischer Empfindungen in weiten Volksschichten. Das Gerechtigkeitsgefühl, die Achtung vor dem Recht und das Vertrauen auf das Recht und die in ihm subjektiv und objektiv wirksamen Kräfte waren es, die alle Beurteiler zusammenfassen ließen in der einstimmigen Verurteilung. Das zeigt aber gleichzeitig, wie weit jene subjektiv und objektiv zu Tage getretenen Kräfte der militärischen Rechtspflege sich von dem allgemeinen Rechtsbewußtsein entfernt haben, wie isoliert sie mit ihrer Auffassung der Dinge dastehen. Nur ist damit

nicht das Mindeste gethan, daß man die Unrichtigkeit jener Auffassung durch ihre kritische Beurteilung bloßlegt, selbst nicht, wenn man für solche Kritik im allgemeinen Rechtsgefühl eine starke und verlässige Stütze findet. Vielmehr gewinnt man so nur eine symptomatische Erkenntnis, die aber zu einer wirklich fruchtbaren Kritik nur führen kann, wenn man diese Symptome auf ihre Ursachen prüft und nach deren Stärke und Berechtigung fragt.

Gehen wir demnach von den Symptomen aus, von den Thatfachen und ihrer Bedeutung, die jene ganze Ent-
richtung erregt haben.

In dem einen Fall, dem Würchinger Mordprozeß, handelte es sich bekanntlich um die Ermordung eines Hauptmanns durch einen Oberleutnant. Oder wenn man lieber will, um dessen Tötung. Der Hauptmann hatte beim Liebesmahl Streit bekommen mit dem Bruder des Oberleutnants, ein Streit, der nach militärischen Erdbegriffen „blutige Sühne“ im Duell solborte. Der Bruder des Oberleutnants war Familienvater, der Oberleutnant lebte. Da ging der Oberleutnant hin und erschloß den Hauptmann, damit dieser nicht ihm seinen Bruder und dessen Familie den Ernährer erschieße. Auf alles Drum und Dran soll hier nicht eingegangen werden. Weder auf die Rolle, die der Alkoholismus dabei spielte und die ja in diesen Mäthern bereits (in Nr. 8 dieses Jahrgangs) von Dr. Wode eingehend gewürdigt ist, noch auch die psychiatrische Seite, zu der Dr. Förster in Nr. 23 Stellung genommen. Hier sei nur folgendes festgesetzt: Betrachtet man die That nicht nach ihrer objektiven Seite — wo ja die Vernichtung eines Menschenlebens gleich niederträchtig bleibt, ob sie aus dem Hinterhalt geschieht oder im „ehrenvollen Zweikampf“ —, sondern in Uebereinstimmung mit den modernen strafrechtlichen Anschauungen nach der subjektiven Seite, hinsichtlich der Willensrichtung und der Motive des Täters, so steht fest, daß sie in dem Motiv der Bruderliebe und in der Erregung des Täters Momente hat, die sie jedenfalls nicht jeden Anspruch auf unser Mitleid berauben. Dazu kommt aber noch das Wichtigste: die berufenen Vertreter der psychiatrischen Wissenschaft, unter ihnen ein Mann vom Rufe und von der Bedeutung wie Prof. Meuler, stellen unter ihrem Eid fest, daß der Thäter in eine Irrenanstalt gehöre und nicht ins Zuchthaus; daß eine tranthafte Erregbarkeit ihm die Fängel der Selbstbeherrschung aus den Händen riß; kurz, sie geben — wie gesagt, unter ihrem Eid — nackte wissenschaftliche Feststellungen, die für Jeden, der sich auf Grund dessen einigermaßen in das Seelenleben des Täters versteht, tiefstes Mitleid mit ihm erwecken müssen. Und was geschieht? Das Militärgericht dekretiert: Wir haben zwar keine Ahnung von Psychiatrie, aber wir kümmern uns auch nicht

um wissenschaftliche Erkenntnis. Wir brauchen keine Sachverständigen und — der Thäter wandert ins Zuchthaus, offiziell begnadigt und als gemeiner Mörder gebrandmarkt.

Fall 2: Ein Rittmeister wird erschossen, von dem — wie sich später herausstellte — jedenfalls so viel sicher ist, daß dadurch seine Untergebenen von einem halb franken Tyrannen befreit wurden. Die Untersuchung wird eröffnet. Nach langer sorgfältiger Verhandlung erklärt das Gericht die Freisprechung der in Untersuchungshaft genommenen Unteroffiziere, mit anderen Worten, es sagt: Nach unserer pflichtmäßigen Ueberzeugung müssen diese Angekludigten nach dem Gesetze freigesprochen werden. Und was geschieht? Der Gerichtsherr erklärt: Ich brauche auch kein Gesetz. Nach meiner Ueberzeugung ist der Eine von ihnen schuldig, folglich muß er verurteilt werden. Dabei muß man nicht vergessen, daß der Gerichtsherr den entscheidenden Momenten — der Hauptverhandlung — nicht nur nicht beigemohnt hat, sondern gesehlich nicht beimohnen darf. Damit aber nicht genug. Gegen die Freisprechung ist hier ein Rechtsmittel gesehlich zulässig. Aber es heißt ganz unzweideutig: Durch die Einlegung eines Rechtsmittels darf die Freilassung des Freigesprochenen nicht verzögert werden, es sei denn, daß neue Beweise vorliegen. Der Gerichtsherr aber sagt: Das steht wohl im Gesetz; aber das Gesetz ist erst jetzt gemacht worden und ich, der Gerichtsherr, halte es nicht für richtig. Folglich behalte ich den Freigesprochenen kraft meines Amtes als militärischer Vorgesetzter in Haft. Selbst ein so vorrichtiger und reifer Jurist wie Stenglein, noch dazu eine Autorität auf dem Gebiete des Strafprozessrechts, sieht darin eine „flagrante Rechtswidrigkeit“. Diese wird noch um so drasslicher, nachdem in den letzten Tagen bekannt wurde, daß in der Berufungsschrift auch nicht der Schimmer von neuen Beweisen enthalten ist.

Dies die Thatfachen. Will man über ihre Tragweite sich ein Urteil bilden, so muß man sich zunächst die Frage vorlegen: Wären solche Vorkommnisse im Gebiet der bürgerlichen Rechtsprechung denkbar? Wer auch nur die entfernteste Sachkenntnis hier hat, wird über eine solche Frage nur ein leises Lächeln haben. Ich glaube, daß nicht viele am Leben sind, die sagen könnten, sie hätten je einen Fall von Rechtsbeugung durch die rechtsprechenden Richter erlebt. Mag die Kritik an manchen Bestimmungen des positiven Rechts sich noch so freimütig äußern, so lange das Gesetz hin, giebt es keinen deutschen Richter, der sich darüber hinwegsetze. Daß das Recht, das unser Volk sich geschaffen, von denen, die berufen sind, es anzuwenden, auch voll und ganz zur Anwendung gelangt, dies Vertrauen war bei uns stets und immer lebendig; und mit vollem Rechte. Wie weit dabei honeste sich Einflüsse geltend machen, die auf die Dauer auch dies Vertrauen gefährden, die Frage, die der bekannte Münchener Philosoph Lipps vor noch nicht langer Zeit so scharf und richtig erörterte, steht hier nicht zur Unternehmung. Gegen sein besseres Wissen setzt sich ein bürgerlicher Richter jedenfalls nie und nimmer über das Gesetz hinweg.

Auch im anderen Fall, der Frage der Stellung der Sachverständigen, kommen wir zu gleichem Schluß. Den Sachverständigen gegenüber hat der Richter allerdings, der bürgerliche wie der militärische, eine durchaus unabhängige Stellung. Er entscheidet nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Ueberzeugung. Das schließt aber gerade in sich, daß eine Person, die die ganze Schwere der Verantwortung zu erkennen fähig und berufen ist, nach gewissenhafter Prüfung über das Schicksal der Angeklagten entscheidet. Aber wie ganz anders wird doch der bürgerliche Richter sich dem Sachverständigen gegenüber gerade auf Grund seiner freien

Ueberzeugung stellen! Hören wir, wie Landrichter Dohn diese Stellung auffaßt: „Je schwerer der einzelne Straffall ist, desto drüder wird das Gefühl der hohen Verantwortlichkeit seines Amtes auf dem Richter laßen: nicht widerwillig, sondern freudigen, ja dankbaren Herzens wird er jede sich ihm darbietende Gelegenheit wahrnehmen, mit Unterstützung sachkundiger Männer die Wahrheit zu erforschen; mit innerer Befriedigung wird er sich dann sagen können, daß alles gechehen ist, was bei den Unvollkommenheiten menschlicher Einrichtungen gechehen kann, um den Schuldigen, und nur den Schuldigen, mit der verdienten Strafe zu treffen.“

Boher nun dieser tiefergehende Unterschied in der Auffassung des militärischen und des bürgerlichen Richters? Was sind seine Ursachen, was ist deren Bedeutung?

In beiden Fällen zeigt sich der Widerstreit in einer verschiedenen Ausprägung des Selbstbewußtseins. Der freie und unabhängige bürgerliche Richter, dessen vornehmste Berufspflicht es ist, in vorurteilsloser Gerechtigkeit Recht zu sprechen, er sagt sich einer Autorität, dem Gesetz. Widersprüchen zwischen seiner Ueberzeugung und dem positiven Gesetze wird er bis zu ihren letzten Bürgeln nachforschen, wird suchen, sie auszugleichen, aber stets in freier Zittlichkeit das Gesetz als selbstgewählte Schranke seiner persönlichen Ansicht gelten lassen. Weiselt vom tiefsten Gerechtigkeitsgefühl wird er im Geiste des Gesetzes Recht sprechen, und wo neue Kulturkräfte neue Ideale, tiefer und edlere Gerechtigkeit ermöglichen, rafflos bemüht sein, ihnen gesehliche Anerkennung zu verschaffen. So erklärt es sich, warum er dort unter das Gesetz sich beugt, wo der militärische Richter sich darüber hinwegsetzt, wie im Gumbinner Fall; und dort fremden Anschauungen sich unterordnet, wo der militärische Richter über sie zur Tagesordnung übergeht, wie im Wörzinger Fall. Die Stärke und Sicherheit einer sittlich gesehigten Persönlichkeit ermöglicht, ja gebietet ihm dies beide Male um der Gerechtigkeit willen.

Und eben daraus erklärt sich die andere Auffassung des militärischen Richters. Die inhaltreiche Gewalt über menschliche Persönlichkeiten, der Raub des Macht habenden im Vollgefühl seiner Macht ist stets und immer ein Hindernis für freie Zittlichkeit. Es ist eine Gefahr, immer und stets, wo tatsächliche Ueberlegenheit nicht in größerer Zittlichkeit, sondern in größerer Macht begründet ist. Gewalt des Menschen über den Menschen ist da allein gerechtfertigt, wo der Gewalt habende als Erzieher wirkt, der thatsächlich Stärker ist, weil und insofern er der sittlich Freiere ist. Man wird nun nicht sagen wollen, daß eine solche Anschauung im Widerspruch steht mit den militärischen Verhältnissen. Die Unkenntnis der militärischen Verhältnisse ist ja fast immer der Knäuel, der von militärischer Seite jedem zwischen die Füße geworden wird, der als Nichtmilitär sich ein Urteil über betreffende Dinge erlaubt. Und ohne weiteres läßt sich ja auch der allgemeine Maßstab nicht an militärische Dinge übertragen. Was aber hier zur Erörterung steht, paßt für jede soziale Organisation genau so, wie für die militärische.

Es muß an sich schon verderblich wirken, daß in dem militärischen Leben, das seiner ganzen Natur nach auf eine Entwicklung und Bethätigung der rein physischen Kräfte hindrängt, jede geistige Beschäftigung so abjot auf die Seite gesetzt wird. Siderlich steht die Erndung durch den Dienst dem einermäßen im Wege; aber doch nicht in dem Maße, daß nicht so viele Stunden, die mit ganz nutzlosem Drill und Worten verträubelt werden, irgend einer geistig anregenden Thätigkeit, gleichviel welcher Art, gewidmet werden könnten. Wir werden späterhin darauf zurückkommen und wollen hier nur feststellen, daß berzelt jedenfalls das militärische Leben in über- und in unter-

geordneten Kreisen sich in Sphären bewegt, die weit unter dem Niveau des bürgerlichen Durchschnitts stehen. Der Grund liegt in der ausschließlichen Betonung der rein physischen Tätigkeit. Der Einzelne ist gleichsam nur ein Kreiszentrum, Nummer so und so viel, der eben jene Stelle im Rahmen des Ganzen nur einfach auszufüllen hat. Jede Differenzierung der Persönlichkeiten wird verneint, alles nivelliert und ausgeglichen, jeder persönlichen Bewusstseinsinhalt abjorbiert durch die Typen „Soldat“, „Uniform“, „Drill“. Es ist darum ganz bezeichnend, daß man für die Tätigkeit allgemein das Wort gebraucht: „Abrichten“.

Natürlich aber ist die Gewalt und Macht, so erlangt, nur in den wenigsten Fällen wirkliches sittliches Verdienst. Der Offizier rückt auf nach dem Grade der Anciennität, nach dem Maße, wie er es gelernt hat, andere „abzurichten“, dazu vielleicht noch Kenntniss technischer Art, bei den höheren Offizieren solche strategischen und taktischen, vielleicht sogar politisch-geschichtlichen Charakters. All das bewegt sich aber in und derselben Richtung. Es ist nur Spezialbildung, Fachkenntnis; jede allgemeinere, tiefere, etwa humanistische Bildung fehlt. Daher kommt es z. B., daß sich in Offizierskreisen so außerordentlich wenig Individualitäten finden; daß ein Mann wie Egibid ebenso weit, himmelweit hinauseragte über seine Standesgenossen, wie es ihm unmöglich war, sich in ihrer Mitte zu halten. Daher berühren und auch literarische Reproduktionen von Offizieren so eigen inympathisch in ihren tragischen Konflikten, wie etwa Wolf v. Gielad in *Emmy v. Egibids „Marie-Elija“*, oder der vielerbetete Konflikt in *Hartlebens „Mosenmontag“*, oder etwa der schmerzlich tiefe Humor in den Militärumoresellen des *Teichn. v. Sclitk*.

So erklärt sich, woher dieses starke Selbstbewußtsein stammt; und zugleich die Gefahr, die in ihm liegt. Es ist schließlich vom psychologischen Standpunkt mehr wie klar, daß der junge Leutnant von 18 Jahren, auf dessen Wink sich Hunderte von gereiften, entwickelten Menschen wie die Marionetten herumdröhen, Gott weiß was für eine Meinung von sich gewinnen muß; und wenn's ihm dann von oben herunter auch nicht viel besser geht, so schleicht sich leicht ein Wertmaßstab ins Bewußtsein, das die Menschen wirklich nur nach den „Sternen“ beurteilt, die sie tragen, alias nach der Zahl von Menschen, die auf ihren Wink gehorchen. Die Konzentration dieses einseitigen Machtgefühls in hohen Offizieren, wie z. B. den als Gerichtsbehörden funktionierenden Obersten und Generalen, erklärt es dann leicht, wie diese sich als schiedsrichtige Autoritäten auffassen können. Neben ihnen existiert überhaupt nichts; nur unter ihnen und über ihnen.

So ist es schließlich das Gift der Autorität, das sich als letzte Wurzel zeigt, für die, die dieser Autorität unterstehen und für die, die deren Träger sind. Es ist die tief unfruchtbare Forderung absoluten Gehorjams, als deren Wirkung jene Schäden sich entüllen, Wirkungen, die in objektiver und subjektiver Hinsicht hervorretren.

ist so die Ursache deutlich, so ist es nicht schwer, Wege zu finden, die jene unerwünschten Wirkungen abzulenken geeignet sind. Sie liegen im wesentlichen in einer Beschränkung der Gewalt durch feste Rechtsätze; in zweckbewußtem Gebieten und Wollen, wo die Autorität und der Gehorjam nötig ist.

Das Recht ist eine Friedensorganisation; es dient der sozialen Veröhnung und damit der Befreiung und Entwicklung der Persönlichkeit. Drum sollten gerade beim Militär, wo die Gefahr ohnedies schon so nahe liegt, die Garantien fester, verlässiger Rechtsprechung um so stärker gewahrt bleiben. Mit der Zulassung der Öffentlichkeit der militärischen Gerichtsverhandlungen ist in dieser Richtung ja ein großer Schritt vorwärts gethan. Es gilt, das ge-

wonnene Terrain fest und unerschütterlich zu behaupten, auch wenn ein General meint, das „neue Gesetz“ sei für das Militär nicht zu gebrauchen. Die tiefe kulturell-ethische Bedeutung, die dem Rechte und der Rechtspflege innewohnt, sie muß, wie eben diese Vorkläge zeigen, in steigendem Maße im militärischen Rechtsleben Platz greifen.

Daneben muß aber auch in den Subjekten der Militärorganisation, in den Untergebenen und den Vorgesetzten, eine Umwandlung im Sinne sozialethischer, moderner Anschauungen erlitten werden. Dazu ist durchaus keine Aenderung der Wehrverfassung erforderlich, wenn auch zugegeben werden muß, daß, was sich beim lebenden Heer, wie die Dinge einmal liegen, nur schwer erreichen läßt, bei der Weisung von selbst erfolgen würde.

Vor allem müßte also gerade unter der Mannsjahst eine Pflege geistiger Kultur, z. B. durch Vermittlung und Darbietung guter Lektüre, Platz greifen an Stelle der Schundliteratur, die heute stets in den Kasernen gelesen wird. Hauptsächlich aber müßte mit Energie allen Auswüchsen der Höhe entgegengetreten werden, sowohl auf dem Gebiete des altförmlichen wie des sexuellen Genusses. Kenner der Verhältnisse werden es beurteilen können, wie reich das Arbeitsfeld gerade in letzterer Hinsicht ist. Zu diesem Zwecke müßte vor allem eine andere Erziehung und Ausbildung des Unteroffiziermaterials Platz greifen; nicht nur, daß selbstverständlich die thatsächlich so überaus häufigen körperlichen Mißhandlungen aufs strengste verboten sein müßten, sollte auch gerade in dem Zusammensein auf der Kasernenstube von dem Zimmerlesten, dem Unteroffizier, Anregung und Förderung ausgehen.

Nicht zum wenigsten endlich wäre eine gründliche Reform des Kasinowesens zu wünschen, wie der ganzen Vorbildung, Erziehung und Zusammensetzung des Offizierskorps.

Würden so die Möglichkeiten zur freien Entwicklung von Persönlichkeiten gefördert, so würden die zum Selbstbewußtsein gekommenen Menschen schon selbst für ihre Anerkennung sorgen. Man spricht so viel von der erzieherischen Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht. Aber damit, daß ein paar Analphabeten notdürftig schreiben und lesen lernen, ist durchaus nichts gethan. Unterordnung aber hat nur da erzieherische Bedeutung, wo der sittlich Unfertige es lernt, sich dem sittlich Höherlebenden zu fügen. Der Gehorjam müßte also immer da und dann mit Strenge verlangt werden, wo es sich um die Erreichung berechtigter, wohlüberlegter Zwecke handelt. Nicht Willkür, sondern Achtung müßte die Grundlage der Autorität sein. So schwer es sein mag, in den Rahmen der auf Gehorjam beruhenden Militärorganisation die Gedanken freier Unteronomie des modernen Kulturstaates einzugliedern, so zeigen doch gerade die besprochenen Vorformnisse, wie notwendig es ist. So lange wir noch ein Volk in Waffen haben, so lange müssen wir darauf dringen, daß dieses Volk auch zur Zeit, wo es des Kaisers Noth trägt, sich dieser Zugehörigkeit zum Volk bewußt bleibe; daß das Vertrauen und die Achtung, die der Bürger vor seinem Richter hat, nicht geringer sei beim Soldaten. Mag ein starkes, zuverlässiges Heer noch so wichtig sein für den Staat, das Allerwichtigste ist für ihn, Menschen zu erziehen und keine Maschinen; und die Erziehungsgewalt nur dem in die Hand zu geben, der sittlich hoch genug steht, um sie zum wahren Wohle des Staates zu gebrauchen.

Moderne Sozialpädagogik.

Von Otto Wenckebach.

Die moderne Sozialpädagogik ist ein Gedankenreflex, welchen die am Ende des 19. Jahrhunderts scheinbar drohende Sozialrevolution angestößt hat.

In den gebildeten Kreisen Deutschlands dachte man ernstlich über die Mittel und Wege nach, um die ruhige Weiterentwicklung der Kultur gegenüber der drohenden Umwälzung zu sichern. An der Spitze der Bewegung, welche meinte, die soziale Frage als Erziehungssache erledigen zu können, stand M. v. Egidi. Volkserzieher und Lehrer bildeten den Stamm seiner Gemeinde, welche in dem Mangel an sozialem Empfinden die Gefahr erblickte. Mit Befreiung des Mangels mittelst erziehenden Unterrichts zu sozialem Empfinden meinte man auch die Gefahr abwenden zu können und betrieb sich auf Professor Schmoller, welcher in seiner vom Verein für Sozialwissenschaften herausgegebenen Schrift über die Gewerbeordnung (Seite 276) schreibt: „Der letzte Grund aller sozialen Gefahr liegt nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern der Bildungsgegenätze“. Es wurde überlegen, daß Professor Schmoller (Seite 132) betont: Der Artum derer, die allein durch verändertes Recht unsere sozialen und gewerblichen Nöte heilen wollen, ist ziemlich ebenso groß als die Täuschung derer, die da meinen, es ginge ohne das Schwungrad der Gesetzgebung.

Die zwecklose Westtreibigkeit dieser sich Täuuschenden wird vom Herausgeber der Deutschen Schule, dem Hauptorgan für Sozialpädagogik, treffend geschildert:

„Der eine, der sich ausschließlich an den Nüchtern des Handwerks in seiner hergebrachten Form hielt, prius den Handarbeitsunterricht als untrügliches Heilmittel an. Der andere, bei dem die Meinung des durch die moderne Entwicklung der Arbeitsverhältnisse vielfach jerrütteten Familienlebens am Herzen lag, trat für den Hauskultursunterricht ein. Dieser meinte durch Gelehrsamkeit, jener durch Volkswirtschaftslehre die Schäden im Volksleben am besten heilen zu können. Vier betonte man die Pädagogik, drei die Gesundheitslehre; hier prius man die Wiederbelebung von Sport und Spiel, dort erwartete man vom regelrechten Turnen die Regenerierung des kranken Volkslebens.“

1896 erfolgte die einheitsliche Zusammenfassung dieser Spezialbestrebungen durch die These von den neuen Bildungsmitteln fürs Gemeinschaftsleben am dem Lehrertage in Hamburg.

Auf Grund dieser These wurde von der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und dem Ausschuss des deutschen Lehrervereins ein Preisausgeschrieben zur Aufstellung von Lehrplänen erlassen.

Ich habe inzwischen in verschiedenen Fachzeitungen nachgewiesen, daß dieses Preisaus Schreiben nicht nötig war, weil die Geschichte der Pädagogik ein Lehrsystem aufzuweisen hat, welches die neue Aufgabe löst.

Der erste Pädagog, der den gesamten Unterricht von Anbeginn in systematische Beziehung zum Gemeinschaftsleben in der Familie, der Gemeinde und dem Staat brachte, war Pajebow. Die Hamburger These enthält nichts, was nicht schon in viel vollkommenerer Art das V. und VI. Buch von Pajebows Elementarwerk enthält. Die Schulgesetze der Schweiz sind durch das Elementarwerk zuerst beeinflusst worden. Durch Studienreisen deutscher Schulmänner in die Schweiz lernte man in Deutschland indirekt Pajebows Bildungsmittel fürs Gemeinschaftsleben kennen.

Dann sollte die Pädagogik eine neue wissenschaftliche Begründung, indem dieselbe neben der Psychologie sich fünftig auch auf die Soziologie stützt, erfahren. Als Organ dafür entstand die deutsche Schule. Diese neue Richtung nannte sich Sozialpädagogik.

Während von der einen Seite Sozialpädagogik als Erziehung auf psychologischer und soziologischer Grundlage bezeichnet wurde, meinte man von anderer Seite,

als Sozialpädagogik müßten alle Weltübungen zur Errichtung von öffentlichen Bildungsanstalten für das vor- und nachschulpflichtige Alter, wie Kindergärten, Fortbildungsschulen und Fachschulen, Volkshochschulen, Volksbibliotheken, Legehallen u. s. w. bezeichnet werden.

Vor zwei Jahren erschien von Professor Matorp: „Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf Grundlage der Gemeinshaft.“

Die moderne experimentelle Seelenerziehung sowie die entwicklungsgeschichtliche und Degenerationsmethode haben dargezogen, daß die Seele mit einem bestimmten Sitz, wie noch Herbart, und ihm folgend auch Lohse, annimmt, in der Barotischebrücke als dem Durchgangspunkt zahlreicher Hirnnerven ein überwundener Standpunkt ist. Auch die Lehre Runds von der höheren Seelenthätigkeit des Stirnlappens, dessen äußere Entwicklung dem Grad der Intelligenz entspricht, ist durch Abunts Exzürpationen widerlegt. Er hat auch weiter gezeigt: (Lieber die Funktion der Großhirnrinde S. 40) „Wille“ und „willkürliche Bewegung“ mit Sitz und Ursprung in der Großhirnrinde sind zwar recht bequeme und mögen darum gute Bezeichnungen sein, aber eine thatsächliche physiologische Unterlage haben sie nicht.“ Die implukative Psychologie, welche für die Erziehung bisher allein in Betracht kommt, geht von der Voraussetzung aus: „Willkürliche Bewegung“ ist die Folge von Gefühls wahrnehmungen und der Vorstellungen, welche in den Scheitellappen und im Stirnlappen haften. Mit Befreiung dieser Teile der Großhirnrinde geht auch die Möglichkeit der willkürlichen Bewegung verloren. Weiter gibt es keinen sicheren Aufschluß über das, was „Wille“ genannt. Eine Theorie der Willenserziehung“ kann daher nichts anderes sein, als eine verkehrte Spekulation.

Die Erziehung muß sich einweisen mit dem begnügen, was die Geschichte der Pädagogik aufzuweisen hat, das ist eine „Praxis der Willenserziehung“.

Dr. Paul Bergemann, dessen soziale Pädagogik*) jenen erziehen ist, sagt in dem Vorwort dazu:

Einer der Vertreter dieser neuen pädagogischen Richtung, Prof. Kantor, hat dieselbe in einem umfangreichen Werke dargezellt. Es hätte demnach scheinen, als sei eine andere umfassende Darstellung jener Ideen, noch dazu so bald hinterher, überflüssig. Ich glaube das dennoch nicht. Denn A.'s Werk ruht auf der kritischen Philosophie des Kantianismus und beruht durchaus die Methode des scholastischen Aufbaues. Ich verwerfe sowohl jenes Fundament als auch diese Methode.

So verfährt Dr. A. mit einem Vertreter der neuen Richtung; er widerlegt nicht, sondern verwirrt. Dementsprechend ist auch sein Urteil über die Geschichte der Pädagogik.

Sein Werk beginnt:

Seitdem es eine Erziehungstheorie gibt, welche im Ernste diesen Namen verdient und als selbständiger Zweig der Wissenschaft Geltung zu beanspruchen berechtigt ist, also seit den Zeiten des Simon Comenius, hat in ihr stets, in Liebererinstimmung mit der gesamten Geistesrichtung der Zeit, die doch individuelle Betrachtung der Erziehung geherrscht.

Das könnte eine richtige Geschichtskonstruktion sein, wenn die historischen Thatfachen nicht das Gegenteil beweisen würden.

In der Geschichte der Pädagogik gilt Plato als der Begründer der wissenschaftlichen Pädagogik, die er im dritten Buche der „Republik“ und im fünften und sechsten „von den Gesezen“ behandelt. Er fordert, daß alle Erziehung vom Staate geordnet wird, dessen Grundlage sie ist; denn ohne die rechte Erziehung sind die besten Geseze wirkungslos. Dieser Hauptgedanke ist durch alle Epochen der Geschichte der Pädagogik zu verfolgen. Der Erlaß zur Aufstellung einer allgemeinen Schulordnung für Preußen vom 3. November 1817 beginnt:

*) Das gerade für die ethische Bewegung hochbedeutendste Werk des Herrn Dr. Bergemann soll in unserer Zeitschrift noch eingehend gewürdigt werden. Vorläufig bieten wir es für unsere Pflicht, dem Autor desselben selbst Gelegenheit zu geben, Einiges zu erwidern. Siehe den folgenden Artikel. Die Red.

Je inniger ich überzeugt bin, daß zum Gelingen alles dessen, was der Staat durch seine Gesetzgebung und Bekämpfung und Verwaltung bewirkt, der erste Grund in der Jugend des Volkes gelegt werden müsse, auch daß zugleich eine gute Erziehung derselben das sicherste Hebungsmittel des innern und äußeren Wertes der einzelnen Staatsbürger sei, desto unangenehlicher ist meine Äußerung auf diesen wichtigen Bestandteil des öffentlichen Lebens gerichtet gewesen.

Auch bei Amos Comenius, mit dem nach Dr. V. erit die Geschichte der Pädagogik, welche nur einen begrenzten Wert hat, beginnt, heißt es:

Wenn wir wohl eingerichtete und blühende Kirchen, Staaten und Haushaltungen erblicken lassen, so müssen wir vor Allen die Schulen wohl einrichten und erblicken lassen, daß sie wahre und lebendige Werkstätten der Menschen und Staatschulen der Kirchen, Staaten und Haushaltungen seien.

Hauptsächlich der Organisation fordert Comenius die Mutterchule (Kindergarten), die allgemeine Volksschule mit Staats- und Berufslehre und Unterweisung in den Handwerken, das Gymnasium und die Universität.

Wenn Dr. V. in § 1 seiner „sozialen Pädagogik auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage und mit Hilfe der induktiven Methode“ als Ziel aller Erziehung fordert: „Erziehung des Bürgers zum Nutzen und Vorteil der Gesellschaft“, so ist das keine Neugießerei.

Die Erziehung durch die Gesellschaft und zum Nutzen und Vorteil derselben beginnt in Deutschland mit Karl dem Großen.

Allgemeine Volksbildung im Lesen und Schreiben und darüber hinaus war absolut notwendig. Aber für die Regierung und Verwaltung des Staats war eine bestimmte Zahl gebildeter Männer erforderlich. Zur Ausbildung derselben wurden Schulen errichtet.

Das Interesse der Gesellschaft ist von Hause aus zuerst an das höhere, dann an das mittlere und endlich zuletzt an das niedere Bildungsweien geknüpft. So unterscheiden sich die herorragendsten Perioden in der Geschichte der deutschen Pädagogik nur durch ihr zeitliches Gepräge. Zugrunde liegt ihnen dieselbe Idee.

Die Gesellschaft ist von der Spitze zum modernen Staat emporgeführt worden zuerst von Männern, welche im allgemeinen durch Intelligenz die Masse übertrugen. Diese führenden Kreise bedurften zunächst der planmäßigen Schulbildung. Bald auch die Beamenschaft und der Kaufmann. Wicderum durch die Einwirkung der gebildeten oberen Schicht auf die wirtschaftliche Entwicklung wurde die allgemeine Volksbildung notwendig. Diese ständische Entwicklung uneres Bildungsweiens hat die Forderungen geseitigt, welche auf Einseitigkeit und Gemeinamkeit der gesamten Volksbildung gerichtet sind. Die beachtete Sozialisierung der Bildung Sozialpädagogik zu nennen, wie das der Redakteur der „Deutschen Schule“ tut, ist reine Willkür.

Rom sachlichen, etymologischen und historischen Standpunkt aus liegt kein Grund vor, die Pädagogik auf einmal Sozialpädagogik zu nennen. Professor Dr. Rehmte-Greifswald vertritt auch diesen Standpunkt. Er schrieb mir:

„Büßig muß ich Ihnen bestimmen, daß von jeder die Männerweier der Pädagogik ihr Interesse zuwenden, stets die Erziehung des Kindes auch unter sozialpädagogischen (in unserm Sinne) Gesichtspunkten betrachtet; ich sage noch hinzu, daß sie gar nicht anders konnten. .“

Dr. Bergemann saßt die Geschichte der Pädagogik lässig auf, aber er kennt sie nicht genügend und konstruiert die Idee der Geschichte. Die Lehre von der individuellen Erziehung ist ein derartiges pädagogisches und historisches Ereignis, daß die meisten Gebildeten wissen, sie beginnt mit Rousseaus Emil. Der Mensch muß für sich selbst und nicht für andere erzogen werden, das ist Rousseaus Hauptforderung. Wer in der bürgerlichen Ordnung den Naturgefühlen den Vorrang einräumen will, der weiß nicht, was

er will. Stets im Widerspruch mit sich selbst, stets zwischen seinen Trieben hin und her schwankend, wird er nie ein echter Mensch noch ein echter Bürger sein. Ich erwarte, daß man mir ein solches Wunderkind zeige, um zu erfahren, ob es ein Mensch oder ein Staatsbürger ist, oder wie dasselbe es anfangt, um beides zugleich zu sein. Der Grundgedanke des Emil und der Auferstehung ist derselbe, das Individuum soll vom Joch der Gesellschaft befreit werden. Zola folgt ebenfalls den Spuren Rousseaus. In Fécondité malt er aus, was Rousseau von der Familie in Frankreich prophezeit hat. Und in der „Arbeit“ tritt Lucas gegen die Erziehung für die Gesellschaft, welche den Menschen im Menschen vernichten will, energisch auf. Die Individualität entwickeln, darin liegt das Ganze des Erziehungs- und Unterrichtsproblems. Unser pädagogisches Dreigestirn Pestalozzi, Tiefenweg und Dittes steht ganz auf den Schultern Rousseaus, wenn es die Mittel und Wege weist, wie durch die Entwicklung der Individualität die Wiedergeburt der Gesellschaft, wenn auch nicht allein, so doch mit herbeigeführt werden kann. Ebenso tabeln die Sozialisten z. B. Liebnecht, daß bei dem gegenwärtigen Unterricht von Individualisierung keine Spur vorhanden sei. Bergemanns Erziehungsziel, aus jedem Schüler einen Diener der Gesellschaft, der seine Individualität ihr opfert, zu machen, muß als ein überwundener Standpunkt betrachtet werden.

Nur durch die freie Entwicklung der Individualität, welche sich trotz der Gesellschaft Bahn gebrochen hat, ist der Fortschritt der Gesellschaft herbeigeführt worden. Die höchsten individuellen Leistungen des Menschengeschlechtes werden zum Gemeingut der Gesellschaft. Wenn Bergemann seine soziale Pädagogik auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage aufbaut und von Vererbung, Zeugung, Mangel an Anlage spricht, so muß bemerkt werden, daß schon vier Jahre vor ihm 1896 Professor Lehmann-Hohenberg in Kiel den Gedanken der „Vollziehung nach entwicklungsgeichtlichen Grundfahen als Staatslunit der Junztum“ ausführte. Wie Bergemann aber auf dieser Grundlage gegen Mathematik und Naturwissenschaft anstämpfen kann, ist nur zu verstehen im Gegensatz zu Natur, welcher Mathematik und Naturwissenschaft Seite 276—276, 282 als hervorragendes Erziehungsmittel zum Gewissen der Wahrheit bezichnete. Ich stehe in dieser Beziehung ganz Schulter an Schulter mit Natur. Professor Förster, Direktor der Sternwarte, propagiert diesen Gedanken mit Begeisterung. Bergemann findet dagegen, daß unsere Gebildeten von heute mathematisch und naturwissenschaftlich recht wohl gelehrt sind, aber um ihr Gewissen der Wahrheit sieht es nichts desto weniger mehr als traurig aus. Eine verlogenerer, verbeucheltere Gesellschaft wie die gegenwärtigen Gebildeten kann er sich kaum denken.

Unser gegenwärtiges Erziehungssystem gründet sich der Anschauung der maßgebenden Gesellschaft entsprechend neben der Erziehung auf die transcendente Weltanschauung. Wie Bergemann unter solchen Verhältnissen allein auf erfahrungswissenschaftlicher Grundlage zum Nutzen der Gesellschaft erziehen will, darüber gibt er keinen Aufschluß.

Angehts der Leistungen von Sozialpädagogen dürfen wir den Boden der pädagogischen Klassiker nicht verlassen. Sie lehren uns, wie jeder Fortschritt in Kunst und Wissenschaft durch freie Entfaltung der Individualität die Gesellschaft der Stätte der Gerechtigkeit und Wahrheit entgegenführt.

Einige Bemerkungen zu Herrn Wendlandts Artikel über moderne Sozialpädagogik, sofern derselbe meine „Kulturpädagogik“ betrifft.

1. Daß vor Comenius über Erziehung schon viel gedacht, gesagt und geschrieben worden ist, weiß ich natürlich. Ich habe selbst 3. V. bereits im Jahre 1891 einmal Aristoteles' pädagogische Anschauungen in einer Fachzeitschrift entwickelt. Daß aber die Ausführungen eines Platon oder Aristoteles oder in neuerer Zeit etwa eines Montaigne als „wissenschaftliche“ Pädagogik gelten können, dürfte schwer zu beweisen sein. Es fehlt da durchgehende die innige Beziehung zur Psychologie, die psychologisch wohlbegündete und eingehend motivierte Regelgebung.

2. Daß sozialpädagogische Ansichten schon früher vorhanden waren, habe ich niemals bestritten. Jedoch mangelt die exacte Fundamentierung. In neuerer Zeit ward zudem das soziale Moment nur in der Praxis, nicht in der Theorie vertreten.

3. Mein Erziehungsethik stelle ich nicht schon in § 1 meines Buches auf, sondern erst in § 13 auf Grund dessen, was ich in §§ 11—13 entwickle. Dort (§ 1) ist ja nur die Rede von dem Erziehungsbegriff der Erziehung.

4. Herrn Lehmann-Hotzenbergs Professorie kenne und besthe ich. Es handelt sich da jedoch im wesentlichen um ganz andere Dinge als bei mir. Außerdem habe ich meinen Standpunkt schon früher programmatisch präzisirt, 3. V. 1894 in „die evolutionistische Ethik als Grundlage der wissenschaftlichen Pädagogik.“

5. Daß ich die Individualität des Bögling's unterdrücken wollte, gegen diesen Vorwurf sollte mich u. a. schon ein Blick in § 29 meiner „Kulturpädagogik“ schätzen.

6. Die Frage, ob irgendwelche Unterrichtsfächer, die sprachlich-geschichtlichen oder die mathematisch-naturwissenschaftlichen, irgendetwas zur Willensbildung beitragen können, ist nicht entscheidbar durch Berufung auf diese oder jene „Autorität“, sondern einzig auf Grund der Psychologie.

Jena.

Paul Vergemann.

Streiflichter.

Hobson Pratt über die „Eröberung“ Transvaals.

Nachdem wir in Nr. 28 einer Stimme der Entrüstung über Englands Politit und Moral Raum gegeben und nur eine ethische Verwahrung gegen den naheliegenden Paraphrasismus des Nichtens hinzugefügt haben, freuen wir uns, heute eine englische Stimme zu hören, die auf's Ernsteste und mit den Gründen der allgemein-menschlichen Moral die Politit der augenblicklichen englischen Machthaber verurteilt. Hobson Pratt, der weit über sein Vaterland hinaus bekannte Volkstheoretiker, der verbienlichste Förderer der englischen Gewerkschaftsvereine und Begründer der großen Londoner Friedensgesellschaft, schreibt (Neues Wiener Journal, 12. Juli d. J.):

London, 8. Juli.

„Der Krieg ist ein Rückschlag in die Barbarei und eine Entausforderung der Moralgesetze. Sein Werk offenkundig klar in den Forderungen des Siegers, der weder Gerechtigkeit noch Billigkeit anerkennt. Nach den erschütternden Zusichensagen im lädalisikanischen Kriege steht uns nun die Durchführung einer militärischen Maßregel: der Emergenz, bevor. Wird das britische Volk dies Verbrechen gutheißen wollen — denn ein Verbrechen ist es doch? Die alle Völker von „Rechten der Eröberer“ ist ein grundablicher Mißbrauch. Die Eröberung wird durch Gewalt hervorgerufen und Gewalt kennt keine Rechte.“ Was wir gegenwärtig der Erkenntnis unserer Landleute näherbringen wollen, ist der Umstand, daß zwischen den Moralgesetzen, die für einzelne Personen gelten, und jenen, die für eine Mehrheit, eine Nation, ein Gemeinwesen maßgebend sind, kein Unterschied besteht. Diese Behauptung läßt auf der Thatsache, daß das Leben eines Menschen oder einer Nation als Heiligthum gilt,

und daher Alles, was die volle moralische Entwicklung beider oder die Erfüllung der einschlägigen Pflichten hindert, ein großes Unrecht ist. Mit anderen Worten: einmoralisierendes heißt, ein Volk oder Dinge zu veranlassen, die ihm das Leben wertvoll erscheinen lassen, seines Ansehens und seiner Verantwortlichkeit. Und deshalb erklären alle sämmtliche Juristen, die das Völkerecht aufbauen — nicht aus Verdrerbzwecken aus barbarischen Zeiten, sondern aus den ewigen Fundamenten der Gerechtigkeit —, eine Nation für ein Individuum und besthe die Verantwortlichkeit einer Person, sojald auch das Recht der freien Selbstregierung. Rein Volk kann also gerechtfertigt anerkannt oder, wie bewußtlos, Gut, dem Besitze des Siegers überantwortet werden. Es liegt also im Interesse aller Völker, gegen eine solche Verengungslage des Rechtes und der Moral zu protestieren, — gegen einen Akt, welcher Verleugung und Schwächung dem Sieger wie dem Besiegten bringt.

Es ist hochwichtig, der öffentlichen Meinung solche Betrachtungen einzuprägen, weil, wie Bluntschli sagt, „das öffentliche Gewissen im Interesse des sozialen und politischen Fortschritts die Grundzüge jenes Gesetzes anerkennen soll, welches die Beziehungen der Nationen unter einander regelt“, und „Krieg kann das Recht zwischen den Kriegführenden nicht aufheben“. Die Menschen sollen daher deutlich verstehen, was eine Nation bedeuten bedeutet.

Was schließlich mir nun? Eine's sicherlich: daß die Welt auf keinen der Stoffen dieser großen Menschennamie verzichten darf, denn jeder ist ein Anderer und alle sind es jedem. Und die Folge? Ein Eingetretener oder eine Mehrheit, welche ein Volk vernichten oder dessen Leistungen im Dienste der Menschheit verzerren oder hindern wollen, begehen einen Akt der Treulosigkeit gegen die ganze Menschheit, die allgemeine Wohlfahrt, schlagen dem, was mir als Werten der Fortschritt betrachten könnten, ins Gesicht.

Eines der vornehmsten Kennzeichen des letzten Jahrhunderts war doch jedenfalls die Souveränität der Nationen, basirt auf einer wachsenden politischen Selbstständigkeit und dem Justizrecht der Gleichzeitigkeit zwischen der Abkündigung und dem Streben nach, ein verwandtes Menschen. Dieser Zustand verbanden Italien, Griechenland, Deutschland, Rumänien, Serbien und andere Nationen ihre jetzige Gestalt und Unabhängigkeit. Infolge dieses natürlichen Justizrechts wurden die irischen Verbrechen von den wahren Liberalen aller vorläufigen Gemeinwesen mit Sympathie begrüßt, und erneut die heroische Beteiligung der Euren gegenwärtig allgemeinen Umfassung außerhalb Großbritannien's.

Solchen Verbrechen müssen wir es zuschreiben, daß aus dem Glorionschein, der jeden Unabhängigkeitskampf umgibt, die jenem Glorionschein, zu dem in Bewunderung aufgesehen, die Jugend aller Zeiten und Länder mit Recht angezogen wurde, von den Tagen des Prometheus bis auf unsere Zeit. Dieß der Heroismus der Arbeitervorkämpfer die Menschheit durch alle Generationen höher schlagen, so müssen wir aber auch, welche' eingeregeltig Ansehen Diejenigen erwerben, die es versuchen, den Patrioten Gemalt zu quälen. Welche Verurteilung wird sich der Krieg von 1900 durch unsere Nachkommen in der Zukunft erfahren? Die Geschichte, die wir im Begriffe sind zu machen, wird einerseits einen ruhmreichen Kampf für die nationale Unabhängigkeit verzeichnen, und andererseits jene, die sich streuten, die ewige Nacht anzuerkennen, mit einem unauslöschlichen Vorwurf belassen. Werden wir noch einen Schritt weiter und ziehen wir den einig zulässigen, logischen Schluß: Die Völk sind nicht nur berechtigt, den Krieg widerzuführen, so lange man von Anzügen spricht, sondern sie müssen es thun, um ein Prinzip zu vertheidigen, an dessen Aufrechterhaltung die ganze Welt beteiligt ist. Kein Engländer würde irgend gleichen Umständen anders handeln. Jeder Krieg bringt irgend eine völkerrrechtliche Lebensfrage in's Spiel, und in einem solchen Augenblicke, ist es hohe Pflicht der Fortschrittler, sich auf die Seite des Rechtes zu stellen. Möge England jetzt das Gleiche thun, und es wird den Befehl der ganzen Welt einheimen.

Für England bietet sich in dieser Krisis eine ganz einzige Gelegenheit. Bisher hat es in seiner zweiten Reihe, die so viel gut und böse Ringe zeltigen könnte. Unsere Nation retreat sich eines glänzenden Rufes als Pionier der Freiheit und Menschenrechte, der Billigkeit und Gerechtigkeit. Der Name ist bereits von Männern oder Völkern, die solche Verbrechen zu schaffen wissen, verherlicht worden. Wären unsere Beziehungen zum Transvaal durch den Wunsch nach Frieden, durch gerade Rücksichten und durch gebührende Beachtung der Unbilden geteilt worden, die dessen Bürger zu wiederholtemal von uns erlitten — der Krieg in Südafrika hätte nie stattgefunden. Sein Anhang und seine Durchführung verdorben uns die frühere Bewunderung von Millionen Menschen. Unser moralisches Festhalten auf eine Befestigung der Verbundenheit erlitten. Aber es bleibt eine grobartige Gelegenheit, um unseren guten Namen in den Augen der jetzigen und zukünftigen Geschlechter widerbeizulassen.

Die Beiztheit der Juristen und Nationalpolitiker lehrt uns, daß nationale Unabhängigkeit eines der höchsten Interessen der Menschheit bildet. Sie erklären die Anzügen als ein verhängnisvolles, flagrantes Unrecht, eine dem Sieger wie dem Besiegten zugesagte Schädigung, ein böses Beispiel, das schiedigen Einflüß an

die Nationen ausübt. England hat nun Gelegenheit, ein großes Beispiel zu geben und einen wohlthätigen Einfluß auszuüben, indem es die allgemeine Uebereinstimmung zwischen der geleitetsten öffentlichen Meinung und dem menschlichen Gewissen anerkennt. Möge England diese Gelegenheit ergreifen und sich dadurch die Achtung ungeschlagener Generationen sichern. Wir wollen nicht glauben, daß es einen anderen Kurs einschlagen kann. Mögen Männer in allen Ständen und Kerkern aufstehen und die britische Regierung mahnen, der vergangenem Geschichte und dem Charakter unserer Rasse Treu zu bleiben.

Aus der vergangenen Geschichte freilich wird unseres Erachtens der Entschluß zu einer Politik der Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit nicht zu holen sein. Man denke nur an das Treiben der Lord Clive und Warren Hastings in Indien, wie es jedoch nach geschichtlichen Dokumenten der greise Carl Scholl geschrieben hat („Grobert oder erstarrt?“ Geschichtlicher Nachweis, wie England Studien nahm, Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei 1901.)

Aber die Zeichen mehren sich, daß sich ein Umsturz der öffentlichen Meinung vorbereitet, der England, wie es das Vaterland des schrankenlosen Imperialismus war, in einer vielleicht nicht allzufernen Zukunft die Führung zu einer wahrhaften Neopolitik zuweisen würde, die das Reich auf den Felsen des Rechts statt auf den Felsen der Gewalt gründen wird.

Sprechsaal.

In unserm Streiflicht: Religion und Deutsches in Nr. 28 schreibt uns Dr. Dr. Bergemann-Jena: „Das erwähnte Ministerialrescript ist erst im April 1900 öffentlich bekannt geworden. Wir (d. h. die Jenerer Abteilung der D. S. G. A.) haben damals sofort eine Besammlung einberufen, in der ich über religiösen Erziehungsterrorismus sprach. Die Einsetzung der Religion wurde dann verurteilt durch die Heimathliche des Kirchbros.“ Wir haben natürlich mit unserer Bemerkung über das „energievolle, wenn auch etwas späte Vorgehen“ einfach die Duldsamkeit zwischen Erlos (Mai 1899) und Weitten (Juni 1901) im Auge gehabt, aber nicht beabsichtigt, einen, wenn nur leisen Tadel auszusprechen. Bäre uns i. S. ein Bericht über die Vortragsversammlung zugegangen — den wir gern gebührt hätten — so würde selbst dies vermieden worden. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit unsere Bitte an alle unsere Freunde, uns von täglich bedeutenden Vorfällen innerhalb oder außerhalb der organisierten Gesellschaft freundlich Mitteilung zu machen. D. Redaktion.

Vermischtes.

Preisausstellungen. Es wird uns geschrieben: Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium erließ ein Preisaus schreiben zur Erlangung einer Preisgabe nach dem 1. für die Frauenbewegung, das bei einer Preisgabe auslösen in Frage und Antwort Umfassung, Einmündigung gegenwärtiger Stand und Ziele der deutschen Frauenbewegung kurz und klar dargestellt werden. Der Preis, der 1000 beträgt, kann ganz oder geteilt zuerkannt werden, wofür die Schrift Eigentum des Vereins wird. Die Namen der Preisträger werden wohl bekannt gegeben. Sie sind berechtigt, an dem von ihnen präparierten Werke zweckentsprechende Bemerkungen vorzunehmen. Die Arbeiten sind, mit einem Kennwort versehen, bis spätestens 1. Februar 1902 an die Schriftführerin der Kommission einzuliefern, ein geschlossener Briefumschlag mit gleichem Kennwort hat Name und Adresse des Verfassers zu enthalten. Die Mitglieder der Kommission sind gerne zu näherer Auskunft bereit.

Marie S. von Hedborf, Schriftführerin. Weimar, Herford 13. Johann Berkeing, Kassier. Dr. Anna von Doering, Bibliothek. Dr. Richard Knittel, Korrespondent. L. Dr. Selma von Vengerfeld, Weimar.

Bücherchau.

E. A. Weiß: Gedichte. Herausg. von seiner Witwe. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1899. „Natur und Leben“, „Bilder und Gestalten“, „Vertraulich“, „Liebe“, „Raganten-Liebe“, „Jugendliche und Sprüche“, so sind — nicht gerade sehr original — die einzelnen Abschnitte dieser Gedichtsammlung überschrieben, die in erster Linie der Dichtung einer liebend trauernden und bewundernden Witwe ihre Veröffentlichung verdankt. Ein recht freundliches Fort-

talent ist bei dem jung verstorbenen Wiener Dichter nicht zu verkennen, und mancher „Bilder“, wie z. B. „Der Kob Aibel“, zeigen auch eine gewisse Gestaltungskraft. Aber ob in unserer an Zeit gewiß nicht armen Zeit eine Dichtung dieser mehr zum eigenen Trost und zur Erbauung der Angehörigen von einem jahrelang lechenden Manne geschriebenen Gedichte notwendig war, darüber läßt sich streiten. Immerhin geht durch das Ganze eine recht warme Empfindung und so mag das geschilderte ausgearbeitete Bändchen freundschaftlich Beachtung empfinden. S. G.

J. Engel-Günter: Bauhaus. Splitter aus Goethes Faust. Handels-Drucker, Bamberg. Ein recht eigenwilliger als glücklicher Einfall ist es, Verse aus Goethes Faust durch Zufüge und Umgephaltungen zu selbständigen Gedankensätzen auszurücken. Und gar leicht sind die Zuge zu verstehen, wo Goethe aufloßt und Engel-Günter anfängt. Aber vernehmlich ist es immer, auf irgend eine Weise zum Lesen von Goethes Faust anzuregen, und gerade die scharfe Grenzlinie zwischen dem echten und dem — anderen Goethe mag dazu veranlassen, in die Vernehmlichkeitsbildung selbst hineinzuschauen. Das Bändchen, das von warmer Begeisterung für Goethe getragen ist, sängt in eine schöne Verherrlichung der Mutterliebe als die Götterin der lebenden Menschheit aus. S. G.

Berthold Otto: Lehrgang der Zukunftsschule, nach pädagogischen Experimenten für Eltern, Erziehler und Lehrer dargestellt. Leipzig, F. W. Schöffer, 1901. 4 Bde., geb. 5 Mk.

Das Buch ist der erste Teil eines geplanten umfangreichen Werkes, das Lehrgang, Einrichtungen und Begründung der Zukunftsschule enthalten soll. Es wird hier der interessante Versuch gemacht, aus der Muttersprache heraus die Verbindung der Anwesenheit zur Aufnahme aller Bildungselemente erschaffen zu lassen und ihr so allmählich eine ganze Weltanschauung einzupflanzen. Im einzelnen mögen auch die Lehrer an öffentlichen Schulen daraus manche nützliche Anregung schöpfen; aber von größerem Nutzen kann es nur für den Privatlehrer sein, der an sein Regulum gebunden ist. Da das Buch aus einer vieljährigen praktischen Erfahrung heraus entstanden ist, so wird keine Kritik gewiß nicht bestehen, wenn es auch vielleicht zum Widerspruch reizt. S. G.

D. Refeur: Die Entwidlung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Ursachen. Autorisierte Uebersetzung von Guido Heiser. Berlin, D. Weidmann, 1901.

Der kleine Vortrag, der auf dem internationalen Kongress für Handel und Gewerbe in Paris gehalten wurde, verdient es, in den Kreisen der deutschen Frauenwelt bekannt zu werden. Er enthält eine Fülle von anregenden Gedanken, und wenn auch die praktischen Vorschläge am Schluß mehr auf die französischen Verhältnisse zugeschnitten sind, so dürfte doch auch die deutsche Frauenbewegung aus manchen Bemerkungen reichen Augen nicht können.

Die Verfasserin eröffnet zunächst die ökonomischen Ursachen der Frauen-Emigration in der modernen Gesellschaft. Sie kommt dabei zu den beiden, nur scheinbar paradoxen Beobachtungen, daß 1. der Frauen schon im Interesse des Mannes, alle Arbeitsgebiete freigegeben werden, daß aber 2. auch der übergehende Mangel der Frauen zur Beschäftigung eher eingeschärft, als angezogen werde. Gleichrichtung der Beschäftigung, Abschaffung der Gütergemeinschaft und des Betreibes der „recherche de la paternité“ sind Mittel dazu. Dann wird die Lage der Arbeiterin und der Angestellten geprüft. Die mangelhafte gewerbliche Vorbildung der Mädchen und die Unspezierung der Instruktion oder bequemen Erwerbsergänzung durch den Mann sind Hintergründe, die zu Überwinden sind. Der Mann aber sollte der Arbeiter die unerbittliche Freizügigkeit der Frauarbeit dadurch neutralisieren, daß er die Frau in keine Spindel aufzunehmen und ebenl. durch Streik die Lohnbestimmung für sie durchsetzt, damit die Konkurrenz bei Durchführung des Übernähms „Gleiche Arbeit — gleiche Lohn“ nur auf die Leistungsfähigkeit beschränkt werde. Für die Bureauarbeit der Frauen ist Angehörig, die durchaus ihrem Naturell entspreche, mußte inoffen ebenfalls gewerbliche Schulung vorzuziehen. Die Erlangung größerer Betriebe, wo alle Stellen mit Frauen besetzt sind, will die Weitergabe sowie wo möglich Frauen anzuregen wissen, ein Punkt, der sicherlich noch sehr der Diskussion bedarf. In dem Verhältnisse zwischen Mann und Frau sollte der Kampf um Dasein keinen Platz finden, denn „das Unrecht, was der Eine am Andern that, läßt auf diesen selbst zurück.“

In einem Schlußkapitel werden dann die Forderungen zusammengefaßt, die sich aus den Darlegungen ergeben. Für den Wert der Mutterliebe findet die Autorin schöne Worte: „Die Frau, welche ein Kind erwehlet, die, welche gebiert, die, welche säugt, die, welche die Mutterpflicht bezeugt und Kinder aufzieht, läßt einen wackeligen Beruf — einen heiligen Beruf. Dieser Beruf repräsentiert sich sojalen wie oom wirtschaftlichen Standpunkt einen Schwoert. Sein Wert sollte als Budget eingerechnet werden gegenüber dem Verdienst des Mannes.“ (S. 92.)

Der gewandte Uebersetzerin gebührt Dank für die Uebersetzung des gehaltvollen Vortrages. — 12 —

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind bis auf Weiteres zu senden an Dr. R. Penzig, J. S. Mönchsberg bei Hangelberg.

An die geschätzten Leser unserer Zeitschrift „Ethische Kultur“ erlauben wir uns die höfliche Bitte zu richten, uns freundlichst die uns fehlenden Nummern 1-14 des 8 Jahrgangs (1900) zur Verfügung zu stellen.

Mit ergebenem Dank im Voraus

Hochachtungsvoll

Verlag für ethische Kultur,

Berlin SW. 19, Kommandantenstraße 14.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14.

FINOT,

Die Philosophie der Langlebigkeit

(La Philosophie de la Longévité).

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen
von Alfred S. Fried.

Preis broch. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Finots Buch spricht von den Fragen, die den Menschengeist am meisten beschäftigen, vom Leben, vom Tod, vom Geheimnis des Werdens und Seins, vom Grauen des Vergehens. — Der Verfasser begnügt sich nicht Jamit, hygienische Regeln zu geben, mit deren Beobachtung man sich sein Leben verlängern kann, sondern erweitert zugleich den Begriff des Lebens und nimmt dem Tode seine Schrecken.

Junger intelligenter Kaufmann von guter Familie und zuverlässigstem Charakter, jedoch in Folge von Nervenkrankheit in Leistungsfähigkeit etwas gehemmt, sucht seinen Fähigkeiten angemessene Stellung irgend welcher Art bei bescheidensten Ansprüchen; etwa für Unterstüfung in der Leitung eines Sanatoriums oder dergleichen.

Gef. Offerten Sub. R. N. 1870 an die Expedition der „Ethischen Kultur“.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten (sowie durch Einzahlung eines Beitrags, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem oben erwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einwendungen, welche für den Hauptvorstand oder die Central-Vermittlung der D. G. u. K. oder den Vorstand und die Verwaltung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W., Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. H. Benzig zu richten.

Ausgang aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur.

§ 1. Es ist der Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als des Gemeinfaß und Ver-

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

- Leo Berg, Geseffelte Kunst Mf. 2,—
- Leo Berg, Das sexuelle Problem in Kunst und Leben Mf. 1,50.
- Professor Dr. L. Büchner, Die soziale Frage Mf. 0,20.
- H. S. Fried, Unter der weißen Fahne Mf. 3,—
- Saupp, Die Entwicklung der Psychiatrie im 19. Jahrhundert Mf. 0,60.
- von Kase, Die psychol. Begründung der relig. Weltanschauung Mf. 0,80.
- Ernst Reinemann, Die Bilanz des Christentums Mf. 2,—
- D. Lesueur, Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate. Uebersetzt v. Hulda Förster Mf. 1,—
- Hr. Melnikow, Die gesellschaftliche Stellung der russischen Frau Mf. 3,—
- Miehnert, Die freie Liebe und die Frauen Mf. 0,50.
- Willy Schäfer, Psychosophisches Skizzenbuch Mf. 1,50.
- Stern, Die Psychologische Arbeit des 19. Jahrhunderts Mf. 1,—
- Dr. F. Wollny, Kritiken und Erklärungen Mf. 1,50.
- Dr. F. Wollny, Berliner Fragen Mf. 2,—

Der Kunstwart

ist eine Rundschau über Literatur, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste, die nicht nur redet, sondern auch zeigt: Proben von Dichtungen, Bilder, Notensätze von den besten alten und neuen Meistern legt der Kunstwart seinen Freunden mit auf den Tisch. Der Kunstwart ist ein Hausfreund für jeden Gebildeten. Allen Näherer zeigt ein Probeheft, wie es ohne jede Kosten für den Besteller versendet:

Herausgegeben von Ferdinand Avenarius.

Preis 3 Mk. vierteljährlich. Georg D. W. Callwey, Kunstwart-Verlag in München.

bindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung waltet.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bestrebungen dienen: 1. Im Kreise der Mitglieder: Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundzüge und Pflichten; 2. Insbesondere und auch nach außen hin: a) Förderung der Thatfachen und Formen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterstützung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugendzuegung eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Erhaltung der Schätze der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch richtigen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterstützung von ethisch-ethischen Schriften aller Art. Vorträge, Vorträge, Flugblätter u. s. w.; e) Willigende Unterstützung auf die Formen der Öffentlichkeit und des Umganges, mit Einschluss des Bereiches verschiedener Nationalitäten untereinander.

Berantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Benzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Vieder in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Gründet
von G. G. G.
Brest 1861, 1.90 H.
Man abonnirt bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Woch.-Zeitungsbüro
Nr. 2490.

Ethische Kultur

Preisliste:
Die Einzelhefte
Kostpreis 40 Pf.
Belagen
billig und
rasche Herstellung.
Kunststoffe in allen
Wandfarben
und in der
Spezialität S. W. 10.
Romanenbuchh. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Siedel.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 3. August 1901.

Nr. 31.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Drei Einwürfe gegen den Moralunterricht. Von Dr. A. Penzig.
— Der Aberglaube. Von Otto Pausch-Berlin. — Neue Dramen I.
Von Prof. J. Stern (Offenburg). — Streiflichter: Volksbildung und
Ehrl. — Bücherchau.

Drei Einwürfe gegen den Moralunterricht.

Von Dr. A. Penzig.

Auf dem 12. deutschen evangelischen Schulkongress zu
Berlin beschäftigt man sich, wie die Neue Weltdeutsche
Vehrezeitung in ihrer Nr. 16 vom 21. Juli mittel, auch
mit der Frage, ob Religions- oder Moralunterricht
zu empfehlen sei. Da wir leider dem Kongress selbst nicht
beizuhören konnten, so müssen wir uns mit dem kurzen
Bericht dieses Blattes begnügen. Es heißt da:

„Der Redner, Hauptlehrer Gränmüller aus Saarau, führte aus,
daß unbedingt am Religionsunterricht festgehalten werden müsse,
wenn auch gemäß an der Art und Weise, wie heute dieser Unterricht
erteilt werde, mancherlei auszusagen sei. Von einer Einführung des
Moralunterrichts könne schon deshalb keine Rede sein, weil es kein
allgemein anerkanntes wissenschaftliches Moralsystem
gäbe, das man zu Grunde legen könne. Vielmehr seien die Ethiker
noch über die wichtigsten Grundfragen miteinander in Streit. Sodann
denke man, daß nach ähnlicher Anknüpfung die rechte Still-
lage aus dem Glauben sich an Evidenzen als ihre Basis
basi bieten werden, die Evidenzhaft vom Glauben abzulesen. Denn
mit der Festigung des Religions- durch den Moralunterricht solle doch
gelegt werden, daß der bisherige Unterricht in ähnlicher Beziehung
nicht das erreichen könne, was man von ihm verlangen müsse, und
das wirthen Christen von einem warm und überzeugungsvoll
erteilten Religionsunterricht nie zugeben. Endlich bespreche der Religions-
unterricht an den biblischen Geschichten und besonders an der
Person des Heilandes ähnliche Beispiele von so gewaltiger
Wirksamkeit und so herbebringender Wärme, daß die
Hörten, abstrakten Moralsätze mit ihren den Kindern lange nicht so
zu Herz und Gemüt sprechenden Beispielen sich damit nicht messen
könnten.“

Also an der Art und Weise, wie heute Religions-
unterricht erteilt wird, ist wirklich mancherlei auszusagen?
Wir quittieren dankbar auch dies kleine Zugeständnis in
seiner glücklichen Unbestimmtheit. Vielleicht präzisieren wir
ein andermal das Mancherlei, das wir an dem heute und
früher erteilten Religionsunterricht auszusagen haben, damit
Hrn. G. und vielen seiner Kollegen die Bedürfnisfrage,
die sie heute noch zu verneinen scheinen, etwas klarer werde.
Für dieses Mal wollen wir nur die drei Haupteinwürfe
gegen den Moralunterricht selbst näher besichtigen.

Weil es kein allgemein anerkanntes wissenschaftliches
Moralsystem gebe, vielmehr die Ethiker noch über die
wichtigsten Grundfragen im Streite seien, fehle einem
Moralunterricht alle Grundlage. Der Vordersatz ist als

Thatsache zuzugeben, keineswegs aber der Nachsatz be-
rechtigt. Wenn jeder Fachunterricht auf die Einigkeit der
Systematiker in den Prinzipien warten müßte, bis er Ein-
gang in die Schule fände, dürfte für diese nicht viel übrig
bleiben. Hat, um nur ein Beispiel zu nennen, die Schule
bisher auf den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung
verzichtet, weil es noch kein allgemein anerkanntes wissen-
schaftliches System dafür giebt und Phonetiker, Historiker,
Praktiker, die Anhänger von Duben und Buttlermann je
noch über die wichtigsten Grundfragen im Streite sind?
Wie steht es denn aber sogar mit dem Religionsunterricht
in Rücksicht auf eine über allen Streit erhabene und all-
gemein anerkannte Grundlage? Wieht es auch nur eine
allgemein anerkannte wissenschaftliche Definition von Reli-
gion? Oder herrscht etwa Einigkeit wenigstens über den
Begriff des Christentums? Es sind doch wohl auch wich-
tigste Grundfragen des christlichen Religionsunterrichts, ob
Jesus von Nazareth Gott oder Mensch gewesen, ob Auf-
erstehung und Himmelfahrt historisch oder symbolisch zu
nehmen, ob göttliche Offenbarung Durchbrechung oder Er-
füllung des Natürlichen ist, ob Rechtfertigung und Ver-
öhnung an den Opfertod des Lammes gebunden ist oder
nicht, ob 7 oder 2 oder gar keine Sakramente für den
Weg zur Seligkeit erforderlich sind u. s. w. u. s. w.
Der 12. deutsche evangelische Schulkongress wird nicht
wohl behaupten können, daß die Theologen nicht mehr
darüber im Streite sind. Auch ist die Bibel als Grund-
lage des Religionsunterrichts von der offiziellen Schule
unseres Wissens noch nie deshalb verworfen worden, weil
über Echtheit, Abfassungszeit, Reinheit des Textes, Sinn
und Bedeutung ihrer Schriften und Stellen der aller-
hartnäckigste Streit herrscht.

Jener Forderung, daß auch für den Moralunterricht
ein Fundament in einem von allen Richtungen gebilligten
System der Moral geschaffen werden müßte, ehe überhaupt
Kindern ein Wort von Pflicht oder Gewissen gesagt werden
könnte, liegt allemal eine Verneinung des Wesens der huma-
nen Moral und der Pädagogik zu Grunde. Man überhört da-
bei — infolge der jahrhundertelangen Gewöhnung an die
innige Verbindung von Sittenlehre und diesseitiger
Lebensführung —, daß gerade die Erfüllung von allen religiösen
und metaphysischen Voraussetzungen eine solche künstliche
Uebereinstimmung in den Prinzipien unnötig macht, und
daß ein fertiges System der Tugend lebendigen Unterrichts
ist. Hinter dem Catechismus romanus, dem Heidel-
berger und Lutherischen Catechismus mußte freilich eine
Einigung über wichtigste Grundfragen stehen, wohl gemerkt
aber eine Einigung nicht in den spezifisch moralischen
Bestandteilen der Lehre, sondern in ihren konfessionellen.
Die zehn Gebote werden überall — abgesehen von der

geringfügigen Differenz der Zählung — gleich interpretiert; nur in den konfessionellen „Unterscheidungslehren“ herrscht selbstverständlich Verschiedenheit. Es ist eine, übrigens von allen Ektlifern von Bedeutung, wie Mundt, Steinthal, Kotze, Sobl, Hößding, Paulsen, um nur einige zu nennen, anerkannte Thatsache, daß der Streit über die Quelle, die Entstehung der moralischen Verpflichtung, über die Motive zum sittlichen Handeln, über die Sanktion der Moral u. s. w., kurz dasjenige, was zu einem wissenschaftlichen System der Ethik gehört, den eigentlichen Schatz sittlicher Erkenntnisse und Forderungen fast völlig unberührt läßt und stets gelassen hat. Die örtliche und zeitliche Wandlung in den materiellen Pflichtgeboten hängt von jener theoretischen Feststellung genau so wenig ab, als das Völkern und Völkern der an bestimmtem Orte zeitlich heimischen Pflanzenwelt von ihrer Einreihung in das System von Linné, Jussieu oder De Candolle. Es handelt sich beim Moralunterricht doch einfach darum, die ganze reiche Fülle sittlicher Werturteile, die sich die Menschheit auf ihrem Wege von tierischer Barbarei bis zur Kultur von heute erworben hat, in dem empfänglichen und fruchtbaren Kindesgemüt zu neuem individuellen Leben zu wecken. Jene Werturteile sind da — das Kindesherz ist da — was braucht es noch mehr? Am allerwenigsten irgend eine Theorie, wäre sie selbst allgemein anerkannt und wissenschaftlich festgesetzt, die den Ursprung jener Werturteile irgend woher ableitet, sei es aus einer göttlichen Mitgift, einer historischen Offenbarung, aus dem Egoismus, aus dem Mitleid oder sonst aus irgend einem „Prinzip“. Mit jenem Vorwurf des Mangels eines allgemein anerkannten wissenschaftlichen Systems — der auf die Ethik nicht in höherem Maße paßt als auf Erkenntnistheorie, Logik, Psychologie, Philosophie und Religion — sollte man uns doch endlich einmal verdonnern.

Zweitens aber „flieht nach christlicher Anschauung die rechte Sittlichkeit aus dem Glauben.“ Ein „warm und überzeugungsvoll erteilter“ Religionsunterricht sei also keineswegs minderwertig gegen irgend einen Moralunterricht. Zunächst ist das Letztere nie von uns behauptet worden. Vielleicht gehört es aber eben zu dem Mangelrei, was an dem heute erteilten Religionsunterricht auszufehen ist, daß diese Wärme und Ueberzeugungstreue heute verhältnismäßig so selten mehr anzutreffen ist. Und zwar aus guten Gründen. Immerhin würde aber der Effekt eines solchen Unterrichts doch ausserprophetenmaßen auch nur die vorzügliche Uebermittelung von Religion, nicht aber von Moral sein. Es gehört ja gerade zu der von uns beklagten Unklarheit über das Ziel des Religionsunterrichts, daß es heutzutage, und von je her, völlig von der Individualität des Lehrers abhängig, ob im Religionsunterricht einfach religionsgeschichtlicher Unterrichtsstoff übermittelt wurde, oder ob eine sieghafte christliche Persönlichkeit durch ihr lebendiges Beispiel lebendige Glaubenszuversicht in junge Christen setzte. Geheiß dies — und es geschieht auch heute noch hier und da — so war damit nicht nur dem Christentum, sondern auch der Moral volle Genüge geleistet. Wir behaupten ja nicht, daß eine religiös begründete Sittlichkeit an sich schlechtere sittliche Resultate gäbe, als eine allgemein menschliche. Wir konstatieren nur die Thatsache — und gerade die Ektliergläubigen geben sie zu —, daß solche auf dem Boden wahren Glaubens erwachene Sittlichkeit immer seltener wird, und möchten neben ihr, nicht an ihrer Stelle, für die Vielen, nicht für einzelne Bevorzugte, eine von dieser schweren Bedingung gelöste Sittlichkeit schaffen helfen. — Nebenbei halten wir freilich die öffentliche und allgemeine Schule für genau so ungeeignet zur Propagierung eines religiösen Glaubens, als wir den Staat für den möglichst ungeeigneten Hüter der Kirche ansehen. Und zwar im Interesse beider Teile. —

Daß die rechte Sittlichkeit nur aus dem Glauben fließen kann, ist, wenn man unter Glauben den Inhalt irgend welcher Glaubenslehre versteht, einfach falsch, selbst wenn es wirklich noch eine christliche Anschauung dieser Art geben sollte. Origenes dürfte mit dem Worte von den Tugenden der Heiden, die nur glänzende Völkern seien, weil jene nicht des Evangeliums gewürdigt worden, heute recht allein stehen.

Versteht man unter Glauben aber die Form der Hingabe an das religiöse Ideal, die höchste Werterschätzung, die das ganze Leben des Menschen bestimmt, so ist der Satz auch von unserem Standpunkt aus richtig. Er sagt dann nur das Selbstverständliche, daß am höchsten Wert alle anderen Werte gemessen werden, und daß auch für die wahre Sittlichkeit mindestens der Glaube an das Gute erforderlich ist. Die Sittlichkeit solcher aber verdächtigen, die trotz schrankenloser Hingabe ihres ganzen Willens an das Ideal das Gute nicht in der Form einer göttlichen Persönlichkeit anbeten wollen, das heißt — den Freischwimmer schelten, weil er keine Schwimmblase mehr zu brauchen glaubt.

Endlich stellt unser Gegner den deutsch-evangelischen Schulfangreß den hebräen Gestalten der „biblischen Geschichten und besonders der Person des Heilands“ mit ihrer „gewaltigen Wirkungskraft und herzanbringenden Wärme“ — „blasse abstrakte Moralsätze mit ihren den Kindern lange nicht so zu Herz und Gemüt sprechenden Beispielen“ gegenüber, und weiß natürlich, was vorzuziehen ist. Soll das mehr sein als eine stilistische Uebung, Licht und Schatten unter zwei Gegnern ungleich zu verteilen, so möchten wir doch fragen, wo der Referent jene blassen abstrakten Moralsätze in dem noch erst einzuführenden Moralunterricht gefunden hat. Denkt er an die Campesche Moraltafelgruppe des 18., die moralischen Erzählungen für die Jugend aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, oder hat er gar einen Blick in manche moderne französische und italienische Handbücher der Moral geworfen? Nun, wir können ihm versichern, die Art des Moralunterrichts geben wir ihm völlig preis. Noch aber hat man nie einen Kampf dadurch wirklich entscheiden zu können geglaubt, daß man einen Dektor einem Therites gegenüberstellte. Moralunterricht kann ebenso schlecht oder gut erteilt werden, wie Religionsunterricht. Warum sollte sich denn der gute Morallehrer die hebräen Gestalten der biblischen Geschichte und besonders die Person Jesu entgegen lassen müssen? Man gebe sie ihm nur frei, frei von dem kirchlichen Heiligenschein, der sie über Menschen können erhebt und darum zu Beispielen von fragwürdiger Anziehungskraft macht, frei von dem Weinert der Legende und frommen Ausschmückung, die als historische budhische Wahrheit mit hinunterzuschleuden so mandem die nähere Speise verleidet, frei von der mystischen und scholastischen Spekulation, die sich als Spinnweben von Jahrhunderten an sie geklebt. Man reiße die Schranken ein, die den allein folgemaßenden Glauben von der „Lehre“ fremder religiöser Kunstdichtung trennt und greife hinein in die Fülle sittlicher Beispiele von allerhöchster Regeirungspotenz aus der Geschichte des religiösen und profanen Denkens aller Völkern und Zeiten. Ein armerlicher Morallehrer, der der Jugend mit abstrakten bloßen Moralsätzen kommen wollte! Ist denn die Sittlichkeit so viel weniger wert, als das religiöse Reinen, daß nur dies volle, ganze Persönlichkeiten mit innerem Leben durchdringen konnte? Selbst wenn uns nur diejenigen Genien der Menschheit als Beispiele zu Gebote ständen, die wegen ihrer nicht völlig betriebendenden Nechtgläubigkeit bisher bei Seite geschoben wurden, sie dürften den Wettbewerb mit den kirchlich Approbierten ruhig aufnehmen. — Nur eins vergesse man nicht: Noch ist ein solcher Moralunterricht

allerdings etwas ganz Neues, etwas, das sich erst entwickeln will, sich freilich aber auch erst entwickeln kann, wenn ihm Freiheit der Betätigung gegeben wird, gegenüber einem durch jahrhundertalte Tradition geistigen: David gegen Goliath. Nun, die drei Spezies des evangelischen Schulsonderes haben bisher den jungen Helden nicht zu fällen vermocht.

Der Aberglaube.

Von Otto Paulsch-Berlin.

Dem Worte Aberglaube etymologisch nachzugehen und es in einen begrifflichen und sachlichen Gegensatz zu dem von manchen kirchlichen Kreisen geforderten Glauben zu bringen, ist unmöglich. Die Grenze zwischen manchem dogmatisch ausgeprägten Sage oder dieser und jener Kultbehandlung und leichteren, ich möchte sagen freieren Formen des Aberglaubens erscheint zu sehr fließend, um im kirchlichen Glauben ein Heilmittel des Aberglaubens zu sehen. Erinnert je nur an den Anthropomorphismus, den Teufelsglauben u. a. m. Erstkirchliche Gemüter, wie der verstorbene Professor Strümpell in Leipzig, konnten darum nicht umhin, die begriffliche Verwirrung zuzugeben. Der Aberglaube sieht seinen Todfeind im Wissen, im fortschreitenden Naturerkennen. Er leugnet alle wahren Beziehungen, denen der Einzelne zur Gesamtheit und den höchsten sittlichen Zielen (dem Göttlichen) wägend und sich vervollkommnend gerecht zu werden hat. Der Aberglaube ist ethisch begriffen nicht ungläubig (nein im Gegenteil gläubig, oiel zu gläubig), sondern er ist unästhetisch und wird das umso mehr, je größer sein Gegenstand zur Wissenschaft ist. Hervorgegangen ist der Aberglaube aus dem Drange der Menschennatur zum Erkennen, aber stark verengt und schließlich vollständig überwuchert von dem Hange zum Mystischen und Symbolischen. Das Bedürfnis des menschlichen Geistes, innere Bilder des äußeren Geschehens zu schaffen, hat die Urformen des Aberglaubens hervorgebracht. Wer wollte es leugnen, daß es auch heute noch genug Probleme giebt, denen der Professor und der Dorfmidel mit derselben Unkenntnis gegenüberstehen? Sie nahen sich ihnen nur verschieden. Der logisch geschulte Kopf, der arbeitende Verstand steht vor der Hand sein Ignoramus, ohne an der Möglichkeit einseitigen Verstandeskönnens zu zweifeln; der sinnlich naive Sinn des verstandesmäßig Angebildeten oder nicht genügend Geschulten bemächtigt sich der dunklen Vorgänge mit seinem ganzen Hange zur Symbolik. Hier fliehen die Quellen jenes Aberglaubens, der bestehen wird, solange es Geschick giebt. Er sieht im Gegenstand zur künftigen Wissenschaft, der grobe Aberglaube der Teufelsbeiwürdungen, Kartenhändlererei, Hüllen- und Himmelswanges, von dem auch jüngst wiederum die Zeitungen berichteten (Mord am Teufelsberg, Kemptener Himmelspost) zur zeitigen. Letzterer ist eine Axtform, eine wahn-sinnige Abirrung von der Kultur, ersterer eine Sproßform derselben, die überwunden werden kann, wenn sie, sich selbst überlassen, nicht zur Ribbildung entartet. Wie der Aberglaube bereits zurückgelegte Stufen des Wissens darstellt, wird an der Volksmedizin am klarsten. *)

*) Abgesehen von allen therapeutischen und pathologischen Krankheiten, die sie früheren wissenschaftlichen Schulen entlehrt hat, führt Dr. med. Goldschmidt in seiner „Volksmedizin im nordwestlichen Deutschland“ ein geradezu klassisches Beispiel an. Im Odenburgischen nennt man jede zum Tode führende Kinderkrankheit Termin oder Termin und färselt nicht mehr, „ob das Termin oder Termin dolo steit“. Die bezeichnete Krankheit ist das lateinische tormina (ursprünglich Bauchgrimmen), eine Bezeichnung, die der römische Arzt Celsus zur Kaiserzeit einführte und die auch lange von deutschen Medizinern gebraucht wurde, heute aber vorgefallen ist.

Wenn man die praktischen Folgen des Aberglaubens in Betracht zieht, so leuchtet erst ein, wie notwendig die Bekämpfung desselben ist. Mit großer Zähigkeit und Beharrlichkeit thut das Volk jene Dinge, die es im öffentlichen kirchlichen Vernehmen zu meiden verspricht. Es „entsagt nicht dem Teufel und seinen Werken“, sondern „es verdammt sich ihm!“ Man sieht wieder einmal, wie wenig Kirchlichkeit mehr Sittlichkeit verbringt. Die nach unsern Begriffen seichte Aufklärung und ihr Kind, der theologische Nationalismus, haben nur Spott für den Aberglauben gehabt. Daß der Aberglaube ein kulturgeschichtliches Moment ist und von psychologischen Gründen beherrscht und getragen wird, scheint mir nachgewiesen zu sein. Bedeutende Stimmen haben sich darüber auch so geäußert. Der Reisende Schweinfurth sagt einmal: „Der Aberglaube gehört in die Geographie“. Vom Boden aus ergießen sich seine Bindungen in die Menschenseele. Wundern wird man sich bei diesem Konnex nicht, wenn ihn der geräuschvolle Industriebezirk fast abstreift, er aber umso lieber wuchert an den dunklen Seen Maßures, in den einsamen Heiden Westpreußens, Pommerns und Brandenburgs, auf den weiten Moorflächen Nordwestdeutschlands und in den weltentrückten Walddörfern der Hochgebirge.

Wie der Mensch aus der Wurzel seines Selbst, aus seinem Heimatboden und seinen Instinkten heraus, die Seele mit abergläubischen Vorstellungen erfüllt, so muß der Gegner des Aberglaubens ihn, den Abergläubigen, an seiner ganzen Individualität fassen und darf nicht nur flachen Spott für die Verirrung haben. Der des Menschens Eigenleben der Hauptache nach bestimmende Faktor ist die Erziehung. In ihr liegen die Hebel zunächst.

Wer in feindlichem Gelände eine Position besetzen will, wärtschert nicht blindlings darauf los, sondern sieht sich zunächst gehörig nach Feinden um. So muß man sich bei einem Werk der Aufklärung die Gegner derselben ansehen.

Sie stehen teilweise in dem Lager derjenigen, denen der Staat die Aufsicht über die Schule in die Hand gegeben hat, in den Kreisen der Diener der Kirche. Der katholischen Konfession gebührt in dieser Beziehung die Siegespalme. Mannhardt behauptet, die katholische Kirche besitze in ihren aus dem Mittelalter stammenden Ritualen ein reiches, noch nicht aufgehobenes Arsenal von Beschwörungsformeln und Besagungen gegen jede Art von Hexenwerk. Er läßt sich nicht verdrängen, aus verschiedenen Teilen Deutschlands Beispiele anzuführen, wo sich Priester mit Teufelsbeschwörungen, Hexenaustreiben u. s. w. befaßt haben. Alles ist gerichtlich erhärtet und attestmäßig dargestellt. Der Priester Ritter von Hügel auf Gratterodors in Bayern erklärt bei der Verteidigung eines Amtsbruders, der Hexen ausgetrieben hatte, in einem amtlichen Schriftstück: „Ob wirklich eine Hexe, wie angegeben, im Tiere vorhanden war, könnte nur durch einen Hexenprozeß annähernd entschieden werden“. „Ihr sollt zwar nicht an Hexen glauben“, sagt ein anderer Priester nach derselben Quelle, „aber es giebt doch welche.“ Kann man sich darüber wundern? Man gehe doch einmal dem gesamten Kult der Kirche nach, denke an Wallfahrten, Wunder, Ablass u. a. m. Vielleicht läßt mancher dann sein Erriuenen.

Man wird behaupten, und jedenfalls fehlt es auch nicht an Beispielen, daß auch Lehrrer sich zum Handlanger derartiger abergläubischer Manipulationen gemacht haben. „Besten Wort ist esse, dessen Werk ist finge“, sagt das Sprichwort. Es müßten alles ideale Männer sein, wenn der gesamte Stand ohne jene subalterne Naturen wäre, die, jedes Rückgrat verleugnend, sich zum Befürworter

von dergleichen Fokusfokus machen. Frei die Schule von solchen Elementen, für die die geistige Freiheit aller eine Farce ist! Frei deshalb die Schule zunächst von der Herrschaft der Kirche! Für diese freie Schule die am besten vorgebildeten Lehrer, nicht in hinterwäldlerischen Bildungsfakernen, genannt Schullehrerseminare von Theologen gezüchtet, sondern am Orte der Mutterschaft des Wissens, auf der Universität, vorgebildet. Kein Kenner der Hochschule will leugnen, daß auch dort noch „manches faul ist im Staate Dänemark“, wie es bei so ehrwürdigen Instituten mit langer Vergangenheit nicht anders sein kann. Was thut man dort beispielsweise für die wissenschaftliche Kenntnis des Aberglaubens? Nichts, obgleich es zum Gebiet der Entwicklungsgeschichte gehört. Dr. Krauß, der Herausgeber der Monatschrift für Volkstunde „Am Ur-Cuell“, sagt darüber bei einer Besprechung von Post's „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz“, indem er allgemein von der vernachlässigten Ethnologie spricht. Wenn erst der volle Reflex unserer Hochschulen in jeden „Brüchlichen Schulpalast“ geworfen wird, wenn erst der Ring zwischen der Universität und der letzten Dorfschule geschlossen ist, dann wird es leichter in den Köpfen werden. Ob wir unsern Religionsunterricht dann noch weiter im alten Geleise erteilen? Man möchte doch einmal eine Enquête veranstalten, um festzustellen, in wieviel Schulen noch heute die Lehre vom persönlichen Teufel gepredigt wird. Ich glaube, man würde erschrecken. Aber darf man sich wundern? An derselben Schule stehen als Berater und Aufsichtsbearbeiter der Kirche, die Jesu herrliche Lehre durch einen Wust von nicht zu verstehenden Dogmen unendlich gemacht hat. In Preußen gibt es auf dem Lande 4 Religionsstunden — im Konfirmationsjahr in manchen Gegenden sogar 8 — und kaum eine Stunde Naturwissenschaft. Nichts vermag den Aberglauben leichter zu überwinden, als gerade letztere Wissenschaft. Man denke nur an das Gewitter. Das Verhalten unserer ländlichen Bevölkerung beim Gewitter ist doch sicher ein anderes, als vor 100 Jahren. Es ist dieser Fortschritt nur auf Rechnung der Schule zu setzen. Nirgends wird schärfer an urfächliches Denken gewöhnt als hier. Es kann Wunder wirken. Ein Berliner Gelehrter, der Oberbayern bereiste, erzählt folgende Episode: Er kommt in ein bayerisches Dorf. Die Bauern dort halten ihre Ställe fest verschlossen, jede Leffnung verstopft, damit die „Mar nicht das Vieh reite“. Infolge von Entzündungsanfällen in der schlechten Luft fängt das Vieh an zu toben. Der Gelehrte will die Thür öffnen; doch der Bauer wehrt es. Da sagt der Reisende: „Die Mar wird fortziehen, wenn wir ein Loch in die Wand hauen“. Das leuchtet dem Bauern ein; es geschieht, und das „Marreiten“ hört auf. Wäre dieser Widerstand bei den einfachsten Kenntnissen von Atmung und Lufterneuerung möglich? Ein Teil des Aberglaubens ist durch die Naturwissenschaft zu überwinden; vor einem zweiten bewahrt das in der Schule erworbene logische Denken; ein weiterer fällt ab, wenn gelegentlich in der Geschichte sein Zusammenhang mit früheren Kulturformen gezeigt wird. Aber es ist selbstverständlich, daß die Bildung nicht mit 14 Jahren abgeschlossen sein kann. Die Fortbildungsschule muß weiter arbeiten. Derartigen ländlichen Bildungsanstalten bleibt es überlassen, so manchem Aberglauben in veterinärrer Furcht das Lebenslicht auszublasen. Wir haben Hunderttausende für die Pest in Indien geopfert. Der Aberglaube ist in seinen bedrohlichen praktischen Folgen eine Geistespest, die vielleicht mit diesem Gelbe besser bekämpft worden wäre. Wir haben ein amtliches Gesundheitsbüchlein. Wie wäre es mit einem

amtlichen Büchlein gegen den Aberglauben? Die Kultusministerien sind daran nicht mehr interessiert, als ihre Kollegen vom landwirtschaftlichen und juristischen Fache. Man gründe zunächst Volksbibliotheken auf dem Lande, schide tüchtige Kenner des Aberglaubens als Wanderredner aus, unterstütze von den einzelnen Ministerien aus Bestrebungen wie die der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“.

Vor allen Dingen aber ist zu verlangen, daß die Leiter unseres Volkes, seine Richter, Geistlichen, Lehrer, gründliche Kenner des Aberglaubens sind. Ihnen ist das Gebiet fast immer eine terra incognita. Der gemeine Mann hat in diesem Punkte wirklich ein größeres Wissen und trotz auf seine Ueberlegenheit. Das muß aufhören, und die Stellen, die jene Männer vorbereiten, haben dem Umstände Rechnung zu tragen. Wie sieht es heute mit der Kenntnis des Aberglaubens unter den Gebildeten? Man bekommt ein Bild von der Sache, wenn man sich das Schicksal des klaffigen Buches in der Aberglaubensliteratur vergegenwärtigt. 1860 erschien Buntke's „Der Volksaberglaube der Gegenwart“. 1869 wurde es noch einmal verlegt und dann nicht mehr in nunmehr 31 Jahren. Ob es überhaupt noch im Buchhandel zu haben ist, darf man bezweifeln. Nicht besser wird es der anderen bedeutenden Literatur gehen. Sie muß, so weit sie wertvoll ist, neu angelegt werden und gehört dann vollständig in Gerichts-, Lehrers- und Synodallbibliotheken.)

Und nun noch zum Schluß ein paar Worte über den Aberglauben sogenannter „Gebildeter“. Ihm liegt einerseits ein lähmender Fatalismus zu Grunde. Von Beßten ist bekannt, daß er eine Cretenreise verließ, weil ihm beim Antritt der Fahrt eine Kappe über den Weg lief. In anderen Fällen ergeben sich unter Gebildeten jene Gläubiger dem Aberglauben, die zu entnervt sind, um zu ringen und nun durch irgend einen Fokusfokus die Sterne vom Himmel reißen wollen. Ihnen gebührt als sittlich Unwürdigen und Verwerflichen Verachtung und der Verlust des Prädikats „Gebildeter“. Mancher ist vielleicht auch im Armenhause am besten verwahrt.

*) Literatur:

- Buntke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 1869.
 Straß, Das Blut, 1900.
 Zorppen, Aberglaube aus Sagen, 1367.
 v. Tetlau und Zenne, Die Volksfagen Ostpreußens, Ostpreußen und Westpreußens, 1887.
 Zentke, Volksstümliches in Ostpreußen, 1894/96.
 Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens, in den deutschen Zeit- und Streitfragen, Jahrgang 7.
 Jahn, Organwesen und Zauber in Pommern, 1896.
 Ruhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche, 1845.
 Knoop, Volksfagen u. s. w. aus dem östlichen Hinterpommern, 1895.
 Knoop, Sammlung abergläubiger Gebräuche; in den Volksfagen Stuben, Bd. XXXIII.
 Straß, Sagen, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, 1867.
 Goltzschmidt, Volksmedizin im Nordwestlichen Preussland, 1854.
 Bud, Medizinischer Volks glauben und Volksaberglaube aus Schwaben, 1865.
 Häfner, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit 1888.
 Flügel, Volksmedizin und Aberglaube im Franconienlande, 1863.
 Boffel, Volksmedizin und Aberglaube in Steiermark, 1886.

Neue Dramen.

Von Prof. J. Eizen (Efenburg).

I.

Als wir zur Schule gingen (es ist kaum 20 Jahre her), sagte uns der Lehrer, der seine Weisheit aus Frentags „Technik des Dramas“, Gottschalls „Poetik“ und ähnlichen tüchtigen Büchern geschöpft hatte, im Anschluß an die Lektüre von Lessings „Hamburgischer Dramaturgie“ mit ungezweifelnder Sicherheit, was alles zu einem kunstgerechten Drama gehöre. Heute wird das dem Lehrer vermutlich nicht mehr so leicht fallen. Der Lehrer der 70er und 80er Jahre durfte sich noch, ohne sich Tadel zuzuziehen, auf die klassische Dichtung beschränken; wer heute deutschen Unterricht in den oberen Klassen einer Mittelschule erteilt, muß, wenn er nicht mit Recht für sehr rückständig gelten will, vom Geiste der modernen Literatur einen Hauch veratmen haben. Denn daß etwas Neues in diesen letzten Jahrzehnten im Garten der Poesie zu Sprüngen begonnen hat, kann keinem Empfindungsbegehrten entgangen sein — wenn es auch nicht immer ein lieblicher Duft ist, der davon ausgeht —; und daß solche neuen Erzeugnisse einer Zeit dem aufblühenden Geschlechte nicht vorenthalten werden dürfen, das ist für jeden gewissenhaften Freund der Jugend selbstverständlich.

Schwerer ist die Frage zu beantworten, worin eigentlich dieses Neue besteht. Am besonderen: worin unterscheidet sich das moderne Drama vom klassischen? (Ich spreche hier nur vom ersten Drama.) Unterschiede sind unstreitig vorhanden; aber im Kern des Dramas können sie nicht liegen. Der Stoff, den sich der dramatische Dichter wählt, wird in seinem Wesen immer derselbe sein: ein Konflikt, ein Kampf, und zwar der ewige Kampf zwischen Vernunft und Gefühl, zwischen Pflicht und Neigung. Wenn also nicht im Stoff, dann in der Form. Aber der Begriff Form muß hier in seinem weitesten Umfange genommen werden, die gesamte Gestaltung des Gegenstandes umfassend.

Da muß uns zunächst auffallen, daß es heute Dramen ohne Helden giebt. Ob diese Neuerung berechtigt ist oder nicht, davon später. Zunächst möge man sich nur an die Tatsache erinnern, daß z. B. Hauptmann in seinen „Webern“ ein ohne Zweifel wirksames Drama geschaffen hat, unter dessen handelnden Personen nicht eine einzige so hervortritt, daß sie als Hauptperson bezeichnet werden könnte. In der gesamten dramatischen Dichtung früherer Zeiten werden wir nach einem ähnlichen Stücke vergebens suchen. Was will der moderne Dichter mit dieser Neuerung, die fast revolutionär aussieht? Es kann doch nicht nur willkürliche Laune sein.

Der Dichter darf, wenn er in den Herzen seiner Zeitgenossen den so heiß ersehnten Widerhall erwecken will, an den Grundwahrheiten seiner Zeit nicht achlos vorübergehen. Eines der unzweifelhaftesten Ergebnisse der modernen Forschung ist der Satz: Der Mensch ist ein soziales Wesen. Wir haben die individualistische Betrachtungsweise überwunden; für uns steht es unumstößlich fest, daß man dem Charakter einer menschlichen Persönlichkeit nur dann völlig gerecht werden kann, wenn man all die verschlungenen und verknöteten Fäden aufsucht, mit denen sie an ihre Umgebung, an die menschliche Gesellschaft gebunden ist. Es bedeutet also unstreitig einen Fortschritt gegenüber dem klassischen Zeitalter, wenn der Dramatiker unserer Tage diese sozialen Zusammenhänge beleuchtet; denn die Bühne soll ein Abbild des Lebens bieten, und was hier als Wahrheit erkannt worden ist, kann dort nicht ungestraft vernachlässigt werden.

Für den früheren Dichter war der Mensch vor allem Individuum. Er stellte ihn auf einen Isolierstempel und

konnte ihn nun ungehindert von allen Seiten betrachten und beleuchten. Er wählte darum mit Vorliebe solche Helden, die schon durch ihre äußere Stellung zu isolierter Betrachtungsweise geeignet sind: Fürsten, Meerfahrer, Staatsmänner u. dergl. Einem Shakespeare wäre es gewiß nie eingefallen, seine Eiferjudsttragödie etwa in die Wohnung eines schleichen Fuhrmannes zu verlegen. Sein Held ist der Sprößling eines Wobrenjärlingengeschlechtes, der Selbstherr der reichen Handelsrepublik Venedig, deren Schiffe die gewaltigen Türkenflotten zertrümmern, ein Mann also, dessen Gegenwart und Vergangenheit dem Phantasienspiel des Dichters wie des Hörers reichste Nahrung zuführt, doch immer so, daß der Held die anderen an der Handlung beteiligten Personen um mehr als Haupteslänge übertrifft und zur Einzelbetrachtung sich geradezu vorrängt: durchaus individualistische Kunst. — Der moderne Dichter vermeidet die romantische Einseitigkeit seiner Handlung; er beweist, daß die tragischsten Konflikte in gewöhnlichsten und alltäglichsten Leben zum Ausbruch kommen können und bringt nun diese „Tragik des Alltags“ — der glückliche Ausbruch stammt von Waterloo — mit unerbittlicher, man könnte sagen, mit naturwissenschaftlich oder biologischer Deutlichkeit zur Darstellung. Der Held, wenn ein solcher da ist, interessiert nicht viel mehr als die anderen Personen; er ist ein Glied in der Kette, ein Faden in dem Gewebe, ein Instrument unter anderen, um die Resonanz des Lebens laut werden zu lassen.

Diese Betonung der sozialen Seite des menschlichen Lebens ist ohne Zweifel ein Fortschritt über das klassische Drama hinaus. Ein Fortschritt, weil er einer neu gewonnenen oder doch erst in neuerer Zeit lebendig gewordenen Wahrheit entspricht. Aber es fragt sich: muß deshalb der süße Zauber romantischer Farbenpracht geopfert werden? Ist die historische Tragödie nicht mehr berechtigt? Muß der Dramatiker seinen Stoff aus der alltäglichen Wirklichkeit der Gegenwart nehmen? Gewiß nicht. Schon Hauptmanns „Weber“ greifen zurück in die 10er Jahre des vorigen Jahrhunderts, also in eine Zeit, die für uns schon historisch geworden ist. Von einem jüngeren Beispiele werde ich später reden. Das allerdings ist für das Empfinden des modernen Menschen ausgeschlossen, daß der Dichter nur den äußeren Verlauf einer Handlung wiedergibt und mit historischen Gemandstücken und Dekorationen umhüllt; solche Geschichtsklitterung ist vielleicht Sache des Chronisten; nicht einmal der Historiker darf sich nicht damit begnügen. Der Dramatiker sicherlich muß zeigen, wie die Tätigkeit seines Helden an seine Umgebung wirkt und wie diese Umgebung zurückwirkt, mit anderen Worten: er muß die soziale Seite des historischen Ereignisses sichtbar werden lassen, die gewöhnlich in den Quellen nicht zu finden ist, die eben der Dichter aus seiner genialen Intuition schöpfen muß. In dieser Richtung wird sich eine Neugestaltung der historischen Dramatik bewegen; sie wird sozial-historische Stücke schaffen, deren Helden nicht nur scharf charakterisierte Individuen, sondern zugleich Träger einer Mission-Aufgabe, einer sozialen Mission sind. —

Man wird mir einwenden: Das ist nichts Neues; so haben es die Dichter bisher schon gehandhabt; sie haben ihren Helden in viele Beziehungen zur Umgebung gesetzt und eben dadurch die dramatische Entwicklung herbeigeführt. Gewiß. Aber damit ist das, was wir sozial nennen, noch nicht vorhanden. Der Mensch ist ein soziales Wesen nicht nur im ganzen, sondern auch in jedem einzelnen Momente seiner Entwicklung. Und gerade das ist es, was in der Kunst zur Darstellung kommen muß; das Hervorwachen der Persönlichkeit aus der jahrhundertalten Kultur ihrer Vorfahren und den tausend Beziehungen

zu ihrer „Umwelt“, aus dem „Milieu“; die „Psychologie der Verhältnisse“ (wie Richard W. Weaver treffend sagt) muß aus dem Drama zu uns sprechen.

Wenn so der dramatische Held als Vertreter einer sozialen Gruppe, eines Standes, einer Volksschicht erscheint, dann wird sich von selbst auch jene Wirkung einstellen, die wir als sozial bezeichnen können: das Spiel auf der Bühne wird als belehrendes oder warnendes Abbild der Wirklichkeit aufgefaßt werden. Als Beispiel erwähne ich auch hier wieder Hauptmannen „Weber“ und denselben Dichters „Fuhrmann Henschel“. Der große Erfolg von Björnsons „Meber unsere Kraft“ ist auch aus dem sozialen Charakter der Dichtung zu erklären. Aber ich bemerke ausdrücklich, daß diese Wirkung mit der ästhetischen Wertschätzung des Kunstwerkes schlechterdings nichts zu thun hat; der Dichter, der dieser Wirkung zuliebe seinem Stoffe Gewalt anthäte, würde sich an seiner Kunst nicht die größte und schwerste verbüßen. —

Aber eine Verirrung wäre es auch, wenn der Dramatiker nur in der Herausgestaltung der sozialen Seite seine Aufgabe sähe: es wäre eine falsche Einseitigkeit, gerade wie wenn man sagen wollte: Der Mensch ist nur soziales Wesen. Mit der Aufzeigung seiner Angliederung an die menschliche Gesellschaft ist sein Wesen nicht erschöpft; es bleibt daneben immer noch ein nichtsozialer Kern: seine Persönlichkeit, sein Individuelles. Ueber der sozialen Aufgabe, die ein dramatischer Held zu erfüllen hat, darf seine Persönlichkeit, seine individuelle Eigenart nicht verloren gehen. Der Dichter, der nur soziale Zusammenhänge, sozusagen nur ein „Milieu“ auf die Bühne bringt, verfehlt also nicht nur das Wesen seiner Kunst, das Einheitlichkeit und zu diesem Zwecke einen Träger der Handlung „mit der ganzen Hinhalt einer Hauptperson“ verlangt; er verstößt auch gegen die Thatgabe, daß das soziale Wesen Mensch auch Persönlichkeit ist. Der Dramatiker muß uns mit den Mitteln, die ihm seine Kunst bietet, zeigen, wie die Handlung aus der Psyche des Handelnden hervorsticht. Und gerade diese psychologische Vertiefung, dieses Zusammenhängen in die dunklen Gründe der menschlichen Seele ist ein charakteristisches Merkmal der modernen Bühnendichtung. Beispiele, von Hauptmann, Schnitzler und vielen anderen, werden jedem Leser sofort einfallen. — Aber auch hier kann leicht durch ein Zuviel gefehlt werden. Diese psychologische Vertiefung hat ihre durch die Art der Kunst bestimmten Grenzen; sie darf nicht in ein mythisches Schwelmen umschlagen, wie es in manchen Stücken des vielgefeierten Maeterlind verworden liegt, der uns mit tausend Worten versichert, daß das, was er sagen will, nicht in Worten ausgedrückt werden kann.

Man wird mir auch hier einwenden, daß das Streben nach psychologischer Vertiefung keine neue Forderung sei. Und mit Recht. Ich erinnere wieder an Shakespeares Othello. Der Dichter geht jeder Neigung des Seelenlebens nach, vom ersten Kräuflern der Wellen bis zu den wildsten, vernichtenden Wogen der aufschäumenden Leidenschaft. Ich könnte ebenso gut den König Lear oder Hamlet als Zeugen für diese Seelenkunst des Dichters anführen. Shakespeare gehört eben zu jenen Großen, die Söhne jedes Zeitalters sind, zu den ewig Modernen, zu den Genies, denen das rein Menschliche in seiner ewigen Unwandelbarkeit geöffnet hat. Ebenso ist Tasso in Ansehung der Willensdialektik so modern wie irgend ein allermodernstes Drama.

Der Fortschritt für unsere Zeit besteht hier darin, daß die Forderung, die psychischen Wurzeln einer Handlung und eines Charakters aufzuzeigen, für den Dramatiker, auch den nichtgenialen, ein unabdingbares Gebot geworden ist; wer sich ihm entzieht, der hat auf ernsthaftest Würdigung keinen Anspruch. —

Zwei Linien also scheinen mir die Mischungen zu bezeichnen, nach denen sich die moderne dramatische Kunst bewegt: einerseits sucht sie die mannigfaltige soziale Verflechtung des Menschenlebens zu entfalten, und andererseits will sie vertieft individuell sein, will das Seelenewebe der einzelnen menschlichen Persönlichkeit enthüllen. Wenn es gelingen wird, in einem großen Kunstwerke diese beiden Aufgaben zu lösen, einen Helden mit reichem Seelenleben in vielverschlungenem sozialem Menschheitswirken lebendig auf die Bühne zu stellen, der wird der Dramatiker der Zukunft sein. Ob er seinen Helden aus der Gegenwart oder aus der Vergangenheit nimmt, ob er ihm im nüchternen Gewande des Alltags oder in jahrenprächtigter fremdländischer Umhüllung auftreten läßt, das ist für den ästhetischen Wert des Stückes zunächst gleichgültig. Doch scheint es einem angeborenen Sinne des Menschen, zumal des märchenfrohen Deutschen, zu entsprechen, daß sich die Kunst nicht auf die farblose Wirklichkeit beschränkt (wie es ja auch in der bildenden Kunst gewiß nicht als Verirrung zu betrachten ist, daß z. B. Bödlin die deutlich gezeichneten Gesichtszüge seiner Phantale, Centauren, Faune, Nixen, auch für andere gut sichtbar werden lassen). Darum erkläre ich mir die Reaktion gegen die Wirklichkeitskunst, die eine ganze Reihe phantastischer Märchen dramen hervorgerufen hat. Im folgenden werde ich auch über ein solches zu sprechen haben. Daß diese Märchenstücke nicht die höchste dramatische Kunst repräsentieren können, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Es fehlt ihnen die Möglichkeit, die soziale Resonanz des wirklichen Lebens erklingen zu lassen, und auch der psychologischen Vertiefung ist die phantastische Einbildung nicht gerade förderlich. Wenn nun gar die schlichten Märchenmotive in jumbolitischer Weise ausbeutet werden, dann erhalten wir Stücke, in denen überhaupt kein edles Lebensblut pulsiert, die also der Wahrheit entbehren, der ersten und höchsten Legitimation jedes Kunstwerkes, und uns frohja, wie allegorische Gemälde, anmuten. —

Es schien mir angezogen, diese allgemeinen Bemerkungen voranzuschicken, damit ich mich bei Betrachtung der einzelnen Dramen, die mir zur Besprechung vorliegen, um so kürzer fassen kann.

Streiflichter.

Volkssbildung und Ethik. Einer Diskussion über diesen Gegenstand zwischen Dr. L. W. Hartmann und unserem Dr. Fr. W. Joerster in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ entnehmen wir die folgenden Ausführungen des Legationsrates, die uns auch für die Ausgestaltung unserer deutschen Volksschulbildungsbestrebungen von Bedeutung erscheinen. Dr. Joerster schreibt in einem offenen Briefe:

„Sie legen einen Widerspruch darin, daß ich einmal so nachdrücklich die Grenzen hervorhebe, welche dem volkreicherischen Wirken der Gelehrten gesetzt sind, die ihrer ganzen Lebensweise entsprechend, oft von den realen Kräften und Konflikten des Lebens weniger verstehen, als die Männer der praktischen Arbeit — und doch auf der anderen Seite den Intellektuellen die Fähigkeit zuspreche, die ethischen Maßgeber der Massen zu werden. Nun — ich meine gewiß nicht, daß die „Intellektuellen“ in ihrer ethischen Einwirkung so ins Einzelne gehen sollen, daß der praktischen Lebensbearbeitung des einfachen Mannes nicht mehr zu thun übrig bleibe. Sondern die Intellektualmänner sollen vielmehr die ethische Lebensanleihe des Arbeiters dort ergänzen, wo es ihm an die breitere Uebersicht über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im gesellschaftlichen und organischen Leben handelt. Inmitten der wachsenden Komplexibilität unseres gesellschaftlichen Daseins genügt der gute Wille allein nicht, um wirksame Gestaltung zu fördern. Das Verhältnis unserer Handlungswelt zu den selbstinteressierten menschlichen Gemeinshaft kann objektiv nur richtig aufgehoben werden, wenn wir immer gründlicher die realen Verhältnisse und Schwerkraftungen des sozialen und individuellen Daseins zu enthüllen suchen. Wir haben z. B. heute zahlreiche Praktiker des sozialen

und politischen Lebens, die da die Ansicht vertreten, daß die Moral nach den Prinzipien der christlichen Ethik, die nach dem modernen Erkenntnisstand und reiner Charaktere. Was ihnen fehlt, ist der geistige Lebensreiz über diejenigen Realitäten des sozialen Lebens, welche die Kurzzeitigkeit heutiger Ansichten zeigen. Die university extension in Frankreich ist gerade aus der gebietlichen Notwendigkeit hervorgegangen, der allen „Elitarismus“ eine tiefere Interpretation beifügen, was auf die Dauer allein „Kaisern“ im Staatsleben ist, entgegenzuhalten. Ober soll sich etwa die Wissenschaft, welche die elementaren Reale der Natur in den Dienst der Kultur gewangenen, namentlich als Konkrete erklären, was es sich darum handelt, auch die ungeliebtesten Gemoten in der menschlichen Gesellschaft durch die geistige Beherrschung unserer Lebensbedingungen in den Dienst der Gestaltung zu stellen? Wenn all unser Wissen nicht dazu helfen kann, auch unserem Gemüthen tieferer und sicherer Grundlagen zu schaffen, wird dann nicht der Tag kommen, wo die Menschheit mit elementarer Gewalt unter die Vormachtigkeit der „autoritären Weltanschauung“ zurückfällt? Denn wichtiger als die Verfassung über die Natur wird es dem Menschen immer erscheinen, daß geistige Mächte da sind, welche die unangenehme Selbstläuterung des gemeinlichen Lebens unterbrechen und das Bewußtsein menschlichen Selbstwerts hoch halten. Wenn diese Mächte nicht durch die Wissenschaft gestützt werden, so wird man sich wieder zu den alten Quellen der Offenbarung wenden und Zeichen und Wunder suchen. . . .

Glaubt man, daß die Menschheit wirklich in ihren tiefsten Lebensfragen auf die Dauer wird von der Hand in den Mund leben wollen, bloß weil die Methoden der Feststellung auf diesen Gebieten schwerer sind, als etwa in der Chemie und Geologie? Was schon heute möglich ist, das ist, daß die Zöglinge in ihrer „Erkenntnisfähigkeit“ mehrmals verlieren, als ihrer eigenen Lebensarbeit heraus weniger das auszumachen, was sie in ihren Vorlesungen geben für Studierende, die ein Examen zu absolvieren haben, sondern das, was eine konkrete Beziehung zu den drängendsten Lebensfragen des Arbeiters hat und seinen Horizont da erweitert, wo es sich um Erkenntnis handelt, die seine eigene Lebenserfahrung nicht geben kann. Der Philosoph und Pedagog muß das gleiche Problem betrachten: der Philosoph beschäftigt sich mit der Menschheitsbeziehung in Fällen neuerer Ueberzeugung, Erklärung und Abnormität, sowie der Beziehung heutiger Erscheinungen zu der Vätererziehung. Der Naturforscher mag seine Gesichtspunkte für die Beurteilung der aktuellen gesellschaftlichen Probleme hinbringen und dazu beitragen, Aufklärung zu geben über missverständliche Konsequenzen, die von Hypothesen der Wissenschaft oder von Parteideuten aus bestimmten naturwissenschaftlichen Feststellungen abgeleitet sind. Der Historiker arbeite sich in all kulturhistorisches Material ein, das geeignet ist, das Denken des Arbeiters gerade bezüglich wichtiger Fragen in der Geschichte seiner Klasse, der großen Industrie und der sozialen Kämpfe überhaupt zu erweitern. Der Literaturforscher bringe dem Volke diejenigen Lehren und Darstellungen der ewig menschlichen Konflikte nahe, welche die großen Dichter aus einem Erleben heraus geschaffen haben, das aus dem einfachen Menschen verständlich ist. Und dann, warum soll nicht gerade aus dem tiefen Bedürfnis des Volkes nach sozialistischen Aufstellungen heraus die Biologie auch an unsere Universitäten eine ähnliche wichtige Rolle erhalten, wie sie das in America und Frankreich längst hat? Durch das bloße Bestehen eines solchen Faches, würde eine geistige Arbeit von bloßem geistigen Wohlgefallen auf die wichtigsten Probleme des Lebens gelenkt werden. Die wenige unserer Philosophen sind heute zum Beispiel fähig, etwa einen Kurs über das Problem der Demokratie zu halten im Anschluß an die konkrete Geschichte der Demokratie auch innerhalb der Arbeiterbewegung?

Sie stellen es als eine Mission der reinen Wissensüberlieferung hin, daß die Zentralf der Arbeiter geführt und einmündet werden. Sie wollen den Arbeiter nicht beunruhigen, Sie wollen ihn zum geordneten Denken bringen durch Einblicke in Ihre Forschungs- methode zu. Vergessen Sie, daß ich es für schädlicheres unmöglich halte, den Arbeiter in solchen Fragen wirklich so in die Arbeits- methode der Wissenschaft einzuführen, daß er von Ihren Voraussetzungen aus denken und Ihre Resultate selbständig prüfen lernt. Eine solche Wahrnehmung ist hier nicht möglich — ohne Dogma geht es nicht ab. Genau, daß der Arbeiter weiß, daß die wissenschaftliche Methode selber kein Dogma anerkennt — für ihn aber ist das ihm Gegebene zunächst etwas, was er nur gläubig hinnehmen kann. Ich glaube, zum geordneten Denken wird der Arbeiter kaum erzo-gen, wenn ihm plötzlich Dinge dargeboten werden, die seine „organische“ Anknüpfung an seinen Urerkenntnisgang und seinen Lebenserfahrungen haben. Wichtiger erscheint mir, gerade für Erziehung zum geordneten Denken, daß eine Erweiterung seines Wissens sich möglichst unmittelbar an all das anknüpft, was ihm lebensmäßig erscheint in seiner eigenen Interessen-sphäre — naturwissenschaftlich, sozial, technisch, politisch, ethnologisch, pädagogisch. Um solche Verknüpfung pädagogisch her-zustellen, dazu bedarf die kontinentale Universität. Ausdehnung dringend einer Einrichtung, die für Logiker die Grundlagen und das erste Wort der ganzen Bewegung bildete: Es müssen junge Akademiker monatlang in sogenannten sozialen „Settlements“ mit

dem Leben und Denken des arbeitenden Mannes Fühlung gewinnen — eine Fühlung, wie sie nur durch solchen stetigen Umgang und solchen Einbringen in alle Lebensbedingungen des Volkes möglich wird.

Ich will nicht ethische Predigt an die Stelle geistiger Darbietungen gelegt haben, sondern ich will den ethischen Bewußtsein in erster Linie anerkannt sehen für die Auswahl und die Behandlung der Wissenschaft, die in solchen Kursen vorgebracht werden — damit dem Arbeiter nicht kleine statt großer gegeben werden. Ich wünsche, daß im Vordergrund der sogenannten Volkshochbildung mehr das steht, was die Gemüthen anregt und was die Bildung des Einzelnen zu seinen Wünschen und zur menschlichen Gemeinschaft auf breitere Lebenskenntnis gründen kann. In der Sinn des Menschen nicht sich auf das Besondere im Leben — die Kultur des inneren Menschen — gerichtet, so kann mannigfaltiges Wissen gerade von diesem Wesentlichen ablenken und die Kräfte von Hochmut und Ueberhebung werden oder gar als Mittel des äußeren Erfolges gesucht und demgemäß vermehrt werden. Vor mir liegt die englische „Workers' Education Society“, in der ich folgende Betrachtung eines englischen Arbeiterführers über die Resultate der ersthöhen Volkshochbildung findet, die ich ebenfalls sehr zu denken gibt:

„Kontinente Arbeiter, noch darüber, was ihren Kraben und Fähigkeiten breitere Erziehungsmöglichkeiten gewährt sind, als einst ihnen selber offen standen, und trotz auf das wertvolle Wissen, das ihre Söhne und Töchter zur Schau tragen, sind doch weit entfernt davon, die Wirkung zu prüfen, welche dies erweiterte Wissen auf Charakter und Handeln ausübt. Sie betragen sich darüber, daß seit der erarbeiteten ersten Bildung nur zu oft bloße geistige Beweglichkeit — mehr smartness — zutage tritt. Die Vermittlung eines größeren Wissensstoffes entspricht doch nur und Beschaffung für Handarbeit, eine wertvolle Arbeitseinheit von einem höheren sozialen Pflichtgefühl macht sich geltend — und später, wenn die Kraben erwachen sind, reicht ihnen jedes Interesse für die Fragen, welche die ältere Generation begriffen, als sie noch jung war. . . . Diese Volkshochbildung hat ein solches Blatt wie die „Daily Mail“ möglich gemacht, und sie ist die Quelle der Dissonanzen, welche die Verlagsführer unserer tauarigen periodischen „Literatur“ zählten können. Sogar der bessere Mathematikunterricht wird veramtlich gemacht für schlechte Resultate, das Anwachsen der Werten auf die letzten Fähigkeiten der Glemmerforschung zurückgeführt. Der junge Arbeiter von heute hat keinen Ideismus mehr — seine Hauptzeit bringt er auf Sportplätzen und Fußballen zu und läßt den Kampf für den Fortschritt den älteren Männern, die nicht mit der einfachen Selbstlichkeit versetzt wurden, die nur zu oft aus einem kleinen Maß höherer „Bildung“ resultiert. . . .“

Gewiß liegt es mir gegenüber fern, diese Betrachtungen gegen die höhere Volkshochbildung auszubringen — wie auch der englische Verfasser derselben innerlich realistische Dilettanten hat — aber darüber werden wir uns doch alle nicht täuschen dürfen, daß die intellektuelle Weiterführung breiter Volkshochbildung nur dann von Segen für diese und für die Kultur werden kann, wenn man ihnen damit nicht etwa nur die geistigen Mittel an die Hand gibt, sich über die ethische Ueberlieferung der Vergangenheit erheben zu fühlen, sondern vor allem einwirkende Gesichtspunkte und Thesen, die das Verantwortungsfelgefühl des Einzelnen veredeln und seiner demütigen Einordnung in die Gemeinschaft neue Begründungen geben und überhaupt die dieselben Wurzeln des höchsten Ideals nach allen Richtungen durch Soziologie, Biologie und Geschichte hinlegen. In unserer Zeit des Reiches-Sophismus und des politischen Jesuitismus jeder Art muß diese Aufgabe doch wohl dringender als je erscheinen. Von der Ueberwindung des Volkshochbildungsmittels bloßer Intellektueller Anregung und Wissensbereicherung — ohne unmittelbare und tatsächliche Beziehung auf die Konflikte und Aufgaben des menschlichen Zusammenlebens — werden wir umso seltener zusammenkommen, je mehr wir uns klar machen, daß der bildende Zeit des wissenschaftlichen Geistes, die Genauigkeitsdisziplin der Forscherarbeit und der strengen Untersuchung, von den Hören solcher Kurze niemals wirklich erzieht werden kann.

Gewiß werden die hier skizzierten Aufgaben für eine pädagogische und sozialistische Reflexion und Vertiefung der Universitätsausdehnung höchst schwierig und der Zusammenarbeit vieler Kräfte bedürftig erscheinen — darin aber werden Sie gewiß mit mir übereinstimmen, daß die für beide betroffene Stelle gleich unentbehrliche Verbindung von Staat und Kirche, die immer räthselhafter Verbindung staatlicher Machtinteressen mit der höchsten Organisation nur dann einer freieren Entwicklung Platz machen kann, wenn die staatlichen Gemoten gemacht werden, daß die großen höchsten Interessen des gesellschaftlichen Lebens auf dem Boden der freien Denkens eine mindestens ebenso sorgfältige Behandlung er-lahren, als auf dem Boden der kirchlichen Tradition — daß also der Fortschritt der geistigen Freiheit nicht identisch ist mit der sit-tlichen Auflösung.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension be-stimmte Bücher u. dgl. sind bis auf Weiteres zu senden an Dr. N. Prentz, z. B. Königswinkel bei Hangelberg.

Bücherschau.

Die Gesellschaft, eine neuerdings von Dr. Arthur Seidl in München mit Geschick wiederbelebt Holomonosoffski (Dresden und Leipzig, G. Biefen), bringt in ihrem zweiten Jahrgang zunächst einen sehr klar geschriebenen und zumal orientierungsbedürftigen Vortr. sehr zu empfehlenden Artikel von R. D. Döcker: „Der Kampf um die Göttergötter.“ Feinliche Betrachtungen zum Thema „Rust und Staat“ liefert dann Hans Thoma bei. Zur diesjährigen Schulfeier der Oberst O. V. Jochims, des Pöhlings, dessen Gedankenswelt heute, wenn und nicht alles ändert, erst weitere Volkserlebung sich erheben will, bringt Willy Paßer eine hübsche Skizze, die uns Jochims als Menschen näher bringt. Ueber „Kamareuzer“ plaudert der Vertreter der Universitätspädagogik: Hans Schmidlin u. Eine „fröhliche Erde“, die nur, wie die Redaktion selbst übrigens empfand, von persönlicher Volentz freier gehalten werden sollte, Büchersprechungen u. dergleichen das interessante Geht.

-12-

Georg Schneider (Prediger der freirel. Gemeinde zu Mannheim): Was vertreiben die freireligiösen Gemeinden? 2. Auflage.

Diese nunmehr in 2. Auflage erschienene Broschüre deselben

Verfassers, der durch „Die zehn Gebote Moses in moderner Beleuchtung“ seinen Ruf als Begründer einer freien Weltanschauung jetzt wieder verbreitet hat, macht es sich zur Aufgabe, eine Erklärung über eine mehr verkannte als gekannte Religions-Gemeinschaft zu geben. Das ist dem Verfasser aus vollkommenen Gründen. In anschaulicher Weise zeigt er die Irrtümer der sog. großenbarten Religion, besonders hervorhebend, daß die Bibel Keusch- und nicht Gotteswert ist, daß sie wie jedes andere Buch entstanden ist und daß wir in diesem Weltbuche nicht ein unantastbares Gültigkeitsmittel, sondern eine „Erfahrung für die Erziehung eines religiös-fröhlichen Menschen“ besitzen. — Derselbe legt der Verfasser in fargen, treffenden Worten die allgemeinen Ziele der freireligiösen Gemeinden dar, der Religion ohne Dogmen mit ihrem einzigen und wahren Gebote: Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. — Es ist nur zu wünschen, daß dieses Büchlein eine recht weite Verbreitung in den Volkshäusern findet und noch manche Auflage erlebt. Gerade in unserer Zeit, in der es modern geworden ist, im Individualismus dahin zu verfallen, wird eine solche Schrift nicht nur — wie man zu sagen pflegt — „aufklärend“, sondern ermunternd und Interesse erweckend wirken. Dito Kadborf.

Junger intelligenter Kaufmann von guter Familie und zuverlässigstem Charakter, jedoch in Folge von Verzeuflaustheit in Leistungsfähigkeit etwas gebremst, sucht seinen Fähigkeiten angemessene Stellung irgend welcher Art bei **beschäftigsten Ansprüchen**, etwa für Unterbringung in der Leitung eines Sanatoriums oder dergleichen.

Gef. Offerten Sub. N. R. 1870 an die Expedition der „Ethischen Kultur“.

Deutsche Hausfrauen!

Die in ihrem Kampfe um's Dasein schwer ringenden armen

Thüringer Handwerker bitten um Arbeit!

Dieselben bieten an:

Flüchtler, Servietten, Taschentücher, Hand und Küchentücher, Schürzen, Beize- und Halbleuze, Bettzeuge, Bettlappens und Prekts, halbwollene Kleiderstoffe, Altwürstliche und Spruchdecken, Koffhauser-Prägen u. s. w.

Sämtliche Waren sind gute Handfabrikate. Viele tausend Anerkennungsbriefen liegen vor. Käufer und Preisverzeuflausther: Nehen: auf Wunsch portofrei zu Diensten, bitte verlangen Sie dieselben!

Thüringer Weber-Verein.

Vorsitzender C. F. Gübel, Kaufmann und Landtagsabgeordneter.

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung

Paul A. Henckels, Solingen
Fabrik und Versandhaus feiner Stahlwaren.

Ne. 621. Dreikaiserschere.



fein vernickelt und vergoldezt, auf der Rückseite Medallion der 1. Kaiserinm. u. Zoll u. M. M. 1. P. O. 7 Zoll u. St. M. 1.40. o. o. o.

Versand nur gegen Nachnahme oder Vorberinsendung des Betrages. • Garantie für die Qualität unserer sämtlichen Artikel, • nicht Passende tausche bereitwilligst um. • • • Mein reichhaltigster Haupt-Katalog, enthaltend sämtliche Stahlwaren, Haushaltungsgegenstände, complete Messer, passende Geschenke für alle Gelegenheiten, wird auf Wunsch kostenfrei zugeschildt.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle

Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, sofort möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Die Mitgliedsschalt der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur wird erworben durch Anmeldung bei dem Hauptvorstande (Bureau Berlin W., Unter den Linden 16, III) — zugleich das Bureau der Abteilung Berlin), oder bei den Vorständen der Abteilungen und Zweige in den einzelnen Orten sowie durch Einzahlung eines Beitrages, welcher mindestens drei Mark jährlich betragen soll, unter gleichzeitiger Erklärung der Annahme der Satzungen der Gesellschaft. Diese Satzungen sind von dem oben erwähnten Bureau der Gesellschaft kostenfrei zu beziehen.

Zahlungen und sonstige geschäftliche Einladungen, welche für den Hauptvorstand oder die Central-Vermittlung der D. G. K. oder den Vorstand und die Vermittlung der Abteilung Berlin bestimmt sind, sind am besten an das Bureau der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Berlin W., Unter den Linden 16, zu Händen des Herrn Dr. R. Penzig zu richten.

Kreuzung aus den Satzungen der Deutschen Gesellschaft f. ethische Kultur.

§ 1. Es ist ihr Zweck der Gesellschaft, im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb deselben als des Gemeinsame und Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolf Penzig in Charlottenburg, Romanbudenstr. 14. — und Graf: J. E.

bindende, unabhängig von allen Berücksichtigungen der Lebensverhältnisse, sowie der religiösen und politischen Anschauungen, die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung waltet.

§ 2. Zur Erreichung des Zweckes der Gesellschaft sollen hauptsächlich folgende Bestrebungen dienen: 1. Am Kreise der Mitglieder: Anregung und Förderung jeglicher Art in Bezug auf ethische Aufgaben, Grundzüge und Pflichten; 2. insbesondere und auch nach außen hin: a) Verbreitung der Ziele und Formen des wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; Unterbringung der Reformen, die sich als ethisch notwendig erweisen; b) Maßnahmen, um der gesamten Jugendgeneration eine rein ethische Grundlage zu geben und zu sichern; c) Verwirklichung der Schöpfung der Kunst und Wissenschaft in ihrer ethisch richtigen Bedeutung für das gesamte Volk; d) Herausgabe und Unterbringung von ethisch förderlichen Schriften aller Art, Büchern, Zeitungen, Flugblättern u. s. w.; e) Ständige Einwirkung auf die Formen der Ethik und des Umganges, mit Einschluß des Bereichs der sich entwickelnden Rationalismen untereinander.

— Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Vieber in Berlin S. W. 19, Preuß. Berlin S. W., Romanbudenstr. 14.

kann. Er ist ein Symptom einer äußerst charakteristischen Wende, und das muß ernst genommen werden.

Was Jedner wollte? Wie der Jaden eines großen Kunstwerks läßt sich der Sternengedanke auch seiner ganzen Philosophie in eine Aushale wickeln. Der Angepunkt liegt in dem schlichtesten Wort, über das auch im erstelien Kreise doch unmöglich als solches gelacht werden kann: in dem Wörtchen Natur.

In diesem Wörtchen steckt eben noch mehr als bloß etwas Spectral-Analyse oder Energiegesetz. Unsere größte Lebens- und Herzensfrage steckt allmählich darin. In vierhundert Jahren ist das langsam über uns gekommen, und es hilft keine Phrasen mehr darüber fort. Das ganze achtzehnte und das ganze neunzehnte Jahrhundert ist eine einzige fortgesetzte Krisis vor diesem Begriff.

Zuerst kam die große Zeit von Kopernikus bis auf Newton, — mit ihren überwältigenden ätheren Bildern der Natur. Die ungeheure negative Rolle des Neuen spielte ein. Vor den Sternen in Galileis Fernrohr verblaßte ein ganzer alter Vorkerhimmel. Vor dem Naturgesetz Newtons verlor der Wunderbegriff. Wo einst Lieberwelt und kleine Erdenwelt eng aneinander geprellt waren, da schob sich jetzt das Niesenbing dazwischen, das wir eben im neuen Sinne "Natur" nennen: Myriaden Sonnen im Raum, Aeonen der Vergangenheit, natürliche Entwicklung in der eigenen Hand des Naturgesetzes — und diese Welt dem Forscher zugänglich, das laße Ziden ihres Lebens sich wiederpiegeln auf seiner Uhr, ihr in allen Aeonen gleichmäßig geregelter Schritt sich ausprägend auf seiner Wage. Auf einmal ist das da, gigantisch groß, zermalmend für unzählige altvertraute Vorstellungen, mit Nichts mehr fortzudisputieren. Wir lieben es, das neunzehnte Jahrhundert im Engeren hervorzuheben als die Epoche der Naturforschung, der Naturkenntnis. In Wahrheit bezeichnet es nur den Wellenlamm, wo das Bewußtsein des Erreichten einsetzt. Ein Wert wie Humboldt's "Kosmos" ist charakteristisch für dieses Jahrhundert als eine Zusammenfassung, ein erster, ganz großer Rechnungsabluß. Lange ehe es dazu kommt, jetzt aber bereits eine ganz andere Linie ein, — eine, die ebenso folgerichtig einsetzt mußte.

Der Begriff Natur hat die ganze sichtbare Welt erobert. Streng genommen sogar die unsichtbare. Wo der alte Glaube Himmel und Hölle jenseits der Schraube unseres Lebens träumte, träumt er immer noch wieder Sterne. In die Ewigkeit reicht kein Naturgesetz. Aber ob nun da oben durch die Fugen der Aetheralode der Schimmer des Paradieses blüht oder ob Sterne freizehn im leeren Raum, getragen vom Gravitationsgesetz: auf der Erde sitzt der gleiche Mensch, stützt den Kopf auf die Hand und trägt sich, wie er sich in ein Verhältnis setzt zur Welt. Ist die Welt "Natur" geworden. — wie also zu dieser Natur? Einen Augenblick, unter dem Krachen der alten Säulen, kann er vielleicht meinen, mit diesen Säulen sei jenes Ansehungsbedürfnis selber zerstört. Aber das ist nur ein negativ überdauerndes Moment. Mensch bleibt Mensch. In dem alten Tempelbau ließ sich leben. Wie ist's nun in der Natur? Wenn die Flut eine halbe Insel wegreißt und die Leute auf ein Biall des alten Raumes drängt; wenn ein Erdbeben, ein Vulkanausbruch eine ganze Stadt wegwägen: die verschüchterten Menschen meinen auch zuerst, jetzt würden sie sich in Chaos begeben; in ein paar Jahren haben sie sich doch wieder eingerichtet, so gut es geht, und die nächste Generation weiß es schon nicht anders. Die Naturkenntnis verbiß nun umgekehrt sogar unendlichen Zuwachs. Zur den engen Tempel eine Sternwelt. Numerhin lag das alte Haus für den Moment unter der Lava und es wollte ein neues Dach gebaut sein, unter dem der Mensch die Sterne ruhig ertragen konnte.

Die Linie, die von hier heraufkommt, darf man gar nicht in der Weise, wie jene erste, grundlegende, zunächst bei den Naturforschern suchen, ja nicht einmal bei der Naturphilosophen vom abstrakten Feld. Die Frage, wie man praktisch, als ganz Mensch mit allen echten, unzertöhrbaren Menschenbedürfnissen, mit der "Natur" leben sollte, ist in ihrer eigentlichen Intensität auch von den intensivsten Wangenmenschen zuerst brennend gestellt worden: den künstlerischen und ethischen Köpfen. Ihre größte erste Entladung in der Tiefe des achtzehnten Jahrhunderts liegt nicht bei irgend einem exakten Naturforscher (nicht einmal bei Newton), sondern bei Rousseau.

Rousseau kämpfte im Kleinen noch einmal den ganzen Kampf des Alten und Neuen bei sich durch. Als eine durch und durch ethische Natur ließ er zunächst mit dem harten Kopf gegen moralische Widersprüche in seiner Zeit. Au der Unmöglichkeit, sie mit dem alten Glauben noch zu lösen, erkannte er die Krisis des neuen Menschen. Der Mensch mußte sich mit irgend etwas neu einrichten, um diesem Kampf zu durchdringen. In dieser Stimmung bot sich ihm das Wort "Natur". Die Natur erschien ihm als die Erlösung. Heim an's Herz der Natur! Rousseau zuerst suchte in der Natur mit der ganzen Tragweite des Erlösungsringers nicht die Ziffern irgend einer Naturforscherrrechnung, ja nicht einmal philosophische Spekulation: er suchte in ihr einen neuen ethischen Grundwert und Urvort, den sehr, an den der neue Mensch sich klammern könnte, den ruhenden Punkt des Gemütes, das Herz, an das dieses Gemüt heim wollte. Es ist die Tragik in Rousseaus Leben, daß der Begriff Natur bei alle dem ihm lieber ein so schwandelnd, halber, phantastisch-unflatter blieb. Er mußte eine sentimentale Natur erfinden, die in dieser Form für die nächste Folge dem Fortschritt der echten Naturkenntnis schroff entgegenstand. Und selbst darin blieb er halb. Hätte Rousseau die Kraft des Wissens und der Phantasie gehabt, seinen Naturbegriff wirklich groß und suggestiv zu machen, so wäre er mit seiner ethischen Macht ein Religionsstifter geworden, wozu er in vielen Zügen das Zeug hatte. So blieb er in der Natur-Krisis heden, allerdings mit einer ungeheuren Wirkung innerhalb dieser Krisis. Ein Gewaltiger löste ihn ab: Goethe.

Auch Goethe's Leben ist ein unausgesetzter Kampf um den Natur-Begriff. Goethe ist eine unendlich viel positivere Gestalt als Rousseau, schon weil er viel stärker Künstlerstar ist. Er geht für sich niemals so herb von dem Riß zwischen Alt und Neu aus. Viel mehr Naturforscher auch als Rousseau, steht er von Anfang an fester auf dem Natur-Boden. Von Spinoza her ist er zugleich auf den Einheitsbegriff gedrillt. Ihm kann der Schnipser nicht passieren, daß er nun doch noch wieder den Riß in die Welt hineinprojiziert und einen Schnitt macht zwischen Natur und Kultur, die Kultur als Abfall anseht von einer finstlich kontrahierten "Natur". Goethe ist es, der nicht abstrakt wie Spinoza, sondern künstlerisch schauend, das Wort einführt: "Gott-Natur". Wenn ein Wort die Probleme hier wie irgendwo endgültig lösen könnte, so wäre die Schlacht für diese ganze Linie damit gewonnen gewesen. Aber Goethe selbst hat in unablässigen Ringen, Taten, Versuchen deutlich genug gezeigt, wie sehr er sich bewußt war, daß das Wort erst eine Direktive ist, keine Erfüllung. Vielleicht das Größte, was er uns im Kampfe um den Naturbegriff geleistet hat, war aber der Mut, mit dem er dem Ding in's Auge schaute ohne jede Sorge, es könne ihn fressen, statt ihn neu zu erlösen.

Es lag schon in der Luft damals, dieses Weistreich werden durch den Natur-Begriff. Ganz langsam hatte sich in die große Linie der Naturforschung ein seltsamer Jaden hineinverflochten. Da stand der große neue Licht-

bau der Welt, aufgemauert mit enklopädischen Quadern der Forschung. Aber nun der Mensch sich darin einrichten sollte, hing über der Thür plötzlich etwas wie ein Gorgonenhäut. Die Natur ist das Absolute; aber dieses Absolute ist ein sinnloser Wüsthinn. Eine närrische Ausgeburt des Chaos, diesem Chaos wieder verschrieben mit Leib und Seele. In herrlichem Siegeszuge hatte die Naturforschung in der Rechnung ein Mittel erkannt, dem Wehmigewebe der Natur in die Mäuschen zu rücken; jetzt hieß es: die Natur selber ist nichts anderes, als eine dürrer Ziffernfolge. Wir selbst sind auch nur gleichgültige Ziffern darin. Ein wahnfinniger Totentanz rast die Wirklichkeit an uns vorüber. An uns, — an ein paar Spiegelplättchen für Momente. Morgen ist alles aus. Was war im Grunde die ganze Erkenntnisjagd? Ein tappender Gang im Labyrinth, Kammer um Kammer durch, von Treppe zu Treppe. Bis endlich, unentrinnbar, in der tiefsten Zelle, der schwarze Minotaurus sah, der uns alle fraß. Warum? Danach durfte man nicht mehr fragen.

Goethe kannte diese Auffassung ganz genau. Er hat sein Leben lang Auge in Auge mit ihr gestanden. Er wußte, daß hier die Stelle war, wo der Natur-Begriff seinen wüthenden Verluger in sich selbst hatte, wo er, mit einem Schritt nur über die Kante, hoffnungslos abstürzt in den Pessimismus. Wenn der Natur-Begriff über diese innerlichste Krisis nicht gerettet wurde, so war seine ganze Zukunftrolle verspielt. Denn im Pessimismus dieser absolut hoffnungslosen Art würde die Menschheit sich nicht dauernd zurückgeben. Durch irgend eine Spalte würde die alte, aberwundene Weltanschauung, die vor Copernicus und Galilei zerplittert war, wieder zurückfrischen und von dieser verrannten Erde aus den ganzen wundervollen Lichtbau der Naturforschung überhaupt wieder auseinanderprengen. Was Goethe sich bei dem Begriffe Gott-Natur dachte, war in allen Phasen seines Lebens immer der schärfste Protest gegen diese Nachtansicht der Natur. Aber obwohl er ein unerbittliches Stück darin weiter als Rousseau kam, lag es doch gerade in seiner Art, den ganz tiefen Formulierungen aus dem Wege zu gehen. In einzelnen glücklichen Momenten glaubte er an optimistische Grundfäden der Natur auch als Forscher zu rühren, — so wenn er dem Begriffe der Steigerung in der Naturentwicklung nachging. Am sichersten aber hat er sich immer nur in der Dichtung, als Künstler ausgesprochen. Da war er sich völlig klar und goß seine lichte Klarheit auch über Andere aus, ein Apostel eines Natur-Begriffs, der den Menschen wirklich mit ganzer Erleugung wieder emporzog, anstatt ihn in die Minotaurus-Höhle zu stoßen. Nur so konnte er, der Naturforscher, der in jeder Faßer das edelste Kind des Natur-Zeitalters nach Copernicus und Galilei war, die Erlösungsbedingung des Faust schreiben. Die Dichtung vom Menschen, der nicht vom Minotaurus gefressen, sondern, am Bande eines ehernen Naturgeheges durch alle Sphären der Welt strebend emporgetragen wird, selber ein aktives Stück Welt, nicht ein sinnloses Spiegelplättchen.

Sehr bezeichnend für die Auffassungen des Natur-Begriffs ist im Engeren im Faust noch einmal die Szene mit dem Erdgeist. In ihrer veredeltsten, abgeklärtesten Form erscheint in des Erdgeists Worten jene Natur-Definition, die für das einame Ringen des Menschen seinen Anstoß hat. Nicht in der Minotaurus-Gestalt, sondern so groß, daß das Wort auch für sie fallen darf von der Gottheit lebendigem Meid. Und doch als absolut fremde, in sich geschlossene Welt, die auf und ab weht, in Lebensfluten und Thatensturm, als völlig in sich stimmende Rechnung, in der nur unsere Qual, unsere Sehnsucht, unser Erlösungsbedürfnis nicht mitverrechnet sind. Ein kosmisches Schauspiel, das uns im Grunde

gar nicht berührt, das sich abrollt vollkommen ohne uns. Mag das ehern Antlitz dieses Erdgeistes ein Ziel sogar für sich haben, auf das es starrt, — unser Ziel ist es jedenfalls nicht, nie werden wir es begreifen; wir werden blutend auf dem Opferstein liegen und nicht einmal wissen, warum wir geopfert werden. Ein juchzbares Phantom in all seiner Größe steigt der Erde auf, singt sein Lied und verfinst; Faust, der ringende Mensch, bleibt auf den Knien liegen und ist im Grunde so klug wie zuvor. Schliesslich ergiebt er sich lieber dem Teufel, dem Pessimismus, bloß um wenigstens irgend eine That zu thun und damit aktiv in der Welt zu bleiben, — anstatt sich dort dauernd zum hilflosen Zuschauer verdammt zu sehen vor dem Thatensturm einer Natur, die ihn innerlich nicht ansieht.

Es liegt nahe, von Goethe's Erdgeist auf Fehner zu kommen. Doch nicht so um des äußeren Wortes willen und weil es gerade auch bei ihm eine Rolle spielt; sondern wegen jenes tieferen Zusammenhanges in der Natur-Idee. Im neunzehnten Jahrhundert wurde der Antieck der Naturforschung zum Triumph, zum wohlbedeutigsten. Aber auch die Verwidelung des Natur-Begriffs wurde trotz Goethe eine immer größere. Erst in diesem Jahrhundert, in der Epoche Darwins, geriet der Mensch endgiltig in den Naturzusammenhang hinein, in einer produktivsten logischen Verknüpfung. Und doch seltsam genug: je feiner, je energischer man den Menschen förderlich und feilsch, geschichtlich und individuell in die Natur verknöte, in je einz, in ihr aufgehen ließ, desto größer schien die Lust, eben diese Natur so unwirksam und unwohlthätig für alle praktischen Bedürfnisse des Ganz-Menschen zu definieren, wie nur irgend denkbar. Weil ihr Verlaß ein geismühiger ist, sollte er ein sinnloser sein. Weil wir eine tiefe Vogil der Dinge gewahren, die auch aus einer scheinbar chaotischen Zertrümmerung aller kosmischen Gebilde dennoch immer wieder eine der Harmonie sich annähernde Welt herausentwideln würde, sollte der Kosmos in Wahrheit ein Chaos sein. Weil es die Natur war, die im Menschengeiste sich zu grenzenlosen Herrlichkeiten der Erkenntnis, der Kunst, der Ethik emporgearbeitet hatte, sollten alle diese Ertragschaften plötzlich gleichgiltige Seitenbläsen eines dummen Spieles sein. Immerfort hat dieses Jahrhundert dem Menschen einfächeren wollen, daß er in der Natur als seiner aufstehenden Idee aufgehe, — aufgehen müsse, weil diese Natur im menschlichen Sinne Goethe's das wahre All sei, in dem es nicht ein Außen und Innen gebe. Und immer hat dieses gleiche Jahrhundert dem Menschen thatsächlich an den Kopf geworfen, daß er in der Natur unterzugehen habe, unterzugehen wie ein armer Schwimmer, der sich sträubt und sträubt und den der tödliche Strudel endlich doch in seinen schwarzen Abgrund saugt. Und der Erfolg ist Pessimismus gewesen, Pessimismus bis über die Ohren, während draußen alle bunten Triumphpraktken der grandiossten Naturerschließung prasselten. Ein Mann aber, der sich gewehrt hat gegen diese Definitionen mit aller Kraft seines ungewöhnlich reichen und logischen Geistes, war Fehner.

Es ist äußerst bezeichnend für Fehner, daß er gerade das war, was Goethe Zeit seines Lebens am wenigsten der Anlage nach gewesen ist: exakter Physiker. Er kam gleichsam aus der engen Geheimzelle der modernen Naturforschung, vom feinsten Häberwert des ganzen Betriebes. Bei ihm ist kein Zweifel über richtige Handhabung der Forschungsmethode, kein Zweifel über die Beherrschung der Forschungsergebnisse seiner Zeit. Wo er als reiner Sachforscher im Detail aufgetreten ist, da hat sich ausnahmslos der Ruf eines geradezu flüssigen Arbeiters an ihn geheset. Wer sich die Mühe giebt, auf Eleganz der Methode bei ihm nachzuprüfen, der wird den Verfasser der

„Elemente der Psychophysik“ unbezogen neben Faraday und verwandte Größen ersten Ranges in der Geschichte der modernen Naturforschung stellen können. Und doch lag Jechners Denter - Ehrgeiz thatächlich auf einem anderen Gebiete, weit darüber hinaus. Auch er wollte den Naturbegriff selbst reformieren, ihn endlich, angehtlich so erdrückenden Natur-Materials der Forschung, zu einem wirklichen Hause umschaffen, in dem sich für den ganzen Menschen wieder wohnen ließ. Und dieser Jechner ist es, der uns heute, nachdem die Krisis des Begriffs nachgerade wieder einmal fünfzig Jahre gedauert hat, auch erst recht wieder interessiert.

In drei Werken hat er seine Allgemein-Anschauungen niedergelegt, in der Mitte seines Schaffens in „Manna- und Zend-Avesta“, im Alter in der „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“. Es sind keine leichten Bücher, die man in einer müßigen Stunde wie einen Roman lesen kann. Ich denke aber, die Frage, ob es eine Versöhnung von Optimismus und moderner Naturanschauung geben könne, ist auch nicht die Frage einer müßigen Stunde.

Was Jechner im ganzen versucht hat, das ist eine ungeheure Hilfskonstruktion zu dem Sage: was könnte die „Natur“ doch noch in einem optimistischen, unser Sehnen beruhigenden Sinne sein unter Achtung aller festen oder jetzt geglaubten Thatfachen und Lehrrsätze der exakten Naturforschung von heute?

Es ist bei dieser Stellung der Frage von vornherein klar, daß kein Rückfall mit ihr möglich ist in eine Weltauffassung, die mit diesen Thatfachen und Lehrrsätzen noch nicht gerechnet hatte, als sie entstand, und die in der Folge sich nur in erklärtem Widerspruch zu einzelnen davon erhalten hat. Das unerschränkbare Wollen der Logik im Naturgeseh, das jedes „Wunder“ ausschließt; die Einheit aller Dinge Himmels und Erden in monistischen Sinne ohne jede „Hinter der Natur“, die den ganzen alten Dualismus und die alte schlechte Metaphysik fortstreicht; das ewige Gebundensein alles Seelischen an einen materiellen Untergrund, mit dem alle Geistesenergie und Theorie der stofflich unabhängigen Seelen aufhört: — solche und ähnliche Sätze der Naturforschung sind für Jechner ebene Säulen, die fertig dastehen, ehe er seine ganze Konstruktion anfängt, und bei denen eben jene Achtung in Kraft tritt. Was er aber behauptet, das ist: daß jenes pessimistische Minotaurusbild, ja auch schon jenes ganz indifferente Bild einer kalten Weltrechnung ohne inneren Anschlußpunkt für uns eben selber auch nur eine Hilfskonstruktion innerhalb dieser Säulen sei — und zwar weder die einzige, noch auch die logisch beste. Im Gegenteil. Es läßt sich eine optimistische Hilfskonstruktion denken, die den Harmonie- und Erlösungsbedürfnis des Menschen vollkommen gerecht wird und den Menschen aktiv an die Natur angliedert und den umfassenderen Organismus, ohne daß dabei ein Fittchen verriekt zu werden braucht an jenen Grundsäulen der Forschung. Und es läßt sich gerade diese Hilfskonstruktion innerlich sogar mit einer konsequenteren Logik zwischen diese Säulen einbauen, als es für jene anderen ist. Das ist Jechners wesentlichstes Denk-Befehntnis.

Das „Wie“ seiner Konstruktion steht in den drei Büchern. Es läßt sich darüber streiten, und Jechner verlangte, daß man darüber stritt, eventuell ihn wiederlegte. Der Schmerz seines Lebens war, daß man ihn statt dessen totschwieg. Nie hat er das vollauf berechtigte Gefühl überwunden, daß es sich um Fragen von solcher Heiligkeit, Fragen auf Leben und Tod wie des modernen Menschen, so der modernen Naturforschung, hier handle, daß diese Antwort absolut unwürdig sei. Heute würde er es als einen neuen Beweis seines eudaimonistischen Naturprinzips hinnehmen, daß die Geistesentwicklung uns ganz von

selber darauf führt, die alte Sünde welt zu machen. Im Moment, da wir nach so viel abgefloffenen schwarzen Wässern des Pessimismus wieder Optimismus linden, sind wir mit drei Schritten wie bei dem Säger der Gott-Natur, so auch wieder bei dem stillen Philosophen im Leipziger Hofenthal. Denn so viel Stationen der modernen Geisteswallfahrt nach dieser Seite haben wir nicht, daß wir im Gebränge fest gehen könnten. . . .

Ich habe den Leser hierher führen wollen, in der Erinnerung an den jüngst verfloffenen hundertsten Geburtstag des alten Jechner. Hierher, wo er vielleicht seine Werke, die jetzt wieder handlich sind, aufschlägt. In das System selbst wollte ich ihn weder einführen, noch gar einjagen. Mit sachlichem Ernst um eine ihm selber wieder heilig erujte Sache soll er zu Jechner gehen, — zur Debatte. Mehr hat Jechner selber nie verlangt.

Der Idealismus und die „Revolutionäre“.

Von Willy Schäfer-Gabnberg.

„Anteil wollen wir haben“, so heißt es in einem Organ revolutionärer Arbeiter, „an allem Schönen und Edlen und nicht in der Nacht der Unwissenheit und Klobheit wandeln. Vorwärts! Höher hinauf wollen wir, der Sonne zu, und Anteil haben an den Lebensfreuden und darum verfolgt Ihr uns!“ — Eine andere Stelle lautet: „Im Euren Haub ungetroht vergehen zu können, steckt Ihr Eure Mitbürger ins Gefängnis, die Euch Eure Sünden vorhalten. Glaubt Ihr, es bleibe immer so?“ — „So geht es weiter. Die wahren Kulturkräfte also, die echten Träger idealer Gesinnung, das sind „wir“. „Ihr“ verteidigt die „Macht des Gelds“, das Satansreich der „Anechtung, die Gewalt der „Einschachtung“ etc.

Nehmen wir einmal an, der gewisshafte, reinite, goldblike Idealismus sei zu solcher Anschauungsweise gebrängt worden. Die „Anechtung der Macht“, der Neid des Zukunftsgekommenseins, die Sentimentalität der Schwäche mögen nicht als mitwirkend gedacht werden. Hat die lauteren Tellen gehe alles zurück. Wir wollen auch nicht die allerjähminte Armut in Hintergrunde vermuten. Es giebt nicht viel zu diskutieren bei der letzten Verzuweiflung. Als Verfasser des betreffenden Artikels mag ein junger hochbegabter Schwärmer vor uns stehen. So einer, der ohne mit der Wimper zu zuden vor den „hohen Rat“ tritt, den sein Beluert- und Verdächtigtwerden ihre macht, der wirklich besorgt ist um das Menschenmaterial, das als „Proletariat“ vernutzt wird. Was hätte man einem solchen wohl zu jagen, um ihn zu einer gemäßigteren Denkwiese zu belehren? Ich denke zunächst etwa Folgendes: „Junger Freund, Ihr Eifer ist gutgemeint, und lobenswert ist es, daß Sie frei sind von Menschenfurcht. Was Staatsanwälte, Soldschreiber und Syphonten gegen Sie einwenden, wird himfällig genug sein.“ Das und noch mehr wäre ganz entchieden einzutragen. Und nun könnte man Weiteres kartellen. — Ganz gründlich erens, das, was Ferdinand Tönnies in seinem grundlegenden Werke) dargethan hat, daß die Potenziierung der Lebenssorge, das Aufkommen und die steigende Komplikation der Geldwirtschaft an die Stelle eines mehr naturhaften Geisteslebens mit seiner Wärme, Innigkeit und Eintracht mechanische Berechnung setzt und ganz notwendig setzen muß. Daß eben das, was unser junger Revolutionär als sein Ebelstes, schätzt, das Sach-nicht-gebietslassen von der „Welt“ der Stolz auf eigenen Wert, das Bewußtsein der Freiheit, der Drang nach Erkenntnis, daß alle diese heiligen Dinge ein Teil des Geistes sind, der die alten Sitten,

*) Gemeinshaft und Gesellschaft. Leipzig, Fues' Verlag (W. Reislund), 1887.

Sympathien und Verbindungen zerlegt hat. Daß weiter in dem Maße wie Bestrebung, Berechnung, Bemühen vorwalten, je breiter der Raum ist, den individuelles Auf-sich-selbst-gestellt-sein, Kritik und Zweifel einnehmen, desto weniger Platz übrig bleiben muß für Liebe und Vertrauen alten Stils. Das liegt im ganzen geschichtlichen Prozesse, nicht im Verhalten des Menschen. Wie das Mädchen die Eischale sprengt, so sprengt der Gattungsgesitt in einem gewissen Stadium die alten Formen des Zusammenhaltens, die Reizung selbst zum vertrauensvollen Zusammenhalten. Selbst das wissenschaftliche Denken, der Stolz des Aufgeklärten, ist seinem Wesen nach Vordrängung vom uralten Gemeinschaftsgeiste, der einst Menschen für einander sorgte, an und miteinander sich erfreuen ließ. Die exakte Methode nimmt keine Rücksicht auf heilige Gefühle, Erinnerungen, Traditionen. Allen Göttern und Helden nimmt sie den Glanz, sie trennt und verbindet mit der Nüchternheit des Rechnens, ja Wissenschaft ist nichts als Rechnen mit Begriffen. Mit der Mathematik, die in dieser Gesamt-Entwicklung waltet, muß man sich abfinden wie mit der Logik der Naturgesetze.

Dann könnte man ferner dem jungen Revolutionär und „Anarchisten“ aufmalen, was es mit dem dumpfen Kommunismus der Urzeit des Mutterrechts auf sich hatte. Wie die Vaterherrschaft mit ihrer Härte die Abschaffung des Kindesopfers, der Kindesaussetzung allmählich erzwirte, die ersten größeren Zusammenstöße, den ersten überschauenden Geist geschaffen hat. Wie stark und eintönig dann der Patriarchalismus (Feudalismus) war, welcher der Bildung moderner Staaten Platz machen mußte.

Wie John aller Selbstreform erst mangelhafte, dann immer geistigere Organisationen die Wege gebnet und freigehalten haben und auch noch fernerhin ebnen und freihalten werden. Die Unbeholfenheit der Erbsitzbesitzer schuf und mußte schaffen die unbeholfensten Ideen und Sitten. Wir leiden noch unter der Nachwirkung des ursprünglichen Kannibalismus und Ahnenkults (das Dogma von der Vererbungsung durch Blut mit seinem ganzen Ueberbau x.), des ursprünglich notwendigen Kastengeistes, der Trübsitten x. c. Aber auch hier weicht das Irrationale dem Zeitgemäßen nur peu à peu und nach gewissen Gesetzen. Und nicht dadurch erreicht man etwas, daß man eifert und anlagt, sondern dadurch, daß man mit Vernunft und Besonnenheit an die Tendenzen anknüpft, die aber die bestehenden Unvollkommenheiten hinauszuführen scheinen. Kann man Vernunft und Umsicht mit Mut und Temperament verbinden, um so besser.

„Die Optik der Entrüstungsmoral stellt Dir, dem heißblütigen Revolutionäromantiker, Schredgepenster in den Weg“, so könnte man die Rede beschließen. „Schredgepenster, die Deine Liebe verwirren, so daß Du den Punkt nicht siehst, wo gerade Du mit Deinem Förderangswillen einleiten müßtest. Statt zu graben oder zu pflügen, schlägst Du mit dem Stecken der Theorie in die Luft und ruffst auch noch: „Wer schlägt sich an?“ Danke Gott, daß nicht alle ihren Posten verlassen. Sonst müßtest Du, der Du heute über den Hunger nur noch philosophierst, vielleicht morgen wirklich hungern.“ So viel von unierer „Weisheit“. Unmöglich wäre es nun nicht, daß der junge Mann antwortete: „So hat noch keiner zu mir gesprochen. Ueberall hieß es: „Ich bin der Größere, sei froh, daß Du in meinem Lichte Dich sonnen kannst. Ich glaube nicht an dieser Leute Licht und da mir sonst kein Stern aufging, blieb ich im Finstern. Sie wollten mich alle niederreden und niemand sprach zu meinem Herzen. Was Wunder, daß Verzweiflung mich überkam?“

Neue Dramen.

Von Prof. J. Stern (Offenburg).

II.

Vor mir liegt ein dicker Band: „Vor höherer Instanz“. Zwei Dramen von August Strindberg. (E. Piersons Verlag, Dresden. 3 M.)

Das erste: *Advent*, in 5 Akten, nennt der Dichter, in dem sich bekanntlich vor einigen Jahren eine plötzliche Wandlung von der extremsten Steilheit zu katolisch-mystischer Mäßigkeit vollzogen hat, ein „Mysterium“ und knüpft so an die kirchlichen Spiele des Mittelalters an. Damit spricht er auch unzweideutig aus, daß er eine Tendenz verfolgt, — und damit ist das Stück als Kunstwerk schon gerichtet, mag auch in Einzelheiten die künstlerische Veranlagung des Dichters nicht zu verkennen sein. Die Tendenz ist auch durch den anderen Titel angedeutet. „Vor höherer Instanz“ wird der moralisch Matelasse verworfen, wenn er auch von dem geschriebenen Wege nicht geht wird. Die Böfewichter sind hier ein schwedisches Ehepaar, der Lagmann („Gesetzesmann“) und die Lagmannsle. Sie haben allerlei Verbrechen begangen: er ist ein „unredlicher“ Richter, ein Meineidiger, dem der Schwurfinger fehlt; sie haben die Kirche betrogen u. s. w. und wollen nun am Abend ihres Lebens nach dem Grundsatze: „Geben, ohne sich etwas zu nehmen“, die Vergebung erkaufen und das Himmelreich hohlen“. Aber wie sehr sie sich bemühen: der „Andere“, ein mertwürdig milder Herr der Hölle (der gefallene Engel), holt sie doch; erst als der Verbrecher aufrichtig seine Missethat bereut, wird ihm der tröstliche Ausblick auf das Himmelreich eröffnet. — Das Schlußbild, die Krippe mit dem Kinde und der Mutter, die betenden Hirten zur Linken, die drei Könige zur Rechten, hat wohl dem Stücke den Namen „Advent“ gegeben.

„Gerechterweise leiden, das thut Strafgelangen, und das ist keine Ehre, doch ungerecht leiden zu müssen, ist eine Gnade und eine Prüfung, von welcher der Standhafte goldene Früchte heimbringt.“ So spricht der alte, fromme „Nachbar“ die Moral des Stückes aus. Das Stück hat wirklich eine „Moral“, wie eine Fabel; es treibt sogar von Moral, und diese Moral ist nicht allzu tief, jedenfalls mit ihrem christlich-antiquarischen Charakter zu dramatischer Ausbeutung absolut ungeeignet. Es mag ja für gläubige Gemüter recht erbaulich sein, zu sehen, wie die Böfewichter während ihres Lebens von Gewissensbissen und Geistesjücherei geplagt werden und endlich durch Zerknirschung sich die Gnade des Himmels erwerben. Aber ein ästhetischer Genuss ist aus dieser dramatisierten Mystik nicht zu schöpfen. Ich bin überhaupt der Ansicht, daß Mystik auf der Bühne nichts zu thun hat. Nicht als ob ich leugnen wollte, daß allerlei Mystisches in der Seele des Menschen schlummert. Aber nicht alles Menschliche darf in jeder Kunst zur Darstellung kommen. Der Dramatiker soll vor allem durchsichtige Lebensverhältnisse klar herausarbeiten, was ihn gewiß nicht hindern wird, Gedanken- und Gefühlstiefe zu entsafeln, — wenn er solche hat! Man wird mich auf Materie und Verweisen, dessen mystische Dramen in der Lesewelt großen Erfolg haben. In der Lesewelt. Aber von der Bühne sind sie mit verschwinnenden Ausnahmen verbannt geblieben. Und mit Recht; denn was so unsäglich ist, daß es nicht einmal in Worten ausgesprochen werden kann, das darf noch viel weniger in der Plastik dramatischer Gestaltung greifbar und sichtbar vor unsere Sinne gestellt werden. Die mystischen Tiefen der Seele sind eine Domäne des Mikistos vielleicht auch des Lytrikos. Im Drama darf Lytrisches wohl einmal gelegentlich anfließen, aber nicht Stoff sein. — Auch die Anflüge an alte Volkswörter und das opernhafte Aufgebot von Höllenput aus dem Reiche des

„Anderen“ machen dieses „Mysterium“ des fromm gewordenen Naturalisten nicht Bühnensfähig.

Reffer ist es um das zweite Stück desselben Bandes bestellt: „Kaufst“, eine Komödie in vier Akten. Der Liebertitel „Vor höherer Instanz“ ist dafür allerdings nur insofern berechtigt, als er für alle Stände paßt, die der Dichter in seiner jetzigen Entwicklungsphase geschaffen hat, seitdem er seinen Gang nach Damaskus erliebe. Er will immer wieder das Urteil der Menschen über Menschen in prämisse Parallele setzen zu dem Urteil des höheren Richters, des Kirchengottes. — Warum das Stück eine Komödie sein soll, ist auch nicht einzusehen; es könnte mit Zug Schauspiel heißen.

Der Schauplatz ist Paris, das Mitten die Wöhne. Maurice Méard, ein junger erfolgreicher Dramatiker, muß hier als lebendiges Beispiel für die sittlichen Tendenzen des Dichters dienen. „Sollte man für seine Gedanken verantwortlich sein, vor könnte da bestehen?“ So denkt er am Anfang; am Schluß aber giebt er dem Abbé recht, der sagt: „Unsere Gedanken, Worte, Begierden sind auch verantwortlich.“ Und während er in der ersten Szene erklärt: „Wir sind in großem Zuge zu jeder netten Schurkenhaft bereit, gilt es nur die Ehre, das Gold oder das Weib“, so ist er am Ende von der Eitelkeit aller weltlichen Verlockungen überzeugt: „Die Ehre ist Schein, Gold trodenes Vanb, Weiber Nauchsaetränke“, und ist bereit, „den harten Weg des Büßers“ zu betreten. Der Sünder von gestern, der im Champagnertransche sein Weib verlassen, seinem Kinde den Tod gewünscht und dem Freunde die Geliebte geraubt hat, ist der gottergebene, fromme, fernsichtige Kenner von heute geworden; er geht lieber zur Pulpredigt als — ins Theater, wo ihm die Freunde eine Huldbigung bereiten wollen.

Zehr erbaulich muß auch dieser Schluß auf streckenfromme Gemüter wirken. Aber so schöne Proben von der scharfen Beobachtung des Lebens im Quartier latin und des Dichters auch giebt: einen reinen Genuß wird uns auch dieses Stück nicht gewähren; denn um der lieben Kirchenmoral willen ist hier der Charakter der Hauptfigur, des Maurice, in der unnatürlichen Weise umgebogen (ähnlich, wie oft bei Aben der Lehre zuliebe die Menschen ein Stück ihres Wesens opfern müssen). Auf diese Weise behält die biedere Wittin Catherine Recht, die schon im ersten Akt erklärt: „Ich glaube an den guten Gott, der uns gegen böse Mächte hilft, wenn wir ihn hiebt bitten.“ — Eine unsfreitig interessante Figur ist Henriette, die lebensschaffliche Künstlerin, die reichthums- und lebensdürstig in den Kreis der Kunstgenauer gekommen ist, hier schwere Schuld für eine Freundin auf sich läßt, in wildem Leben Betäubung sucht, aber eigentlich keine Reue empfindet, sondern, nachdem sie enttäuscht ist, fortgeht, um auf anderem Boden zu gedeihen: „Ich will allein gehen, allein, wie ich hierher kam, eines Frühlingstages, im Glauben, es gäbe etwas, das sich Freiheit nannte, das es nicht giebt!“ — Diese eine Gewalt macht das Stück sicherlich Bühnensfähig, trotz aller Bedenken, die ihm als einem Tendenzstück anhaften müssen. — Im einzelnen wäre manches zu tadeln; doch das scheinen meist Lieberzeugungsfinden zu sein. Die zuletzt angeführte Stelle mag dafür als Beispiel dienen.

Mit ganz anderen Gefühlen als das Strindberg'sche Buch lege ich die Tragödie „Sebastian“ von Art Weude (Berlin, Hermann Walther, 1900. 3 Mt.) aus der Hand. Aus den spärlichen Nachrichten, die uns die portugiesische Geschichte über die falschen Sebastianer bietet, hat der Dichter eine gewaltige Tragödie gestaltet. Es bedarf gar keiner Beziehung historischer Geschehnisse, um dieses Stück Menschheitsgeschichte zu verstehen; denn es ist ein ewig-menschlicher Konflikt, der hier zu tragischem

Austrage kommt: der zum Herrlichen Geschaffene geht zu Grunde, weil er nicht als Herrscher, „in königlichen Windeln“, geboren ist.

Die Handlung spielt „im Zeitalter nach den großen Weltentdeckungen“. Sebastian, der junge, schwärmerische König von Portugal, hat einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Marokko unternommen und ist in der blutigen Schlacht bei Alajiar gefallen. Er hat den einen Flügel des Heeres geführt, den anderen sein Freund Tankred, der Sohn des trogigen Tornaente, des Kommandanten der Burg Velem bei Vissabon. Tankred, den die Natur dem König zum Verwechseln ähnlich geschaffen hat, muß diesen auf seinen Wunsch auch in Kleidung und Rüstung nachahmen; weder Freund noch Feind können die beiden unterscheiden. So wollen sie es, damit nach dem Tode des einen der andere den Thron einnehme und das Land nicht verwaist sei. Denn es bedarf einer starken Leitung. Innen ist es von der „Schwarzen Pest“, dem Pflaustentum, zerstreut und von Prälaten umgewühlt, und von außen droht die Anechtshaft Spaniens. Es ist die Zeit der Alba, der Torquemata und wie die Schergen der Westensunterdrückung sonst heißen. — Die Täufchung gelingt. Das Meer jubelt dem Lieberlebenden zu, das Volk begrüßt ihn als seinen Erlöser, seinen Messias. Die Westlichkeit und ihre Anhänger, der „Weizenkönig“ Galeira und der Prälatend Hobrolla, schließen sich notgedrungen an, so lange sie hoffen, daß sie den neuen König als Werkzeug gebrauchen können. Antonia, die Tochter des Herzogs von Braganza, die dem König schon als Kind verlobt wurde, wird seine, des falschen Sebastian, Gemahlin. — Aber auf der Höhe seiner Macht, im Glanze des Thrones ist sein Inneres schon längst von der Lüge vergiftet. Er hat nicht aus Ehrgeiz die Last der Krone auf sich genommen; er fühlt sich zum Herrscher berufen, zum Vertreter seines Volkes aus der Macht der Jünteris und der politischen Unfreiheit; und um diese schwere Pflicht zu erfüllen, opiert er alles Menschenglück; seine Jugendgeliebte, die holde Amunakulata, die darüber in Wahnsinn verfällt, seine Eltern, den starrköpfigen Tornaente, der zu Spanien hält, weil er im König von Spanien den rechtmäßigen Erben sieht, die Mutter Helena, die sich um den Sohn die Augen blind weint — und endlich fällt er selbst als Opfer der Legitimität, von demselben Volke als Verräther gesteinigt, das ihn einst mit Doriaanah als Erlöser begrüßt hat. „Wir müssen sterben an den ewig Toten“ erkennt er, als sein Schicksal schon besiegelt ist. — Aber diesem Untergange fehlt nicht das Erhebende: der zum Schaffen Schwebene wirkt nicht vergebens, auch wenn er sein Werk nicht vollendet.

„Der seiner Zeit muß leuchten,
Kuß der Vergeltung sich als Reize weiß.“

Und mit der Kraft der tiefsten Lieberzeugung ruft er:
Kann ein Gedanke, einmal aufgeblüht,
Nemalen untergehen und nicht mehr sein?“

Aus dem ganzen herrlichen Werke leuchtet der starke Glaube an die fortschreitende Erhöhung des Menschengeschlechts. Und die Erhabenheit der Gedanken über den Beruf des Herrschers, die der Dichter seinem Helden in den Mund legt, rechtfertigt, ohne sich je ins Tendenzhafte zu verirren, die Widmung des Stückes: „Den Königen der Erde.“ —

Die Forderungen, die ich an ein unserem modernen Weichmade entsprechendes Drama stelle, sehe ich in diesem Stücke in hohem Maße erfüllt: Seelendarstellung, die bis in die tiefsten erreichbaren Gründe der Menschensele hinabtaucht, und einen sozialen Hintergrund, der uns ein ganzes Zeitalter, ein soziales Staats- und Gesellschaftsbild in lebendigster Wechselwirkung mit dem Helden entrollt. Jungleich hat der Dichter den Beweis geliefert, daß diese

modernen Forderungen auch in einer historischen Tragödie erfüllt werden können; - ja, ich sehe in dieser machtvollen historischen Einleitung eine ganz eminente Steigerung der dramatischen Wirkung. Die romantische Zuthat, der Traumerscheinungen würde ich zwar gerne vermissen; auch scheint mir am Schluß die Parallele mit dem Wärtzler von Gethemane zu breit ausgeführt; aber im übrigen verdient dieses gewaltige Trauma (dem ich leider keine eingehendere Würdigung widmen darf) mit seinen zahlreichen dankbaren (Schauspielerischen) Aufgaben, seiner fraitvoll eigenartigen (wurt zuweilen ins gesucht Originelle geratenen) Sprache und dem strengen Aufbau der Handlung die denkbar größte Beachtung. Ich begreife nicht, warum die großen Bühnen sich seiner noch nicht bemächtigt haben. --

Streiflichter.

Begründung eines „Palais du Peuple“. Dem jöeben erschienenen Bericht Nr. 9 über die Etijische Bewegung (Secretariat des Etijischen Bundes Dr. F. W. Forster, Jürich II.) entnehmen wir das folgende: Der unerwartete Erfolg der „Volksumveritäten“ in den Vorstädten von Paris hat unserem Freunde Deherme den Plan eingegeben zur Begründung eines großen Volkspalastes, der einen Mittelpunkt sozialtischer Wirksamkeit in den Arbeiterquartieren von Paris bilden und die besten Einrichtungen der angelsächsischen Settlements Bewegung verwerten soll. Es hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche ein wahrhaft vorbildliches Unternehmen ins Leben rufen soll, ein Haus, das nicht nur eine Bibliothek mit Lesesaal, Versammlungsräume für Klubs und Vorträge, sondern auch ein Theater und andere Gelegenheiten zu edler Erhebung und Weisheit bieten soll. Die Größartigkeit des Plans wird angedeutet in folgenden Worten des Aufrufs, der nicht nur von den Ethikern, sondern auch von einer ganzen Reihe anderer bekannter Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben und der Wissenschaft unterzeichnet ist: „Steinendmäler haben immer die großen Etappen menschlichen Fortschrittes bezeichnt. Das Altertum spiegelt sein Lebensideal der Schönheit in seinen Monumenten. Das Mittelalter hat seinen himmelstrebenden Glauben in seinen Kathedralen zum Ausdruck gebracht. Die Volkspaläste, vom Volke erbaut, werden für immer zeugen von der Vetreuung der Massen.

Wie sehr der Gedante dieser Volkspaläste — im Gegensatz zu bloßen Hilfsbesehtreibungen, als eine Kristallisation sozialtischer Ubergangungen anzusehen ist, das zeigen die einleitenden Sätze des Aufrufs:

„Die Glaubenssymbole, Gesetze und Uebn, von denen die Welt rinkt gelebt hat, sind heute in breiten Massen nur noch leere Formen.

„Unser Geschlecht hat keine Seele mehr. Ein Mechanismus aus Reflexbewegungen funktioniert noch, aber ohne Plan. Das Gemd erregt den Goh und der Goh vernichtet das Gemd.

„Die Hande sind zerfallen zwischen den Menschen. Es gibt keine leitende Ode mehr; in den Begleitungen der Individuen wird der Staatlen sind die Gesichtspunkte des Nutzens an die Stelle der Grundzüge getreten, nichts verbindet die Menschen und alles trennt sie, die Ordnung ist nur Scheinbar und bespaupet sich nur durch mechanischen Druck, nicht durch das freie Spiel der Kräfte, die harmonisch zusammenstreben.

„Wir befinden uns in der tragischen Periode des Uberganges von der Wöste der Instinkte zu jenen des Gewissens.

„Die Menschheit hat alle schreckenden Konsequenzen des frühlichen Jülisters bis zu Ende durchgemacht. Sie ist überflüssig mit Analyse. Sie hat den Reich des Besiegt und der Kräfte bis zur Reize getrennt. Sie hat tapfer alles geprobt, was ihre Freude und ihre Kraft war.

„Neue Glaubensweisen, Gesetze und Gedanken beginnen zu keimen und sich aufzubauen. Ein Kulturreißen läßt sich immer vornehmen an. Woraus es entsommt, daß ich, daß der Mensch eine neue Verbindung mit seinem Mitmenschen einigt, daß ein reicheres und großartigeres Zusammenstreben aller Elemente organisiert wird. . . .“

Kirchen als Volkspaläste. In welcher Weise künftig die Kirchen mit ihren herrlichen Räumen einer gemeinsamen, rein menschlichen Erbauung dienbar gemacht werden könnten, schilderte Prof. Vetter, dem schon mehrere Male der Berner Künstler zur Veranstaltung weltlicher Feiern übertragen wurde, in einem Vortrage*) bei der Pestalozziseier der Lehrer und Lehrerinnen Berns:

„Die Kirchen, schönen, leeren Häuser ohne Möbel und Bewohner im Degen unserer Städte, diese form- und farblosen Gehäuse der Nüchternheit auf unserer Erde sollen endlich wieder einen Inhalt, einen Zweck erhalten, häßler und nutzlos, als die zwei Stunden langstlichen Gebets, Gesangs und Vortrags, woraus sich ihre gegenwärtig regelmäßige Benutzung beschränkt. Die Kirche soll sich nicht dreißigtausend Jahren wieder einmal darauf besinnen, was sie zur Zeit ihres Aufstanges und ihrer Größe war und auch unter der Herrschaft des hohen „Wortes“ in beiderseitiger Weise noch eine Zeitlang geliebten ist: ein Tempel für alles Ideal; sie soll die leiblich geprüften Kinder: die Kunst, die Wissenschaft, die Moral wieder in ihr den Hallen sammeln, ihnen die Heiligkeit wieder öffnen. Der Anfang dazu ist ja gemacht: unsere schönen Organe, die Reformationszeit als „des Teufels Postspiel“ aus ihren Kirchen vertrieben hatte, haben schon langst die fremden Rufen auch der weltlichen Kunst wieder zu sich herbeigeführt, und es klingt und brüt ihnen fast wie ein Märchen, daß i. J. 1572 eine dießige Kirche dem Schlimmeren anfangs für eine Aufführung von Schumanns „Paradies und Peri“ vorgerichtet war, weil dieses Werk „in musikalischer Weltanschauung wurde!“ Aber es muß noch viel, viel besser kommen. Warum sollen nicht die geschichtlich und künstlerisch ehrwürdigen Räume unserer Städte, wie es die dürftigen Irrethümlich schon sind, den ganzen Tag offen sein, nicht bloß für behagliche Fremdlinge, sondern auch für uns und unsere Kinder zum Schen und Hören des Schönen und Guten, was unsere Kultur hervorbringt? warum nicht heftiglich niederlassen von edler Musik und Rede, heftiglich erstreben zum Glanz der höchsten Kunstwerke? So war es doch einst hier, unter den Menschen, die diese Räume kouten und ausmachten! Wir hätten nicht mehr Zeit zu solchen Dingen, wohl gar keinen Sinn dafür? Es so sehr doch, wir sie sich in die Theater drängen jeden Abend, oder in die Kirchen, oder in die Konzerte und Panoramen jeden freien Nachmittag, in die Feststätten jeden Sonntag im ganzen Land herum! Versuch es doch einmal zwei, drei Nachmittage oder Abende in der Woche mit guter Musik und mit wechsellenden oder feststehenden Kunstwerken!“

Welchit würde sich auf diesem Wege so Mandher, der jetzt in einem Vagen um die Kirche herumgeht, wieder an die Räume gewöhnen, in denen seine Großeltern und Ahnen doch immerhin wirkliche Erhebung über die Sorgen des Alltagslebens und Antriebe zum Streben nach dem Ideal gefunden haben — in den Formen ihrer Zeit. Und wenn er den Weg dahin zurückgefunden, sollte sich dann nicht auch die Predigt allmählich den neuen Besuchern mehr anpassen? Weniger Dogmatik, mehr Ethik bringen! — Ja, wenn das Kirchenregiment nicht wagt!

Sprechsaal.

„Zu „Gegen-Kultus.“ Würde nicht der Herr Verfasser des Artikels „Gegen-Antwort“ in Nr. 28, der jetzt Zerstücker enthält, Bienen eine Wohlthat erwiesen, wenn er den Aufsehen einer Nachkritikung des Citracianus durch eine nähere Erläuterung beistiegte? Eine Nachkritikung des Citracianus würde doch trine auf dieselben Stufe ethischer Verwirrung stehen, wie das bei Verwandern der Orichenzeit vorkommende Nachsprechen der Verherrlichung, welche man im alten Äthen den Tyrannen mehr widmete. — E.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

- Die Wohnungsfrage und die preussischen Ministerialerlasse vom 11. März 1901. Von Paul Kehler. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Erwerb oder Ererberei? Geschichtlicher Nachweis, wie England Hindien nahm. Ein Seitenstück zum Vorentwurf. Von Carl Scholl. Vamberg, Verl. d. Handelsdruckerei, 1901.
- Die Serlentheorie und die Gesetze des natürlichen Egoismus und der Anpassung. Von S. Hanspant. Zweite gänzl. umgearb. Aufl. Berlin, Carl Dunder, 1901.

*) Bergl. Ferdinand Vetter, Schule und Kirche im alten und neuen Jahrhandert (Bern, Kaufmann & Zimmermann).

Junger intelligenter Kaufmann von guter Familie und zuverlässigstem Charakter, jedoch in Folge von Ueberfranktheit in Kräftigungsfähigkeit irgend etwas gebemmt, sucht seinen Fähigkeiten angemessene Stellung irgend welcher Art bei **bescheldenen Ansprüchen**, etwa für Unternehmung in der Leitung eines Sanatoriums oder dergleichen.

Gef. Offerten Sub. N. N. 1470 an die Expedition der „Ethischen Kultur“.

Deutsche Hausfrauen!

Die in ihrem Kampfe um's Dasein schwer ringenden armen

Thüringer Handwerker bitten um Arbeit!

Dieselben bieten an:

Wäschtücher, Servietten, Taschentücher, Hand und Küchentücher, Scherentücher, Klein- und Handlaken, Bettlaken, Bettdecken und Decken, Halbwollene Kleiderstoffe, Alltagsnützliche und Sprachdröcke, Appretur-Jacken u. s. w.

Allein die Waren sind gute Handarbeit. Viele tausend Anerkennungsbriefe liegen vor. Muster und Preisverzeichnisse stehen auf Wunsch kostenlos zu Diensten, bitte verlangen Sie dieselben!

Thüringer Weber-Verein.

Vorsitzender C. F. Gehbel,
Kaufmann und Landtagsabgeordneter.

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.



EISEN-TROPFEN

Eisengehalt 2,5 pCt. Wirkung des Eisens verstärkt durch Nährkraft des Tropfens. Leicht verträglich infolge Umhüllung des Eisens mit Eiweiss.

VON HERVORRAGENDEM WOHLGESCHMACK.

HEWEL & VEITHEN, Köln u. Wien,
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten



Dr. Lahmann's

Nährsalz-
Cacao u. Chocolate.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Benzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. G. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Verlag von GEORG RETMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift
für Politik Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 17-jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalartikel aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirtschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Literatur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Blätter zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „Nation“ als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Paul A. Henckels, Solingen

Fabrik und Versandhaus seiner Stahlwaren.



Ver sendet nur gegen Nachnahme oder Vorüberweisung des Betrages. — Garantie für die Qualität meiner sämtlichen Artikel. — Nicht Passendes tauscht bereitwillig um. — Mein reichhaltigster Kampf-Katalog, enthaltend sämtliche Stahlwaren, Haushaltsgegenstände, complete Messerwaren, passende Geschenke für alle Gelegenheiten, wird auf Wunsch kostenfrei zugesandt.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Radlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von Jr 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Dame mittl. Alters, behens empfohlen, energisch und ernst, sprachkundig, die bereits größere Vertrauensstellungen, auch im Auslande, ausgefüllt hat, sucht Anstellung als **Kassadame** oder als **Leiterin** eines größeren Betriebes.

Offerten unter A. B. 100 an die Expedition dieser Zeitschrift erbeten.

Verleitet
von Cassanub.
Preis 1/20 Mk.
Nur abnommt bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen.
Verlagsanstalt
No. 2460.

Ethische Kultur

Preisliste:
Die drei ersten Hefen
Kassanub 40 Mk.
Belagen
mit 100
freier Vereinbarung
Nennhöhe in allen
Buchhandlungen
und in der
Spezialität S. W. 19,
Kassanubstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 17. August 1901.

Nr. 33.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Kaiserin Friedrich. — Die Arbeit an der Weltanschauung. Von Prof. M. Karjers. — Neue Dramen. Von Prof. J. Stern (Dresden). III. (Schluß). — Hat Abraham geliebt? — Streiflichter: Frankreich am Rande des Unterganges. — Aus der ethischen Bewegung: New-York, England und Japan.

Kaiserin Friedrich.

Die geliebte Tochter des Prinzen Albert, dem Vater innig geistesverwandt, die Schwester und Gefinnungsgenossin der Großherzogin Alice von Neapel, die Gattin unseres unvergesslichen Kaiser Friedrich, ist nach längerem schweren Leiden aus diesem Leben geschieden.

Eine Lichtgestalt, trotz der Strungen, die auch in ihrem Leben nicht fehlten, eine hochbeglückte Seele, trotz der herben Leidenszeiten und Entfagungen, von denen dieses Leben erfüllt war, hochbeglückt durch den Reichtum und die Stärke der Geistesgaben, die ihr in ganz ungewöhnlichem Maße die Mitfreude an den höchsten Erwerbungen, Beistützer und Gestaltungen der Menschheit in Wissenschaft und Kunst ermöglichten.

Rom Vater, dessen Seelengröße und Lebensweisheit noch nicht in erschöpfend verständnisvoller Weise gewürdigt worden ist, war besonders ihr und der Schwester Alice etwas ins Leben mitgegeben worden, was sonst auf den Höfen fürstlicher Stellung noch sehr selten zu finden ist, nämlich der Ausblick zu den wahren Höhen des Lebens.

Die Besonderheit der fürstlichen Stellung des Prinzen Albert, die ihm weiten Umblick und tiefe Einblicke gewährte, hatte ihn zugleich durch den Mangel an persönlicher Herrscherbefugnisse vor der Gefahr bewahrt, so hoch über der nächsten Umgebung zu stehen und sich so hoch über der Mittelwelt zu wähnen, daß dadurch jener Ausblick zu der Lebensgemeinschaft im Reiche der Ideale des Guten, Wahren, Schönen verflümmert wird.

Die Stärke der politischen und wirtschaftlichen Freiheit, welche England zu Prinz Alberts Zeit erreicht hatte, war ein anderes bedeutsames Element der Traditionen gewesen, welche die Tochter zu ihrer hohen Stellung in Deutschland mitbrachte und mit denen sie auch auf den hohen Gemahl, der schon ein getreuer Jünger der Lebensanschauungen ihres Vaters war, tiefen und berechtigten Einfluß gewann.

Wie sich hieraus die Tragik des Lebensschicksals beider Gatten in neuem Deutschland entwickelte, liegt vor unser aller Augen. Die Tragik des Lebensendes des teuren Kaiser Friedrich und der schweren Witwenzeit der teuren Kaiserin Friedrich erscheint, trotz der Ungewöhnlichkeit jenes jähen Lebensendes, fast nur wie ein Glied in der Kette

aller Verbängnisse und Entfagungen in dem Lebensschicksal Weider.

Bis zum letzten Athemzuge aber hielt die Kaiserin Friedrich die Ideale dieses gemeinsamen Lebens hoch, und es gab keinen Glanz des Erfolges der von ihr nicht anerkannten Grundzüge und Mächte der Menschenwelt, der ihr irgend eine Untreue, auch nur die leiseste Untreue des Wortes abgewinnen konnte gegen das, was sie früh gemeinsam mit reinen, hohen Männern als recht und gut und gegenwärtig erfährt hatte. — Wie sie auch zu den tiefsten und zukunftsreichsten, geistigen und sittlichen Bewegungen der Zeit stand, wird sich wohl noch lange der öffentlichen Mitteilung entziehen. Eine spätere Zukunft wird ihr auch in dieser Beziehung vollkommen gerecht werden.

Wilhelm Foerster.

Die Arbeit an der Weltanschauung.

Von Prof. M. Karjers.*)

Aus eigener Erfahrung sowohl, als auch aus Beobachtungen an Anderen weiß ich, daß es im Leben der Menschheit eine gewisse Zeit giebt, die sich durch die höchste Anteilnahme an geistigen Fragen, durch das weitestgehende allgemeine Interesse auszeichnet.

Diese Zeit ist durch die größte Aufnahmefähigkeit des heterogensten Wissens, verbunden mit einem Widerwillen gegen alles Aufgezwungene, charakterisiert, und ist vorzüglich das Alter der allgemeinen Bildung, das empfanglichste, das strebsamste.

Der Eintritt in dieses Alter wird durch das Verhältnis des Jünglings zur Litteratur festgestellt. Wenn der Knabe aufhört an jenen Büchern Gefallen zu finden, die speziell für das Kindesalter oder die sogenannte reifere Jugend geschrieben sind und zur allgemeinen Litteratur übergeht, besonders wenn er sich für die Tageslitteratur zu interessieren beginnt und über die von ihr geschilderte Wirklichkeit nachdenkt, wenn ihn die frühe Belpredung dieser Litteratur und die publizistische Erörterung des Lebens anzieht, dann erreicht er jenes Alter. Solange der jugendliche Verstand sich noch mit weniger fesselter Lektüre zufrieden giebt, befindet er sich noch vor dieser Zeit; wenn aber der Idealismus erkalte und die „Prosa des Lebens“ in ihre Rechte tritt, beginnt eine neue Periode des individuellen Seins. In diesen Jahren pflegt die Litteratur oft ein mächtigeres Werkzeug der allgemeinen Bildung zu sein, als die Wissenschaft, da man in dieser vorzüglich das sucht, was die Hauptantriebskraft der Litteratur bildet:

*) Autorisi. Uebersetzung von H. Warr.

— die Ideen. Es sind zwei vollkommen verschiedene Dinge, Bücher nur um der Anregung willen zu lesen, oder in ihnen Antworten auf die höchsten Fragen des Geistes zu suchen.

Die Litteratur erhält dann die Bedeutung einer Art Offenbarung. Wie bekannt, besteht dieser Geschmack in einem begrenzten Sinne nur bei einer besonderen Gemütsverfassung. Zum ersten Male und härter als jemals wieder — obwohl nicht immer dauerhaft — entsteht in der Seele des Menschen eine uneigennütige Begeisterung für Kenntnisse, für Ideen, für die Wissenschaft, und in unklaren Jügen stellt sich das Ideal des allumfassenden Wissens und Verständnisses feiselnd und mächtig lodend dar . . . Die Fertigkeit, die Idee in der Wissenschaft und der Litteratur zu suchen, kann sich nur in einem gewissen Alter ausbilden. Dem Kinde, dessen Witzbegier sich auf das Gebiet der Thatsachen in der Litteratur, auf die Welt der Bilder beschränkt, diesen Gesichtspunkt aufzuweisen, heißt der Natur Gewalt antun, aber es heißt ihre Forderungen unterdrücken, wenn man in jenem Alter, wo ein Verständnis der Idee in Wissenschaft und Litteratur schon möglich ist, dem heranwachsenden Idealismus die Nahrung entzieht und in der Thatsache nur die Thatsache, im Bilde nur das Bild giebt. Aber eine angeborene Trägheit, Zuverlässigkeit seiner Erziehung, Eigenheiten seiner Umgebung feinerzeit den ideellen Inhalt in Thatsachen der Wissenschaft und in Werken der Kunst nicht erkennen und das Leben nicht vom ideellen Gesichtspunkt aus betrachten lassen, dem wird es in der Folge schwer fallen, das im günstigen psychologischen Moment Versäumte nachzuholen. Die hauptsächlichsten Interessen, die geistigen Bestrebungen und die Einbride auf den Verstand des Mannes, seine philosophischen Anschauungen, seine janderte Moral und sozialen Ueberzeugungen erscheinen, am Ende jener Periode, mehr oder weniger formuliert oder wenigstens scharf ipesifiziert.

Der Mensch fühlt nun das Bedürfnis, die Welt und seinen eigenen Platz in derselben, das Wesen des eigenen Ich, die Aufgabe seines Lebens, seine Beziehungen zu den anderen Menschen zu begreifen. Er beginnt den Zusammenhang, welcher zwischen der Persönlichkeit und der Gesellschaft besteht, die Rechte und Pflichten ihr gegenüber zu erkennen und der junge Verstand sängt an, die sozialen Fragen und Strömungen des gesellschaftlichen Lebens zu analysieren. So arbeitet der Mensch mit Kopf und Herz, zuweilen unter Qualen, um nach Möglichkeit eine ganze, vollkommene und harmonische Weltanschauung zu erlangen. Mit dem Kopfe Philosoph, mit dem Herzen Dichter — so läßt sich in wenig Worten die Charakteristik des Jünglings geben, dessen Gemütsverfassung geeignet ist, sich an dem zu begeistern, was gleichzeitig zu Kopf und Herzen spricht, an der Poesie erhabener Gedanken, den künstlerischen Erzeugnissen der Philosophie, den kritischen und publizistischen Erörterungen der wissenschaftlichen Aufklärung, wenn sie irgend zum Verständnis der Welt und des Menschen beitragen. Wie die erste Liebe den jungen Mann zum Dichter macht, so verwandelt ihn das erste Erwachen zum Selbstbewußtsein in einen Philosophen. Sold' ein Philosoph war jeder von uns — einer mehr, einer weniger, einer länger, einer sitzer — ein der erhabensten Stimmungen fähiger Idealist, der geneigt ist, an alles einen edlen Maßstab anzulegen, ohne etwas zu finden, woran er die Forderungen seines Ideals verwirklicht sehen könnte.

Wenn bei dem ersten Erwachen der ideellen Interessen der junge Mensch sich noch nicht klar machen kann darüber geben kann, was ihn zu streben veranlaßt, — so bringt ihn doch die Frage des Geistes oder des Lebens, die sich seinem Verstand bietet und nachdrücklich ihre Lösung

fordert, auf jenen Weg, dessen Betreten allein schon der Anfang zur Ausarbeitung einer Weltanschauung ist. Gewöhnlich äußert sich das ursprüngliche Interesse an philosophischen, wissenschaftlichen, moralischen und sozialen Ideen in einem Streben, nur dieses oder jenes Geistesgebiet, nur diese oder jene Seite des Lebens zu erschaffen, aber die Weltanschauung kann ja auch nicht von allen Seiten zugleich in Angriff genommen werden. In der Welt der Gedanken ist alles so enge mit einander verknüpft, daß, wenn der forschende Geist eine Reihe Erscheinungen oder eine Kategorie Fragen berührt hat, er früher oder später das Interesse an Phänomenen und Fragen auf naheliegende Gebiete übertragen muß. So sollte es wenigstens in der Theorie sein, wenn es auch in der Praxis anders zu sein pflegt, indem der Mensch aus Gründen, die entweder im Individuum selbst oder in dem Zusammenreffen der umgebenden Bedingungen liegen, bemüht die Augen vor den einzelnen Problemen des erforhten Gedanken verschließt, unwillkürlich nicht für die Stellung neuer und neuer Fragen sorgt oder mit vorgefaßter Meinung, guten Glaubens aber, erklärt, daß außer der beschränkten Sphäre der Dinge, mit denen er sich befaßt, nichts interessant und wichtig sein könne.

Wenn der Mensch im Interesse seiner persönlichen Entwicklung in den Kampf mit seiner Umgebung tritt, so muß er zuvor in sich verschiedene Hindernisse besiegen, welche die Ausarbeitung seiner Weltanschauung hindern könnten — Freiheit der Gedanken, Gedankenfaulheit und Dogmatismus im Denken. Im Gegensatz zur thatsächlichen Ausarbeitung der Weltanschauung zeichnet sich jede andere Art, Ideen zu erschaffen, durch einen rein passiven Charakter aus, und das pflegt meist bei niederen Entwicklungsstufen der Kultur der Fall zu sein. Ohne selbst das geringste dazu beizutragen, eignet sich der Mensch hier in der That gewisse Anschauungen an, von denen er sich nicht mehr trennt. Auf verschiedene Fragen des Geistes und des Lebens erhält er vorbereitete, vollständige Antworten, che sie sich als Fragen seinem Verstand stellten. Er nimmt passiv bekannte Begriffe, Ideen, Ueberlegungen und Formeln entgegen, weil er in einem gewissen Milieu diese Ideen und Formeln beständig wiederholt hört und sich an dieselben gewöhnt, ihrer Macht unterlag und allmählich so die Fähigkeit verlor, sich vorzustellen, daß man andere Begriffe haben könne außer jenen, die von ihm Besitz ergriffen hatten.

Das ist auch eine Weltanschauung, und sie hat sich auch allmählich ausgebildet; aber sie erscheint als das Resultat einer unbewußten Kollektiv-Idäität vorhergegangener Generationen, als Summe individueller Beiträge. Eine derartige Weltanschauung hat für uns nur die Bedeutung eines Resultates, nicht der eigenen Geistes-Arbeit, sondern der passiven Aneignung des Gehörten und Gesehenen, muß dieses Angeeignete dem Menschen auch in Fleisch und Blut übergegangen sein. Diese Weltanschauung ist eine traditionelle, als deren Uebermittler die Ueberlieferung fungiert, die als unbewußte Weitergabe des geistigen Inhalts von Generationen und ebenso als unbewußte Aneignung desselben von Seiten des Empfängers erscheint. Die Kulturgeschichte zeigt, daß auf den niedrigeren Stufen der Entwicklung die Weltanschauung auf diese Weise entsteht, überliefert und angenommen wird. Der geistige Fortschritt, welcher in der Wandlung der ursprünglichen Weltanschauung in wahrhaftere Anschauungen über die Natur besteht, kann dem Menschen oder der Gesellschaft nur durch persönliche Geistesarbeit geschaffen werden.

Wenn das Individuum selbst Fragen stellt, wird es in der überlieferten Weltanschauung keine Antwort finden

oder an der Glaubhaftigkeit der gegebenen Antwort zu zweifeln beginnen. Hierin liegt das Prinzip der Geistes-thätigkeit, deren Krone die individuelle Ausarbeitung einer Weltanschauung ist. Wenn der Mensch Fragen selber schafft, bedeutet dies, daß er über das ihn umgebende Milieu hinausgewachsen ist, in dessen Weltanschauung gewisse Lücken und Unklarheiten entdrückt hat.

Damit öffnet sich dem Verstande des Menschen eine neue Bahn, und wenn er dieselbe verfolgt — so bildet ihr Ende das Erwachen aller Grundfragen der Weltanschauung auf seine eigene Initiative hin.

Nicht jedes gesellschaftliche Milieu ist für die erfolgreiche Thätigkeit des Einzelnen, der an seiner eigenen Weltanschauung arbeitet, geeignet, auch nicht jede soziale Stellung fördert dieselbe. Bezüglich dieser letzteren befindet sich die studierende Jugend verhältnismäßig in der günstigsten Lage.

Die neuen Ideen, die vom Katheder, aus Büchern und dem Kreis der Gefährten in die jungen Köpfe einbringen, spielen die Rolle eines gewaltigen erregenden Mittels, das zu einer Zeit auf Kopf und Herz einwirkt, zu welcher das Individuum in seinem geistigen Wachstum aus der halbwichigen Periode, die sich am meisten durch Passivität und Dogmatismus charakterisiert, in eine neue Lebensperiode übergeht und bewußt und selbständig Stellung zu Fragen des menschlichen Wesens und Wissens nimmt.

Twohl es natürlich sehr wichtig ist, was für Ideen der Mensch sich aneignet, so ist es nicht weniger wichtig, wie er dieselben erwirbt. Die Selbstthätigkeit und Selbständigkeit des Gedankens haben ihre Hauptbedeutung nicht nur in den nachfolgenden Instinkten und Herdengewohnheiten, die dem Menschen eigen sind. Jedes intellektuelle Milieu zwingt dem Individuum in ihm herrschende Ideen auf und erhebt damit als Feind der selbstthätigen Entwicklung des Geistes, der freilich ohne keine Hilfe allein nicht imstande wäre, etwas zu schaffen. Wenn dem Streben nach Selbstbildung der Wunsch zu Grunde liegt, die Wahrheit über die Natur der Menschen und die Gesellschaft zu erfahren, so muß man begreifen, daß jede Weltanschauung nicht nur aus Wissen, sondern auch aus Glauben besteht. Jene Wahrheiten, die der Jüngling zu beherrschen strebt, indem er seine Zuflucht zur Selbstbildung nimmt, müssen nicht nur zum Verstand, sondern auch zum Herzen sprechen — vielleicht überwiegend sogar im jugendlichen Idealismus das Gefühl die Gedanken. Das Streben nach Selbstbildung nimmt oft den Charakter des Lebens nach dem, was man glauben soll, an, mehr als den des Suchens nach objektiven Wissen. Der oder jener Glaube, worunter nicht unbedingt nur das zu verstehen ist, was mit den Vorstellungen einer überweltlichen Welt und jener nach dem Tode verknüpft ist, giebt zugleich der Seele, die er veranlaßt die Wahrheit zu suchen, eine gewisse Beruhigung. Jede Weltanschauung setzt sich aus Ideen über das, was sein soll, zusammen. Jenes, was ist, stellt sich als Gegenstand der Erkenntnis, der Wissenschaft, der Forschung dar, und das, was sein soll, als Gegenstand des Glaubens, der Religion im weitesten Sinne des Wortes. Eine Weltanschauung, aus der jeder Begriff, den man mit gut, schön, sittlich und gerecht bezeichnen soll oder kann, verjagt ist, d. h. alles dasjenige, was man glauben, hoffen und lieben, wonach man streben, weshalb man leben und in dessen Namen man arbeiten soll — eine solche Weltanschauung vermag weder die große Mehrheit der Menschen überhaupt zu befriedigen, noch die große Mehrzahl der Jugend, die nicht nur aus dem latenten, ruhigen Wunsch, die Beziehungen zum Leben der Natur und der Menschen objektiv kennen zu lernen, nach Selbstbildung strebt. Der

Mensch lebt nicht nur mit sich allein, sondern mit Anderen zusammen, in dieser oder jener Gesellschaft. Er sucht Anleitung, wie er sich zu seiner Nation, zur Menschheit zu verhalten habe. Er wünscht, daß seine Weltanschauung kein einfaches Zusammenhören von Ideen sei, um die Erscheinungen der umgebenden Wirklichkeit in ihrer Abhängigkeit von einander verstehen zu können, sondern daß es ein System sei von Ueberzeugungen sittlichen und sozialen Inhalts. Wenn deshalb die Jugend in ihrem Streben nach Selbstbildung sucht, was sie glauben soll, so ist das von diesem Gesichtspunkt aus vollkommen natürlich und begründet, weil Ueberzeugung eine Erscheinung des sittlichen Charakters ist und es für das allgemeine Wohl desto nützlicher ist, je mehr Individuen danach handeln. Es ist nötig, festzustellen, was Gegenstand des Glaubens sein kann, und nichts auf das Gebiet des Wissens zu übertragen, was nur Gegenstand des Glaubens sein kann. Wenn das Suchen nach Glauben dort, wo nur von Erkenntnis die Rede sein sollte, einen Charakter annimmt, der dem Suchen nach Erkenntnis, das vor allem Analyse, Kritik und Beweise fordert, geradezu entgegengesetzt ist, so ist das ziemlich natürlich und nicht unverständlich. Zum Unterschied von dem, was man Wissen nennt, ist der Glaube, nicht im Sinne gegebener Begriffe, die an und für sich niemals Gegenstand des Wissens sein können, sondern im Sinne einer gewissen Beziehung zum Inhalt der Gedanken, das Resultat der Thätigkeit nachahmender Instinkte und dogmatischer Gewohnheiten. Wo ein solches Glaubenjuden vorwiegt, ist dem thatächlichen Wunsch nach Wissen seine Entfaltung verdrängt, und kann von einer Annäherung an ideale, vollkommene Selbstbildung nicht die Rede sein. Wenn man einfach gewisse Formeln glaubt, kommt man zwar auch zu einer Weltanschauung, sogar schneller als auf dem anderen Wege der selbständigen Ausarbeitung objektiver Ansichten und subjektiver Ueberzeugungen, aber erstens wird sie keine eigene Weltanschauung sein, die um den Preis quälender Zweifel und bitterer Enttäuschungen erlangt wurde, zweitens ist die Wahrheit ein Ideal, nach dem man ewig streben muß, ohne sich mit den gewonnenen Resultaten zufriedeu zu geben. Die dogmatische Beziehung zur Wahrheit, die im Glauben besteht, müßte als Weltanschauung die ganze Wahrheit in sich begreifen. Wer dieser Weltanschauung lebt, braucht nichts mehr zu wissen; alles übrige konnte nur Irrtum sein. Dieses Verhältnis zur Wahrheit bringt aber den Menschen vollständig um das Verständnis des Wesens der Wahrheit.

Als eine Eigenschaft des Glaubenssuchens erscheint eine gewisse Weckenhaftigkeit. Das Wesen dieser Erscheinung besteht darin, daß der Mensch die einfache Verurteilung seines Glaubens, ja die allgeringste Kritik fürchtet. Wer aber fest glaubt, fürchtet nicht, daß man ihn leicht von seiner Ueberzeugung abbringe. Nur ein schwacher Glaube bei einem starken Glaubensbedürfnis zeigt sich als feiger Glaube. Ein vernünftiger und bewußter Glaube — in Fragen der Religion wie in Fragen sittlichen und moralischen Charakters — ist, wie die ganze Kulturgeschichte bezeugt, im Gegenteil nur möglich, wenn alle Gründe für und wider abgewogen sind und nach deren Erwägung eine Entscheidung getroffen worden ist, die der Mensch, wenigstens für sich, als bindend anerkennt. Das Bedürfnis nach Glauben ist so tief mit der Natur des Menschen verwoben und es giebt eine so große Menge von Dingen, die Gegenstand des Glaubens sind, welche die Wissenschaft weder beweisen noch widerlegen kann, daß der Glaube im allgemeinen, wenn irgend eine psychologische Begründung dafür vorliegt, immer mit Erfolg aus kritischen Untersuchungen hervorgeht — natürlich wenn er vom Standpunkt des positiven Wissens nicht zu abgeschmakt ist. In

diesem Falle wird lüdenhaftes Wissen ergänzt und die Erwerbung wahren Wissens nicht verhindert.

Als leibliche Schwester der Gedankenfreiheit und gleichermassen gefährliche Feindin der selbständigen Ausarbeitung einer Weltanschauung erscheint die Gedankenfaulheit. Im ersteren Falle fürchtet der Mensch, nachdem er gewisse geistige Begriffe erworben hat, dieselben zu verlieren, und hütet deshalb sein Gut vor allem, was ihm daselbe entreißen könnte; im zweiten Falle will er sich nicht selbst darum bemühen, verläßt sich in allem auf einen anderen Verstand, ohne auch nur die Frage zu stellen, ob sich dieser nicht irrt. Die Gedankenfaulheit verläßt sich leicht auf den Verstand der Mehrheit. So bei sozialen Meinungen und Ansichten, wie sie in den Kreisen seiner Umgebung herrschen, ohne zu forschen, warum dieses oder jenes Buch gelesen werden, man sich nur mit dieser oder jener Frage befassen soll. Die Gedankenfaulheit sucht ausgetretene Pfade, sie scheut eigene Initiative und unbekante Bahnen.

Wer ein wahrhaftes Bedürfnis nach Erkenntnis fühlt und sich ihrer Bedeutung bewußt ist, wird nicht der Erörterung der meisten Grundfragen des Lebens und des Denkens ausweichen und sich nicht auf einen Teil derselben beschränken, weil es vielleicht seinen Glauben gefährden könnte, oder weil es schwierig ist, oder nur einfach weil irgend jemand gesagt hat, daß das Eine wert sei, studiert zu werden, und das Uebrige nicht. Wer an Selbstbildung herantritt, kennt den Kreis der Fragen, der für ihn die Weltanschauung umgrenzt, noch nicht, und kann ihn noch nicht fennen.

Wißbegierig kann schon das Kind sein, dem die Welt der Ideen noch nicht zugänglich ist. Man kann seine Wißbegierde befriedigen, indem man ihm eine Unzahl Bücher beschreibenden und erzählenden Inhalts über Natur und Menschen in die Hand gibt, und es wird in der eigenen Weltanschauung keinen Schritt weiter kommen, wenn das Lesen gedankenlos geschieht oder doch keine philosophischen Betrachtungen weckt.

Bildung ist nicht so sehr der Besitz faktischer Kenntnisse, als die Fähigkeit, die gewissen, ihnen innenwohnenden Ideen zu erfassen. Man kann sehr viele Thatsachen wissen und sich doch immer in einem engen Ideenkreis bewegen, man kann sehr unterrichtet und dabei sehr wenig gebildet sein. Man kann umgekehrt eine große Bildung mit sehr beschränkter Weisheit verbinden. Das höchste Ideal der Bildung besteht durchaus nicht darin, alles das zu wissen, was die Gelehrten der Welt wissen, sondern darin, daß man alle Ideen des Zeitalters erfassen kann, die allgemeines Interesse haben und jedem zugänglich sind. Man muß die Bildung nicht nach der Summe der Kenntnisse, die in den Köpfen einzelner Gelehrten angeammelt ist, sondern nach der Quantität und Qualität der Ideen, die man im allgemeinen Verkehr findet, beurteilen. Der einzelne Mensch wird der gebildeten Gesellschaft einverleibt durch die Aneignung der Ideen ihres geistigen Strebens, der moralischen Ansichten, der gesellschaftlichen Ueberzeugungen, welche in diesen Ideen enthalten sind. Die Kenntnis der Ideen ohne die dazu gehörigen Thatsachen ist aber häufig unbenutzbar, und indem sich der Mensch gewisse Ideen aneignet, kann er nicht umhin, sich auch eine gewisse Menge von Kenntnissen anzueignen. Die Thatsachen selbst haben für jede einzelne Wissenschaft eine sehr verschiedene Bedeutung. Es giebt wichtige und unwichtige Thatsachen, die dem Spezialisten interessant und verständlich sein können oder auch nur die wohltholle Neugierde befriedigen; das kann aber noch nicht als Beweis für die Höhe oder Tragweite ihres geistigen Wertes dienen, denn sie werden für die große Mehrzahl der

Menschen bedeutungslos sein, wenn diese nicht den Wunsch hegen Spezialisten zu werden oder über die Fähigkeit verfügen, alles gleich interessant zu finden. Für den wirklichen Gelehrten, der die Aufgaben der Wissenschaft erkennt, erhält das Nebenfächliche durch einen Zusammenhang mit dem Hauptfächlichen Bedeutung. Der gelehrte Spezialist wird, wenn er die Wissenschaft vom Katheder vorträgt, sie Schülern klarlegen oder in einem Buch für diesen oder jenen Kreis popularisieren will, seinen Vortrag absichtlich nicht mit einem ungeheuren Apparat von Thatsachen belasten, um seinen Hörern oder dem Buch den Lesern die Möglichkeit zu bieten, den ideoellen Umriß der Wissenschaft klarer und dauerhafter im Gedächtnis zu behalten.

Nicht jede Wissenschaft ist von gleichem allgemeinen Interesse. Jede hat ihre Thatsachen und Philosophie im Sinne von fundamentalen Aufstellungen und endlichen Schlüssen. Wenn jeder Nichtspezialist sich bei dieser oder jener Wissenschaft vor allem für ihre Philosophie und die faktischen Grundlagen, auf denen diese sich aufbaut, interessiert, wird jede derartige Philosophie für ein beschränktes Gebiet eine Weltanschauung sein. Strebt der Mensch nach thatsächlichem Wissen, so wird er die Aufstellungen der Philosophie nicht einfach glauben, ohne sich mit dem thatsächlichen Fundament, auf dem sie aufgebaut ist, bekannt zu machen, d. h. er wird die Prüfung der wissenschaftlich beglaubigten und verallgemeinerten Thatsachen vornehmen. Die Kenntnis von Thatsachen ist notwendig, um ein Werkzeug der aktiven und kritischen Beziehung zu den wissenschaftlichen Theorien, die oft einseitig und widersprechend sind, zu besitzen. Schon deshalb muß man sich eine eigene Weltanschauung ausarbeiten und sie nicht vollkommen fertig übernehmen. Im Interesse der Wahrheit darf man nicht zugeben, daß ein Mensch sich ganz zufällig eine Theorie, die ihm zuerst untergekommen ist oder die man ihm untergeschoben hat, aneignet, ohne daß er andere kennt; er muß selbst auswählen. Dabei muß ihn aber irgend etwas leiten, und dieses Leitende darf weder durch die Leichtgläubigkeit der Theorie, ihre Einfachheit oder Neuheit, noch ihre große Uebereinstimmung mit dem subjektiven Empfinden der Auswählenden oder durch ihre weite Verbreitung im gegebenen Zeitpunkt willkürlich begründet werden. Bei der Ausarbeitung einer Weltanschauung kann man sich unmöglich darauf berufen, daß eine sich geeigneter, angenehmer, zeitgemäher oder mit der Mehrheit einer gewissen Gesellschaftsklasse übereinstimmender darstelle. Das können Gründe für einen Glauben sein, aber niemals für Erkenntnis. Die Wahrheit jeder Theorie über das, was ist, läßt sich durch ihre Beziehungen zu entsprechenden Thatsachen der Wirklichkeit feststellen. Für absolut richtig kann nur jene Theorie gelten, die das gegebene Gebiet ganz erklärt und sich auf demselben in nichts widerspricht. Es ist nötig, sich nach Möglichkeit mit gewissen Thatsachen von verschiedenen Gesichtspunkten aus bekannt zu machen, denn jede Thatsache ist nicht nur das, was sie wirklich ist, sondern auch das, was der menschliche Verstand in sie hineinlegt. Das Hauptziel der Selbstbildung soll eben die Ausarbeitung einer Weltanschauung sein.

Neue Dramen.

Von Prof. J. Stern (Hamburg).

III. (Schluß.)

Als Schiller die Tragödie „Turandot“ schuf, wollte er damit eine neue Gattung des phantastischen Dramas begründen; er wollte im Anschlusse an die Masken- und Comödien des Italiens (Gozzi) eine Vereinigung von Humor und Tragik auf die Bühne bringen. Das Unternehmen war gefährlich. Nicht als ob Humor im Tragischen

ausgeschloffen wäre. Wir wissen im Gegenteil, daß bei den antiken Tragikern der Humor des Schicksals, die „Lilt der Weisheit“, sehr häufig unmittelbar vor der tragischen Katastrophe eine bis zum Grauen wirksame Rolle spielt. Aber wenn der phantastische Humor der Grundzug des Kunstwerkes sein soll, dann darf die Tragik der Handlung nicht allzu tief sein; sonst wird die Empfindung des Hörers eine gebrochene. Und gerade in diesen Fehler verfiel Schiller, seiner Natur gemäß; er stieg zu tief ins Tragische hinab. Adrner machte ihn mit der Aufrichtigkeit echter Freundschaft darauf aufmerksam: „Der leichte Uebergang vom Ernst zum Scherz wird von wenigen geschätzt werden.“ Der prophezeiende Kritiker behielt recht; die Wirkung des Stückes war eine sehr geringe. Am 19. November 1802 berichtete er dem Freunde über die Dresdener Aufführung:

„Zarandab ist hier gegeben worden, aber, wie sich erwarten ließ, das Publikum konnte sich in diese Stellung nicht finden. Das Spielten mit dem Spiele versteht man nicht und nimmt es ähnel, weil man in der tragischen Abänderung nicht geföhrt sein will. — Müßt Du nicht lieber das Tragische etwas gedämpft haben, oder vielmehr, soll nicht Sprache und Spiel sich etwas vom Natürlichem entfernen, damit für das Genie der Charakter des Alerisierlichen erhalten würde, und der Zuschauer zwischen Mäßigung und Schlußigung schmeit? Ob beide mir Zarandab immer als eine gesprochene Oper. Ein müßiges, übermäßiges Spiel der Phantasie ist die Hauptfache. In diesem Spiel soll nur so viel Bedeutung sein, als es ordentlich . . .“

Diese Kritik ist ohne Zweifel berechtigt. Eine Disharmonie zwischen Form und Gehalt wird sich immer herausstellen, wenn ein Dichter es unternimmt, tragische oder auch nur tief psychologische Motive in einen Märchenstoff hineinzusetzen. Der Hörer wird aus dem leichtesten Flug der Phantasie immer wieder herausgerissen durch die starken Erregungen, die ihn an die rauhe, kampferfüllte Wirklichkeit des Lebens erinnern. An diesem inneren Widerspruche scheinen mir die meisten modernen Märchenromane stark zu krankem. Am wenigsten vielleicht „Talisman“; denn die nicht allzu tiefe pädagogische Weisheit, die darin gepredigt wird, vertritt sich noch mit dem bunten, flatternden Märchengewande. Sehr dagegen Hauptmanns „Verlunene Glocke“: der jedenaufwühlende Konflikt zwischen dem Willen und dem Können des Künstlers dürfte wohl nur in rein menschlicher Darstellung, ohne phantastische Umhüllung, eine ungebrochen tragische Wirkung erzielen.

Nicht frei von diesem Krankheitskeime ist auch „Das Märchen vom Glück“, Schauspiel in vier Akten von Adele Osterloh (Dresden und Leipzig, Pierjens Verlag 1900. 2 M.). Die Dichterin hätte es richtiger ein Märchenromane genannt; denn es ist ganz aus Märchenmotiven aufgebaut. Aber sie fühlte vielleicht, daß es zu viel ernstes Gehalt für diese phantastische Dichtgattung, zu viel „Bedeutung“ hat, um mit Körner zu reden, und um diesen Vorwurf zu vermeiden, nannte sie ihr Stück Schauspiel. Aber vergebens; der Tadel bezieht doch, denn es ist ein Märchenpiel.

Der Prinz ist infolge der thätmordenden Verhätzung durch seine schrankenlose Umgebung in melancholischen Pessimismus verfallen; er glaubt nicht an irgend welche edle Regung, weder an Freundschaft noch an Liebe; Glück ist ihm nur ein Traum von Thoren. Aber er muß erfahren, daß auch die Vermeinten und Gledestien sich beglückt fühlen, wenn sie in den Zauberspiegel der Liebe geschaut haben. So wird auch er geboren:

„Was ist schön, lebt; was ist herrlich, blüht.“

Aber nur der kann durch Liebe beglückt werden, der tiefes Leid erfahren hat; denn nur er kann fremdes Leid sehen und lindern. Das volle Glück der Liebe ist dem Menschen verweigert; der Zauberspiegel ist zerbrochen, nur seine Scherben und Splitter leuchten der Menschheit noch. Aber auch so wird durch seinen Abglanz die graue All-

tagswelt verhöht. — Es ist die köstliche Resignation, in die die Lebensweisheit der Kabele Varnhagen ausstiegt: „Nicht unterhält, tröstet und stärkt allein Gutesethun, Sorgen, Verjagen.“ Das Glück der Beglückung.

Dieser Gedankengehalt scheint mir an sich nicht sehr geeignet zu dramatischer Gestaltung, weil er nicht leicht in bewegtes Leben umgewandelt werden kann. Und für das leichte Spiel der phantastischen Muse ist er zu tief ernst. Die Dichterin greift zu allerlei Hilfsmitteln, um diese Klippen zu vermeiden. Das Bedürfnis, ihre Gedanken sichtbar werden zu lassen, führt sie zur Symbolik des Zauberspiegels; aber Symbolik und Allegorie wirken, besonders im Drama, immer frostig. Und das Bedürfnis, den Ernst des Inhalts entsprechend dem heiteren Charakter der Märchenwelt zu mildern, veranlaßt sie, nach dem Vorbilde der von ihr verehrten Romantiker, dem Humor eine breite Entfaltung in ihrem Drama einzuräumen. Aber auch die ironisch-humoristischen Elemente dieses Stückes wirken frostig. So die Geißel des wilden Rajasi „aus dem Lande der Goldhäute“, der aus einem (übrigens sehr zahmen) Urwaldmenschen sich überaus schnell in ein Kulturlebewesen und blasiertes Gögler umwandelt. Er mag auch zugleich als Beweis für die geringe Seelenkunst der Dichterin dienen. Alle Personen, auch die des Helden, sind leblos, schemenhaft, ohne Fleisch und Blut.

Für wahrhaft dramatische Kunst scheint also der Dichterin die Kraft zu fehlen. Doch hinterläßt das Stück durch seine edle Form, die sich oft zu schöner Lyrik erhebt, und durch seine ethischen Gehalt bei dem denkenden Leser einen freundlichen Eindruck. —

Ein Märchenromane mag in gewissem Sinne auch „Ziegfried und Melusine“ von Nikolaus Belter (Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, 1900. 3 M.) genannt werden. Der Dichter, ein Luxemburger, der Goethes „Faust“ und andere gute Bücher offenbar recht fleißig gelesen hat, macht hier den Versuch, die Melusinesage in der besonderen, im Luxemburger Lande volkstümlichen Fassung zu dramatisieren. Ein eigentliches Drama wollte er nicht schaffen; er nennt sein Werk „Dramatisierte Volkssage.“ Lud er konnte es wohl auch nicht; dazu ist er zu lüchlich veranlagt. Aber immerhin ist es ein Verdienst, in einem so entlegenen Winkel dem Lesebedürfnis der deutschen Lande eine genießbare und gut deutliche Kost geboten zu haben. —

Märchenstoff und allzu cruder Gedankengehalt, so haben wir, stören einander. Noch peinlicher aber empfinden wir den Widerspruch, wenn der Dramatiker in eine phantastische Umgebung eine ganz modern-tendenzlose Handlung verlegt. Das ist der Hauptvorwurf, den ich gegen Dulmeyers Tragödie in 3 Akten „Einer für alle“ (München, Stägemeyer, 1901) erhebe. Der Dichter hat allerdings gar keine phantastischen Absichten. Aber das Stück spielt in Samarkand, an einem Orte, wo sich mohammedanische und russische Kulturwelt und sonstige asiatische Halb- und Unkultur berühren, in jener Ferne, aus der uns der reiche Schatz der orientalischen Märchen gekommen ist und wohin unsere Phantasie immer wieder ihren Flug nimmt, wenn sie nach den Träumen der Kindheit dürstet. Wer in eine solche phantastische Märchenwelt hinein eine ganz wirkliche Alltagshandlung stellt, der darf es nur thun, wenn er eine hürtsel förmige Wirkung erzielen will. Im ersten Drama muß ein derartiger Kontrast den Eindruck der Stilligkeit machen.

Nun ist aber auch die Handlung selbst, die der Dichter ohne sichtbaren Grund in den jernen Osten verlegt, durchaus nicht einwandfrei. Die Tendenzen drängen sich nur so: Tierquälerei, Duellismus, übertriebenes Offiziersgehäuf, Nihilismus, Trunksucht und andere Kulturercungenschaften werden vorgeführt und als verwerflich

gebrandmarkt. Die Vertreter der Offiziersvorrechte (Oberst Komalefi), des Journalismus (Nechsigannal und Keddattur Pennet) und anderer Lebensanschauungen entwickeln in langen Programmreden ihre Prinzipien. Allerlei Zufälligkeiten werden beigezogen, um eine tödlich endende Entwicklung zu ermöglichen; von der Notwendigkeit einer tragischen Handlung kann dabei keine Rede sein. An eine Aufführung des wunderlichen Stüdes wird der Verfasser selbst wohl nicht gedacht haben. Aber immerhin mag die Erörterung mancher sehr brennenden Tagesfrage das Drama zum Leben interessant genug machen. Manches Epifodenhafte, wie z. B. die Szene bei dem Polizeisekretär, wo sich der eitle, jaule Saramate Nuffiman = Kul = Ent-Muhammed = Sal zur Taufe anmelden will, um so wie andere rechtgläubige türkische Christen ein schöngefärbtes General oder etwas Ähnliches zu werden, ist auch dramatisch ganz gut gelungen und nicht ohne Humor. —

Von den betrachteten Dramen mögen nur wenige zu den hervorragenden Erscheinungen unserer Tage gehören. Aber jedenfalls zeigen sie die Vielseitigkeit und den Reichtum der Motive, die heute in der dramatischen Dichtkunst ein zukunftsreiches Leben atmen lassen, und die schon oben hervorgehobene Tragödie „Sebatian“ vom Stude mit ihrer tiefgründigen Sentenzialität und ihrem lebendig und breit entfalteten historisch-sozialen Hintergrund giebt uns die Gewißheit, daß dramatische Kraft und dichterische Kraft auch für die Zukunft noch nicht erschöpft sind.

Sal Abraham gelebt?

Wie man nur eine solche Frage stellen kann! Natürlich ist selbst ja in der Bibel, im alten und im neuen Testament. Und sogar sein Grab und sein einbaumstärkter Leichnam sind noch erhalten. In der zweijährigen Höhle bei Hebron, die er nach Sarahs Tod für 100 Selck (ungefähr 4 Rind Silber) von Ephron, dem Hebräer, gekauft — der Manthriep existiert nicht mehr — stehen heute noch acht Steinbänke mit den angeblichen Mumien von Abraham und Sarah, Jaal und Hebeta, Jakob und Lea und Joseph von Aegypten, und aber davor der von Ejan. Alle acht mit goldgestifteten Sammetdecken behangen, die alljährlich vom Sultan in Konstantinopel erneuert werden. Mein Christ und sein Jude davor die mit Marmor besetzte Höhle betreten, über welche sich eine Wolksee erhebt; nur in Begleitung eines türkischen Pascha's ist dies möglich.

Nichtsdestoweniger haben weder Abraham noch Jaal, weder Lot noch Sarah je gelebt; sondern sie sind von Moses, wie so manches Andere (1. Mos. Kap. 11—26), erdichtet, bene trovate, gut erunden.

Moses, dessen Geseßgebung ein unüberstößenes Meilenwerk ist, welchem Europa Geseßung und Bildung verdankt, worauf Indentum, Christentum und Islam beruhen, Moses war, wie der ägyptische Geschichtsschreiber Manethe bezeugt hat, ein abtrünniger ägyptischer Priester mit dem Namen Harsiph, „Winfenfarb“, gewesen. Die Geschichte ist wahr: Moses das Findelkind war als Prinz von den Priestern in aller Weisheit erzogen und in alle ihre Geheimnisse eingeweiht worden. Tamals hatte die ägyptische Priesterkaste bereits ihren Höhepunkt überschritten. Auch die Geschichten von Joseph und von Jakob und dessen zwölf Söhnen sind wahr.

Nachdem Moses im Joren einen der Unterdrücker seines Volkes, der „Abriu“, erschlagen, war sein Leben verwirrt; er mußte zu den Hirten am Sinai fliehen, und dort in der Einsamkeit reiste sein großes Verl. Dort bei den Schafen des Neturo wurden die Pläne angedacht, Befürchtungen laut und wieder beschwichtigt und die Mög-

lichkeit des Erlösens sorgsam abgesehen. Dort wurden auch die Patriarchen Abraham und Jaal und alles, was damit zusammenhängt, erunden, weil Moses sie brauchte. Von wunderbarer Schönheit in dieser Dichtung ist n. a. 1. Mos. Kap. 24 von Hebeta's Heirat. Dabei erlob er nicht verlorbene Heben, wie z. B. Ebin und Thor bei Kinn's Haus zu Sigtina in Schweden, oder einen verlorbenen Säuppling, wie Jens und seine Luno auf Metta — zu Wötern, sondern im Gegenteil, er degradirte indische Gottheiten zu sterblichen Menschen.

Denn Abraham ist — Ha Brahma; Sarah — Prahmas erste Frau Sarasvadi (Sari = Frau), Abraham's zweite Frau Metura = Prahmas zweite Frau Matrā. Abraham soll Völker-Vater heißen; das ist aber nicht wahr, Völker-Vater heißt Aheham. Was Abraham geheßen haben soll, ist verschwiegen. Sarah heißt donna, Petrin. Brahma hatte acht Söhne, Abraham auch: den Samael von der Sagar, den Jaal (das Gelächter) von der Sarah, und sechs böse Söhne von der Metura. Brahma zeugte mit der Matrā sechs Söhne. Brahma hat Hifschun und Schiba, Wasser und Feuer, zu Brüdern; Abraham's Brüder Nahor und Haran heißen auch: Wasser und Feuer. Auch Jens hatte Porschon und Blute, Wasser und Feuer, zu Brüdern. Brahma hat Andra, die Luft, zum Sohne, Abraham aber Tharah, die Luft, zum Vater. Abraham's angeblicher Geburtsort heißt Ur, Ur, Licht. Dort leben heute noch Feueranbeter. Brahma heißt: der Leuchtende, Sonnemann, er ist der Sonnengott. Ur heißt Finsternis, er wohnte im Dämonenthal Siddim, in Sodom, dem Feuersiphil, der Hölle. Die sechs Könige, die Abraham im Thal Siddim besigte, waren ihrem Namen nach sechs unrichtbare Höllengeister. Melchisedech, der König der Gerechtigkeit, aber wohnte in Salem (Frieden). König Abimelek raubte auf neun Monate Sarah; in der altgriechischen Mythologie raubte Pluto die Proserpina auch auf neun Monate, sogar an demselben Tage, dem längsten Tage. Eber, ein Urenkel Sems, gilt als Stammvater der Hebräer, der Araber und der Webern.

Daß jene Uebereinstimmungen mehr als bloße Zufälligkeiten sind, erkennt der gesunde Menschenverstand sofort. Wozu also Täuschungen?

Ja, der höchste Gott der Aegypter, heißt: „is“, war, sein wird.“ Israel (= göttlicher Führer) war, wie uns der phönizische Geschichtsschreiber Sanchuniathon berichtet, der höchste Gott von Sidon, Tyrus und Kartago. Diesen Namen gab Moses nach fünfshundert Jahren seinem Stammvater Jakob, um sein Kanaan er oberndes Volk als Sohne dieses höchsten Gottes, als Volk Gottes zu bezeichnen.

Moses hatte von seiner midianitischen Frau Zipora und deren Vater und Stammesgenossen, die von Indien bis Phönizien Karawanenhandel trieben, während seiner vierzigjährigen Hirtenzeit die Religionen der Parsi, wie der Brahmanen und der Phönizier sicher kennen gelernt. Die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches u. s. w. sind altägyptisch.

Pharao, der König, hieß im Aegyptischen phra = der Mächtige, daher auch Euphrat, der mächtige Strom, an welchem Babel, die frühere turkessanische Stadt Kasiterra lag. Babel heißt aber nicht: „er hat verwirrt“. Er hat verwirrt heißt babal. Sondern Babel, wie zu vor Kasiterra, heißt: Thor Gottes, wie noch heute die osmanische Regierung zu Stambul die hohe Pforte heißt.

Der Glaube unserer jüdischen Mitbürger heißt die mosaische Religion, und man beschimpft deren Ein-

richtungen und Gebräuche nicht im mindesten, wenn man ihren Vater Abraham als den durch Moses Erbindeungeneuert umgewandelten Sonnenort, Abraham der Jüder demofistiert.

Dogma sind die Patriarchen Abraham und Jaaf weder für die Katholiken noch Proteftanten: in dem Kredo nicht nichts davon.

Wenn Abraham und Lot nicht gelebt haben, so ist auch das tote Meer nicht zu ihrer Zeit entstanden, und alle erzählten Nebenumstände dieses Naturereigniffes sind auch moifische Dichtung.

Am Anfange des urfprünglich für belehrte Juden gefchriebenen Evangeliums Matthäi heißt es natürlich: „Des Sohnes Davids, des Sohnes Abrahams.“ „Abraham zeugte den Jaaf, Jaaf aber zeugte den Jakob“ . . . Das war der nationale Glaube. — Ebenfo jagte Jeſus (Joh. 8, 56-58): „Abraham, Euer Vater, frohloht, daß er jähre meinen Tag; er jah ihn und freute ſich. . . Jeſus ſprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich, ich jage Euch: Ehe denn Abraham ward, bin ich.“ — Natürlich mußte ſich Jeſus den überlieferten Anſchauungen anbequemen. — Ferner jagte der Erlöſer in dem Meidnis (Luf. 16, 22) von dem armen Lazarus, „daß er von den Engeln in den Schoß Abrahams getragen würde“. Dieſer Ausdruck war gang und gäbe.

Nach jagte Chriſtus (Joh. 7, 22): „Mofes hat Euch die Beſchneidung gegeben.“ Dabei ſteht in Klammern: „(nicht als ob ſie von Mofes wäre, ſondern ſie iſt von den Vätern)“ . . . Er konnte ihnen doch nicht ſagen: ſie ſtammt von den ägyptiſchen Prieſtern.

Ob Abraham und Lot, Sarah und Jaaf gelebt haben oder nicht, das ändert an der Heiligkeit des neuen Teſtamentes, an der Göttlichkeit der Friedensboſchaft, an dem Gebor der Feindesliebe, an dem Werte des Chriſtentums gar nichts. Ebenſowenig wie, daß Uferu bin und Teraphim auf Deutſch „die Adler und die Stiere“ heißen.

Aber Abraham hat (ebenso wie der Prophet Elias) nie gelebt, ſondern iſt eine Erfindung von Moſes, der, wie Schiller ſchon vor hundert Jahren darlegte, ſeinem unglücklichen Volke die Wahrheit auf eine ſabelhafte Art beibrachte. — 0 —

Streiftichter.

Frankreich am Rande des Unterganges — ſo muß der erſte und von der Tradition gebotene Gedanke unſeres preußiſchen Kultusminiſters geweſen ſein, als ihm der Telegraph die jüngſte Umſturzrede ſeines franzöſiſchen Kollegen Mr. Legues übermittelte, die dieſer bei der Preisverteilung des „Concours general“, des Wettbewerbes aller franzöſiſchen Gymnaſien, gehalten hat. Ist doch in unſerem Kultusminiſterium, wo ſich in der juriſtiſch-bureaucratiſchen Widerſcheimer ſchen Brüche die Reſte orthodoxen Akeridentums und pädagogiſcher Vorſeit jo vortrefflich ſonjervieren, ſein Zaß jo heilig und feſtſehend, als die Erwartung, daß mit dem Schwinden kirchlich-ſonjervioneller Grundjäße aus der Schule Sittlichkeit und Weisheit, Kirche und Staat rettungslos zuſammenbrechen müßten. Und nun dieſes Beipiel vor der ganzen ziviliferten Welt in Paris! An einem Kultusminiſter erlebt! Und Frankreich exiſtiert noch.

Dieſer Miniſter der Volks-Aufklärung ſprach u. A.: „Die Demofratie, geboren geboren, gelangt zum Bewußtſein ihrer ſelbſt und organiſiert ſich. Keine Kriſtokratie mehr! Sie hat die Macht in die Hände der Arbeit, der Menge gelegt. Sie will ihre Freiheit ſelbſt regieren. Sie bedarf indes gleichwohl einer Anleiſte, die ſiehig iſt, die Uebelſtellungen zu bewahren, die großen ſittlichen Intereſſen zu verteidigen, hohe Gedanken aus-

zubrüden, die dauernden und weitreichenden Beſteuerungen des Vaterlandes zu verholmeiſchen. Dieſe Art großen Volksworts, der ſeine herrliche Reize ſi, da er allen offen ſiebt und ſich beſtändig erneuert, iſt ihr unentbehrlich, die ſie ſonſt untergehen muß. Ich habe, wie man mir entgegnet: „Das Volk iſt eine unerbittliche Luerte der gelunden Vernunft.“ Sein Ein beſorgt. Es wird ſeine Gerechtigkeit ſelbſt beſtimmen.“ Endliche Selbſtbeſuchung! Wenn das Volk nicht von ſelbſtellen, hoch und weit blühenden eifern brücken und geordnet wird, ſo iſt es eine juchthige Kraft der Unruhe und Zerſtörung, Fortſchritt und Ordnung können nur beſtehen, wenn die Menge das Gefühl ihrer Rechte und Pflichten hat und wenn ſie mehr, wie viel Gutes ſie leiſten, aber auch um viel Böſes ſie anrichten kann. Die erſte Pflicht eines Einates, der um ſeinen folgenden Tag beſorgt iſt, iſt deshalb die Beziehung. Das höchste Ziel des Unterrichts iſt die Umwidlung der geiſtig-fittlichen Eigenſchaften, die gerade Seelen, reſchickhafte Gemüſen und ſtaete Willen geben. . . Um die menſchlichen Tugenden zu lehren, iſt es unſeres Erachtens nicht nötig, Glaubensdogmen anzuknüpfen, die nicht für alle Bürger dieſelben ſind und unter denen eine Anknüpfung zu treffen nicht unſeres Amtes iſt. Wir ſühen uns auf Vernunftſchickheit, die der Tugend eine ausreichende Grundlage geben, indem ſie ihren eigenen Wert und ihre Nützlichkeit für die Geſamtheit nachweiſen. Aber wir ſehen nicht die Unzulänglichkeiten des Verſandes an die Stelle der Unzulänglichkeiten des Glaubens und ſühen gegen jeden Angriff die innerer Flamme, die, dem irdenen Atmoſphären gleich, in jedem von uns brennt und unſer Gemüſen erhellt. Wir verſtänden die Notwendigkeit eines Ideals, das uns zu den erſten Anſtrengungen anwehlet, uns über unſere Mängelſchickheit erhebt, uns in den Stunden der Arſten tröſtet und für hochgenutete Degen dem Leben eifſ die Verſchickung giebt. Söhne der Revolution, ſiechen wie lebensfähigſchick Gerechtigkeit und Freiheit. Dagegen haſſen wir Fanatismus und Unmiffenheit. Wir verſehen nicht die Größe der Vergangenheit. Sie war ruhmreich und ſie bleibt unſer. Unſere Vorſahren, Gott und Adel, haben ſie geſchaffen. Wir weiſen keine Seite davon zurück. Wir verſehen keinen Teil davon. Aber ſie lebt nicht mehr. Epufender Schalten einer geſchickten Welt, kann ſie noch zu uns ſprechen, uns aber nicht die Waſche der Zukunft weiſen. . . Man muß weniger in die Wäſche und mehr am ſich bilden. Man muß, um recht zu leben, die Umgebung und die Wirklichkeit hindern. Die Umgebung aber iſt die Demofratie, und die Wirklichkeit iſt die Republik. . . Die großen Staats- und Geſchicklichkeitslehren, die eng ſind wie die Vernunft und un-wandelbar wie die Gerechtigkeit, die unzerſtörbaren Rechte des Gemüſens, alles muß in der Schule laut verſtanden und gelehrt werden. Es genügt nicht einmal, es zu lehren; der Profeſſor muß das Gemüſe der ihm umgebenden Jugend dafür gewinnen. Wir öffnen die Schule nicht nach der Straße, ſondern nach dem Leben hinaus.“

Was uns anbetrifft, ſo wäre uns etwas weniger Enthuſiasmus für die gerade beſtehende Staatsform lieber gewesen. Auch zu Republikanern hat die Schule ſo wenig zu erziehen, wie zu Royaliſten. Wohl aber zu vernünftigen Menſchen. Dann darf man dieſen es wohl ruhig überlaſſen, ihrem Gemeinſchaftsleben die Formen zu geben, die ſie brauchen.

Aus der ethiſchen Bewegung.

(Eine neue ethiſche Geſellſchaft in New-York.) „Downtown Ethical Society“ nennt ſich eine Geſellſchaft von jungen Männern und Wäbchen aus dem ärmeren Cuarteren New-Yorks, die vor ca. 2 Jahren Prof. Adler erſchufen, ſie durch einige Beiträge und Güſtſchaften in der Bildung eines Mittelpunktes ethiſcher Kultur unter den neu einſtrömenden und ihrer alten religiöſen Tradition entwohnenen Maſſen zu unterſuchen. Adler gab dieſer Anregung nach und verſammelte zundich einen kleinen Kreis von dieſen jungen Männern allabendlich im „Ethical society house“, um ſie in unpaſſender Beſprechung in die Brand-gedanken der ethiſchen Bewegung einzuführen. Dann hielt Dr. Elliot in Gait-New-York einige Beiträge und Dr. Coit bei ſeinem Beſuch in Amerika, ſowie Dr. A. W. Doerſter hatten Gelegenheit, über die Bedeutung der Ethik für die Arbeiterbewegung oder abendlichen Beſammlungen eines erweiterten Kreiſes zu ſprechen. Auf Anregung der Mitglieder übernahmen einige junge Damen der Daugſchickſchaft einen Vorſalunterricht für verſchiedene Altersklaſſen (an Abendtagen nachmittags) — und wurde be-mindet ſich die junge Geſellſchaft bereits in recht eifriger und erſchöpfender Thätigkeit — um ſo mehr, als ſie durch finanzielle Beihülfe ſeines des „Reſens“ zwei eigene Klubzimmer hat mittelwe erwerben können. In einem Anſange dieſes Jahres erſchienen Anſatz berühtet der Zeitraum in folgenden Sähen über Weſen und Aufgabe der Vereiniung:

*) Aus Nr. 9 der von Dr. A. W. Doerſter im Auftrag der Ethifchen Bundes herausgegebenen „Berichte über die Ethifche Bewegung“. Gegen Einſendung von 25 Pfennig portofrei zu beziehen vom Herausgeber, Zürich 11.

Vertrieb
Ives, Sonnabend,
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonnirt bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern,
Post-Zeitungsstellen
Nr. 2486.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Königsplatz 40 III
Berlin
Königliche
Bibliothek
Königsplatz 10
Königsplatz 10
Königsplatz 10

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerker herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 24. August 1901.

Nr. 34.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Noch ein Einwurf gegen den Moralunterricht. Von Dr. W. Bode.
— „Ethische „Gegen die moderne Kunst.“ Von Käthe Stellmacher
(Elbing). — Politik und Religion. Von J. Friedheim, Major a. D.
(Erfurt). — Streiflichter: Verbrecherische Unwissenheit. Unterschätzung
der geistigen Arbeit. Aus der ethischen Bewegung.

Noch ein Einwurf gegen den Moralunterricht.

Von Dr. W. Bode (Weimar).

In Nr. 31 unserer Zeitschrift hat Herr Dr. Penzig drei Einwürfe zurückgewiesen, die auf dem deutschen evangelischen Schulkongress gegen den Moralunterricht erhoben wurden; vielleicht hat er auch die Freundlichkeit, meine Bedenken zu zerstreuen. Denn auch ich wünsche, daß die Moral kein Schulfach werde, und würde es bedauern, wenn in dem sonst so allgemein gehaltenen Programm unserer Gesellschaft der Moralunterricht als einzige spezielle Forderung den bevorzugten Platz behielte, den der Entwurf ihm gegönnt hat.

Mein Einwurf lautet: die Ethik ist viel zu gut dafür, um in der Schule trainiert zu werden; es wäre schade um sie, wenn sie dem Schicksal der anderen Schulfächer verfiel. Und ich sehe nicht ein, warum gerade sie der Schul-Entartung, degeneratio scholastica, entgegen sollte. Realien, wie Lesen, Schreiben, Rechnen, leiden gar nicht oder nur wenig daran, daß sie nach den Schulordnungen den Kindern eingepaukt werden, aber alles, was auf Gesinnungsbildung hinausläuft, hat den ernstlichsten Schabernack.

Denn wir zuerst an den Patriotismus! In seinen unangenehmen Formen ist er ja in den letzten Jahrzehnten recht üppig geblüht, während der wahre Patriotismus: die thätige, opferwillige Arbeit für das Wohl der Gesamtheit, kaum Fortschritte gemacht hat. Sicherlich ist von dem heutigen Chauvinismus vieles schon in den Schulen angejüchtet, aber hat das, was nur angeleitet ist und gedankenlos in feilschen oder erregten Stimmungen wiederholt wird, wohl Bestand, wenn einmal schwere Stürme über das Land brausen? Es giebt unter unseren Chauvinisten aufrichtigste Fanatiker, aber bei ihnen ist der Schulunterricht nicht die Wurzel ihrer heutigen Denkweise. Aber viel wichtiger als die Haufen der Alldutschen sind die Sozialdemokraten. Ihre ganze Mannschaft hat den Patriotismus in der Schule eingetrichtert bekommen, und diese ganze Mannschaft hat die Art des Patriotismus, wie ihn die Schule meinte, vollständig abgetreift. Je mehr Mühe man sich giebt, die halb göttliche Natur der früheren Hohenpölnerrittern zum Glaubensartikel des Volkes zu machen, desto mehr wächst die Sozialdemokratie, oder richtiger: in derselben Zeit, wo die Schule sich mehr als

früher solche Ausgaben setzte, sind die jungen Leute mehr als früher zur äußersten Linken abgewandt. So viel Gutes die Schule auch von den Landesherren lehrte, der populärste Fürst ist heute doch der Serenissimus im „Simplicissimus“ und in der „Jugend“.

Ebenso verhält es sich mit der Religion. Es sind nur minderwertige Geister, die auf diesem Gebiete deshalb etwas für richtig halten, weil sie es in der Schule gelernt haben; es sind nur Menschen, die als Zahlen in Betracht kommen. Echte Glaubigkeit wird erst nach der Schulzeit erworben. In der „Jugend“ las ich neulich ein Gespräch zwischen ihren typischen Hamburgern Hein und Theedje; es sollte ein Wig sein, euhelit aber auch eine recht böse Wahrheit. So etwa lautete es: „An segg mit mal, Theedje, wat hast du eigentlich so'n ne Kellion?“ Der Angeredete sieht seinen Freund verständnislos an: „Kellion? Wat meinst du damit?“ Und jener: „Al mein, wat dn jo'n Glauben hast?“ — „Ja so! na fähst du, Hein, in so'n Saken hol ich dat, as if dat in de Schol lehrte hem; id bliest hi den Glauben, den if in de Schol lehrte hem.“ — „So! Na, Theedje, wat jo'n Glauben hast du denn in de Schol lehrte?“ Theedje sieht seinen Freund an, wie wenn er übergeschmappet wäre und ruft aus: „Wo fannst du denken, dat if dat noch weeg!“

Jedermann weiß, daß in deutschen Schulen seit Jahrhunderten nichts mehr gepflegt ist, als der Religionsunterricht; trotzdem ist die Kirche, nach deren Wünschen er erteilt wurde, heute einem wohlkonfessionierten Reichnam sehr ähnlich, und gerade den Glauben, der in dem Katechismus-Unterricht der Schule gelehrt wird, finden wir nur noch bei den rüchstandigsten und religiös unthätigsten Elementen der Christen; die Pietisten, Methodisten, Quäker, Heilsarmee'ler werden von ganz andern Kräften angetrieben, als ihre Schulerinnerungen sind.

Ganz ähnlich geht es auch, wenn die Schulmeister sich der Dichter bemächtigen. Wie wenig Gehalt des klassischen Altertums aus den im Gymnasium trainierten Autoren in das Leben der Schüler und Lehrer übergeht, ist bekannt genug; wenn die jungen Leute zu ihrem Vergnügen Hebersejungen des Homer oder des Sophokles lesen wollten und nie ein Examen darüber zu machen bräuchten, hätten sie mehr davon. Ich bin, wie ein paar Bücher von mir beweisen, ein aufrichtiger Verehrer Goethes; ich zweifle nicht daran, daß er als Lehrer der Menschheit alle anderen Deutschen übertrug, aber ich sähe an siehsten, wenn in allen unsern Schulen der Name Goethe gar nicht genannt werden dürfte. Wozu auch? Seine Werke sind leicht genug zu finden, wenn man sie braucht, und so lange man sie nicht braucht und begehrt, soll man sie auch nicht eingeklopft bekommen. Hunderttausend Mitbürger kennen

Goethe und andere Klassiker nicht, weil sie sie in der Schule durchgenommen haben. Was man in der Schule gehabt hat, ist oft für's ganze Leben verloren. Das betrachtet man als ein früher nötig gewesenes Bildungsmittel, als etwas für uns überflüssig Gewordenes, das nun der jetzigen Jugend zu gute kommen, vielleicht auch dem "Volke" geröhnt werden mag. Ich jah neulich die beiden deutschen Hebräisten durch; an Hebräern, die über Goethe und Schiller sprechen möchten, fehlt es durchaus nicht, aber ich weiß aus eigener Erfahrung, daß die Vereinsvorsitzende solche Thematia lieber nicht wählen — falls nicht etwa ein Jubiläum sie rechtfertigt —; denn hieres es nicht die Vereinsgenossen beleidigen, wenn man vermutete, sie könnten über solche Dinge, die man schon in der Schule hatte, noch etwas Neues lernen?

Ebenso wie man das Beste von Goethe erst nach mancherlei Lebenserfahrungen, z. B. er in reiferem Alter sich aneignen kann, so sind auch für die meisten ethischen Lehrer die Kinder und Heranwachsenden noch nicht die rechten Schüler. Lassen wir uns doch dadurch nicht täuschen, daß im christlichen Religionsunterricht dieser Fehler der verfrühten Belehrung seit Jahrhunderten gemacht wird! Es hat ja doch dem Christentume nichts genützt; das "Neue Testament" würde im innern Leben sehr vieler Menschen Epoche machen, wenn sie es als Erwachsene zum ersten Male läsen, es gleichsam erst entdeckten. Daß der christliche Religionsunterricht mit dem vierzehnten Jahre abschließt, wo es vielleicht für den Anfang die rechte Zeit wäre, wird doch auch von manchem Pastor lebhaft beklagt. Die ganze Sitt- oder Unsitte der Konfirmation und des vorausgehenden Unterrichts wird heute nur deshalb nicht abgehanft, weil die evangelische Kirche zu irgend einem energischen Schritte die nötige Kraft nicht mehr hat. Ein ganz böser Schaden für die Religion ist es, daß sie von nahezu allen Volksschullehrern gelehrt wird, d. h. auch von sehr vielen, die das, was sie lehren, geradezu für falsch halten oder die doch kein Herzungsverhältnis zur Religion haben. Religion sollte nur lehren, wer zum Religionslehrer geboren ist. Wenn die Kinder das schlechte Verhältnis zwischen Lehrer und Lehrfach auch noch nicht deutlich merken, so werden sie sich doch später darüber klar. Und dann giebt es im Herzen vieler einen Riß und Bruch. Man spreche nur mit Leuten im Volke; viele sagen: man hat uns in der Schule belogen und betrogen. Die Kinder haben wir so gläubig zu unserm Lehrer und unserm Pastor aufgeschaut, und nachher, in der Lehrzeit, war alles nicht wahr. Da ging es in der Welt nach ganz anderen Gesetzen her, als wir sie gelehrt bekamen, und unsere Lehrer haben in der Schule auch geheuchelt. „Jetzt glaube ich garnichts mehr“, sagt Mancher hinu.

Dieser böse Widerreit zwischen der Lehre der Schule und der Praxis des Lebens wäre auch beim Moralunterricht ganz unvermeidlich, und so würde gerade der Morallehrer sehr bald als ein Unwahrhaftiger dastehen und die Morallehre als eine Heuchelei, durch die man vielleicht Kinder hindurchgehen lassen müsse, wie sie auch eine Zeit lang glauben müssen, daß der Storch die Kinder bringt. Oder will man behaupten, daß ein staatlich oder von der Stadt angestellter Lehrer den Kindern in der Schule die volle Wahrheit über die moralischen Zustände der Welt sagen könnte? Schon die Unvollständigkeit, zu der er gezwungen ist, erscheint nachher leicht als Unwahrhaftigkeit; der Durchschnittslehrer aber würde an der Hand seines approbierten Lehrbuches den Kindern geradezu etwas vormachen und ihnen Regeln als heilig hinstellen, die ihr Vater, ihr demnächstiger Lehrmeister, der Herr Bürgermeister, der Kaiser, und der Lehrer selbst in der Praxis nicht heilig halten. Ich glaube gern, daß Herr Dr. Fr. W. Förster und einige andere unserer Führer es sogar als staatlich angestellte Lehrer fertig

brächten, durchaus wahrhaftigen Moralunterricht zu erteilen, aber von solchen Ausnahmefällen darf man nicht ausgehen, wenn man für die Massen eine Einrichtung schaffen will.

Jede hohe Lehre sollten wir nur dann vertreten, wenn uns das Herz dazu treibt, denn wir prostituierten sie, sobald wir sie handwerksmäßig, des Geschäfts wegen verkünden. Viele Naturen kommen leicht in erhöhte Stimmungen hinein, und deshalb dürfen die aufrichtig Frommen öfters von göttlichen Dingen reden, die aufrichtig ethisch Interessierten oft über Fragen der Ethik ipreden. Sobald man aber aus solchem Heden über das Hohe eine Institution für Viele macht, führt es zu einer Erniedrigung des Hohen. Deshalb ist ja das Tischgebet als Sitt- unethisch, denn, indem es tägliche Sitt- für Viele wird, führt es mit Notwendigkeit zu einem häufigen Mißbrauch des Namens Gottes. Deshalb ist das viele Beten von Jesus mit Recht, wenn auch mit dem eigenartigen Mißerfolg, der seinen Worten beschieden war, verboten; deshalb ist der Priester- und Pastorenstand den Seelen der Priester und Pastoren so schädlich, weil von ihnen erwartet wird, daß sie sehr häufig und zu ganz bestimmten Stunden coram publico sich zu den höchsten Gebieten, die auch der wahrhaft Fromme nur in seltenen Stimmungen erreicht, hinaufschwingen sollen, weil sie dazu gelangen, gewohnheitsmäßig zu Gott zu plappern. Solche Entwicklungen sollten wir der Ethik erparieren. So eifrig ich sonst für gute Bezahlung geistiger Arbeit plädiere, so sehr wünsche ich, daß nirgends der Schein entstehe, jemand lehre Ethik, weil er dafür bezahlt werde. Das Volk ist so mißtrauisch in diesem Punkte. Ich habe die Mäßigkeitsfrage immer mit herrlicher Ueberzeugung vertreten, und die meisten Zuhörer haben mir das auch angemerkt, als ich bezahlter Geschäftsführer eines Vereins war. Aber ich habe oft genug auch gemerkt, daß mir das Wort „Rech' Brot ich eh“, daß ich ich jing- innerlich entgegengehalten wurde, und in den Wäutern der Abstinenzfanatiker gab man dieses Mißtrauen auch gebräut von sich. Diese Gefahr besteht also schon, wenn einzelne innerlich Berufene eine Sache vertreten; wie viel mehr, wenn tausend oder gar hunderttausend Lehrer in Frage kommen!

Wir leiden in der Gegenwart an einer argen Ueber- schätzung der Schule, gerade wir Deutschen, die wir mit unseren höheren Schulen den Bildungshunger erlösen, den man doch zu aller weiteren Bildung bedarf. Wir haben es glücklich erreicht, daß gerade die Gebildeten diejenigen sind, die nichts mehr lernen wollen; in manchen Städten sprechen die geistig Reifigen schon mit begründeter Verachtung von den Gebildeten ihres Ortes. Wollten die Schulen doch einmal aufhören, Gebildete zu produzieren, und uns statt dessen Bildungsbegierige geben! Oder war es eine Vorbedingung für Goethes Größe, daß er keine Schule besuchte?

Die Bildungsmittel in den Bereich Aller bringen, ist ein herrliches Ideal; ein Studium der ethischen Frage Jedermann zu ermöglichen, der danach verlangt, ist eine besondere Aufgabe für unsere Gesellschaft und ihre Mitglieber, aber ein zwangsmäßiges Moralpauken in unfreiwillige Schüler hinein, besorgt durch zumweit untaugliche Lehrer, dieses Ziel ist des Schweißes der Edeln nicht wert.

Tollstois „Segen die moderne Kunst“.

Von Käse Stielmacher (Gibing.)

Daß große Männer und Menschen großen Irrtümern unterworfen sind, ist etwas Natürliches. Wäre es nicht um ihrer selbst willen und darum, daß diese Irrtümer von gegängigen Feinden der Größe zu Striden gebracht, von

thörichten Anbetern zu Scheinwahrheiten sanktioniert werden, dürfen sie uns weder beunruhigen noch enttäuschen.

Aber gerade aus dem eben angeführten Gründen muß man wohl seufzen, indem man sie wahrnimmt, und sich betrüben, wenn man sieht, wie einer der größten und tapfersten Weltkämpfer sich wieder einmal gegen Windmühlensflügel empört und uns mit Krachen und Donnern eine Umhüllung vor die Nase schmettert, deren tiefsten Inhalt er nicht zu durchschauen vermochte.

Es ist schade um die Kraft und Gradheit, die hier, wie überall, die mächtige Geisteshand Tolstois führt, weil sie in Blindheit schlägt; schade darum, daß das Verständnis in dieser Kritik mit verständnislosen Voraussetzungen zusammenhängt.

Es finden sich Stellen darin, die, als Einzelnes, unwiderlegbar, leider nur zu selbstverständliche Wahrheiten enthalten:

Wenn Tolstoi sagt, daß „die Fähigkeit, die Uebertragung der wahren Kunstwerke zu empfinden, bei den meisten Menschen unserer Gesellschaft verflümmert oder verhinert worden“ — wenn er darüber klagt, daß „schöne, lebenskräftige, für das Gute begabte Kinder . . . geopfert werden, um . . . Tonleitern zu spielen . . . Solgefäßen zu jagen . . . und leere, sinnlose Phrasen nach den Regeln der Rhetorik niederzuschreiben“ . . . daß „Kinder Konzerte geben und . . . Schulknaben von zehn Jahren die Ausnahmen der lateinischen Grammatik wissen“ . . . und daß diese Kinder „dabei ihre geistigen und physischen Kräfte verlieren und unfähig werden zu dem, was den Menschen nützlich ist“ . . . Wenn er sagt, daß der „Unterricht in den Kunstschulen, anstatt die wahre Kunst zu verbreiten, im Gegenteil (ich möchte hinzufügen: oft) dazu beiträgt, die Nachahmungen der Kunst zu verbreiten“ — wenn er eine unfähige Kritik tadelt, wenn er der Wissenschaft vorschreibt, daß ihr eigentlich wichtiges Ziel nicht darin bestehen sollte, zu lernen was zufällig interessant ist . . . sondern zu lernen, in welchem Sinne das menschliche Leben geleitet werden kann“ — wer wollte darin widersprechen? wer hat davon nicht längst gehört, oder es im eigenen Sinn erwogen?

Aber was kann, wenn wir — wie Tolstoi sagt — wirklich „so weit gekommen sind, daß wir es für Wissenschaft halten, wenn ein Mensch in einem Laboratorium eine Flüssigkeit von einem Glase in ein anderes gießt . . . oder eine Reihe dumpfer, klöder Phrasen über die Gemeinplätze der Philosophie, der Geschichte, der Rechtslehre, der Volkswirtschaft auf dem Katheder herleierte“ . . . was, wenn wir wirklich soweit gekommen sind, kann die wirkliche Wissenschaft dafür, daß eine Menge von Thoren ihre Neugierlichkeiten und Ansprüche für Kerne und Wahrheiten hält? — Was hat die ursprüngliche Kritik damit zu thun, daß unfähige Leute anderen unfähigen Leuten ihre angelegerte Meinung aufbürden? — Kann man die Regeln der Rhetorik an sich, die lateinische Grammatik, die Tonleitern — oder ihre Erfinder — dafür verantwortlich machen, daß einige unvernünftige Eltern ihre Kinder damit zu Grunde richten? — Und was hat damit, daß in der That eine Art Unkunst — wenn man so sagen darf — den künstlerischen Gehirnhack unter einem großen Teil des Publikums verborben hat, daß zu schaffen, was in der That — Kunst ist?

Es ist überall in diesen Vorwürfen — man erlaube mir, es trivial auszudrücken — das Kind mit dem Bade ausgeschüttet.

Und es entzieht ein fortlaufender Widerspruch dadurch, daß „Kunst“ genannt wird, was der Verfasser eigentlich für Ansartungen von Kunst hält.

Hätte das Buch einen derartigen Titel erhalten,

würden viele Ausführungen darin vortrefflich passen. Leider aber werden — mehr als durch einen äußeren — auch die besten fast überall aufgehoben durch jenen innerlichen Irrtum, der durch den Mangel an vertieftem Eingedrungensein des Meisters Tolstois selbst entsteht.

Dieser Mangel bereitet uns die seltsamsten und unliebsamsten Uebersetzungen.

Graf Tolstoi ist ein sehr großer und darum ein — bescheidener Mensch. So bescheiden, daß er in vollkommener Ueberzeugung seine eigenen Werke unter die Erzeugnisse einer „schlechten Kunst“ zählt. So bescheiden, daß er selbst sagt: „Aus der Thatfache, daß ich, an eine gewisse, eigentümliche Kunst gewöhnt, außer Stande bin, eine andere zu begreifen, aus dieser Thatfache darf ich noch lange nicht schließen, daß eine dieser beiden Künste, die ich bewundere, die einzig wahre ist, und daß die, die ich nicht begreife, eine falsche ist.“

So sagt er. Und trotzdem — es reimt sich schlecht, es reimt sich garnicht — trotzdem hält er sich für fähig, ein abschließendes Urteil in diesem Thema zu fällen; trotzdem verurteilt er in Baufisch und Bogen, mit dem großen Haufen des Minderwertigen oder Verzerzten auch jene tiefsten, reifsten, wundervollsten Erzeugnisse der nicht nur sogenannten, sondern wirklichen modernen Kunst, welche ihm durchaus nicht begreiflich geworden sind.

Die Aufzählung der wenigen Ausnahmen — wie die Werke Hugos, Dickens, Dostojewskis — die zulässig sein sollen, verschlimmert auf der einen Seite die Sache nur, weil sie das Mißverstehen der anderen, neueren, ebenso großen oder größeren, noch trasser hervorhebt; und hat auf der anderen wenig zu bedeuten, weil sie, einem ganz subjektiven Urteil entspringend, den Uebereinstimmenden wie den Gegner vergeblich nach den Beweisen fragen läßt.

Es ist sehr merkwürdig, die Nebeneinanderstellung der Künstlernamen in dieser Kritik „gegen die moderne Kunst“ wahrzunehmen. Es steht da Etud ganz ohne Rangordnung zwischen Pödin und Klinger, — Liszt, die ein völlig Gleichgültiger, neben Brahms, Beethoven — Maeterlinck, Verlaines, Faublaire und wie die mancherlei Namen heißen, ohne jegliches inneres Trennungszichen neben Zola oder Ibsen.

Man könnte ebensogut von Eichen, Buchen und — Jasminbüscheln als von: Bäumen sprechen.

Ich möchte ungern von den vielerlei bitteren Uebertreibungen in dem Buche sagen. Aber im bitteren Ernst möchte man den Tadel zumeilen bitten, selbst nachzuschauen, wo — etwa in dem Werke des großen Norwegers! — die „Worbjensen“ . . . die „Phasen des Todeskampfes, die man auf dem Theater nur noch sieht“, wo — etwa im „Deutschen Requiem“ oder in Richard Strauß' „Die Meistersinger“ steht, den „die ganze moderne Kunst macht“

Fragen möchte man nach dem Warum und der Beweisraft bei den Behauptungen.

Warum sollte die „zweite Eigenschaft der wirklichen Kunst“, nämlich die, „alle Menschen in einem und demselben Gefühl zu vereinigen“ — Beethovens neuer Symphonie weniger innewohnen, als einem jener ausgewählten Stücke von Haydn, Weber? — Es müßte interessant sein, in der Berliner Philharmonie oder im Leipziger Gewandhaus mit für „alle Welt“ ausgegebenen Billets die Probe zu machen; zu beobachten, wobei der Ausdruck des Selbstvergessens, der Hingabe an eine überwältigende Größe — worin doch allein jenes Alle einigende Gefühl bestehen könnte! — auf schlachten und komplizierten Gesichtern einleitlicher wäre. Wenn es sich nicht gleich bleibt — sollte nicht Beethoven den Sieg gewinnen?

Sollte Leo Tolstoi es nie erlebt haben — bei vollendeter Ausführung! Darum nannte ich jene mir zu dieser Möglichkeit vorliegenden Institute — eine kompliziertere Kunst dieselbe Wirkung erzielen zu sehen, wie die schlichteste?

Sollte er andererseits nie davon gehört haben, daß der Warjaschische Melobienchag einem gewissen Teil des Publikums einst ebenso kompliziert erschien, wie heute einem ähnlichen das Brahms'sche Harmoniegefüge? Und sollte er — auch bei tiefstem Ueberlegen — einen höheren Sinn darin erblicken, die Kunst zu einer gewissen Kindlichkeit zurückzubilden, als darin, die Unreife der Weltfinder zum Verständnis einer ausgebildeteren Kunst vorwärts zu führen?

Wer beweist im übrigen, daß die Lobgesänge der Reden, welche Tolstoi unter die „gute, weil dem ganzen Volke zugängliche Kunst“ zählt, wirklich einst vom ganzen Volke der Änder verstanden wurden? oder daß ihre Uebersetzungen unseren „Wauern“ begreiflicher wären, als Klopstock'sche Oden oder der Faustmonolog?

„So lag dies All im Anflug tief verborgen;

Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hölle,

Wuchs und erkand erst seiner eignen Wärme“ . . .

Dürfte man nicht annehmen, daß „das Eine“ und die „dürrer Hölle“ einem heutigen ungebildeten Denkfähigen genau soviel Schwierigkeiten bereiten, wie einstmal einem solchen, dem sie im Sanzkrit vermittelt wurden? — Und — wenn es wirklich wahr ist, daß „die Geschichte von Joseph, Jacobs Sohn“ (abgegeben davon, daß diese auch in engeren Kreisen Geschmacksache bleibt!) „einen Einzelnen rührt“ — wer sagt, daß denselben oder einen anderen Einzelnen nicht ebensogut eine Erzählung von Leo Tolstoi eigener — oder seiner Kollegen — „schlechter Kunst“ „rühren“ würde?

Man möchte vieles sagen und vieles fragen. Aber mitten in der lebhaftesten Anteilnahme wird man von einem Gefühl der Nutzlosigkeit aller Argumente übermannt diesen Ausführenden gegenüber, die fast nirgends den Kernpunkt treffen.

Es ist betrübend zu sehen, wie dieser mächtige Mensch und sichere Erdwärmflügel sich hilflos müht, mit seinem Allzumenschlichen und seinen Erdenbeschuh ein Gebiet zu beherrschen, in dem es die Schwungkraft von Fingeln braucht. Hohnlächelnd hat die Natur auch hier ihre tiefsten Mängel neben die hochherrlichen Vorzüge gelegt. Der Mann mit der rurschajten Nachempfindungskraft, der unerlöschlichen Gehirnsfähigkeit trägt schwer an dem, was er entbehrt. Es ist ein tragisches Geschick, daß er, der mit schmerzlichem Fanatismus immer wieder die religiösen Gefühle als Inhalt der Kunst verlangt, der den Pessimismus haßt und mit beinahe qualvoller Innigkeit die frohen Botschaften der Schrift, die Wahrheiten der „Vereinigung, Verbrüderung, der Gleichheit und Liebe“ für die ganze Menschheit und für die Menschheit in der Kunst verlangt — es ist ein tragisches Geschick, daß derselbe Mann nicht fähig ist zu fühlen, wie in jenen mißverständlichen Werken der wirklichen modernen Kunst eines Böden, eines Böcklin, Klinger, Brahms und mancher anderen Großen jener Sauch des Gottgeföhls, des intigen Verbundenseins mit aller Menschheit und aller Ewigkeit, den er in strenge Formen schmieden möchte, und wie in ihnen die Erlösungsbahnung jener hohen Freude weht, die er — als die Veredlerin der vielgeschmähten Menschenleidenchaften — nicht kennt, die ihm und allen seinen Werken — ein schmerzlich tiefer Mangel — fehlt.

Politik und Religion.

Von J. Friedhelm, Major a. D. (Erfurt).

Nächt man die in Deutschland vorhandenen großen politischen Gruppen an sich vorüberziehen, so ergibt sich das merkwürdige Schauspiel, daß bei einem Teile derselben die Verbindung einer bestimmten politischen Richtung mit einer entsprechenden religiösen vorhanden ist und für fast selbstverständlich gehalten wird, während andererseits wieder ein gleiches religiöses Bekenntnis Leute von entgegengesetzten politischen Grundfassen umschließt und zusammenhält. Das politische und religiöse Leben manifestiert demnach in seinem Verlaufe ebensowohl eine gewisse Parallelität, wie auch anscheinend vollkommene Beziehungslosigkeit. Auf der politischen Bühne Deutschlands ist es ein sich häufig wiederholendes Ereignis, daß die konservativen Parteien sich gelegentlich auf den kirchlich und religiös-orthodoxen Standpunkt stellen, während der Liberalismus sich auch zu liberalerer religiöser Auffassung bekennt, der politische und soziale Radikalismus aber entweder von einer Vermengung des Politischen und Religiösen nichts wissen will, oder überhaupt sich gegen Religion und Kirche verneinend verhält. Das trifft zu für etwa drei Viertel der Volksvertretung des Reichs; das übrig bleibende letzte Viertel — das Zentrum — tritt, obwohl aus Männern von politisch oft weit auseinandergehenden Meinungen bestehend, auf Grund gemeinsamen kirchlichen Bekenntnisses in der politischen Arena doch zu meist als eine fest geschlossene Masse auf. Diese Gestaltungen des praktischen Lebens führen uns demnach scheinbar zu Widersprüchen, welche uns eine Entscheidung der Frage, ob denn ein notwendiger Zusammenhang zwischen politischen und religiösen Anschauungen bestehe, nicht gerade erleichtern. Etwas Licht fällt aber schon auf den Gegenstand, wenn wir uns bei dieser Gelegenheit die Wesensverschiedenheit von Protestantismus und Katholizismus vor Augen halten.

Der Katholizismus, nach seiner kirchengeschichtlichen Entwicklung betrachtet, hat sich keineswegs mit der Feststellung von Glaubensfassen begnügt, und sein Monopol ausschließlich hierauf beschränkt, sondern auch die unbedingte Verbindlichkeit der kirchlichen Satzungen für alle Christen ausgesprochen und jederzeit festgehalten. Wenn man nun bedenkt, daß das Christentum auch eine Weltanschauung in sich schließt, daß die katholische Kirche diese immer enger begrenzte und gerade auf Innehaltung dieser Grenzen den größten Wert legte, daß sie diese Innehaltung selbst durch Gewaltmittel zu erzwingen sich nicht scheute hat da, wo sie die Macht hierzu besaß, so ist wohl erklärlich, welchen jedem anderen weit überlegenen Einfluß auf die Masse der Menschen der Katholizismus erlangen mußte. Bei der Geneigtheit, das religiöse Gefühl in dem Glauben an höhere, über allen irdischen stehende Mächte auszulassen zu lassen, mußte derjenige, der als alleiniger Vermittler diesen Mächten gegenüber angehen sein wollte und auch angehen ward, notwendiger Weise einen Grad von Autorität erlangen, wie sie sonst nicht vorkam; hierzu tritt noch, daß von dieser Autorität auch noch die moralischen Vorschriften als ebenfalls von der höchsten Macht gegeben verstanden wurden, daß also der weltlichen Autorität auch auf diesem für das praktische Verhalten der Menschen so wichtigem Gebiete nur die Rolle des Wächters und Vollziehers der von der geistlichen Gewalt aufgestellten Grundfasse zufiel. Ist es dann zu verwundern, wenn die geistliche Macht, die sich im Katholizismus, in der katholischen Kirche darstellt, nicht allein als oberste irdische Macht angehen ward, sondern sich auch selbst anmaßte? Die Repräsentanten des Katholizismus hätten keine Menschen sein müssen, wenn sie das in nächster Nähe liegende Szepter nicht ergriffen hätten, mit dem so leicht

die Menschheit zu leiten war. Das hat der Katholizismus nun jeit alterseher gethan, und er thut es heute wie ehemals, da auch heute noch die Macht dieses Szepters von einem nicht unbeträchtlichen Teile der Christen als berechtigt anerkannt wird. Die katholische Kirche sieht also bis auf die Gegenwart in den Augen ihrer Befenner über jeder anderen Gewalt, den Staat nicht ausgenommen, ihre Forderungen sind wichtiger als die staatlichen, wie sie auch lauten mögen, der Staat erhält gewissermaßen erst sein Existenzrecht durch die Kirche, kurz, vor dem Staate kommt jederzeit die Kirche. Auf diesen Verhältnissen beruht nun ganz allein die Haltung der politischen Partei des Zentrums. Ein überwiegendes Interesse, das katholisch-religiöse, eint seine Mitglieder, ihm gegenüber verschwinden die anderen Interessen, wägen sie sein, welche sie wollen, ihm gegenüber giebt es kein Abweichen oder verschiedene Meinungen, während die rein politischen Angelegenheiten, je nach dem Lebenskreise der Einzelnen, sehr wohl recht verschieden angehen und beurteilt werden können; daher allein die Möglichkeit des Zusammengehens von Leuten, welche verschiedene Anschaunngen über staatliche Dinge huldigen.

Der Protestantismus nun vermag seiner Natur nach eine gleiche Macht nicht auszuüben. Entstanden in der Anschauung gegen das starre katholische Autoritätsprinzip, hat er seinen Befennern zu einer gewissen religiösen Freiheit verholfen; die Kirche mußte sich überdies von Anfang an schwebelbütig dem Staate anschließen, was dazu führte, daß das Staatsoberhaupt auch die sichtbare Spitze der Kirche ward, während die eigentliche Leitung der kirchlichen Angelegenheiten von Kollegen ausgeht, deren Mitglieder durch das Staatsoberhaupt ernannt werden. So ist hier ein Ineinanderliegen von Staat und Kirche erkennbar; wem der Vorrang gebührt, ist keineswegs entschieden; das Jünglein der Waage hat sogar die Tendenz, sich nach der Seite des Staates zu neigen, umso mehr, als auch die Dogmen vor einer freien Auslegung nicht gesichert sind, hiermit also der religiösen Meinungsverschiedenheit Spielraum gefaltet ist; die so häufig gebrauchte Bezeichnung „Thron und Altar“ stammt von protestantischer Seite, der Katholicismus würde sie in „Altar und Thron“ umstellen.

Wenn nun einerseits der Protestantismus dem religiösen Individualismus Geltung zuteil werden läßt, so muß anerkannt werden, daß andererseits der moderne Staat auch dem politischen Individualismus gegenüber alle erdenkbare Rücksicht öbt. Auf kirchlichem wie politischem Gebiete finden wir nicht nur Duldung verschiedener Meinung innerhalb gewisser Grenzen, sondern auch das Bestreben, die auseinandergehenden Tendenzen zu jammeln und nach einem Ziele zu richten, nämlich hier das Wohl der politischen Gesellschaft, dort die Erhaltung der Religion. Zwei Autoritäten auf verschiedenen Gebieten des Lebens bestehen also nebeneinander, deren jede das Individuum auf festgelegte Grundsätze nur bedingt verpflichtet, innerhalb gewisser Grenzen ihm vielmehr freie Bewegung gewährt, und wenn von der Spitze des Staates gelegentlich auf die Zusammengehörigkeit von Thron und Altar verwiesen wird, so ist damit nur der Wunsch ausgedrückt, die Staatsbürger möchten in ihrer Bewinung beiden Autoritäten gleichermäßen sich zu unterthan befennen, ohne daß sie irgendwie einer bestimmten politischen oder religiösen Meinung anzuhängen hätten.*) Einem Leben ist also hierbei die Wahl gelassen, wie er sich auf den beiden Gebieten nach seiner Ueberzeugung einzurichten gedenkt; die Not-

wendigkeit, daß politischer Konservatismus mit religiöser Orthodogie, oder politischer Liberalismus mit freier religiöser Richtung Hand in Hand gehe, wird weder gedacht, noch ausgesprochen; es soll nur der ganz allgemeine Satz Ausdruck finden, daß das historisch überkommene Zusammenbestehen von Staatregierung und Kirche ein beide förderndes, insbesondere aber dem Staate zu gute kommendes Verhältnis ist. So ungefähr ist die Sachlage in Ländern mit vorwiegend protestantischer oder doch gemischter Bevölkerung; eine indirekte sachliche Verknüpfung der staatlichen und religiösen Ziele ist also nicht vorhanden, es sei denn, daß man sie auf sittlichem Gebiete erblicken wollte, auf dem sich anscheinend allerdings nahe Verknüpfungspunkte finden. Obwohl es nie zweifelhaft gewesen ist, daß der Staat seine Zwecke nur mit sittlich gebildeten Bürgern zu erreichen imstande ist, so hat er die professionelle Erziehung zur Sittlichkeit doch bisher in der Hauptsache der Kirche überlassen, und erst in der Neuzeit, nachdem die Erfahrung gelehrt, daß die Kirchen nicht fähig sind, den Verjuchungen des Lebens gegenüber das Volk mit wirklich haltbaren moralischen Grundfäden anzujütten, jezt erheben sich Stimmen, welche die sittliche Erziehung der Schule zuweisen raten, der Schule, welche der moderne Staat wenigstens bei uns als seine eigne Veranstellung ansieht. Sollten sich diese Bestrebungen verwirklichen, so wäre dann allerdings der einzige Strang, an dem Staat und Kirche bisher gemeinschaftlich gezogen haben, zerstimmt und die Kirche auf Darbietung des rein Religiösen beschränkt.

Alles dies ist eine Sache zukünftiger Entwicklung; hier erübrigt nur noch eine Erklärung, weshalb in praxi Konservatismus und Orthodogie, Liberalismus und liberales Protestantentum so häufig zusammen zu finden sind. Sie ist nicht überaus schwer.

Die geistige Beschaffenheit, wie sie schließlich durch Veranlagung und Erziehung bestimmt worden ist, pflegt ein den ganzen Menschen Beherrschendes zu sein; hat er Neigungen, Grundfänge, Anschauungen, so führen dieselben bei dem fertigen Menschen sein unsicheres Dajein mehr, so daß sie etwa bei dieser Gelegenheit bemerkbar, bei jener wieder latent sein könnten, sondern sie regeln im allgemeinen das Gesamtverhalten. Man wird sich deshalb nicht zu verwundern brauchen, wenn man sieht, daß ein Mann, in dessen Ueberzeugung die Erstpriorität erhaltender Prinzipien Eingang gefunden, diese Grundfänge sowohl auf staatlichem wie religiösem Gebiete gelten läßt; ebenso umgekehrt, daß, wer das Heil in Entwicklung und Fortschritt sieht, leicht miträuisch auf das blidt, was in der Zukunft der Erscheinungen unverändertes Bestehen beansprucht. Der innerlich konservative wird seiner Natur nach gern überall konservativ, der innerlich liberale ebenso gern überall liberal sein; am meisten wird jeder von ihnen seine Grundrichtung beständigen wollen da, wo Ueberzeugungen mitprechen. Politik und Religion sind aber in hervorragendem Maße Dinge der Ueberzeugung; deshalb ist die Annahme gestattet, daß für gewöhnlich eine konservative oder liberale Grundkraft in diesen Gebieten nicht entgegengekehrt, sondern parallele Wege zurücklegen wird, ganz abgesehen von den nicht seltenen Fällen, wo Rücksichten auf das praktische Leben für ein ähnliches Verhalten bestimmend einwirken, sei es nun betrefis der einzelnen Person oder bei Wahregeln, welche die Allgemeinheit betreffen. Die Beharrlichkeit der Menschennatur bringt dies im allgemeinen zu Wege, die erklärten Erscheinungen beruhen demnach auf subjektiver, nicht objektiver Notwendigkeit, welche letztere bestimmte sachliche Gründe zur Voraussetzung haben müßte. Es handelt sich hier also lediglich um die Verjüngung eines formalen psychischen Prinzips, nämlich der Erhaltung

*) Hier geht der Optimismus des Herrn Bräuer wohl zu weit. Wenn sich die Kirchenpolitik unserer Staatsregierung und die politische Aktion der Kirchen nur mit platonischen Wünschen jütieren gäbe, wäre wenig Anlaß zur Unzufriedenheit. D. Red.

Streiflichter.

oder des Fortschritts; wer im Stande ist, das Formale vom Sachlichen zu trennen, kommt freilich eher zum Bewußtsein der wirklichen objektiven Bedeutung der Dinge, und vermag in dem einen Falle konservativ, im anderen liberal zu sein.

Die Politik als solche bezieht sich nur mit der realen Welt, alles aber, was dieser angehört, ist Gegenstand der Erkenntnis. Die politischen Probleme werden also endgiltig auch nur auf dem Wege der Erkenntnis gelöst, und wenn demungeachtet in unseren politischen Versammlungen so überaus häufig bloße Ueberzeugung, mit anderen Worten ein Glaube an die Richtigkeit anderweitig vernommener Meinungen oder oft gebrauchter politischer Schlagworte sich vordrängt, so wird hierdurch eben nur die Unsicherheit der eigenen Erkenntnis bezeugt; in Wirklichkeit läßt sich die Güte einer Ueberzeugung nur daran erweisen, daß sie auf einer klaren Erkenntnis der Dinge beruht.

Die Wirklichkeit ist Prüfstein der Theorie — dieser Satz gilt in ganz hervorragendem Maße von der politischen Theorie, so sehr, daß es geradezu überflüssig erscheint, seine Richtigkeit noch durch Beweise oder Beispiele zu demonstrieren; wie wäre er überhaupt möglich und verständlich, wenn die politischen Theorien sich auf etwas anderes beziehen könnten, als auf Dinge der realen Welt?

Also die Ueberzeugungen, welche bei politischen Erörterungen sich oft ebenso schroff gegenüberstellen wie die religiösen, werden im Gebiete der Politik anerkannt oder verworfen lediglich durch die Wirklichkeit, d. h. durch den Ablauf der Ereignisse, wie sie durch Annahme dieser oder jener politischen Maßnahmen hervorgerufen werden; war dieser Ablauf ein zweideutiger, heilsamer, oder aber unzumutbar, unheilvoll, so liegt die Veranlassung hierzu bei näherem Zusehen nur darin, daß dem Gewinner eine vollkommene, dem Verlierer eine unvollkommene Erkenntnis der obwaltenden realen Verhältnisse zur Seite gestanden hat. Als Grundlage solcher vollkommenen Erkenntnis hat für die politischen Dinge die geschichtliche Betrachtung zu gelten, und hiermit stimmt die Thatfache, daß große Politiker wohl ohne Ausnahme Meister in der geistigen Beherrschung der geschichtlichen Vorgänge gewesen sind. Was ist denn die Geschichte anderes, als die in der Zeit verlaufende immanente Notwendigkeit der menschlichen Dinge, und was sind große, der Geschichte angehörende Menschen anderes, als diejenigen, welche diese Notwendigkeit klar begriffen und in sich den Willen wie das Vermögen besaßen, derselben einen adäquaten Ausdruck zu verschaffen?

Objektive Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge, wie sie die Geschichtswissenschaft erstrebt, neben objektiver Schätzung der gegenwärtigen Verhältnisse, das sind die Grundpfeiler, auf denen jede ausrichtsvolle politische Betätigung stehen muß, und das pündliche Organ, welches hierbei in Frage kommt, ist kein anderes, als der menschliche Verstand.

Nun entbehren allerdings auch die religiösen Lehren und Vorstellungen, z. B. des Christentums, nicht des geschichtlichen Hintergrundes, und sie würden erdlich an Heiz verlieren, gewissermaßen als Gerippe ohne Fleisch erscheinen, würde man sie einfach aus ihrer Geschichte auflösen; immerhin aber muß zugegeben werden, daß hier das Geschichtliche nicht den Hauptinhalt der Religion enthält, daß dieser für sich besteht und auf einem ganz anderen Gebiete liegt, als dem geschichtlichen, während die politischen Gedanken aus der Geschichte selbst zu entnehmen sind und die Geschichte an sich schon als politische Fundgrube beachtet werden muß.

(Schluß folgt.)

Verbrecherische Anwesenheit. Unwissenheit gilt im allgemeinen als ein, meist nicht einmal selbstverschuldetes, Unglück. Wesen Gottesgaben ihrer ganzen Anlage nach nicht ausreichen, dem Bewußtsein ein klares Bild der Wirklichkeit vorzustellen, der ist ebenso zu bemitleiden, wie ein sonst geistig normaler Mensch, der durch systematische Täuschung, durch fortgesetzte Beeinflussung nach einer bestimmten Richtung hin in schwere Irrthümer hineingedrängt wird. Mögen nun auch jene Leute, die eine solche Beeinflussung ausüben, vielfach selbst betrogene Betrüger sein und in subjektiv gutem Glauben notorische Unwahrheiten, die sie selbst für Wahrheit halten, weitergeben, so giebt es doch einen Punkt, wo der Schutz der zugehenden bona fides ihnen nicht mehr zugebilligt werden kann.

Es giebt selbst im Strafgesetzbuch Bestimmungen, die denjenigen kriminell verantwortlich machen, der eine gewisse Sorgfalt und Genauigkeit, zu der er amtlich verpflichtet war, oder die der Lage der Sache nach von ihm vorausgesetzt werden durfte, gröblich verläßt oder auch nur fahrlässig außer Acht läßt. In viel höherem Maße und mit noch viel schwereren, wenn auch nicht juridischen Strafen wird Leichtgläubigkeit, Fahrlässigkeit im Urtheil, Ungenauigkeit der Beobachtung u. a. in der Welt der Wissenschaft geahndet. Es steht darauf, gleichviel ob nur culpa oder gar dolus vorliegt, unbarmerzig Verlust der wissenschaftlichen Reputation, zumeist auf Lebenszeit. Das mag hart sein; aber der Wert des gegen solche Attentate zu schützenden Gutes, der Wahrheit, rechtfertigt die Strenge. Ja, sie sollte sogar im Interesse Aller noch weiter ausgedehnt werden; nicht nur die Forscher und Lehrer der Wahrheit von Universitätsstadien und Schulstufen aus sollten dieser strengen Beurteilung unterliegen, sondern vor allem auch die Verbreiter der Wahrheit, die von den Reaktionsstufen aus das Denken und Empfinden vieler Tausender fast souverän beherrschen. Häufig hört man die bittere Klage, gerade von seiten solcher Tageschriftsteller, die ihren Beruf als ernste ethische Aufgabe auffassen, daß in demselben Maße, wie von der kritischen Menge der Journalist gläubig als Autorität verehrt wird, er in gleichem Maße von den gelehrten Kreisen der echten Wissenschaft misachtet, nicht als voll und über die Regel angehen wird. Das ist solange kein Wunder, als nicht jene strenge Gewissenhaftigkeit, die den Forscher bei jedem wohlernögtem Urtheil leitet, auch zum Allgemeinverstand an Zeitungen und Zeitchriften thätigen Schriftsteller geworden ist. Wenn erst auch in Journalistikkreisen die Verbreitung einer falschen Nachricht, das Aussprechen eines augenscheinlich irrigen oder gar tendenziös gefärbten Urtheils, die Verbreitung von Thatfachen zc. den Verlust der journalistischen Reputation nach sich ziehen wird, dann wird jene bisher leider oft nicht unberechtigte Zurücksetzung schwinden.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt und das fast ungläubige Urtheil, das ein Berliner Blatt seinen Berliner Lesern soeben in aller Harmlosigkeit vorsetzt, die „Germania“, ein sonst in den letzten Jahren mit anerkannterwerter Vorsicht redigirtes katholisches Organ, lenkt sich bei einer ipsitischen Bepredung der „Gronthaten“ des eben verstorbenen Staatsmannes Crispi in aller Ruhe folgenden Satz:

Am 9. Juni 1887 fand die dritte Großthat statt in der Errichtung des Denkmals des Giordano Bruno, jenes von der Welt allgemein verurtheilten Schwabts des 16. Jahrhunderts, welcher um seiner Unmoral willen verbrannt wurde.“

Die Flüchtigkeitsschleher, die in dem Datum der Denkmalenthüllung (1889, nicht 1887) und der Versekung Brunos ins 15. (statt 16.) Jahrhundert begangen sind, wollen wir nicht hoch annehmen. Aber, daß Giordano

Bruno mit dem Ehrentitel eines „von der Welt allgemein verurteilten Scheusalts, welches um seiner Unmoral willen verbrannt wurde“, belegt wird, das ist denn doch eine Geschichtsfälschung, die über die Grenze entschuldbarer Unwissenheit weit hinausgeht.

Es mag katholisch approbierte Lehre sein, unter der „Welt“, deren Urteil überhaupt in Betracht kommen darf, nur die katholische, genauer die dem Papst und dem Klerus blind ergebene Menge zu verstehen. Aber daß jenes „Scheusal“ nicht wegen „Unmoral“, sondern wegen Kezerei zu Ehren Gottes verbrannt wurde, das sollte doch sogar ein Redakteur der Germania wissen. Aus Anlaß des dreihundertjährigen Gedenktages jener Verbrennung sind vor kurzem eine große Anzahl von Schriften über Bruno veröffentlicht worden, und zwar keineswegs nur von „kezerischer“ Seite. Die Alten des Inquisitionsprozesses sind längst bekannt; die acht „Arctrephen“, die Bruno auch angeht eines qualvollen Todes nicht widerrufen wollte, lauteten nach dem Bericht des Kardinals Bellarmin:

„Er glaube nicht: 1. an das Heiligwerden des Wortes“, 2. an die unsterbliche Unvergänglichkeit der Seele, 3. an die Verewandlung des Brotes und Weines in Fleisch und Blut beim Abendmahl, 4. und 5. an die Dreieinigkeit und den heiligen Geist, 6. an die buchstäbliche Wahrheit der heiligen Schrift. 7. Er verwerle die Anbetung der Heiligen. 8. Er lehre die Bewegung der Erde und einer Weltkugel benachter Weltkörper.“

Freilich, die Zitierung der letzten „Kezerei“ hätte manchen Leser der Germania stußig machen können — und so schreibt man lieber „Unmoral“. Tote können sich ja nicht wehren.

Ob nicht unter Anwendung der „gewöhnlichen in seinem Verus erforderlichen Vorsicht“ der Autor jenes Satzes seine große Geschichtsfälschung, alias Brunnenvergiftung, hätte vermeiden können? Ob es nötig war, die Gelegenheit herbeizuziehen, um dem von vielen Volksgenossen aufrichtig, wenn auch nicht blind, verehrten Leiter diesen geschmacklosen Ekelnamen anzuhängen? Muß denn die unglückselige konfessionelle Klüft, die unser Volk trennt, immer wieder erweitert werden? *

Wertschätzung der geistigen Arbeit.

Wer nach längerem Aufenthalte im Auslande nach Deutschland zurückkehrt, dem drängt sich zumeist bald eine Beobachtung über Verbreitung und Wert der sog. höheren Bildung bei uns auf, die an sich nichts Fremdbendes hat. Es ist eine unvermeidliche und schließlich auch ziemlich unbedenkliche Begleitererscheinung der größeren Verbreitung einer mittleren Bildung, daß geistige Arbeit keinen Seltenheitswert mehr besitzt, sondern in Hinblick auf das starke Angebot ziemlich schlecht bezahlt wird. Hervorragen manuelle und technische Geschäftigkeit — gar nicht zu reden von der praktischen Geschäftstüchtigkeit des Handelslandes, die ja z. T. auch in die Sphäre geistiger Arbeit fällt — vermag es hinsichtlich der Entlohnung in Deutschland sehr wohl mit geistiger Arbeit auszuweichen. Man hat — gewiß hier und da übertreibend, aber doch auch nicht ohne alle Berechtigung — von der Züchtung eines geistigen Proletariats durch das Einjährig-Zugangs- und Abkürzertenezamen gesprochen; und daß hier Mißstände bedenklicher Art in unserem ganzen Bildungswesen vorliegen, ist an dieser Stelle oft genug anerkannt worden.

Nicht davon aber soll hier die Rede sein, sondern von einer Geringschätzung des Wertes geistiger Arbeit, die ganz andere Quellen hat, als jene durch Ueberproduktion hervorgerufene. Ist diese zumeist in der finanziellen Dotierung der bürgerlichen Berufe, die das Universitätsstudium zur Vorbedingung haben, gegenüber den Ausgaben des Staates für militärische und Repräsentationszwecke ersichtlich, so zeigt sich die bescheidene Latierung

der geistigen Arbeit hier in der recht mäßigen Entlohnung, die von Arbeiterorganisationen selbst für ihre Beamten und Leiter ausgeworfen zu werden pflegt. Es ist dies eine von den Beteiligten in vertrautem Kreise oft zu hörende Klage, die sich aus begrifflichen Gründen selten an die Öffentlichkeit wagt. Die heute in den Kreisen mittelbarer Staatsbeamten ohne große Scheu mehr betriebene Agitation für die Förderung der eigenen Interessen und das Verlangen nach Gehaltserhöhung aus dem scheinbar unerschöpflichen Staatsfädel hat in den Reihen der geistigen Arbeiter, die ihre Bestallung nicht der Behörde, sondern Arbeiterausschüssen, Genossenschaften u. dgl. verdanken, noch keine Nachfolge gefunden. Man meidet auch dort nur den bösen Schein, als wolle man Opfer der Allgemeinheit in die eigene Tasche leiten.

So sehr eine solche Zurückhaltung nun aus ethischen Gründen auch zu billigen ist, so fragt es sich doch, ob nicht dadurch einem entschuldbaren Vorurteil der Arbeiter da, wo sie als Arbeitgeber auftreten, Vorschub geleistet wird. Der Mann der schwierigen Faust hat oft doch keine rechte Vorstellung von der Arbeitsleistung auf geistigem Gebiet, die sich jaht unsichtbar, scheinbar mühselos und oft in kurzer Zeit zu vollziehen scheint.

Mag sich auch allmählich eine Wandlung darin vollziehen, so zeigen doch die stets an den Parteitagungen der größten Arbeiterorganisation wiederkehrenden Debatten über Reaktionsgehälter u. dgl., daß noch viel an der richtigen Würdigung dieser Seite des Gemeinschaftslebens fehlt. Es ist darum verdienen, wenn ein früherer Redakteur des Vorwärts, Herr Poersch, neuerdings in der „Sozialen Praxis“ diese Sache einmal zur Sprache bringt. Er schreibt u. a.

„Wodurch ist diese ungenügende Bezahlung erklärlich? Sie ist vor allem zu suchen in der erböhten Untererschätzung der geistigen Arbeit, wie sie leider der Durchschnittsarbeiter besitzt. Die Masse unterschätzt nicht nur die geistige Arbeit ihrer Führer, sondern auch die ihrer Kollegen. Man kränke sich in der Annahme, daß die physische Tätigkeit der Arbeitermassen in der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung das eigentlich Ausschlaggebende ist, die geistige Arbeit dagegen etwas Neben-sächlichendes wäre. Es ist nicht zu verkennen, daß zu dieser Erziehung namentlich auch die vielfeicht falsch verstandene materialistische Gesichtsauffassung beigetragen hat. Jahre hindurch haben untergeordnete Agitatoren den Massen gepredigt, daß die Person bei der Kulturermittlung der menschlichen Gesellschaft gar keine Rolle spielt, sondern daß alle Fortschritte in den jeweiligen materiellen Verhältnissen zu suchen wären. Diese Lehren mußten natürlich bei den Massen zur Degradierung der geistigen Arbeit führen, und es ist eine Ironie der Geschichte, daß die Arbeiterdamen diese Lehren an eigenen Beispielen so lauten bekamen. Aber nicht nur unter der ungenügenden Bezahlung haben die Arbeiterbeamten zu leiden, sondern auch unter einer ungerechten Bezahlung. Der Arbeiter macht als Arbeitgeber selbst fast alle diefeiten Fehler, die er seinen Arbeitgeber gegenüber vorhält. . . . Auch betreffs der Ueber-laffung mit Arbeiten haben die Arbeiterbeamten zu klagen. — Derfeite Arbeiter, der für sich den Achtstundentag fordert, verlangt oft von seinen Beamten eine 16stündige Arbeitszeit.“

Diese Klagen sind sicherlich berechtigt. Wir haben aber zu der Arbeiterschaft, die schon so viele, vielleicht unvermeidliche, Irrungen und Trübungen der ursprünglichen Kampfesimmung überwunden hat, das Vertrauen, daß sie auch in der Bewertung der ethischen und intellektuellen Arbeitsleistung in kurzer Zeit den richtigen Gesichtspunkt auffinden wird. Niemand denkt mehr heute an eine absolute Gleichheit der Entlohnung trotz Ungleichheit der Leistung; man wird auch begreifen lernen, daß jeglicher Lohn nur als Grundlage einer menschenwürdigen Existenz, d. h. als Bedingung für eine qualitativ möglichst gesteigerte Arbeitsleistung im Interesse des Ganzen, dienen soll, daß aber die Bedingungen für ersprießliche Arbeitsleistung auf geistigem oder körperlichem Gebiet nicht völlig die gleichen sind. —

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Danzig: Volksunterhaltungsabende. Auf Einladung der hiesigen Gesellschaft für ethische Kultur hatte sich gestern Abend eine Anzahl Frauen im Sitzungssaal der Gesellschaft versammelt, um über die Wiederbelebung der Volksunterhaltungsabende zu beraten. Der Vorsitzende der ethischen Bewegung, Herr Dr. Effler, betonte in einer einleitenden Ansprache das Bedürfnis nach Volksunterhaltungsabenden gerade für unsere Stadt, in der viele Bevölkerungsteile jedem eintönigen Genuß entfremdet seien und immer mehr der Verödung anheim fielen. Mütterliche und geistige Schaffle in die breiten Volksschichten zu tragen, sei eine lohnende Zeitaltergabe. Welch ein reizes Interesse im Volk für derartige Vorträge vorhanden sei, hätten die früheren Volksunterhaltungsabende gezeigt, die auf Veranstaltung des verehrten Oberbürgermeisters Dr. Baumach hier stattgefunden hätten. Der Vorsitzende glaubte nun mit der Bewegung zur Reuebebung die Aufgabe der ethischen Gesellschaft erledigt und bat Herrn Geheimrat Ohlone, den Vorsitz in der Versammlung zu übernehmen, was dieser dankend ablehnte und vorklärte, Dr. Effler als weiteren Leiter der Sache zu wählen. Nach allgemeiner Zustimmung wurde über die weiteren Schritte:

beraten und einflußten ein engeres Komitee gebildet mit der Aufgabe, sich in geeigneter Weise zu betätigen. In dieses Komitee traten nach anschließenden Vorklären zunächst ein die Herren Dr. Effler, Paulstor Bamber, Rebeckus Klein, Ferdinand Weitzer. Die Vorklären von Herrn Baumach, welche durch mütterliche und wissenschaftliche Darstellungen die Sache zu fördern geeignet sind, sollen zum Beitritt in das Komitee aufgefordert werden.

(Danziger Kreiszeitung.)

Abteilung Berlin. Erste öffentliche Vorträge der D. G. E. Trotz der anbauenden hohen Temperatur ist die öffentliche Vorträge der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, hier, Neue Schönhauser-Strasse 13 im Saal von 6181 Personen besucht worden. Außer Vorträgen und Vorklären wurden 1418 Bücher geflohen. In den ersten 7 Monaten dieses Jahres wurden 42471 Bücher gefällt — gegen 55454 im Vorjahre, was einem Tagesschuß von durchschnittlich 900 Büchern entspricht. Im Buchausgaben wurden 21455 gefällt — gegen 19722 im Vorjahre, täglich mithin durchschnittlich 109. Außerdem wurden 1015 Bücher populär-wissenschaftlichen Inhalts nach Hause vertrieben.

Deutsche Erziehung.

Von Prof. Dr. Fritz Schultze.

Ladenpreis Mk. 5.—

Ein Buch, das jeder modern denkende und empfindende Erzieher gelesen und durchstudiert haben muß.

„Denn geistige Reife weicht nur einem Stoße, dem echten Taftstoße des wahrhaft gebildeten Erziehers. Ihn möchte dieses Buch Jedermann in die Hand drücken, ihn zu zwingen möchte es Jedermann lehren.“

Auf Wunsch weisen wir firmen nach, die jedes Buch unseres Verlages gegen monatliche Teilzahlungen abgeben.

Ernst Günther's Verlag

Berlin W. 35.

Bermann Walther Verlagsbuchhandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

LEO BERG

Geziffelte Kunst

II Bogen 8°.

Preis elegant broschiert mit künstlerischer Umschlagzeichnung Mk. 2.—.

INHALT:

1. Die ungeschriebene Lex Heinze.
2. Verstümmelte Kunst.
3. Kunst und Kapitalismus.
4. Kritik.
5. Zur Psychologie des Dilettantismus.
6. Darsteller und Mensch.
7. Kunst und Sinnlichkeit.
8. Das Modell und die christliche Moral.
9. Die Schönheit

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur

Berlin W., Wilhelm-Strasse 47.

Responsible Redakteur: Dr. Rudolph Bengig in Gabelottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieber in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. G. Reuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Beginne den Tag mit Kakao!

Nur Kakao hat als Morgengetränk eine Berechtigung. Jeder, der seinen gemauften Magen gesund erhalten oder seinen kranken Magen kräftigen will, trinke früh leicht verdaulichen, also stark entöltten Kakao. — Ein solcher ist nur

Reichardt's doppelt entöltter Kakao,

wovon 2 Pfd. ebenso lange reichen, als sonst 2 Pfd., und welcher direkt an Private in Originalpackungen geliefert wird. Original-Fabrikpreise 1,40—2,40 das Pfd. Proben und Preislisten kostenlos.

Kakao-Compagnie Theodor Reichardt,
Fabrik Wandseck-Hamburg. (4008)

Vermischungen in Berlin, Breslau, Cassel, Danzig, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Hannover, Köln, Kasselberg i. Pr., Leipzig, München, Nürnberg, Regensburg, Stettin, Stuttgart.
In Berlin N.W. 12, Zimmerstr. 20/20a part. Fernspr. Amt 1, 2187.

Bermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Berlin S.W., Kommandantenstraße 14

In meinem Verlage gelangte zur Ausgabe:

Sebastian

Eine Tragödie von Kurt Geude.

Preis vornehm broschiert: M. 2.

Richard Voß schreibt dem Dichter: Ihr herrlicher „Sebastian“ lehrte Sie mich lieben. Ich danke Ihnen einen stillen Tag. Denn ein solcher ist mir durch die Lektüre Ihrer Dichtung geworden. Es beglückt mich geradezu, daß . . . bei uns ein solches Werk entstand: ein Werk reiner Poesie, welchem das Gottes-Gebundenheit aufgeprägt ist, ein Gedicht, darunter Sie stehen werden. . .

Franzosen Gadenfrager spricht in einem Briefe an den Verfasser vom Genusse an dem härten und herrlichen Dufte des Werkes (la forte saveur amère). Er habe, sagt er, gelesen avec beaucoup de plaisir cette oeuvre forte et grave, que traverse un grand frisson digne de Kleist — d'un Kleist qui aurait lu Nietzsche peut-être. . .

Berliner Börsen-Courier vom 17. Februar 1901: . . . Ich kenne in Deutschen Länden unter uns Lebenden keinen, der die deutsche Sprache gewaltiger meistert, als Geude. . . Nicht nur das Drama ist groß und reich wie der Gehalt einer Beethoven-Sinfonie; auch seine Verse und ihre Sprache als solche gleichen den polyphonen Musikstücken unseres ewig reicherhaltigen Beethovens. . .

St. Petersburg, Herold: . . . Der Sebastian ist das Werk einer reich begabten Dichternatur, die sich ihre eigene Welt aufbaut. . . Es mangelt ihm weder an Schönheit der Form noch an Gehaltstiefe, weder an reich bewegter Handlung noch an treffender Charakteristik der einzelnen Personen.

Frankfurter Zeitung: . . . auf das Ganze gesehen, haben wir hier ein Drama, das in der That wertvoll ist.

Gründet
Johann Semmler.
Preis viertel, 1,00 M.
Wird abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2440.

Ethische Kultur

Defensiv:
Die sozialistische
Konkurrenzseite 40 ff.
Beilagen
Wille nach
treuer Vereinarbeitung
Kontakts in allen
Konkurrenzleistungen
und in der
Kombination S. W. 10.
Kommunales Nr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Sr. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 31. August 1901.

Tr. 35.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Gefinnungsbildung. Von Dr. K. Penzig. — Politik und Religion.
Von J. Friedheim, Major a. D. (Erfurt). — Zur Abraham-Legende.
Von Willy Schlüter-Cadenberge. — Streifblätter: Ein scharfes Licht
auf die Milionspraxis in China. Der Londoner Feldzug für Ein-
führung des Moralunterrichts. Landestraner. — Zeitkritiken/Kau.

Gefinnungsbildung.

Von Dr. K. Penzig.

„Giebt auch jemand neuen Wein der Ethik in die
geborsteten und verrotteten alten Schläuche unserer Schule?“
so könnte man den in der letzten Nummer (34) gemachten
neuen Einwurf Dr. W. Hodes gegen den Moralunterricht
umschreiben. Ich antworte: ja, vorausgesetzt nämlich, daß
sich die alten Schläuche noch stützen lassen. Es ist eine
sehr ideal aussehende und scheinbar vornehme Forderung,
daß überall einem neuen Inhalt auch eine funktionsge-
neue Form entsprechen sollte, aber sie verzieht, daß revolutionär,
den Zusammenhang des geschichtlichen Werdens.
Wie sich das Neue überall aus dem Alten in langsamen
Werdengänge entwickelt, so baut sich die neue Form unter
dem bestehenden alten, die Puppenhaut des Alters unter
dem welkenden Knabenleib. Es wird wenige Weinfässer
geben, die mit jeder neuen Lese ihren Keller auch mit neuen
Fässern ausstatten. Es hat noch keinen Revolutionär des
Werdens über der That gegeben — jenen Urheber des
Wortes von den Schläuchen eingebegriffen — der nicht
gerade in dem an das Alte durchweg anknüpfenden Um-
gestalten der Gegenwart die Kraft bewährte, Zukunft zu
schaffen. Autaus muß auf die feste Wirklichkeit der ge-
genwart stehen, um seine volle Wunderkraft zu entfalten.

Damit ist im wesentlichen meine Antwort, wenn auch
ebenfalls nur im Wilde, gegeben. Mit Dr. Hode bin ich
der vollen Ueberzeugung, daß unsere Schule, besonders
nach dem Ziele der Gefinnungsbildung hin, tief im Argen
liegt. Aber hier teilen sich unsere Wege. Er folgert
daraus, die Ethik sei viel zu gut, um in dem Marasmus
senilis unserer Schulorganisation mit zu verfallen, der
Degeneration scholastica zu verfallen; ich meine: dann
muß man dem alternden Körper eben frisches Blut zu-
führen, Verjüngung an Stelle der Entartung setzen. Und
wenn jemand dem Arzte, der einem Schwerkranken in ex-
tremis eine Transfusion frischen Blutes machen will, mit
den Worten in den Arm fallen wollte: Schade um das
gelande Blut! — so wird ihm der Arzt sanft bei Seite
schieben und mit den Worten: „Unsere Aufgabe ist, die alte
Form, das Lebensfünkchen, auch wenn es nur noch glimmt,
zu erhalten. Da giebt's kein „Schade um das Mittel“;
ein Aberlaß schadet übrigens dem gefunden Körper nichts.“

Aber genug der Bilder. Die vortrefflichen Ver-
merlungen Dr. Hodes gegen die Patriotenzüchtung, die
Glaubensuniformierung und die Vergeudung unserer
Klassiker in der Schulküche kann ich zum größten Teile
unterschreiben. Derartige muß heraus aus der Schule!
Aber es darf dort kein leerer Raum bleiben! Den Beruf
der Schule zur Gefinnungsbildung verneinen, heißt ihr
den Charakter als Erziehungsanstalt tauben. Dann bliebe
sie nichts als eine öffentliche Trafik für die billige Er-
werbung von nützlichen Kenntnissen. Das wird Dr. Hode
selbst nicht wollen. Er weiß ohne Zweifel, daß Unterricht
und Erziehung einander fordern, in Wechselwirkung stehen,
daß eine völlige Trennung beider einfach unmöglich ist.
Wenn nun unsere Schule noch lange nicht genügend wahre
Gefinnungsbildung vermittelt, vielmehr sich von Staat und
Kirche mit minderwertigen Surrogaten einer solchen hat
beschenken lassen, so folgt daraus nur, daß es hohe Zeit
ist, durch Einführung eines von religiösen und politischen
Tendenzen freien Moralunterrichts die echte Gefinnungs-
bildung in die Schule zu tragen. — Welche hält Dr.
Hode das aber, angesichts der traurigen Erfahrungen mit
Patriotismus, Christentum u. s. w., für unmöglich.

Hier kann ich ihm nun den leisen Vorwurf einer zu
großen Verallgemeinerung einzelner Mißstände nicht ganz
ersparen. Beginnen wir mit dem Miß- oder Sullpatrio-
tismus. Daß vaterländische Geschichte in die Schule ge-
hört, nicht nur zur Erwerbung historischer Kenntnisse,
sondern auch zur Erweckung und Stärkung der Wert-
schätzung der eigenen Volksgenossenschaft, wird kaum be-
stritten werden. Die Ethik will ja nicht abstrakte Schemen
eines internationalen Normalmenschenstums bilden, sondern
sie achtet die konkreten Merkmale der Volksgenossenschaft
wie des Individuums als eine lebendige Wirklichkeit, in
der sich der ethische Fortschritt vollzieht. Also handelt es
sich nur um das Wie dieses Unterrichts; und hier ist die
einzige, aber auch unerbitliche Forderung der Ethik:
Wahrhaftigkeit. (Ich sage absichtlich nicht: Wahrheit, weil
es sich in der Geschichte wie in jeder Wissenschaft nur um
mehr oder minder große Wahrscheinlichkeiten handelt.)
Daß dieser Forderung heute nicht immer, nicht überall,
vielleicht sogar der Regel nicht, entsprochen wird, darin
sind wir einig. Auch das Warum ist klar. An die Stelle
der allgemeinen ethischen Tendenz, wahrhaftige und ihr
Vaterland trotz der zeitlichen Irrungen seiner Fürsten und
Völker liebende Menschen zu bilden, ist hier und da die
thörichte und kurzichtige Tendenz getreten, auf Grund von
Geschichtsfälschung oder Färbung politisch so oder so
denkende Unterthanen zu züchten. Daß dies nicht geht,
ist klar, weil Lügen, Irrtümer und Uebertreibungen kurze
Beine haben. Welche Uebertreibung der Majestät der Fürsten
und des Volkes in der feigen Unterstellung liegt, bei un-

gefährtem Geschichtsunterricht werde natürlich kein Mensch Patriot bleiben können, sei nur nebenher angedeutet. Ich behaupte aber: es ist möglich (und es geschieht auch oft genug), daß staatslich angelegte Geschichtslehre wahrhaftigen Geschichtsunterricht geben können. Und jeder inbektiv wahrhaftige Geschichtsunterricht, sollte er auch nicht irrtümlicherweise sein, ist genuinungsbildend. Es ist Mode geworden, auf den, sagen wir: neuen Patriotismus der Völker, die sich vor hundert Jahren widerspruchslos zur Schlachtbank schleppen ließen, verächtlich herabzusehen. Gewiss waren die Leute blind, blind wie ihre Geschichtslehrer; aber die sittliche Qualität ihrer Hingabe an den Vaterlandsgebanen wurde nicht dadurch verschlechtert, daß sie nur im Stande waren, den Patriotismus in Form des Royalismus zu begreifen. Der Zululasser, der sich beim Geburtsstagsfest seines Regentinnen widerstandslos schlachten läßt, ist dumm, aber nicht schlecht, vielmehr von lewendenswerter Hingabefähigkeit. Ohne jenen neuen Patriotismus wären weder die Freiheitskriege, noch die Kriege, die zur deutschen Einigung führten, geschlagen worden. Ein Volksterror der Zukunft wird aber auch den heimischen Boden gegen Gewalthalt nicht schwächer verteidigen, selbst wenn der alte preussische Kriegseruß: Mit Gott für König und Vaterland! einmal eine Aenderung erfahren sollte.

Nun zum Religionsunterricht. Ich kann mich kurz fassen, weil hier die Sache ganz ähnlich liegt: die falsche Tendenz der Rechtgläubigkeit hat die genuinungsbildende Wahrheitlichkeit vielfach erstickt. Wir Ethiker beitreten weder dem bloßen religionsgeschichtlichen, noch auch dem Unterricht in der eigenen Konfession die genuinungsbildende Kraft. Aber dieser gehört nicht in die allgemeine Schule, und jener darf nicht die Tendenz haben, eine bestimmte Religion als absolute Wahrheit aus den Irrtümern der übrigen Konfessionen herauszuheben und gar diese an jener zu messen. Eine gewisse Religionslosigkeit gehört sich für den Lehrer der Religionsgeschichte, wie eine gewisse Vaterlandslosigkeit für den der Profangeschichte, einfach weil die Wissenschaft konfessionslos und international ist. Weil an die Stelle wissenschaftlicher Objektivität im Religionsunterricht der Schule die kurzzeitige und thörichte Tendenz getreten ist, nicht wahrhaftige Gottfinger, sondern Anhänger eines bestimmten Weltentwurfes heranzubilden, darum hält der in der Schule applizierte Glaube im Leben nicht stand. Die Zeit der neuen Gläubigkeit ist ebenso vorüber, wie die des neuen Patriotismus. Und wiederum: Wer möchte trotz alles Kritizismus unserer Zeit leugnen, daß die aufrichtige und blinde Frömmigkeit unserer Großväter- und Urgroßväterzeit in hohem Maße auch genuinungsbildend gewesen ist? Selbst der dogmatisch erstarrte Lutheranismus des 17. und 18. Jahrhunderts bügte, von überzeugten und darum wahrhaftigen Religionslehrern vorgetragen, keineswegs seine dazwischenfallende Kraft ein. Und so gibt es auch heute noch, immer unter der Voraussetzung, daß der starke Verzicht aller Individualität, die persönliche Überzeugung, nicht ausgebrochen ist, auch unter den Religionslehrern, gleichviel, ob orthodox oder irrtümlich, gewaltige Persönlichkeiten, von denen die Werkkraft oder Gesinnung auf die Schüler überfließt und im besten Sinne ethische Früchte zeitigt.

Daß sie seltener sind, daß die von Dr. Bode so mit Recht beklagten Missetände vorhanden sind, wonach viele, sehr viele, der staatslich verpflichteten Religionslehrer kein Serezenverhältnis mehr zu dem von ihnen Gelehrten haben, daran trägt die bürokratische Verknüpfung in Staat und Kirche die Schuld. Blind gegen die Forderungen der neuen Zeit, taub gegen die Stimme der Kritik, die doch laut genug auf öffentlichem Markte hallt, macht man immer wieder fruchtlose Veruche, die Raivität der Vergangenheit, der „guten, alten Zeit“ künstlich wiederbeleben zu wollen. Vaterlands- und Frömmigkeit des

modernen Menschen müssen auf einem anderen Boden herangebildet werden, als ehedem, — aber noch immer wird die Fiktion künstlich aufrecht erhalten, als ob sich der Wehrstand aus Männern, Königsstren bis auf die Knochen, der Lehrstand aus gottergebenen Ehrstren rekrutiere; darauf sind alle Reglements, alle Verordnungen zugeschnitten. Wie lange noch wird unsere Decreesorganisation trotz ihrer Stärke die ihr alljährlich in größerer Anzahl zuströmenden sozialdemokratischen Rekruten verdauen können? Wie lange noch die Volksschule, trotz ihrer von Geistlichen geteilten Präparandenanstalten und Seminare und trotz geistlicher Schulaufsicht, den Schein zu wahren vermögen, als sei sie eine Erziehungsanstalt des „christlichen Staates“? — Die Hübe derer, die Euch hinantragen werden, sind vor der Thür.“

Am härtesten scheint der von Dr. Bode erhobene Einwand zu sein auf dem Gebiete der Schulbehandlung unserer Klassiker. Hier liegt wenigstens keine falsche Tendenz vor, wie auf dem Gebiete von Patriotismus und Religion, denn man will meist höchste Menschensbildung durch Hingabe an die besten, von nationalen und konfessionellen Schranken fast immer freigewordenen Weiser. Und zugleich geben muß werden, daß vielfach die scholastische Traktierung unserer Weisheitsheeren wirkliche Leberfäulnis, Ekel oder doch stumpfe Gleichgültigkeit hervorruft. Wo dies nun der Fall ist — es ist aber keineswegs so allgemein, wie Dr. Bode meint —, da ist der Fehler in der Methode zu suchen. Am bekanntesten ist derselbe in den höchsten Schulen, wo unter den Händen eines Philologiegelehrten Homer, Sophokles, Horaz und Tacitus ionisematisch entgeistert werden. Daß die Kenntnis der Ionisem in der Aias und der nicht eicronianischen Wendungen der Anvalen nicht genuinungsbildend wirkt, bedarf keiner Worte. Und sollte ein Lehrer der deutschen Literatur oder auch ein Volksschullehrer wirklich Goethe's: „Ich ging im Walde . . .“ zu Standübungen benutzen (ich glaube es aber nicht), so heie er natürlich in die gleiche Verdamnis. Aber wie kann Dr. Bode wirklich annehmen, daß Berlin noch die Regel sei? Daß sich der Geist unserer Dichter wirklich so ganz und gar auch von dem ungeschichtlichen Interpretieren loslösen ließe? Wer jemals mit Tertianer's Schiller, mit Selundauer's Lessing und mit Frimaner's Goethe gelesen hat, kann der im Ernst an der genuinungsbildenden Kraft solcher Bekanntschaften auch schon in diesem Alter zweifeln? Natürlich liebt der reife Mann, die erwachsene Frau, Goethe und Schiller anders, als auf der Schulbank — aber deshalb diese Lehrer der Menschheit aus dem Reiche der begehrungsfähigen Augenherzen verbannen wollen — das kann nicht Ihr Ernst sein, verehrter Herr Doktor! Wer weiß, ob Sie der Verehrer und Kenner Goethe's wären, der Sie sind, ohne eine, vielleicht vergessene Anregung aus der Schulzeit! Das Thema probandum, gefascht Sie's nur, hat Sie fortgerufen! Und fragen Sie unsere Volksschullehrer, ob sie diesen Unterricht, so bescheiden er leider ist, missen möchten. Hierin flüchten sie ja den Gesinnungsunterricht, den sie aus den erörterten Gründen in Beseitigung und Matediosum nur selten erteilen können, und sie hungern nach Mitteln, wie ihre Schüler zum großen Teile nach Empfangen. Die Herren v. Wähler und v. Jellby wußten, warum sie aus den Präparandenanstalten und Seminaren unsere Klassiker bis auf eine dürftige Anstandsbescheinigung herauskomplimentierten!

Und nun endlich zum Moralanterricht. Keist es sich nicht die Sache fast zu leicht machen, wenn man gegen „ein zwaungsmäßiges Wortpausen in unfreiwillige Schüler hinein, bestragt durch zweieit unangenehme Lehrer“, die ganze einlegt? Daß wir in bezuglichen die Gesinnungsbildung sehr konnten, ist doch wohl ausgeschlossen. Aber wenn ich dagegen „ein troies Aufjünden jütischer Verhältnisse und

ihrer Wertbeurteilung durch irgelustige Schüler im Bunde mit ehtlichen und wahrhaftigen Durchschnittsmenschen als Lehrern" setze, so können Sie mir den Vorwurf zurückgeben. Darum lieber zu Ihren spezialisierten Einwänden. „Der böse Widerspruch zwischen der Lehre der Schule und der Praxis des Lebens wäre auch beim Moralunterricht ganz unvermeidlich.“ Warum? Weil er es heute ist, wo die Kathedismoral allerdings auf Schritt und Tritt mit der Moral der „Realpolitik“ zusammenstößt? Aber wenn wir nun auf die Aboluitheit einer für alle Zeit gültigen Moral verzichten wollten, wenn wir sittliche Probleme, wie z. B. die Lehre vom Nichtwiderstreben gegen das Böse im zollstischen Sinne mit der Pflicht der Selbstertaltung und Wahrung heiliger Güter zu vereinen, eben als sittliche Probleme offen ließen, wenn wir der Jugend zutrauen wollten, auch ihrerseits an der Findung und Bildung unserer sittlichen Begriffe mitzuarbeiten — wo ist da der Widerspruch? Heuchelei hat immer ein Dogma zur Voraussetzung, und wir verwerfen das moralische Dogma, wie jedes andere. Es ist so wenig unsere Ansicht, daß „man Kinder durch Heuchelei hindurchgehen lassen müsse“, wie wir glauben, daß der Durchgang durch die Storchlegende ihre Keuschheit garantieren wird. Wir behaupten in der That, daß ein staatlich angestellter Lehrer den Kindern in der Schule die volle Wahrheit über die moralischen Zustände in der Welt sagen könnte“. Um gleich ein treffendes Beispiel zu nennen: Sollte es besser sein, wenn gewisse halbwichtige Großstadtfinder ihre Erfahrungen über das Schlaggongertum oder die Strafe, oder verwehrteste Dorffinder ihre Wahrnehmungen in Stall und Scheune untereinander tuschelnd austauschen, als wenn der Lehrer zur gegebenen Stunde ernst über solche Nachtseiten unseres sozialen Lebens spricht? Natürlich mit Takt, ohne zu verschleiern, aber auch ohne die Unersahrenheit zu bräutieren. Da aber ist der Haken! ruft Herr Dr. Hobe: Der „Durchschnittslehrer“ kann das nicht; allenfalls einige „Ausnahmefachleute!“ Ich halte das für einen sehr bedenklichen Irrtum. Nichts könnte in der That so wirksam gegen die Einführung des Moralunterrichts ins Feld geführt werden, als die Legende, als beziehe es sich die Qualifikation zum ethischen Lehrer einer besonderen genialen Gabe. Gute Lehrer sind in der That verhältnismäßig selten, aber ich glaube, nicht seltener auf dem Gebiet des Gesinnungsunterrichts, als auf dem der „Realien“. Wer sich in Volksschulen und höheren Schulen anmerksam umgesehen hat, der wird bezeugen, daß schon jetzt unter sehr schwierigen Verhältnissen, trotz des Druckes von oben, der die freie Individualität sich kaum ausleben läßt, trotz der mangelhaften Vorbildung, überall neben dem bloßen Unterrichter auch der geborene Erzieher zu finden ist. Und es ist wohl nicht allzu optimistisch, wenn man annimmt, daß eine große Anzahl solcher Menschen, die sich bisher von dem auf der Schule herrschenden Gewissensdruck betreffs des Religionsunterrichts von diesem Wege abschneiden lassen, in dem Augenblick sich der hochbegleitenden Aufgabe der Jugendbildung widmen würden, wenn sie die Sicherheit hätten, das Beste, was sie wissen können, der Jugend auch sagen zu dürfen“.

Zeit Jahrzehnten erschallt der Ruf: die Schönte solle wieder mehr zur Erziehungsanstalt werden; für das Leben solle sie vorbereiten und Charaktere, nicht nur Unterrichtsente entlassen. Diese Schulreformer wird mit dem Augenblicke einsehen, wo wir wieder einen Gesinnungsbildner, einen Erzieher im engeren Sinne, an der Spitze der Schule oder doch im Lehrerkollegium haben werden. Der Religionslehrer konnte diese Aufgabe in dem Maße nicht mehr leisten, als sein „Fach“ außer Zusammenhang mit den übrigen Schuldisziplinen geriet; der Lehrer der Geschichte und der heimischen Litteratur konnte von jeder nur Beiträge leisten. In der Volksschule, wo diese Ämter häufig

auf eine Person fallen, war dem Erzieher die Nachsorge vorgezeichnet. So mußten die Erziehungsaufgaben leidet. Es ist meine feste Überzeugung, daß mit der Einführung des Moralunterrichts sich auch unsere Pädagogen an niedriger und hoher Stelle wieder der Blick für die Erziehungsfragen schärfen wird. Der einseitigen Betonung des Unterrichtens, das seiner Natur nach zur unformen Behandlung vieler führt, wird sich das Bedürfnis individualisierender Erziehung wieder entgegenkommen. Die meisten unserer pädagogischen Mißstände: Klassenüberfüllung, Mechanik, Fachheit, Überbürdung der Kinder, die Disziplin u. a. sind auch von dieser Seite am wirksamsten anzugreifen.

Aber die Gefahr des „handwerksmäßigen“ Morallehrens, gar der befürchteten Besoldung, wodurch die Ethik zum „Geschäft“ würde? Es sind beachtenswerte Gedanken, die Dr. Hobe da über die Gefahren des Professionalismus auf dem Gebiete der höchsten Geisteserhebung ausspricht. Aber wir dürfen, solange wir in der sozialen Gemeinschaft leben, nicht um unvermeidlicher Berufsgefahren willen diese Berufe selbst verbieten, sofern sie nur im Interesse der Allgemeinheit sind. Man sucht die Gefahr so gut wie möglich zu vermeiden oder zu verringern — mehr können wir nicht thun. Aber es dürfte doch nicht angehen, für die Erziehung unserer Kinder auf den Augenblick zu warten, wo jemand „vom Herz dazu getrieben“, in seltener Stimmung der Erhebung die Herrlichkeit sittlicher Grundtatsachen eindringlich zu verkünden imstande ist. Das Verdikt Dr. Hobes würde übrigens ebenso den Professor der Philosophie, ja die ganze Wissenschaft treffen. Vielleicht darf nur der schaffende Künstler frei von allem Verzwang auf die Augenblicke der hohen Begabung, der Entzückung harren, aber auch er weiß, daß viel Handwerksmäßiges vor solchen Momenten schöpferischer Arbeit liegen muß, sollen sie nicht ungenutzt bleiben. Es heißt doch die Vorteile der Arbeitsteilung völlig negieren, wollte man gerade dem, der sich aus ursprünglicher harter Liebe zur Sache mit der mühsamen Gedankenarbeit auf bestimmtem Gebiet beschäftigt hat, mit dem Hinweis auf die Gefahr der Handwerksmäßigkeit, anders gesagt der Virtuosität, die Andäufung untersagen. Vielleicht, daß sich später einmal der Morallehrer, wie heute der Geistliche, der Schauspieler, aber auch der Arzt, der Rechtsanwalt, der Handwerker, durch gewisse typische kleine Züge als solcher verrät — wir alle sind Menschen, und was liegt schließlich daran? Sicher ist, daß noch nie ein Einsichtiger lange darüber im Zweifel geblieben, ob er einen Handwerker seines „Geschäfts“ oder einen geistgetriebenen Jünger und Diener eines ideal angefaßten Berufs vor sich hat. Es dürfte auch mit Rücksicht auf die Entlohnung hier bei Schillers Wort bleiben:

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Götin,
Einem die irdische Ruh, die ihn mit Mutter verlor.“

Nicht die „Schulentartung“ ist es, die wir für die Ethik bei ihrem Eintritt in die Schule zu fürchten haben, sondern die heutige „Entartung der Schule“, ihr Herabsinken vom Ideal einer Erziehungsanstalt zur bloßen Unterrichts-institution hält sie von dem ihr gebührenden Plaze fern.

Wenn der Wert der Gesinnungsbildung erst wieder auch in unserem Schulwesen volle Anerkennung gefunden haben wird, dann werden auch die „Gebildeten“ sich nicht mehr von den „Bildungshungrigen“ unterscheiden. Denn es ist das Wesen des echten, ideal gesinnten Charakters, daß er „immer strebend sich bemüht“.

Politik und Religion.

Von F. Friedheim, Major a. D. (Erfurt).

(Schluß.)

So erhebt sich naturgemäß die Frage, ob nicht auch das religiöse Gebiet durch Anwendung der geschichtlichen Forschung weiter erschlossen werden könne wie bisher. An Versuchen hierzu hat es nicht gefehlt, es müßte ja auch gerade als eine Selbstverständlichkeit bezeichnet werden, wollte der menschliche Geist das Streben nach Ermittlung der Wahrheit gerade da einstellen, wo ihm die Wahrheit besonders wertvoll dünkt. In Bezug auf den Wert der geschichtlichen Forschung auf religiösem Gebiet hat jüngst ein evangelischer Geistlicher ein Wort fallen lassen, wie es aufrichtiger kaum gesprochen worden ist; er sagte, die Religion verträgt die historische Forschung nur bis zu einem gewissen Grade. Wirft man die Frage auf, wie das zu verstehen ist, so ist zunächst klar, daß es sich hier um die hauptsächlichsten Glaubenssätze, wie sie vom Religionsstifter verfaßt worden, nicht handeln kann; der Glaube an einen väterlich waltenden Gott, an eine Unsterblichkeit, an Belohnung oder Strafe in einem Jenseits ist eben ein Glaube, dem keine historische Forschung im guten oder bösen Sinne etwas anhaben kann. Anders verhält es sich, sobald das Gebiet der Entwicklung von Glaubenssätzen betreten wird. Hier mögen allerdings Vorstellungen oder Glaubenssätze in Frage gestellt werden, welche im Laufe der Zeiten zu wesentlichen Bestandteilen der kirchlichen Bekenntnisse geworden sind, falls die geschichtliche Forschung nachweist, daß sie von früheren Generationen nicht gefaßt und anerkannt worden sind, daß sie ihren Ursprung datieren aus Zeiten und Quellen, in denen die ursprüngliche Lehre und Auffassung bereits durch fremde Elemente mehr oder weniger modifiziert worden ist. In solchen Fällen ist es allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Resultate der geschichtlichen Forschung in schroffen Gegensätzen zu Grundbegriffen und Lehren, auf welche die heutigen Kirchen unter feinen Umständen zu verzichten geneigt sind, und auf solche Dinge bezicht sich offenbar der oben angeführte geistliche Ausspruch; man kann ihn also keineswegs für unbegründet halten, womit aber wieder erwiesen ist, daß die Religion bezüglich der Anwendung des Verstandes eine andere Behandlung verlangt als die Politik. Das politische Verstandnis kann durch die rücksichtslose Benützung der Forschung, mit anderen Worten durch die Aufdeckung der objektiven Wahrheit, jederzeit nur gefördert werden, bezüglich der eigentlichen, das Transcendente berührenden Hauptlehren der Religion aber besteht nur die Alternative: „Glaube dies oder glaube es nicht“, tertium non datur, während wieder bei anderen religiös-kirchlichen Dingen durch die geschichtliche Forschung für wesentlich geltende Lehren und Satzungen recht wohl ins Schwanken gebracht werden können.

In diesem Sinne verhält sich auch heute noch der Protestantismus wie der Katholizismus, dieser allerdings in einer Weise, welche zu fortwährenden Zusammenstößen mit den weltlichen Gewalten geführt hat und führen muß. Es handelt sich hier im Grunde um die in praxi so schwierige Grenzbestimmung zwischen Staat und Kirche, über deren Verrechtigung und Tragweite man wiederum nur zu einem unbefangenen Urteil wird gelangen können, wenn zuvor festgestellt ist, ob und wo der religiöse (nicht der kirchliche) und der bürgerliche Mensch sich vielleicht berühren oder in einander übergeben.

Um diese Erörterung abzukürzen und möglichst auf allgemein zugänglichem Boden vor sich gehen zu lassen, soll unter dem Ausdruck „der religiöse Mensch“ der „christlich-religiöse“ Mensch verstanden werden. Alsdann sei zunächst in Erinnerung gebracht, daß die reine christliche Lehre, wie sie in den saionischen Schriften enthalten

ist, sich um den bürgerlichen Menschen kaum irgendwie kümmert. Dem Religionsstifter*) war die staatliche Ordnung ein Ding, welches er so hinnahm, wie es gegeben war; „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, dieser Ausspruch enthält die einzige Anwendung für das Verhalten gegenüber der staatlichen Gewalt; sie bezeugt auch, wie erichtlich, feinerlich aktives Interesse an den Formen, in welchen das Leben der damaligen Menschheit verlief, ebenso wie der Feindlichkeit von Völkern, Nationen, Kaiser feinerlich Berücksichtigung zu teil wird; der Blick des Religionsstifters war in der Hauptsache auf ein Jenseits gerichtet, in dem irgend welche irdische Ordnung, eine natürliche oder eine von Menschen hergestellte, nicht voranzusetzen war. Die christliche Lehre gilt also keiner begrenzten Gemeinschaft von Menschen, sondern betrifft in durchaus individualisierender Weise das Seelenheil aller Menscheneindividen, deren Seelen sich dereinst in einem Himmelreich zum ewigen Leben vereinigen sollen. Vermöge ihres jenseitigen Individualismus entbehrte also die christliche ursprüngliche Lehre der Verbindung mit dem Diesseits und seinen Zuständen. Das mußte sich ändern mit dem Augenblicke, in dem die Befenner des Christentums sich in irgend welcher Organisation vereinigten, die ohne eine irdische Ordnung nicht denkbar ist, und verstärkt mußte die Aenderung werden, je mehr die Organisation die Gestalt einer geschlossenen Kirche erhielt. Diese war der naturgemäße Wächter nicht nur der Glaubenslehren; ihr fiel auch die Sorge zu für das Zusammenhalten der Gläubigen, sowie deren Schutz gegenüber den Bedrohungen, welche die Lehre wie ihre Anhänger von den Heiden erfuhren. So bildeten sich in der Kirche von selbst Ämter, die der Erhaltung der Organisation dienten, Einrichtungen, welche mit anderen Einrichtungen von Staat und Gesellschaft große Ähnlichkeit hatten; es konnte bald von „Ämtern“ innerhalb der Organisation geredet werden, womit zugleich deren weltlicher Charakter besiegelt war. Die Kirche drang also im Verfolge der Entwicklung in das weltliche Gebiet ein; das „Kirchenrecht“ ist der Beweis dafür, denn das Recht ist Sache staatlicher und gesellschaftlicher Gemeinschaft. Vor allem hat es nun die katholische Kirche verstanden, sich im Laufe der Jahrhunderte auf weltlichem Gebiete festzusetzen. Die von Königen und Päbsten beanspruchte und ausgeübte Machtwortskommissar der unbefrängten Weiterbildung ursprünglich rein dogmatischer Glaubenslehren ist so weit gegangen, daß schließlich die staatliche Autorität in vollständige Abhängigkeit von der kirchlichen geraten mußte.

Keiner von der Vermischung des Weltlichen mit dem Religiös-kirchlichen hat sich die evangelische Kirche gehalten; sie verzichtete grundsätzlich auf unbefrängte Fortbildung der von ihr anerkannten Glaubenslehren,**) wodurch einem unter Umständen feindlichen Verhalten dem Staate gegenüber von selbst vorgebeugt ist. Die organisierte Kirche ist es also nach Obigem, welcher das Einbringen in die bürgerlich-staatliche Sphäre zugeschrieben werden muß, nicht etwa das religiöse Bedürfnis, das als solches mit der Staatsgewalt gar nicht in Konflikt geraten kann.

Nun besteht, wie schon angedeutet wurde, ein Gebiet, auf dem Religion und Staat zusammenwachsen, nämlich das der Sittlichkeit. Die christliche Religion giebt zahlreiche sittliche Verhaltensmaßregeln, allerdings nur zu dem Zwecke, ihrer Befolgung Seelenheil zu fördern, sie der in Aussicht gestellten Seligkeit würdig zu machen, keineswegs aber, um dem Staate sittliche Bürger zu erziehen. Der Staat seinerseits ist gleichfalls aufs höchste an der

*) Er giebt wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß hier nicht von der ersten kirchlichen Erstbildung, nicht von den Aposteln Jesu die Rede ist. Jesus war u. G. überhaupt nicht Religionsstifter, sondern ethischer Reformator. D. Heb.

***) Nach der politischen Seite. D. Heb.

Sittlichkeit seiner Angehörigen interessiert, freilich nur zum Zwecke des Allgemeinwohls, nicht des Einzelwohls; immerhin acceptiert der Staat die von der Religion verordneten Sittengesetze und belegt Zuwiderhandelnde in gewissen Fällen mit Strafen. Unzweifelhaft gemeinsam sind also der Religion und dem Staate die sittlichen Forderungen; der sie nicht Erfüllende vergeht sich aber vom religiösen Standpunkte aus gegen Gottes Gebot, was er vor seinem Gewissen zu verantworten hat, während vom Staate das Zuwiderhandeln als ein strafbares Vergehen gegen die Ordnung von Staat und Gesellschaft angesehen wird, mit anderen Worten als ein Verstoß gegen die bürgerlichen Gesetze. Genau beides haben wir, wenn es sich so verhält, aber doch etwas Verschiedenartiges vor uns, denn einmal sind die ethischen Forderungen der Religion viel weitergehend als die des Staates, sodann stellt der Staat nur einen Teil, nämlich die den Bestand der bürgerlichen Ordnung unmittelbar bedrohenden SittenverstöÙe unter Strafe. Die Klarstellung dieser Sachlage ist für unsere Frage nicht unwichtig, weil auch politische Maßnahmen häufig des ethischen Inhalts nicht entbehren und nun erwiesen ist, daß der Staat doch einen anderen Maßstab an das sittliche Verhalten anlegt, als die Religionslehre. Nachdem heute die weiten Volksschichten der Sozialdemokratie zur Anerkennung eines religiösen Bedürfnisses überhaupt sich dauernd negativ verhalten und hiermit die von der Religion allein ausgehende Ethik der größten Gefahr ausgesetzt ist, kann die letzte Regierungsgeweiheit nicht darin bestehen, vor diesen Thatsachen die Augen zu schließen, vielmehr wird sie mit der Zeit darauf denken müssen, wie den Sittengeboten eine nicht nur ausschließlich religiöse Grundlage zu geben sei.

Wenn nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft wird also das jetzt noch für gemeinsam angesehene ethische Gebiet insofern ein anderes Ansehen erhalten, als der Staat die Sittenlehre selbständig in die Hand nehmen wird; religiöse und politische Anschauungen werden abdann auch in dieser Beziehung für sich bestehen.

Durch die vorstehenden Erörterungen darf nun wohl als festgestellt erachtet werden, daß ungeachtet aller im praktischen Leben bestehenden besonderen Erscheinungen religiöse und politische Anschauungen im Grunde und ihrem Wesen nach unabhängig von einander sind; ihre Unabhängigkeit besteht sowohl vermöge der Verschiedenheit ihrer Endziele, wie vermöge der Prinzipien, auf welche sie sich stützen. Die Grundlage der Politik ist die Erkenntnis der notwendigen Entwicklung der Dinge, ihr Prinzip die Entwicklung; hiermit scheidet sie sich endgültig von der Religion, der mit dem Entwicklungsprinzip um so weniger gedient ist, als sie dogmatisch ist und den Hauptwert auf die Findung eines stationären psychischen Zustandes legt, der den Menschen die gewünschte Harmonie zwischen äußerer und innerer Welt giebt, während auf dem Gebiete der Politik alles fortwährend in Bewegung ist. Der Reichsfanzler Fürst Bischoff ist gewiß ein vollgiltiger Zeuge für das Wesen der Politik; jedermann weiß, welchen Handlungen im Verlaufe seines politischen Lebens er hat gerecht werden müssen. Als einst bei ihm das Tischgespräch sich religiösen Dingen zuwandte und der Versuch gemacht wurde, die Grundlagen der religiösen Anschauungen frei zu beleuchten, wies er diesen Versuch juristisch mit den Worten: *quieta non movent!*

Wenn nun Religion und Politik ihrem Wesen nach nicht zusammenhängen, so gestalten sie auch ohne inneren Widerspruch ein anscheinend gegenteiliges Verhalten. Es darf in Erinnerung gebracht werden, daß ein liberaler Reichstagsabgeordneter sich und seine Partei dagegen verwarb, auf liberalem religiösen Standpunkte zu stehen. Für seine Person war er zweifelsohne im Recht, im

Unrecht dagegen mit der Verallgemeinerung seines persönlichen Verhaltens, weswegen er sich die Protestationen seiner politischen Genossen gefallen lassen mußte; der politische Liberalismus läßt ebenso gut einen religiös-liberalen wie konservativen Standpunkt zu und umgekehrt.

Es ist bereits früher angegeben worden, daß das Trägheitsmoment in der menschlichen Psyche überaus groß ist; das harte Prot der Erkenntnis wird von den Leuten im Allgemeinen ungenossen. Wäre es anders, wir glauben, es würde gleicherweise zum Vorteil von Religion wie Politik ausschlagen; man würde der Politik ihr Recht lassen und es der Religion nicht verweigern, vor allem aber würde die Wunde am Gesellschaftsförpser, welche durch die unnatürliche Konkurrenz von religiös-sittlichen und politischen Bestrebungen offen erhalten wird, Aussicht haben, sich zu schließen.

Zur Abraham-Legende.

Von Billy Schäfer-Cadenberge.

Der Verfasser des Artikels „Hat Abraham gelebt?“ (E. A. Nr. 33) ist der Ansicht, daß die Patriarchen Abraham und Isaa! von Moses erjunden worden seien. „Weil Moses sie brauchte“. Wir ist die Notwendigkeit eines solchen Erfindens, das noch dazu ein Dineintagen indischer, zu Menschen degradierter Gottheiten sein soll, aber nicht einleuchtend geworden. Viel näher scheint mir die Erklärungsweise zu liegen, welche Abraham, Isaa!, Jakob u. a. als Ahnenpersonen der Kanaaniter betrachtet, mit welchen sich die israelitisch-jüdischen Herrenstämme, als sie in Palästina sich festsetzte und mit den Eingeborenen mehr oder weniger vermisch hatten, als mit historisch gegebenen heiligen Namen abjanden, indem sie den Kultcharakter von denselben abstreifen und „Patriarchen“ daraus machten. Julius Zippert, der viel zu wenig beachtete, weisshaubende, gründliche Kulturstoriker (der vereinsamt dasicht, weil er sich keiner Schule angeschlossen), schreibt über dieses Thema in seiner Geschichte des Priesterturns, die jeder moderne Mensch, vom „Euklitisten“ bis zum „Atheisten“, kennen mußte: „Den Abraham-Namen treffen wir nur in Verbindung mit den Kultstätten des jüdischen Landes. Der erste Elohist nennt uns einen Abraham in der Gegend von Hebron, der zweite giebt die Kultstätten von Gerar und Beerscheba im ändersten Südwesten in Verbindung mit diesem Namen an, beide sprechen dabei schon von ein und demselben Abraham. So wird der Kulteame des Südens (ursprünglich ein Gemeinname für Abengestirter überhaupt) zum Personennamen des Stammvaters Abraham, und die weiblichen Namen gleichen Ursprungs, Sara und Rachel, gestellt jenem die Heidenlage als die seiner Gemahlinnen bei. Nicht immer aber werden die alten Kultstätten immer noch so auszeichnend verwendet. Die Kultstätte einer Debora in Israel, die sich uns noch ganz unzweifelhaft in diesem Charakter darstellte (der Name Debora hängt mit Orakel (dehira), weiterhin noch mit Orab (hor) zusammen), wurde zum Grab einer Amme desselben Namens gesetzt und eine solche wohl eigens für diesen Zweck in die Patriarchengeschichte eingeführt. — Ob auch Isaa! — ein Patriarchenname zu Abraham sei, ist schwer zu entscheiden, aber um so bestimmter zeigt sich die ganze Sagengehalt als eine Parallelfigur jener. Auch ihn finden wir an den Kultstätten des ändersten Südwestens, zu Beer Lachajroi, Gerar und Beerscheba. „Keine der drei Quellenschriften hat über ihn viel zu erzählen, und was über ihn erzählt wird, hat seine durchgehenden Parallelen an den Erzählungen über Abraham: die anfängliche Unfruchtbarkeit seiner Ehe, die Gefahr seines Weibes, die Achtung, die ihm Abimelech zollt, die Brunnenreitigkeiten mit Abimelech

Leuten, fogar die häuslichen Bedienstetheiten wegen seiner zwei ungleicherartigen Söhne." (Dillmann.) Man kann demgemäß dann etwas anderes annehmen, als daß zwei verschiedene Zagenfamilien ungefähr denselben Stoff an je einen anderen von zwei Parallelnamen getraut voranden, und daß ihn dann eine dritte Hand so weit differenzierte, als es die Selbständigkeit beider Zagen neben einander erheischt, wobei dann allerdings der eine als das schwächere Abbild des anderen erscheinen mußte. Ganz selbständig ist der Zagenkreis Jakob, der sich an die Anstalten Bethel, Sichem im Westlande, an Mahanaim, Peniel und Sukkot im Ostlande anschließt, also an jenes Gebiet der Kanaaniter, das nachmals die Grundlage der Herrschaft Israels ausmachte. — Soll nun aber aus diesen Zagen eine Pragmatische Geschichte, entsprechend der Thatfache der erfolgten Vereinigung von Israel-Jedda werden, so müssen sie in eine innere Verbindung treten, nicht räumlich neben einander, sondern zeitlich hintereinander auf einen Faden aufgereiht werden; dafür giebt es für diese ganze Art der Geschichtschreibung nur eine Methode: Abraham wird der Vater des Isaak und Isaak der des Jakob. — — — Diese Auffassung, zusammengehalten mit der übrigen biblischen „Geschichte“ mit ihren tauenden Rudimenten altkanaanitischer Mythen, scheint mir der Wahrheit näher zu kommen. Umso mehr, als auch nach den neuesten Bibelerschlüssen Weis nicht mehr als der Urheber des ganzen Geheuwerts gelten kann, von dem die israelitischen Erobererräume zur Zeit der Richter nichts wußten, noch David, noch Salomo, noch überhaupt irgend jemand vor der bekanteten und durchsichtigen „Auffindung“ des Deuteronomiums, dem gewöhnlichen Resultat des Stumpromisses zwischen Levitentum und Prophetismus, nämlich erst nach jahrhundertelangen blutigen Kämpfen. Von „indischen“ Einflüssen ist übrigens meines Bedünkens im Alten Testament sonst nichts zu finden. So lieb mir die Indier sind, so vertraut mir auch manche ihrer Vorstellungen geworden, daß die Bibel Spuren der brahmanischen Religion trägt, laue ich, obwohl ich selbst eifrig nach solchen Spuren suchte, nicht einräumen. Auch ist das erhabenste Geistesprodukt der Bibel, ihre Gottesvorstellung, so ganz echt jüdisch, daß kein Anlaß vorliegt, nach Indien zu schweifen.

Streiflichter.

Ein scharfes Licht auf die Missionspraxis in China fällt von rückwärts aus den Worten, mit denen der Vicekönig Chang-shih-tung die Könige Chinas für die Folgezeit zusammenrief. Dieser Staatsmann ist keineswegs Aendernhafter oder grundsätzlicher Feind der christlichen Missionen. Um so gewandter fällt sein Zeugnis in die Wagchale, das sich betrefss der Vorkommnisse der Vergangenheit aus seinen Forderungen für die Zukunft herauslesen läßt. Er unterbreitete kurzlich, im Interesse eines dauernden Friedens, den Mächten folgende Vorschläge:

„Die Conventen (hebräe Chinesen) sollen in Zukunft ihre Klagen bei den einheimischen richterlichen Beamten, nicht bei den Missionen anhängig machen.

Wenn die Missionare Klöster und Häuser erbauen, sollen sie gehalten sein, die Klöster zu zerstören einzuziehen, damit nicht Streitigkeiten über den Wert ihres Eigentums sich erheben, falls dies zerstört werden sollte.

Missionare, die ins Innere Chinas gehen, sollen die chinesische Sprache und Literatur lernen und chinesische Kleidung tragen.

Die Missionen sollen den Charakter der Conventen zu erfordern haben, bevor sie dieselben zur Wirklichkeit zulassen.

Den Missionen soll verboten werden, Verbrecher und überbrückte Persönlichkeiten zu bekehren.

Die Empfindungen, mit denen die Friedensunterhändler diese harmlosen und selbstverständlichen Bedingungen vernahmen, werden nicht gerade erhehend gewesen sein. Ab-

lehen kann man sie nicht gut — dazu sind sie wirklich zu einleuchtend; sie zugehören aber heißt, bittere Kritik an der Vergangenheit üben.

Der Londoner Feldzug für Einführung des Moralunterrichts. Unsere Freunde jenseits des Kanals haben sich durch die letzte Schlappe, daß eine Anzahl Eltern von Volksschulern dem Drängen der Kirche nicht Stand hielten, nicht katumatisch lassen. Wie die „Democracy“ in ihrer Nr. 32 vom 10. August mitteilt, sind neuerdings im Distrikt von Marylebone die Anstrengungen fortgesetzt worden, die Eltern für Einführung des Moralunterrichts zu interessieren. An der Great College Street-School wurden infolge dessen 116 Kinder den konfessionellen Bibelstunden entzogen und für sie um Einrichtung eines Moralunterrichts-Kurses petitioniert. — Streter Tropfen höhlt den Stein.

Landestramer. Wir hatten es bisher vermieden, auf die rechtliche und ethische Seite einer von der Behörde angeordneten äußerlichen Verhütung der Trauer um das Hinscheiden von Angehörigen unseres Fürstenthums einzugehen, einerseits, weil uns der Streit gerade über diesem Satze unsympathisch war, andererseits, weil wir in jener Kabinettsordre mit ihren Folgeresehnungen nur ein weiteres Symptom für die sonst genügend bekannte Verschiedenheit sahen, mit welcher bei unserem Scheinkonstitutionalismus die regierenden Kreise ihr Verhältnis zum Volk und unser Volk sein Verhältnis zum Fürsten ansehen. Die ganze Streitfrage, wie weit in einer konstitutionellen Monarchie die Regierung das Recht habe, aus an sich noch so lobenswerten Motiven in das bürgerlich-wirtschaftliche Leben einzugreifen, läßt sich nicht so gelegentlich, aus Anlaß eines bestimmten Vorkommnisses, beantworten, sondern erfordert eine erschöpfende und prinzipielle Untersuchung, die wohl insbesondere auf die Grenzen der Willkürhistorisch gewordenen Wohnortrechts hinauskommen dürfte; ist doch z. B. schon der polizeiliche Zwang zur Einhaltung der Sonn- und Feiertagsruhe genau aus den gleichen Gesichtspunkten zu beurteilen.

Wenn wir trotzdem nun aus unserer Kerkere heraus-treten, so liegt der Grund dafür in der überaus bemerkenden Thatfache, daß seit geraumer Zeit von der Presse die Behauptung vertreten werden kann, es seien Willkürlichkeiten bei der Ausführung der Vorschriften über die Landestramer vorgekommen, ohne daß von der beteiligten Seite, dem kgl. Polizeipräsidenten in Berlin, eine Zurückweisung bezw. Aufklärung der bestimmt anstrebenden Behauptungen für nötig gehalten zu werden scheint.

Unwiderröproden — so weit wir sehen können — ging durch die Zeitungen die Meldung, daß dem antiseptischen Handlungsgehilfen-Verband in derselben Zeit die Abhaltung eines Festes mit Konzert und Tanz gestattet worden sei, während welcher ca. 40000 Erwerbsthätigen durch das Verbot öffentlicher Musik, Lustbarkeiten und Schauspielvorstellungen schwerer wirtschaftlicher Schäden angefangen und Millionen preussischer Staatsangehörigen eine Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit auferlegt wurde. Gleichzeitig wird bekannt, mit welcher Strenge die Polizeibehörde fogar Wohlthätigkeitsveranstaltungen zu Gunsten der geschädigten Interessenkreise entgegen getreten ist. Die freie literarische Gesellschaft zu Berlin beabsichtigte am 12. d. M. einen Vortrag und Negitationsabend zum besten der durch die Landestramer geschädigten Bühnengestellten zu veranstalten; das Gesuch um die Erlaubnis dazu wurde jedoch seitens des Polizeipräsidenten abschlägig beschieden. Das Programm, das unter Berücksichtigung der gegebenen Lage einen durchaus ersten Charakter trug, enthielt unter anderen folgende Nummern: Trauermarsch

von Chopin; Vorträgen aus der Bibel; Genesis. Kap. 12—48, Psalmen, Hohes Lied; Byron's Maured (Melodramatischer Vortrag), Geschichte aus Klassikern und modernen Autoren. Von der Polizei wurde namentlich der Truenermarsch von Chopin bemängelt, da hauptsächlich die Truenerarbeit selbst, diejenigen, die dem Ernst des Tages Ausdruck geben, auf Grund der Stabinsensordre überhaupt verboten waren. Ferner konnte die Einwilligung nicht erteilt werden, weil die Geschichte unserer Klassiker der Zensur nicht im Text vorgelegt waren.

Wenn, wie man wohl annehmen müßte, das Verbot der Veranstaltung einfach durch den Hinweis auf die Stabinsensordre hätte begründet werden können, von deren Bestimmungen Ausnahmen überhaupt nicht zu bilden seien, so bleibt es unverständlich, warum in eine polizeiliche Verfügung des Programms überhaupt erst eingetreten wurde. Sind aber Ausnahmen gemacht worden, so ist doch in dem so überaus wichtigen Interesse der Aufrechterhaltung des Vertrauens auf die Gerechtigkeit unserer Verwaltungsbehörden eine schleunige Klarstellung der Vorkommnisse geboten.

Ueber die von vielen Seiten bezweigte Rechtsgültigkeit der Stabinsensordre zu urtheilen, steht nach unjurer Verhärzung nur dem Abgeordnetenhaufe zu. Ueber die Opportunität derselben wird dort, vorausgesetzt, daß die preussische Kammer sich einmal zum Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu machen wagt, ebenfalls ein freies Wort gesprochen werden können. Ueber eine der Gerechtigkeit entsprechende Ausführung der Anordnung aber hat die öffentliche Meinung in ihren Organen selbst Kontrolle zu üben. Wir bitten das hgl. Polizeipräsidium zu Berlin also um Aufklärung des Sachverhalts.

Zeitchristensthum.

Bei der erstlich großen Hülle periodischer Literatur, die alljährlich in druckbaren Bänden veröffentlicht wird, ist es dem kritischen Beobachter, auf dessen Schärfsinn sich Alles aufstellen muß, so möglich, gelegentlich dies oder jenes herauszugreifen, was bei flüchtigem Durchblättern gerade den Blick gefesselt hat. So darf man auch den Epilogdichter, der von der blühenden Periode nicht nur ein wenig zurückzuführen nach Hause bringt, nicht schellen, weil er gerade diese Mäule gepflückt und unjäsigere andere übersehen hat.

In der „Neuen Rheinischen Rundschau“ (herausgeg. von Paul Wilmann, Dr. Richterstr. No. 1 V, Post 4/5), einer Monatschrift, deren Geist sonst wohl nicht ganz der unsere ist, findet sich unter vielen jener sonst betäubend duftenden Blätter der „staltlichen Wissenschaft“ doch hier und da ein bescheidenes Zeichnen ethischen Denkens. So mal Blochmann, der Führer der heiligen edelmütigen Bewegung in Weichseln, schreibt in einem „Vorwort“ beiläufige Aufsatze recht hübsche Gedanken über die Aufgabe der Ethik, Einhalt und Gleichheit innerhalb der Freiheit der Menschen zu fördern:

„Das Wunde physisch härter sein werden als Andere und so natürlicherweise im Stande, die Schwachen zu unterdrücken und zu ertöden, ist eine selbstverständliche Thatsache, oder daß sie um dieser Thatsache willen alles erreichbare Glück dieses Lebens für sich haben sollten, dieses Vorrecht liegt nicht in dem Wesen, und dagegen wendet sich der Kampf. Das einzige Recht durch natürliche Kräfte im Stande, die größte Reichthümer anzuhäufeln als andere, ist natürlich, aber daß sie wegen dieser Fähigkeit, mehr Geld zu erwerben, die anderen, die keine Reichthümer erwerben können, tyrannisieren und auf ihren Körper freien sollten, liegt nicht in dem Wesen; das ist Vorrecht, und der Kampf dagegen muß geführt werden. Das ganze Wesen ist Folge eines kräftigen Körpers imhände sind, mehr physische Arbeit zu verrichten, ist eine selbstverständliche Thatsache, oder daß sie sich deshalb zusammenscharen und jene, die glücklicher oder unglücklicher Weise keine so große physische Form besitzen, tyrannisieren sollten, liegt nicht in dem Wesen. Das ist Vorrecht, und durch Zwangsrechte ist hier der Kampf der Moral gewesen: die Verhinderung des Vorrechts, dieses ist das Recht, das der Gerechtigkeit und Einheit zutrifft, ohne die Freiheit zu zerstören.“

Mit den metaphysischen Weltanschauungen, speziell auch mit dem religiösen Glauben, beschäftigt hat in der Zeit temperamentvoll geistigen Franzfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort“ (herausgeg. von Carl Saenger) Geheimrat Prof. W. Forster. Für den Kampf gegen die Verirrungen des Glaubens werden hier in der letzten Zeit wiederbekannt sinnigen Reden gehalten und Schranken gezogen. Wie schon dabei einerseits die Rechte der

Wissenschaft auf völlig unzulängliche Erkenntnis des Erlebensinhalts, andererseits aber auch das Recht einer das Glück der Erfahrung harmonisierenden Glaubensanschauung gewahrt werden, mögen folgende Worte erläutern:

„Das Glauben, nämlich der Kultus von unlässigen inneren Anschauungen religiöser oder philosophischer Art über Welt und Menschheiten, weil hinausgehend über die Grenzen alles unersers Erlebens und Wissens, ist ein Bedürfnis der Menschheit, welches niemals aufhört, wenn über jene Grenzen in Zeit und Raum hinaus und über ein nach ja vertieftes, aber doch bedingtes und begrenztes Maß der Beschäftigung unseres Hochbistrebens hinaus wird unser Denken niemals ganz durch Wissen ausgefüllt werden.“

Alle über das Wissen hinausgehenden inneren Welt- und Lebens-Anschauungen haben aber das Gemeinliche, daß sie das Urtheil gegenüber den wörtlichen Welt- und Lebens-Erscheinungen und die Fähigkeit zu völlig unzulänglichen und möglichst reinen Beobachtungen und Erläuterungen in der Außenwelt um mehr oder minder beeinträchtigen. Die freigen die Intelligenz des Beobachtenden und seiner Gestaltungskräfte; oder durch die gesteigerte Zuversicht auf die sogenannte „innere“ Wahrheit wächst auch die Gefahr von Erübungen und Ernothstellungen der unzulänglichen Wahrheit, sowohl bei der Welt-Erkennntis überhaupt, als ganz besonders im Verhältnis und in der Wärdigung der Erläuterungen des Zusammenlebens der Menschen, sowie der Gesehmöglichkeit aller dieser Vorgänge.“

Einen Beitrag zur „Wärdigung der Erscheinungen des Zusammenlebens der Menschen“ liefert uns das 2te und 3te Heft des achtzehnten Ausgabs über die politische Moral“ (im 4. Heft der Hamburger Wochenchrift, „Der Volks“, herausgeg. von C. W. Sandberg und Dr. Heffner, Verlag Alfred Jansen, Hamburg). Wenn in der „Eth. Kultur“ der Gehalts, daß Politik und Moral keine Gegenstände seien, von der Seite aus einmüthig wurde, daß der Radweiss dafür verurtheilt wurde, weil die Forderungen der individuellen Moral auch für das Zusammenleben der Völker ihrer Geltung beibehalten, so läßt das 2te und 3te die Aufgabe von der anderen Seite an. Er geht von dem Begriff des Wohlthätigen und persönlichen Zweckes aus, der in der Politik allerdings die Mittel heilige (sine Anschauung, die wir nicht zu teilen vermögen) und zum Abbruch als Sittlichkeit dafür an, daß der Zweck der Schöpfer aller irdischen Ordnung, des Reiches, der Ethik und der Sittlichkeit sei. Es behauptet er:

„Wenn der Zweck als die Quelle und die Norm sogar der persönlichen Moral reklamiert wird, ja sollte wenigstens die Erkenntnis allgemein werden, daß die politischen Gesetze recht haben und haben, wenn sie allein auf die Dualität ihrer großen Zwecke setzen. Im Staatsmännlichen Wirken, in der Arbeit eines Mannes für eine Gesellschaft, nicht für alle, ist der Wohlthätigen die Sittlichkeit als die Zwecke bekräftigt und auf die Mittel nur insoweit anzuwenden, als ihre Zweckmäßigkeit und das Verhältnis ihres Zuwachsens zu ihren Erfolgen zu prüfen ist.“

Unzweifelhaft und unmaralisch wäre demnach ein und dasselbe. Nun ist freilich alles Unmaralisch stets auch unzweifelhaft, aber nicht unethisch. Man kann ruhig zugeben, daß die historische Entwicklung von Ethik und Recht nicht aus einem angeborenen stillen Gefühl, sondern aus den praktischen Forderungen der Gesellschaft herfließt und doch dieses erwerbende moralische Gefühl mit dem blüh unethischen Zweckmäßigen konkurriert. Das Maralisch ist auch immer das Zweckmäßige, aber das Zweckmäßige noch an nicht immer etwas Maralisch. Die physiologische Erklärungsart, daß zwischen gut und richtig ein Unterschied ist, ist durch den Radweiss ihrer geschichtlichen Entstehung nicht aus der Welt geschafft. Das giebt der Natur am Schluß unbedingt zu, indem er sich so in seiner Mittel (strepale politische Ethik wegen seiner selbstigen und altruistischen Zwecke) Indemittel beirrat, also den Altruismus doch als Maßstab stilligen Handelns anerkennt:

„Aber auch die guttredende Seele“, schreibt er, „wird in den Stand gesetzt werden können, zu erkennen, daß die Mittel des Staatsmannes die nicht seiner Selbstigkeit, sondern dem Wohl der Bürger dienen, nicht gemein haben mit den gemeinlichstigen, ersichtlichen, selbstthätigen Ansichten des Jambotismus, das sein eigenes Behagen und seinen Genuß über die Zwecke der Anderen und Aller streb erhebt. Rein größerer Weges ist es möglich, als der zwischen dem politischen Handeln und dem individuellen. Jenes ist, auch wenn es große Habungbedeute aber gar durch gemeine Mittel mit einer persönlichen Doppelt befohrt wird, durch seine Natur ein Handeln der „Liebe“, nicht des Wohl, das die Wurzel der Sünde ist.“

„Das „Recht“ einem erfolgreichen Staatsmann die Amoralität der angewandten Mittel verzeiht und daß sie selbst den erfolglosen weitens altruistischen Motive zuläßt, findet an der Unethik (und darum in letzter Linie auch Unzweifelhaftigkeit, trotz schwebender Augenblickserfolge) seiner Mittel nicht. Anders ist hier nicht der Ort zu ausgedehnter Potemil.“

Redaktionell Mitteilungen, Manuskrifte, zur Revision bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. N. Penzig, Charlottenburg, Gsellmannstraße 15.

Frauen im Reiche Aesculaps.

Geschichte der Frau in der Medizin und Pharmazie

unter Bezugnahme auf die Zukunft
der modernen Arztinnen und Apothekerinnen

von

Hermann Schelenz.

—————
Ladenpreis Mk. 1,50.
—————

Ernst Günther's Verlag

Berlin W. 39
Potsdamerstrasse 28.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

- Leo Berg, Gefesselte Kunst Mk. 2,—
Leo Berg, Das sexuelle Problem in Kunst
und Leben Mk. 1,50.
Professor Dr. L. Büchner, Die soziale Frage Mk. 0,20.
A. S. Fried, Unter der weisen Fahne Mk. 3,—
Gaupp, Die Entwicklung der Psychiatrie im
19. Jahrhundert Mk. 0,60.
von Sase, Die psychol. Begründung der relig.
Weltanschauung Mk. 0,80.
Ernst Heinemann, Die Bilanz des Christentums Mk. 2,—
Nic. Melnikow, Die gesellschaftliche Stellung
der russischen Frau Mk. 3,—

Schreibmaschine



CALIGRAPH

ist in jeder Hinsicht das führende System.
Prospekte kostenlos und frei von
United Typewriter & Supplies Company m. b. H.
Berlin SW., Bouthstr. 9.

Deutsche Hausfrauen!

Die in ihrem Kampfe um's Taseln schwer ringenden armen
Thüringer Handwerker bitten um Arbeit!

Diesellen bieten an:

Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand und Küchentücher,
Schneetücher, Rein- und Halbleinen, Bettzeuge, Metallkäse und
Pressen, halbwollene Kleiderstoffe, Allwäringische und Spruch-
decken, Aufkäufer-Decken u. s. w.

Echtmilchige Waren sind gute Handlabrifakte. Viele tausend An-
erkennungsschreiben liegen vor. Käufer und Preisverzeichtnisse
lehen auf Wunsch portofrei zu Diensten, bitte verlangen Sie
dieselben!

Thüringer Weber-Verein Gotha.

Vorsitzender C. F. Gröbel,
Kaufmann und Landtagsabgeordneter.

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Am **Verlage für Ethische Kultur**, Richard Vieber, Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14 (früher Verlag der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur) sind erschienen und werden dafelbst und im Bureau der Gesellschaft (W.), Unter den Linden 16) jetzt zu ermäßigten Preisen abgegeben:

- Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.**
2. Jahrgang 1893 (1. Jahrgang, 2 Hefte, erschien bei J. Dümmler, Berlin) Verlag d. D. G. & K. Heft 1—5, Gr. 8°, 90 S. 0,50
3. Jahrgang 1895, Heft 1—5, Gr. 8°, 44 S. 0,30
4. Jahrgang 1896, No. 1—10, gr. 4°, 40 S. 0,50
Ethische Kultur, Wochenschrift f. sozial-ethische Reformen.
Begr. 1893 von Prof. G. v. Sigurd, unter Mitwirkung von Dr. J. W. Joerster herausgegeben von Dr. R. Preutzig und Dr. H. Kronenberg. 1. Jahrg. 1—V (1. Semester) bei J. Dümmler, Berlin; Verl. f. eth. K., Jahrg. V (2. Semester) 1897; VI, 1898; VII, 1899. Gr. 8°, Einzelnummer 0,20. Jeder volle Band geb. 0,50
Ethische Hoffnungen und Ansätze. (Die Eisenacher Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung v. 5—15. Aug. 1895. Abdruck sämtlicher 11 Vorträge und Besprechungen, zusammengestellt von G. Maier. Berlin, Verlag der D. G. & K. 1895. 2. Aufl. 1898. gr. 8° 328 S. 2,00
Daraus sind nur noch einzelne Sonderdrucke zu haben und zwar von
W. Joerster, Eröffnungsrede und einl. Darstellung betr. den ethischen Bund und die Mademie f. ethische Kultur. 16 S. 0,20
G. Maier, Die Organisation d. ethischen Gesellschaft gemäß den Lehren der Geschichte, unter besonderem Bezug auf die Fremmaurerer. 24 S. 0,20
Elsa Morgenstern, Die Aufgabe der Frauen i. d. Erziehung. 16 S. 0,20
A. Böring, Der ethische Unterricht. 22 S. 0,20

- Corwenheim**, Die Ethik Demokrits. 24 S. 0,20
Bruno Meier, Der ethische Wert der Welt des Schönen. 28 S. 0,20
A. Böring, Der Inhalt der sittlichen Forderung; Berlin, Verlag d. D. G. & K. 1895. 5. Aufl. 0,20
Knoll Preutzig, Ethik und Erlösung. Berlin, Verlag d. D. G. & K. 1894. gr. 8°. 52 S. 0,50
Dr. J. W. Joerster, Die Arbeitslosigkeit und die moderne Wirtschaftsentwicklung. Eine Mahnung zum Vorhitz gegenüber der obligatorischen Arbeitslosenversicherung und dem kommunalen Arbeitsnachweis. Berlin 1898. 8° 52 S. 0,50
Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung. Mit Anhang: Programm des Ethischen Bundes und Schriftenverzeichnis. 1. Auflage 1900. gr. 8°. 16 S. 0,10
Bericht über die ethische Bewegung. Im Auftrage des Ethischen Bundes herausgegeben von Dr. J. W. Joerster, Sekretär des Ethischen Bundes (Sitzsch.). Den Mitgliedern gratis und franco.
No. 1 vom 1. April 1897. 8° 20 S. (vergriffen)
" 2 " 1. Januar 1898. 8° 52 S. 0,25
" 3 " 1. Juli 1899. 8° 40 S. 0,25
" 4 " 1. Oktober 1898. 8° 20 S. 0,25
" 5 " 1. Februar 1899. 8° 47 S. 0,25
" 6 " 1. Juli 1899. 8° 0,25
" 7 " 1. Januar 1900. 8° 0,25

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Preutzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Vieber in Berlin SW. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E. Preutz, Berlin SW, Kommandantenstr. 14.

Ercheim
 jeden Besuchen
 Preis 100 M.
 Man abonniert bei allen
 Buchhandlungen
 und Postämtern.
 Post-Zeitungsliste
 Nr. 2586.

Ethische Kultur

Verfasser:
 Die deutsch-palästra
 Kommissionsräte Dr. W.
 Böhmer
 billig nach
 freier Berechnung
 herausgegeben in allen
 Finanzverhältnissen
 und in der
 Spezialität S. W. 19.
 Kommissionsrecht. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizpfi.

Unter Mitwirkung von Dr. Sr. W. Soxerik herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 7. September 1901.

Nr. 36.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Der Osnabrücker Katholikentag. Von Saubli. — Albert Zietzen †. Von Ernst Köhling. — Der Hofkott. Von W. E. Szelidon. — Volksempfinden und Regierungsgeschehen. Von Theodor Weir in Schöneberg bei Berlin. — Streiflichter: Kolau. Erziehung der Zigeunerfinder. — Sprechsaal. — Zeitschriftenklub.

Der Osnabrücker Katholikentag.

Von Saubli.

In Osnabrück fand zwischen die 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ihren Abschluß. Sie unterschied sich weder äußerlich noch innerlich von den früheren Tagungen, und wenn man sich bei der ultramontanen Presse Rat holt über die Frage, was denn eigentlich die spezielle Bedeutung der Osnabrücker Tagung ausmacht, so wird man dahin belehrt, daß diese Bedeutung in der Antifügung eines neuen Kulturkampfes gegen die katholische Kirche in Deutschland liege. Dieser Kulturkampf werde nicht von Seiten der Regierung inszeniert, wie in den Zeiten der Weigezeit, sondern aus der Volksseele heraus entzünde der Kampf.

Man wird zugeben müssen, daß eine Art von „Kulturkampf“ in Deutschland entbrannt ist, wie auch gleichzeitig in anderen Ländern, wie Oesterreich, Spanien, Portugal und Frankreich; aber es erscheint uns fraglich, ob dieser neue Kulturkampf, der uns an sich viel sympathischer ist, als Bismarcks Gewaltpolitik, zu dem Ziele führen wird, das alle freien Geister ersehnen. Gewiß werden die Erfolge nicht ausbleiben, wenn aus den Lagern aller nichtklerikalen Bekenntnisse und der Freidenker aller Schattierungen der Kampf gegen Rom mit der Wucht aufgenommen wird, die seine weltgeschichtliche Bedeutung fordern darf — aber die Frage bleibt offen, ob die freigelegten Kreise genug Opferwilligkeit besitzen, um den Kampf auch durchzuführen.

Wenn Lesen der Berichte vom Katholikentage muß sich jedem Denker die Frage aufdrängen, wie es nun möglich ist, daß der Klerikalismus in Deutschland noch in der Lage ist, eine solche Heerschau aufzubringen, da doch unabhängig an der Aufrüstung der Waffen gearbeitet wird, und mit Hilfe der Presse, von Vorträgen, freien Legehallen, Volkserhaltungs-Abenden u. s. w. u. s. f. w. scheinbar nichts unversucht bleibt, um auch die, welche im Banne des Klerikalismus sich befinden, aufzurütteln. Der Miferikordie erklärt sich größtentheils aus der Tatsache, daß in den sog. „liberalen“ Kreisen überhaupt keine Opferwilligkeit auf bereitem Gebiete zu finden ist, während die Opferwilligkeit in ultramontanen Kreisen ins Ungemessene geht. Man braucht nur die Nachrichten der

verschiedenen Vereinigungen zu lesen, die auf dem Katholikentage erstattet wurden, um zu verstehen, wie es kommt, daß der Klerikalismus noch immer in Deutschland eine Rolle spielen kann. Die Gläubigen stellen eben große Teile ihres Einkommens für katholische Propagandazwecke zur Verfügung, während die sog. Liberalen für solche Dinge in der Regel überhaupt nichts übrig haben. Zur Ausbreitung der besten Sache sind Mittel nötig, und wenn sie nicht aufzubringen sind, dann scheidet eben die schlechtere Sache, deren Anhänger opferwilliger sind. Dies kann unseren freigeistigen Mitbürgern nicht ernst genug zu Gemüte geführt werden. Die Ansicht, daß sich „das Gute“ von selbst Bahn brechen müsse, ist eine sehr verhängnisvolle. Die Mandelsterlehere, die schon im wirtschaftlichen Leben zu schweren Schädigungen führt, ist auf kulturellem Gebiete einfach mörderisch. Was mag etwa ein frommer Katholik von der Opferwilligkeit der Kreise denken, die hinter der ethischen Bewegung stehen, wenn er beispielsweise die Beträge, die in deren wichtigsten Fonds, den Wanderredner-Fonds, fließen, mit den Summen vergleicht, die deutsche Katholiken für Missionszwecke aufwenden. Und die Wanderredner sind unsere Missionäre!

Dem Vertreter der klerikalen Weltanschauung ist kein Feind zu gering, um ihn für seine Propagandazwecke zu fordern, kein Weg zu weit, um einen Gläubigen in seinem Glauben zu stärken, kein Berg zu steil, um ein Kapellchen zu errichten, kein Meer zu tief, um es zu befahren, wenn es gilt, „Heiden“ zu bekehren.

Man wird einwenden, daß die Propaganda deshalb um so energischer bei den Klerikalen einsetzen müsse, weil ihre Lehre so sehr gegen alle Erfahrung streitet, daß sie nur mit übermenschlichen Anstrengungen überhaupt zu halten sei. Die ethische Weltanschauung werde durch die in ihr wohnende Macht der Wahrheit siegen, und für ein Daarwachsmittel müsse wohl auch andere Propaganda gemacht werden, wie beispielsweise für das Genuin. Das hat seine Berechtigung, wenn man mit ungenessenen Zeiträumen rechnen will. Es mag zugegeben werden, daß einmal der Tag kommen wird, an dem die ethische Anschauungsweise alle Dogmen der konfessionellen Gemeinschaften verdrängt haben wird. Die Frage ist nur, ob das nicht etwas lange dauern wird, wenn wir auf rege Propaganda verzichten wollen.

Wie auf früheren Katholikentagen wurde wieder viel über die benötigende Rückständigkeit der deutschen Katholiken auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Handels, der Industrie und der Technik gesprochen. Die Rede des Abgeordneten Dr. Bachem war besonders interessant. Statt die satzungsbekanntenen Gründe für die Rückständigkeit der Katholiken anzugeben, als da sind: schlechte Schulbildung,

Verwirrung der jugendlichen Geister mit Wundergeschichten aller Art, so daß die Ermachienen keinen Sinn mehr für die Wirklichkeit des Lebens besitzen, ein Uebermaß von Feiertagen, der „Sanitäts-Rordon“, der von der Lektüre akatholischer Zeitungen und Bücher abhalten soll, sittlicher Verberb im Reichthum u. i. w., jagte Dr. Bachem u. A.: „Eine Art Rückständigkeit muß der katholische Kaufmann üben, er muß sich fern halten von den Geschäften, die vor der Moral nicht bestehen können“. Der nicht eingeweihte Zuhörer mußte nach diesen Worten glauben, daß die Katholiken nur deshalb im wirtschaftlichen Kampfe zurückgeblieben sind, weil sie es mit den moralischen Anforderungen heiliger nähmen, als die Nichtkatholiken. Wir glauben nicht, daß die Kriminalstatistik die Unterlagen für eine solche Behauptung bieten kann. Herr Dr. Bachem hätte sich auch des Jalles Terriblen erinnern und lieber schweigen sollen bei dem Gedanken, daß dieser katholische Kaufmann ein Katakomben-Schreiber hätte sein können, auf dem zu lesen stand: „Ehrlich im Handel, christlich im Wandel“. — Auch gegen den „Mammonismus“ sprach Dr. Bachem, indem er meinte: „Gewiß, wenn als Kriterium der Rückständigkeit nur der Weltadel dient, mögen unsere Gegner recht haben — wir hätten dann aber nicht mehr auf dem Boden der christlichen Weltanschauung, sondern auf dem des Mammonismus“. Von seiner Seite ist behauptet worden, daß der Mangel an Reichthum allein die Rückständigkeit der Katholiken beweist. Aber im Zusammenhang mit der Thatfache, daß kein Klerikaler in Deutschland z. Bt. auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Technik u. i. w. eine führende Rolle spielt, daß kein Centrumsblatt mehr als lokale Bedeutung besitzt, daß die großen Erfindungen von Nichtklerikalen gemacht werden, daß überhaupt unsere ganze Kultur, auf die wir stolz sind, auf den Leistungen von Nichtklerikalen beruht — im Zusammenhang mit dieser Thatfache ist es nicht uninteressant, daß die katholische Bevölkerung im Vergleich mit der akatholischen mehr und mehr verarmt. Der Reichtum ist doch nicht nur „Mammonismus“. Man braucht Besitz auch, um sich und die Seinen zu bilden, um seine Gesundheit zu erhalten, um sich Kunstgenüsse zu verschaffen, um anderen Menschen aus der Not zu helfen, um für seine Ideale und das Gute in der Welt zu wirken, und wenn der Katholik in Deutschland in Folge seiner Rückständigkeit seinen Besitz mehr und mehr verliert, dann sinkt er eben auch in seiner Kultur herab und sein sozialer Niedergang ist befeuert.“ Uebrigens spielt der Mammonismus gerade in der katholischen Kirche eine überaus verhängnisvolle Rolle. Daß die französischen Kongregationen Milliarden zusammenzufordern verstanden und daß Spanien vor einer Revolution steht, weil die geistlichen Genossenschaften den jungen Reichthum des Landes mit Beschlag belegt haben, weiß doch Herr Dr. Bachem auch. Wozu also die Pfarisier-Recue, um die Thatfache der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Katholiken zu verbreiten? Wenn zufällig die Katholiken die wirtschaftlich Stärkeren in Deutschland wären, dann hieße es: „Der Regen des Himmels ruht sichtbarlich auf den Bewohnern seiner heiligen Kirche“. In vielen Neben auf der katholischen-Verammlung zu Ebnabridt kommen solche Behauptungen vor, die wahrhaftige Menschen unangenehm berühren müssen. Bei Parkei-Tagen nimmt man es mit solchen Neben ja nicht allzu genau, aber auf den Verammlungen der Katholiken soll es sich doch mehr um Dinge der Religion, als der Politik handeln? Auch das Zentrum ist allerdings allmählich Weides so verquardt worden, daß kein Mensch mehr jagen kann, wo das eine anjängt und das

andere aufhört. Ob dieser Zustand geeignet ist, wahrhafte Religiosität zu fördern, muß allerdings denen zu beurteilen überlassen bleiben, die es angeht.

Albert Zietzen †.

Von Ernst Lohling.

Wenn man in einer Zeitschrift als Ueberschrift zu einem Aufsatz einem Personennamen begegnet und dabei jenes Zeichen sieht, welches uns sagt, jene Person sei gestorben, dann ist wohl der erste Gedanke eines Lesers, der den betreffenden Namen etwa zum ersten Male liest, der, es sei eine Leuchte der Kunst, Wissenschaft oder Litteratur erloschen oder ein bedeutender Staatsmann vor nicht allzu langer Zeit zu Grabe getragen worden. Allein diesmal ist es anders. Weder aus einem Kalende, noch aus einer Studierstube nahm die Postfach, die uns die Feder zu diesen Zeilen in die Hand drückt, ihren Weg; kein prunkvolles Leichenbegängnis, das als Ausdruck einer Volkstrauer gedeutet werden könnte, ward dem Manne, dessen Name die Ueberschrift enthält, zuteil. Nein, in den Mauern des Zuchthauses zu Werden ist er nach fast achtzehnjähriger Haft gestorben, und seine Vererdigung war so wie jede andere, die einem Menschen bereitet wird, der seinen Lebenslauf hinter Kerkermauern beschließt. Ein Sträfling also ist es, dem ein Nachruf gehalten wird, aber dieses Sträflings Namen mühte man sich auch dann merken, wenn er nicht mit Rücksicht darauf, daß er dem eines Reitergenerals Friedrichs des Großen gleichlautet, so leicht zu merken wäre.

Albert Zietzen war verurteilt worden auf eine Anklage hin, die ihm die Ermordung seiner Frau zur Last legte. Unter dem Beifallsjubel des Oberfelder Gerichtssaalpublikums ward ihm das Todesurteil gesprochen; lebenslängliches Zuchthaus ward ihm in der Folge zuteil. Und doch war er kein Mörder. Allein die öffentliche Meinung und die zwölf Männer aus dem Volke, die auf der Geschworenensbank saßen und in deren Hände sein Schicksal gegeben war, waren gegen ihn. Zietzens Ehe war eine unglückliche. Zietzen war es, der seine Frau mißhandelte und deren baldigen Tod wünschte; das ist in aller Form Nachstens erwiesen, und der alte Satz: „De mortuis nihil nisi bene“ vermag uns, die wir nichts weiter wünschen, als daß der Wahrheit ihr Recht werde, nicht zu hindern, dies jetzt, da Zietzen seine ewige Ruhe gefunden hat, in die Falten des Mantels der Vergessenheit sinken zu lassen. Eingestehen wollen wir, daß dies genug Grund war, einen Verdacht gegen Zietzen rege werden zu lassen und da ihn die Ergebnisse der Voruntersuchung nicht zu zerstreuen vermochten, den Verdächtigen auf die Anklagebank zu bringen. Darin also, daß Zietzen der Prozeß gemacht wurde, vermögen wir ein Unrecht nicht zu erblicken. Jedoch Zietzen war verurteilt worden hauptsächlich auf Grund dreier Momente, und zwar der Aussage seiner sterbenden Frau, der Aussage seines mitangeklagten Lehrlings und auf Grund eines 1—1,3 mm großen Holzbildchens, das man an seinem Messer gefunden und das ein rotes Blutstadium, welches man für Blut hielt, ausgewiesen hatte. Dies letztere Moment ist für sich allein gar nicht ausschlaggebend, hätte jedoch unter Umständen belastende Kraft beigelegt bekommen können, wenn nämlich die beiden anderen Momente nicht nur als belastend angenommen worden, sondern auch zu einer Belastung thatsächlich geeignet gewesen wären. Dies war hingegen nicht der Fall. Kein Geringerer als Kraft-Ebing hat es ausgesprochen, daß die zu Tode verwundete Frau Zietzen infolge ihrer Kopferletzungen sich in einem Zustande befinden hat, der sie den verschiedensten Sinnestäuschungen ausgejezt sein ließ. Und der mitangeklagte Lehrling

*) Prof. Dr. Martin Dissenbacher, Konfession und soziale Erziehung. Eine Studie über die kirchlich-katholische Lage der Katholiken und Protestanten in Baden. Tübingen J. C. W. Mohr.

August Wilhelm: nun, in der Hauptverhandlung war er freigesprochen worden; allein wiederholt hat er später sich der Ermordung seiner Weilerin selbst beschuldig, jedoch in den Verhandlungen über den Wiedererfassungsantrag, der zwei mal gestellt worden war, wurde Wilhelm für unglaubwürdig befunden, weil er einerseits von Zietzens Angehörigen beeinflusst worden war, andererseits sein Geständnis oft zurückgenommen hatte, wobei jedoch das Gericht den Umstand, daß das Geständnis immer und immer wieder abgelegt worden war, nicht nach Gebühr berücksichtigt zu haben scheint. Zu all dem kommt noch der Umstand, daß der Mord äußerst besonnen ausgeführt und nach vollbrachtem Verbrechen fast Alles wieder in Ordnung gebracht worden war, wozu gewiß ein weit größerer Zeitraum nötig gewesen ist als die drei Minuten, innerhalb welcher Zietzen am Abend des Verbrechens mit seiner Frau allein beisammen war. All dies ließ die Ansicht aufkommen, daß Zietzen unschuldig sei, und daß diese Ansicht die einzig richtige ist, können wir, nachdem wir vor ungefähr anderthalb Jahren den Beweis hierfür im III. Bd. des „Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik“ erbracht und im V. Bd. des genannten Archivs verteidigt haben, auf Ehre und Gewissen erklären, ebenso wie wir ruhig und fest erklären, daß der Verklagte August Wilhelm der Mörder der Frau Marie Zietzen ist.

Dies sind in aller Kürze jene Umstände, welche dem Schicksal Albert Zietzens den Stempel einer gewaltigen Tragik aufdrücken. Was ein Paul Linbau, ein Liebkecht, ein Egidy anstrebten, daß auch für Zietzen die Stunde schlagen möge, wo ihm Freiheit und Ehre wiedergegeben werden möge, sie haben es nicht erreicht. Im Zuchthause ist Albert Zietzen gestorben; allein sein Tod vermag daran nichts zu ändern, daß der Kampf ums Recht weitergeführt wird; dafür ist schon durch die Strafprozessordnung Sorge getragen. Zietzen ist das Opfer jener verkehrten Ausbildung der Kriminalisten geworden, welche im Geheimen die ganze Apparat des Untersuchungsrichters erblüht. Mehr ins Leben als ins Werk blüht! Diesen Gedanken hat schon Schiller angeregt in seinem „Verbrecher aus verlорener Ehre“. Die Vollendung dieses Gedankens zum stolzen Bau einer Wissenschaft, der sogenannten Kriminalistik, blieb Hanns Groß vorbehalten. Noch lange stehen wir nicht am Ziel. Hanns Groß hat Anklang gefunden; sein „Handbuch für Untersuchungsrichter als System der Kriminalistik“ liegt in vier Auflagen vor und an der Uebersetzung in vier andere Sprachen wird zur Zeit gearbeitet. Allein seine Anregung zur Gründung kriminalistischer Institute, in welchen der Untersuchungsrichter für die Praxis herangebildet werden soll, hat bis jetzt viel zu wenig Anklang gefunden.

Wenn einmal die Kriminalistik voll und ganz zum Siege gelangt sein wird, dann wird sich die Gefahr solcher Vorherrscher, wie der Fall Zietzen einer ist, bedeutend vermehrt haben. Das Recht der Angehörigen Zietzens, für ihn einzutreten, ist durch seinen Tod zu ihrer sittlichen Pflicht geworden. Die Ansicht, die einer der größten Gelehrten unserer Zeit in einem uns zur Verfügung stehenden Briefe in Bezug auf den Fall Zietzen geäußert hat: „Die Heiligkeit des Richterpruches, auch des ungerechten, ist auch eines der Fundamenta regni“ wird hoffentlich von der Mehrzahl derer, die dies lesen, nicht geteilt werden, und wenn wir hier die Worte Hamerlings an das Deutsche Volk anführen:

„Und weil es Dir vergnügt war, das Banner des Ideals,
So halte es hoch im Lichte des ewigen Sonnenstrahls!
Hoch halte es unter den Völkern und walle damit voran
Die Wade der Gerechtigkeit und des Rechts Bahn!“

so dürfen wir wohl mit Robert Prutz der Hoffnung Ausdruck geben: „Und prächtig aus der goldenen Saat der Eder entfaltete sich die Frucht der That“. Auch öster-

reichische Richter haben ein Fehlurteil gefällt, als sie eine Katharina Steiner des Mordes, über Nichtigkeitsbeschwerde des Todtschlages schuldig fanden. Aber kaum hatte der wahre Thäter gefanden, so zögerte man nicht weiter, in der Genußnahme zu teil werden zu lassen. Möge an diesem Beispiel gelernt werden! Vielleicht wird dann doch der Tag kommen, an welchem das jetzt nicht zutreffende Wort Ernst von Wildenbruchs: „Immer bei der Wahrheit ist das Recht“ richtig befunden werden kann.

Der Boykott.*)

Von W. S. Ebelson.

Die Geschichte der Verbesserung der sozialen Verhältnisse im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ist reich an charakteristischen Momenten. Eines der verblüffendsten, gewaltsamsten ist die Einführung des Boykotts.

Es ist vom ethischen Standpunkt aus keineswegs leicht, in dieser Angelegenheit stets klar zu sehen und stets untrüglich sicher zu erkennen, welchen Weg man einzuschlagen hat. Es kann vorkommen, daß sich jemand des Boykotts als einer Waffe bedient, ohne gewahr zu werden, daß er es thut, daß er sich diese Einrichtung, die er vielleicht verdammt, zu Nuzze macht, ohne daß er sich darüber, was seine Handlungsweise bedeutet, noch darüber, was sie nach sich zieht, klar war.

Das Boykotten ist eine uralte Waffe, die nur unter neuem Namen und unter neuer Form im neunzehnten Jahrhundert wieder in Aufnahme kam. Im Grunde genommen ist es nichts anderes, als jenes Verfahren, welches zu Perikles' Zeiten in Athen Anwendung fand, durch welches ein Mann in hervorragender Stellung für eine gewisse Zeitdauer als geächtet erklärt werden konnte und durch eine öffentliche Erklärung aufgefordert wurde, die Stadt zu verlassen. Selbst die Inquisition war, allerdings unter einer rohen Form, eine Art Boykott. In der Geschichte wurde derselbe in der Regel angewendet, um gefährlichen Gebrauch der Freiheit einzudämmen, oder um Zustände, die sich für freie Handlungsweise als besonders günstig erweisen, in den notwendigen Schranken zu halten. Er war eine beliebte Waffe der Kirche und auf dem ganzen Gebiet der religiösen Bestrebungen. Ueberall da, wo im Menschen die Vernunft-Anlagen weniger stark ausgeprägt waren als die des Gemüths, da war die Anwendung des Boykotts sehr verbreitet und wirksam. In allen Zeiten bediente man sich seiner, um die Empfindung gerechter Entrüstung zum Ausdruck zu bringen.

Und wenn man auch in unserer Zeit wiederum zu demselben zurückgegriffen hat, so geschah dies offenbar, weil man kein wirksameres Mittel fand, um sich gegen Ungerechtigkeiten und Ungebürlichkeiten zu wehren.

Wenn wir es z. B. für Ehrensache halten, mit einem Menschen, den wir mißachten, nicht gemeinsame Sache zu machen, so wenden wir uns, indem wir unserer Ueberzeugung gemäß handeln, dem Boykott zu. Durch unser Benehmen jenem Menschen gegenüber wollen wir ihn auf eine tiefere Stufe drängen und ihn zwingen, sich seiner Minderwertigkeit oder seiner verwerflichen Handlungsweise bewußt zu werden. Erst kürzlich wurde in Amerika durch das Oberhaupt einer Universität auf diese Waffe hingewiesen, um durch dieselbe der traurigen Vererbtheit in gewissen Kreisen der wohlhabenden Bevölkerung, welche die politischen Institutionen demoralisieren, zu steuern. Es wurde gesagt: „Achtet diese Menschen; schließt sie aus der guten Gesellschaft aus.“ Was wäre das anders, als eine neue Form des Boykotts?

*) Deutsch von W. von Suttner. Aus Nr. 2 Vol. II der Ethical Record.

Und auch in der gebildeten Welt war er seit älter als her ein thatkräftiges Hilfsmittel, um die Menschen in Schranken zu halten; er hat dazu beigetragen, die Manieren, die Ausdrucksweise, die Höflichkeitsformen des Menschen dem Menschen gegenüber zu entwickeln.

Je höher sich das Niveau, auf welchem die gebildeten Massen stehen, erheben wird, um so schärfer wird sich eine Absterkung fühlbar machen, um so ängstlicher wird man daher vermeiden, mit einmal angestellten Regeln zu brechen, um nicht von der Allgemeinheit abgetrennt zu werden. Selbst der tapferste Mann, der da meint, es mit der ganzen Welt aufnehmen zu können, wird zaghaft und ängstlich, wenn seine Nebenmenschen ihm einen Gruß verweigern. Dann lauert er sich zusammen wie ein geängstligtes Tier, und sein ehedem so herausfordernder Mut sinkt vor dieser scheinbar so harmlosen, so ungefährlichen Waffe entkräftet zusammen.

Abgehen von diesen, auf alte Gepflogenheiten zurückzuführenden Formen des Boykotts hat er während der letzten hundert Jahre andre, neue Formen angenommen, angefaßt deren wir uns nicht ohne Verlangen fragen, welches sein Endziel sein wird, wohin er eubälgig führen soll?

Das Gefährliche ist, daß sich dieses Kampfmittel so leicht anwenden läßt und sich den divergierendsten Fällen so willig anpaßt.

Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts das soziale Reformwerk begann, fanden die Menschen, daß es, um ihr Werk zu unterstützen, sein wirkungsvolleres Hilfsmittel als den Boykott gab, und so wurde er allmählich in den Händen der unteren Schichten zu einem mächtigen Werkzeug, dessen sie sich zur Erlangung ihrer Wünsche bedienen. Eine Giantätlichkeit des Boykotts, die er augenblicklich gehandhabt wird, ist, daß er, anstatt direkt und unverhohlen auf das schuldige Individuum zu zielen, sich dieses indirekt, indem er sich zuvörderst an Unschuldige wendet, zu unterwerfen sucht. Um Grunde genommen ist er nichts andres als eine Art Kriegsbrauch, der uns ermächtigt, unsere Nachbar, so weit wir dazu imstande sind, seiner Freiheit zu berauben, um ihn dadurch in unsere Gewalt zu bekommen, wenn uns dies für unseren Nachbar (alldiesviel, ob er unserer Ansicht ist oder nicht) oder nur uns selbst als notwendig erscheinen sollte, um unsere Pläne auszuführen.

Es giebt Zeiten, die ein derartiges Verfahren notwendig machen. Allein es ist von schlimmen Folgen begleitet. Ungemein auffallend ist dabei, daß man heute den ansiebigsten Gebrauch von demselben gerade in jenem Lande macht, welches, einer allgemein verbreiteten Ansicht zufolge, die freiesten Institutionen hat: nämlich in der nordamerikanischen Republik.

Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache, daß unter dem Vorwand der Freiheit und Menschlichkeit, dem allgemeinen Wohlergehen zu Liebe, auf eine große Anzahl von amerikanischen Unterthanen ein härterer Zwang ausgeübt wird, als dies in irgend einem europäischen Staat der Fall ist — vielleicht selbst Ausland nicht ausgenommen. Nirgends hörte ich so viele Klagen über die Einschränkung der Freiheit, als in America. Nur richten sich dieselben hier nicht gegen die Politik oder die Verfassung, sondern gegen Fesseln privater Natur, denen das Individuum nicht besonnen, gegen die es sich nicht auflehnen kann. Und hier stehen wir vor dem bedauerlichen Unterschied des Boykotts von heute gegen jenen der früheren Jahrhunderte. Heute ist er eine private Waffe, deren sich ein Bürger gegen den andern, oder eine Körperschaft gegen die andere bedient, ganz verschieden von dem ursprünglichen Verfahren der öffentlichen Strafverhängung nach vorhergegangener Unteruchung, oder einer formellen Abstimmung, wie sie in den Tagen des alten Athen üblich war. Tamals war dem einzelnen Individuum wenigstens nicht die Möglichkeit

abgeschnitten, sich zu verteidigen. Thatsachen und Licht zu ziehen und sich wenigstens zu überzeugen, wogegen und gegen wen es anzukämpfen hatte. Heute dagegen, wo er als geheimes Werkzeug arbeitet, welches von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt wandert, ist der Bedrohte dem angelegt, niemals genau zu erfahren, wann er sich gegen die Waffe wird zu verteidigen haben, noch wie sie gegen ihn wird gehandhabt werden.

Das Gefährliche ist, daß man, wenn man dies Verfahren erst einmal angewandt hat und von seiner Wirksamkeit überzeugt ist, sehr leicht in Versuchung kommt, daselbe in den verschiedensten Fällen in Anwendung zu bringen, um es sich zur Erreichung der verschiedensten Zwecke dienstbar zu machen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Verfahren sein ehrliches, offenes, rechtmäßiges in des Wortes voller Bedeutung ist, sondern eine willkürlich angewandte Form der Vergeltung oder Einschüchterung. Wenn man sich seiner bedient und es vor sich verantwortet, so muß man auch dieses Faktum zu geben, und auf seine Konsequenzen gefaßt sein; mag man nun z. B. eine gerechte Inquisition dadurch ausdrücken, daß man einem Manne, den man verdächtigt, auf der Strafe den Gruß verweigert, oder mag ein Arbeitgeber einen Arbeitstüchtigen privatim anschwärzen; oder eine Körperschaft sich weigern, mit einer zweiten gemeinschaftlich zu arbeiten, so lange diese sich nicht der ersten Verbindung angeschlossen hat, um mit derselben vereint auf den Arbeitgeber einen Zwang auszuüben. Ein jeder dieser Fälle ist nichts andres, als Anwendung von Gewaltmaßregeln und Zwang.

Es steht außer allem Zweifel, daß es einen Nobus geben muß, der es berechtigter Unzufriedenheit ermöglicht, sich zu äußern, und daß dies wesentlich ist für den ethischen Fortschritt. Aber es handelt sich darum, nicht eine gewisse Grenze außer Acht zu lassen, die zu überschreiten mit erster Gefahr verbunden ist. Die Hauptgefahr, welche der Boykott in sich birgt, ist, daß er Situationen forciert, Beschäfte künstlich in die Höhe treibt und eine jähe Reaction im Gefolge hat, durch welche häufig derjenige, welcher sich der Waffe bediente, mehr geschädigt wird, als jener, den sie angriff. So verlor ein Gewerkeverein, indem er andere Arbeiter boykottierte, um auf die Arbeitgeber einen Druck auszuüben, diesen seinerseits zum Anschwärzen. Und umgekehrt, verlor das Anschwärzen von seiten des Arbeitgebers die Arbeiter, zum Boykott ihre Lust nach zu nehmen. Aus einem derartigen Kampf geht natürlich der Stärkere als Sieger hervor. Und der Stärkere ist derjenige, der über die wirksamen Waffen verfügt — d. h. über den ausgebildeteren Verstand und das größere Kapital. Schließlich und endlich werden also die unteren Klassen durch die Anwendung dieser Waffe sehr benachteiligt werden.

Es ist der bedauerliche Nachteil aller „Kriegsbrände“ oder Gewalt- oder Zwangsmaßregeln, daß sie über kurz oder lang das scharfe, seine Verständnis für Recht und Unrecht trüben. Hat man sich erst einmal in rechtsschaffener Absicht einer derartigen Waffe bedient und sich von ihrer Deutlichkeit überzeugt, dann giebt die Thatsache allein, daß man mit niedrigen, rohen Mitteln umgeht, zu der Fälschung Anlaß, daß der Ansüßende selber erniedrigt werde und verlohre.

Aus diesem Grunde wird auf die Länge der Zeit jener, der den Boykott anwendet, mehr Schaden erleiden als derjenige, der boykottiert wird, weil wie erwähnt, dies Verfahren allmählich das feinere Gefühl für Recht und Ehre ertödt.

Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts das Boykott zuerst in Aufnahme kam, erwies es sich vielleicht als äußerst wirkungsvoll; es trat vielleicht nur in Fällen, wo es sich um Recht und Gerechtigkeit handelte, in Kraft.

und das Gefühl, dem es entsprang, war vielleicht tiefe Empörung. Wie jedoch die Dinge heute stehen, zeigt es sich uns nicht nur unter einer anderen, sondern namentlich gefährlicheren Form. Heute bedient sich desselben eine Verbindung von Arbeitern, um eine zweite Verbindung zu beschaffen; aber in diesem Kampf handelt es sich häufig keineswegs um Recht oder Gerechtigkeit, sondern einzig und allein darum, daß einer der beiden Teile die Oberherrschafft über den anderen erringen will. Die großen Handelsringe (trusts) oder industriellen Vereinigungen haben sich überzeugt, was wirkungsvoll sie mit dem Boykott operieren können, und machen den ausgedehntesten Gebrauch von demselben. Wer weiß, ob wir ihn nicht schon in der nächsten Zukunft auch wieder auf dem religiösen Kampfplatz werden auftauchen sehen. In dem Kampf, den zwei Klassen ungleichen Blutes und ungleichen Temperaments gegen einander führen, wird er ein Mittel mehr sein, um sich zu bekämpfen. Vielleicht werden wir, wie ein Vierteljahrhundert um ist, Zeugen von Kämpfen zwischen großen Wirtschaftsverbänden sein, in welchen die eine darauf bestehen wird, daß nur Männer ihrer eigenen Klasse, ihres Blutes, ihrer Religion gewisse Stellen besetzen dürfen. Mancher wird bei der Eröffnung dieser Aussicht lächeln, als wäre sie undenkbar. Prüft man jedoch, wenn auch nur mit flüchtigem Blick, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit und ihrer Tendenzen, so wird eine derartige Normierung nicht länger unmöglich erscheinen.

Das Resultat, welches aus diesen Erwägungen zieht, ist die Ueberzeugung, daß die Gesetzgebung sich genötigt sehen wird, und zwar vielleicht schon binnen Kurzem, die Frage des Boykotts energisch zu prüfen. Im weiteren Sinne des Wortes hat sie sich sogar schon mit derselben befaßt, insofern, als sie z. B. die Anwendung der schwarzen Listen erörtert hat. Es wird der Tag kommen, an welchem sich die Arbeiter selber an das Gesetz und die Gesetzgebung wenden werden, um einer vor dem andern Schutz zu suchen. Der Kernpunkt der Frage, welche ich hier aufgeworfen habe, ist also: Wird man nicht bald gezwungen sein, in dieser Angelegenheit energisch Halt zu geben, und muß das ethische Moment derselben nicht mehr in den Vordergrund gerückt werden?

Unsere Ähnen bauten die Verfassung unseres Landes auf der Theorie auf, daß in allen strittigen Angelegenheiten an die Vernunft appelliert werden sollte, und auf der Voraussetzung, daß endgültig die praktische Seite die Oberhand behalten solle, weil man von der menschlichen Natur voraussetzte, daß sie sich von praktischen Instinkt würde leiten lassen. Allein in wichtigen Phasen der sozialen Reformarbeit ging das Streben dahin, sich der Theorien unserer Ähnen zu entziehen. Zwar in politischen Fragen halten wir an denselben noch zum Teil fest. In jo wichtigen, ersten Fragen jedoch, wie der, uns gegenwärtig aufzustehen, die unteren Klassen auf eine höhere Stufe emporzuheben, läßt man ihre Grundzüge anher rückt und kehrt zu Einrichtungen zurück, die mit solchen aus der Zeit der Inquisition verglichen werden können. Wir sollten daher dafür eintreten, daß dem Boykott in der Art und Weise, wie er sich heute entwidelt, schärfere Aufmerksamkeit zugewendet wird, daß seine Anwendung einige Einschränkungen erlährt, ohne daß er ganz ausgemerzt werde, widrigenfalls zu befürchten ist, daß das Volk aus dem Streben, sich zu einer höheren materiellen Stufe zu erheben, moralisch verschlechtert hervorgeht, indem es sich zur Erlangung seiner Ziele niedriger, brutaler Mittel bedient. Vor den Gefahren, die den unteren Schichten aus einem Mißbrauch dieser Waffe erwachsen können, vor dem Unrecht, welches dieselbe ihnen zufügen kann, bangt uns, wenn wir sehen, wie die Anwendung der Waffe des Boykotts stetig zunimmt.

Volksempfinden und Regierungsgebot.

Von Theodor Briz in Schönberg bei Berlin.

Einige Vorgänge der letzten Zeit waren im höchsten Grade charakteristisch für unsere Regierungszustände; sie haben großes Aufsehen erregt und sind nicht nur in Blättern von oppositioneller Richtung, sondern auch in solchen, die sonst mit der Regierung zu gehen pflegen, abfällig und sehr scharf kritisiert worden.

Herr v. Puttammer, der lange das Amt eines Staatssekretärs in den Reichsländen verwaltet hat, muß abgehen, und an seine Stelle tritt Herr v. Köller, obgleich Herr v. Puttammer das Vertrauen der reichsländischen Bevölkerung genoß, während dieselbe Herr v. Köller mit tiefem Mißtrauen entgegensteht. Es verlaniet aber, daß Herr v. Puttammer bei Hofe nicht gut angesehen ist, desto mehr dagegen Herr v. Köller. Und die Anschauungen böfischer Kreise haben für die Politik Deutschlands mehr zu bedeuten, als die Anschauungen und Bedürfnisse des Volkes. Gerade auf die Anschauungen der Bevölkerung in den neu erworbenen, zum Teil von einer fremden Nationalität bewohnten Landesteilen sollte besonders Rücksicht genommen werden, wenn man daran denkt, sie jemals völlig mit dem bestehenden Zustande auszuheilen. Herr v. Köller versteht es wohl, eine deutschfeindliche Agitation durch politische Zwangsmittel gewaltiam niederzuhalten. Aber das ist nicht der Weg, eine mit der deutschen Herrschaft unzufriedene Bevölkerung wirklich für das Deutschtum zu gewinnen. In unseren Hof- und Regierungskreisen jedoch scheint man für den großen Unterschied zwischen einer gewaltiam erzwingenen äußeren Loyalität und wahrer Ueberzeugung und Zufriedenheit mit der Regierung zu wenig Verständnis zu haben. Ein andres Beispiel von der Herrschafft derselben Geistesrichtung ist die Veräußerung, betreffend die Landesstraßen. Hierbei wird ebenfalls die Wirkung von Gesetzesmaßnahmen übersehen, und es vertritt sich in dieser Anordnung eine vollständige Unkenntnis von den Anschauungen des Volkes. Für den, der das Volksteilen kennt, ist es ja ganz klar, daß solches Gebot das Gegenteil von dem bewirkt, was man dadurch erreichen wollte. Regungen des Herzens lassen sich nicht durch Gesetze erzwingen, und welchen Wert haben die äußeren Zeichen von Trauer, wenn die durch diese Vorschriften erregte große Unzufriedenheit, deren Berechtigung gut monarchisch gesinnte Leute anerkennen, die Sympathien für die Monarchie viel mehr schwächt, als beivärkt? In zahlreichen Mättern wurde in der letzten Zeit darauf hingewirkt, welche richtige Auffassung über den Wert einer erzwingenen Landesstraßen Friedrich der Große und Friedrich III. vertreten haben.

Aber eben diese irrthümliche Vorstellung, daß es das Recht der Regierung sei, dem Volke diejenige Empfindungen vorzuschreiben, die sie für nützlich hält, und daß es auch möglich sei, in solcher Weise das Volk zu beeinflussen, die tritt uns überall entgegen, die durchdringt unsere ganze Regierungspolitik, und sie ist die Ursache zahlloser Mißerfolge. Unsren leitenden Kreisen fehlt zu sehr das Verständnis dafür, daß in der Neuzeit die Köller starke eigene Empfindungen haben und daß es unmöglich ist, ein Volk dauernd zu zwingen zu stellen durch ein Regierungsgesetz, welches auf die Anschauungen des Volkes keine Rücksicht nimmt. Unsere Regierung bereitet ein Zollgezei vor, welches in weiten Kreisen des Volkes Unzufriedenheit erregen wird, insondlich in der Bevölkerungsklasse, welche man durch die Sozialpolitik zu gewinnen und veröhnen möchte. Die Regierung scheint Bedenken in dieser Hinsicht nicht zu hegen. In Nordschlesien, in den östlichen Landesteilen, sucht man durch Gewaltmittel für das Deutschtum zu werben, namentlich auch die Volks-

sprache zu verdrängen. Und der Erfolg beweist darin, daß Polen und Dänen ihre Wattersprache um so zäher festhalten und sich ihre Abneigung gegen das Teutichum zunimmt.

Wie können hier getrost weiter gehen und auch die Mißerfolge der auswärtigen Politik diesem Irrtum auf Rechnung setzen. Trotz allen ruhmredigen Herandrastreichens der angeblichen Erfolge unserer Chinapolitik läßt sich nicht verbergen, daß der Gewinn, den der Krieg uns gebracht haben soll, sehr zweifelhaft ist. Auch die Chinesen sind — vorläufig — gewaltsam niedergezwungen, hier durch Waffengewalt, und daß ihr Haß gegen die Deutschen beharrt worden ist, darum kümmern die Lobredner der Gewaltpolitik, die nicht gewohnt sind, die Meinung eines Volkes zu prüfen, und die sich durch einen ähneren Schein von Ruhe täuschen lassen, sich nicht. Neue Ausbrüche des Fremdenhasses in China sind zu befürchten, und diese Unsiherheit ist die Folge davon, daß wir uns berechtigt hielten, ohne Rücksicht auf die Empfindungen und Gebräuche jenes Volkes, die ihm heilig sind, unsere Kultur, unsere Religion ihm aufzudrängen. Freilich haben auch andere Völker mit Anteil an diesem Verschulden, aber Deutschland war doch in hervorragender Weise an dieser verkehrten Politik beteiligt, und in Deutschland sind die Verherrlicher einer „schweidigen“ Politik besonders stark vertreten. Wie viel Unheil aber die Verachtung des Volksempfindens noch einmal über unser Vaterland bringen kann, ist nicht abzusehen.

Streiflichter.

Kotau Was ist das, wird der Leser sofort fragen. Wir sind glücklich, ihm eine gewisse Anselnsit geben zu können, seitdem die chinesische Zühnegelehrtschaft bis nach Basel vorgedrungen ist. Der Kotau, so erfahren wir nun, besteht darin, daß jemand sich vor einem Menschen auf den Boden wirft, dreimal mit der Stirn den Boden berührt und sich darauf noch neunmal tief verbengt. Solche komplizierte Turnübung ist dem chinesischen Prinzen Tschun vorgeschrieben worden, wenn er demnächst vor den deutschen Kaiser tritt — das verlangt, wie es heißt, die deutsche Diplomatie oder die deutsche Regierung. Prinz Tschun aber sträubt sich gegen diese Zumutung und will deshalb vorläufig die deutsche Grenze nicht überdritten.

Seltzam! Als die deutschen Truppen nach China zogen, hieß es, sie sollten dort christliche Kultur verbreiten. Niemand wird behaupten wollen, daß das in Wahrheit geschehen ist, da doch wohl das Niedermachen von Hören nicht dazu gerechnet werden darf. Und nun sehen wir, wie umgekehrt chinesische Kultur nach Deutschland getragen wird. Aber statt ihr Werthvollstes herüberzunehmen und etwa den schönsten Lehren eines Confucius, Laozi, Buddha einigen Eingang bei uns zu verschaffen, beginnt man damit — den Kotau einzuführen, d. h. etwas, was dem christlichen Geiste direkt zuwiderläuft. Wenn wenn irgend etwas zu den wertvollsten Ertragsprodukten der christlichen Kultur gehört, so ist es doch das Bewußtsein von der Gleichheit aller Menschen, die Einsicht, daß alle, die Menschenaugig tragen, innerhalb der Schöpfung auf gleicher Stufe, alle über den Tieren stehen und darum niemand sich selbst vor anderen zum Tiere erniedrigen darf, noch von anderen veranlaßt oder gezwungen werden darf, es zu thun. Das aber ist der offenkundige Sinn des Cerimonieles, das die deutsche Diplomatie sich von Seiten des chinesischen Zühnegelehrten ausbedungen hat. Und was wird auf diese Weise gelehrt oder zur Zühne beigetragen? Selbst dem gemeinsten Verbrecher würde man doch nicht zugestehen, daß er durch äußerliche Selbst-

erniedrigung irgend etwas „jähne“ — und man verlangt dergleichen von dem Vertreter eines großen Volkes? Mögen derartige Cerimonien auch wirklich bei den Chinesen üblich sein — dürfen wir deshalb zu ihrem Standpunkt hinuntersteigen? Solche Selbsterniedrigung fällt ja viel weniger schwer auf den, der sie vornimmt, als den, der sie fordert. Darin, wenn diese Forderung ausgeht von einem ganzen Volke, für welches die Regierung ja nur die Repräsentation ist, so dürfen und müssen alle Einzelnen sich regen und Protest einlegen — im Namen der Menschlichkeit, wie wir sie verstehen, die alle Glieder eines Volkes, vom höchsten bis zum geringsten, verbindet.

Erziehung der Züngerländer. Wir lesen in der „Danziger Zeitung“:

Ausländer ist durch das neue Ausländererziehungsgesetz eine Handhabe erhalten, mittels deren für Material- und Erziehung der den größten Teil des Jahres verweilt bei den unbefriedigten Züngerländern hinsichtlich ihrer Verhältnisse werden kann. Den Anfang dazu hat man im Reise Verordn in Wehrden gemacht, wo das Landratsamt unter Zustimmung des Amtsrathes einer Anzahl Züngerländer die schulpflichtigen Kinder unterziehen und in Züngererziehung geben ließ. Es trägt sich nur, welcher Kreis bereit ist, die cost. auf ihn entfallenden, nicht unbedeutenden Kosten zu übernehmen.

Diese Notiz, so schreibt uns eine Leserin, welche sie uns überliefert, zeigt deutlich, daß das mit jenem Protokollen begünstigte Züngererziehungsgesetz zwei Seiten hat. Willsticht kommen jetzt nach den Züngererfindern die Züngererfinder oder die der Sozialdemokraten an die Reihe. Wer weiß, wie weit wir es noch bringen, und ob das Gesetz nicht noch einmal eine nützliche Handhabe bietet, um die gelegentlichen spartanischen Zustände in Deutschland wieder aufleben zu lassen. Eigentümlich muß es auch den ethisch empfindenden Menschen berühren, daß die betr. Notiz von den Zeitungen so ganz ohne Kommentar gebracht wurde. Man hat den Eindruck, als hätten sie gar kein Bewußtsein von der Ungerechtigkeit der berichteten Maßregeln.

Sprechsaal.

Ueber den Ostracismus. In Nr. 32 wurde in einer Sprechsaal-Notiz bemerkt, in meinem Artikel „Grosen-Rußes“ sei der Ansehen einer Bedrückung des Ostracismus enthalten. Das ist nicht ganz richtig. Nicht den Ostracismus als solchen habe ich in jenem Artikel gerechtfertigt, sondern nur den ihm zu Grunde liegenden Gedanken, der eine reise politische Einsicht verleiht, daß es für einen Staat löblich werden müße, wenn ein Mann außer lange den alles überregenden Einfluß heige. Eine andere Frage ist es, ob dieser Grundgedanke in der Einrichtung des Ostracismus seinen Zweck erfüllenden und politisch und ethisch zu rechtfertigenden Ausdruck gefunden habe. Diese Frage ist zweifellos zu verneinen, insbesondere wenn man dabei die Gegenwart und ihre Staatsentwicklung im Auge hat — für den Staatsmann eines modernen Großstaates wäre jedenfalls die Verbannung aus seinem Vaterlande eine grausame Strafe. Ruhrs aber lagen die Dinge im geschichtlichen Altertum, als der Staat mit einer einzigen Zahl überliefert war. Damals war in der That der Ostracismus ein relativ vollkommenes, zweckentsprechendes und in seiner Anwendung überaus mildes Sicherungsmittel gegen die dringenden Gefahren der Oligarchie und Tyrannie. Denn der durch das Scherbengericht verbannte Staatsmann war ja nur von Weichbild der Stadt ausgeschlossen, nur für eine engebegrenzte Zeit (ein Jahr, später fünf Jahre oder Maximum) er behielt alle seine Ehren, erntete seine Einkünfte, wurde an Ansehen, noch Vermögen. Die Abtötung des Ostracismus ist in ihrer Bedeutung und Wirkung viel größer, denn durch Volkstötung oder Verbanntwerden bedeutet Sturz eines unserer heutigen Staatsmänner, der gezwungen ist, den Mittelplatz des politischen Lebens zu verlassen und für einige Zeit entweder ins Privatleben oder auf einen Fremdenposten sich zurückzuziehen. So bestimmte das Gesetz in Athen, daß ein Staatsmann, von durch den Ostracismus verbannt zu werden, mindestens 6000 Stimmen von Volksbürgern gegen sich haben müße. So wenig wurde ja auch die zeitweilige Verbannung aus Strafe, sondern als politischer Notwendigkeit empfunden, daß Ostracismus wie Verbannt nach Durchführung über's Bürger sich nicht verbannten, daß ein Mann wie Aristides als Werks für seine eigene Verbannung

hätten konnte u. s. w. — Wie unter solchen Umständen das Scherbröcklein mit dem Agnammoh auf eine Stufe gestellt werden kann, ist mir nicht verständlich geosoden. R. R.

Zeitchristentum.

Eine Frage der politischen Moral, allerdings zunächst nur für eine große Partei, behandelt Kurt Eisner in der „Neuen Zeit“ (Parlamentarismus und Ministerialismus, Stuttgart, J. D. S. Dieb, X. V. Jahrg. Nr. 42), nämlich die in der letzten Zeit so eifrig von der Sozialdemokratie aber Kulturänderer die letztere Frage, wie mit aus politischen oder apparatistischen Gründen die Partei ihre Prinzipien in den hintergeordneten Teilen lassen dürfe. Will der ihn auszeichnenden Unablengeheit und Arbeit wohl Kurt Eisner darauf hin, daß „die Erträge der Reformen“ in der nächsten deutschen Partei keine Rolle mehr spielen dürfe, daß in dem dualistischen Tragatum der grundsätzliche Ziel und der Programmforderung von dem Gegenwartsprogramm oder der Forderung des Minimums zu trennen sei. Seine auch für den Nicht-Sozialdemokraten interessanten Ausführungen schließen er:

„In demselben in mehrheitlich konstitutionellen Staaten der „sozialistische Ministerialismus“ nicht als ein Widerspruch und eine Fortsetzung des sozialdemokratischen Gegenwartsprogramms mit seiner parlamentarischen Organisationsarbeit, steht es mit dem Ministerialismus nicht anders als mit dem Parlamentarismus, so sollte man doch weder seine Rolle in Erreichung dieses Zieles erschöpfen, noch diesen Triumph des sozialistischen Wachstums überschätzen. Der Eintritt eines Sozialisten in ein bürgerliches Ministerium stellt keine Erhebung der politischen Macht dar, auch keine Irreführung. Die Erhebung eines Ministerparteiliches ist nur geradezu verhängnisvoll von der Erlangung eines parlamentarischen Mandats. Auch ein bürgerliches sozialistisches Ministerium stellt noch keine Erhebung der politischen Macht dar, wenn es die Krone eines Monarchen oder, in parlamentarischen Staaten, der Zufall einer augenblicklichen Parteiherrschaft beruht. Die Erhebung der politischen Macht vollzieht sich in der Erhebung des Volkes für den klar bemuteten Sozialismus. Erst wenn diese Erhebung vollendet ist, dann bedeutet die im Aufschwung der Verhältnis erfolgende endgültige Übernahme der Staatsmacherei durch die Organisation des Parlamentes jene maßvolle Erhebung der politischen Macht, die Verbindung ist für die Durchsetzung und Durchsetzung des Sozialismus der Wirklichkeit.“

Wie wichtig es, nicht nur für die sozialdemokratische Partei, sondern für alle Reformen unseres Gemeinwohlens ist, vor aller Veränderung der Organisationen neue Menschen für eine neue Welt zu schaffen, das spiegelt sich ebenfalls der Weise in dem immer weiter zunehmenden Interesse für alle Erziehungsfragen. Auch solche Zeitfragen, in denen man selber derzeitige Probleme kaum behandelt hat — sie bieten den Hochschulen und Höllern für populäre Belehrung und Unterhaltung vorbehalten —, bringen allerdings recht all schmerzhaften Beiträge. So findet in der hiesigen an dieser Stelle schon gewöhnlichen „Wissenschaft“ (Gegenwartig v. Dr. Arthur Seidl, München, Verlags-Verlag in Dresden) an seltener Stelle Ferdinand Baron Baumgarten über vorgebildete Erziehung. Im wesentlichen weist er auf die letzte noch kaum weiteren Reisen bekannt gewordene Schrift des gerade vor zwei Jahren verstorbenen Dr. Carl du Prei über diesen Gegenstand hin. Dann heißt es weiter:

„Erfahrunglich bleibt es, daß sich außer ou Welt (wenigstens unter den besonnenen Forschern) noch niemand um den Befehl dieser vorgebildeten Erziehung, eingehender befaßt hat, da doch die Einflüsse von Vorlesungen, Aufnahmegeräten und Empfindungen, sowie die Sitzungen heftiger Misset, auf die Selbstsucht, denen schwangere Frauen mit oder ohne Absicht ausgesetzt wurden, hinsichtlich bekannt sind. Die Idee, daß schon für die „angehörige Anlage eines Menschen etwas im gütlichen Sinne geschaffen kann“, das eben merkwürdiger Weise, ja uralte ist ist und so als es auch bereits unbewußt angewandt wurde, mehr in medizinischen, noch in pädagogischen Kreisen jemals die ihr gebührende Beachtung gefunden; ja, man hat es nach wie vor die Höhe weit erreicht, eine Frage, die sich nach den gemachten Erfahrungen doch logischer Weise austräugte und an der sowohl die Familie wie der Staat in ganz unmittelbarer Weise interessiert sein müßten, einem leiseren, regereichen Studium zu unterziehen. . .“

Die nach geburtliche Erziehung, welche — wie sich ou Prei ausdrückt — bei unseren so komplizierten sozialen Verhältnissen den an sie gestellten Anforderungen nicht mehr gewachsen ist, würde durch eine systematische, allgemein durchführbare vorgebildete mehr nur ganz erheblich entlastet werden, sondern sie würde auch mitunter eine neue soziale Weisheit und neuen Frieden und Wohngang heute noch ihr Kleinen bis zum Ueberduld quellen, als überflüssig erscheinen lassen. Eine Generation der Kälter können wir also nur dann erwarten, wenn in einem künftigen jetzalter Staat und Familie zur Einsicht gekommen sein

werden, daß die Rolle des Weibes viel zu ideal, viel zu erhaben, ja daß seine Wichtigkeit ein Verfall dem kulturkritischer Wertung ist, um dem reinen Schicksal anzureichen Reim einer klug zufälligen, von la vielen Faktoren abhängigen Entwidlung bedingungslos zu überantworten.“

In den „jüngsten Weisheiten, mit denen Bödgangen heute nach die Kleinen bis zum Ueberduld quellen“, gehört vor Allem die Weisheit des Gefinnungsunterrichts, wie solcher in unseren Schulen unter der Form konfessioneller Religionsstunden erteilt wird. Es ist erstreblich, daß in der weltverbreiteten und schätzhaften „Nation“ (Gegenwartig v. Dr. Barth, Berlin, H. Reimer, Nr. 4) Dr. Kronenberg, die Frage, wie sich die Schule zum Moralunterricht zu stellen habe, erörtert. Auch dem Artikel mag zum Schluß unserer kurzen Blätterleiste nach ein Hinweis Aufnahme finden:

„Es muß seltfam erscheinen, daß dieser Frage des konfessionellen Moralunterrichts in der Öffentlichkeit in Deutschland nach so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Gerade hier ist dasjenige Gebiet gegeben, auf dem alle fortschrittlichen Elemente sich zusammenfinden könnten; alle, die nicht Autorität, sondern Vernunft als Prinzip der Kulturerziehung anerkennen wissen wollen und den Menschen zur Freiheit und nicht zur Unterdrückung des einen durch den anderen bestimmt glauben und man kann sich fast noch fragen, daß diesjenige, welche sich um solche allgemeinen Prinzipien vereinigen, die gesamte Linie politisch gesprochen — von der Sozialdemokratie bis weit hinein in die Reihen der National-liberalen umfassen. Immer wieder waren es ja auch diese Fragen des allgemeinen Bildungsfortschritts und insbesondere die Fragen über die Zukunft der Schule, welche die sonst getrennten Freunde freierblicher Erziehung zu einer einheitlichen Fühlung zusammenführten. Um so merkwürdiger ist es, wie wenig nach die Überzeugung zum Durchbruch gekommen ist, daß eben in dieser Einführung des konfessionellen Moralunterrichts ein festes und klar erkennbares Ziel gegeben ist, auf welches alle diese vereinten Bemühungen konvergierend zu richten wären, damit die geistige Freiheit dauernd gesichert werde, nicht immer wieder aus neuem ihre elementarischen Grundlagen bedroht werden könnten. . . . Gewiß begründet bereits die Simultanschule einen großen Fortschritt, aber doch auch nur ein Ziel, das nicht als ausreichend gelten kann. Sie ist, bei Nichts beisehen, doch nur ein Kompromiß zwischen den Forderungen fortschrittlicher Kultur und konfessioneller Startheit, und man kann sich fast fragen, ob diese Erziehung sich wirklich als geteilt hat, den konfessionellen Forderungen, die Konflikte des Staates mit der Kirche, der Schule mit den Eltern u. s. w. nicht bei Seite, indem man die Schüler verschiedener Bekenntnisse zwar gemeinsam unterrichtet, aber doch von verschiedenen Seiten her den konfessionellen Geist um den beherrschenden Einfluß auf die Schule ringen läßt. Das wird erst beseitigt werden, wenn die Religion aus den Organen des öffentlichen Unterrichts überhaupt ausscheidet und auf den Privatunterricht vermiehen ist, an ihre Stelle aber der unabhängige Moralunterricht tritt und für unreiferen Schichten von Bürgern: ein festes und klare Grundlage schafft. Das entspricht allein dem Zustande unseres Kulturlebens. In früheren Zeiten machte der Staat als eine göttliche Institution gelten, und konnten darum seine Einrichtungen mehr oder weniger unmittelbar mit dem religiösen Leben verknüpft sein; der moderne Rechtsstaat aber weiß nichts von solchen Ableitungen aus religiösen Voraussetzungen, er ist, wenigstens dem Prinzip nach, rein weltlich, und innerhalb dieser rein weltlichen Sphäre besteht das religiöse Leben lediglich ebenso einen Kreis für sich, wie so viele andere Verfassungen einzelner oder ganzer Gruppen von Bürgern: es ist eine Vertragsangelegenheit, für welche dem Privaten, im einzelnen oder in Verbänden, der weltliche Spielraum, volle Sicherheit und Schutz zugestanden werden müssen, so weil die Staatsorgane dadurch nicht tangirt werden, die aber als solche mit dem Staat nichts zu thun haben. Darum sollte sowohl die Simultanschule als die vollständige Säkularisierung der Schule das Lösungsmittel einer fortschrittlichen Schulpolitik sein. Diese Säkularisierung aber ist gleichbedeutend mit der Einführung des konfessionellen Moralunterrichts.“ — 22 —

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Die Entstehung der Moral. Von Johann Stephanet. Weim. 1901.

Edelmild. Drama in einem Akt. Von Franz Grundmann. Friedland i. V. Verlag d. Rübzahl. 1902.

Die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen und unsere Zeit. Von Eugen Heinrich Schmitt. Leipzig, Eugen Diederichs, 1901.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Schreibmaschine

New
Century



New
Century

CALIGRAPH

ist in jeder Hinsicht das führende System.

Prospekte kostenlos und frei von

United Typewriter & Supplies Company m. b. H.
Berlin S.W., Bouthstr. 9.

Frauen

im Reiche Aesculaps.

Geschichte der Frau in der Medizin und Pharmazie

unter Bezugnahme auf die Zukunft
der modernen Herzinnen und Apothekerinnen

von

Hermann Schelenz.

Ladenpreis Mk. 1.50.

Ernst Günther's Verlag

Berlin W. 35
Potsdamerstrasse 28.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Unlauterer Wettbewerb.

Monatsschrift für gewerblichen Rechtsschutz.

Herausgegeben von

Rechtsanwalt Dr. jur. Inf. Lubjanski-Berlin,
Schriftf. des Bundes der Industriellen.

Ämtliches Organ

der Centralstelle zur Handhabung des Gesetzes über den unlauteren
Wettbewerb

(Herausgeber: Oeh. Kommerz. Rath S. Wirtz-Berlin).

„Unlauterer Wettbewerb“ erscheint am ersten jeden Monats im Um-
fange von 2 Bogen Quart. Abonnementspreis: vierteljährlich Mk. 2.—,
Preis der einzelnen Nummern Mk. 1.—.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle
Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken,
soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin S.W., Kommandanten-Strasse 14.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hubold Penzig in Charlottenburg.
Kommandantenstr. 14. — Druck J. & S.

Hamburg.

Für einen Kaufm. Lehrling wird Unterkauft bei guter,
aber einfach lebender Familie in nicht zu großer Entfernung
vom Freihafen gesucht. — Familienanschluss Bedingung. —
Jährliche Vergütung nicht über 1200 Mk.

Gefällige Angebote befördert unter Z. 46 die Expedition
dieses Blattes.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der

Hula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Strasse 12,

hinien auf dem Hofe links II. Etage

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats Vormittags 10 1/2 Uhr.

Vortrags-Cyklus des Herrn Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

- | | | |
|------------|---------------|--|
| 1. Sonntag | 1. September: | Das Vater und der heilige Gottesname. |
| 2. " | 15. " | Das Kommen des Reiches Gottes. |
| 3. " | 6. Oktober: | Willenshingabe oder Eigenwille? |
| 4. " | 20. " | Brotfragen oder göttlicher Reichthum? |
| 5. " | 3. November: | Was heißt Schuldenbeugeung? |
| 6. " | 17. " | Verlobung. |
| 7. " | 1. Dezember: | Erziehung. |
| 8. " | 25. " | 1. Weihnachtstag: Die Herrlichkeit des Menschengottes. |

Der Jugendunterricht

wird von Herrn Dr. Penzig ertheilt und findet **Mittwoch** und **Sonabend**,
Nachmittag 3 Uhr, Unter den Eichen 16, Hof III, Curgedäude, statt.
Wiederanfang am 4. September.

Der Vorstand

G. Simper, Vorsitzender, Oeanienstr. 38.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14.

Soeben erschien die 5.—8. Auflage von

Unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit. Die Schwesternpflege in den Krankenhäusern

Ein Mahnwort an Eltern
und Vormünder

von

Johannes Stangenberger.

3 Bogen 8°.

Preis 50 Pf.

— Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19.
Breuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Versteht
John Gossamer.
Preis viertel, 1.00 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern,
Verlagsgesellschaften
Nr. 2490.

Ethische Kultur

Versteht:
Die dreimonatliche
Resubskription 40 M.
—
Erliegen
kann auch
freier Veranschlagung
Kommunikation in allen
Kommunikationsbüros
und in der
Korrespondenz S. W. 10,
Kommunikationsstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soeffter herausgegeben von Dr. A. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 14. September 1901.

Nr. 37.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Zur Frage des Moralunterrichtes. Von Fr. W. Soeffter (Zürich).
— „Liebe.“ Von Henriette Färch (Frankfurt a. M.) — Zur Affäre
Zürchen. — Streiflichter: Johannes Miquel. Das Mittelalt in Buffalo.
Militarismus und Redefreiheit. — Aus der ethischen Bewegung:
Internationale Vereinigung in Wengen. — Bücherkritik.

Zur Frage des Moralunterrichtes.

Von Fr. W. Soeffter (Zürich).

In einem sehr treffenden Artikel d. Bl. ist kürzlich Stellung genommen worden zu der Behandlung, welche dem Problem des Moralunterrichtes auf dem letzten evangelischen Schulkongresse zu teil geworden ist. Es sei mir gestattet, die bezüglichlichen Fragen noch etwas eingehender zu erörtern. Denn es handelt sich da um typische Mißverständnisse dessen, was die Vertreter des Moralunterrichtes im Auge haben, und um ebenso typische Ueberschätzungen dessen, was der bloße Religionsunterricht auf moralpädagogischem Gebiete leisten kann. Ich möchte einige Fragen aus der ganzen Diskussion zwanglos herausgreifen.

1) Das Zwangssystem im Religionsunterricht.

Es ist ganz charakteristisch für deutsche Zustände auf dem Gebiete der Gewissensfreiheit, daß der Befürworter des obligatorischen staatlichen Religionsunterrichtes auf dem Schulkongress sich überhaupt garnicht auseinandersetzt mit der ganz elementaren Gerechtigkeitsforderung, daß der Moralunterricht einer Schule, die von Steuerzahlern aller Weltanschauungen, vom Katholiken bis zum Atheisten, unterhalten wird und den gemeinsamen Gesehtsinteressen aller Staatsbürger zu dienen hat, doch selbstverständlich unabhängig von jeder Parteinahme für eine bestimmte Weltanschauung erteilt werden muß. Daß einem überzeugten Christen sein Religionsunterricht lieb und teuer ist, glauben wir gern, genau so, wie wir dem Monisten glauben, daß er am liebsten alle an seiner Cuelle trinken ließe. — Diese persönlichen Bevorzugungen aber sollen ein für allemal aus öffentlichen Erziehungsanstalten verwiesen werden. Die öffentliche Schule soll eine Stätte sein, wo die Kinder lernen, daß es über den Trennungen der Konfessionen, des Glaubens und Unglaubens etwas Gemeinsames Menschliches giebt — und das kann pädagogisch nur dann wirksam veranschaulicht werden, wenn das Kind des Frei-denkers mit dem Kinde des Gläubigen gemeinsam in die Welt menschlicher Beziehungen eingeführt wird und dadurch lernt, daß die Liebe zum Menschen weder protestantisch, noch katholisch, noch jüdisch, sondern etwas Klein-

menschliches ist, und daß der echte Ring nur durch die That gefunden wird. Also hinaus aus der öffentlichen Schule mit jeder Art von konfessioneller Parteinahme.

2) Moralunterricht oder Religionsunterricht?

Ich glaube, daß wir den Gegnern nur Wasser auf ihre Mühle liefern, wenn wir diese Alternative stellen. Das zeigt am besten die Diskussion auf dem genannten Schulkongresse. Der Gedanke, den Religionsunterricht überhaupt aus der Schule zu verbannen, trifft auf so viele Widerstände, daß der Gegner des Moralunterrichtes nur an diese Abneigungen zu appellieren braucht, um auch mit den schwächsten Argumenten seine Sache zu gewinnen. Da sich diese Abneigung gegen die gänzliche Ausweitung jedes Moralunterrichtes aus der öffentlichen Schule auch bei vorurteilslosen und gerecht denkenden Männern findet, so liegt die Frage nahe, ob denn wohl irgend ein Religionsunterricht zu denken sei, der durch unsere obige Argumentation nicht getroffen wird, ja der sogar gerade deshalb in die öffentliche Schule gehört, weil er gewisse Bildungsbestandteile überliefert, welche zum Gemeingut aller Volksgenossen gehören sollten. Und das ist in der That der Fall. So gut wie es einen Unterricht in der Geschichte giebt, der nicht dem Dienste einer Partei oder der Züchtung einer bestimmten Gesinnung dient, und so gut wie es einen naturwissenschaftlichen Unterricht giebt, der die verschiedenen Hypothesen objektiv vorträgt und erläutert, ohne die Schüler auf eine bestimmte Richtung einzuschwören — genau so gut ist auch ein Religionsunterricht denkbar, der ohne dogmatische Parteinahme objektiv in die Entwicklung der verschiedenen Religionsysteme und in die Urkunden des religiösen Lebens einführt. Gerade ein solcher Religionsunterricht wäre im eigentlichen Sinne eine Aufgabe der öffentlichen Schule und eine Cuelle für verständnisvollere gegenseitige Beurteilung der verschiedenen Konfessionen. Nun hat man dagegen gesagt: dazu ist keine besondere Religionsstunde nötig, man kann den betreffenden Stoff im Geschichtsunterricht unterbringen. Das ist falsch. Denn dann müßte man auch die Lektüre von Schiller und Goethe im deutschen Geschichtsunterricht unterbringen. Die biblische Litteratur aber hat mindestens das gleiche Recht wie Goethe und Schiller, oder wie die Iliabungen und das Gudrunlied, oder wie Homer und Antigone, in besonderen Unterrichtsstunden beräthigt zu werden. Denn diese biblische Litteratur durchdringt doch so sehr in Wort und Gleichnis unsere gesamte weltliche Litteratur, ist so sehr die historische Grundlage unserer ganzen Kultur, wirkt so lebendig hinein in die ganze Diskussion der Gegenwart, die sich fortwährend auf sie bezieht und sich mit ihr auseinandersetzt, daß ihre gründliche Kenntnis ein einfaches Erfordernis der allgemeinen Bil-

ding ist, das nicht erfüllt wird, wenn die Einführung in die religiöse Literatur nur zu einem Anhängel des Geschichtsunterrichtes gemacht wird — etwa in dem Stile, wie heute bei uns die Kunstgeschichte auf den Gymnasien „beiläufig“ traktiert wird. Daß bei einem solchen Religionsunterricht die subjektive Färbung ganz ausgeschlossen wird, ist natürlich ebensowenig zu erwarten, wie wir eine ganz streng objektive Geschichtsdarstellung verwirklicht sehen werden. Aber das ist das kleinere Uebel gegenüber der Aussicht, die Kenntnis der biblischen Urkunden ganz der privaten Initiative zu überlassen.

Wir sollten daher in unserer pädagogischen Parole das Negative ganz ausdrücklich nur auf den dogmatischen Religionsunterricht beschränken und im übrigen alles Gewicht auf das Positive, nämlich auf die Vertiefung und Bereicherung der Moralunterweisung, lenken. Alles was wir in dieser letzteren Beziehung leisten, wird ja auch unmittelbar schon heute den Religionsunterricht etwisch befruchten und Lehrer und Eltern an den Gedanken gewöhnen, daß auch auf „sittlich-religiösem“ Gebiete die Arbeitsteilung notwendig ist und daß die Moralpädagogik auf die Dauer nicht mehr als ein bloßes Anhängel des Religionsunterrichtes, sondern als ein besonderes Unterrichtsgebiet behandelt und demgemäß auch zu einem besonderen Gegenstand der Lehrer-Ausbildung erhoben werden muß.

3) Die Abstraktionen des religiösen Moralunterrichtes.

Den „blassen, abstrakten Moralfällen“ wurde auch in dem evangelischen Schullongreß wieder die lebensvolle Religion gegenübergestellt. Wenn sich die betreffenden Herren Pädagogen nur einmal klar machen wollten, wie unendlich abstrakt gerade der heutige Religionsunterricht das Moralische behandelt — trotz der lebendigen Persönlichkeit Christi. Denn es ist schon abstrakt, d. h. es bedeutet schon ein Hinwegsehen über die Seelenstufe des Kindes, wenn man ihm seine Pflichtenlehre und seine Menschlichkeit auf die Lehre und das Beispiel eines Menschen gründet, dessen Tun und Reden und Sterben gänzlich außerhalb der Fassungskraft eines Kindes liegt. Die Passionsgeschichte kann unmöglich das sittliche Leben von Kindern betrachten. Das Verständnis für dieses erhabene Ereignis und Beispiel kann erst allmählich geweckt werden durch eine konkrete Einführung in die einfachsten Konflikte und Lösungen im Kinderleben selbst, an der Hand von Beispielen aus dem täglichen Dasein und der nächsten Umgebung. Ueberall in der Pädagogik schreitet man vom Bekannten zum Unbekannten fort — nur in der Moralunterweisung glaubt man mit dem Mysterium beginnen zu müssen, um das Nächstenliebe zu erschließen! Der Zusammenhang mit dem lebendigen Leben wird nirgends mehr vernachlässigt, als in unserm Religionsunterricht — und so kommt es denn auch, daß die meisten jungen Menschen auf ihren Religionsunterricht zurückblicken wie auf die Wärdchen von 1901 Nacht — Erinnerungen an wunderbare übermenschliche Geschehnisse und Gleichnisse aus fernem Zeiten, die man anstaunen und verehren soll, die aber keine Beziehung zu den Aufgaben und Konflikten dieses harten gegenwärtigen Lebens haben. Und für wie viele Schulen trifft heute noch das Bild zu, das Gottfried Keller von der Katechismuslehre seiner Jugend entwirft:

„Ein kleines Buch voll hölzerner, blauerer Fragen und Antworten, losgerissen aus dem Leben der biblischen Geschichten, nur geeignet, den bärren Versuch bejahrter und verdorrter Menschen zu beschäftigen, müde während der so unendlich scheinenden Jugendjahre in ewigem Wiederhören auswendig gelernt und in verständnislosem Dialoge hergefragt werden. . . Wenn man diese, gegen die verwerdliche Schwachheit ausgewachsener Menschen gerichteten, vierzigseitigen, nassen Gebete neben den überausstüben und unmisslichen Glaubenssätzen gerichtet las, so füllte man nicht den Geist, sondern elter sanften menschlichen Entwicklung, sondern den schwülen Daud eines rohen

und harten Barborenlums, wo es einzig darauf ankommt, den jungen, jarten Nachwuchs auf der Schneel- und Joangsgebilde so früh als möglich für den ganzen Umfang des bestehenden Lebens und Denkens orientiertlich zu machen. . .“

Wenn ich von dem abstrakten Charakter des religiösen Moralunterrichtes spreche, so habe ich jedoch keineswegs bloß die hier geeignete Art und Klarheit der Darbietung vor Augen, sondern die biblisch-religiöse Grundlegung der Morallehre überhaupt — eben weil es pädagogisch falsch ist, von diesen letzten und fernsten Dingen und von diesen jeitlich so weit enträuteten Geschehnissen und Verhältnissen auszugehen — mag man später die geklärte sittliche Einsicht und die Erfahrungen des Gewissens so innig wie man will zu den Symbolen der Tradition in Beziehung setzen.

Dieserjenige Geistlichen und Pädagogen, die sich den Moralunterricht nur als eine Fregit blasser, abstrakter Sätze zu denken vermögen, sollten doch nicht vergessen, daß ihr eigener religiöser Moralunterricht erst dann aus dem Abstrakten und Blaffen heraustritt, wenn sie es verstehen, Beispiele aus dem Leben des Kindes heranzuziehen und die allgemeine Lehre auf die besonderen Verhältnisse des Lebens anzuwenden. Warum nun nicht diesen konkret, rein menschlichen Teil zur Hauptsache machen? Und zu einem Gegenstand des Lehrerseminars?

Zwei englische Geistliche haben sich kürzlich einmal in diesem Sinne über den abstrakten Charakter des Religionsunterrichtes beklagt und mehr konkreten Moralunterricht verlangt. In dem orthodoxen „Methodist Sunday School Record“ schrieb ein Geistlicher:

„Ein Kind mag imhonde sein, die Reih der israelitischen Könige aber ganz Kenntnis der Bibel und ungenügende Plänen herzulapern — unsere Aufgabe ist es nicht, Bibel-Gymnasialer groß zu ziehen, sondern die moralische Natur zu bilden und die geistigen Kräfte zu wecken, zu lehren, was in unseren Schulen ungläublich vernachlässigt wird: Färbende Lebensweisheit. Ich es nicht von unendlich größerer Bedeutung, daß ein Kind keine zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden, von ganzem Herzen Schönheit des Charakters und edle Eitte zu lieben, alle Gemeine zu meiden, als daß es imhonde ist, die Wandel im Evangelium Lucie lebloslos aufzuzählen. . . Jede Stunde sollte eine klare hellenmische Klärung einer moralischen Wahrheit geben, laßbar für das Kindgemüth, beleuchtet durch mannigfache Beispiele aus dem realen Leben — dem realen Leben, Beispiele aus Geschichte und Biographie, aus dem Reich der Tisaisachen lieber, als aus dem der Dichtung. . .“

Und der Rev. Sharpe, der 40 Jahre lang Inspektor der Londoner Elementarschulen war, sagte in einem offiziellen Bericht u. a.:

„Die indirekte Methode moralischer Beeinflussung (Biographien, Lesestücke, Anekdoten) verbreitet zwar eine gewisse Atmosphäre edler Gesinnung — ist aber doch monochrome Mißverhältnissen ausgelegt. Es wird vorkommen, daß der ethische Gehalt unklar zum Ausdruck kommt, oder daß die Zugenden eines Helden in der Vorstellung des Kindes seine schlechten Seiten verhehlt. Klarere Taten über die Lebensführung können einwirkend werden durch einige wenige Stunden direkter Erzählung der wichtigsten Schritte des Geisteslebens des Charakters, die Worte zum Guten und Bösen sollen analysiert und in ihren natürlichen Konsequenzen klar beleuchtet werden. Solche direkten Unterweisungen erzeugen mehr Interesse als Geschichten in Lehrbüchern, die in trockener Tendenz geschrieben, schon durch ihre Monotonie in der täglichen Wiederholung jeder Anziehungskraft für Kinder entbehren. . . Viele Stunden können j. B. gegeben werden über das Thema „Möglichkeit“, indem man ohne die Religionslehren zu berühren und mit hillmügender Vorauslegung der glühenden Sentenzen der Pflicht der Selbstbeherrschung, die erschütternden Ursachen analysiert, die zur Trunkenheit führen, und allmählich einen gesunden moralischen Ertrag zum Widerstand auf jeder Stufe der Verführung entwickelt. Ebenso würden für reifere Wärdchen einige wenige Stunden über Reuehaft und Reuehaft, von einer feinsinnlichen Frau erlielt, den Ausgangspunkt bilden für klarere Vorstellungen von bestimmten Lebensbedingungen und Situationen, in denen die natürlichen Schranken gegen Verführung in Gefahr sind, zusammenzubringen. Kurz — die Ausgestaltung eines Ideals der Männlichkeit oder Weiblichkeit sollte nicht so dem Zufall überlassen werden; wie der Weg der Pflicht und des Willens unter ganz bestimmten Umständen zu gehen ist — das sollte durch direkte Besprechungen klärt werden; die Verführungen der Mächtigkeits in ihrer unmerklichen Abflutung sind zu kennzeichnen. Unsere Schüler

sofern lernen, daß ehrliche und reine Lebensführung unser Leben schön und achtungswürdig macht."

Ich denke, diese beiden Zeugnisse genügen, um zu beweisen, daß eine einsichtsvolle und gründliche Auffassung der sittlichen Seelsorge von selbst zur Anerkennung der Notwendigkeit eines konkreten Moralunterrichtes führen muß — und daß diese Anerkennung mit Religionsfeindschaft nicht das Geringste zu thun hat.

4) Ist Moral lehrbar?

Wir sind wohl Alle darüber einig, daß das bloße Treiben von Moral keinerlei bleibenden Eindruck auf Kinder macht. Wer an seine eigene Jugendzeit denkt, der wird sich erinnern, daß selbst die geliebtesten Eltern ihre tiefste Wirkung verlierten, sobald sie sich auf ausgebreitete Ermahnungen einlassen. Und das gilt noch in höherem Maße von den Ermahnungen in der Schule. Moralische Ansprachen und Lehren haben da nicht nur keinen wirklichen Erfolg, sondern erreichen oft das gerade Gegenteil. Und doch, auf der anderen Seite haben wir Alle das Gefühl, daß die Klärung des sittlichen Urteils der Jugend, die Ermutigung und Befruchtung ihrer edleren Antriebe, kurz die ganze Uebertragung der moralischen Tradition von der älteren Generation auf die jüngere so wenig oder noch weniger dem Zufall überlassen werden dürfe, wie die Uebermittlung der elementarsten Elemente der sogenannten allgemeinen Bildung.

Wir fragen uns: Ist es nicht eigentlich etwas Ungeheuerliches, daß wir den größten und empfindlichsten Teil der Jugendzeit darauf verwenden, die Jugend geistig und technisch auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten, daß aber keine Stunde reserviert ist, die Kinder planvoll und zusammenhängend einzuführen in die Welt der menschlichen Beziehungen, in der doch Himmel und Hölle für sie beschliffen liegt?

Ist es unabänderlich wahr, daß nur das Leben selber den Menschen erzieht, und daß keine Möglichkeit besteht, die heranwachsenden moralisch einigermaßen für die Konflikte des Lebens auszurüsten?

Wir glauben, daß ein Moralunterricht allerdings nie die Schule des Lebens ersetzen kann. Aber wie, wenn nun ein solcher Unterricht gerade dazu diene, den Jüngling in Kontakt zu bringen mit dem Leben, damit es wirken könne auf ihn? Wie, wenn wir gerade darauf ausgingen, den Schleier der Blindheit aufzuheben, der so vielen Menschen die harten Verletzungen und Tatsachen des Lebens verdeckt? Die Gedankenlosigkeit zu bekämpfen, die mehr Herzen bricht, als alle bewußte Bosheit? Nicht fertige Grundzüge aufzupropfen soll der Moralunterricht, sondern er soll das Leben selber geben an Stelle der Abstraktionen. „Lebenslehre“, „Lebenskunde“ sollte er heißen. Erziehen kann das Leben nur, wenn wir lernen, es richtig zu deuten und seine Erfahrungen zu verwerten — und das eben kann ein Moralunterricht leisten. Wenn das bloße Leben schon erziehen könnte, dann müßten wir ja Alle erzogen sein. Denn leben thun wir ja Alle. Statt dessen ist die Welt voll von naiven Göttern und gedankenlosen Plagegeistern und voll von Täuflern, die durch seine Erfahrung erzogen, sondern nur noch mehr in leidenschaftlicher Verleththeit bestärkt werden, und wenn wir endlich diejenigen betrachten, welche durch die Schule des Lebens gehörig abgeschliffen sein könnten und bekehrt — wie viel Einsichtigkeit, Verfrohenheit und Verbitterung finden wir da!

Das Alles kommt daher, weil die meisten Menschen das Leben nicht lesen, nicht einmal buchstabieren können. Gegenüber ihren eigenen Geschehnissen und Werirungen verstehen sie nicht den Anteil der eigenen Schuld herauszufindern, die Fehler ihrer Menschenbehandlung, weil sie nie gelernt haben, sich in dem inneren Leben ihrer

Mitmenschen zu orientieren und weil ihnen das strenge Gesetz von Ursache und Wirkung im menschlichen Handeln — und im menschlichen Gebenlassen — nicht deutlich ist. Sie wissen nicht ihre eigenen inneren Hilfskräfte auszubenten, um schlechten Wohnheiten und Trieben ein Gegengewicht zu schaffen. Sie kennen die Gesetze des Lebens nicht, kraft deren auch das schlechteste Böse und die kleinste Untreue dazu bestimmt ist, ihr Gericht in dem großen Zusammenhang der Dinge zu finden. Sie wissen nicht, wie man das Leiden für sich und Andere zum Segen machen kann. Es fehlt ihnen jede geistige Herrschaft über das Leben. Und eben hier soll der Moralunterricht einsetzen — dessen Unentbehrlichkeit kein Freidenker klarer bezeichnet hat, als der gläubige Christ Jeremias Gottlieb in folgenden Worten:

„Ich kenne die zehn Gebote. Aber was helfen die zehn Gebote, wenn man die Seele nicht kennt in ihren Kräften und Schwächen, das Leben nicht kennt in seiner Schaffkraft und Bosheit. Gar viele Menschen kennen die Namen von Tugenden und Vätern, aber sie erkennen sie im Leben nicht, noch viel weniger in der eigenen Seele. Mich dünkt, eine Geographie des Herzens läßt eben so gut als eine von Spitzbergen, und die Lehre und Geschichte der Seele wäre eben so wichtig als die Lehre von Hölle und Urberg und die Geschichte der drei Söhne Noahs. Alles Erhabene und Lehrbare lehrt man das Kind kennen lernen — aber zum Reich der Götter gibt man ihm den Schlüssel nicht, die Kenntnis der eigenen Seele.“

Ja — Geographie der Herzen, Physik der Leidenschaften, Dynamik der Selbstbeherrschung, Medizin der Seele — das wären die Bilder, mit denen am bestmöglichen bezeichnet wird, wie unendlich konkret und reich die Aufgabe eines solchen Moralunterrichtes ist gegenüber den religiösen Allgemeinheiten und gegenüber den Mythen, in denen der reife Mensch gewiß die Essenz des Lebens und den tiefsten Ausdruck seiner eigenen Erfahrung wiederfindet, die aber nie und nimmer zur ersten Einführung in die moralische Welt taugen.

5) Beispiele zur Erteilung eines konkreten Moralunterrichtes.

Ich will im Sinne obiger Gesichtspunkte ganz zwanglos einige Beispiele aus meinem eigenen Unterricht herausgreifen, welche zeigen sollen, daß es bei unjener Forderung des Moralunterrichtes nicht darauf ankommt, „abzuschaffen“ und zu „erleisen“, sondern zu „überlegen“ in das wirkliche Leben.

A) Hinter den Kulissen. Dieses Kapitel habe ich mit 11–12jährigen Kindern mehrere Stunden hindurch behandelt. Es kam mir darauf an, im Sinne meiner obigen Definition die Kinder in Kontakt mit dem Leben zu bringen, ihnen die Gedankenlosigkeit zu nehmen. Wir gingen von dem Tende aus, das sich oft hinter dem Mitternachtsstaat auf dem Jirkus findet, und lasen dann Hoops' „Lied vom Hende“, um daran Beispiele anzunehmen von der Not und den Thränen, die heute noch in Alles hineingewebt sind, was unser Leben trägt und schmückt. Dann gingen wir weiter ins Einzelne. Es wurde der Fall besprochen, daß ein Lehrer verböhnt und ohne Achtung von seinen Schülern behandelt wird. Wie es wohl hinter den Kulissen bei ihm aussieht. Wie es wohl seine Kinder schmerzen wird, wenn sie davon hören, daß ihr Vater verlacht wird, und wie er sich vor seiner Frau schämen wird. Oder wir stellten uns einen Kameraden vor, der in der Schule wegen abstoßenden Benehmens isoliert ist. „Seht hinter die Kulissen!“ Wie arm ist vielleicht ihr Leben, wie bedürftig nach Kameradschaft. Wir leidet er vielleicht selbst unter seinen schlechten Seiten. U. s. w. Das Kapitel ist unerschöpflich.

B) Uebermut. Die Kinder lesen alle den Satz Christi: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme.“ Die in diesem bildlichen Satze niedergelegte Lebenskenntnis bleibt

für das Kind „abstrakt“, auch wenn es den Satz zehnmal auswendig weiß. Es ist keine begriffliche Beziehung zu seinem eigenen Leben da. Darum bleibt der Satz unverdaut, und wenn das Kind erst ins Erwerbsleben eintritt, wird es sich nicht mehr viel Gedanken über das Nabelöhr machen, und bestenfalls daran denken, bereinigt durch Stiftung einer Volksbibliothek alle etwaige Degeneration wieder gut zu machen. Ich habe in diesem Falle die Kinder unter ihrer eigenen Mitwirkung auf die Gefahren des Reichtums aufmerksam gemacht, soweit Kinder diese Gefahren an sich und anderen beobachten können. Die Kinder fanden selber: „der Reiche kann alle seine Lebenslustigkeiten befriedigen“, und so kommt es, daß er nur zu leicht der Sklave aller seiner Begehrlichkeiten wird. Eine andere Gefahr fanden wir darin, daß Kinder welche sich schon durch den bloßen Reichtum ihrer Eltern Kameraden erobern, meist viel schlechter darauf sind, als diejenigen, die nichts als ihr Herz haben zum Erobern. Das reiche Kind wird von allen Seiten dazu verwöhnt, übermäßig mit den Menschen umzugehen, weil man sich vor dem Golde seiner Eltern beugt und ihm Vieles durchgehen läßt, was einem armen Kinde übel angetrieben würde — so merkt das arme reiche Kind garrnisch, daß ihm von früh an seine eigenen Fehler verdeckt werden, bis es eines Tages in die große Welt kommt und mit seinen nachlässigen Gewohnheiten überall Mangel und Abneigung erntet. Von dem gleichen Standpunkt kann man Schillers „KING des Polykrates“ erläutern. Man zeige, daß in dieser Erzählung der Gehante gefunden werden kann, daß Glück und Gelingen nur zu leicht übermäßig macht und dem Menschen die rechte Rücksicht und Bescheidenheit nimmt, sodah sich Groll und Reid aller Vernachlässigten und Verletzten über seinem Haupte zusammenzieht und sein Leben verbunkelt und vernichtet. Um sich dagegen zu sichern, genügt es allerdings nicht, einen Ring ins Wasser zu werfen. Es bedarf viel mehr. Man muß seine eigene Ueberhebung und Dreistigkeit zum Opfer bringen und sich täglich üben, an Andere zu denken und die geringer Gesetzten mit Feindschaft zu behandeln. Das ist viel schwerer als Ringe ins Wasser zu werfen — aber solche Opfer stellen dann auch die Götter zufrieden, d. h. die Liebe, die wir austreuen, die wird ein gegenreicher Schutz, der über all unsern Wirken und Unternehmern waltet.

Auch dieses Kapitel läßt sich aufs Mannigfaltigste ausgestalten, indem man den Heranwachsenden über alle die verschiedenen Gefahren orientiert, welche durch Machtstellung und Machtbewußtsein über den Menschen gebracht werden. Das Thema: der Starke und der Schwache gehört hierher: es ist zu zeigen an Beispielen aus der Tierwelt, wie bestimmte Organe durch Nichtgebrauch absterben und wie eben der Starke, der sich überall mittels der bloßen Faust und des groben Brülltons durchsetzen kann, in Gefahr kommt, seine feineren Organe durch Nichtgebrauch zu verlieren und dadurch der höchsten Seligsteiten menschlicher Gemeinschaft verlustig zu gehen.

C) Nur Kleinigkeiten. Wenn man dem Kinde sagt: „Du sollst nicht töten“ oder „du sollst nicht stehlen“, so wacht das auf ein unschuldiges junges Menschenkind gar keinen Eindruck. Denn es fällt dem Kinde garrnisch ein, zu töten oder zu stehlen. „Wie sollte ich dazu kommen?“ — wird es denken. Unendlich viel wichtiger als das Memorieren jener starren Sittensommanos ist es, dem Kinde zu zeigen „wie es dazu kommen kann“, d. h. wie gewisse ganz unscheinbare Gewohnheiten, z. B. Jähzorn oder Raubhaftigkeit, sich so auswirken und solche Gewalt über das Leben bekommen können, daß man einst „tödet“ oder „stiehlt“. In meinem Unterricht sprachen wir davon, daß die struppelosen Minenräger und Spekulanten, die den Wertreutrig auf dem Gewissen haben, als Kinder gewiß

ganz harmlose Vuben waren — vielleicht nur mit starker Raublust, sodah es ihnen nicht darauf ankam, auch einmal einem schwächeren Kameraden mit Gewalt einen Apfel abzunehmen. Dasjenige zu verbieten, was nur Erwachsene thun, die ausgemachten Sünden, ist abstrakter Moralunterricht und wird leider gewöhnlich im Religionsunterricht praktiziert — worauf es ankommt, daß ist, daß man die unermachten Sünden erkennen und rechtzeitig kontrollieren lehrt. Auch die Gegenwirkung gegen das Lügen sollte weniger bei einzelnen kraffen Fällen verbreiten, als vielmehr zeigen, wie aus kleinsten Uebertreibungen und Ungenauigkeiten die böse Gewohnheit entsteht. Man zeige den Kindern z. B. das bekannte Bild, wie der schlafende Hiese Gulliver von den Lilliputanern geknebelt wird und sage: die Zwerg, das sind die kleinsten schlechtesten Gewohnheiten, die den Menschen fesseln, wenn er nicht wachsam ist. Das läßt sich dann an vielen Beispielen beleuchten: Raublust, Jähzorn, Unordnung, Lügen, Launisch-Sein. Der Zusammenhang von Ursache und Wirkung, Schuld und Schicksal im vollen Leben läßt sich dabei ausdrucksvoll schildern.

D) Nächstenliebe. Gewiß hat uns das Evangelium die ergreifendsten Verkündigungen der Menschenliebe gegeben — aber daß diese Bilder und Selbigeignungen geeignete Ausgangspunkte der pädagogischen Einwirkung sind und daß sie ausreichen, um den Heranwachsenden zu angewandter Menschlichkeit zu erziehen, das wird kein ernsthafter Kenner der Jugend behaupten wollen. Wie man seinen Nächsten lieben soll, das muß das Thema eines konkreten Moralunterrichtes sein. Man gehe mit den Kindern aus von Geburtsstagsüberraschungen und frage, ob es wohl richtig ist, einem Menschen einen Anzug zu schenken, ohne Maß zu nehmen. An dies Bild anknüpfend, zeige man den Grundfehler in der „Nächstenliebe“ der meisten Menschen: Sie nehmen nicht vorher „Maß“, sie lassen ihre Gabe und ihre Güte nicht an das Wesen und Bedürfnis dessen an, dem sie etwas Gutes erweisen wollen. Die wichtigsten Fragen der Menschenbehandlung (Umgang mit Kranken, mit Betrübten, Verbittern, Kerüßten etc.) lassen sich hier unter lebendiger Heranziehung und Anregung eigener Beobachtungen und Vorschläge der Kinder erläutern.

Wußt ein Moralunterricht wirklich blaß und abstrakt sein? Hat er nicht das lebendige Leben und Erleben selber zur Grundlage? „Öffnet die tausend Quellen neben dem Durstenden in der Wüste!“

„Liebe.“

Von Henriette Büchli (Frankfurt a. M.).

„Gewalt, jene wunderbar harmonische Grundstimmung des Menschen, in welcher Geist und Gehirne sich treffen zu ihrer höchsten Stelle, um aus ihrer Vereinigung einen lebendig merkwürdigen Menschen herbe, allem Leben sich schenken zu werden.“

Wir leben in einer harten Zeit. In mächtigen Bogen umbrannt uns das Leben, und wer im starken Strom sich nicht zu behaupten vermag, den spült es hinweg. Da thut es not, schwimmen zu lernen. Mit starker Hand und klarem Auge seinen Weg hindurch zu finden. Vielen geht über dieser Nötigung, sich selbst zu behaupten, der Blick für das Andere verloren und der Blick für die Anderen. Die Selbstbehauptung führt sie zur Selbstsucht. Aber der Mensch ist nicht durch sich selbst, er kann nicht sein nur für sich selbst. Leben entsteht nur durch den Austausch lebendiger Kräfte.“ Darum verliert den Zusammenhang mit dem lebendigen, fortbildenden Leben, wer in diesem Leben nur sich selbst sucht. Unbewußt erlangten das die

Menschen schon frühe, und sie errichteten Leuchttürme und Wahrzeichen, die den Weg weisen sollten zum Ziele dieser Sehnsucht, das man suchte irgendwo draußen.

Der Glaube war dereinst ein solcher Leuchtturm. Durch ihn sollte jegig werden, was Mensch hieß. Aber sein Licht wurde Millionen zum Irrlicht, und Mut und Haß kennzeichneten seinen Pfannreis. Noch hüpft sein zitterndes Klackern über die Welt und seine Wächter schüren und schüren. Aber die Sehnsucht fliegt daran vorbei. Vorbei auch an den Tempeln, die man der Gerechtigkeit errichtet hat. Denn Gerechtigkeit für sich allein ist ein totes Ding. Soll sie lebendig werden, so bedarf sie der Liebe.

Wir bedürfen der Liebe! Wie ein Jubelruf ringt sich's aus den Herzen. Eine hellleuchtende Flamme schlägt empor. Wir bedürfen der Liebe, denn die Liebe ist das Leben. Dem starken Leben Preis und Gruß! Mit diesem Motto entläßt Mathieu Schwann*) seinen Hymnus auf das Leben, das in und durch die Liebe, das die Liebe selbst ist. Es ist ein Buch der Andacht. Kein philosophisches System. Was wäre Liebe, die sich in ein System bringen, die sich zu Dogmen verfeinern ließe?

In bunten Bildern, hier und da erschaut, gesehen mit dem Auge des Dichters, empfunden mit dem Herzen des Menschen, zieht das Leben an uns vorbei. Was ist's, das sich heute für Liebe giebt? Ist's die Liebe des Kreuzes, die Liebe der Stellvertreter Gottes auf Erden, die den, aber auch nur den vergehenden in ihre Arme nimmt, der auf das Beste verzichtete, was ihm zu teil ward, der da verzichtete auf sich selbst? — Oder jene Liebe, die statt des Lebens den Tod, statt des Brotes den Stein darreicht? Da errichten sie Mauern. Große graue Häuser, der Caritas geweiht. Der Caritas — dem Mitleiden! Dort wird das Lachen schon im Kinderbergen erstikt. Wie sollten auch die armen Enterbten lachen dürfen, die dereinst des Lebens schwerste Bürde schleppen sollen, die Armut und vielleicht das, was die Menschen Schande nennen? Demut ziemt ihnen und Enttäuung. Und so zerbricht man sie, bevor sie sich noch aufrichten konnten. Und doch! Wie nötig wäre es jukt ihnen, daß sie das Lachen lernten, das herzige Lachen, das das Leben lichter, des Lebens Kalten leichter macht.

Und saht ihr jene Anderen, die das Leben verdammten, das sich der Liebe gab? Pharisäisch schlagen sie sich an die Brust: Herr Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie jene! und ruhen und rasten nicht, bis sie Liebe und Leben zerbrochen, zertrümmert, zu dem gemacht haben, was sie selbst sind: zu Herrbildern des Lebens. Alle diese Stützen des Staates, diese Säulen der Ordnung, denen das Leben das Auge der Einsicht und die Flügel der Erkenntnis verlagte! Weil sie am Boden trieben, dückt ihnen das Leben des Sumpfes das einzig Gemäße. Wankt sie kein Niedrigrat haben, möchten sie das der Andern zerbrechen und sie untauglich machen zur Höhenwanderung.

Eines starken Niedrigrates bedarf, wer die Höhe des Lebens erreichen will. Denn feil und mühsam ist der Weg. Er führt durch Dornen und Gestrüpp der Niedertracht und vorbei an den schwinbelnden Abgründen der Selbstsucht. Die Steine des Hasses folgen dem Wanderer. Er aber steigt und steigt, bis er die Höhe geminnt und die Weite und ihm Antwort wird auf seine Frage: Was ist die Liebe?

„Sie ist das herzige, schöpferisch waltende Leben. In ihrem Zeichen wird einmal eine jwange- und kreuzlose Gesellschaft aller Menschen zur Wahrheit werden! Denn die Wahrheit! — Nur in der Liebe gebietet sie.“

„Recht? — Nur Liebe vermag sie zu schaffen.“

„Freude? — Nur aus dem Borne der Liebe tropfen ihre duftenden Blüten.“

Und von der Nächstenliebe redet Schwann:

„Gegenglied ist unendlich neben dem Unglied des Andern. Und also treibt wieder die Sehnsucht nach eigenem Glück zur Bekämpfung des Unglücks um uns her. Im Glüde des Nächsten noch lieben wir unter eigenem Glück.“

Die Nächstenliebe — das künftige Gesetz! — Gott ist die Liebe. — Ich höre den Ruf, der wie ein gemaltiger Schöpferhymnus aus allen Werten braust. Aber nicht möglich lehre ich ihn, nicht symbolisch, und so sage ich, es gibt keinen andern Gott, als die Liebe, keinen andern, als diese eine wunderbar im Weltall wirkende Macht, die erhält, indem sie schafft, schafft und zerstört, was ihrem gemaltigen ewigen Lebenswillen entgegensteht. . . . Kein Kunstwerk, kein befriedigendes Werk der Wissenschaft, keine einzige gute That erblüht, wo die Sehnsucht nach dieser Liebe im Herzen erlosch; wo sie nicht segnete, ist alles nur Nachwerk.“

Segnen aber muß sie vor allem in jenem Verhältnis der Menschen zu einander, das das engste und heiligste sein sollte, weil darauf alles Werden, alle Zukunft gestellt ist. Und doch, was ist heute die Ehe? Was gilt als ihre glückliche Vorbedingung? Die äußere Uebereinstimmung, der Weltbad und die gesellschaftliche Position sind die vertragsschließenden Teile, und das Produkt ist die Entartung und der Niedergang. Das Leben verrät, die es verraten, und es schafft sich neue Formen, wie es sie brauchen kann.

„Man redet von Ethik und Erhaltung der Ethik und acht nicht mehr, daß Erhaltung dessen, dem das Leben den Stab bricht, Unstun wiehd und Unfähigkeit und Ungerechtigkeit. Mit allen Formeln möchte man das Leben in Form fassen. Aber das Leben ist härter. Es zerprengt die alten Formeln und gerechtigt die Bande des Borartels, denn nur eine Form ist ihm lieb und heilig, die eigene.“

„Und suchen heute schon zwei Menschen danach, sich ihr Gemeinwohlthun so zu gestalten, wie das Leben und nicht die alte Form will, so achte und ehre man sie, denn heilige Sehnsucht treibt sie, ihr Gewissen, ihr Wahrheitsempfinden, ihre Liebe. Wäre es nicht so, sie sägen sich mit „leichtigem Gewissen“ der alten Formel, sie würden bestehen nicht innerlich widerstreben, das Aribenwohlsein wäre noch härter in ihnen, als ihr persönliches Empfinden. So aber kündigt sich in diesem feinsten Bewußtsein die Reimigung einer neuen Art an, sie können auf die Liebe nicht verzichten um die Ehe zu gewinnen. Aber verzichten sie auf die Ehe um die Liebe zu erhalten, und hoch muß eine Liebe sein, die sich solcher Kraft erhalt. Weh, wie schimmernde Eiten, sind ihre Blüten. Wer sie mit unreinen Händen betastet, wird sie zerfallen.“

Da ist ein anderes Kapitel, das ich den Erzählern ans Herz legen möchte. Es handelt vom Kinde. Egoistisch nennen wir so leicht die anspruchsvollen kleinen Menschenpflanzen. Wie anders Schwann:

„Das Kind hat die Zukunft noch nicht. Es strebt erst zu ihr hin. Es wächst und wird. Was aber wachsen soll muß nehmen, was nur wachsen soll, kann nur nehmen. Leben kann nur der, dessen eigenes Wachstum, eine gewisse notwendige, geschlossene und stammtrügliche Eigenheit erlangt hat. Mit wessen Bewußt soll daher die Natur das Kind subjektiv, eigenständig, selbständig und sie neubietet damit, dem Kinde, dem Unwachsen und Unfertigen Leben auszuweisen, die es nur tragen könnte durch Ausprägung seiner selbst. Das Kind soll nicht geben; wer von ihm haben verlangt, ist ein Frevler an der Natur, an dem Werden des Kindes.“

Es sollte eine Besprechung werden und ist ein Lobgesang geworden. Ich entschuldige mich nicht darum. Es giebt Bücher, die auf uns wirken wie eine Offenbarung, wie ein Lautwerden unserer tiefsten Lebenssehnsucht. Derlei ist höchst subjektiv, ich weiß es. Und ich weiß, daß es Leute geben wird, die an dem Wuche die systematische Geschlossenheit vermissen. Anderen wird zu viel Reichthum darn sein. Und manch Einer mag Glanz und Reichtum der Sprache rühmen und mit dem Autor wegen der Tendenz hadern. Den Klugen wird es zu unflug, den Nüchternen zu phantastisch sein.

Sie mögen reden. In mir aber ist ein starkes Gefühl des Dankes für diese Liebe, die uns die Wege weisen will auf die Höhen des Lebens, und ein starker Glaube, daß ein neues Evangelium uns not thut.

„Wozu bedürfen wir der Höhen?“ fragte der Wanderer.

„Wozu? Steige hinauf und frage die Einsamen.“

*) Liebe, von Mathieu Schwann. Leipzig. Eugen Diederichs.

Krieche nicht herum bei den Wiesamen in den Thälern und Niederungen, denn sie wissen es nicht. Steinklopfer sind sie. Berge tragen sie ab und sprengen die Felsen, um ihre Thalsraße gangbarer zu machen. Das ist alles, was sie wissen und können und von den Höhen verlangen.“

„Ich weiß, du Einflamer,“ gab ich zurück, „und lenne deine Deutung. Nie saßt du in die Augen der Wiesamen, nie erkanntest du das heißbrennende, ohnmächtige Verlangen ihrer Herzen zu fliegen. Ich aber erkannte es. Zur Umschau möchten sie gelangen dort oben, zu stiller Einflechte bei sich selbst. So lieben sie die Höhe und senden ihre Blicke hinauf und strecken ihre verlangenden Hände aus, die Höhen zu sich herabzuziehen. Kinder sind sie. Aber ich schützte die Sehnsucht der Kinder. Denn aus der Sehnsucht steigt die Liebe, und die Liebe erst wird ihnen Flügel schenken, die Höhen zu erstiegen eint, wie heute ihre Träume. Darum, du Einflamer, wandere ich meine Straße hinauf, hinauf, hinauf zu den Höhen und hinab in die Niederungen und Thäler, und in den Thälern singe ich das Lied der Liebe — das lockende, zündende Lied der Liebe zur Höhe, das hohe Lied.“

Zur Affaire Zietzen.

Unter Bezugnahme auf den voriger Nummer enthaltenen Artikel „Albert Zietzen“ erhalten wir mit der Bitte um Veröffentlichung nachstehende Zuschrift:

Zietzens im Zuchthaus zu Werder erfolgter Tod hindert die Fortsetzung der auf ein Wiederannahmeverfahren gerichteten Bemühungen nicht. Von der Staatsanwaltschaft bei der ganzen Sachlage feinerlei Schritte erwartend, habe ich mir von dem hiesigen Bruder des Zietzen eine neue Vollmacht erteilen lassen, um zur geeigneten Zeit gemäß § 401 der Strafprozeßordnung vor dem Gericht auch weiterhin legitimiert zu sein. Zur Zeit schweben noch Ermittlungen, die bereits vor dem Ableben Zietzens in die Wege geleitet wurden und sich u. a. auf Grund neuer, nicht unwichtiger Mitteilungen auf den jetzigen Aufenthalt des Wilhelm, sowie ein von ihm geführtes Gespräch beziehen. Daneben wird auch den übrigen gewichtigen Entlastungsmomenten nach wie vor die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Außerdem gestatte ich mir, darauf hinzuweisen, daß in Kürze eine Schrift erscheinen wird, welche das gesamte bisher aufgetauchte Material und Ausgewähltes aus der Korrespondenz Zietzens veröffentlicht wird. Seine Briefe sind erschütternde Dokumente für die Qualen durch den an ihm begangenen Justizirrtum. Will man zu einem solchen nicht „Ja und Amen“ sagen, so muß man den Kampf gegen ihn auch über das Interesse des betroffenen Individuums hinaus allen Enttäusungen und Mißerfolgen zum Trotz mit voller Wucht weiterführen! Des Rechtes Höheit und Heiligkeit sind es, die gebieterisch diese Arbeit befehlen!

Mit vorzüglicher Hochachtung und verbindlichem Dank Ihr ergebener

Victor Fraenkl, Rechtsanwält.

Berlin, 5. Sept. 1901.

Streiflichter.

Johannes Miquel. Im letzten Augenblick vor Abschluß der Nummer erreicht uns die Nachricht von dem Tode des bedeutenden Staatsmannes. Eine Wochenchrift, die für sozial-ethische Reformen eintritt, kann an solchem Ereignis nicht teilnahmslos vorübergehen. Wir haben

sein Hehl daraus gemacht, daß uns die Ministerthätigkeit dieses kraftvollen und klugen Mannes in vieler Hinsicht als unheilvoll für das Wohl unseres Vaterlandes gegolten hat; um so mehr haben wir Veranlassung, in solchem Augenblicke dem Menschen volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das noch immer bei Nachrufen falsch überlebte lateinische Sprichwort: „De mortuis nil nisi bene“ bedeutet ja nicht, man solle von den Toten nur Gutes sagen, sondern vielmehr, man dürfe, wenn man von ihnen spricht, dies nur in guter, d. h. echt ethischer Gesinnung thun. Und in diesem Sinne ist mit Johannes Miquel wohl einer unserer bedeutendsten Männer der Gegenwart ins Grab gesunken. Eine Persönlichkeit in vollem Sinne hat es stets die legen Konsequenzen seiner Ueberzeugungen gezogen, als Student nicht weniger, denn als Minister. Sein scharf durchdringender Geistesblick hatte in seinem zähen und energischen Willen ein vorzügliches Ausführungsgorgan zur Seite. Für eine Abschätzung der überaus großen Verdienste, die er sich in seinem langen, arbeitsreichen und stets in den Dienst des Gemeinwohls gestellten Lebens erworben, gegen die Schädigungen, die wir in der Politik seiner letzten Jahre für das Vaterland zu erkennen glauben, ist jetzt der Augenblick noch nicht gekommen. Der Willigkeit aber entspricht es, auch heute schon der Thaten zu gedenken, die auch von seinen Gegnern als im Interesse des Gemeinwohls anerkannt werden, seiner Steuerreformthätigkeit und seiner vielleicht nicht immer erfolgreichen, aber stets groß und in echt humanem Sinne geplanten sozialen Reformen. Stets das Gute gemollt und mit unbegrenzter Thätigkeit zu verwirklichen gesucht zu haben, ist ein Ehrentitel seiner Persönlichkeit, den ihm seine politische Gegnerschaft streitig machen wird.

Das Attentat in Bassalo. Wiederum ist die Welt aufgeschreckt worden durch die Nachricht von einem nur allzu gut gelungenen Mordversuch an dem Oberhaupt eines mächtigen Staates. Was bei diesem Attentat gegen den Präsidenten Mr. Kinley ebenso wie bei den früheren ähnlicher Art eine so tiefergehende Bewegung unter den Menschen hervorruft, das ist nicht der bloße Abscheu über den Mord als solchen, auch nicht bloß das Gefühl von der Greulichkeit und Hinjälligkeit aller irdischen Macht und das Miterleben dieses jähen Uebergangs von der Höhe zum tiefsten Sturze: es ist doch vor allem das Entsetzen über die Thatsache des politischen Mordes, d. h. über den ungeheuren Widerspruch, daß Menschen meinen, mit bestialischen Mitteln menschlich Höherwertiges erreichen, durch Mordethode „bessere“ Zustände herbeiführen zu können. Noch ist freilich die Motivreihe, die zu diesem Attentat führte, nicht klar ersichtlich. Aber so viel ist bereits zu erkennen, daß es sich wieder um einen politischen Mordversuch handelt. Und erkennbar ist auch, daß der Attentäter und seine Mitschuldigen wiederum das Gegenteil dessen erreicht haben, was sie anstrebten: alle möglichen Folgen werden und können eintreten, wenn der Präsident stirbt, nur keine politischen. Wohl aber ist auf den Weg der Freiheit, auf welche jene Propagandisten der That angeblich auch hinführen wollen, wiederum ein neuer schwerer Stein gewälzt: denn von neuem, und das müssen gerade alle Vertreter ethischer Kultur schwer empfinden, von neuem wird durch eine solche That der Glaube an die Freiheit erschüttert, wird von Tausenden die Aufklärung angeklagt, daß sie solche Früchte hervorbringe, und wird bei zahllosen Menschen der Gedanke neu geweckt oder gestärkt, es sei der Mensch im Grunde doch „ein böses Tier, das einen Herrn nötig habe und gezähmt werden müsse“. Um so schärfer aber werden wir aufzumerken haben, daß solche voreiligen Gefühlsregungen, die leicht

auch den Mutigsten beschleichen können, nicht zu bleibenden Stimmungen sich verdrängt, und so der freie sittliche Fortschritt, statt nur retardiert zu werden, direkt gehemmt oder doch dauernd schwer geschädigt werde.

Militarismus und Rechtsprechung. Selten wohl ist der Gegensatz zwischen bürgerlichen und militärischen Anschauungen, oder, sagen wir, zwischen der militärischen Rechtsauffassung und der natürlichen Rechtsauffassung des modernen Menschen schärfer hervorgetreten, als in dem Gumbinner Prozeß. Zu welchen Uebelständen, welchem Sinnbräucher die Bevorzugung des Militärs, die demselben gewährte Ausnahmestellung führt, das hat sich bei dieser Gelegenheit so deutlich gezeigt, daß sogar die Parteien, die man als militärfreundliche bezeichnet, es nicht bestreiten können. Es herrscht in der Presse der verschiedenen Parteien eine merkwürdige Uebereinstimmung darüber, daß für die Schuld des in der zweiten Infanz zum Tode verurteilten Marten kein genügender Beweis vorliegt, daß es daher bei dem ersten Urteil sein Bewenden hätte haben müssen. Niemand zwar behauptet, daß mit Absicht das Recht gebeugt sei. Aber die Anschauungen der Richter standen unter dem Einfluß der eigentümlichen militärischen Vorstellungen. Die Befürchtung, daß das Ungefügigbleiben der Nordthat zu einer verderblichen Lockerung der Disziplin führen müsse, war so mächtig, daß Schuldbeweise als genügend angenommen wurden, die dies nach dem allgemeinen Urteil nicht sind.

In diesem Falle nun ist ein Justizmord wohl nicht zu bestreiten. Es wird mit solcher Bestimmtheit ein Anderer als Thäter bezeichnet, daß die Wiederaufnahme des Gerichtsverfahrens wohl nicht vermieden werden kann. Wie aber wäre es geworden, wenn nicht ein glücklicher Zufall, wie man wohl sagen kann, der bürgerlichen Rechtsauffassung zur Hilfe gekommen wäre?

Dies zeigt es sich aufs deutlichste, wie tief wir es von einem ethischen Standpunkt aus zu bebauern haben, daß die Geistesrichtung, die man als Militarismus bezeichnet, solche Macht in Deutschland gewonnen hat. Wüßten wir die Reform des Militärstrafverfahrens den Vertretern militärischer Anschauungen abgerungen worden, aber was bisher erreicht wurde, erweist sich als ganz ungenügend, um den Rechtsanschauungen, welchen der aufgeklärte und unbefangene urteilende Bürger des modernen Staates huldigt, zu voller Herrschaft zu verhelfen. Die bürgerliche Anschauung, daß vor dem Recht alle gleich seien, steht im vollsten Gegensatz zu der militärischen Anschauung, daß der Vorgesetzte hoch über dem Untergebenen stehe, förmlich als ein Wesen höherer Art zu betrachten sei. Nicht die Einzelnen, die unter dem Zwang dieser Anschauungen stehen, sind die Schuldigen, sondern das ganze System, das solche Anschauungen erzeugt, trägt die Schuld. Die Ursache der Irrtümer, die in diesem Falle so auffällig hervortreten, haben wir ja weit zurück zu suchen. Weil die Zucht vor Lockerung der Disziplin die Vorstellungen des eingetragenen Militärs ganz beherrscht, darum werden die gegen den Vorgesetzten erhobenen Vorwürfe und Anklagen abgewiesen, darum gilt er als der Gentleman, dem man Schwelchigkeiten nicht zutrauen darf. Und während es äußerst schwer hält, den Vorgesetzten wegen Mißbrauchs seiner Amtsgewalt zur Rechenschaft zu ziehen, hat dagegen der Untergebene bei leichten Vergehen schwere Strafe zu gewärtigen. Können wir uns denn wundern über das ähne, gedrückte Wesen, das bei dem Gumbinner Prozeß die zu den Untergebenen gehörenden Militärpersonen an den Tag legten?

So wird der Mensch nicht nach seinem wahren sittlichen Wert, sondern nach seiner äußeren Lebensstellung beurteilt. Wie will man denn aber bei dieser Auffassung

dem Mißbrauch wehren? Ein Mann wie Krosigk findet in dieser Auffassung den Schutz für seine herrischen, gewaltthätigen Neigungen; er glaubt ungestraft seiner Leidenschaft den Zügel ziehen lassen zu dürfen, weil er zu den „Herren“ gehört, die auf die Untergebenen mit vornehmer Geringschätzung herabzuschauen. Sieht man denn aber nicht, welche Bewusstseinslagen des sittlichen Bewußtseins ein einziger solcher Mensch, wenn er Jahre lang in seiner Stellung belassen wird, hervorbringen muß? Sieht man nicht, daß das gerade Gegenteil von dem eintreten muß, was angeblich durch die gegen solche Vorgesetzte geübte Zudämmt erreicht werden sollte? Wie sollte denn der Untergebene sich von der Gerechtigkeit eines Subordinationsverhältnisses überzeugen, das ihn dazu zwingt, eine Behandlung zu ertragen, die das Blut in Wallung bringt und tiefe Erbitterung erregt. Die tief muß doch die Erbitterung sein, die dem Gepeinigten die Wordwaße in die Hand drückt! Finden wir aber wohl bei den Vertretern der offiziellen militärischen Auffassung ein Verständnis für diesen Zusammenhang der Dinge; finden wir bei ihnen die Ueberzeugung, daß solcher Zustand nicht fortbestehen darf? Rein. Ich sage mit gutem Bedacht: „die offizielle militärische Auffassung“. Denn gewiß gibt es viele verständige militärische Vorgesetzte, welche diese Auffassung und das Verfahren, zu dem sie führt, nicht billigen. Aber jene Irrtümer sind so unzertrennbar mit dem Militärwesen verwichen, haben so unbedingt die Herrschaft, daß, sollte auch in diesem Fall die Aufklärung erfolgen, doch in dieser Frage ebenjo wenig, wie in der Quellfrage, eine gründliche Reform zu erwarten ist. Th. B.

Aus der ethischen Bewegung.

Internationale Vereinigung in Genen. Aus Anlaß der Annahmehetzig Adlers in der Schweiz während des diesjährigen Sommers war der Gedanke entstanden, dort, in den Schweizerbergen, ein zwangloses Zusammentreffen von Freunden unserer Sache herbeizuführen. Auf dem Wege pilatort freundschaftlicher Vereinbarung wurde als Ort dieser Zusammenkunft der Höhenort Genen im Berner Oberland, und als Zeit der 20. und 21. August festgelegt. Die Beteiligung war nicht so groß, wie man hätte wünschen können, und unangenehm zuläufige Umstände hinderten noch in letzter Stunde manche Freunde am Erscheinen, deren Teilnahme besonders erwünscht und wertvoll gewesen wäre. Immerhin war nach Lage der Umstände die Beteiligung auch wieder erfreulich genug. Es hatten sich eingeladen außer Prof. Adler (Rem-Joch), Prof. Roulet (Yvon), Mih Ballance (London), Dr. Flungh (Frankfurt a/M.), Stamm (Stuttgari), Dr. Förster (Jülich), Dr. Kronenberg (Berlin). Als Gäste beteiligten sich einige in Genen zur Gehörung anwesende Anhänger der eth. Bewegung, von denen Mih Helen Adler, die Gattin Felix Adlers, und Hr. Gise Dasse, die untern Leseren bereits bekannt sind, genannt sein mögen. Ueber den Gang der Beratungen, welche in wesentlichen Punkten eine erfreuliche Uebereinstimmung ergaben, folgt noch genauer Bericht in nächster Nummer.

Bücherschau.

Koslig, Dr. Alfred. Die Politik des Weltfriedens. Die deutsch-französische Annäherung und die Kontinentalunion. 3. Auflage. Berlin 1900. Hermann Walther. 8^o, 46 S. 1.— M.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Alfred Koslig, will durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung eine „Politik des Weltfriedens“ fördern; dieser kann nach Koslig's Ansicht allein durch ein großes Staatenbündnis, „eine Allianz der Allianzen“, ins Leben gerufen werden. Von den beiden Organisationen der Großmächte, welche Deutschland dadurch herbeizuführen vermag, das es sich entweder gemeinsam mit den beiden anderen Staaten des Dreieckes an England und Nordamerika anlehnt oder Uebergang dieser Staaten im Verein mit dem Jovialbunde verleiht, giebt Koslig entschieden der letzteren Kombination, der „Kontinentalunion“ vor der „Uebereinstimmung der Allianzen“ den Vorzug. Mit großem Geschick malt er aus, wie das Bündnis mit Deutschland die Angehörigen der in den angelsächsischen Staaten mahgehenden Spelutantengruppen zu neuen Gewaltthaten reizen müsse, während die Politik der Kontinentalunion sich von dem Satz: „Honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere“ leiten lassen würde. Als notwendige Voraussetzung

für das Zustandekommen der Kontinentallunion betrachtet oder Koffig mit Recht „die deutsch-französische Annäherung“. Als „Schriftsteller, der beiden führenden Kulturmächten gleich viel verohnt und gleich sympathisch gegenübersteht“, will er seine Zustandschau in der Weise abtragen, „dass er als ehrlicher Kritiker zur sächlichen Ausübung beider Völker beiträgt“. Freilich könnte Frankreich, das den Verlust von Elsass-Lothringen zu beklagen habe, dauernd nur dadurch veröhnt werden, daß es dafür eine Kompensation erhalte. Koffig schlägt also solche die heute in portugiesischem Besitz befindliche Küste der Delagoabai mit dem Hafen Lourenco-Morawo's vor; diese portugiesische Kolonie sollte Deutschland erwerben und dann an Frankreich abtreten. Im Englands Einspruch gegen solche Macht-erweiterung Frankreichs zu verhalten, sei aber eine starke Flotte notwendig. Deshalb verlangt der Verfasser Vermehrung der Flotten des Juez- und Dreizehender. In seiner Freude tritt er gerade, während er seine Schrift abschließt, „aus Paris die Nachricht ein, daß die französische Regierung ein Programm der Flottenvermehrung geschaffen und 400 Millionen für die Flotte derselben bestimmt“ habe. Mit diesen neuen Kriegsschiffen fördere Frankreich „auf die wirksamste Weise die Sode des Weltfriedens und der kulturellen Entwicklung der gesamten Menschheit“. Die Kontinentallunion könne jetzt bald ins Leben treten, und wenn insolge der so gewonnenen Friedenssicherung „alle Völker der Erde durch regen Austausch der Waren und der Gedanken“ verbunden seien, so werde auch „die Verödung der kulturellen Entwicklung, der Menschheitsnot, nicht lange auf sich warten lassen!“

Wie sehr muß sich unser Autor erst gefreut haben, als die französische Kammer nicht nur die Kosten dieser Flottenvermehrung bewilligte, sondern auch noch 50 Millionen für die selben Zwecke aus eigener Initiative hinzuzugabte. Nur schade, daß in den 1 1/2 Jahren, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage von Koffigs Arbeit verlossen sind, ohne dem Abschlusse der Kontinentallunion und den späthen Folgen, die ihr unser Autor zu-

schreibt, noch gerichtet zu seihen ist. Auch haben die Franzosen, welche jene Flotte bewilligten, gar nicht die Absicht gehabt, den Frieden zu sichern, sondern dem Vorsehenswande der meisten würde es entsprechen, wenn jene Flotte gerade anderen Fremdländern vielen Schaden zufügen könnte. Auch ohne die Entschlaltung, welche gerade jetzt (Ende Juni 1901) die Affaire Ugon-Kimber bietet, brauchte man sich über die wahren Gesinnungen der leitenden französischen Politiker und des französischen Volkes nicht zu täuschen. Alle Oesterreich-Deutschlands könnte man leicht nur als Abfchlagsgehölzung betrachten. Auch die Annahme, daß Portugal seine Kolonie Lourenco-Morawo's freiwillig an Deutschland abtreten werde, schwebt völlig in der Luft. Es ist solcher Abtretung zu zwingen, wäre aber in der That ein sehr geeigneter Ausweg einer Politik des Neutums und des Friedens!

Wenn wir bemacht die politischen Hoffnungen durchaus absehen müssen, so kann doch ein Einblick in seine Großsüde monden Theoretikern des Weltfriedens deshalb nützlich sein, weil sie daraus erfelen können, wie groß Hindernisse jene Idee noch zu ihrer Verwirklichung überwinden muß. So erdrebenswert auch eine Annäherung der deutschen und der französischen Kulturemotion wäre, für ethische Menschheitskultur erprießlich wäre sie doch erst dann, wenn nicht lediglich der Daß gegen ein drittes Volk die Annäherung hervorgerufen würde. Die Friedensidee aber wird immer mehr durch die Verbreitung frieblicher Gesinnungen, als durch politische Komplikationen gefördert werden, welche gegen einzelne Staaten gerichtet ebenso leicht zur Entstehung neuer Kriege wie zur Friedenssicherung führen können. Du . . . s.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. W. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Hamburg.

Sür einen kaufm. Lehrling wird Unterkunft bei guter, aber einfach lebender Familie in nicht zu großer Entfernung vom Freihafen gesucht. — Familienanschluß Bedingung. — Jährliche Vergütung nicht über 1200 Mk.

Gefällige Angebote befördert unter B. 46 die Expedition dieses Blattes.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen
in der

Hula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Strasse 12,

hinten auf dem Hofe links H. Hoge

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats Vormittags 10 1/2 Uhr

Vortrage-Cyklus des Herrn Dr. Prezig:

Das Vaterunser.

1. Sonntag 1. September: Das Vater und der heilige Gottesname.
2. " 15. " Das Kommen des Gottesreiches.
3. " 6. Oktober: Willenshingabe oder Eigenwillie?
4. " 20. " Brotsorgen oder göttlicher Reichthum?
5. " 3. November: Was heißt Schuldborgabung?
6. " 17. " Verlobung.
7. " 1. Dezember: Erlösung.
8. " 25. " 1. Weihnachtstheiertag: Die Herrlichkeit des Menschengottes.

Der Jugendunterricht

wird von Herrn Dr. Prezig erteilt und findet Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 3 Uhr, Unter den Linden 16, Hof III, Curgebäude, statt Wiederanfang am 4. September.

Der Vorstand

Ö. Kiemper, Vorsitzender, Oranienstr. 38.

Ludwig Büchner, Die Macht der Vererbung und ihr Einfluss auf die Menschheit. M. 2, —

Ernst Haeckel, Das Protistenreich. Eine populäre Unteruchung über das Formengebiet der niedersten Lebewesen. Mit zahlr. Holzschnitten. M. 2, —

Fr. v. Hellwald, Die menschliche Familie. Nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung. M. 5, —

Ernst Günther's Verlag, Berlin W.,
Potodamerstr. 28.

Bermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14,

Sieben erschienen die 5.—8. Auflage von

Unter dem Deckmantel
der Barmherzigkeit.
Die Schwesternpflege in den Krankenhäusern

Ein Mahnwort an Eltern
und Vormünder

von

Johannes Stangenberger.

3 Bogen 6°.

Preis 50 Pf.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Bengig in Ghorstollenburg. — Verlag: Berlin für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19. Romanmandantenstr. 14. — Druck: J. G. Kreuz, Berlin S.W., Romanmandantenstr. 14.

Verkauft
jeden Sonnabend,
Preis viertel, 1,50 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlagsstellen,
Wohlfühlungsstätte
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Wohlfühlungsstätte 40 Pf.
Verlag
Wichtig nach
freier Beurteilung
Annahme in allen
Kunstvereinen
und in der
Kommunikation S.W. 19,
Kommunikationsstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soeffler herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 21. September 1901.

Nr. 38.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Mc. Kinley's Tod. Von Sandhi. — Zur Gumbinner Militärjustiz. Von Rechtsanwalt Victor Kraentl (Berlin). — Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung. Von Georg Hermann. — Streiflichter: Märtyrerverehrung. Revolven und Galgen. Sonderbare „Rebung“ der Sittlichkeit. Kriegsbeute oder was sonst? Zweierlei Maß. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Frankfurt. Abteilung Stuttgart. Abteilung Ginzig.

Mc. Kinley's Tod.

Von Sandhi.

Während man sich nach den letzten Nachrichten aus Buffalo der Hoffnung hingeben durfte, daß die furchtbare That des Mordmörders nicht zum Ziele führen und daß der Präsident der Vereinigten Staaten wieder genesen werde, hat es das Schicksal doch anders gewollt und Mc. Kinley ist am 14. September seiner Verwundung erlegen. Ein Schrei des Entsetzens geht durch die zivilisierte Welt und der Abscheu über den unerhörten Frevel ergreift selbst solche, welche längst nicht mehr gewohnt sind, sich über Dinge zu erregen, die außerhalb ihres eigenen engebegrenzten Interessenskreises liegen. Die Sinn- und Zwecklosigkeit dieses Mordes ist es vor allem, die lähmend auf uns wirkt. Man sieht im ersten Augenblicke einem solchen Geschehnis ratlos gegenüber, weil man vergebens nach irgend einem Motive sucht, das den Mörder zwar nicht rechtfertigen könnte, aber seine That doch wenigstens menschlich zu erklären vermöchte. Jedes persönliche Motiv fehlt offenbar; es handelt sich um einen Mord aus rein theoretischen Erwägungen heraus. Und gerade dies wirkt so niederbrütend auf unser Gefühl, daß wir mit ansehen sollen, wie ein Mensch einen anderen für ewig aus der Reihe der Lebenden streicht einer Theorie zuliebe, die rein automatisch angewandt wird. Und wenn der Mensch, der so vernichtet wird, auch noch eine durch glänzende Eigenschaften hervorragende Persönlichkeit gewesen ist, auf die ein mächtiges Volk seit Jahren mit Stolz zu schauen gewohnt war, dann müssen wir bekennen: es ist etwas Furchtbares um einen solchen Mord!

Aber wie der Künstler stets größer ist, als sein Kunstwert, so ist auch ein solcher Thäter furchtbarer, wie seine That, und wir stehen vor der Frage, wie es möglich ist, daß sich unter unseren Augen Menschen entwickeln können, die es für etwas Verdienstliches, für etwas Großes halten, einen Mann wie den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu töten. Es wäre unendlich wichtig, daß man die Entwicklungsgeschichte des Mörders Czolgosz in allen Einzelheiten feststellte. Man würde auf Dinge stoßen, die seine Gemütsverfassung verständlich machen würden; ein Psychologe fände da eine Aufgabe von hervorragender Bedeutung

zu lösen, denn ohne weiteres leuchtet doch ein, daß nur ein Mensch, der Unennbares erlebt hat — und wenn auch nur reflektierend als Beobachter der Dinge um ihn her —, die Hand zu solcher unennbarer That hat ausheben können!

Weider wird es uns auch bei dieser erschütternden Gelegenheit nicht erspart bleiben, daß unsere reaktionäre Presse nach Polizey-Maßregeln und anderen freisheitsfeindlichen Maßnahmen gegen den sog. „Umlstura“ schreiben wird. Als ob ein Mensch, der in solcher Gemütsverfassung ist, daß er seine That ausführen will, obwohl sie ihm vorausichtlich das Leben kosten wird, überhaupt durch irgend etwas auf der Welt zurückzubalten wäre. Die Chinesen haben ein Sprichwort: „Wer sein Leben geben will, kann einen Kaiser vom Pferde reißen“, aber unsere Rückstrotzer wissen davon nichts!

Die wahren Ursachen solcher Schreckensthaten und demzufolge die Mittel, ihnen vorzubeugen, liegen ja so deutlich vor aller Augen, daß man sich nur darüber wundern muß, daß man noch immer genötigt ist, sie anzuführen: Schlechte Erziehung in der Familie, wo so häufig die Mutter in der Fabrik arbeitet und der Vater dem Trunke ergeben ist, mangelhafte Schulbildung in den Volksschulen, wo die Kinder in überfüllten Klassen den Stachismus auswendig lernen, ohne ihn richtig zu verstehen, um dann im Leben, wenn sie in das „richtige Milieu“ kommen, den Glauben an die Lehren des Christentums schleunigst zu verlieren. Da die Grundtatsache der Moral den Kindern ausschließlich auf konfessioneller Grundlage beigebracht werden, geht mit dem Glauben an die Heilswahrheiten des Christentums sehr bald auch jedes moralische Verantwortlichkeitsgefühl verloren und das Triebleben des bedauernswerten Pöbels einer derartigen Entwicklung findet seine inneren Schranken mehr. Wenn nun ein solcher Mensch sieht, wie gewaltiam es vielfach in der Welt zugeht — ist es zu verwundern, wenn er beschließt, es ebenfalls mit der Gewalt zu versuchen, wenn er seine Hoffnungen und Erwartungen auf andere Weise nicht zu realisieren vermag?

Der Mörder Czolgosz ist Pole; er kennt die Geschichte seines Vaterlandes, das vielfach geteilt und mit Gewalt im Zaum gehalten worden ist. Er sah, wie die Vereinigten Staaten Cuba und die Philippinen ver-gewaltigten, sah, wie England die Pflanzstaaten ohne rechtlichen Grund zuerst beim Einfall von Jameson und dann durch regulären „Krieg“ zu Boden schlagen wollte. Er sah aber auch, daß die Sieger über Cuba und die Philippinen, wie auch Chamberlain und Rhodes als große Helden gefeiert wurden. Wäre es zu verwundern, wenn sich in seinem Gehirn allmählich die Idee festsetzt

hätte, daß der Gewaltmensch der große Mensch sei? Alphonse Daudet hat in seinem „Immortel“ dieses Problem in sehr feiner Weise behandelt, indem er schließlich einen Gewaltmenschen („struggleforleur“ nennt er ihn) von einem anderen Gewaltmenschen töten läßt, der sagt: „ich bin der Stärkere, denn ich bin bewaffnet.“

Kurz gesagt: wenn man solchen anarchisistischen Taten nach Möglichkeit vorbeugen will, muß in erster Linie alles vermieden werden, was als schlechtes Beispiel wirken könnte, und ganz besonders von Seiten der Staaten und der Staatsmänner. Dann aber müssen endlich in Bezug auf die moralische Erziehung der heranwachsenden Jugend neue Wege gegangen werden. Die religiös-konfessionelle Erziehung hat ihre Probe nicht bestanden — warum versucht man es nicht einmal mit der Einführung eines von allen konfessionellen Voraussetzungen freien Moral-Unterrichtes, der die sozialen Zusammenhänge statt der biblischen Wundergeschichten zur Grundlage nimmt? Von Plavaiac bis Czolgosz sind alle Wörder von Staatsoberhäuptern konfessionell-religiös erzogen worden — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Eine mächtige Strömung in den Vereinigten Staaten will Analphabeten die Einwanderung versagt wissen. Es wäre besser, wenn die Regierung der Vereinigten Staaten durch die Ueberflutung mit moralisch tiefliegenden Elementen dazu gebracht werden würde, den Nachweis einer erfolgreichen sittlichen Erziehung von den Einwanderern zu verlangen. Gerade diese Nordbat von Buffalo predigt uns wieder eindringlich die uralte Lehre von dem innigen Zusammenhang der Dinge innerhalb der Menschenvelt. Der Nachkomme einer eingewanderten polnischen Familie berauth die Vereinigten Staaten ihres Oberhauptes, ebenso wie ein Italiener waren, die den Präsidenten der französischen Republik und die Kaiserin von Oesterreich ermordeten. Jedes Land ist heute von dem moralischen Zustande der Bewohner aller Länder abhängig, und diese Thatfachen allein zeigen schon, daß jeder überspannte Nationalismus ein Unsin ist. Jeder Staat ist gebietetlich darauf angewiesen, die echten Kultur-Aufgaben gemeinsam mit allen anderen Staaten zu lösen; wenn man aber glaubt, „gemeinsames Vorgehen gegen die Anarchisten“ ausreicht, um dieser Forderung gerecht zu werden — dann wird man weitere Enttäuschungen erleben. Nicht die großen Staats-Aktionen bestimmen das Schicksal der Völker, sondern die kleine, treue, unermüdbare Alltagsarbeit an der Besserung der Zustände und der Erziehung der einzelnen Individuen. Es giebt nur deshalb „Anarchisten“, weil es Staaten giebt, die ihre erste und wichtigste Aufgabe: charaktervolle Bürger heranzuziehen, noch nicht in ihrer ganzen Tragweite begriffen haben.

Zur Gumbinner Militärjustiz.

Von Rechtsanwalt Victor Franck (Berlin).

Die neue Militärstrafgerichtsordnung für das Deutsche Reich vom 1. Dezember 1898 wurde im Gumbinner Mordprozeß auf die erste schwere Probe gestellt. Sie hat sie nicht bestanden, ja, es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man meint, sie habe schnell einen elenden Vaterrott gemacht. Das Todesurteil gegen den Unteroffizier Marten hat wie eine Bombe hineingeschlagen — das Rechtebewußtsein des Volkes bäumt sich in heller Empörung gegen den ihm ungeheuerlich erscheinenden Richterpruch auf. Der gewaltige Entsetzenssturm der öffentlichen Meinung rechtstierig es nicht bloß, sondern erheischt es dringend, daß das deutsche Volk, welches das Heer erhält und seine als Soldaten dienenden Söhne der

Militärgerichtsbarkeit zu unterwerfen hat, über die Schranken sonstiger Parteien hinweg sich über die Bedeutung des Gumbinner Urteils und das Wesen der Militärjustiz nachhaltlos ausdrückt. Wie ein gut deutscher Spruch sagt: Hier hilft kein Maulspigen mehr, hier muß geprüff werden!

Ueber die Persönlichkeit des ermordeten Wittmeisters von Krosigk seien hier nicht viel Worte verloren. Auch den zutreffenden Schilderungen der verschiedensten Zeiten war er ein brutaler Vorgesetzter, ein durch despotisches Gebahren seine Untergebenen arg quälender Offizier. Das muß rüchichtslos festgenagelt werden, wenngleich es sich um einen Toten handelt, ebenso wie von den Militärbehörden der Mafel nicht genommen werden kann, daß ein solcher Mensch im Dienst verbleiben durfte. Er trieb es so lange und so weit, bis schließlich Verzweiflung, Empörung, wild lobendes Rachegühl jemand die Waffe in die Hand drückte und Krosigk durch einen wohlgezielten Schuß niedergerect wurde. Das nunmehr folgende militärgerichtliche Veriahren tappte hin und her, bis der Unteroffizier Marten und der Sergeant Hidel auf die Anklagebank gebracht wurden. Beide bestritten unausgesetz ihre Schuld, und das Kriegsgericht in Gumbinnen sprach sie von der Anklage des Mordes frei. Inzwischen entsprach es dem Rechteempfinden des Volks. Was aber schon in der ersten Instanz als mit freibeitlicher Rechtspflege unverträglich scharf getadelt werden mußte, war der Umstand, daß, sobald die Persönlichkeit und das Verhalten des Wittmeisters v. Krosigk Gegenstand der Beweisaufnahme wurden, der Ausschluß der Oeffentlichkeit erfolgte. Ohne ihn soll nach § 282 der Militärstrafgerichtsordnung die Hauptverhandlung sich vollziehen, während er im folgenden Paragraphen für die Fälle zugelassen ist, daß eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung, insbesondere der Staatssicherheit, oder eine Gefährdung militärdienstlicher Interessen oder der Sittlichkeit zu beorgen ist. Außerdem ist dem Kaiser die Befugnis, von der er in einer Kabinettsordre Gebrauch gemacht hat, erteilt, allgemeine Vorschriften darüber zu erlassen, unter welchen Voraussetzungen das Gericht die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wegen Gefährdung der Disziplin auszuschließen hat. Auf der einen Seite also hat das Gericht das Recht, bei Gefährdung militärdienstlicher Interessen nicht öffentlich verhandeln zu lassen, auf der anderen Seite legt ihm die erwähnte Kabinettsordre eine Pflicht auf, deren tatsächliche Voraussetzungen aber wiederum seiner Erwägung unterliegen. Wahrscheinlich merkwürdiger Zustand, der deutlich genug zeigt, wie wenig auch das „reformierte“ Militärstrafverfahren den Anforderungen entspricht, welche wir heutzutage an eine geordnete Rechtspflege stellen müssen. Die Interessen der Gerechtigkeit haben alles andere zu überragen. Durch Verhandlungen und Maßnahmen, welche auf ihre Wahrung abzielen, kann keine Schädigung erwachsen. Es ist ein Pflichten für den Wert einer Einrichtung, ob sie das für alle helle Licht der voraussetzungslosen Oeredtigkeit als Selbstziel zu vertragen vermag. Die Oeffentlichkeit des Verfahrens ist eine für einen Rechtsstaat unerlässliche Rechtsgarantie. Das Wichtigste ist die Kontrolle durch das Rechtsbewußtsein des Volks; dieses muß in der Lage sein, klar zu überschauen, wie mit Ehre und Freiheit der Angeklagten verfahren wird. In der Militärstrafgerichtsordnung aber ist die Oeffentlichkeit noch weit schlimmer als in der bürgerlichen Strafprozedur zum Spielball des willkürlichen Ermessens des Gerichts geworden, und, hierauf sich stützend, hat das Kriegsgericht in Gumbinnen auf das Schwerste gefehlt. . . .

Nachdem Hidel in der ersten Instanz freigesprochen worden, mußte man selbstredend seine Entlassung aus der

Untersuchungshaft erwarten. Nach den gesetzlichen Bestimmungen hat dies auch dann zu geschehen, wenn ein Rechtsmittel gegen die Freisprechung eingelegt wird, während nun auf Grund neuer Verdachtsgründe oder neuer Beweismittel der höhere Gerichtsherr einen neuen Haftbefehl erlassen darf. Hidel aber wurde, ohne daß ihm oder seinem Verteidiger solche neuen Momente mitgeteilt worden wären, in der Untersuchungshaft gehalten; die von seinem Anwalt veröffentlichten Aktenprotokolle sind unverständliche Zeugnisse für dieses Vergehen gegen Gesetz und Recht. So hat auch das Oberkriegsgericht in Gumbinnen durch die erneute Freisprechung Hidels unzweideutig fundgegeben, daß ein neues Verdachtsmoment gegen ihn nicht aufzufinden war, und so steht fest, daß das Vorgehen des Gerichtsherrn, Generalleutnants von Alten, durch seine der ihm von den verschiedensten Seiten zugehenden Charakterisierungen zu hart oder zu grell gekennzeichnet wurde. Dieser zweitinstanzliche Ausgang gegen Hidel hat aber weiter in prinzipieller Hinsicht schlagend dargethan, wie bedenklich überhaupt die Einrichtung des Gerichtsherrn ist. Er ist neben den erkennenden Richtern ausübender Faktor innerhalb der Militärstrafgerichtsbarkeit. Er ordnet das Ermittlungsverfahren an, hat zu befinden, ob ein weiteres Einschreiten erfolgen sollte, läßt die Anklage erheben und entscheidet, ob der Beschuldigte in Untersuchungshaft zu nehmen, oder nicht. Derselbe Gerichtsherr beschließt dann nach seiner Anklageerhebung den Zusammentritt des zum Urteil berufenen Gerichts und setzt Ort und Zeit der Hauptverhandlung fest. Danach wird man sich ein Bild von der ungeheuren Tragweite dieser Institution machen können; danach darf es aber auch nicht Wunder nehmen, wenn man an der erforderlichen Unabhängigkeit der als Richter in der Majorität befindlichen Offiziere zweifelt und sich von dem Gedanken nicht loszulösen vermag, daß sie nur zu oft in der fürchtbaren Gefahr sind, in dem Gerichtsherrn ihren Vorgesetzten zu sehen und aus dem Gehorsam der militärischen Disziplin heraus ihr Verdict einzurichten.

Der Generalleutnant v. Alten hat nun aber von seiner starken Machtfülle nicht bloß hinsichtlich der Untersuchungshaft Hidels, sondern auch in einem anderen Punkte einen Gebrauch gemacht, welcher die Nebenken gegen das Institut des Gerichtsherrn nur zu vermehren vermag. Während nämlich § 176 der Militärgerichtsordnung dem Gerichtsherrn die persönliche Teilnahme an den Untersuchungsbehandlungen verbietet, hat Generalleutnant v. Alten bei einer bei Hidel vorgenommenen Hausdurchsuchung mitgewirkt. Er hat sein Verhalten zwar damit zu rechtfertigen versucht, daß er damals nur als Vorgesetzter thätig gewesen wäre, in dessen ist dies weiter nichts als eine leere Ausflucht, die auch dem wohlwollendsten Beurteiler als solche erscheinen muß.

Anderß als mit Hidel kam es vor dem Oberkriegsgericht mit dem Unteroffizier Marten, den es der mit Vorbehalt und Ueberlegung verübten Tödtung des Rittmeisters v. Krofzig für überführt erklärte. „Ueberführt“, das ist das grausame, übertölpliche Wort, welches uns nicht in den Kopf hinein will! Woraus hat das Gericht sein als Fallbeil auf Marten niederjauendes Verdict geschöpft? Die Beweisaufnahme hatte keinerlei haltbares Material zusammengetragen, alles hatte sich im Rahmen von Vermutungen, hingeworfenen Redewendungen, feinschwammigen Kern treffenden Beobachtungen bewegt, alles brach morsch in sich zusammen. Hat je ein „non liquet“ vorgelegen, war je der alte Juristenatz „in dubio pro reo“ angebracht, so im Fall Marten. In dem Prozeß galt es nicht, für die Wahrheit einen Schuldigen zu ermitteln, sondern festzustellen, ob Marten dies wäre. Zu seiner Ver-

urteilung gehörte selbstredend die Ueberzeugung, daß (abgesehen von einem etwaigen Gehilfen) ein anderer der Mörder unmöglich gewesen sein konnte. . . . daß nun aber das Oberkriegsgericht diese Ueberzeugung wirklich zu gewinnen vermocht habe, wird das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes nimmer begreifen! Das Urteil ist auf Annahmen und Vermutungen gebaut, welche ebenso falsch, wie richtig sein und ebenso die Schuld des vorher außer Verfolgung gesetzten Unteroffiziers Stopped hätten begründen können. Es reicht den vielen dem Rechtsempfinden des Volks ins Gesicht schlagenden Entscheidungen insofern einen neuen, schreienden Fall an, als man mit Grauen davor zurückbeben muß, daß Richter sich zu entschließen wagten, bei so unzureichender Motivierung ein Todesurteil zu fällen! Suchen wir nun dieses fürchtbare Rästel zu lösen, vorzegenwärtigen wir uns noch einmal, was wir vorher in großen Umrissen ausgeführt haben, so werden wir immer und immer wieder den Kardinalpunkt in Folgendem finden: Die die Wehrkraft im Kollegium bildenden Richter sind im Soldaten und können insofolgedessen kaum frei in ihrem Urteil sein; sie stehen tief in der militärischen Subordination und vermögen kaum unbefangenen zu bleiben, wenn die gewaltige Autorität des Vorgesetzten sich ihnen aufwingt. So hat sich der Gesichtspunkt der verletzten Disziplin in die Erwägungen der Gumbinner Richter hineingeträgt und den reinen Rechtsgedanken berart getrübt. Dieser fürchtbaren Gefahr sind die Militärrichter stets unterworfen, und hierin in Verbindung mit all' den anderen Momenten zeigt sich grell genug, wie himmelweit die „modernisierte“ Militärstrafgerichtsordnung davon entfernt ist, reale Rechtsgarantien zu bieten. Sowie der Militarismus mit Recht und Gerechtigkeit unverträglich und für die Entfaltung echter, freierheitlicher Kultur ein arges Hemmnis ist, ebenso steht es auch mit der für ihn zugeschnittenen Militärstrafgerichtsordnung Will man das Militärgerichtsverfahren, dessen Existenzberechtigung über die Abnung disziplinarischer Verfehlungen hinaus meines Erachtens zu verneinen ist, nicht radikal beseitigt wissen, so muß man vor allem auf seine durchgreifende Umgestaltung hinarbeiten. An der Dringlichkeit dieser Forderung würde ein etwaiger Erfolg der von Marten eingeleiteten Revision, deren Begründung hier nicht nachgeprüft werden kann, selbstredend nicht das Geringste ändern, da es sich ja um Fragen und Güter handelt, die das individuelle Interesse der Sache Marten hinausreichen. Sie selbst ist das blutigrote Mene-Tel für die schrecklichsten Mißstände, die in erster Reihe mit eifernem Wesen weggeegelt werden müssen: die Einrichtung des Gerichtsherrn ist mit Stumpf und Stil auszumergen; das Juristenelement in den Richterkollegien erbsüchtlich Vermehrung; für die Rechte des Verteidigers während der Untersuchung ist eine wesentliche Erweiterung zu fordern; die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung ist ohne Schen vor dem militärischen Kasteninteresse zu gewährleisten; zur Bejahung der Schulfrage muß Einstimmigkeit der Richter gehören; und die einWiederaufnahmeverfahren betreffenden Bestimmungen müssen aus der formalistischen Engherzigkeit, in welcher sie jetzt stehen, befreit werden! Al' das gilt mutatis mutandis auch für die bürgerliche Strafprozeßordnung, welche in den Fällen Zietzen und Rosdemann nicht minder schwere Sünden auf dem Gewissen hat. Beide Gesetze sind morsche Kruden für eine Rechtsordnung — seien wir alle Kräfte daran, daß die Uebel an den Wurzeln gepackt und feste Stützen geschaffen werden!

Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung.

Von Georg Hermann.

Wenn wir — der Leser und ich — etwas länger hier zusammen plaudern werden, so liegt das daran, daß wir uns über eine Frage unterhalten wollen, welche heute in den Brennpunkt der Lebensinteressen gerückt ist und welche mit hundert Armen in alle möglichen Nachbargebiete übergreift. Scheinbar eine rein ästhetische Frage, ist sie zugleich eine Frage der Veranlagung und Kulturhöhe der Rasse wie des Individuums, so gut, wie sie eine Frage des Volkswohlstandes ist oder eines der ethischen Grundprobleme. Die Umgestaltung der künstlerischen Erziehung rüttelt an einer Unzahl von Einrichtungen und bringt mit ihren Forderungen bis in die geheimsten Räume des Hauses und des Herzens.

Da niemand aus seiner Haut heraus kann, so habe ich die Beispiele hauptsächlich in Berücksichtigung der Berliner Verhältnisse gewählt, und es gelten diese Ausführungen dem Norddeutschen, gelten Berlin mit seiner vorwiegend östlichen Kultur, welche einseitig den Intellekt entwidelt. Für sie trachte ich Mittel und Wege anzugeben, wie sie den Sinn für bildende Kunst wecken mag, trachte zu begründen, welcher Kunst sie sich zuwenden muß, um etwas zu finden, in das sie sich hineinleben kann, und das seiner Anlage, seinem seelischen Begreifen nahe liegt.

Ueber das augenblickliche Fazit der künstlerischen Erziehung oder der kunstkritischen Erziehung wäre es leichtsinnig, sich Illusionen hingeben zu wollen. Zu all' dem, das hier in Berlin an Werken der Malerei oder Plastik gezeigt wird, hat nur ein verhältnismäßig geringer Teil eine äußerliche Beziehung; das Gros der hiesigen Bevölkerung lebt hin, ohne daß auch nur ein Strahl der Erleuchtung in ihr Dasein fielen. Für sie giebt es nicht Ausstellungen, nicht Museen und Sammlungen; und wenn sie schon einmal ein unglücklicher Zufall dorthin verschlägt, so sagen ihre unsicheren Schritte und ihre groß-erstaunten Augen nur Genüge, daß sie auch nichts, nichts davon verstehen. Es ist zu beobachten, wie sie durch die Säle trotten, nach rechts und links den Kopf drehend, die Hände überfliegen, ohne daß ihr Blick auf irgend einen Gegenstand auch nur wenige Sekunden ruhe. Wenn sie irgend etwas lockt, so ist es stoffliches Interesse; ein Etwas, das zu ihnen spricht, welches dem Künstler gleichgültig war; anstatt einer Erregung der Sinne suchen sie eine Erregung der Sinnlichkeit, statt eines künstlerischen Genießens eine Stärkung ihres Vaterlandsgedühls, statt eines stillen Sich-verlebens eine anekdotische Unterhaltung! Es ist sicherlich noch zu niedrig beziffert, wenn ich meine, daß bei $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung Berlins die bildende Kunst gar keine Rolle spielt, und wenn wir hinaus gehen in die Provinzstädte und das flache Land, so wird wohl das Verhältnis ein noch bei weitem ungünstigeres werden. Für $\frac{1}{10}$ der Bevölkerung — die noch ein gut Teil zu dem Kontingent der Besucher der Theater und der musikalischen Darbietungen stellen — ist der Begriff „bildende Kunst“ nicht vorhanden. Aber auch das übrige Zehntel steht zu ihr in einer Beziehung höchst zweifelhafter Art. Unleugbar ist die äußerliche Anteilnahme an den Werken bildender Kunst gestiegen, und hiermit ist etwas gewonnen: die Achtung vor der künstlerischen Arbeit. Ein guter Boden, um darauf weiter zu bauen, aber nicht mehr. Wie Kaiser Friedrich sein Tagebuch begann mit den denkwürdigen Worten: „Ich zweifle an der Aufrichtigkeit der politischen Gesinnungen“, so könnte man auch ein Buch über die Kunstkultur Berlins beginnen: Ich zweifle an der Aufrichtigkeit

der Gesinnung des kunstliebenden Berliners. Welche Rolle spielt denn die bildende Kunst in seinem Leben? Die Salons sind ihnen behagliche Klauereden, in denen sie gleichgestimmte Bekannte treffen; es fehlt ihnen innerer Zusammenhang, Urteilskraft, Unterscheidungsvermögen, es fehlen alle Brücken, die zu ihrer sonstigen Lebensführung hinübergeleiten. Daß sie dem Dinge Interesse entgegenbringen, ist eine Nothsache, eine glückliche, demuthbare Konjunktur. Die Kunst ist den Männern kaum mehr, wie eine Savanna nach dem Essen, den Frauen sicher weniger, als ein neuer Pointacebefehl auf dem Uebertragen. An einer Erziehung des Farbeninns wird so wenig gearbeitet, wie an einer Schulung des Formeninns oder dem Blick für Zusammenhänge und Entwicklungslinien, und nun gar an eine Aneinanderwendung für die Lebensführung ist nicht zu denken. Man irrt planlos von Gut zu Schlecht, wandert durch Wert und Unwert, ohne einer tieferen Erregung fähig zu sein. Das seelische Nachschaffen, das Aufgehen in der Harmonie einer Schöpfung ist ihnen verlag. Im besten Falle bietet die Kunst ihnen eine angenehme Zerstreuung.

Was ist ihnen denn damit verschlossen, welchen Schaden nehmen sie für ihr Dasein? Für den Lebenskampf hat man es für gut gefunden, ausschließlich den Intellekt und die Körperkräfte auszubilden. Wir sind in der Schule alle ohne die Ahnung von jener Welt angewachsen, die auch im spätern Leben nur bei einer geringen Anzahl eine Rolle spielt. Wir haben nicht einmal gelernt, ihren Wert zu schätzen, ihren Einfluß auf die Kraft der Arbeit zu erkennen. Die wenigsten wissen, wie in einer harmonisch farbigen Umgebung, in der Auge und Seele Anknüpfung finden, der Geist leichter und fröhlicher arbeitet; die wenigsten kennen den klärenden, anregenden Einfluß der Kunstschöpfung. Wer gewohnt, stark geistig zu arbeiten, für den ist die zeitweilige intensive Betrachtung von Kunstwerken unerlässlich; unter dem Einfluß der Harmonie, die in ihn überströmt, ordnen und gruppieren sich seine Gedanken und Empfindungen. Der Schreiber selbst hatte durch Jahre einen schönen japanischen Farbenholzschnitt über seinem Arbeitstisch hängen, und mancher Kat ist ihm geworden, wenn sein Blick instinktiv der Harmonie der schlanken Linien folgte und sein Auge den Klang der kühlen Farben einsog. Schon um dieses einen Vorteils wegen, um diese letzte Auslösung der seelischen Spannkraft sollte man versuchen, das Verständnis für Kunst zu verallgemeinern, denn was für den geistigen Arbeiter eine vollendete Kunstschöpfung, das ist für den körperlichen Arbeiter eine hell und freundlich, klar und übersichtlich gestimmte Umgebung.

Hier ist der einzige Nutzen der Kunst, der direkt zahlungsgemäß zu belegen wäre, aber die anderen Vorteile und Vorzüge sind schwerwiegender. Von allen seelischen Empfindungen sind — neben den Trieben — die, welche die bildende Kunst uns vermittelt, die tiefsten und gewaltigsten, in ihren Auswirkungen den Wirkungen des Glaubens verwandt. Ich weiß nicht, wer den Satz aufgestellt hat: „wer sich einmal in den Geist der Kunst eines Rembrandt oder Michelangelo verkennt hat, kann nie und nimmer mehr in der Welt ganz unglücklich werden“; das eine weiß ich aber, daß er eine Wahrheit von ewigen Wert enthält. Das Gefühl, welches eine starke Persönlichkeit uns vermittelt, die Werte schaff, neu in Form und Farbe, gleichmäßig ausgebildet, gerundet, — Welten für sich, — dieses Gefühl der Harmonie, der in sich geistigen Kraft, des Ausgleichs, spielt in alle anderen seelischen Gebiete über: in das der Eitlichkeit, des Rechtsgedühls, in das engere gesellschaftliche Zusammenleben so gut, wie in unsere Forderungen an das Staatswesen. Diese Aus-

tungen der künstlerischen Erziehung sind indirect. Und hier liegt eine der gefährlichsten Klippen der Bestrebung: nämlich zu vergeßen, daß Kunst nur einen Wert in der Beziehung zum Leben hat. Der tiefe Sinn der Kunst ist das, was sie uns übertragen für das Leben bietet, daß sie uns lehrt, Dinge und Wesen, Anordnung und Geschschnisse des Daseins mit künstlerischen sehen, Genuß schöpfen aus allem, intuitiv die Bilder und Erscheinungen wirken lassen, sie aufnehmen und verarbeiten. Damit, daß wir einen Liebermann oder Bödlin schön finden, ist garnichts gethan, damit, daß wir für die Häßchen der Impressionisten und vielleicht gegen die Tupsen der Neuimpressionisten sind, noch viel weniger. Der tiefe Sinn des Impressionismus liegt nicht in Häßchen oder Tupsen, nicht in der Farbzerlegung, nicht in der Aufhellung der Schatten, in der Wiebergabe der Luft, sondern einzig und allein in der neuen Stellung, welche durch sie der Kultur Mensch, der Städte zu seiner landschaftlichen Umgebung gewonnen. Es ist eine Wandlung in der Struktur des menschlichen Empfindens, eine höhere Erschließung des farbigen Weltbildes, eine ungeahnte Erweiterung zu neuen Tonhöhen und Farbwerken. Und Bödlin und Liebermann sind so gut wie die Impressionisten nicht ein Komplex von 50 oder 100 Bildern, die im Laufe der Jahre an uns vorübergezogen, sondern eine Weltanschauung. Eine spätere Zeit wird vielleicht garnicht das in den Schöpfungen zu sehen vermögen, was wir darin sehen. Die Autorität, welche von dem Namen Schiller ausstrahlt, ist zu groß für seine Werke, sagt Emerson einmal, und ähnlich wird eine spätere Zeit wohl auch über diese Künstler urteilen. Der schön und stärkste Teil ihrer Kraft ist das, was als Anschauung zu Lebzeiten in andere übergegangen ist. „Eine Loteninsel“, ein Gefilde der Seeligen“ ist zweifellos als künstlerische Lebensanschauung unendlich viel stärker und wirksamer gewesen, denn als malerische Leistung. Ein großer Fehler unserer heutigen Kunstbetrachtung ist es, die Kunst aus dem Leben herauszuschälen und von ihr zu reden, als ob es das Leben selber wäre, während es doch nur ein Abklatsch ist; sie geht nebenher mit Kind und Hammel, dem Geruch der See, der Berührung einer Hand, der Erinnerung an eine Hoffnung und all die andern tausend Dingen, die Faktoren in der Gesamtsomme unseres dreißig- oder vierzigjährigen Lebens“, sagt Jerome Jerome. Die Kunst hat für den Nichtkünstler, Nichtkritiker nur Wert in Beziehung zu seinem Dasein. Für ihn ist es garnicht nötig, alles zu sehen, was man bei uns in Augenschein nehmen kann, sondern nur notwendig, sein Leben mit einer Anzahl von Kunstwerken zu umgeben, zu denen er auf vertrautem Fuße steht; ob er 10 Liebermannsche Bilder kennt oder 20 gesehen hat, ist gleichgültig, wenn er nur aus einem einzigen für sich das herausgelesen, was ihm für seine Auffassung von Leben. Und auch der Kunstforscher ist heute nur von Bedeutung, wenn er der Suchende, der Mann, der nach Persönlichkeiten auspäht, in die er hineinwachsen kann. Ein Urteil, das er über ein einzelnes Werk abgibt, hat nur bedingtes Interesse; wichtiger ist was er über die Persönlichkeit des Schaffenden zu sagen weiß, über seine Umgebung und seine Entwicklung. Wenn jemand über eine Ausstellung dänischer Künstler schreibt, so ist es nicht seine Aufgabe, daß er Amber und Nöyen, Hammerspoj oder Paulsen lobt und Wigo Tobannsen oder Kroyer vielleicht tadelt, sondern er muß diese ganze Reihe von Persönlichkeiten in ihrer gemeinlichen Eigenart umschreiben, er muß ihr Land schildern, Feld und Wald, ihr Familienleben, ihre geistige Kultur, er muß ihre Litteratur kennen, er muß wissen, welche Eigenheiten der Kasjen sie von den Schweden und Norwegern unterscheiden, bei einem Schulberg wird er an Hansjus's Pan gemahnt werden und bei einem Interieur Hammerspoj an Sasobjen's Wohnung des

Konsul Claudi. All' diese Dinge haben für unsere künstlerische Erziehung viel mehr Wert, denn die nächste Abkantung und Vergleichung. Schön: findet Heilemann und Necznicek zehnmal oberflächlich, als Schilderer derer, die hoch, modernen Frau mit den schlanken Bieren, der aufblühenden Farbenfreude, ist ihre Kunst wertvoll, und doppelt interessant dadurch, daß sie technisch all' das Augenblendende hat, das mit zu den tiefsten Eigenheiten des Inhalts gehört. (Zortl. folgt.)

Streiflichter.

Märtyrerkündigung. Einen Preis möchte man ansehen für die Beantwortung der Frage, in welchem Falle jemals in der ganzen Menschheitsgeschichte die polizeiliche Verfolgung einer Gesinnung ihren angeblich sittlichen Zweck, die Verfolgten zu anderer Gesinnung zu bringen, erreicht hat. Der Preis könnte sehr ansehnlich sein — die Chance, ihn auszugeben zu müssen, ist gleich Null. — Und doch gehen immer wieder Regierungen in ihren praktischen Maßnahmen so vor, als gäbe es keine unumstößlichere Wahrheit, als die, daß man überzeugungsstreuen Menschen nur brav Unannehmlichkeiten zu machen habe, um sie im Sandbumbrechen zu polizeilich und staatlich approbierten Ueberzeugungen zu brechen.

Einen großen Erfolg dieser Art hat eben wieder die preussische Regierung davongetragen durch die Beurteilung der 45 polnischen Banngesellschaften. Die armen fünfzehn, die freigegeben worden sind, müssen sich ja freilich mit dem nicht allzulange vorhaltenden Glorienschein begnügen, daß sie eine Reihe von Tagen dem Bestand des preussischen Staates gefährlich erscheinen durften. Aber die Anderen! Jehn haben einen Verweis erhalten, zwei einen Tag, neunzehn eine Woche, zwölf von 2 bis 6 Wochen und zwei sogar 2 bezw. 3 Monate zu sitzen! Warum? Weil sie Nationalgefehl besäßen, weil sie, anstatt zu kneipen und sonstigen Unthat zu treiben, ihre freie Zeit dem Studium ihrer nationalen Geschichte und Litteratur widmeten, wahrscheinlich allerdings nicht um polnische Grammatik daran zu lernen, sondern „zur Bedung und Förderung ihres Nationalbewußtseins“. Wir lesen ja Lessing, Herder und Schiller an der Schule auch nicht bloß, um einen anständigen Aufsatz schreiben zu lernen. Ja wir — wir sind eben auch keine Polen!

Mit welcher Begeisterung für die Gerechtigkeitsspflege ihres Adopivaterlands werden die „gebesierten“ jungen Leute das Gefängnis verlassen!

Revolter und Gassen. Die Idee der Geistesfreiheit, mit der leider die radikale Presse bei Attentaten ebenjotchen Mißbrauch treibt, wie die staatsverhaltende Presse mit dem Schreckwort: Anarchismus, scheint namentlich bei der Beurteilung der That von Buffalo endgiltig ausgeschaltet zu sein. Offenbar liegt jene in unserer Zeit so verbreitete Verirrung des politischen Fanatismus dort, die den Satz von der Heiligung des Mittels durch den Zweck bis zu der Konsequenz treibt, daß der Wahnsinn dieses Axioms auch seinen gemäßigten Anderten einmal in die Augen springt. Anstatt nun aber wirklich zu Ende zu denken und dadurch zu der Einsicht zu gelangen, daß die ganze auf Gewalt aufgebaute Repressionsaktion gegen politische Fanatiker auf demselben Prinzip beruht, daß auch hier der vortreffliche Zweck der Aufrechterhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung die verwerflichen Mittel der Freiheitsentziehung bis zur gewaltthätigen Hinrichtung heiligen muß, sind vielmehr die entrüsteten Räuber des Attentates mit dem Täter ganz einig in dem Abglauben, man könne Gutes durch Böses schaffen, man könne eine Besserung der politischen Lage durch rohe Gewaltmaß-

regeln erreichen und nur rücksichtslose Energie der Unterdrückung bis zur Vernichtung vermöge vermeinte Schädlinge der menschlichen Gesellschaft auszurotten.

Doch sich seiner Zeit die Augenzeugen eines mit so uiederträchtiger Hinterlist ausgeübten Ueberfalls im ersten Moment nicht der sie überkommenden Entrüstung über den Vertrauensbruch zu erwehren vermochten und Vundjustiz übten, ist mit den allen Abwehrinstinkten des Menschens zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen. Nicht so der stürmische Ruf nach dem Galgen und den schärfsten Repressionsmaßregeln gegen den Verbrecher und seine etwa aufzuspirenden Gefinnungsgenossen, der mit faltem Blute heute wie stets bei solchen Anlässen überall von den Anglenen und Reaktionszimmern in die Welt geschickt wird. Auch das noch so berechtigte Mitleid mit dem Opfer seiner Berufslage, dem inzwischen leider der Verbannung erlegenen Präsidenten, darf das nüchternere Urteil nicht trüben. Man sollte sich doch nach so betrübend zahlreichen Erfahrungen darüber klar sein, daß Galgen und Revolver einander bedingen. Es ist mehr als eine bloße Vermutung, wenn man annehmen muß, daß die meisten letzten Attentate, soweit sie wirklich aus terroristischen Kreisen kamen, der Mache für die in Chicago vor wenigen Jahren hingerichteten Anarchisten gewidmet waren. Der Moralfanatimus, der den Gesellschaftsschuh mit dem Galgen betreibt, findet volles Verländnis auf der Gegenseite, wo man die Gesellschaftsrettung mit dem Revolver vornimmt. So wird immer nur Gewalt gegen List, List gegen Gewalt stehen. Aber es wäre endlich an der Zeit, einzusehen, daß die „Propaganda der That“ auf die Dauer nicht durch eine Aktion der schonungslosen Vernichtung labmaglegt werden kann — verraten sich doch die Propagandisten der That als solche nur eben durch die geschehene That —, sondern durch eine Propaganda der sittlichen Gewinnung, bei der die Regierenden die Führung übernehmen.

Sonderbare „Hebung“ der Sittlichkeit. Der Vund Schweizer Frauenvereine hat an die Bundesregierung eine Petition gerichtet, den Müttern, die ihre außerheftlichen Kinder selbst pflegen und erziehen, gesetzlich den Titel „Frau“ zu verleihen. Die Bundesregierung zeigte sich geneigt, dagegen protestierten drei „hervorragende“ Berner Frauenvereine, darunter einer zur „Hebung der Sittlichkeit“, entschieden gegen diese Maßnahme. Zutreffend bemerken dazu die „Documente der Frauen“:

„Die Menschen strafen konsequent nicht den Schuldigeren, sondern den Schwächeren. Der Vater eines unehelichen Kindes erleiht feinerlei Schmach, und in ungeschälten Fällen weiß er sich seiner Vaterpflicht ganz zu entziehen oder in einer Weise damit abzuweichen, die zu dem Kind, der Mutter und der Schwach, die das Weib als sich nehmen muß, in keinem Verhältnis steht. Wenn nun eine ledige Mutter, die der Mann im Stich gelassen, den Mut hat, ihr Kind bei sich zu behalten und als Mutter für es zu sorgen, so soll ihr das erleidet, die Unehre des Namens von ihr genommen werden und sie soll des Titels „Frau“ teilhaftig werden. Das wäre immerhin eine moralische Unterhöhung, die sozialpolitisch von Bedeutung ist, denn für das Kind ist es natürlich tausendmal besser, von der eigenen Mutter mütterlich gepflegt zu werden, als ins Findelhaus oder in Kost zu kommen. 18587 uneheliche Kinder werden in Oesterreich in einem Jahre geboren, und wie viele von ihnen verderben? An sich ist es ein Beispiel der Rimbarnigkeit, daß die heutige Gesellschaft dem Weibe anbietet, daß es nur durch die Ehe den Titel „Frau“ erhalten kann, während der Mann nur heranzuwachsen braucht, um als „Herr“ angesprochen zu werden, und die Aufzucht dieses Unrechts nur eine Frage der Zeit und der wachsenden Kraft der Frauenbewegung. Was sollen wir nun zu jenen Frauen sagen, die sich öffentlich dagegen auflehnen, daß er ihren lächtigen und schwer kämpfenden Schweltern gegeben werde? Sie haben ihn ja viel mühsamer durch Raubbei und Kirchengeld erworben. Sie sind stillos und haben offenbar noch so viel Ueberflüssig an Sittlichkeit, daß sie andere, die sich aus Erniedrigung und Elend emporschreiben, wieder dabinführen können. Wir wollen diese unbarmerzige Sittlichkeit der Berner Frauen brandmarken, denn wir haben bisher geglaubt, daß man die Sitt-

lichkeit hebt, indem man sich bessert — oder sollten alle diese Ber-einmüßiger ohne Fehl und Sünde sein? — nicht aber, indem man verlangt, daß Andere geständig werden.“

Kriegsbeute oder was sonst? Silberne Küffel zu stehen gilt im allgemeinen als unehrenhaft. Wird aber ein Eigentumsvergehen dadurch ehrenhaft, daß es von Beauftragten des Staates und in seinem Namen verübt wird? Diese Frage erhebt sich angefaßt der Thatfache, daß von der Sternwarte in Peking wertvolle, seltene Instrumente nach Deutschland gebracht worden sind und nach unwillkürlich geblicbenen Zeitungsmitteilungen vor dem Schlosse in Potsdam Aufstellung finden sollen, ohne daß man erfährt, welche Vergütung dafür geleistet worden ist, noch in welcher Eigenschaft die Sachen dort stehen. Die französische Regierung hat denn auch ähnliche Mißgriffe einzelner Offiziere sogleich wieder gut gemacht und die geraubten Gegenstände an China zurückgegeben. Warum zögert die deutsche Regierung ein Gleiches zu thun? Oder welche Bewandnis hat es sonst mit dieser „Kriegsbeute“? Dem deutschen Volk hat doch alle Gewaltpolitik, wie sie seit Jahr und Tag in Wort und That bei uns im Schwünge ist, noch nicht die elementarste sittliche Empfindungsweise austreiben können. Und so erhebt es mit Nachdruck die obige Frage und, dessen sind wir sicher, wird sie so lange erheben, bis ihm eine unzweideutige Antwort zu teil wird.

Zweiterlei Maß. Ein großer Teil der deutschen Presse mißt die Nachrichten, die in der letzten Zeit von den beiden Kriegsschauplätzen, dem in China und dem in Südafrika, gekommen sind, mit höchst ungleichem Maße. Wird über Ausbreitungen deutscher Krieger in China berichtet, so heißt es, das sei alles erlogen. Dagegen wird kritisch alles aufgenommen, was über Grueltaten, von den Engländern in Südafrika begangen, berichtet wird. Obgleich diese Berichte aus englandfeindlicher Quelle stammen, wird ihre Richtigkeit doch nicht bezweifelt. Je schauriger sie klingen, desto lieber, scheint es, nehmen die Reaktionen unserer zahlreichen englandfeindlichen Blätter diese Berichte auf; wissen sie doch, daß sie ihren Lesern damit einen Gefallen thun.

Es spricht nicht für die Wahrheitsliebe dieser Blätter und ihrer Leser, daß sie in dem einen Falle ebenso kritisch sind, wie in dem anderen Falle leichtgläubig. Es ist kein echter Patriotismus, der die Hebelhatten der eigenen Volksgenossen beschönigt, dagegen um so strenger richtet über die eines anderen Volkes. Gewiss sind die aus China durch Privatbriefe zu uns gekommenen Nachrichten nicht alle zuverläßig, und es mag sein, daß starke Ueber-treibungen darin vorkommen. Aber es ist nur zu glaubhaft, daß jener Krieg nicht günstig auf das moralische Verhalten unserer Truppen eingewirkt hat. Daß auch ein Krieg, wie der südafrikanische, zur Verwilderung der Truppen beiträgt, wer möchte es leugnen. Aber es sollte doch bedacht werden, daß in der an so vielen Stellen herrschenden englandfeindlichen Stimmung eine starke Verführung zu Ueber-treibung liegt, und daß jenen Schilderungen eine bestimmte Tendenz zu Grunde liegt, nämlich die, die Sympathie für die Voeren zu bestärken und Eng-land ins Unrecht zu setzen.

Wie von Anfang an, so bemühen noch jetzt die Gegner Englands sich, die Voeren von aller Schuld an dem Krieg zu entlasten und dagegen die Schuld ganz und gar England zuzuschreiben. Den Engländern wird gegerufen, daß sie Frieden machen sollen, die Voeren wegen ihres hartnäckigen Widerstandes gelobt. Während es sonst als die Pflicht des Besiegten gilt, Frieden zu schließen, werden die Voeren dazu ermuntert, einen aus-

sichtslosen Krieg fortzusetzen, und wenn sie Weib und Kind in der Obhut der Engländer lassen, wird von diesen verlangt, daß sie die Angehörigen der Vöcker in einer Weise behandeln und versorgen, wie es unter den dort obwaltenden Verhältnissen kaum möglich sein wird. Der Transvaalkrieg bietet erneuten Anlaß, die Berechtigung des Krieges zu prüfen, aber es ist nicht gerecht und unparteiisch, die Kriegslust der einen der beiden kriegführenden Parteien weiter zu schüren, dagegen an die andere so strenge Forderungen der Humanität zu stellen, wie sie sich in einem Kriege von der Art des südafrikanischen nicht ausüben lassen. Th. V.

Aus der ethischen Bewegung.

Programm-Entwurf der Abteilung Frankfurt.

§ 1. Vollkommen kann nur derjenige Zustand der Menschheit heißen, in dem Wahrheit und Gerechtigkeit, im humanen Sinn dieser Worte, also maßgebende und gestaltende Kräfte für das Tun des Einzelnen wie für die Gestaltung des Gemeinwohlens lebendig und ausschlaggebend wirken. (

Von der bisher geltenden Ethik können daher die weitaus meisten sittlichen Werte und Grundzüge einfach übernommen werden; die Grundgedanken aber, auf denen sie sich aufbauen, sowie einige sittliche Hauptbegriffe, deren die Begriffe von Wahrheit und Gerechtigkeit, und deren Folgebegriffe sind heute wesentlich anders zu fassen, als ehemals.

§ 2. Die Frage für Praxis bestimmende Ethik baut sich auf solchen Lebensordnungen auf, deren maßgebende Grundlagen die autoritative Beherrschung der Menschen durch den Menschen ist. (Demgemäß wird der Grundzug freier Selbstbestimmung der Persönlichkeit für unmöglich erklärt und als zur höchsten Nothwendigkeit führend verworfen). Dagegen erklären bereits die heutigen Werke der Kulturvölker den Menschen grundsätzlich für persönlich frei und beginnen, ihn zur Unterstützung an dem Ausbau der gesellschaftlichen Ordnung zu betheiligen. Dies zu thun und dennoch freie Entschickungen autorität bestimmen zu wollen, ist jedoch ein offenkundiger Widerspruch.

Die ethische Kultur* kann daher den Quell der Sittlichkeit nur aus dem einheitlichen Grund der Menschennatur und den Bedingungen des Gemeinwohlens entwickeln. (Uebrigst, daß sich gerade der frei erzeugten Persönlichkeit die Notwendigkeit vernünftiger Regelung des eigenen Thuns wie der Gesellschaft als unabweisbar aufdrängen muß, steht bei, das Bewußtsein, hiermit immer mehr zu wirken und zu verhalten).

§ 3. Nach der autoritären Ethik ist nur derjenige Mensch wahrhaftig und gut, der die anerkannten Glaubens- und Sittengebote als verbindlich anerkennt und ihnen gemäß lebt.

Die humane Ethik bekämpft zwar nicht die einzelnen religiösen Vorstellungen als solche, übertrifft vielmehr deren Anerkennung oder Verwerfung dem Gewissen der Einzelnen, aber sie leitet ihrerseits die Sittengebote nicht aus ihnen ab. Ihr ist die Wahrheit wie die Sittlichkeit ein unendliches Ziel, dem sich der Mensch in immer steigender Nähe nähern kann, das er aber nie handgreiflich und endlich zu haben vermag. Boreitlichkeit nach dem zu suchen, was wissenschaftlich wahr und sittlich richtig heißen darf, ist der Kern aller Wahrhaftigkeit.

§ 4. Für recht und gerecht soll der autoritären Ethik diejenige Ordnung und Menschenbehandlung, die dem anerkannten System entspricht. Darum muß sie die Kritik dieser Ordnung als Aufhebung gegen Gesetz und Ordnung überhaupt verstehen und kann die freie Willensbestimmung der persönlichen Ueberzeugung nur so weit zulassen, als sie ihre Grundlagen dadurch nicht zerbricht fähig. Der humane Ethik dagegen gilt als recht und gerecht, was die Würde freier Persönlichkeiten und demnach das Zusammenleben freier Persönlichkeiten in geordneter Gemeinschaft verbürgt.

Da der Fortschritt zu solchem Zustande nur durch wachsende Einsicht, und da ferner das allseitige Wachsen der Einsicht nur durch freie Erörterung über freie Fragen möglich ist, so fordert

*) § 1 könnte ev. folgendermaßen lauten:

§ 1. Ethische Kultur ist die Pflege derjenigen Ordnung bzw. Willensrichtung, welche auf die harmonische Ausbildung frei sich selbst bestimmender Persönlichkeiten innerhalb einer solche Ausbildung gewährleistenden Menschengemeinschaft als auf das oberste sittliche Ziel hinzielt. Prof. Staubinger-Darmbad.

*) Dagegen ist die Einweisung des sittlichen Willens auf die Notwendigkeit, das jeweils sittlich Richtige selbstverantwortlich zu erkennen und das vorurteillos (s) ist richtig Erkante zum Ziele seines Strebens zu machen, das unterstrebende, wesentlich neue Merkmal der Ethischen Kultur. Die Erwerbung des Willens zum Guten birbt heute, wie früher, die vornehmste sittliche Aufgabe. Prof. Staubinger-Darmbad.

die humane Ethik streng durchgeführte Freiheit der sachlichen Meinungsführung auf allen Gebieten des Lebens. Sie hält alle entgegengelegten Behauptungen, insbesondere alle Behauptungen der Gewissen, durch Verprechen von Boreiten oder Androhung von Nachteilen, sei es für das Boreite, sei es für das Jenetie, für verwerfend.

§ 5. Da die bargelegten Grundzüge, frei von jeder mythischen und praktisch unanwendbaren Zierde, gerade die Richtlinien darstellen, nach denen der jeweils gegebene unvollkommener Zustand zum vollkommener weiterzubilden ist, so muß mit aller Entschiedenheit gefordert werden, daß sie an alle privaten wie öffentlichen, an alle nationalen wie internationalen Fragen als Beurteilungsmaßstäbe angelegt werden, und daß auf eine ihnen entsprechende allgemeiner Erwackung von Urteilskraft und sittlicher Stimmung, insbesondere auch durch ihrem Geiste gemäße Unterweisung der Jugend hingearbeitet werde.

§ 6. Die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur verfolge die Vertretung, Ausbreitung und allseitige Willensbestimmung der vorstehend bezeichneten Ueberzeugungen als ihren nächsten Zweck. Sie will zugleich durch Zusammenstoß ihren Anhängern Geist und Juerkeit, sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten.

§ 7 (Fährer 10)

(Die ethische Bewegung hat, entsprechend der allgemeinen menschlichen Verbindlichkeit der sittlichen Normen, im Prinzip einen internationalen Charakter. Um aber erfolgreich wirken zu können, muß sie sich innerlich der nationalen Gemeinschaft organisieren und gemäß den durch sie gegebenen Bedingungen zu wirken suchen.)

Entwurf der Abteilung Stuttgart.

1. Das Ziel der ethischen Kultur ist derjenige Gesellschaftszustand, in dem höchsten Willen und sittliche Einsicht die maßgebenden und gestaltenden Kräfte für das Tun der Einzelnen wie für die Gesamtheit sind. Grundzüge und wichtigster Faktor der ethischen Kultur ist der sittliche Zustand des Einzelnen.

2. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchsten entwickelten Kulturvölkern, ist in sittlicher Beziehung noch ein befagenwert unvollkommen.

3. Da die religiöse Grundlage des menschlichen Denkens und Handelns keine allgemeine Geltung und Wirksamkeit besitzt, muß eine allgemein wirksame Begründung des Sittlichen geschaffen werden, welche der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung stand hält und zugleich allen verständlich ist.

4. Mit der Förderung des Sittlichen muß Hand in Hand gehen das Streben nach Sicherung eines menschenwürdigen Daseins für alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.

5. Die ethische Bewegung hat im Prinzip einen internationalen Charakter. Es ist daher Aufgabe der D. G. I. G. R., die allen Völkern gemeinsamen Grundzüge sittlicher Normen zu pflegen und weiter auszubauen. Um aber auf den besonderen nationalen Kulturgebieten erfolgreich wirken zu können, muß ferner die nationalen Ausprägungen der Kultur und den besonderen Normen des nationalen Staats- und Gesellschaftens angeschlossen. Sie weiß sich im Einklang mit den Fortschritten der Wissenschaften und den Ueberlieferungen des Völkertums Deutschlands wie aller anderen Völker.

Abteilung Danzig. Zu dem Programm-Entwurf der D. G. I. G. R. der auf dem Gesellschaftstage in Berlin (19.-21. Oktober), in seiner endgültigen Gestalt festgelegt werden soll, macht der Vorstand der Abteilung Danzig folgende Abänderungsvorschläge:

In der Ueberschrift soll der Ausdruck „ethische Kultur“ durch „sittliche Beroollkommenung“ oder, falls dieses Wort nicht beliebt wird, durch einen anderen, dem Sinne nach gleich, jedoch deutsch und allgemein verständlichen Ausdruck ersetzt werden. Der Wortlaut des weiteren Textes wäre an den entsprechenden Stellen ebenfalls in diesem Sinne zu ändern:

- ad. 1. soll heißen: Die D. G. I. G. R. erstrebt denjenigen Idealen Zustand u. i. w.
- ad. 3. Punkt 3 soll gänzlich fortbleiben, weil teils selbstverständlich, teils in dem Weiteren enthalten.
- ad. 6. soll heißen: Erste Verbindung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Vereinerung und Beroedelung der Menschennatur. Diese in allen Volksgemeinschaften zu schaffen, muß die erste Aufgabe der D. G. I. G. R. sein.
- ad. 7. soll heißen: Mit der Förderung des Sittlichen muß Hand in Hand gehen das Streben nach einem menschenwürdigen Dasein. Erforderliche jedem ihrer Mitglieder gesichert ist.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Revision bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäiführ. 7.

Schreibmaschine

**New
Century**



**New
Century**

CALIGRAPH
ist in jeder Hinsicht das führende System.
Prospekte kostenlos und frei von
United Typewriter & Supplies Company m. b. H.
Berlin SW., Bouthstr. 9.

Hamburg.

für einen kaufm. Lehrling wird Unterkunft bei guter, aber einfach lebender Familie in nicht zu großer Entfernung vom Freihafen gesucht. — Familienanschluß Bedingung. — Jährliche Vergütung nicht über 1200 Mk.

Gefällige Angebote befördert unter Z. 46 die Expedition dieses Blattes.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstrasse 14.

Soeben erschien die 5.—8. Auflage von

**Unter dem Deckmantel
der Barmherzigkeit.**
Die Schwesternpflege in den Krankenhäusern

Ein Mahnwort an Eltern
und Vormünder

von

Johannes Stangenberger.

3 Bogen 8°.

Preis 50 Pf.

An die geschätzten Leser unserer Zeitschrift „Ethische Kultur“ erlauben wir uns die höchste Bitte zu richten, uns freundlich entbehrliche Nummern des 6. Jahrgangs (1895) zur Verfügung zu stellen. Mit ergebenem Dank im Voraus

Hochachtungsvoll

Verlag für ethische Kultur,
Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Neuen Antrags. Verlages über die Zeitschrift „Das freie Wort“ bei, worauf wir unsere Leser hinweisen.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften

von

Dr. Carl du Prel.

2 Bände. Ladenpreis Mk. 10. —

Aus dem Inhalt: Die seelische Echltheit des Künstlers. — Das transcendente Subjekt. — Das Gedankenlesen. — Der Nachtwandler. — Das Hellsehen. — Was sind Ahnungen? — Das automatische Schreiben. — Das Sprechen in fremder Zunge. — Fernsehen und Fernwirken.

Ernst Günther's Verlag

Berlin W. 38

Potsdamerstrasse 28.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der

Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Strasse 12,

hinten auf dem Hofe links II. Etage,

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10 1/2 Uhr.

Vorträge: Cyklus des Herrn Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

- | | | |
|------------|---------------|---|
| 1. Sonntag | 1. September: | Das Veten und der heilige Gottesname. |
| 2. " | 15. " | Das Kommen des Gottesreiches. |
| 3. " | 6. Oktober: | Witensabhängigkeit oder Eigenwilligkeit? |
| 4. " | 20. " | Stralungen oder göttlicher Reichthum? |
| 5. " | 8. November: | Was heißt Schulübergebung? |
| 6. " | 17. " | Berufung. |
| 7. " | 1. Dezember: | Erlösung. |
| 8. " | 25. " | I. Weihnachtstheilung: Die Herrlichkeit des Menschengottes. |

Der Jugenderricht

wird von Herrn Dr. Penzig ertheilt und findet Mittwochs und Donnerstags Nachmittags 8 Uhr, Unter den Eichen 16, Hof III, Curgedäude, statt Wiederanfang am 4. September.

Der Vorstand

G. Kemper, Vorsitzender, Oranienstr. 33.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Unlauterer Wettbewerb.

Monatschrift für gewerblichen Rechtsschutz.

Herausgegeben von

Rechtsanwalt Dr. jur. Ing. Lubjanski-Berlin,
Sonditus des Bundes der Industriellen.

Antliches Organ

der Centralstelle zur Handhabung des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb

(Vorsitzender: Geh. Kommerz. Rath G. Wirth-Berlin).

„Unlauterer Wettbewerb“ erscheint am ersten jeden Monats im Umfange von 2 Bogen Quart. Abonnementpreis: vierteljährlich Mk. 2. —, Preis der einzelnen Nummern Mk. 1. —.

Besteht
jeden Samstag.
Preis viertel 1,60 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Kommanditgesellschaft 40 M.
Görlitz
Bis 1904
freier Vertriebsweg
Einnahme in allen
Buchhandlungen
und in der
Spezial-Abt. 14.
Kommunikationsstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 28. September 1901.

17. 39.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Mit der vorliegenden Nummer schließt das dritte Quartal. Wir bitten unsere Freunde und Leser, uns auch im kommenden Quartal nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung, auch werden solche gern an ausgegebene Adressen versandt.

Inhalt:

Der Himmel der Ungläubigen. — Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten. — Verbindungen und Wege zur künstlerischen Erziehung. — Von Georg Hermann. — Eine Mäurer. — Streiflichter: Konfessionelle Wissenschaft. Wenn das am grünen Holz geschieht. — Aus der ethischen Bewegung: Internationale Zusammenkunft in Wengen. Aus dem Hauptvorstande. — Wäckerlin.

Der Himmel der Ungläubigen.

Am Ausgang des Mittelalters, als das hoch aufragende Gebäude des kirchlichen Christentums immer stärker vom zerkleinernden Zweifel unterwühlt wurde, diskutierten man auch einmal mit lebhaftem Eifer — die Wohnungsfrage. Freilich in ganz anderem Sinne wie die Gegenwart: es handelte sich nicht um die Wohnungen des Körpers; die bildeten keinen Gegenstand der Besorgnis für eine Zeit, welche nur das „Geist der Seele“ im Auge hatte und welche bereitwilligst den Körper in den Flammen vernichtete, wenn es dadurch gelang, die Seele zu retten. Nein, es handelte sich um die Wohnungsfrage der Seelen. Wie langsam ist es doch, so regten sich damals nämlich die Zweifel, mit der göttlichen Oekonomie befaßt, durch welche die Seelen der Abgeschiedenen teils der Seligkeit, teils der Verdammnis, dem Himmel oder der Hölle, überwiesen werden. Nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der Menschheit konnte ja nach kirchlicher Anschauung die Seligkeit erlangen und in den Himmel eingehen; die ungeheure Mehrzahl der Menschen aber mühte der ewigen Verdammnis und der Hölle anheimzufallen oder war ihr schon anheimgefallen — es gehörten ja dazu nicht nur die Massen der Keger, der Heiden, sondern auch die endlosen Reigen der vorangegangenen Geschlechter, welche vor der Entstehung der christlichen Kirche gelebt hatten. Und nun bedachte man weiter, daß doch die Hölle — so war wenigstens die konkrete Vorstellung jener Zeit — nur einen engbegrenzten Raum irgendwo im Inneren der Erde einnahm, während mit dem Himmel jeder die Vorstellung unermesslicher Räume verknüpfte. Wie aber, so überlegte man, vertrag es sich nun mit der Allweisheit Gottes, den Seelen weniger Ausertorener die unendlichen Himmelsräume zum Wohnsitz anzutweisen, die ungeheure Masse der

Menschheit aber in den engen Schlund der Hölle hinauszustoßen? Und wenn man sich dies vielleicht noch zu erläutern vermochte, — wie vertrag es sich mit der Allgüte Gottes, daß er einige Wenige nur zur Seligkeit eingehen ließ und die ungeheure Mehrzahl aller Menschen auf ewig verdamme? Der Bischof von Paris, Wilhelm von Auvergne, einer der berühmtesten Theologen und Philosophen jener Zeit, gab diesen vorerst nur schäudertern Zweifeln mit den charakteristischen Worten Ausdruck:

„Nunam hat die Baumzeit Gottes nur so Wenige am Teile austerken? . . . Ist es dem König der Ränige und dem Herrn der Zeiten gemeinet, mehr Seelen in Kerkerbände zu schlagen, mehr an das Marterkohz besten zu lassen und den Höllenqualen zu überliehen, als sich selbst ergeben und georlam zu machen? . . . Und wäre denn wohl die Hölle, die doch bei weitem so klein ist, ausreichend, die ganze Menge der Verdammten mitzulan den Dämonen zu fassen?“

. . . . Seitdem diese Worte niedergeschrieben wurden, ist mehr als ein halbes Jahrtausend verflohen. In dieser Zeit ist das Verhältnis zwischen Himmel und Hölle allmählich immer etwas mehr forrirt worden, wurde der engbemessene Raum des Höllenschlundes beständig etwas mehr entlastet und der Himmel in demselben Maße stärker bevölkert. Schon bald nach den Zeiten Wilhelms von Auvergne machte die Kirche selbst das Zugelandnis, von den zahlreichen Geschlechtern der vorchristlichen Zeit wären vor allem die Gerechten unter den Juden und Griechen, wären so weise Männer wie Abraham und Moses, Aristides und Aristoteles u. s. w. zwar unmöglich zum Himmel selbst, aber doch zu seinem Vorhof zugelassen — während man sie vorher ausnahmslos dem Höllenreich überwiesen hatte. Und noch später bequeme man sich allmählich zu den freilich mehr füllschmeidend als laut besonnenen Ansichten, daß doch wohl überhaupt auch andere Religionsbekenner nicht wohl ohne weiteres vom Himmel ausgeschlossen wären.

Nur eine große Kategorie von Menschen gilt auch jetzt noch von vornherein als der ewigen Verdammnis verfallen: die Ungläubigen, diejenigen, die keine Religion, vielleicht auch keinen Gott bekennen. Und die Wäcker der Gläubigkeit der verschiedenen Bekenntnisse weiterfern darin, dieses Verdammnisurteil bei jeder Gelegenheit zu proklamieren. Alles liebel in der Welt, so verkünden sie, ist nur die Folge dieses Unglaubens, und nichts Böses geschieht unter den Menschen, ohne daß er als die alleinige Grundursache angerufen würde. So darf es auch nicht Wunder nehmen, daß aus Anlaß der Ermordung des amerikanischen Präsidenten von neuem, und lauter und eindringlicher als zuvor, diese Rufe ertönen. Es ist nur folgerichtig, wenn Kreuzzeitung und Kölnische Volkszeitung einträchtig den Kampf gegen den Unglauben mit allen Mitteln zu führen bereit sind, und noch folgerichtiger, wenn ein jüdisches Blatt

empfiehlt, die Oberagenten des Teufels, die gottlosen Professoren, als die Verführer, gleich insgesamt „um einen Kopf kürzer“ zu machen.

Und welche Haltung sollen demgegenüber die also Verdammten einnehmen? Sollen sie, wie es leider vielfach geschieht, sich verbergen und sich schnell in den lausiglich erkünstelten Mantel einer Apathie, Gläubigkeit hüllen? Nein, umgekehrt: sie sollten ihren „Unglauben“ frei und stolz bekennen; sie sollten, wie einmals die Weisen, diesen Namen, den man ihnen als Schandmal aufsetzen will, als Ehrennamen tragen und zu hohem Ansehen zu bringen suchen; und indem man sie zur Hölle verdammen will, sollten sie um so fester ihre unverjährbaren Ansprüche auf den Himmel geltend machen.

Nur den mythologischen Himmel, von dessen Existenz sie nichts wissen, können sie nicht für sich reklamieren, wohl aber den irdischen; und wenn die Lobpreisungen der Seligkeit des Glaubens ertönen, können und müssen sie die Seligkeit des Unglaubens verherrlichen. Und sie haben dabei das schöne Vorrecht, den Anderen, den Gläubigen, ja nichts zu tauben, indem sie das Übrige verteidigen. Wir können es gern zugehen, so etwa dürften sie sagen, daß eine tiefe Seligkeit in dem festen Fürwahrhalten und der Ruhe des unerlöschlichen Glaubens liegt, aber eine gleiche, ja vielleicht eine noch größere Seligkeit liegt im Unglauben, in der Unruhe des Zweifels, des Ringens, des Strebens und Suchens und Findens, das nie beruhtig stille steht und gar nicht stille stehen möchte. Seid Ihr selig im Besitze der Wahrheit, die Ihr dafür haltet, so find wir selig im Nicht-Weiße; und schenket Ihr uns auch Eure Wahrheit und Euren festen Glauben und gebet uns die erdenklich größte Siderheit und Zuversicht, ihn für immer zu behalten — wir gäben ihn Euch wieder, weil wir gern unsere Seligkeit retten möchten, die ohne Zweifel und Un Glaube eben für uns unmöglich ist; und dies alles nicht trotzdem, sondern weil mit all diesem heftigen Zweifeln und Ringen, das nie im Glauben befristigt ausruhen möchte, auch Tugenden verbunden sind. Oer, wie es ein hervorragender Ungläubiger, Goethe, ausdrückte:

Im Weiterstreiten find' er Quat und Glück,
Er, unbeliebt' jeden Augenblick.

Aber geht ihr nicht, so verdet Ihr uns einwenden, welche Früchte der Unglaube hervorbringt? Könnte wohl ein wahrhaft Gläubiger eine solche That verüben wie diese, welche eben die Welt entsetzte? Nein, gewiß nicht, ein wahrhaft, d. h. innerlichst Gläubiger thäte das nicht; denn wer einig ist mit sich und darum selig, könnte nicht zerstörend in das Leben anderer Menschen eingreifen. Aber ein wahrhaft Ungläubiger — er ist ebenso selten anzutreffen wie der wahrhaft Gläubige — wäre dazu ebenjowenig imstande, schon deshalb nicht, weil er eben ein Ungläubiger, Zweifeln, Zirender ist und als solcher sich auch im Nebenmenschen wiedererkennt. Was vermag wohl leichter in den Mittelpunkt alles Menschlichen zu versetzen als das Bewußtsein des allen gemeinlichlichen Zirens und Zirehens, und wie könnte der von solchem Bewußtsein Durchdrungene den Nebenmenschen eigenmächtig richten? Ist also der echte Glaube ein starker Halt für das sittliche Leben, so ist es ebenso auch der echte Unglaube, ja vielleicht ist dieser der stärkste, den es gibt, weil er noch das Eine voraus hat, den priindenden Mhd ausschließlich ins Innere zu richten und so nicht, wie beim Gläubigen, in Gefahr gerät, durch das Bemühen, die Konturen des Zirens zu erkennen, seine Spezialcharaktere für das diesseitige Menschliche zu schwächen. . .

Es ist kaum zu erwarten, daß die völlige Anerkennung, gleichjam die Emanzipation der Ungläubigen, reichlich vollziehen werde. Aber damit das überhaupt möglich sei, ist nichts notwendiger, als daß die Ungläubigen sich

selbst emanzipieren, sich frei machen von der Furcht vor der Verdammnis, die man ihnen entgegen schleudert, daß sie mutig ihre besondern Rechte auf den Himmel reklamieren. Erst wenn das geschieht, wird die Zweckfrage des Wilhelm von Ruvergne gelöst sein: der ganze Menschheit, allen Vertretern der tausendfachen Arten des Unglaubens wie des Glaubens, steht dann die Seligkeit offen; klein und kleiner wird dann die Hölle — in wahrhaft unendliche Weiten aber dehnt sich der Himmel.

x.

Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten.

Bei jedem neuen anarchischen Verbrechen wird von sozialgejunter Seite mit Recht daran erinnert, in wie hohem Maße unsere wirtschaftlichen Zustände derartige wahnsinnige Wacante psychologisch begünstigen. Und gewiß wird man auch diesmal nicht sehr geneigt, einen gewissen ursächlichen Zusammenhang anzunehmen zwischen der Mordthat in Buffalo und der Niederlage der Stahlarbeiter in ihrem großen Kampfe gegen die Truste — ein Kampf, der von der gesamten amerikanischen Arbeiterschaft mit angepannter Aufmerksamkeit verfolgt wurde, da es sich dabei um die Erprobung der Leistungsfähigkeit der Arbeiterorganisationen gegenüber dem lombinierten Kapital handelte. Durch das Mißlingen dieser großen Aktion der Arbeiter sind natürlich die Elemente der explosiven Wacche in den Massen wieder in den Vordergrund gekommen, und der Ausspruch der Emma Goldmann, daß sich die amerikanische Regierung ganz den großen Trusts verkauft habe, mußte auf empfindlichen Boden fallen. Jedenfalls dürften die verantwortlichen Leiter der amerikanischen Stahlindustrie ihrer ungroßmütigen Haltung in diesem Kampfe einen großen Teil der Schuld an dem tieftraurigen Ereignis zuschreiben.

Daß sich in dem Vetreizungsstampe des vierten Staades immer wieder solche Ausbrüche blutiger Gewalt ereignen und von der leidenschaftlichen Zustimmung eines bestimmten Kreises begleitet werden — das hat aber doch noch einen tieferen Grund. Es ist der Umstand, daß unsere ganze Erziehung und unsere ganze Kulturatmosphäre noch so sehr gesättigt ist mit der Verherrlichung der Gewaltthat im Dienste großer sozialer Entwicklungen und Ideale, daß eben dadurch gerade in leidenschaftlich bewegten Naturen die natürliche Scheue gegen den Mord nicht nur paralysiert, sondern sogar ersetzt wird durch das Verlangen nach dem großen Preise, den das Sophisma des geschichtlichen Urteils bisher fast immer auf die großen Freiheitsmorde gesetzt hat. Das ganze Vnterliegen der französischen Revolution hat die Kultur nicht so weit zurückgebracht, wie das konfuse Denken über die französische Revolution — das Zurückführen der „großen Errungenschaften“ des Jahrhunderts auf diese blutige Farce — als ob nicht alles wirklich Errungene nur trotz Terrorismus und Gewalt und nicht durch ihn gekommen sei! Gar nicht zu ersehen ist, was in diesem Sinne der italienische Freiheitskämpfer Marconi mit seiner gegenlosen und verblendeten Stellungnahme zu Trinis Bombenattentat getrevelt hat — gerade weil er ein so bereicher und hochsinuiger Mensch war. Daß ohne Blut und Eien keine große soziale Neuordnung möglich sei — das sind die Praktiker und Theoretiker der Bismarckschen Aera ja nicht müde geworden, in allen Variationen zu predigen. Endlich erscheint nun noch der Imperialismus auf dem Plane, um ebenfalls gegen die „Humanitätsbuckelei“ zu donnern und Genüssen und Menschlichkeit der „Raison d'Etat“ unterzuordnen. Welche Konsequenzen soll nun daraus eine Menschengruppe ziehen, die überzeugt ist, daß die Verherrlichung ihrer

Ideen die Menschheit erlösen wird? Wird sie nicht einfach den politischen Mord als ihre Raison d'Etat — als das Mittel zur Verschleimung der kommenden Lebensgemeinschaft betrachten müssen? Kann sie nicht in den Werken modernster Geschichtsschreiber und in den Artikeln respektabler demokratischer Weltblätter die Ansicht verteidigt finden, daß wir es ohne den Terrorismus von 1789 nicht so herrlich weit gebracht hätten?

Der konsequente Utöster sollte eigentlich den Titel des „Idealisten“ weit von sich weisen. Die entgegengesetzten Verbrechen und Verirrungen der Menschheit sind von Idealisten inspiriert worden — nicht trotz ihres Idealismus, sondern wegen ihres Idealismus. Denn der Idealismus geht von einer abstrakten Idee aus, statt vom Leben, und indem er diese Idee unabhängig vom Leben in ihre fernsten Konsequenzen entwickelt, wird er nur zu leicht unbarmherzig über Menschenleiber und Menschenleiden hinübergetreten. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ — diese abstrakten Slogane haben vielleicht mehr Blutdurst auf ihrem Gewissen, als die alten sozialen Mächte, denen sie entgegengetreten. Wer einmal die russischen und polnischen Revolutionäre in der Nähe beobachtet hat, der muß den Kopf schütteln über diese graue Abstraktion — diese Menschenliebe, die den Menschen selber gar nicht mehr sieht, sondern nur noch eine ferne, blaße Menschheit, der alles geopfert wird.

Christus war kein Idealist. Darum hat er den Verführer von sich gewiesen. Ein Idealist verfällt immer dem Verführer. Weil sein Traum ihn zu ungebürlich macht mit denen, die leben. Und weil er die Menschen zu wenig kennt, um zu wissen, daß aus Haß und Müt in keiner Ewigkeit Liebe geboren wird.

Es giebt gar keine Hilfe gegen den Anarchismus, als die Menschen von dem abstrakten Denken über menschliche Dinge zur einfachen Liebe zurückzuführen. Ihnen beizubringen, daß wir fahrlos einbertreiben, sobald wir das tiefe Mitgefühl mit jeder Kreatur in uns tot gemacht haben — zu Gunsten von Ideen. Sie aus dem ganzen Wirrwarr der modernen Gedanken wieder zurückzubringen in den Mittelpunkt des Lebens, den wir Alle verloren haben inmitten der tauend Nebensächlichkeiten unserer Gegenwart. Und dieser Mittelpunkt ist wiederum nur: Ehrfurcht und Erbarmen — lebendiges und nicht aufgeschobenes Erbarmen.

„Ich kann diejenigen nicht vertrauen, die von der Heiligkeit menschlichen Lebens schwärzen — einige Leben sind geheiligt, andere sind da, um niedergeschossen zu werden wie Tiere.“ Diese Worte gebrauchte vor drei Jahren der Gouverneur Roosevelt gegenüber einem Vertreter der Friedensbewegung. Sie machen jedem Anarchisten Ehre. Der Unterschied zwischen dem Verstandnis Roosevelts und des Anarchisten liegt nur in dem Prinzip der Auswahl Derer, die niederzudrücken sind.

Ob es dem neuen Präsidenten heute noch lieb wäre, an diese Worte erinnert zu werden? Sie haben damals ihren Weg gemacht. Damals, nach dem lubanischen Kriege, reiste Roosevelt als der gefeierte Oberst der rough-riders und als der neuernannte Gouverneur von New-York State im ganzen Lande umher und rebete gegen den „Humanitätsdusel“ und für das Ideal des „starken Mannes“ — des struppelosen Traugängers, wie er in Kiplings Dichtungen verherrlicht und als Träger des angelfächsischen Fortschritts gefeiert wird. Vor den Studenten in Chicago entwickelte er das Programm des Imperialismus und verhönte die Gegner der Eroberung der Philippinen — wer dort der Gewalt zurückredete, der werde ins Hintertreffen kommen. Es ist interessant, daß dieser Mann nun gerade in dem Augenblicke auf den verantwortlichen Posten seines Landes berufen wird, in dem die Gewaltpropaganda

sich gegen die Leitenden selber kehrt. Es ist, als ob ein Licht, so grell wie selten, auf die Ungeheuerlichkeit fällt, daß heute noch von verantwortlichen Männern in offiziellen Ansprachen Hohn und Spott mit der besten Zehntheit der Volkseele getrieben wird und statt dessen die Dämonen der Gewalt und der rechtlosen Leidenschaft gerufen werden. Die Weltgeschichte wäre nicht das Weltgericht, wenn joll's freies Spiel der Großen sich nicht gegen sie selber kehren mühte.

Es kann heute den Fürsten und den Höchstverantwortlichen nicht laut genug zugerufen werden, daß sie sich verbünden müssen in ihrem ganzen Reden und Thun — nicht mit dem Sozialismus oder dem Liberalismus oder dem Merikalismus — sondern mit dem tiefsten Abscheu vor der Gewalt in jeder Form und jeder Sache und als Sprecher der vornehmsten Gedanken der Menschheit diese Leberzeugung bei jeder feierlichen Gelegenheit als die Grundlage aller Kultur bekennen und beschwören.

Das wäre die einzig reinliche Scheidung der Regierungen vom Anarchismus. J.

Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung.

Von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Da sind wir schon bei den Mitteln angelangt, mit welchen die Erziehung zur Kunstkritik zu betreiben ist. Im Grunde ist und bleibt sie zusammenhängend mit der Frage des Volkswohlfandes. Ist der Kampf des Lebens milder schwer, milder ermatend, so wird sich auch das seit Urzeiten in der Menschenseele schlummernde Bedürfnis nach Kunst stärker einstellen; mit der Sehnsucht nach Kunst wird auch die Kraft der Kritik sich heben. Mit Tamen in den Ateliers lebungen anstellen, ist nicht der richtige Weg. Erstens zweifelt man „an der Aufrichtigkeit der Gesinnung“, und dann ist weder der Ort noch die Art und Anzahl der Hörer geeignet, zu wirken. Eine Renormierung des Schulunterrichts wäre gewiß wünschenswert, aber es fehlt das Lehrmaterial, und dann ließe es doch der Strömung zuwider. Wenn man bedenkt, wie wenig in jeder offiziellen Kunstpflege Preußens das eigentlich künstlerische betont wird, so läßt man schnell die Hoffnung fallen, von dieser Seite irgend welche Heilung zu ersehen. Von dem Studiengang des Kunsthistorikers soll hier ganz geschwiegen werden; der größte Teil seiner Arbeit ist geschichtlicher Forschung gewidmet, er ist meist mit irgend einem Spezialgebiet überarbeitet; und erst heute beginnt wieder langsam der Kunsthistoriker jenen Einfluß auf die Menge zu gewinnen, den einmal die Grimm, Schnaase, Warthard, Bischof besaßen. Leute, die an effektivem Wissen und kritischem Unterrichtsvermögen gegenüber den modernen Forschern laum in Betracht kommen, ihnen aber an künstlerischem Taft und feilscher Verbindung mit den Werken früherer Jahrhunderte merklich überlegen sind. Das mag nun in einer veränderten Auffassung des Wertes begründet sein: das Jacit ist jedenfalls, daß der Laie heute, ohne ein ungeheures Photographienmaterial und die genügende Kenntnis einiger hundert Gallerien und Sammlungen, die Arbeit eines modernen Kunsthistorikers nicht bewältigen kann, und wenn er sich dieser Mühe unterzogen, so ist das einzige, was er profittiert hat, eine „Methode“, wie er derartiges zu verfertigen hat. Einen Vorzug feilscher Natur hat er nicht gewonnen, er ist nur auf einer Schraube ohne Ende einige Bindungen gestiftet emporetzabgelt. In dem letzten Jahrzehnt hat sich der Typ des Kunsthistorikers gemodelt. Im stillen hatte

Sichtswahl gewirkt, dann kam Ruther mit seiner Geschichte der Malerei des Neunzehnten Jahrhunderts, und jetzt haben in Dresden Treu und Vetro, in Berlin Schmidt und nun auch Pöde, Jessen und andere gewissen gewissen Einfluß auf die künstlerische Erziehung gewonnen. Aber im allgemeinen wenden sich diese Anregungen und Veröffentlichungen nur an einen kleinen Kreis der Künstlergüter; grade jener Damen, die, vom Leben allzu veröhnt, nach Zerstreutungen auspähen und die mehr um die schönen Augen oder das „schöne Profil“ des Tölgenten Kunst oder Literatur treiben, denn, um einen Vorteil für ihre Persönlichkeiten daraus zu fangen. Die Anregung des Kunsthistorikers von heute sollte doch nicht überhät werden: über Verände in man noch nicht hinweggekommen. Die Rückkehr von Kunstforschung zum Leben ist anerkennenswert und sicherlich die richtige Marschroute; aber wann wird der Kunsthistoriker endlich wieder einmal dahin kommen, daß er, der so behaft, vernehm und geistvoll ist, wenn er aber so schreibt, was uns heute betrifft und Not thut, der so scharf mit Worten eine Persönlichkeit der Gegenwart zu untreuen verurteilt, daß eben dertelbe Forscher nicht mehr mit Nächternheit, Hebantheit und langer Seele geschlagen ist, sowie er sich an einen Künstler der Vergangenheit wagt. Geht der Zeitgeist klare Bilder, farbige Bilder der Vergangenheit, ihrer Strömungen wie ihrer Größen, und sie wird sich selbst begreifen. Wo ist z. B. die Geschichte der Holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts, aus der ein Laie wirklich mehr wie Namen und Daten einheimen könnte? Ich stelle nicht die Verände Muthers dieser Art als unmöglich hin; gewiß nicht; er liebt es, sich seine Hypothesen zusammenzubauen, mit einer Hand voll klingender Worte, und pflügt nur allzu sehr der „Künste Weh und Ach aus einem Punkte zu farnen“ — aber eine ähnliche farbige jedoch weniger schillernde, dafür aber sehr tiefere Popularisierung der alten Kunst ist es, die mir als vollbildendes Ideal vorsetzt. Und wie der Kunstgeschichter in einer Wandlung, in einer Gestaltung begriffen ist, so muß er auch das Institut einer Umgestaltung unterziehen, dem er vorsteht. Das Sinnbild des Museums von gestern ist der Wallerierarmen, die Uniform, welche die Bilder der aufsteigenden Jahrhundertere nachsichtigt; und wie man heute verurteilt, diesen Werken ihre alten, zeitgemäßen Rahmen wiedergaben, so sollte man auch versuchen, die Räume in der Anstaltung des Zeitgeschmacks zu nähern, ja sogar, man sollte die Zimmer und Zäle der kunstgewerblichen Museen mit der Bilderammlung zu vereinigen suchen und auch Plastik hinzuzügen. Nur dann wird dem Laien das intimere Verständnis, das seelische Begreifen möglich sein; heute läßt er von Jahrhundert zu Jahrhundert, und nichts findet ihm die Uebergänge; er weiß nicht, warum jene Bilder groß, die sie klein, jene heilig, diese profan, jene mit starren statuarischen Figuren, diese mathematisch aufgebaut und andere wieder in jederer geistvoller Anposition; er wird nicht begreifen, warum die Isorithisch hell schimmert und jene tief farbige leuchtende im Abendgluten. All das würde er sofort begreifen, sähe er sie im Entlang mit der einfachen Umgestaltung. Man wird mir einwenden, wie ist das möglich zu machen, eine Bildergalerie mühte ja dann eine ganze Stadt werden! Nein, es mühte eben eine Zeichnung erfolgen, Zände von außerordentlicher Schönheit, Meister etlichen Ranges wandern in die Räume und Zimmer, und die andern, all die zweiten Grades, welche den Forlder gewiß interessieren, ziehen sich in die Magazine zurück, wo sie jedem, der es wünscht, in Ruhe zugänglich sind. Die Zichtung wird so dem Laien eripart, seinem Verständnis kommt man entgegen und seine Ansprüche an die Werke der Gegenwart werden höher geschraubt, da er ja nur mit dem Besten der Vergangenheit in Verthe steht.

Wie durchführbar diese Zichtung wäre, will ich nur an einigen Beispielen erläutern: Von den sieben Werken Botticellis im Berliner Museum sind 2 fraglos echt und von tiefer, ergreifender Schönheit, die übrigen fünf mehr oder minder gute Kopien oder Werstattbilder. Eines der beiden Werke gehört der Frühzeit an, das zweite ist das Hauptwerk der späteren Periode; wenn man zu diesen Werken noch das Exemplar der Danteillustrationen aus dem Kupferstichkabinett — jenes herrliche Lunum — dort ausstellt, möchte der Laie das Weien Botticellis seher und bestimmter denn heute erschaffen. Die übrigen Werke soll man dem Forscher überlassen und eine Anzahl anderer Florentiner Meister, wie Mainardi, Grannacci u. i. i., könnten auch zu seiner Disposition gestellt werden. Es ist unbedingt notwendig, die Kunstgeschichte zu trennen in das, was dem Forscher wichtig, und das, was der kunstgebildete Laie zu wissen hat. Um einer nicht ins Gewicht fallenden Windertheit zu genügen, wird das Interesse von Hunderttausenden hintangestellt. Die Malerei, welche nur in Verbindung mit dem Leben ihrer Zeit für uns von Wert sein kann, nur in dem alten Rahmen und seelisch nahegebracht werden kann, wird einfach von dem Kulturlörper losgeschnitten und in fahle Zäle, Zimmer und Kabinette getrieben, um dort vom Forscher seiert zu werden, möglichst reiches Material für vergleichende Kunst-anatomie zu geben! Andere Museen, wie Dresden und München, machen sich noch mehr zu Kunstwarenhäusern, indem sie nach der Devise: „die Menge muß es bringen“ von Meistern geringer Verliabilität des Weistes, wie manchen Parodistmälern oder Kleinbildern — die in ihrer Art vorzüglich, doch sich wenig gleich — 20, 30, ja 40 Bilder hängen, wo 3, höchstes 5 genügen würden, um den Eindruck der künstlerischen Persönlichkeit zu schaffen. Eine Umgestaltung des Museumswesens ist für die künstlerische Erziehung notwendig, ebenso wie man das Museum heute bei der fortgeschrittenen Beleuchtungstechnik des Abends dem Publikum zugänglich zu machen hat. Von letzter Maßnahme wäre ein Aufschwung der Anteilnahme besonders abhängig.

Sie sehr auch die Forderung nach einer Reorganisation von Kunst und Kunstgewerbe in den Museen eine allgemeine ist, sah ich daran, daß von der Kritik bei der „Reuordnung der Berliner Nationalgalerie“ sie fast allenthalben gestellt wurde und als zu ersehendes Ideal erwünscht wurde. Und was hindert uns, die gleiche Forderung, mit welcher wir der Gegenwart nahetreten, zur Belebung der Vergangenheit zu stellen?

Eine Umformung der Betrachtung alter Kunst ist so notwendig, wie eine Umgestaltung der Sammlungen. Beides würde an der künstlerischen Erziehung arbeiten; mehr aber noch wäre damit gethan, wenn sich die Tageskritik gänzlich häutete. Der Kritiker hat seine Stellung gegenüber dem Maler anzugeben; er muß sich bewußt werden, daß er nicht die Rolle des Lehrers der Akademie fortzulegen hat, und daß nur künstlerische Persönlichkeiten der Veiprechung würdig sind. Mit Lob oder Tadel ist nichts geholfen; das einzige von Wert ist eine Definition des Schöpfers wie der Schöpfung; er soll ihn, soweit es in seiner Macht steht, dem Publikum nahe bringen, das Neue erklären, mit aller Kraft dafür eintreten — mit einem Wort, er soll seine Kritik von einer höheren Warte betreiben. Heute ist der Kritiker ein Verderber; der beiseitliche Mann — der Künstler zeit ihm des Hochmuts und der Verändlungslosigkeit, und das Publikum liest interesselos aber seine Arbeiten fort, höchstens fremd aufsehend, wenn irgend jemand gränlich verrijen wird.

Das geht denn die ernste Kritik all jene Versuchten an, welche malender Weise ihre Zeit hinbringen, all jene, die sich berufen fühlen, ohne ausermählt zu sein?

So lange sie es ehrlich und aufrichtig meinen, ohne Poseure und Blender zu sein, schaden sie ja keinem Menschen, und wozu sie entmutigen! Und es ist auch nicht notwendig, von ihnen zu sprechen, es ist in der bildenden Kunst — gottlob! — doch noch nicht wie in der Musik, wo jeder sich in Berlin ein kritisches Zeugnis holen muß, wenn er in Hofemudel konzertieren will. Tant die Einrichtung wird ja überhaupt nur noch über Musiker und nicht mehr über Musik geschrieben und damit dieser Einrichtung hat sich bei dem Publitum und in den Kreisen der Ausübenden ein Personenfeld herausgebildet, für den es nur einen Ausdruck giebt — widerlich. Nein — was hindert denn die Kunstkritik, z. B. von einer Anstellung bei Schulte nur ein Werk oder einen Künstler zu besprechen, lehrreich, eingehend, vor und rücksehend. Ist das nicht besser, als ob er vierzig Namen aufzählt und vierzig Censuren verteilt? Noch einmal: Der Kritiker hat nicht zu loben und zu tadeln — wenigstens erst als sekundäre Bethätigung —, er hat zuerst die Persönlichst. Geschwinnige, Strömungen zu erklären, und um diese zu verstehen, muß er selbst in irgend einer Weise Künstler sein, sei es nun mit dem Wort oder Binsel, sei es, daß seine Künstlerchaft in ihm latent wäre; denn er muß jene Gefühlskraft des Urteils besitzen, welche nicht zu erlernen ist. In der litterarischen Kritik macht sich die Schulmeisteri besonders bemerkbar; die Ausübenden verjagen meist über ein enormes Wissen, aber über ein oft minimales Verstehen, und erst die letzte impressionistische Kritik mit Kerr, Servaes, Poppenberg kennt das WIE der Dinge und ist auch kritisch künstlerisch reproduktiv thätig, während man von einem unserer bekanntesten Feinsorcher sagen kann, daß er der Mann in Deutschland ist, der Heine am meisten gleichen und am wenigsten verstanden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Loise Blätter.

Die Kirche ist die thätige anerkannte Vereinigung unserer Priester oder Krongeist, oder d. durch weile Weisheit die Seelen der Menschen leiten. So lange es nicht das Schreiben gab, auch nicht das erleuchtete Schreiben oder Truden, war das mündliche Predigen die natürliche, einzige Art, die anzuführen. Aber wie steht es nun mit den Büchern? — Wer ein wahres Buch zu schreiben vermag, um England zu überzeugen, ist der nicht der Bischof, der Erzbischof, der Primas von England und von All-England? Ich sage manchmal, die Verlöcher von Zeitungen, Jungfräulein, Gedichten, Büchern sind die eigentlich, mit Erlo's arbeitende Kirche eines modernen Landes. Ist denn nicht unsere Predigt nicht nur, sondern unser Gottesdienst selbst durch gedruckte Bücher vervollkommen? Sind nicht die edlen Gesühle, die eine begabte Seele für uns in melodische Worte gekleidet hat, um Melodie in unsere Herzen zu bringen, wenn wir sie nur verstehen wollen, gottesdienlichster Natur?

Es giebt in allen Ländern viele, die in dieser vernommenen Zeit keine andere Art des Gottesdienstes haben. Wer uns irgendwie, besser als wir es zuvor wußten, zeigt, daß eine Ueile auf dem Felde schon ist, zeigt er sie uns nicht als einen Ausfluß des Urquells aller Schönheiten, als die darin sichtbar gewordene Handchrift des großen Schöpfers des Weltalls? Einen kleinen Vers eines heiligen Volkes hat er uns vorgelesen und uns mit ihm hängen lassen. So ist es thätig, Wie viel mehr der, der durch Sagen und Sagen oder sonst wie die edlen Thoten, Gesühle, Bognisse und Leiden eines Mitbruders der Seele führt! Der hat wohllich unsere Herzen wie mit einer glühenden Kohle vom Athar bekräft. Einen edleren Gottesdienst giebt es nicht!

Thomas Carlyle.

(über Freiden, Helbenrechnung und das Heilthum in der Geschichte).

Streiflichter.

Konfessionelle Wissenschaft. Zeit Jahr und Tag ist man in Preußen mit nur zu gutem Erfolg bemüht, die Volksschule zum strengem Konfessionalismus zurückzuführen. Zeit greift diese rückwärtliche Politik auch auf außerpreussische Gebiete und von der Volksschule auf die Universitäten über. Und hier wie dort bedarf man keiner besonderen Geheggebung, sondern arbeitet still und langsam auf dem Verwaltungsweg. Ein charakteristisches Symptom dafür ist die Verurteilung eines katholischen Professors der Geschichte nach Straßburg. Er ist beauftragt, die Geschichte vom katholischen Standpunkte aus vorzutragen, damit die konfessionellen Sondergefühle der Katholiken beim Vortrage eines Professors, der vom protestantischen Gesichtspunkte aus doziert, nicht verletzt werden. Aber werden sie denn nur beim Geschichtsvortrag verletzt, nicht auch ebenso beim Vortrag der Naturwissenschaften? Schon oft haben sich katholische Studenten beklagt, daß sie in ihren konfessionellen Gefühlen durch den Vortrag der Darwin'schen Lehre, gewisser biologischer und geologischer Anschauungsweise n. verletzt wurden. Also wird nichts übrig bleiben, als daß auch Universitätslehrer angestellt werden, die Medizin, Chemie, Physik vom katholischen Standpunkte lehren. Wurde ja doch auch auf dem Katholikentag die „katholische Wissenschaft“ als Ideal proklamiert! Freilich, meinen die „ungläubigen“ Professoren, dergleichen gebe es nicht, die Wissenschaft habe die Wahrheit zu suchen, könne also nicht katholisch oder protestantisch sein. Aber dergleichen schlimme Ansichten werden wir ja nun bald überwunden haben und kein Professor der Physik wird mehr angestellt werden, den nicht vorher der Bischof oder Generalsuperintendent eingehend geprüft hat.

Wenn das am grünen Holz geschieht. . . .

Aus Katernenstunden und Schulzimmern dringt ab und zu einer von den vielen angehört verhaltenen Mageren Wühlhändler an die Öffentlichkeit. Dann entruist sich das Publitum über die Thatgabe, daß auch die Prägelpädagogik noch ihre Anhänger hat und daß in der Arme, der großen Volkserziehungsanstalt, erbärmliche Schimber ihrer Untergebenen jahrelang ungestraft ihren traumähnlichen Raunen nachgeben können. Mand's einer jähretlich dann wohl den Kopf und begreift nicht, wie, trotz aller anerkannten Gefahren des Autoritätswens für das seelische Gleichgewicht der Vorgesetzten, so rasch ans sonst antwortigen Menschen systematische Feiniger ihrer Opfer werden können. Und doch liegt die Sache einfach; Erlittene Prägler setzen sich stets in Prägelausteilung um. Was wir im Penanienismus wandler schlecht geleiteten Schulen erlebt haben, das ist in der Katernen eine längst anerkannte Wahrheit: die am meisten geführriegelten Rekruten werden nach Jahresfrist die schlimmsten Unaler der Neueintretenden. Und so wag auch mancher Dreizeigen, Kopfnüsse und Stodprigel reichlich spendende Schulturnn nur der Autorat sein, der das in ihn feinerzeit Hineingepiegelte hundertzählig weitergiebt.

In dieser Belenchtung muß man den wunderbaren Vorgang betrachten, der sich eben in Baden abspielt. Am staatlichen Lehrerseminar zu Mersburg am Bodensee traflicher Direktor und Lehrer ihre Zöglinge, die angehenden Lehrer, mit Chrigen. Die Sache wird ruckbar. Der Redakteur der „Neuen Badischen Schulzeitung“, selbst Lehrer, protestiert öffentlich gegen diese Erzieherweiseit. Beleidigungsklage leitens der Herren Prägelpädagogen. Der Wahrheitsbeweis wird völlig erbracht, ja die Klager thun noch ein Uebrires, geben nicht nur die Züchtigungen zu, sondern erklären, selbst bei Zöglingen des obersten Kurfes (jungen Leuten von 18—21 Jahren) nicht ohne

Chriften auskommen zu können. Trotzdem erfolgt, vermutlich aus formaljuristischen Gründen, die Verurteilung des Rebalteurs zu 300 M. Geldstrafe.

Soweit hat die Sache nicht viel Außergewöhnliches; bei uns wenigstens hat man sich schon daran gewöhnt, daß die Belohnung für Aufdeckung von Mißständen in (Gefängnis-)Richtern oder, wenn das Wind gut ist, in Weltjuristen besteht. Nun aber das Nachspiel. Der Vorstand des Pädagogischen Lehrervereins hat das begriffliche Bedürfnis, dem unartigen Kollegen seine Sympathie auszudrücken. Das geschieht durch eine Dankes-Erklärung, aus der wir die auf die Sache bezüglichen Sätze folgen lassen:

„Wir müssen unter tiefster Bedauern darüber zum Ausdruck bringen, daß Seminarlehrer, ohne sich einer Mißhandlung und eines schweren pädagogischen Mißgriffs bemüht zu werden, offen bekennen, ihnen noch Zöglinge, ja sogar Schüler des obersten Kurzes grobeleihaft zu haben, und daß sie glauben und öffentlich vertreten, ohne ein so entsetzendes Disziplinarmittel nicht auskommen zu können

Der Pädogische Lehrerverein hat den Zweck: Förderung der Volkshilfe durch Pflege des Volksschulwesens und durch Hebung des Lehrerstandes. Die körperliche Züchtigung der angehenden Lehrer widerspricht aber nach unserer Ansicht und unserer Erfahrungen diesem Zweck, indem dadurch eine Verminderung des unbedingt nötigen Maßes idealer Verfassung und eine Vererbung der erzieherischen Mängel herbeigeführt werden muß.

Es erscheint uns deshalb als unabwehrbare Pflicht, in der breiten Öffentlichkeit auf entscheidende gegen eine solche Behandlung der angehenden Lehrer zu protestieren, zumal überdies darin eine schwerer Gefahr für die Charakterbildung der Seminarschüler, wie auch eine verlegende Heringschlagung des ganzen Volksschullehrerstandes zu erblicken ist.“

Der tüchtige Laie erwartet nun natürlich, daß sich der Vorsitzende energisch mit den merkwürdigen Verhältnissen des Weersburger Lehrervereins beschäftigen wird, vor allem aber, daß er sich freuen muß, in der Vertretung der Pädagogischen Lehrerschaft wenigstens einsichtige Pädagogen zu besitzen.

Statt dessen erläßt der Vorsitzende des Oberlehrersrats eine den typischen Geist der Bureaucratie atmende Verfügung, in der es u. a. heißt:

„In dieser öffentlichen Erklärung giebt sich eine Auffassung des engeren Berufsstandes kund, welche geeignet ist, das Vertrauen der Lehrerschaft des Landes zur Unterrichtsverwaltung zu erschüttern, welche nicht nur einzelnen Beamten der Schuldverwaltung, sondern auch dieser selbst in betrübender Weise Anstoß an dienstlichen Mißgriffen darbietet, auch in agitativer Weise in die Meinung der Lehrerschaft über die eingetragene gemeint erscheint. . .

Die Oberlehrerbörse kann sich dieses Vorgehen nicht gefallen lassen und sieht sich genötigt, in Zukunft, je nach Lage des Falles, energisch einzuschreiten.“

Aus dem Bureaucratischen im Gemeindefische überseht heißt das:

a) Wer vor der Öffentlichkeit öffentliche Mißstände rügt, erschüttert das Vertrauen der Untergebenen in die Mithweisheit der vorgesetzten Behörde. Nicht etwa die Mißstände, nein, der Tadler derselben ist autoritätsvermindernd.

b) Wer einen Mangel an einzelnen Beamten entdeckt, „beleidigt“ dadurch nicht nur diese selbst, sondern auch die jenen vorgesetzte Behörde, weil beide unheilbar sind.

c) Wer ungeheuren die sittliche Pflicht erfüllt, die von jeher der dazu Berufenen unerfüllt blieb, greift „in agitatorischer Weise in die Angelegenisse der Oberbehörde ein.“ Mündlicherweise hat sich der Pädogische Lehrerverein nicht ins Wodshoren jaagen lassen, sondern er veröffentlicht eine feste und würdige Antwort. —

Die Militärbehörde, die einen v. Strosig best und im Interesse der Disziplin einen Sündenbock à tout prix haben muß, und die Schulbehörde, die das Christlichen-System Wasmers-Noll (um die Namen der Herren zu nennen) unangefochten läßt, aber gegen seine Tadler dis-

ziplinarisch vorgeht — sie sind die intellektuellen Urheber der Mordthatigkeit in unserer Armee- und Schul-Pädagogik.

Aus der ethischen Bewegung.

Internationaler Zusammenkunft in Wengen.*) An die Rolle in Nr. 37 möge hier noch folgender Bericht über den Gang des Meinungs-austausches in Wengen sich anschließen:

Der Anlaß zu dieser Zusammenkunft bot die Annahmefestliche Feier in der Schweiz; ihr Zweck war hienun in erster Linie, mit ihm gemeinschaftlich wichtige Streitfragen sozialer Natur zu zu erörtern, daß sie ihm zu näheren Zerlegungen Anlaß boten. Demzufolge wurde gleich bei der ersten gemeinschaftlichen Zusammenkunft ein freundschaftliches Uebereinkommen dahin getroffen, daß zunächst aus der Mitte der übrigen Teilnehmer heraus unangefochten Kränkungen erfolgen sollten über diejenigen Streitfragen, welche den Einzelnen im Augenblick gerade wichtig erschienen, damit allbald, anknüpfend an diese Erörterungen, Prof. Roulet seine Ansichten entwickeln konnte. Prof. Roulet, der zuerst das Wort nahm, verbreitete sich eingehend über die ethische Bewegung in Frankreich. Er schätzte die Bewegung der Coöperation des Lebens, welche er mit seinem Freunde Drerme in Leben rief und die bereits zur Begründung von mehr als hundert Volkswirtschaften geführt habe und charakteristisch lobann Wechsart und Tätigkeit der Union pro action morale, die nicht sowohl nach außen wirken, als sich der Pflege des Inneren ihrer Mitglieder widmen wolle. Diese Frage des Verhältnisses von Außenwirkung und Vereinigung innerhalb der ethischen Bewegung wurde sogleich als eine wesentliche Streitfrage aus den Zerlegungen des Herrn Roulet herausgehoben, bezüglich der Frage, welche ethischen Gesichtspunkte für die praktische Volkshilfe und Volkserziehung maßgebend sein müßten. Dr. Kronenberg legte allbald näher dar, daß der Ausgangspunkt der ethischen Bewegung für ihn zunächst die Erkenntnis des Zwiespalt gewesen sei, der zwischen dem inneren Geiste und dem äußeren Leben unserer Zeit und insbesondere unserer, des deutschen, Volkes bestehe. Unsere Dichter und Dichter hätten einen unermesslichen Schlag der tiefsten Lebensbedenken aufgeschloß, aber das läßtige Leben, was es sich heute und deshalb, misse kaum haben und lasse sie nicht gelten, und so werde die Klust immer größer: die Innerlich und tiefer gearteten Naturen jagen sich immer mehr auf sich selbst zurück und der breite Lebensstrom verläufeliche sich und erstarrt immer mehr. So wenig aber der Einzelne den Zwiespalt zwischen innerem Denken und Fühlen und äußeren Leben und Thun ertragen könne, so wenig dürfe es ein ganzes Volksein, ein Volk. Die Rolle des Mittelst zwischen der tiefsten Seele und dem äußeren Leben unserer Zeit liege der ethischen Bewegung ob, und daraus ergabe sich dann leicht auch die Verantwortung der Streitfrage, wer innerhalb der ethischen Bewegung zur Führung berufen sei. — Dr. Klinghoffer lenkte die Aufmerksamkeit besonders auf die Notwendigkeit des Kampfes gegen die Rührerschaft. Da diese mit ihrer rückwärts gerichteten Tendenz und Unnahmsfähigkeit die direkte Reaktion des Volkes sei, welches die ethische Bewegung ertrinke, so fördere letztere ihre Aufgabe immer in dem Maße, als sie der Kirche Abbruch thue. — Aus einigen kürzeren Zerlegungen anderer Teilnehmer der Beratungen und kurzer Diskussion nahm sodann am zweiten Tage Prof. Felix Wiler das Wort, um in ca. 1 1/2 stündigen Zerlegungen, im Anschluß an die aufgeworfenen Fragen, seine Ansicht über die Richtung und Aufgabe der ethischen Bewegung zu entwickeln. Die natürliche Ausgangspunkt sei zunächst ein Regimes: das Gefühl eines gewissen Mangels, einer Vereinamung des Menschen, des Branges nach dem Teil der Seele und des Bedürfnis nach Erlösung. Ausgangspunkt und zugleich Ziel dieser Erlösung lie die Ode der Guten. Das Gute sei keine Eigenschaft des Bösen und Schönen, sondern ein Selbständiges, das, obgleich mit diesen verbunden, einen eigenem Bedürfnis des Menschen entspreche. Es erhebt sich aber auch über jene als oberer Zustand anhalt ist.

Der Zweck nach dem Einzelnen, das Befolgen des Menschen, seinen Tadeln Tadeln zu werden. Die positiven Religionen stiften dieses Zerlegungen durch die Verbindung mit Gott. Ohne den Zerstoß zu legen, ist es unsere Aufgabe, unabhängig von ihm dieses Grundbedürfnis der menschlichen Seele zu befriedigen. Die Formel dafür ist: wieck das Gute, so wieck Du Deinem Tadeln Tadeln erziehen.

Was ist Gut? Wohlwille ist es die Abwehr des Vorwurfs des Dogmatismus. Dogma ist ein Satz, der ohne die Erkenntnis oder wider die Erkenntnis für wahr gehalten wird. Man hat zu unterscheiden zwischen Sätzen, die nicht bewiesen werden können, weil sie von der Erkenntnis selbst, als ihre eigenen Zielgröße zu Grunde liegend, anerkannt werden, und Dogmen, die der Erkenntnis, ohne daß sie dieselben als ihr Eigenum wiedererkennen, entgegen stehen. Kennen wir das Gute den höchsten, unbedingten Zweck, so brauchen wir uns auf eine Zuhaltung der inneren Erlebung. Wer diese Erlebung nicht will, für den existieren die ethischen Prinzipien nicht. „Das Band, das uns einigt, ist die passion for the good.“ Die wissenschaftliche Ableitung ist dabei nur Hilfsmittel.

*) Als Ergänzung dieses summarischen Berichtes folgt in nächster Nummer noch ein Stimmungsbild aus der Feder eines der Teilnehmer, Prof. Roulet.

Das infinite Urteil ist dem reflektierenden, vergleichenden Bewußt. Wie die Kräfte gesehen haben, ehe sie eine Theorie des Lebens bejahen, so haben sie ein Urteil über das Gute, ehe sie dieses Urteil begründen können.

Der Hauptpunkt, worauf wir zu leben haben, ist, das tiefe Bedürfnis nach einem sittlich guten Lebensmahl zu wecken; die Theorie soll der Praxis dienen, nicht umgekehrt das Leben einer Theorie geopfert werden. Philosophie und Religion sind Hilfsmittel, die das Gute fördern sollen. Sie haben aber nicht die Befugnis, über das Gute das Richtsrom zu führen. Im Gegenteil, der unbesetzte Drog nach dem Guten ist starker über die Philosophie und Religionen. Demagogie seien zu fähren aber, besser gesagt, zu ethischen Lehren nicht bloß Gelehrte, Philosophen berufen, sondern alle, denen es ernst ist mit dem Guten, die Sittlichkeit tief erlebt hätten. Was aber das Verhältnis von Weisheit und Innere bezieht, so ist letztere, das Geistesleben das Weltliche und oceanisch, das aber auch notwendig die Wirkung nach außen, die soziale Arbeit. Diese habe vor allem zu trocken, für das Leben nicht axiomata prima (allgemeine theoretische Behauptungen) sondern axiomata media, praktische Maximen der Lebensgestaltung, teils bekannt zu geben, teils neu aufzufinden und zu formulieren. — In der kurzen Diskussion dieser eindrucksvollen Darlegungen wurde namentlich der Begriff Sittlichkeit mehrfach kritisiert und als Ausgangspunkt einer ethischen Bewegung nicht gelten gelassen. Es wurde ferner das theoretische Verhältnis von Religion und Ethik, wie das praktische der ethischen Bewegung in den Kirchen und konfessionellen Gemeinschaften kritisiert. Nach allen diesen Fragen ergab sich noch näherer Ausarbeitung eine weitgehende Uebereinstimmung Woz, der wesentlichen Meinungsverschiedenheiten, die am Anfang zu Tage traten. Zum Schluß einigte man sich dahin, bei dem Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur die Anregung zu geben, er möge für Juni nächsten Jahres eine allgemeine internationale Konferenz nach Berlin zusammenberufen und vorbereiten, mit dem Absicht, diese Konferenz zu einem Kongreß zu erweitern, wenn man sicher sei, mit den Darlegungen eines solchen Kongresses auch für die breite Öffentlichkeit wichtig und eindrucksvoll kooperieren zu können.

Aus dem Hauptvorstande. In der Sitzung vom 25. August waren zu Delegierten des Hauptvorstandes an dem vom 19.—21. Oktober in Berlin stattfindenden Gesellschaftstages gewählt worden: Prof. Dr. Böding, Berlin; Prof. Dr. Lipp, München; Landtagsabg. Werbig Saenger, Frankfurt a. M.; die Herren P. Joffe und Dr. Kronenberg, Berlin.

In der Sitzung vom 21. September teilte der Vorsitzende mit, daß die Herren Prof. Dr. Lipp und Landtagsabg. Saenger leider wegen Unwohlsein nicht und Gesundheitsrückfällen das Mandat nicht haben annehmen können. Es wurden an ihrer Stelle darauf die Herren Justizrat Stern und Justizrat Dr. Reitz, beide Berlin, gewählt.

Darauf wurde die Tagesordnung des Gesellschaftstages folgendermaßen festgesetzt:

1. Rechenschaftsbericht des Vorstandes.
2. Bericht des Kassensührers und der Revisoren.
3. Wahl des neuen Hauptvorstandes.
4. Wahl des Orts für den nächsten Gesellschaftstag.
5. Bericht der Delegierten der Abteilungen. Im Anschluß daran: Bericht über internationale Beziehungen (Referenten Dr. B. W. Hoferer, Jülich, und Dr. Kronenberg, Berlin).
6. Vier Beiträge Feulig, die Einführung des Moralunterrichts in die öffentliche Schule betreffend.
7. Das Programm der D. G. & R.

Die Beschlußfassung des Hauptvorstandes über die eingereichten Änderungsanträge zum Programmentwurf wurde auf eine nächste Tage (sollte einberufende außerordentliche Sitzung verlag).

Endlich wurde beschlossen, bei der Wandertour nachzuverfolgen, die den Wunsch zu Gunsten des Wandertourvorstandes in der Zeitschrift Ethische Kultur zu erneuern.

Bücherschau.

Rudt Gieseler, Tagelöhler, Kulturlofen. Berlin W. 35. Dr. John Dreihelms Verlag. gr. 8°. 1892 S.

Aus der ländliche Postbote mit den beiden Band einer Sammlung von Zeitungsartikeln auf den lachenden-überkritischen Zustand meiner Sommerreise legte, empfand ich sehr — es wird bekannt werden — so einseitig mit dem unmerklichen Gefühl des Hasses; daß gegen eine Zeitungsabhandlung, die ihren Diktator nicht die geringste Schonung gönnt, daß gegen den Autor, der nicht damit zufrieden, von Tag zu Tag und Woche zu Woche öffentliche Meinung herzuheben, es auch noch über sich gewinnt, auf fast 400 Seiten großen Formats die höchsten Erzeugnisse seiner Feder zu sammeln. War ich darum der Versuch der täglichen Zeitungslektüre anzuwenden, um in die Übergangszeit einer solchen posthume Sammlung zu helfen?

Wollte Gieseler ein solches Werk, nicht ohne die erste zornige Aufwallung durch den seltenen Anschluß geführt zu haben, dem Autor wenigstens, eben um meiner subjektiven Vereingemommenheit willen, jedenfalls mildernde Hände zu bewilligen. Aber je weiter ich kam, desto verständlicher wurde mein Herz. Das waren nicht flüchtige Kritiken; mit einem Blick auf die Literatur, mit dem anderen den weitestenden Entzerrungen häufig herzuweisen, Konversationsliteratur, wobei ich mit Schlagworterzählung, sondern eine Reihe geistvoller Essays, z. T. auch in der Form hochschulischer, die man — all nicht ohne Ob's und Fragezeichen am Bande, öfter mit beifälligen Ausdruckszeichen des Bewußtseins — immer mit Vergnügen und geistiger Anregung zu Ende las.

Das Werk zerfällt in drei ungleiche Teile; der erste qualitativ und quantitativ bedeutendste, ist der Politisch-gedante; es folgen unter literarischer einige bunte Essays über Volkstümlichkeit, Kirche, G. Hauptmann, Jüden u. dgl. Endlich schließt ein „Kassenbericht“ jenseitiger Einsätze den Band ab.

Selbstverständlich ist es fast unmöglich, in jedem Falle un- und unrichtig, jezt noch etwa gegen einzelne Artikel oder auch Grundanschauungen des Verfassers zu polemisieren. Kurt Gieseler ist Sozialdemokrat und ist sicher, wenn er auch freierweise nur durch die Parteipolitik, sondern gelegentlich recht fertiger Anwandlungen hat, im Besonderen seiner Weltanschauung festgelegt. Das gilt auch von seiner Zeitungsabhandlung gegenüber der ethischen Bewegung, der er aus ihrer Bewegung, in politischen und religiösen Fragen Partei zu nehmen, die Unzufriedenheit voraussetzt, als wäre es nicht eine ethische Parteinarbeit für alles Gute jenseit der zeitlichen und wechselnden Parteikonstellationen des politischen und religiösen Lebens. Wie vorurteillos (streitlich auch insofern) er von uns denkt, mag folgende Stelle, allerdings aus 1893, das selbige Leser besonders interessieren wird, bezeugen:

„Mit den vornehmsten Seelenabwärtzern, die schon Kostträge hatten vor Zeiten, die sie gar nicht bedürfen, weil sie ja rings hind, ist es wahrhaftig nicht getan. Sie müssen ihrer humanen Ideen hinein kämpfen in all die Organe unseres staatlichen Lebens, die Einfluss auf die Entwicklung haben, in die Schulen, die Universitäten, die Kirchen, die Parlamente, die Parteien, die Presse, das Beamtentum, das Herz, den Kopf. Was man den Zeitungen nachfolgt, daß sie über sich ihre mächtige Hand in die Spiele halten, das machen die ethischen Propagandisten zu verdammen.“

Aber auch von der Kultur zu noch fröhlicherer Wiederprüfung teilt, wird man immer von ihm lernen können, wäre es auch nur das Technische seines lebendigen und spirituellen Stills.

Wir empfehlen das Buch — trotz seines ungrammatisch-fälligen Titels: Warum nicht: Tagesgespräch? Dittiger Buchmann! — angelegentlich unseren Lesern, die sich mit Politik beschäftigen, d. h. brennlichsten! Denn daß die Zugehörigkeit zu einer politisch neutralen Gemeinschaft nicht auch politische Unfähigkeit bedeutet, hat wohl auch R. Gieseler seit 1893 eingesehen.

Dr. Emil Fischer, Diktator, Glauben und Wissen. Jwanag kritische Essays. Bamberg, Verlag der Dandtschbrüder.

Es ist ein recht buntes Werk, das uns der Verfasser, ein Arzt, hier auf ein dreißigstündiges Seiten vorlegt: Zusammenfassung in der Kunst — Was ist gut? — Alertergen. — Zusammenfassung — Gerecht ist ein Lebensgesetz? — Die Krankheit. — Medizinische Wissenschaft und Publikum — Glauben und Wissen u. s. w., um nur einige Abschnitte bunt herauszugreifen. So ist auch der Wert ein sehr ungleicher, von der leidenden wissenschaftlichen Kritik die zur ersten Abhandlung. Für die letzteren ist die letzte Wissenschaft, in der wir sie lesen, nicht gerade vorliegend, weil unwillkürlich ihre Schätzung gemindert wird. Und doch sind recht wichtige, mit voller Sachkenntnis und großer Befassung geschriebene Sachen darunter. Dr. Fischer hat von seinem einmal erhellten Beobachtungsgegenstand die Stimmungen der Zeit mit Aufmerksamkeit verfolgt; ist ein Kritiker und Ethiker; seine Schreibweise ist nicht interessant und er bedient sich die z. T. ziemlich viel von einander entlegenen Gebiete der Wissenschaft und Naturwissenschaften, über die er schreibt, vorzüglich. Das Büchlein gelangt zu haben, wird niemand trauern.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Huxley's Attitude towards Religion. By Felix Adler. Ethical Addresses, Juni 1901. Philadelphia S. Burns, Weston.

Die Welt unserer Begriffe. Eine Philosophie der Zurechtfinden. Von Oscar Hellberg. Halle a. S., Wilsch & Wettenberg, 1901.

The Religion of Duty. By Frederic Harrison. Ethical Addresses, March 1901. Philadelphia S. Burns Weston.

Psychologie, Wissenschaft und Leben. Festschrift zur Feier des 12. Stiftungstages der F. b. Akademie der Wissenschaften von Theodor Kippis. Münden, Verl. d. F. b. Akademie 1901.

Dr. Carl du Prel

Philosophie der Mystik	Mr. 10,—
Die monistische Seelenlehre. Ein Beitrag zur Lösung des Menschenräthsels	6,—
Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie	2,—
Die Mystik der alten Griechen. Tempelklopf, — Orakel. — Myserien. — Dämon des Sokrates	5,—
Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: Kants mystische Weltanschauung von Dr. Carl du Prel	5,—

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 38, Potsdamerstr. 28.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Verfassungen

in der
Hula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Strasse 12,
hinten auf dem Hofe links II. Etage,
am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10 1/2 Uhr.

Vortrags-Cyklus des Herrn Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

3. Sonntag 6. October:	Wissenshänge oder Eigennütze?
4. " 20. "	Bessungen oder göttlicher Kreislauf?
5. " 3. November:	Was krit. Schulobergebung?
6. " 17. "	Berufung.
7. " 1. Dezember:	Erbslung.
8. " 25. "	1. Weihnachtstierstag: Die Herrlichkeit des Menschengottes.

Der Jugendunterricht

wird von Herrn Dr. Penzig erteilt und findet Mittwochs und Sonnabend Nachmittags 3 Uhr, Unter den Linden 16, Hof III, Durchgänge, statt
Wiederanfang am 4. September.

Der Vorstand

F. Limper, Vorsitzender, Oranienstr. 38.

Da die geschätzten Leser unserer Zeitschrift „Ethische Kultur“ erlauben wir uns die höfliche Bitte zu richten, uns freundlich entbehrliche Nummern des 6. Jahrgangs (1899) zur Verfügung zu stellen. Mit ergebenem Dank im Voraus

Horbachtungsvoll

Verlag für ethische Kultur,

Berlin SW., Kommandantenstraße 14.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Wests.

Vierteljahrsprogramm (Oktober-Dezember).

Freitag, den 4. Oktober, abds. 8 1/4 Uhr im Bürgeraal des sächsischen Nathanes Monatsversammlung. Vortrag von Herrn Dr. Penzig: „Die Gefahren der Weltanschauung.“ Diskussion. „Gäste willkommen!“

Feiner teilen wir zur Vorberufung mit, daß unsere Monatsversammlungen für das nächste Quartal wie bisher im Bürgeraal des sächsischen Nathanes stattfinden werden, und zwar:

Montag, den 21. Oktober, Montag, den 25. November, Montag, den 30. Dezember.

Nedner und Themat, sowie die Termine der Grappenversammlungen und gefelligen Zusammenkünfte werden später mitgeteilt werden.

Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Aufruf.

Auch im neuen Winterhalbjahr soll die Ausbreitung der Grundbühne und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur durch Ausübung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gefinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlichster Dankagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschäftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitragen zu können, nach Kräften beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Verwendung der ihnen gelieferten ev. nachzubehelenden Sammellisten thätigst zu unterstützen.

Weber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ quittiert.
Berlin, den 1. September 1900.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur,

Professor Dr. Döring, 1. Vorsitzender, Gr. Nickerische bei Berlin, Potsdamerstraße 1.	Dr. H. Penzig, 2. Schriftführer, Charlottenburg, Oranienstraße 15.	Namens desselben: Justizrat Stern, Rechtsanwalt und Notar, 2. Vorsitzender, W., Taubenschlag 31.	Justizrat Dr. Nothe, 1. Schriftführer, Neu-Adelsberg, Kaiserstraße 5.
--	--	--	--

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Hamburgischen Wochenschrift „Der Volks“ bei, worauf wir unsere Leser hinweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. S. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Ercheint
jeden Samstag.
Preis viertel, 1,80 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Vorb.-Zitungs-Nr.
N. 2466.

Ethische Kultur

Verleger:
Die Verlagsgesellschaft
Königsbergerstr. 40 W.
Berlin.
Bilg 1004
Verlagsgesellschaft
Königsbergerstr. 40 W.
Königsbergerstr. 40 W.
Königsbergerstr. 40 W.
Königsbergerstr. 40 W.
Königsbergerstr. 40 W.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizpdi.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soreffer herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 5. Oktober 1901.

Tr. 40.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Johannes von Miquel. Von Otto Härtel. — Im Werner Oberland. Von Alfred Montet. — Bedingungen und Wege zur künftigen Erziehung. Von Georg Hermann. — Kose Blätter. — Streiflichter: Der Parteigeist und seine Grenzen. Militarismus und Staatsrecht. — Wäterschan.

Johannes von Miquel.

Von Otto Härtel (Frankfurt a. M.).

Nachdem die politischen Mäler ihr Urteil über die Persönlichkeit und das Wirken Johannes von Miquels ausgesprochen haben, möge es mir an dieser Stelle gestattet sein, Einiges von einer höheren Warte aus über den verstorbenen Staatsmann zu sagen. Mit den politischen Mälern stimme ich darin überein, daß Herr von Miquel ein außerordentlich und vielseitig begabter Mann gewesen ist, daß er als Politiker und Staatsmann große Erfolge erzielt und noch größere erstrebt hat, daß aber die Größe seines Charakters an die Größe seiner Geistesgaben nicht heranreichte und daß ihm schließlich Niemand, kein Politiker und keine Partei mehr so recht getraut hat. Seine Erfolge bestanden in der glücklichen Mitarbeit an der Einigung Deutschlands durch Gründung und Führung des Nationalvereins und der nationalliberalen Partei, vor allem aber in der Finanz- und Steuerreform, die er als preussischer Finanzminister durchgeführt hat. Geseheit ist er an dem Verlusche, seinen heimlichen Freunden und Verbündeten, den Konserwativen und Agrariern, die Kanalfordrage zu ersparen. Der Sturz, den er nicht vermutete, hat ihn schwerer getroffen, als irgend Jemand ahnte; er hat ihn nicht lange überlebt.

Johannes von Miquel ist aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen hervorgegangen und ist zu den höchsten Ehren aufgestiegen, die einem Deutschen beschieden sein können: er ist Vertrauensmann des Kaisers, Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums und Ritter des Schwarzen Adler-Ordens geworden. In seiner Jugend ist er radikalere Sozialist und Kommunist gewesen, in seinem Alter war er eine Säule und Hauptstütze der Reaktion, des Untertums und der Agrarier. Diese Wandlung im Entwicklungsgang von links nach rechts ist unter Politikern und Staatsmännern nichts Neues; sie hat sich in Frankreich sogar bereits vor Jahrzehnten zu einem Sprichwort verdichtet, das lautet: Les rouges ce sont les bleus en marche et les bleus ce sont les rouges arrivés. Note und Mauc, radikale und Konservative unterscheiden sich nicht durch ihre Grundansätze, sondern nur durch die verschiedenen Stadien des Weges, auf dem sie sich befinden. Wenn je

den Marsch beginnen, sind und thun sie furchtbar freisinnig; haben sie aber ihr Ziel erreicht, dann werden sie konservativ und reaktionär. Etwas Ähnliches drückt das andere französische Sprichwort aus: Un radical ministre n'est pas toujours un ministre radical; „wenn ein radikaler Minister wird, ist er nicht immer ein radikaler Minister“. Freilich, die Verleugnung der Grundansätze allein bringt den Mann noch nicht hoch; es gehört noch Anderes dazu, in Deutschland noch mehr als in Frankreich. Dort ist es möglich, daß ein Hohlkopf durch die Tagesförderung auf einen hohen Posten gebracht wird, wo er nur Unheil stiftet und bald wieder entfernt werden muß; wer es aber in Deutschland zu Hohem bringt und in seiner Bioge weder das Adelsdiplom noch die Couponstiecke liegen gehabt hat, der hat keine Erhöhung nur seinem Talent und seinen Leistungen zu verdanken. Die höchsten Ehrenstellen sind in Deutschland in der Regel immer noch dem Adel vorbehalten, und nur dort, wo die Staatsnotwendigkeit mehr verlangt als das Adelsprädicat, können die Bürgerlichen sich ihre Plätze erobern. So weist das Genieportfol die meisten bürgerlichen Offiziere auf, und so findet man an den Stellen der Staatsverwaltung, die den höchsten Anspruch an Geist, Erfahrung und Arbeitskraft stellen, mehr Bürgerliche als Adlige. Miquel ist der Vertreter jener Stufen, die sich durch ihre Thätigkeit Beachtung und Einfluß erzwingen und dadurch den Beweis liefern, daß die Zeit der patriarchalischen Regierungen und der privilegierten Staatsmänner vorüber ist. Das Finanzministerium ist einer der schwierigsten Zweige der Staatsverwaltung und Miquel ist der bedeutendste Finanzminister gewesen, den Preußen je gehabt hat; das Bürgertum darf stolz darauf sein, daß er ein Bürgerlicher ist, dessen Wesenheit auch der Schwarze Adler-Orden mit der Robilitierung nicht hat verwißen können.

Mit etlicher Einbuße am Charakter ist die Erhöhung allerdings meist verknüpft. Ich halte nichts von dem Sage, daß die Politik den Charakter verderbe; der Charakter, der durch die Politik verdorben wird, wäre auch durch ein anderes Milieu als in der Politik verdorben worden. Um von der Politik verdorben zu werden, dazu gehört eben schon eine schwächliche Charakter-Anlage. Miquel war in dieser Beziehung von Natur etwas schwächlich beanlagt. Vielleicht läßt sich die Sache psychologisch auch in einer anderen Weise erklären, die eine Charakter-Verderbnis ausschließt. Oberbürgermeister Widess hat in seiner Grabrede mit Recht hervorgehoben, daß Miquel zwei Eigenschaften in sich vereinigte, die selten in einem Individuum vereinigt angetroffen werden: eine überquerende Phantasie, die sich nicht genug darin thun konnte, immer neue Ideen und schöpferische Gedanken zu schaffen, und daneben ein

klarer, scharfer Verstand, der das Erreichbare klug und thätkräftig zu erzielen wußte. Er hatte eine uppige Phantasie, aber er ging durch die Schule des Lebens und lernte durch die Erfahrung; er besaß eine große Menschenkenntnis und wußte sich reich in allen Verhältnissen zurechtzufinden. So waren in ihm eigentlich zwei Menschen, und bald war er der eine, bald der andere. In der Verwaltung von Erwerbsgesellschaften und Gemeinwesen erwarb er sich die Fähigkeit, große Interessen zu übersehen und zu leiten: in Frankfurt bereite er sich zu der wichtigsten Aufgabe vor, deren Lösung der Geschichte angehört. Er hat die Verwaltung und die Finanzen Frankfurts gründlich reformiert und die Entwicklung der Stadt in geistliche Bahnen gelenkt; er hat außerdem ein fruchtbares und einheitliches Zusammenwirken der städtischen Behörden geschaffen, das vorher zum großen Schaden der Stadt geübt hatte. Aber auch in dieser reichen praktischen Wirksamkeit konnte er das Produzieren von Ideen, das Spielen mit Phantasiegebilden nicht lassen; nur gestattete er ihnen keinen Einfluß auf seine Thätigkeit und er produzierte sie nur im engen Kreise von Freunden und Bekannten, am liebsten in Verbindung mit einem guten Trunk. Ich erinnere mich mit Vergnügen eines Abends im Frankfurter Hofe im Jahr 1889; wir hatten unter Teilnahme Miquels den feierlichen Geburtstag Wilhelm Jordans durch ein solennes Festmahl gefeiert und saßen bis lange nach Mitternacht in kleinerer Gesellschaft mit Miquel zusammen, um mit Hilfe vieler Flaschen Rheinwein die wichtigsten Probleme der Menschheit zu lösen. Es ging uns beinahe wie jenem Achtundvierziger, der Abends in einer Versammlung geizig hat: „Die soziale Frage muß heute noch gelöst werden und müßten wir darüber bis morgen früh sitzen!“ Auch Miquel war wieder ganz Achtundvierziger; er entwickelte Ideen über Gemeinde, Staat und Gesellschaft, die einige von uns höchlich interessierten, andere dagegen belustigten und wieder anderen förmlich die Haare zu Berg stehen ließen. Das war ganz Miquel. Einer von uns, der zu den Anterferierten gehörte, richtete schließlich an Miquel die Frage: „Das ist ja wunderbar, Herr Oberbürgermeister, was Sie uns da schilbern; darf ich vielleicht in der Öffentlichkeit Gebrauch davon machen?“ Miquel erwiderte mit gemüthlichem Schmunzeln: „Das können Sie thun, aber ich werde Sie sofort dementieren!“ Das war auch ganz Miquel. Es war freilich in der Zeit, wo ihm noch das Wort des Kaisers in den Ohren klang: „Herr Oberbürgermeister, Sie sind mein Mann!“ Ein Jahr später war er Finanzminister.

Miquels Hauptwerk als Finanzminister ist die Steuerreform. Sie ist nicht bloß ein politisches, sondern auch ein soziales Meisterwerk, das sie zum ersten Male den sozial-ethischen Grundgedanken der Gerechtigkeit in der Behandlung der Steuerpflichtigen aufstellte und durchführte. Mag sie in Einzelheiten nicht weit genug gehen und verbesserungsbedürftig sein, im Weisen ist sie gut und richtig und an sie wird jeder künftige Fortschritt anknüpfen müssen. Sie läßt ein Existenzminimum frei, da die untersten Schichten ja doch in Form der Zölle und indirekten Steuern dem Staat ihre Beiträge entrichten; sie hat die Progression eingeführt, das heißt, die Belohnung im Verhältnis zur Leistungsfähigkeit; sie gewährt Erleichterungen in Rücksicht auf besondere Umstände, wie Kinderreichthum, Pflicht der Unterstützung Angehöriger u. dgl.; sie macht einen Unterschied zwischen mühelosem Erwerb und Erwerb durch Arbeit, indem sie den ersteren durch die Vermögenssteuer noch besonders belastet; sie schreibt endlich die Selbstversicherung vor, d. h. die Angabe des Vermögens auf Eore und Gewinnen des Besizenden. Die letztere Reformung scheint mir ethisch die wichtigste, und zwar nach einer doppelten Richtung. Sie zwingt den Bürger zur Wahrhaftigkeit gegen den Staat und bahnt so einen Prozeß

an, der in der Kulturgeschichte wiederholt bemerkt worden ist: Was zuerst ein Zwang ist, das geht allmählich in die Sitten, in die Anschauungs- und Gefühlweise der Völker über. Die Staatsbürger werden also durch das Miquelsche Gesetz aufrichtiger und wahrhaltiger werden. Auf der andern Seite macht das Gesetz den Staat zu einem ethischen Wesen, dem der Bürger gerade bei Treu und Glauben schuldig sei seinem Mitbürger und dem Mitmenschen überhaupt. So bekommt der Militär- und Polizeistaat eine ethische Weiche und er thut einen wichtigen Schritt vorwärts in seiner Entwicklung zum Rechts- und Kulturstaat. Wer da weiß, wie die Vorstellung, daß man den Staat und seine Organe vom Standpunkt des Gewissens aus angekränkt betrügen dürfe, wenn man sich dabei nur nicht erwischen lasse, vergiftend auf die Moral weiter Bevölkerungsfreie wirkt, dem wird das Miquelsche Gesetz eine ganz besondere Genußnahme bereiten. Miquel hat außerdem durch sein Gemeinbestreuergeizig dafür gesorgt, daß die Gemeinden, diese wichtigen gesellschaftlichen Wesen, ihre sozialen Aufgaben viel besser als früher erfüllen können. Dies alles hat er durchgeführt trotz des Widerstands, den die besitzenden Klassen ihm bereiteten, und so hat er wenigstens einen Teil des sozialen Programms verwirklicht, das in seinen Tagen tagen ihm vorrückte.

Nun erhebt sich aber die Frage: Wie ist der Mann, der ein so lebhaftes Gefühl für die Forderungen der sozialen Gerechtigkeit hatte, in seinem Alter dazu gekommen, die privilegierten Klassen, die Junker und Großgrundbesitzer teils direkt zu fördern, teils indirekt zu unterstützen und dadurch ein gewaltiges Stück politischer und sozialer Ungerechtigkeit zu erhalten und zu mehren? Warum hat der Mann, der die Steuerreform schuf, auch die Adelsfamilie verumehrt, eine fiskalische Eisenbahnpolitik getrieben, der Kanalvorlage sich widersetzt, das Religiöse Schulgesetz und das demokratisierende Vorkriegsgesetz zugelassen, die Hochschulzölnerie erneuert u. s. w.? Wir haben hier eine Gegenständlichkeit der Miquelschen Politik vor uns, deren Erklärung uns alle politischen Mütter schuldig geblieben sind. In einem Privatbrief Miquels hat noch eine Stelle gefunden, worin er sagt, es scheine ihm noch nicht an der Zeit zu sein, den vorwiegenden Einfluß der konservativen Bevölkerungsklassen auf die Staatsverwaltung, also den Einfluß des Adels und des Großgrundbesitzes, zu beschränken und zu verdrängen. In diesem Satze will man den Kern des Miquelschen Regierungsprogramms und die Erklärung seines widersprüchlichen Verhaltens gefunden haben. Wir will diese Erklärung nicht genügen. Sie würde ausreichen, wenn Miquel sich bemüht hätte, den konservativen Einfluß in der Form und Ausdehnung, wie er ihn vorfand, zu erhalten; Miquel beschränkte sich jedoch nicht darauf, ihn zu erhalten, sondern er bemühte sich, ihn zu verdrängen und zu erweitern. Daß dies mit der Politik seiner Finanzreform im schärfsten Widerspruch steht und daß es sich aus jener Briefstelle nicht erklären läßt, wird sich wohl kaum leugnen lassen. Ach bin der Meinung, daß der Gegensatz sich nur aus dem Miquelschen Charakter ableiten läßt, der auch sonst so manches Gegenwärtige enthielt. Ach erinnere mich an ein Wort Wisnards, das vor mehr als zwanzig Jahren erzählt worden ist. Einem ausländischen Diplomaten, der ihn fragte, warum er zwei so ausgezeichnete Männer wie Bismarck und Miquel nicht in den Staatsdienst ziehe und zu Ministern mache, erwiderte Bismarck: „Ach kann sie nicht brauchen; der eine ist mir zu dümm und der andere zu eitel.“ Er hat nicht gesagt, wem er mit dem einen und dem andern Ausdruck meinte, aber wenn man von der üblichen Verdicht des Bismarckischen Andachts abläßt, wird man unschwer herausfinden, welche Charakteristik er fällen wollte. Er wollte offenbar sagen, daß er Miquel für den geschickteren und schlauereren von beiden halte, daß ihm aber Miquel zu eitel

fei. Nehmen wir auch für „eitel“ das mildere „ehrgeizig“, so werden wir so ziemlich bei der Wahrheit sein. Miquel war ehrgeizig und nach immer Höherem ging sein Streben. Die einfache Ministerität genagte ihm nicht; er wurde Vizepräsident des Staatsministeriums, also Leiter der ganzen inneren Politik. Das genagte ihm wieder nicht und er wollte Reichsminister werden. Dazu mußte er Bundesgenossen, gesellschaftliche, politische und parlamentarische Stützen haben. Er sah sich nach solchen um. Darin hatte jene Aristokratie Recht: die Zeit des Liberalismus war noch nicht gekommen, namentlich nicht des heute so zersplitterten Liberalismus. Also mußte er sich auf die Konservativen stützen, zu denen er von 1887 an durch seine Politik der Sammlung auch die Nationalliberalen herüberziehen suchte. Als ihm dies nicht völlig gelang, stützte er sich ganz auf die Konservativen, die sich natürlich nicht mit leeren Freundschafts-Worten abweisen ließen, sondern ihre Unterstützung sich durch immer mehr Zugeständnisse bezahlen machten. „Halb jag es ihn, halb jank er hin“, und auf der schiefen Ebene des Ehrgeizes gab es für Miquel keinen Halt mehr. Zuletzt ließ ihn seine Schlaubigkeit im Stich, er ließ sich über die Grenze treiben, die ein mächtigerer Wille der Unterstützung der Konservativen gesetzt hatte, und sein Schicksal zerbar an demselben Felsen, an dem es Jahrzehnte zuvor ein viel Gewaltigerer gescheitert war. So war auch für Miquel gleich neben dem Kapitol der tarpejische Fels.

Um des einen glänzenden Wertes willen darf man Miquel alles, was an ihm nicht glänzend war, gern verzeihen. Es bleibt sein Beispiel mächtigen Aufstiegs aus eigener bürgerlicher Kraft, es bleibt seine Thätigkeit zur Ausführung eines epochemachenden sozialen Reformwerks. Das soll ihm unvergessen sein.

Im Berner Oberland

Von Prof. Alfred Roullet. (Kont.)

Nach Wengen dampft der wacker Zug kochend den Berg hinauf; wirbelnd zerseht sich die dichten Rauchwolken unter dem wolkenreinen, tiefen Himmel. Unten im Menschenland verstreut das Lauterbrunnener Thal, wo der reisende Bergstrom mit trübem Wellen schäumend dahinbraut und der Staubdach, Regenbogenstein in seine Tropfen webend, stolz niederstürzt. Durchbringende Stille breitet sich allmählich aus, als stübe nun die heitere Ruhe von der struglänzenden Jungfrau reichlicher herab. Jetzt stehen wir an den eiszerklühten Firnen im Gletschergebirge, woran sie dort untergehende Sonne sanft abgetuete Schimmer scheidend entflammt.

Hier also sollten wir — aus Amerika und aus England, aus Deutschland und aus der Schweiz, aus Frankreich auch — zusammentreffen zu einer freundlichen Klauerei über ethische Hoffnungen; hier wollten gleichgesinnte Männer und Frauen ihr Heil für einige Tage aufschlagen, dann gemeinsam und prüfend in die Vergangenheit zurücksehen, voll Zuversicht für die Zukunft.

Am schattenspendenden Baum zu „Blümlisalp“ saßen wir so stundenlang, sprechend und sinnend; um uns wechte energische Bergluft. Unanständig gingen Wanderer und Wäse an unserem stillen Kreise vorüber. Auf ihrem freudstrahlenden Gesicht war deutlich wahrzunehmen, daß sie sich auf einige Wochen von Menschengeschäften und Menschenplagen losgelagt hatten, um einem sorgenfreien Genießen nachzugehen, und während die hitzige Schär, nach Natur verlangend, bergauf und bergab pilgerte, wollten wir eben vor Menschennot und Menschenstreben im Bann der Freundschaft und ernsthafter Bestimmung zwanglos Rat pflegen.

So bildete sich unerwarteterweise eine kleine „Weltlichkeit für ethische Kultur“ — dicht an der Jungfrau. Sehn bis zwölf „Mitglieder“ — aus Norden und aus Westen und aus Osten, jedes mit eigenartigem Temperament und eigenartiger Auffassung persönlicher sowie sozialer Pflichten, doch ein Ziel: auf friedlichen Wegen die Organisation einer Menschheit, in welcher Freiheit, Wahrhaftigkeit, gegenseitige Achtung und Liebe walten würden, eines gesellschaftlichen Zustandes, in dem es jeden Einzelnen möglich wäre, sich in fortschreitender Gemeinschaft harmonisch auszubilden und sittlich auszuleben.

So maßgebend die Verschiedenheit des Rationalcharakters sowie des eignen Bildungsganges in unseren Gesprächen und in unserem Meinungsaustausch auch sein mußte — wir fühlten uns doch so nahe, so herzensgleich. Aus unseren Augen blickte derselbe Glaube; Menschen von unähnlichem Volksschlag verband derselbe Geist. Gleich mit der ersten Stunde empfanden wir, daß wir trotz Grenzen und Regierungsformen und nationaler Bergangenheit Söhne derselben engen Erde, Mitgenossen desselben idealen Menschenreiches waren.

Und als Prof. Felix Adler am letzten Tag die menschliche Grundlage unseres gemeinschaftlichen Unternehmens entfaltete, als er das ewige, sich selbst durch Zeit und Raum ähnlich bleibende Menschliche in uns mit erhaben-schlichten Worten bloßlegte — da hatten wir den überwältigenden Eindruck, daß wir eben das Höchste, das Entscheidende unserer Zusammenkunft erlebten.

Zent dursten wir von einander scheiden.

Jene legendäre Anregung wird in jedem von uns weiter wirken, unser Denken und Thun soll betrachten.

Wir ist das ethische Ziel nie so klar gewesen, als seit jenen Tagen im Berner Oberland. Das Streben nach besserem Zustande ist im Grunde die unverlegbare, uns selbst halb unbewußte Sehnsucht nach jenem Urmenischlichen, welches tief und geheimnisvoll in jeder Menschenseele wie eine Elementarkraft schaff, deren Studium das eigentliche menschliche Studium bleiben soll. Der Stadt- und Dorfhohe verlangt nach Bergeshöhen und einlauen Wäldern, weil er sich da eins mit der Urnatur fühlt, weil er da die sympathischen Bande, die ihn eng und unauflöslich an sie knüpfen, mit einem Mal wahrnimmt, weil er sich seiner selbst erst in ihrer unmittelbaren Nähe ganz bemußt wird. So auch dringt in jeilicher Welt der Mensch seinem Urwesen näher. Er wähnt vorwärts zu eilen, und vielmehr nimmt er seine Zustucht zur allerersten Ursache — zurück zum jungfräulichen Berggebirge.

Unsere ethische Aufgabe gewinnt also an Bestimmtheit, wollen wir jene menschliche, tief ruhende Grundlage gemeinschaftlichen Wirkens fester ins Auge fassen. In uns liegen bereits die natürlichen Hauptfaktoren der idealen Menschheit potential und auch schon wirkend. Das wir Traum, Utopie, unerreichbares Ideal nennen oder gar scheitern, ist eine dem Menschen angeborene Vorahnung selbiger Zeiten, die naturnotwendig kommen werden. In dem der Mensch das Bestere anstrebt und verwirklicht, gehorcht er einem inneren, geheimnisvollen Naturtrieb. Hier gilt das Goethe'sche Wort: er glaubt zu schieben — und wird geschoben. Er projiziert auf sich das Bild höchster Vollkommenheit, das in ihm glänzt, dann verjudet er Nicht-Ich und Ich in Einklang zu bringen. So erfüllt er den höchsten Zweck der Natur.

Ich halte für augenscheinlich wahr, daß die Natur in der That nach mehr Vollkommenheit in jedem Wesen, befehlen und unbefehlen, unabwendbar schreitet, das wäre thätiglich von geheimnisvoller Schöpferhand eine zukünftige Harmonie einigt mit raschen Jügen entworfen worden. Die natürliche Schöpfungsthatigkeit ist keine bloße stereotypische Wiederholung eines und desselben Typus.

Am unendlichen Entwicklungsprozeß trachtet sie still noch dem Besseren.

So auch mit den Menschen. Sie schreiten nicht bloß fort, sie vervollkommen sich, wenn auch langsam und mit Ußagen des Verfalls und erbärmlicher Verwilderung. Unser ethisches „gelobtes Land“ ist also kein eitles Gebilde überpanneter Phantasia, sondern eine aus dem inneren Menschen empfortragende Gewißheit, welche — uns bewußt oder unbewußt — in den Eigenschaften unserer menschlichen Abstammung mit einbegrißen ist und sich ewig thätig fortpflanzt in der unendlichen Menschlichkeit. Wohl unterdrücken Egoismus und irrthümliche Lebensverhältnisse die ursprüngliche Macht, wohl verhält meilenteils jene Naturstimme von innen im tauschenden naturwidrigen Dasein: ihren Ruf vernimmt der Weise. Einst werden wir alle jenem Ruf der Natur fröhlich nachkommen. *Sequi naturam.*

Unsere gegenwärtige Pflicht, ich meine die dringende von allen, ist — da die Menschheit den irigen Weg einschlägt — nicht bloß mehr zu lernen, nicht bloß nach Gelehrsamkeit nieberhaft zu jagen, nicht bloß uns mehr Kenntnisse über die Außenwelt anzueignen, sondern und vor allen Dingen den inneren Forderungen Genüge zu leisten, in die eigene Seele tiefer noch als in die physische Welt hineinzubilden, um uns endlich in die Absichten der Natur zuverfüllend und glücklich zu fügen.

Rehrt der Einzelne in sich selbst unbezungen und tiefer ein, so trifft er bald nach kurzer Forderung unter zufälliger, oberflächlicher Eigenart die breite Schicht allgemeiner Menschlichkeit. Mit taufender Hand — so möchte ich sagen — weckt er das schlummernde, menschenvereinigende Urmenfchliche auf, welches in jeder Seele der erbgütigen Lösung harret, um sich völlig zu entfalten.

Jenem vertieften, ausgefüllten Individualismus, jener Selbstforschung und Selbstbildung, zu welcher der fördernde Verkehr mit Mitmenschen durchaus notwendig ist, will eben die ethische Bewegung Vorschub leisten.

Na, lenne dich selbst! Dazu aber sollst du mit Andern umgehen lernen. Der Egoist tötet in sich die Menschheit, indem er ihrem Drang nach gesellschaftlichem Leben entgegenwirkt; Egoismus ist Selbstverstummlung und Frevel. Der opiertrunke Altruist verliert sich aus den Augen und löst sich erfolglos in der Gemeinheit auf; Altruismus ist Aertum. Solidarität: so heißt unser Lösungswort.

Erst soll es unter uns zur Wirklichkeit werden; dann wird sich das Hebrige von selbst geben, sind wir wahrhaftig von gutem Willen und wollen wir die tiefsten Quellen des Gemüthes — den Ursprung menschlichen Daseins und menschlicher Seligkeit — gemeinsam erschließen, geheime, vergaberte Kräfte in uns mit Menschenworten aus ihrem Banne lösen.

Es waren herrliche Stunden edler Verinnerlichung und Läuterung. Dann standen wir auf und wanderten alle gemüthlichen Schrittes nach Hünenstuh oder Staubbachhäntli. Dort schauten wir lustigwiegend ins Thal hinunter, und der Wind streifte weiter bis ins Gebirge entfernter Menschenhäuser. . . .

Der Mensch ziehe sich manchmal in stille Einsamkeit zum Denken und zur Bildung zurück. Hat er das reine Ideal dann angeschaut, ist er von dem Gesehenen und dem Empfundnen mächtig ergriffen, so kehrt er wieder unter die Mitmenschen zurück. Erst hinauf — auf die hohen Gipfel, wo die Natur ewig ansetzt und in uns geheimnisvoll raumende Stimmen ertönt. Dann aber zur That wieder in das Erdenthal, wo ringende Geschöpfe, fern dem glänzenden, betrieblenden Firnen, schaffen, leiden, zweifeln, doch unabweislich hoffen.

Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung.

Von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Die Umjornung der kritischen Handhabung ist zur künstlerischen Erziehung des Volkes notwendig. Wird nicht mehr Dinz und Kunz besprochen, so gewinnt man Raum für die ernsteren und tieferen Fragen der Kunst, kann auch einmal in der Tageszeitung retrospectiv über Vergangenes sich aussprechen. Zu dem ist aber voreinst eine Umjornung des Zeitungsweises notwendig — (die wahre Geschichte der heutigen Zeitung ist ja noch nicht geschrieben, ihr Angesicht noch nicht enthüllt, trotz Mau-passants Belami; der einzige welcher hier annähernd ins Schwarze getroffen, ist Hamjun mit seinem Redakteur Lyngo). Wer aber — nur ein exemplum — in Berlin kritisch thätig gewesen ist, an einer Zeitung, welche den breiten Massen zugänglich ist — nicht an einem jener Organe, welches nur mit den Gebildeten rechnet —, wer dort Kritiker war oder ist, der weiß welche unwichtige Stelle im Körper der Zeitung die Kunst einnimmt, wie um eine Notiz den Lesern mehr zu thun, denn um eine Weispredigt, wie ein Artikel des Kritikers über einen Selbstmordversuch in der kleinen Muladasse, oder über die Biographie eines irischen Poeters, den Staubal eines Sportsmans einfach zurückbleibt, wenn er nicht so gefürzt wird, daß ihn sein eigener Vater nicht wieder erlennt. Wer weiß, wie der Verleger, der eine Censur-nachricht generös bezahlt, den Korrektoren kein Künstler-lexikon genehmigt, und diese nun aus aller Welt bekannten Meistern in gemeinsamer Verschönerung mit den Drudern die Namen von Zuluastern und Apachenhäuptlingen machen, wer all das und noch viel, viel mehr aus der Nähe kennt, der zweifelt bei dieser so einflussreichen Stelle an der „Aufständigkeit der Besinnung.“ Wenn das moderne Zeitungsweesen sich wandelt, und es giebt heute schon eine Reihe Vorkprediger, die zur Ein- und Umkehr mahnen, so wird sich von selbst eine Wandlung der Kritik vollziehen. Beide sind notwendig zur Hebung der künstlerischen, kunstkritischen Erziehung.

Ein gleich wichtiger Faktor hierfür ist die Reorganisation des Kunstgewerbes, die Neuschaffung des Begriffes: Heim; das Gefühl für klare, überblickliche Formen an Gebrauchsgegenständen und für einheitliche farbige Stimmung der Räume. Sowie das, was die moderne Weistrebungen für den Weistbegüterten heute schaffen, in einfacherem, schlichterem Gewand — ohne jede Keckerlichkeit, jedes Surrogat — der Menge zugänglich sein wird — und das hängt nicht von den Künstlern, sondern von dem rüstständigen Unternehmertum ab, hängt ab von der Schulung unserer Architekten und Handwerker —, so wie das erreicht sein wird, werden sich von selbst die Wege des Kunstverlehens abbahnen. Als das Kunstgewerbe nach dem Wiedermaierstil unrettbar verjast und dahinstarben, da waren mit einmal sämtliche Bräden abgehoben, die aus dem Leben des Einzelnen zur Kunst führten; das, worin sich bei ihm Leben und Kunst am innigsten be-rührten, fiel fort, brach zugleich mit der kulturellen Tra-dition. Es dreht sich garnicht hier um die Frage: neue oder alte Kunst? — ein Hofsozial ist an sich ebenio künstlerisch wertvoll, wie ein Zimmer van der Welde —, sondern ich gebe dem modernen Kunstgewerbe für die Schaffung des neuen bürgerlichen Heims nur deshalb den Vozug, weil die Welt — ebenio wie der Einzelne eine Liebe, eine Freundschaft nicht zum zweiten Mal durchleben kann — seinen Stil, der sich einmal abgelebt, wieder von neuem beleben könnte und fortentwideln, und weil das moderne Kunstgewerbe — bei allen Fehlgriffen — doch eine ana-

loge Entwicklung nimmt, wie sie die bildende Kunst der letzten Jahrzehnte genommen. Und dann möchte ich ihm als künstlerisches Mittel noch deshalb vor anderen Seiten den Vorrang geben, weil es am stärksten, klarsten und einfachsten die Grundgesetze der dekorativen Wirkung in Form, Farbe und Schmuckanordnung zum Ausdruck bringt. In guten Händen mit feiner bürgerlichen Ruhe und feiner simplen Farbenreue ist es ein Wiederpiel unserer heutigen Weltanschauung. Ich verspreche mir viel vom Sieg des modernen Kunstgewerbes für den Massenvertrieb, wohlverstanden vom Sieg, nicht von seiner Verflachung und Verwässerung im Massenvertrieb, aber ich weiß wohl, daß es im Grunde keine Frage des Geschmacks, sondern eine Frage nationalökonomischen Sinnes. Das Unternehmertum, welches im alten Fahrwasser gut weiterkommt, wird sich hüten, einen neuen Weg einzuschlagen, auf das Risiko hin, nicht zu reüssieren. Die gänzliche Umformung des Betriebes, die gewissenhafte Erziehung des Handwerkers, das sind Dinge, denen sie sich — mag für das Neue noch so sehr Bedürfnis vorhanden sein — nicht unterziehen, solange sie Absatzgebiete für ihren ausgepölpelten, geschmacklosen Klunker haben. Hat aber erst einmal jemand den Mut, mit den Kräften des Großkapitals und mit verhältnismäßig geringerem Nutzen einfache moderne Möbel und Zimmer auf den Markt zu bringen, so wird der Pann gebrochen sein und die ganze Gegnerschaft in das neue Lager ziehen. Und wenn es auch nicht aus irgend welchen ideellen Rücksichten, sondern einfach um den lieben Groschen geschieht, so wird doch dieser Sieg des modernen Kunstgewerbes viel beitragen zur Hebung des künstlerischen Sinnes.

Und weitere Mittel zur Hebung der künstlerischen Erziehung sehe ich im Klafat, und mehr noch in dem Aufblühen der Karikatur. Ja — mag man mir einwenden, — das hiesje ja gerade den Teufel mit Pöbelgebild vertreiben, oder zur Lösung einer Gleichung für eine Unbekannte eine zweite Unbekannte einsehen. Nicht ganz, liebe Herren: der Weg, den wir bei der Karikatur zu dem eigentlich künstlerischen nehmen, ist der, welcher für die Menge am leichtesten gangbar ist; er geht vom Leben, das ein jeder um sich sieht, aus über unsern Intellekt zum eigentlichen Künstlerischen und kehrt wieder zum Leben zurück. Ich will deutlicher werden: Die Karikatur ist inhaltlich leicht und allgemein verständlich. Sie giebt das in charakteristischer Liebertreibung, unter einem gewissen Gesichtswinkel gesehen, was uns täglich das Leben vorüberstreift, und sie bringt, mehr denn die Unkla der künstlerischen Leistung, in das Volk ein. Sie ist Kunst, welche man mit sich umhertragen kann, um einige Groschen erhältlich. Sie ist von ewiger Beweglichkeit, stets nach neuen Sphären des gesellschaftlichen Lebens aufschauend; sie ist von Schmiegsamkeit und sucht für jede neue Form des Daseins, jeden neuen Stand, jeden neuen Sport, jedes neue Verkehrs-mittel, nach Ausdrucksformen in ihrem Sinne; sie ist Journalistin ins Künstlerische übertragen. Auch der Ungebildete freut sich mit ihr und findet zu ihr Berührungspunkte. Er sieht, wie die Dinge gezeichnet sind, erzählt, wiedergegeben, was in einem Rahmen vereint; er sieht wie die charakteristischen Formen und Farben betont sind, wie die Personen statuarisch hingeschrieben, und er überträgt es instinktiv auf das Leben selbst; er lernt im Sinne dieser Zeichner sehen, es ist eine künstlerische Anschauung, die er gewinnt. Denken wir an den Simplizissimus und seine Zeichner. Deshalb das Wort gelehrt wird und zuerst gelesen wurde, ist klar; nicht wegen seiner Qualitäten, sondern wegen der Note des herben Spottes, wegen des Witzes; wäre nicht der Begriff der Karikatur in seine oder Pauls, wäre nicht das treffende Begleitwort, so hätten nur wenige Verständnis gezeigt, die meisten wären achsellos daran vorbeigegangen. Aber langsam gewöhnte man

sich an das Gewand dieser schroffen Persönlichkeiten. Erst war es der Witz, die Feinheit der Beobachtung, die Lobre, doch heute giebt es schon — wie ich mich oft überzeugte — ein rechte Anzahl von Menschen, die genau und scharf die künstlerischen Qualitäten der Zeichner zu unterscheiden und einzuschätzen wissen, die bei einem Witz die geistvolle Fleckenverteilung und das Malerische, farbige der Schwarz-weiß-Technik genießen und wirklich diese Zeichner nicht allein wegen ihres Witzes, sondern wegen ihres Könnens, ihrer Künstlerhaft hochschätzen und sich an ihr erziehen. Ja sicherlich, das Witzblatt ist ein erzieherisches Moment, denn es ist Tatsache, daß eine große Anzahl von Menschen durch dasselbe die einzige intimere Beziehung zur bildenden Kunst pflegt. Und was Deutschland zur Hebung des kunstfrischen Sinnes aufs innigste zu wünschen wäre, ist, daß seine politische und soziale Karikatur eine Glanzzeit durchläufe, wie sie Frankreich in den Jahren 1830 — 1860 gesehen hat. Die Arbeit, die da von einer Reihe von Zeichnern in der künstlerischen Bewertung aller Lebensfaktoren der Miesstadt Paris geleistet worden ist, ist einzig dastehend, die die Vönerarbeit zu dem Verständnis und dem Sinn für all das gewesen, was die moderne Kunst heute erstrebt. Wo bisher wäre etwas Ähnliches für Berlin geleistet? Künstler, Unternehmertum, Publikum, dieses Dreieckspann zieht bei uns nicht zusammen. Der Rechte möchte wohl mitgehen und der Linke würde auch folgen, aber das mittlere Tier ist störrisch. Besäße unser Unternehmertum einen feineren Sinn im Herausfühlen der begabten Zeichner, es ließe sich für Berlin eine typische Karikatur schaffen, die das Niveau des Kunstsinnes zu heben im stande wäre. Die Verlast, der Westen und der Osten, die Landpartien, die Kennbahn und die Polizisten, die Banken und Behörden, die Rechtspflege, die Eisenbahnen, die Kanäle, die Tanzböden, die Fabriken, die Cafés, die Volkerversammlungen und der Wasserport, die Armut der Armen und der Reichtum der Reichen — nichts von dem, was uns umgiebt, ist uns künstlerisch nahe gebracht worden. Und eine Lebensform wird von der anderen verdrängt, sinkt hin, ohne daß ihr Bild uns ins Herz geschrieben wäre. — Wenn das Volk zur Kunst erzo-gen werden soll, so muß auch die Kunst den Kontakt zu seinem Leben suchen; und wie könnte sie das besser erreichen, als mit der karikaturistischen Gesellschaftsabbildung? Ja, ich verspreche mir Außerordentliches von einer derartigen Entwicklung; ich sehe in der modernen Karikatur für Deutschland eine der größten Eroberungen — wie der Kunst wenige bei uns bisher geklärt sind. Glaubt nicht, daß ihr Entschien eine reine Kapripze des Zufalls; es ist schon tiefer begründet, und es werden nicht Witze dort gemacht, wie sie der Kaufmann an der Börse oder an der Leipziger Messe macht, um sich über schlechte Geschäfte zu trösten — nein es steckt hinter dieser Karikatur von heute verborgen ein gutes Stück moderner Philosophie, ein Stück Anschauung, die noch eine hübsche Zukunft vor sich hat. Es ist eine gewisse Vornehmheit in der Betrachtungsweise wie in der Schilderung — die Leute verstehen Pech anzusetzen, ohne sich zu bejude-len — und es ist eine frische, souveräne Art, wie der Künstler den Kampf führt gegen Stagnation, geistliche Nothheit und plumpe, selbigeigilliges Philistertum. Der reicheren Entwicklung der Karikatur wird die künstlerische Volkserziehung einlt zu großem Dank verpflichtet sein.

Die Umgestaltung der Kritik des Zeitungswesens, der Museen, die geistvollere Popularisierung der kunsthistorischen Forschung, die Entwicklung des Kunstgewerbes wie der Poesie und die Karikatur — das sind die Faktoren, welche selbstthätig und langsam an der Läuterung und Heranbildung des künstlerischen Sinnes im Volke arbeiten werden. (Schluß folgt.)

Loſe Blätter.

Tob weiſe Mitgefühl mit den Schwärmen unſeres Geſchlechts, das wir gewöhnlichweiſe Menſchlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort ſieht es den Menſchen allerdings, da Sympathie in reinem Vergnügen, d. i. eine lebhafte, ſchöne Vergnügen in den Zuſtand des Sehenden, Anredenden, Lebenden, Gewandten, der jähliche Mit der Bereinigung ſchöner Geſchäfte und guter Menſchen das liebſte Band ihrer Verbindung iſt. Nichts ſieht mehr jählich als geſchloſſene, ſteife Gänge. Ein Vergnügen, als ob man höheren Stammes und ganz anderer oder gar eigener Art ſei, erheitert Leben und zieht dem Uebermenſchen das unvermeidliche Uebel zu, daß ſein Herz ungebunden, leer und ungebildet bleibt, daß Aedermana ſelbst ihn hoſt oder verachtet.

So notwendig eine menſchliche Anblichkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden anderer Rechenſchaftigkeit bleibt, ſo muß ſie doch, wenn ſie zu weit und ausſchließlich wird, den Charakter erſchlaffen und kann eben dadurch die härteſte Graufamkeit werden. Eine Gerechtigkeits beſtätigt nicht; eine Nothwendigkeit ohne Einſicht der Schwächen und Fehler iſt eine Verzerrung, die euernde Wunden mit Noſen bedeckt und eben dadurch Schmerzen und Gefahr wehrt.

A. W. Herder.

(Weiſe zur Förderung der Humanität.)

Einſichtige Völker haben zuweilen die ſonderbarſte Weiſe einen Myſticismus geſucht und ſich in ihm ſerakant; der unſterbliche Weſter ſuchen ihn auf ihre Weiſe. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menſchen. Er will Ruhe und Tätigkeits, Oheim und Beherrſchung auf die ſoſtenzielle, dauerhafte, zugleich auch die unſterbliche, an eine geiſtlich unendliche Weiſe. So gerne möchte er mit Ideen leben und ſelbſt ſie leben. Die tägliche Zeit, den leeren Raum, die ſahne Bewegung um ſich her möchte er gern überſpringen und vernichten, dagegen Alles an ſich ziehen, ſich Allen zueignen und zuletzt in einem Ideal zerſetzen, das ſehen ſowohl in ſich ſieht, wofür keine Verſtellung reicht. Dieſe Umstände der ſamalgalen und folgenden Zeit laſen ſich zuſammen, dieſen Myſticismus zu nähren und ihn dem Chriſtenthum zu wechſeln oder nehrlich zu erheben, einzuwechſeln. Ein ſekularer Geiſt, den es an Materie zur Verſenkung fehlt, ein liebendes Herz, ohne Gegenstand der Liebe gerät immer auf den Myſticismus. Einmal Gedanken, Ackerzellen, ein Ackerfeld, Begrängnis und Acker, endlich auch aufſtellende Begewehrheiten, die Ackerbauſchaft mit ſonderbar lieblichen und lebendigen Perſonen. Worte die man von ihnen gehört. Reigen der Zeit, die man erlebt hat u. ſ. w., alle dieſe Dinge bräuen den Myſticismus, dieſes Ackerfeld und unſerer geiſtigen Wirkſamkeit und Fähigkeit, in einer groben oder ſeidenen Umhüllung aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmliſchen Auarz. Man ſieht und weiß nicht wen; man beachtet und weiß nicht was. Einmal Unendliches, das Höchſte, Schöneſte, Beste.

So unentbehrlich dem Menſchen dieſe Tendenz nach dem Verzeiſſen und Vollkommenen iſt, ohne welche er wie eine Aue unſterbliche und vermodert, ſo ſehr bleibt dennoch die Ziele, welche ſie, bloß auf Fingeln der Imagination, im Zentrum der Begewehrung ſortactogen, in ungetreuen Höhen umher ſchwärmt. Das Unendliche giebt kein Ziel; denn es hat keinen Umriz; ſelten haben dieſen auch die Völker, die das Unendliche ſuchen. Sie ſchwärmen ſich entweder in ein Empyreen des Unſichtes voll geſchloſſener Seraphim aus, oder, wenn ſie von da in die Tiefen des menſchlichen Herzens zurückkehren, kann die erſte Verſenkung dennoch nur aus ſich ſeine Ueber die himmliſche Schönheit holen, die ſie über den Wolken begrünzt und in ein Paradies der Liebe und Seligkeit hinaufgehert.

A. W. Herder.

(Weiſe zur Förderung der Humanität.)

Streiflichter.

Der Parteigeiſt und ſeine Grenzen. Die zweite Auflage der ſagen. Verſenft-Debatte, welche im Witterpunkte des eben ſtattgefundenen ſozialdemokratiſchen Parteitagtes ſtand, war geeignet, für die Frage nach dem Wert

und Unwert des Parteigeiſtes neue bemerkenswerte Beiträge zu liefern. Wenn zunächſt in den Reihen der poliſtiſchen Gegner des Sozialismus Stimmen laut wurden, es ſei dort in Uebel eine Art Reſergericht vollzogen, eine neue Infallibilität proklamiert worden und dergleichen, ſo liegt darin jedenfalls eine außerordentliche Ueberhebung, wie aus demſelben Parteigeiſt im ſelben Sinne, d. h. aus der blinden parteiſchaftigen Stimmung, hervorgeht, welche man auf der gegenſeitigen Seite ſo verachtet. Aber es bleibt freilich noch genug des Unerreichten übrig, auch für den, der um ein unbefangenes Urteil bemüht iſt. Jede Partei, wie überhaupt jede organiſierte Zuſammenfaſſung von Menſchen zu einheitlicher Aktion (beſpielsweiſe jeder einfache Verein) legt dem Einzelnen gewiſſe Beſchränkungen auf und darf von ihm eine gewiſſe Selbſtbeſchränkung fordern, wenn und ſo lange er ſich mit ihren allgemeinen Zielen identifiziert und dieſen in dienen bereit iſt. Ethisch verwerflich kann dieſe Beſchränkung allen nur dann werden, wenn ſie über ein gewiſſes Maß hinausgeht. Es iſt leicht zu ſehen, wo die Grenze liegt: da nämlich, wo das Recht der Verſtändlichkeit, die Freiheit der Ueberzeugung in Frage geſtellt wird. Und das Lübeder Parteigericht hat allerdings dieſe Grenze überſchritten. Denn derjenige, den Neigung, innerer Trieb, intellektuelle Veranlagung zur freien Forſchung und kritiſchen Beſchäftigung drängen — und dazu gehört auch Verſehen ohne Zweifel —, deſſen Perſönlichkeit wird weſentlich tangiert, beinträchtigt, herabgedrückt, wenn eben dieſer Forſchung und Kritik von außen her Schranken gezogen werden. Und es wäre ein tödlicher Einwand, ſo ſagen, daß ja nicht der Kritik ſelbſt, ſondern der Aechterung derſelben Schranken anſerlegt werden ſollen. Was bedeutet denn eine Kritik, die im Verſchloſſen bleibt? Als ob es nicht zu ihrem Weſen gehört, daß ſie mitgeteilt wird, ſo wie auch ein Begriff nur exiſtent wird, indem er ausgeſprochen und entwickelt, eine Erkenntnis ſiegend welcher Art nur, indem ſie dargelegt wird. Eine Kritik, die ſich nicht äußert und nicht vollkommen frei ſich äußern kann, die iſt überhaupt — nichts.

Wenn es ſonach unzweifelhaft iſt, daß der Lübeder Parteitag die Grenzen des berechtigten Parteigeiſtes überſchritten hat, ſo kann es zweifelhaft erſcheinen, ob Verſehen ſich ſelbſt und ſeiner Vergangenheit gegenüber das Recht hatte, ſich zu unterwerfen, ob er nicht die Pflicht hatte, in dem Konflikt zwiſchen Parteieid und geiſtiger Arbeit den erſteren anzugehen. Hier kann nur die Gewiſſenhaftigkeit des Einzelnen die Entſcheidung ſällen, über welche abzurteilen man kein Recht hat, ſo lange man die innerlichen Motivreihen nicht genau kennt, die in ſolchen Fällen immer verwickelt und für den Außenſtehenden ſchwer zu überſehen ſind. Als dentlich erkennbares Unrecht bleibt alſo nur die Willkür zu ſolchem Gewiſſenloſigkeit beſtehen, eine Willkür, die der Parteigeiſt im ſelben Sinne heraufbeſchworen hat.

Militariſmus und Staatsrecht. Der Gumbinner Prozeß hat in deutlicher Weiſe gezeigt, wie die militariſtiſchen Einrichtungen und Anſpannungen im ſchroffen Widerſpruch ſuchen zum bürgerlichen Kriminalrecht. Der Zufall hat es gefügt, daß ſaſt zu gleicher Zeit der Fall der Nichtbeſtätigung des Berliner Bürgermeiſters Kaufmann einleuchtend werden ſah, wie der Militariſmus auch im ſchroffen Widerſpruch zum modernen Staatsrecht ſieht und dieſes von innen heraus zu zerſtören droht. Die neuſten Vorgänge, die zwiſchen der Krone und dem Berliner Magiſtrat ſich abgeſpielt haben, zeigen uns die ſonsequente Weiterentwicklung dieſer Erſcheinung: die Behandlung ebenſowohl der Kommunalbehörden wie der Miniſter als bloßer Untergebener im militariſchen Sinne, denen daher auch jede Verleugnung der eigenen Ueber-

zeugung im Interesse der Disziplin zugunsten werden kann ganz wie beim Soldaten und Offizier. Es ist klar, daß hier das persönliche Moment, wiewohl nicht unwesentlich, erst in zweiter Reihe steht, daß hier immer heftiger die militärische Tradition des preussischen Staatswesens mit dem modernen Staatsgedanken zusammenfließt — der weitere Verlauf des Konflikts wird zeigen, auf welcher Seite noch das Uebergewicht liegt.

Bücherchau.

W. Lohm. Weltentzweiung! Grundriss des Weltrealismus als der Veröhnung von Natur und Geist. Bamberg, Verlag der Handbrosdruckerei. 146 S.

Dem unglückseligen Ignoranzismus des Psychologen Taboia-Argumond ist ein, wenn auch nicht unbedeutendes, aber dennoch hartes Schicksal zu teil geworden. Mit Jubel von Allen aufgenommen, denen der Banterkeit der Wissenschaft die Glättierung einer unangenehmen Konturrestlinie bedeutet und die der Reiz der geistlich geschlichen, allen eist bei der Jirme Rede zu beständender Wohlbehalt leicht über den Verlust ungemessenen Erkenntnisfortschritts tödelt, hat das Wort bei den Philosophen im Laufe der Zeit immer mehr Ansehen erlangen müssen. Bald hier, bald da wird an den sieben Weltstrahlen herumgewälzt, betraue ich fast, wie an den Sakramenten. Von Ernst Hädel, dessen ähnlich lautendes Werk nach der philosophischen Seite durchaus der Ergründung bzw. Korrektur bedarf, soll hier nicht die Rede sein, umsoher, als der Autor der vorliegenden Schrift viel weiter geht als Hädel. Völlig diesen eine fast insinuirliche Scheu vor der Behandlung tiefer Erkenntnisbarometer und metaphysischer Probleme jurid, so wohl Zitiern, übrigens wie zugegeben werden muß, keineswegs ungerüht, ohne Scheu die letzten Fragen angründet und hat bei benedictswortigen Aul, an dritthalb- hundert Trübseln die Weltentzweiung zu verdrängen. Feilsch ist er sich über die Käubel, um nicht Oberst zu sagen, seines Unternehmens wöllig klar. In der Einleitung, wo die schreibbare Zusammenhang einer Lösung des Weltreizes auf indischen oder israelitischen Wege einbringlich klar gelegt wird, bietet er gewissmaßen um mildeben Umstände. Aber — 'est plus fort que lui; der selbsthässlichste Wahrheitsdruck zwingt nun einmal immer wieder, die Hand an den Schieber des Bildes von Eois zu legen. Immerhin wird er einen langen und verhängnisvollen Blick auf die Spuren seiner Vorgänger, d. h. der ganzen geschichtlich mehr oder minder bekannten Philosophie.

Das Problem der modernen Philosophie findet er in der „Veröhnung des Gegenposes zwischen Denken und Sein oder Denken und Ausdehnung, oder Geist und Natur, oder Brauen und Realien, oder Ich und Nicht-Ich resp. Außenwelt“. (S. 12.) Ich glaube, nicht ganz mit Recht. Der große Deutsche Spinoza's, in Denken und Ausdehnung nur die zwei Betrachtungsweise ein und derselben Substanz zu leben, hat gerade den ersten Weikern bis auf den heutigen Tag als „Veröhnung des Gegenposes“ genügt, weil er den Gegensatz selbst nur in das Subjekt versetzt, nur zu einem Gegenstande des Schmeckens und der Wirklichkeit machte. Kant's Schreibung von Verstand und Sinnlichkeit mit der Kategoriealeit einerseits, der Raum und Zeitvorstellung andererseits sind dem unerkennbaren Ding an sich hat in dieser Hinsicht kaum etwas Neues gebracht. Die Identitätsphilosophie und der laesse Materialismus sind nur Rückfälle in die vorspinozische Centralrie, so man in allem Ernst verläßt, Alles in Geist oder Alles in Materie zu machen und damit glaubt, das Räthsel der Dinge oder der Substanz selbst halb- halb zu werden. Die sind heute genau so überaus, wie die Kopienbauers Wille und Hoeselung oder Gd. v. Hartmanns Unbewußtes. Das eigentliche Problem unserer Zeit scheint mir vielmehr die Veröhnung des Gegenposes von Individuum und All zu sein. Das heißt aber: Wenn Ich bin das Problem der altgriechischen Philosophie in der Antwort auf die Frage liegt: Wie kann das Eine zugleich ein Alles sein? — so finden wir auch heute noch dieselbe auf den Schultern dieser Philosophie. Wie denn überhaupt das Weltreize sich zu allen Seiten als in allen das gleiche präsentiert, ob es auch die von den verhängnisvollen Mäkten misanthe verdrängt. Auch die theologische Frage nach dem Reichthum von Welt und Ich zu Gott gehört nur zu diesen Vermuthungen des Eines.

In einer scharfsinnigen Untersuchung führt uns nun der Autor die Lösungsversuche des Einheits- und Weichheitsproblems von Kierkegaard bis in die Reuzet vor. Ob schon sei die rechte Lösung gefunden, aber immer wieder unter der Last der Verabfolgung ver- lichtet werden. Gleichwohl, wie Bleichstein nicht wöllig, ob es nicht das Eine getrennt von Allem, noch ungelöst, nur die ewige Wechselbeziehung zwischen Einheit und Vielheit sei gegeben — empirisch, werden wir sagen; Lichstein selbst sagt mit Hoesen, nicht ganz verständlichem Pathos: diese Wechselbeziehung sei „absolut, schlechthin, unbedingt, transzendental-gewiß“. Dies sei „das

apriori zur Ewigkeit, der unterste Fundamentboden, der selbst allen Erkennen vorangeht und deswegen jedem eigentlichen Beweise entgegen bleibt“. Warum denn so schweres Gehack? Das jede Zahl- befrage notwendig in Relation stehen, das es absolute Zahlengrößen nicht gibt, das leitet uns doch wohl einzig in eine Anschauungsform der Zeit. Nur nach der Zeitfolge angehen sind die Vorstellungen, Begriffe und Willküren des Ich ein Viel, bildet das Viele, zum Aufhellen aus in sich im Wehler Behalten ein einheitliches Ich. Nachher erst schließt Vielheit an. In der Zeitfolge des Ich. Das Nach- einander legt ein beharrendes Einheitsbewußtes, an dem die Be- zeichnungen in ihrem Nacheinander dabei deshalten; jedes sich Be- wegende weiß von diesem Nacheinander nichts; aber in der Differen- zierung geht das einheitliche Ich nun den Begriff des Vieles. — Auch die Individuallität sei nur aus dem absoluten Jenseit des Vieles mit dem Eines zu erklären (41) Reiches Definition des Individuums: „eine einheitliche Gemeinlichkeit, in der alle Zeile zu einem gleichartigen Zweck zusammenwirken“, wird im Wesentlichen acceptirt. Individuum ist jenseit Gehörte der Zeile, als Teil einer Ganzheit (41) Daher zugleich selbständig und abhängig. (Auch die Bewerkstelligung dieses Individuumbegriffes für die Erzeugung (ich bin — selbständiges Sein; ich bin nicht allein abhängiges Sein) hat Regenzeit schon vor Jahren hingewiesen.)

Damit wird nun auch das Atom als philosophischer Begriff definiert und besetzt. Als Synonym für Vielheitsbegriff verstanden, die Vielheit mag es sein zu verstehen sein, zur Erklärung des Nennens der Materie nicht (52). Der Stoffbegriff stellt mehr in der Kraftbegriff hinüber. Materie wird nur durch Reize mehr- genommen, der Begriff der Materie besagt im Grunde wieder nichts, als das Reize vorhanden, unmittelbare Gebrauchsweisen vieler Reize zu einer bestimmten festen Einheit. (53) Selbstwille und Realität von Raum und Zeit wird demgemäß behauptet.

Dies scheint mir nun der Punkt zu sein, wo Lohm's Welt- entzweiung schlussendlich wird. Aber die Kategorien und die Anschauungs- formen abstrahirt als „individuelle Darstellungen des absoluten Prinzip's“, der sich im Grunde sein Konit mehr, der könnte auch — prinzipiell Folgt. Ich bin. Ich bin. So wenig wie der Verstand durch die Kategorien die Verbindung in die Gegenstände ein- bruchtrug, so wenig thut dies die Sinnlichkeit vermittelte der An- schauungsformen Raum und Zeit. Lieberer Verbindung, Ordnung und Einheit kommt in jeder Weise den Gegenständen auch an sich, ohne real zu sein, auch in der Form von Raum und Zeit. Dies erschaffen in uns, wie außer uns. Das scheint mir ganz und gar nicht richtig. Ich würde gerade umgekehrt sagen: So was ist der Verstand durch die Kategorien die Verbindung in die Gegen- stände einbringend, so was ist thut dies die Sinnlichkeit ver- mittelt die Anschauungsformen Raum und Zeit. Eine Einheit braucht sich nämlich an sich gar nicht „verbinden“ zu lassen und auf das Beweise von Raum und Zeit, doch unferst Sinnlichkeit selbst unzerstörbar ist, hat der Begriff von Ordnung gar keine An- wendung. Da ich nur das All in absolute Ruhe, das eine Einheit zu nennen im letzten Grunde auch nicht möglich ist, weil Einheit ja nur durch Vielheit Eins bekommt. Individuation, die menschliche eingetragenen, ist nicht als Ehen — die insferende Regelstaben- brechung der Weltzeit, — also sind auch die Formen der Individuation, Raum, Zeit und Realität wie deren Umkehrung, die Teleologie, einisch, Nihil, denen keine Objektivität entspricht. Die wahre Weltentzweiung besteht in dem Durchdringen des Schmeckers der Welt, als über Individuation, Ehen und Vergehen wirklich etwas am Ding an sich. Ich bin verfallt, wenn auch in seiner Weise, doch endlich wieder dem alten, vom Kant schon bestrittenen Axiom, also wieder die Formen, die wir im Spiegel sehen (Spiegelung des Materialismus im Materialismus), also Ursache, Zweck, Raum und Zeit, auch bis in der dem Spiegel vorhanden, während mir beides an- erkennen, daß unser Selbstbild zwar auch nur diese Formen zeigt, aber daß wir von dem, was hinter dem Spiegel ist, von An sich, nicht wissen.

Folgerichtig indessen findet nun der Autor auch im Einheitsbegriff wiederum die ewige Verlässlichkeit im absoluten Gleichgewicht mit der ewigen Einheit und merkt nicht, daß wir eben mit diesem Begriff, wenn wir ihn an das Weltganze anlegen, die Zeitreihe auf der Welt zeigen. Vom All zu sagen, es entwidde sich, ich eben so wahr oder falsch, wie zu sagen, es entwidde sich nicht. Ich glaube nicht, daß hier über den Realismus hinwegzukommen die Welt, der Verfallter gibt dann nach einem Kapitel über Mensch- werdung, Empfindung, Sprache, Bewußtsein, Religion, Ethik, Kunst, Staat und Gesellschaft, die populäre gehalten, nicht ganz an der Höhe der ursprünglichen Spekulation stehen.

Im Ganzen aber ist das Büchlein ein Document von überaus fleißiger und christlicher Entloftung, aus dem viel zu lernen ist. Dennoch natürlich ist es, daß über der besitzenden Gendekerkube, mit der die selbstgräbige Wahrheit stets begrünzt wird, der Ueber- bildet darüben getriebe, daß schon Anders dinstig zu dem gleichen Realismus gekommen, wozu ein Stück derer, nur die Ehen, d. h. d. Ehen u. d. Ehen in ihrem bedeutenden Weite. Die gemalte Reich“ vor Jahren bereits derselben Grundgedanken aus-

*) Berlin, Werte vermehrte Aufl. J. Dümmler 1899.

gesprochen. In dem kurzen Aufsatz über „Gott und Welt“, den wir als das Verdienst der ganzen etwas breit geratenen Buches ansehn, sagt er (S. 74): „Die Wahrheit ist nur Vorbereitung, Schrein, und die Wahrheit liegt nur in der Freiheit, in dem Aufgeben der besonderen individuellen Persönlichkeit, in dem Verschmelzen mit andern zu einem höheren Ganzen, mit einem Geist in der Welt...“ Sie leben in der Tat an allen Stellen, am Romerkollegium wie am Sonnenstern, am einzelnen Menschen so gut wie an den Völkern, das Fortleben, aus der Freiheit zur Einheit zu kommen.“ — Ein Wagnis, der sich in einer zweiten Auflage, wir wie für dem

Buche wünschen, vielleicht wenigstens teilweise haben liegt, ist das Fehlen aller Ortsangaben für die überaus zahlreichen Zitate. —

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Unlauterer Wettbewerb.

Monatsschrift für gewerblichen Rechtsschutz.

Herausgegeben von
Rechtsanwalt Dr. jur. Prof. Jakobsonski-Berlin,
Sonditus des Bundes der Industriellen.

Amthliches Organ

der Centralstelle zur Handhabung des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb

(Herausgeber: Geh. Kommerz-Rath O. Wirth-Berlin).

„Unlauterer Wettbewerb“ erscheint am ersten jeden Monats im Umfange von 2 Bogen Quart. Abonnementspreis: vierteljährlich Mk. 2.—, Preis der einzelnen Nummern Mk. 1.—.

Büchner, Prof. Dr. Indw., Die Macht der Ererbung und ihr Einfluß auf die Menschheit. Mk. 2.—

Do. — Darwinismus und Sozialismus oder der Kampf ums Dasein und die moderne Gesellschaft. Mk. 1.—

Charles Darwin, Gesammelte kleinere Schriften. Ein Supplement zu seinen größeren Werken, Hrsg. v. Dr. G. Kraus: 2 Bände, auch einzeln käuflich, à Mk. 6.— I (biographischer) Teil: Darwin und sein Verhältnis zu Deutschland. Mit vielen bisher ungedruckten Briefen, 2 Portraits u. 11 Tafeln; Gesammelte kleinere Schriften.

Dessoir, Prof. Max, Das Doppel-Jah. 2 vermehrte Auflagen. Mk. 1,50

Elsfeld, C. J., Religion und Darwinismus. Mk. 2.—

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 39, Potsdamerstr. 28.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Ableitung Berlin.

Vierteljahrprogramm (1. Oktober-Dezember).

Freitag, den 4. Oktober, abds. 6^{1/2} Uhr im Bürgeraal des nördlichen Rathhauses Monatsversammlung. Vortrag von Hrn. Dr. Penzig: „Die Erfabren der Weltanschauung.“ Diskussion. „Gäste willkommen.“

Serner teilen wir zur Vorankündigung mit, daß unsere Monatsversammlungen für das nächste Quartal wie bisher im Bürgeraal des nördlichen Rathhauses stattfinden werden, und zwar:

Montag, den 21. Oktober, Montag, den 25. November, Montag, den 30. Dezember.

Redner und Thematn, sowie die Termine der Gruppenversammlungen und gefälligen Zusammenkünfte werden später mitgeteilt werden. Der Schriftführer: Dr. Penzig.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Greiner & Pfeiffer über die Zeitschrift „Der Zürmer“ bei, worauf wir unsere Leser hinweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Birber in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. G. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der

Hula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Strasse 12,

hinten auf dem Hofe links lt. Etage,

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10^{1/2} Uhr.

Vortrags-Cyklus des Hrn. Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

- | | | |
|------------|--------------|---|
| 3. Sonntag | 6. Oktober: | Allenhingabe oder Eigenwille? |
| 4. „ | 20. „ | Protestanten oder gütlicher Verächtlinn? |
| 5. „ | 3. November: | Was heißt Schulübergang? |
| 6. „ | 17. „ | Verlobung. |
| 7. „ | 1. Dezember: | Verlobung. |
| 8. „ | 25. „ | 1. Weihnachtstierstag: Die Sprechlichkeit des Menschengottes. |

Der Jugendunterricht

wird von Hrn. Dr. Penzig erteilt und findet Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 3 Uhr, hinter den Rindm. 16, Hof III, Curgenbach, statt Wiederanfang am 4. September.

Der Vorstand

G. Simper, Vorsitzender, Oranienstr. 38.

Abonnements-Einladung

auf die

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

herausgegeben von Dr. Oskar Gulle

in täglicher Ausgabe und in Wochenheften.

Quartalpreise bei Postbezug:

M 4.50 für die tägl. Ausgabe, M 5.— für die Ausgabe in Wochenheften.

Letztere ist auch durch die Buchhandlungen bestellbar.

Vorjahrlicher Zeitungskatalog 202/5,

Zeitungskatalog der Reichspost 919/20,

Österreichischer Zeitungskatalog 110/1.

Die Beilage in täglicher Ausgabe kann bei allen Postämtern auch monatlich bestellt werden.

■ Neue ebendruckte Abonnenten erhalten gegen Einzahlung des Vorkurses der Beilage zur Allgemeinen Zeitung bis zum Monatsanfang gratis.

Probenummern auf Verlangen portofrei.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle

Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Haftbestimmung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur

Berlin S.W., Kommandanten-Strasse 14.

Einzelst.
 jeden Monatsheft.
 Preis viertel. 1,80 M.
 Man abonniert bei allen
 Buchhandlungen
 und Postämtern.
 Post-Zeitungsliste
 Nr. 2860.

Ethische Kultur

Inland:
 Die Zeitungs-
 Anzeigerliste 40 Pf.
 Ausland:
 1 M. 50 Pf.
 Inland:
 1 M. 50 Pf.
 Ausland:
 2 M. 50 Pf.
 Inland:
 1 M. 50 Pf.
 Ausland:
 2 M. 50 Pf.

Wochenchrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 12. Oktober 1901.

Nr. 41.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Materialismus in der Rechtsprechung. Von Rechtsanwalt Dr. Ludwig Sulz (Mainz). — Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung. Von Georg Hermann. — Das Geheilte des Nichtwissenden. Von Max Müller. — Streiflichter: Anti-Duellbewegung. Nicht Kriegsbente, sondern „Geschenk“.

Materialismus in der Rechtsprechung.

Von Rechtsanwalt Dr. Ludwig Sulz (Mainz).

In der Strafrechtspflege prägt sich das sittliche Empfinden eines Volkes auf einer bestimmten Stufe seiner kulturellen Entwicklung deutlich aus; aus der Art und Weise, in welcher der staatliche Rechtsgüterschutz gehandhabt wird, aus der größeren oder geringeren Intensität, mit welcher die Gesellschaft gegen das Unrecht, gegen die wertvolle Antastung der Grundlagen ihrer Existenz-Verbindungen reagiert, kann der Ethiker und Kulturhistoriker einen zuverlässigeren Schluß auf den Stand des sittlichen Empfindens ziehen, wie beispielsweise aus der Berücksichtigung der zeitgenössischen Poesie. Von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht die Bewertung der einzelnen unter den staatlichen Rechtsschutz gestellten Rechtsgüter, wie dieselbe in den gegen ihre Angreifer erlassenen Strafen zum Ausdruck kommt. In Zeiten, in welchen eine materialistische Auffassung vorherrscht, in Zeiten, in welchen man den Wert eines Interesses hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der Geldwirtschaft beurteilt, in welchen man demgemäß die nicht in Geld abmessbaren Güter unterschätzt oder ignoriert, wird im allgemeinen auch die Strafrechtspflege innerhalb gewisser Grenzen unter dem Banne des Materialismus stehen und leiden, während in einer Entwicklungsperiode, in der man den inästimablen Interessen, den Imponderabilien im eigentlichen Sinne, die gebührende Wichtigkeit nicht verlagert, auch die Strafrechtspflege mehr den Anforderungen eines gesunden Idealismus Rechnung tragen wird.

Wer die deutsche Strafrechtspflege innerhalb der beiden letzten Jahrzehnte mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird nicht umhin können, zugeben zu müssen, daß sich in derselben die materialistische Auffassung in erheblichem Maße Eingang verschaffen konnte, als dies im ethischen wie im staatslich-gesellschaftlichen Interesse wünschenswert erscheinen kann; wenn auch vielleicht in dieser Beziehung in den letzten Jahren unter dem Einfluß einer scharfen Kritik manches besser geworden ist, so sind wir doch immer noch weit davon entfernt, behaupten zu können, daß die materialistischen Einflüsse in der Strafrechtspflege, vor allem in der Strafrechtspflege Deutschlands, überwunden

seien. Prüft man die Strafen, welche von den deutschen Gerichten gegen die Verletzungen des Vermögens, der Person, der Ehre und Gesundheit, wie auch der staatslich-gesellschaftlichen Ordnung ausgesprochen werden, so läßt sich ohne Weiteres feststellen, daß in der Hauptsache die Verletzungen des Vermögens viel strenger bestraft werden, als die Verletzungen der übrigen Rechtsgüter. Daß die Ehre insbesondere zu den am wenigsten geschätzten Rechtsgütern gehört ist allgemein bekannt und anerkannt; die Verteidiger des Duells berufen sich daher auf Vorliebe hierauf, um die Fortdauer der Selbsthilfe mittels der Waffen zu rechtfertigen, und es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Befämpfung des Duells außerordentlich durch diesen Rechtszustand erschwert wird. Aber auch die menschliche Gesundheit genießt auch nicht annähernd den gleichen entschiedenen Schutz wie das Vermögen. Wer darüber im Zweifel ist, sollte sich nur einmal die Beurteilungen näher betrachten, welche wegen Verletzung der Vorschriften über den Arbeiterschutz ausgesprochen werden. Die Fälle, in denen man auf eine in Wirklichkeit nachdrückliche Strafe erkennt, gehören zu den Ausnahmen; zumeist hält man Geldstrafen für ausreichend, welche für den kapitalfräftigen Unternehmer wenig oder nichts bedeuten und nicht selten weit hinter dem Betrag zurückbleiben, den derselbe durch die Uebertretung der Vorschriften erspart hat. Die Klagen der Gewerbeaufsichtsbeamten über dieses Mißstandes sind nur allzu berechtigt; sie wiederholen sich in jedem Jahresbericht, und es ist keine Uebertreibung, wenn behauptet wird, daß mehrfach die Strafe die Wirkung hat, zu einer Mißachtung des Arbeiterschutzes geradezu herauszufordern. Und doch handelt es sich bei den verletzten Bestimmungen um nichts Geringeres, als um den Schutz der Jugend, um die Beschränkung der Ausnutzung der weiblichen Arbeitskraft, um die Gesundheit und Sittlichkeit der erwachsenen Arbeiter, also um Rechtsgüter, die doch unbedingt mit am höchsten bewertet werden sollten! Derselbe Richter, welcher für den Einbruch in ein Wohnhaus, für die Unterschlagung des Postbeamten, für den Betrug des Hochstaplers eine durchaus entsprechende und ernste Strafe festsetzt, zeigt durch die Strafzumessung bei den vorgenannten Delikten, daß er die hierdurch angegriffenen Rechtsgüter weder als besonders schutzbedürftig, noch schätzbar betrachtet.

Nicht anders verhält es sich mit der Bestrafung der Körperverletzungen und Stetzerien, des täglichen Brotes unserer Gerichte, nicht anders mit der Abmüdung verbrecherischer Angriffe auf die weibliche Sittlichkeit. Wenn der Richter bei der Beurteilung der sexuellen Delikte den neuesten Forschungen der Psychopathologie in weitestem Umfange Rechnung trägt, wenn er insbesondere bei der

Aburteilung geschlechtlicher Verwerflichkeit und Anomalien die haarfällige Grenze berührt, welche die volle Zurechnungsfähigkeit von der geminderten und der Unzurechnungsfähigkeit trennt, so ist dies nur beifällig zu begrüßen; aber hierum handelt es sich bei der unzureichenden Bestrafung zahlreicher Sittlichkeitsverbrechen nicht, sondern um das Mißverhältnis zwischen Strafe und Verbrechen.

Die Abneigung, die in weiten Kreisen gegen die Schwurgerichte in ihrer jetzigen Gestalt besteht, hat dazu geführt, daß man den Vorwurf einer materialistischen Bewertung der Rechtsgüter in erster Linie gegen diese Laiengerichte richtete, obwohl dieselben mit der Strafmessung gar nichts zu thun haben. Gewiß ist es richtig, daß die Geschworenen, welche ja nicht aus allen Ständen und Schichten der Bevölkerung, sondern nur aus bestimmten hervorgehen, durch ihre Wahprüche gleichfalls oft genug zu erkennen geben, daß sie die Verletzungen des Vermögens weit strenger beurteilen, als die Verletzungen anderer Rechtsgüter. Besteht die Geschworenenbank vorwiegend aus Landwirten, so pflegt sie für die Verbrechen, welche sich gegen das Eigentum richten, viel weniger nachsichtig zu sein, als für Verbrechen gegen Leben und Gesundheit, und auch bei Geschworenenbanken, deren Mitglieder hauptsächlich den städtischen Bevölkerungselementen angehören, lassen sich ähnliche Untercheidungen wohl nachweisen. Aber in Hinblick darauf, daß die Ausmessung des Strafmaßes ausschließlich dem Berufsrichter vorbehalten ist, kann die materialistische Bewertung der Rechtsgüter doch nur bei diesem in Betracht kommen.

Es ist psychologisch interessant, daß der gewaltige Staatsmann, welcher der Ideologie stets eine unverhüllte Verachtung entgegengebracht und andererseits die Politik auf der Grundlage des nüchternsten Realismus aufgebaut hat, daß auch er schon zu einer Zeit über diesen Materialismus in der Strafrechtspflege Klage führte, als derselbe noch nicht die heutige Bedeutung besaß; zu Beginn der sechziger Jahre führte Bismarck in Reichstagsrede aus, es sei ihm wiederholt aufgefallen, daß derselbe Richter, welcher bei Diebstahl und Betrug so geschickt die gebührende Strafe festzusetzen wisse, bei Erbverletzungen, Auflehnung gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung und anderen Delikten so häufig sich mit dem Rechtsschutzbedürfnis in Widerspruch setze. Eine Erklärung dieser Erscheinung gab der geniale Staatsmann nicht, sie kann auch nicht in der Weise verucht werden, daß man nebensächliche Umstände dafür verantwortlich macht; vielmehr gelangt man zu einem richtigen Verständnis nur dann, wenn man auf die sozial-psychologischen Faktoren zurückgeht, von welchen die Rechtspflege und Rechtsprechung in Strafsachen beeinflusst wird.

Die sozial-psychologische Unternehmung läßt aber keinen Zweifel darüber, daß nur in einer materialistischen Bewertung der einzelnen Kategorien der Rechtsgüter die letzte Ursache dieses Widerspruchs zwischen der Energie des staatlichen Schutzes und der Schutzbedürftigkeit wie auch der Schwürdigkeit zu erblicken ist. „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles.“ Das Gold ist zum Maßstab aller Rechtsgüter geworden, der Wert derselben wird unter dem Gesichtspunkte des Goldwertes gemessen; die ethische Bedeutung der Rechtsgüter ist zurückgedrängt und zurückgetreten, und auch das schärfere Hervortreten der sozialen Wichtigkeit eines Rechtsgutes ist bislang nicht im Stande gewesen, eine Korrektur der materialistischen Anschauungen insoweit herbeizuführen. Weil es sich hierbei am letzten Ende um die Vereinfachung durch Ideen handelt, welche mit der zur Herrschaft gekommenen Denkungsweise ursächlich zusammenhängen, erweitern sich auch alle bisher in Vorschlag

gebrachten Mittel zu einer Einwirkung auf die Strafrechtspflege als ausichtslos und erfolglos; selbst die Gesetzgebung ist nicht imstande, dafür zu sorgen, daß die gesellschaftliche und fortgesetzte Mißachtung der Bestimmungen zum Schutze der Kinder und Arbeiter im jugendlichen Alter ebenso streng gerügt wird, wie die fortgesetzte Mißachtung des Eigentums; eine gründliche Aenderung wird erst dann zu erwarten sein, wenn die materialistische Beurteilung der ethischen Klage gemacht hat, wenn die ethische Bedeutung jedes Rechtsgutes wieder zu ihrem Recht gekommen ist, wenn der ethische Wert derselben sich wieder der ihm zukommenden Berücksichtigung erfreut. Die Vertiefung der ethischen Anschauungen, welche mit der Ausbreitung derselben Hand in Hand gehen muß, ist allein imstande, die deutsche Strafrechtspflege zu befähigen, allen individuellen und sozialen Rechtsgütern den Schutz zuteil werden zu lassen, der ihnen aus inneren wie aus äußeren Gründen gebührt; wie auf anderen Gebieten, so kann auch auf dem der praktischen Strafrechtspflege, das für die oberflächliche Betrachtungsweise kaum irgend einen Zusammenhang mit der praktischen Betätigung der Sozialethik besitzt, der materialistische Pann nur durch die möglichste Verzweigung und Verästelung der ethischen Prinzipien überwunden werden. Es würde für die Strafrechtspflege einen gewaltigen Fortschritt bedeuten, wenn diese Ueberwindung in nicht allzu entfernter Zeit als Thatfache begriffen werden könnte. Vorab werden wir uns aber noch in Geduld fassen müssen.

Bedingungen und Wege zur künstlerischen Erziehung.

Von Georg Hermann.

(Schluß.)

Auf einem andern Brett steht die Frage, wie habe ich für meine Person oder für meine Umgebung an der künstlerischen Erziehung zu wirken, welche Wege sind einzuschlagen, um die Sinne zu schärfen und das Interesse zu wecken? Kunststift und Kunstverständnis läßt sich — darüber herrscht wohl Klarheit — so wenig aneignen, wie ich jemand zum Maler oder Musiker ausbilden kann, dem die mütterliche Mitgabe der Natur an Kraft des Empfindens, an Schärfe der Augen, an Untercheidungsvermögen für Töne und über ein musikalischem Gehör verlag ist. Der Sinn für Farbe ist eine Eigenheit des Individuums wie der Nase; die Franzosen, die Belgier, die Holländer sind, wie man zu sagen pflegt, — von Hause aus — bessere Maler, als die Deutschen; die Farbe liegt ihnen im Blut, wie dem Zigeuner die Musik. Und zu dieser Anlage der Nase kommt noch, daß Sonne und Luft in ihren Ländern der Farbe ein wärmeres Leuchten und zugleich eine innigere Harmonie verleihen, als bei uns. Erst an der Seine versteht man den französischen Impressionismus; in Kludorf oder Reichenje, im Grunewald oder in Grünau wird man schwerlich den Schlüssel zu dieser Kunst finden, wohl aber wird man dort verstehen, warum die märkischen Landschaftsmaler so hart und unerschöpflos als Koloristen sind.

Die eigenen Grenzen der Anlage des Einzelnen wie des Volkes sind nicht zu überschreiten; die Kunst des Romanen wird sich stets von der des Germanen scharf scheiden, wie die Empfänglichkeit beider Rassen; ja, jedem wird die Kunst des Nachbarn unverständlich bleiben — aber innerhalb dieser Anlage kann Erziehung mit Erfolg sich beteiligen, und sie kann von niedriger Stufe aus schlummerndem Selbstbewußtsein durch Leitung und Übung zur höchsten für sie erreichbaren Form geführt werden.

Man hat als Mittel das Diktieren in den Klassen vorgeschlagen, und Lichtmark hat hiermit, ebenso wie mit

dem künstlerischen Anschauungsunterrichte Versuche angestellt; die Bestrebungen des Hamburger Lehrervereins, künstlerisch wertvolle Bücher den Eltern und Erziehern namhaft zu machen — haben einigen Erfolg zu verzeichnen; und vor Kurzem hat sogar in Berlin unter der Regide einiger Kritiker sich eine Zusammenstellung der Bücher- und Bildwerke, welche für die künstlerische Erziehung des Kindes in Betracht kommen, einer regen Anteilnahme erfreut. All' diese Bemühungen haben zwar mehr für sich, wie der so beliebte Atelierbesuch der Damen — der kaum besser denn eine Indistretion — aber sie scheinen mir doch nicht die richtigen zu sein.

Was die Heranbildung von Dilettanten betrifft, so scheint sie mir in jeder Weise gefahrvoll. Erstens ist der Begriff des Dilettanten kaum zu umgrenzen. Als man Jota fragte, sagte er: es gäbe keinen Unterschied zwischen Künstler und Dilettant; der Dilettant, der etwas könne, wäre eben Künstler und umgekehrt der unfähige Berufskünstler nur Dilettant. Für Damen, die nicht wissen, womit sie ihre Zeit hinbringen sollen, ist ja das Dilettieren eine hübsche Zerstreung und es schadet nichts, wenn es systematisch betrieben wird; für den andern Sterblichen aber, der genug zu kämpfen, um seine Stelle im Leben auszufüllen oder sich für seine Bahn vorzubereiten, ist es eine nutzlose Aufzehrung eines guten Teils der Arbeitskraft, eine Ueberlastung, vor der nicht genug gewarnt werden kann. Die größte Gefahr scheint mir aber darin zu liegen, daß durch dieses Dilettieren eine Anzahl von Neuten in Verkennung der Entwicklungsfähigkeit ihrer Begabung sich den Künsten zuwenden würden, — und die, welche in einem bürgerlichen Beruf ihr sicheres Fortkommen gefunden hätten, möchten dann das Proletariat der Künstlerchaft noch vermehren. Dagegen, daß der Zeichen- und Musikunterricht in bessere Bahnen gelenkt wird und es jeder bis zu einer gewissen Fertigkeit des Ausdrucks zu bringen hat, ist gewiß nichts einzuwenden — aber bei der Kultivierung der Dilettantenklasse ist größte Vorsicht rätlich.

Auch der künstlerische Anschauungsunterricht ist nicht einwandfrei; erstens stellt er eine neue Belastung des jugendlichen Schülers dar, ebenso wie der Besuch der Museen mit ihrer erdrückenden Fülle sie nur im höchsten Maße abspannt; ferner ist nicht das geeignete Lehr- und noch weniger das geeignete Lehrmaterial vorhanden. Ich zweifle nicht, daß man bei geschickt gestellten Fragen aus den Kindern das herausholen wird, was man zu hören wünscht; aber ich zweifle an dem Nutzen für andere, neue Fälle. Ich bin der Ueberzeugung, daß man mit dem gleichen Erfolg aus den Kindern die Schönheit und Vollenbung, die Naturwahrheit eines Tierschen Bildes und die Innigkeit eines Pflanzstoffs herausfragen kann, wie die Schönheit und Naturwahrheit eines Liebermann und die religiöse Innigkeit eines Gebhards. Und dann das Wichtigste: fast die meisten echten, klassischen Kunstwerke setzen zu ihrem intimen Verständnis gewisse seelische Erlebnisse voraus, eine Reihe von Lebenserfahrungen, die dem Kind abgehen müssen; man muß durch Leid und Sorgen hindurchgegangen sein, durch Freude und durch Liebesnöthe, um gewisse Farben und Töne erfassen zu können, gewisse Formen zu verstehen. Führt ein Kind vor einen Kubens und macht ihm die Schönheit der Farben begreiflich, führt es vor einen Rembrandtschen Mann mit dem Helm, oder die Vision des Daniel, oder den Segen Jaaks, versucht ihm den Moses des Michelangelo nahezubringen, oder die schöne Frau von Milo, oder den Parthenonriesel! Und so wenig wie es das begreifen kann, wird es auch Liebermann'sche Kunst verstehen. Nein, der Weg des künstlerischen Anschauungsunterrichts scheint mir nicht der rechte.

Und auch das, was ich dort in der Ausstellung „Die Kunst im Leben des Kindes“ gesehen, scheint mir mit Ausnahme einer Reihe von Bilderbüchern kaum geeignet zur künstlerischen Erziehung. Ganz abgesehen von Braun'schen Reproduktionen nach ungeeigneten flüssigen Arbeiten und Verdickfärbungen der Reichbruderei nach den tiefsten Stichen eines Dürer, war auch im Modernen mancher Fehlgriß zu verzeichnen; die Arbeiten Henri Matisères sind gewiß einfach und wirksam, aber es erscheint mir zweifelhaft, daß wir diese künstlerischen Vereinfachungen und Abstraktionen dem Kind nahe bringen können — diese dekorative Uebersehung der Natur. Man kann mit dieser Kunst meines Erachtens nicht anfangen, sondern muß damit aufhören. Und auch die Karlsruhe'r Künstlerlithographien — eine der wichtigsten Eroberungen der deutschen Kunst — sind wohl kaum zur Erziehung des Kindes geeignet. Man vergißt, daß unser gekultes Auge in diesen einfachen, großen Gegenständen von Formen und Farben intime Wirkungen sieht, daß wir Gesichts, instintiv in uns Ausgenommenes hier übertragen, daß wir hierin Feinheiten zu erblicken vermögen, die doch nur anbeutungsweise vom Künstler gegeben sind. Ich habe mit der „Eiffeltapete“ Wolfmanns oft den Verlust gemacht und habe gefunden, daß selbst die meisten der Erwachsenen zu ihr keine Stellung gewinnen können; auch wenn ich ihnen in warmen Worten alle Schönheit und Vornehmheit der Naturfärbung preis — schüttelte sie ungläubig den Kopf und entgegnete apodiktisch: „Ich kann es nicht schön finden!“ Und gar mit dem „Mondaufgang“ des Hamburger's Mies stieß ich auf noch heftigeren Widerspruch, bis ich die Zweifler an warmen Sommer-Abenden auf den Balkon hinausführte, und — mein Blatt in der Hand — ihnen am Himmel die hier gegebene Stufenfolge der Farben wies. Das, was dem Gros unserer Erwachsenen noch heute fremd erscheint, wird auch wohl kaum als Mittel der Erziehung angewandt werden können. Der Befürwortende vergißt eben ganz, daß kein Farbensinn ja gekulst ist, wie kein Kontakt mit der Natur ein uniger ist, und daß trotzdem er selbst noch vielleicht — nach der Erfahrung der Zeit — vor 15 Jahren in diesen Arbeiten nur einige unmotivirte Farbenflecke gesehen hätte.

Daß ein kleines Mädchen von vornherein besser daran ist, als der Knabe, und durch den Handarbeitsunterricht vorgebildet wird, will mir, betrachte ich, was dort geleistet wird, durchaus nicht einleuchten. Gerade hier wird in Muster, Material und Farbe so wenig Geschmack und künstlerischer Sinn bewiesen, daß der Handarbeitsunterricht eher schädlich, denn nützlich für die hier in Frage kommende Ausbildung wirkt.

Was überhaupt von der Erziehung des künstlerischen Sinnes durch die weibliche Mode gesagt worden ist, dünkt mich zum größten Teil fromme Sage. Die wenigsten Frauen wissen, welche Farbe sie kleidet, sie tragen Grün, wenn Grün modern und Orange, wenn Orange modern. Die Gesetze der komplementären Wirkungen berücksichtigen sie auch nicht einmal instintiv; sie haben nur den Geschmack ihrer Putzmadern und ihrer Schneiderin, und diese den ihrer Lagers und ihres Vortells. Ich habe auf Frauenhüten Farbensammenstellungen gesehen, die für jeden farbige-Markensamen geradezu Ohrfeigen waren. Dem Kulturhistoriker kann es nicht entgehen, daß bisher keine Zeit so formlos und barbarisch in der Frauenracht war, wie die jetzige. Ist der Frauenhut statt einer Kopfbedeckung nicht ein Mittelglied zwischen Eierfischen und Gemüsegarten geworden? Meistens ist er doch weiter nichts, wie Stoff und Stroß und Seidenband und Federn, künstliche Blumen, Glasperlen, Metallspangen, Schnallen zu einem wirren Klumpen zusammengeballt!

Man braucht nur einmal den illustrierten Katalog

eines Worth durchzubläutern, um zu erkennen, daß der Begriff der Form im Frauenleid vollkommen abhanden gekommen ist, ebenso wie der der Flächenwirkung. Eine komplizierte Anhäufung aller erdentlichen Stoffe und Kostbarkeiten ist an dessen Stelle getreten. Da sind Nischen und Falten, Spitzen und Gaze, Crepe de chine und Brokate, da sind Besätze und Puffen aller Art, da sind selbst Steine, Glas, Agraffen eingestückt, Faltchen über Falten — verwirrende, lockere Wolken von allen möglichen Dingen, prächtig in der Fülle und Wohllosigkeit der Schmuckbelastung. Auf diesen krausen, formlosen Wirrwarr wirkte der Katalog der Kleider von der Velvete, Mohrbutters u., als ob man aus einer Erdkugel in eine einfache Bürgerwohnung käme. Die Grundgesetze der Frauenkleidung sind heute verschüttet unter tausend Geschmacklosigkeiten und die Mode ist gerade heute für die künstlerischen Erziehung eher hinderlich denn fördernd. Woher käme es sonst, daß Frauen vielfach einen durchaus unentwickelten und unfruchtlichen Sinn für das Künstlerische aufweisen und in ihrer Betrachtung selten über das äußerliche eines „Niedlich“ oder „Reizend“ einer halben Sinnlichkeit oder einer liebendwürdigen Sentimentalität, einer religiösen Verjüngung hinwegkommen.

Ich glaube, daß der heutige Weg der Mode eher für den Kunstsinne verderblich sein kann, denn ihm Vorhub leisten, ihn entwickeln, und erzielen mag.

Aber — wie dem sei — was auch gegen oder für diese Arten der künstlerischen Erziehung sprechen mag, sie sind nur ein lächerliches Un Ding, so lange die Statistiken noch nachweisen können, daß die Großstadtkinder auch von den einfachsten Dingen und Vorgängen der Natur keine Ahnung haben, so lange noch 90% nicht wissen, wie eine Kartoffel wächst, kaum 1% eine Lerche gehört oder gesehen hat, eine gute Anzahl nicht wissen, in welcher Jahreszeit sie leben u. s. f., solange fehlen einfach die Grundbedingungen jeder künstlerischen Erziehung.

Es giebt meines Erachtens nur einen Weg zur künstlerischen Erziehung — alles andere, was bisher angeführt wurde, sind ja nur Bedingungen, deren Ja und Nein auf sozialem Gebiete liegen —, und dieser Weg geht — es mag zuerst paradox klingen, aber ich gedente den Beweis nicht schuldig zu bleiben — über die Naturwissenschaften. In welcher Weise hier die Schule fördernd zu wirken hat, mag dahingestellt bleiben; sie hat kaum mehr zu geben, als die Methode, die Anleitung und die Anregung im weitesten Sinne — das eigentlich ins Gewicht fallende ist aber der stete, selbständige Umgang und Verkehr mit der Natur der Heimat, allen ihren Formen in Tier und Pflanze, in Witterung und Boden, in Sonne und Sternennacht, in Winterschnee und Herbstnebel. Die wichtigsten Dinge für die Voraussetzung des Kunstsinnes werden hiermit ausgebildet, anoxogen und gegeben, der Farbensinn, der Formeninn, das Unterscheidungsvermögen, und als beste Mitgabe das bestimmte Kriterium des Schöpferisch-Harmonischen, Gesunden, Natürlichen. Mathematik und Latein mögen die Gaben des Verstandes schärfen und so für das Leben von Wichtigkeit sein, aber ihr Nutzen kommt nur einer bestimmten Geistesrichtung zu Gute; hier ist der Vorteil tiefgehend, die gemüthliche Entwicklung beeinflussend. Der Schüler wird nicht neu belastet, denn er lernt und begreift das Wissenswerte leicht, ohne daß er es selbst merkt, im Spaziergehen, mit dem Fangen in der Hand, der Drachpresse im Tornister; er wird angeregt, zu vergleichen, interessiert durch Dinge aller Art, Lebensvorgänge, die sich ihm leicht ohne jedes Lernen einprägen. Ja — der Junge soll sammeln — Steine, Pflanzen, Käfer, Schmetterlinge, nicht so, daß es zur Manie wird und andere Interessen verschlingt, aber so, daß, selbst wenn er

später nicht mehr seine *kleinen Studien* fortsetzen kann, ihm doch für sein Leben eines bleibt, die Theilnahme an der Natur, ihren Formen und Vorgängen, das Unterscheidungsvermögen, das intuitive Verstehen, die Liebe zu ihr und das künstlerische Genießen. Seine Kenntnisse, Erfahrungen, seine Schulung im Beobachten, sein Gedächtnis für das Charakteristische in Formen und Färbungen wird ihm direkt sowie indirekt Maßstäbe geben. Gewohnt, auf die Dinge der Natur scharf zu achten, wird er auch lernen, auf die menschlichen Dinge seine Aufmerksamkeit zu richten. All die kleinen Dinge, die er dort lernt, und die großen Geheimnisse, an welchen er dort rüttelt, sind ihm später von Wichtigkeit; er kennt Wald und Wiese, Dorf und Felder, Gräben und Seen zu jeder Stunde des Tages und des Jahres; sein Blick ist über weite Ebenen geritt, er kennt sie, wenn die schwarzen Schatten in den flammend-roten Himmel schneiden und tausend Farben auf dem Wasser erlöschen, und wenn die grauen Nebel nur Wälder und Bäume ziehen; er weiß, wie des Abends nach Sonnenuntergang die Blumen aufleuchten, als müßten sie all das Licht wieder anstrahlen, das sie tagsüber eingelegen, und er hat hundertmal gesehen, wie die Sommerfame die Wiesen in Licht badet, daß die Farben von Salbei, Ampfer und Kanakeln gelb, rot und blau durcheinanderblitzen; und er hat gesehen, wie die Kontouren des fernen Waldhains schwanften, erblühte man es durch die erhabte Luft, welche über den Wiesen zitterte. All diese Dinge werden ihm später für das Verständnis von Kunstwerken von Wert sein, und so wie er die Natur betrachtet, kritisch und doch innig, so wird er auch den Werken der Kunst gegenüberstehen! Ich habe die Erfahrung gemacht, daß junge Menschen mit naturwissenschaftlichen Vorkenntnissen sich leicht in die Kunst hineinfanden mit ihren geraden Sinnen, daß sie den Blick für Echtes und Falsches hatten und besonders das sichere Unterscheidungsvermögen für Persönlichkeiten. Von den Flügeln der Schmetterlinge, dem Gewand der Blumen haben sie gelernt, welche Farben mit einander harmonisieren und welche freudig auseinanderlassen, sie konnten selbst den fahnen Wirkungen der Japaner, den graublauen, olivgrünen, sandgelben — all den seltsam-ergreifenden Zusammenstellungen folgen, denn die Natur hatte sie z. B. in der Unterseite eines Flügels der Eisfalter an Aehnliches gewöhnt. Sie erwiderten nicht so schnell, ihr Auge war gewohnt zu beobachten, lange und eingehend zu prüfen, ihr Geist gewohnt, das Gesehene einzuordnen; diese jungen Menschen, und wenn sie selbst mit dem zwanzigsten Jahre erst zu der Kunst in Beziehungen traten, kamen schnell zu ihr in ein intimes Verhältnis. Andersfalls habe ich gesehen, daß die Gebildeten — und deren giebt es — welche keine Ruche von einer Linde, keinen Ahorn von einer Platane, keine Eiche von einer Erle unterscheiden können, für die ein Baum nur ein Holzstück mit oder ohne grüne Blätter — die sich nicht den typischen Habitus der einzelnen Arten, ihre Plattform, ihre Farbe, ihre Herbstfärbung, den Aufbau, die Art des Zusammenwirkens eingepägt haben, daß für diese einfach die Malerei ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Ach, wird man mit einwenden, Baum ist Baum, wozu diese Spezialisierung; ich möchte darauf antworten, daß man ohne gewisse naturwissenschaftliche Vorkenntnisse unmöglich in die Feinheiten eines Kunstwerkes eindringen kann. Hat man sich schon einmal überlegt, daß der Däne Jacobsen — dessen künstlerische Anschauungsart einer ganzen Epoche den Stempel aufdrückt — nie das Gelingen hätte, ein zu dieser Art der Betrachtung gelangt wäre, wenn er nicht von Beruf Botaniker gewesen wäre — er, der Schöpfer von Niels Lyng, zugleich der Vortämpfer Darwins, der Verfasser einer Flora Kopenhagens —, daß eigentlich durch diesen seinen Nebenberuf Jacobsen zu der herrlichen Fülle und zugleich zu der tiefen

Bergliebhaber der äußeren und inneren Eindrücke gekommen ist. Jene einzige aller Frühlingserfahrungen aus Rousseaus Glarens, Juliens paradiesischem Glarens, konnte nur ein Botaniker schreiben. Da ist's nicht mit den paar Requisiten Verden, Nachtigall, blauer Himmel, grüne Bäume, blühende Weiden und schneeweißer Apfelbaum (weil er nämlich rosa Blüten trägt!) abgethan. Ach will es einmal hier zitieren, damit man sieht, wie stark das Künstlerische getragen wird von der intimen Naturkenntnis des Botanikers.

„Um sie her wurde das Schönheitschwängere ein des Dinges gefeiert, die weißen Schneeglöckchen läuteten es ab, die gedrückten Reiter der Krokodillblume grüßten es jubelnd. Hundert kleine Bergblume hüpfen topfäher hinab ins Thal, um zu wirken, daß der Frühling gekommen; und alle kamen sie zu spät, denn wo sie an grünen Weidenranken vorbeikamen, haben Frimden in Weiß und Weiden in Blau und violetten; wir wissen schon, wir wissen schon, wir haben es früher gemacht als du. Die Weiden hüpfen die gelben Stempel, und krauses Horntraut und lammelmelches Moos hängten grüne Quirlen an die nassen Weinbergsmauern, während tausende von Refellen den Fuß der Bauer mit langen Verbrämmungen in Braun und Grün und weichen Purpur besaßen. Das Gras breitet seinen grünen Mantel weiß und brecht aus und die hübsche Kräuter setzen sich darauf, Spargel mit Blumen wie Sterne, und Blumen wie Perlen, Kaufschön (tausendweise, Enjolan, Anemomen und Löwenmaul und hundert andere Blumen. Und über den Blumen auf der Erde schwebten, von den hundertjährigen Stämmen der Rischblüme getragen, wohl tausend strahlende Elementenfen, an deren weißen Köpfen das Licht laufend schlug, und welche die Schmetterlinge, welche Bienen vom Blumenfontain bei unten drachten, blau und rot sprankelten.“

„Jeder Tag brachte neue Blumen, er trieb sie in den Gärten am See in bunten Kullern aus der Erde, er lud sie unten auf den Zweigen der Bäume ab, Hirsenwäldchen auf der Pauslinn und große purpurkrochige Tulpen auf der Magnolia. An den Wegen entlang zogen die Blumen in blauen und weichen Reihen, sie füllten die Felder mit gelben Sorden, und nirgends fanden sie so dicht, wie oben zwischen den Höhen der einsamen, warmen, kleinen Wäldern, wo der Birkenbaum mit rotstirnigen Rubin-Augeln im hellen Laub saß, denn dort oben blühten Korzissen in blendenden Mariaden und erfüllten die Luft rund umher mit bezauberndem Duft aus ihren weißen Köpfen.“

Und hat man sich einmal klar gemacht, wieviel vom Zauber Bödlins auf intimer Kenntnis der Natur basiert, auf dem Vordringen ins Kleine, Letzte, Spezialisierende, auf dem Untersuchungsvermögen und dem Blick für das Typische? Hat man sich klar gemacht, daß selbst seine Phantasie ohne dieses Eindringen in die Formen und Farben, ohne diese vorausgegangene intensive Betrachtung nie das Organische bekommen hätte? Ist man sich bewußt, wie dieser Mann alle Edöbheitsmittel der Natur kannte, in sich aufgenommen hatte und souverain mit ihnen schaltete, wie er genau die farbige Zusammenstellung der Blüten studierte, wie er in seiner Weise die Baumarten aus-einanderhielt und wie er Leben und Bewegung der Laub-partien gab; wie er die kleinen Flechten, die Pilze kannte, die langen wirren Bartflechten, den feinen grünlichen Beschlag, und auf den Steinflüchen die schwefelgelben und graugrünen Rundflechten, die wie runde Gelbstübe auf verwitterten Marmorbänken liegen; wie er die Wollen studierte, — von den hauchfeinen Federwolken, von den wie mit der Schere geschnittenen Kämmerwölfchen bis zum blaugrauen, schweren Schmetterhimmel, bis zum windgetriebenen Wollenballen; wie er den Charakter des Wassers kannte, draußen im Meer so gut wie in klaren Bächen, wie in kleinen, moosigen Baldaquellen, in Marmorfontänen wie in stillen Teichen, wie er in den Aufbau der Landtschaft eingedrungen war und er gewaltige Dimensionen zwischen die vier Ecken seiner Rahmen schloß, — die Welt im Kleinsten, wie im Fernsten umspannend?

Diese ganze spezialisierende Naturkenntnis Bödlins, dieses enorme Wissen von den Dingen, ihrem Charakter und, von ihrer Wesenheit, ist einer der wichtigsten Bestandteile seiner Kunst — und ich bezweifle, daß man ihr ganz folgen kann, ohne ihn hierin begleiten zu können. Es müßten Intimitäten dem ungeschulten Beschauer nicht zum Bewußtsein gelangen,

und der Augen, den er für seine Art der Naturbetrachtung gewinnt, kann nur ein minimaler sein, während dem anderen, naturwissenschaftlich Vorgebildeten, Beobachtenden, durch ihn ein neuer Standpunkt gegeben wird. Er wird von der Natur den Weg zur Kunst und von der Kunst den Weg zum Leben finden. Diejem direkten Beispiele könnte man eine Reihe indirekter Beispiele hinzufügen, bei denen die Aufgabenstellungen des Wissens von den Naturformen und -Erscheinungen nicht so auf der Oberfläche schwimmen, aber doch dem Schärfereblenden vorhanden sind; man könnte zeigen, wie die Natur das Unter-suchungsvermögen erzieht, das Auge bildet, wie der Sammler bald genug in die Geheimnisse der Rehn-slichkeit, der Formanpassung eindringt, wie er, wo andere nur ein Gemirr von Grün erdschen, eine Reihe von Nuancen unterscheidet, wie er Farben lieben lernt, sich in eine Umgebung einlebt und eine Kunst aus ihr sich entwickelt, erklärt, — oder eine seelische Stimmung, der Freiheit, der Wehrängigkeit, der Armut, des Reichthens, — wie er aus der Natur eines Landes die Farben der Volkstracht und die Anlagen des Gemüthes herauszu-stabiert, — wie ihm später diese Kenntniss der Schlüssel des Verständnisses wird zu den tausend Bedingungen einer Kultur. Man verstehe mich auch recht: die Kenntniss einiger hundert Namen und Bezeichnungen machen das nicht aus, sondern eine innere Verbindung mit den Wesen und Erscheinungen. Emerson nennt unter den „Dichtern“ Jäger, Farmer, Heitflechte und Fleischer, wenn sie auch ihre Liebe zur Natur nur durch die Wahl ihres Berufs und nicht in Worten kundgeben. An Hundben und Pferden schätzt er nicht die oberflächlichen Eigenschaften; seine Verehrung beruht auf einer Sympathie, welche er für viele Dinge hegt. Er liebt den Ernst des Nordwindes, Regens, Steines, Waldes, Eisens. Es ist ist das Symbolische in der Natur, die Natur, soweit sie das Uebernatürliche verbirgt, die Durchsetzung des Leibes mit Leben, — was er in seiner rauhen und aufrichtigen Weise verehrt. .

Als Weg zur Kunstziehung ist auch noch die und da der Sport genannt worden. Der einzige Sport, der für unsere Zwecke mißspräche, wäre der des Segelns, der sich aber meist wegen seiner Kostspieligkeit verbietet. Aber das zugängliche Radfahren, Tennis, Fußballspiel ist als kulturreichlich nur mit Eilat und Kneipe zusammen zu nennen.

Ich komme zum Schluß. Der beste Weg zur künst-lerischen Erziehung geht — so glaube ich — über eine intime Vertrautheit mit der Natur, und im gemiffen Sinne mit den Naturwissenschaften. Zu einem Spezialititemum soll man sich nicht verstehen; man soll nie den Blick so in das Enge lenken, daß man ihn nicht jederzeit wieder ins Weite richten kann; aber man soll auch nicht die Dinge gar zu leicht nehmen und allen Apparat über Bord werfen. Von der Natur ausgehend, vom Leben ausgehend, wird man auch von der Kunst wieder zum Leben zurückkehren, und das dünkt mich, ist für uns das einzige von Bedeutung. Und deshalb, meine ich, ist für den Germanen einzig die Kunst des Germanen im Innersten verständlich, nur von ihr können wir wieder zu uns zurück.

Ebenso wie wir nur die Farben unserer Blumen und Schmetterlinge, das Fluidum unserer Luft, das Raufchen und den Duft unserer Wälder verstehen und zu der leuchtenden Pracht tropischer Farbenzusammenstellungen in Blume und Falter, zu den herben mediterranen Sträuchern, zu den blanken starren Hainen des Südens innerlich nie und nimmer die gleiche Stellung gewinnen können, wie zu den Formen und Farben unserer Heimat, ja selbst unseres engeren Heimatdistriktes.

An romanische Kunst — mag sie nun französische

oder italienisch, spanisch oder Antike sein — können wir uns zwar hineinfinden, aber es bleibt viel des ungemühten, Neist und Bodenlos auf beiden Seiten. Ganz verwaschen können wir nur mit der Kunst unserer Heimat — ja eigentlich nur unseres engeren Heimatdistriktes.

Wer mir jagen will: ich fühle mich von Hause her tonform einem Botticelli oder Michelangelo, einem Watteau oder Manet, ich verstehe seine Kunst aus meiner innersten Anlage heraus, sehe die Welt mit seinen Augen, — dessen Glaubwürdigkeit würde ich in Zweifel ziehen; einen Manet können wir schätzen und von seiner Größe überzeugt sein, lieben und ganz verstehen können wir nur den Impressionismus eines Gleiches-Mußwurm. Wenn jemand hier ein Buch schreibe „Maffael als Erzieher“, möchte man ihn ausladen, der Mann welcher aber jenen Membrandt als Erzieher“ schrieb, daß schon mit dem Titel einen Schuß ins Schwarze. In Membrandt liegt all das in wu, was die deutsche Kunst zu geben vermag; er ist gemüht wie inhaltlich die höchste Form, welche sie erreicht hat, trotz Dürrer und Kethel, Schwind und Thoma. Beide bezeichnen nach rechts und links Extreme der Veranlagung, die einen nach der deutschen Gedankenwelt, die anderen nach der deutschen Phantastik. Die Ausgeglichenheit dieser Anlagen und das Vorwiegen einer starken, rein menschlichen Empfindung ist einzig bei Membrandt. Er ist die stärkste Aeußerung des Germanentums in der Kunst. Eine Persönlichkeit, zu der wir den Weg finden können.

Dem Laien soll die auswärtige Kunst — und mag sie zehnmal wertvoller sein, denn die hiesige — nur die Grade des Vergleiches geben, das Kriterium für die deutsche Kunst, die heute wieder sowohl junge, frische, entwickelungsfähige Triebe ansetzt, nicht dort, wo der Stamm gepflegt wird und gewartet, sondern unten herum, als wilde junge Schöpfung. — Ein Kriterium, nicht mehr, — denn den Weg bis zu ihnen heran wird er schwer finden, und noch schwerer den von ihnen zurück. Kunst und Leben werden für ihn nie in das Wechselverhältnis, den Ausgleich von Debet und Credit treten. Und wenn er auch die Welt durchdringt, überall in die Sammlungen läuft, in den Vatikan wie in die Lissjien, in den Prado wie die Eremitage, so wird doch der einfache freisichler Bauer in der Ausstattung seiner Zimmer einen feineren Geschmack und einen genaueren künstlerischen Sinn zeigen, wie er, und besser verstehen, sein Leben mit Kunst zu umflechten, welche seinem Naturell und Empfinden, dem Klima seines Landes, der Färbung seines Bodens entspricht. Er hat das gelöst — für sich gelöst —, was wir für uns nachsuchen müssen, — den Zusammenhang zwischen Kunst und Leben, Leben und Kunst.

Das Gebet des Nichtwissenden.*)

Von Kullatuli.

Ich weiß nicht, ob wir sind erschaffen mit bewußtem Zweck — oder ob Zufall uns auf die Erde warf. Auch nicht, ob wohl ein Gott, ob Götter sich an unserer Qual ergötzen und schelten ob der Unvollkommenheit von unserm Sein. Wäre es so, wahrlich, es wäre furchtbar! Wer trägt die Schuld, daß Schwache schwach sind, Kranke krank und Dumme dumm?

Sind wir geschaffen mit Vorbedacht und mit bestimmten Zweck, — und wir können durch unsere Unvollkommenheit nicht unser Ziel erreichen . . . so fällt der Schimpf all' des Bestrebten nicht auf uns, auf das Geschöpf nicht, nein, auf den Schöpfer nur fällt er zurück! Ob du ihn Zeus, Jehonah, Jupiter, Baal oder Djau nennst . . . gleichviel:

er ist nicht, oder er muß gut sein und vergeben, daß wir ihn nicht begreifen. An ihm war's, sich zu offenbaren, und er that es nicht! That er es, er hält es so gethan, daß niemand zweifeln konnte; daß jeder sagte: ich fühle ihn, ich kenne ihn und ich verstehe ihn.

Was andere nun von diesem Gott zu wissen vorgeben, hilft mir nicht. Ich verleihe ihn nicht! Ich frage, warum offenbarte er sich anderen und nicht auch mir? Steht wohl das eine Kind dem Vater näher als das andere? So lange eines Menschen Sohn den Gott nicht kennt, so lange ist's vom Lobe, an diesen Gott zu glauben. Das Kind, das unerhört den Vater anruft, thut nimmer Böses . . . Der Vater, der vergebens sein Kind rufen läßt, handelt grausam. Und schöner ist der Glaube: es ist kein Vater da, als daß er taub sein sollte für sein Kind!

Einstmals mögen wir weiser sein! Einst mag uns die Einsicht kommen, daß er da ist, daß er über uns wacht, und daß sein Schwärzen Urjad's hatte, Grund Wohl nun, sobald wir's wissen, ist die Zeit des Lobens da, doch eher nicht . . . nicht jetzt! Es würde Gott verdrängen, gewahrte er, daß wir ihn anbeten ohne Grund, und Thorheit ist's, das dunkle Nichtwissen von heute heller machen zu wollen mit einem Licht . . . das noch nicht leuchtet.

Ihm dienen? Thorheit! Dät' er Dienst begehrt, er hätte uns geoffenbart, auf welche Weise, und ungerecht war's, daß er uns im Ungewissen ließ, wie er's gewollt. Trum, wenn wir Gott nicht dienen nach seinem Sinn . . . dann ist die Schuld an ihm, an ihn, und unsere Schuld ist's nicht!

Ich kann nicht fassen, wozu ein Gott uns dient, das Böse zu scheiden von dem Guten. Mit nichten! Wer Gutes thut, auf daß ein Gott ihm lohne, der macht das Gute jult dadurch zum Bösen, zum Handel. Und wer das Böse flieht, diene er die Ungnade dieses Gottes fürcht, der ist . . . selig!

Ich kenne dich nicht, o Gott! Ich rief dich an, ich suchte, ich schmachtete nach Antwort, und du schwiegt! Wie gern doch wollt' ich deinen Willen thun . . . doch nicht aus Zucht vor Strafe und seines Lohn erhoffend, nein, so wie ein Kind den Willen seines Vaters thut . . . aus Liebe! Du schwiegst . . . und ewig schwiegst du.

Und ich irre in die Kunde und harre des Augenblicks, da ich wissen werde, daß du bist . . . Dann will ich fragen: „Vater, warum zeigst du nun erst deinem Kinde, daß es einen Vater hatte und nicht verwaist stand in dem Kampfe, im schweren Kampfe für Menschlichkeit und Recht? Oder war es dir gewiß, daß ich deinen Willen würde thun, auch ohne ihn zu kennen? Daß ich, ohne Wissen von deinem Sein, dir würde dienen, wie's dein Wille ist? Sollte es so wohl sein? Antworte, Vater, so du da bist, antworte! Laß nicht dein Kind verzeiweln, Vater! Bleibe nicht stumm auf dieses blutig-angstzerprechte Iama sabach tani!“

So weint er, der Erkenntnislose, am selbstertornen Kreuz, gekrümmt vor Schmerz und jammernd, daß ihn dürste . . .

Der Weise — der wohl weiß . . . wohl Gott kennt — spottet des Ketten und reißt ihm Galle und jübelt: „Höre, er ruft seinen Vater!“ Und murmelt: „Dank Dir, o Herr, daß ich nicht bin wie dieser!“ Und singt einen Psalm: „O selig, wer in der Bösen Rat nicht sijet und wandelt nicht des Sünders Pjad . . .“

Der Weise . . . schleift zur Börse und schachert, schachert fort und fort.

Der Vater schwiegt . . . o Gott, es giebt keinen Gott!

*) Aus Kullatuli's Schriften, übersezt von Wilh. Spöhr.

Streiflichter.

Anti-Duellbewegung. Um der von ihm neuerdings eingeleiteten Bewegung gegen das Duell weiteren Fortgang zu geben, erläßt der Fürst zu Löwenstein eine öffentliche Einladung zu einer Versprechung in Leipzig am 19. Oktober d. J. In dem Schreiben, das um zahlreiche Beteiligung an dieser Versprechung bitten, heißt es:

„Der Widertritt des Duells gegen göttliches Gebot und gegen menschliches Gesetz wiech von Niemandem demüßigt; auch das Brennwunder der Annahme, als könne durch eine feine Begabung physischen Mutz eine angelegene Ehre widerbergeßelt oder eine unehrenhafte Keuzung oder That wieder gelüßt werden, auch dies wird wohl von Niemandem bestritten. Wenn aber dennoch die Duck-Liste eine so fürdärbare Krone ausübt, daß sie im übrigen achtenswerte Männer dahin bringen kann, gegen besseres Wissen und Gewissen zur Waffe zu greifen, so vermeintlicher Ehrenrettung, so liegt dies hauptsächlich daran, daß die Ehre in den betreffenden öffentlichen Einrichtungen keinen genügenden Schutz findet. Den Unterrichtsreihen erscheint es daher notwendig, daß eine Verhärfung der Strafen für Beleidigungen und Ehrenkränkungen angeordnet werde. In gewissen Fällen, insbesondere auch zum Schuge der Familienreife, müße eine Bestrafung in bestimmter Weise ermöglicht sein. Nicht derjenige ist entehrt, der ungerechtere Weise beleidigt wurde und aus Gewissensgründen nicht zur Waffe greift, sondern derjenige, der sich selbst entehrt und verdient seiner Ehre verlustig erklärt zu werden, der wissenschaftlich und anbelugt oder ungerührt einen Anderen in seiner Ehre schädigt. Zur Entschädigung, welche Bewussthaltung dem Beleidigten zu leisten ist und eventuell welche Strafe dem Beleidiger auszureichen ist, wird die Einsetzung von Beurlaubten oder von Korporationen, aber Beurlaubten anerkannten Ehrengerichten, welchen in erster Linie aus Vermittlungs- und Verböhnungsbemühungen obliegen, in Ermägung zu ziehen sein. Darüber, sowie über die anderen einschlägigen Fragen sollen in Leipzig einleitende Vorträge gehalten und dann eine oder mehrere aus Juristen zu bildende Kommissionen eingesetzt werden. Verleiden müßten die notwendigen Verhandlungen der Bestimmungen des Strafbuchrechts zum Schuge der Ehre und die Frage der Errichtung von Ehrengerichten einer erneuten sachverständigen Prüfung zu unterziehen und entsprechende Vorschläge zu entwerfen, die den gesetzgebenden Körperschaften vorzulegen mögen. Ferner ist beabsichtigt, ein Aktions-Komitee einzusetzen, welches die Bewegung gegen das Duell im Aufzuge zu erhalten, Beschlässe der Anti-Duell-Berlammung auszuführen und alle weiteren sachdienlichen Schritte zu thun müße.“

So dankenswert diese Bestrebungen auch sind, wir fürchten doch, daß nicht viel dabei herauskommen wird.

Mit Verhärfung der Strafen für Ehrenkränkungen wenigstens ist auf ethischem Gebiete gar nichts zu gewinnen. Zudem liegt die Hauptschwierigkeit des ganzen Problems in der Unmöglichkeit, allgemeingültige Kennzeichen der Beleidigung festzustellen; der ordentliche Richter, dem schon jetzt die psychologischen Feststellungen, ob die Absicht zu beleidigen vorlag und ob die Kränkung von einem Normal-Empfindenden auch als solche aufgefaßt werden müßte, Schwierigkeiten genug bereiten, ist gar nicht imstande, alle Nuancen subjektiver Ehrverletzung in den grob auf Thatsachenmaterial zugeschnittenen Gesetzesparagrafen einzufangen. Bekanntlich kann die schlimmste Ehrverletzung z. B. darin bestehen, daß man einem Anderen — gar nichts thut, ihn als Lust behandelt. Besonders Ehrengerichtshöfe aber haben die Tendenz, Standesorganisationen zu werden und verschärfen so unnötig die Klagegegenstände. — Notwendig ist es übrigens, daß es gerade die Herren vom Centrum sind, die eine solche Initiative ergreifen. Christus hat weder die Verhärfung der Strafgesetze, noch die Einsetzung von Ehrengerichten empfohlen, sondern seine Meinung über Beleidigungen und Ehrenkränkungen ist bei Matth. 5, Vers 39 nachzulesen.

Nicht Ariensbeute, sondern — „Geschenk.“ Auf die drängenden Wünsche um Aufführung als Erwerbung der Befinger astronomischen Instrumente hat die „Nordd. Allgem. Zig.“ endlich offiziös erwidert:

„Nachdem durch die jüngst erfolgte Unterzeichnung des Schlußprotokolls in Bezug normale Beziehungen zwischen China und den Reichsreihen wieder angebahnt sind, hat die deutsche Regierung der chinesischen die seiner Zeit von dem deutschen Kontingent aus Befling fortgeschickten astronomischen Instrumente wieder zur Verfügung stellen lassen. Die chinesische Regierung hat darauf erwidert, daß sie mit Rücksicht auf die Umständlichkeiten und Schwierigkeiten, mit denen der Rücktransport, sowie die demnachstige Wieder-auslieferung der Instrumente verknüpft sein würde, auf dieselben verzichtet.“

Die Freimilligkeit dieser Liebesgabe reißt sich wüdeig der freudigen Begeisterung an, mit der das chinesische Volk seiner Zeit die ihm göttig offerierte „Pachtung“ von Riatschuan begrüßt hat. —

Sechster ordentlicher Gesellschaftstag.

der

Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur

vom 19.—21. Oktober 1901 zu Berlin.

(Unter den Linden 16, Hof III.)

Tagesordnung:

1. Astenichtsbericht des Hauptvorstandes.
2. Rechenbericht und Entlastung des Hauptvorstandes.
3. Wahl des neuen Hauptvorstandes und Bestimmung der Revisoren.
4. Bestimmung des Ortes, an welchem der nächste Gesellschaftstag stattfinden soll.
5. Berichte der Abteilungen über ihre Thätigkeit seit dem letzten Gesellschaftstage (27. Oktober 1899). Daran anschließend: Bericht über internationale Beziehungen (Mejerstein: Dr. F. W. Joerrens-Jülich und Dr. W. Kronenberg-Berlin).
6. Antrag Bezug an den Gesellschaftstag, betreffend Einführung des Moralunterrichts in die öffentlichen Schulen.

1) Der Gesellschaftstag möge dem Hauptvorstand damit beauftragen, ein Flugblatt herauszugeben, in welchem die Forderungen der Gesellschaft betreffend einen von kirchlich-religiösen Voraussetzungen freien, geschunungsbildenden Unterricht, auch für der Gesellschafts dienende einfach und klar erklärt werden.

2) Beabsichtigt soll der Versuch gemacht werden, aus der bisher vorhandenen Literatur, des Moralunterrichts betreffend, ein den Umfang eines Druckbuchs nicht überschreitendes Verzeichnis zu erheben und Verträge des Moralunterrichts, zusammenzufassen.

3) Die hierzu nötigen Mittel darf der Hauptvorstand bis zur Höhe von 500 Mk. dem „Wandererfonds“ entnehmen.

4) Den Vorständen der Abteilungen in größeren Städten wird empfohlen, durch Verbreitung oben genannter Flugblätter, Vorträge und private Agitation nach Möglichkeit an ihrem Orte die Gründung einer Liga für Moralunterricht anzubahnen. Die Organisation derselben ist etwa nach folgendem Muster zu bevorzugen:

Liga für Moralunterricht.

§ 1. (Ziel).

Zweck der Vereinigung ist, die Einführung eines wahrhaft genannungsgebildenden Unterrichts in die öffentlichen Schulen unseres Vaterlandes neben dem bisher allein erteilten Konfessionsunterricht vorzubereiten.

§ 2. (Mitgliedschaft).

Mitglied kann jede erwachsene Person werden, die, unbeschadet ihrer persönlichen religiösen oder politischen Überzeugung für die Einführung des Moralunterrichts in die öffentliche Schule nach Kräften zu wirken gewillt ist. Der Jahresbeitrag beträgt mindestens 1 Mk.

§ 3.

Die Mitglieder erhalten die von der Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur herausgegebenen Flugblätter und Sonderdrucke, soweit sie sich auf den Moralunterricht beziehen, franco und gratis zugesandt. Höhere Werte werden ihnen zu herausgegeben (Mitglieder) Preis verschafft.

§ 4. (Organisation).

Wenn mindestens 10 Mitglieder an einem Orte vorhanden sind so organisieren sie sich selbständig, in dem sie einen Obmann und dessen Stellvertreter wählen, denen die Leitung, Schriftführung und Kassensführung der Liga obliegt. Diese Beamten müssen Mitglieder der D. G. & K. sein.

§ 5.

Der Obmann, bzw. sein Stellvertreter, hat die Pflicht und das Recht, alles für das Gelingen der Liga Nötige zu thun, alle Besammlungen einzuberufen, Flugblätter herauszugeben, die Gelder zu zweckdienlichen Ausgaben anzunehmen, die Propaganda zu organisieren,

die Rechte einzelner Mitglieder in Unterrichts- oder Erziehungsfragen nachzunehmen u. f. w.

§ 6. Wöchentlich am 1. Mai eröffnet der Obmann den Hauptvorstand der D. G. G. R. schriftlichen Bericht über die Tätigkeit der Liga.

7. Programmuntwurf des Hauptvorstandes für die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

1. Die D. G. G. R. strebt denjenigen Ideal-Zustand der Gesellschaft, in dem sittliches Wohlergehen und bestmögliche und gestaltende Kräfte für das Tun der Einzelnen wie für die Gesamtrichtung des Gesellschaftslebens entscheidend und ausfallgebend wirken.

2. Wie für den Einzelnen Sittlichkeit unerlässliche Vorbedingung modernen Wohlseins ist, so ist ethische Kultur das wichtigste Element jeder Kultur, der Gradmesser ihrer Gesundheit und Schanbildbarkeit. Wahre Förderung der Gesamt-Kultur ist nicht möglich ohne Förderung der ethischen Kultur.

3. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchstentwickelten Kulturländern, ist, an diesem Ideal gemessen, noch ein beklagenswert unvollkommener.

4. Grundlauge und wichtigster Faktor der ethischen Kultur ist der sittliche Zustand der Einzelnen.

5. Religiöse Vorstellungen jeder Art sind als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verlieren haben. Sie eignen sich aber auch an sich als persönliche Angelegenheit des Einzelnen nicht zur Grundlauge einer allumfassenden sittlichen Gemeinshaftsbildung.

6. Es muß daher übergegangen werden zu einer allein wirksamen und unbedingten gültigen Begründung des Sittlichen, nämlich zu einer solchen, die lediglich aus dem einheitlichen Grunde der Menschennatur und den Bedingungen des Gemeinshaftslebens geschöpft und deshalb der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung für Jedermann zugänglich ist.

Gesucht zu Ostern 1902

gepr. Lehrerin, welche den Religionsunterricht der freireligiösen Schülerinnen übernehmen kann.

Nähere Bedingungen durch die Vorleserin des Schul'schen Instituts (Höhere Mädchenschule ohne Pensionat.) Offenbach a. M. Hessen.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 38

Die Nation

Wochenschrift
für Politik Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Die Nation hat während ihres 17-jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalarbeit aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Gelehrten, Politiker. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirtschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Literatur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, satirische Blätter zur Zeitgeschichte und farsy Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „Nation“ als energische Vorkämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

6. Erste Vorbedingung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Veredelung und Erhebung der Menschennatur. Diese in allen Volksschichten zu schaffen, muß die erste Aufgabe der Arbeit für ethische Kultur sein.

7. Mit der Förderung des Sittlichen muß Hand in Hand gehen das Streben nach einem Zustand der Gesellschaft, in dem die Lebendiger geachtet verteilt und das zu einem menschenwürdigen Dasein Vorkontingierendem jeder Einzelner in höherem Maße gesichert ist.

8. Als unüberwindliche Grundlauge für die zu erstrebende sittliche Lebensbildung muß eine zielbewußte und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefördert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines so reichhaltigen Vorausunterrichts, wie abhängigen Moralunterrichts in die öffentlichen Schule.

9. Will dieser Unterricht nicht aber auch heute schon an alle erzieherischen und öffentlichen, nationalen und internationalen Verhältnissen der Hauptstadt sittlicher Beurteilung angelegt und auf Erweckung sittlicher Meinung und sittlichen Urteils in den weitesten Kreisen hingewirkt werden.

10. Als ihren nächsten Zweck verfolgt die D. G. G. R. die Verbreitung, Ausbreitung und allseitige Geltendmachung der vorstehend ausgesprochenen Überzeugungen. Sie muß zugleich durch Zusammenfassung ihrer Anhänger Geist und Inverlicht, sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten.

11. Die ethische Bewegung hat, entsprechend der allgemeinen menschlichen Verbindlichkeit der sittlichen Normen, im Prinzip einen internationalen Charakter. Um aber auf den besonderen nationalen Kulturgebieteten erfolgreich wirken zu können, muß sie sich der nationalen Ausprägung der Kultur und den besonderen Formen des nationalen Staats- und Gesellschaftslebens anbehalten. Für Deutschland insbesondere muß sie sich, bei fröhlicher Bewegung jeder nationalen Überhebung, in ihrem gesamten Streben mit den besten Überlieferungen deutschen Volkslebens.

Prof. G. J. Romanes.

Die geistige Entwicklung im Tierreich. Nebst einer nachgelass. Arbeit von Ch. Darwin: Ueber den Instinkt. III. 5.—

Die geistige Entwicklung beim Menschen. Ursprung der menschlichen Vorfähigung. Autorisi. deutsche Ausgabe. III. 6.—

Bedel schreibt hierüber in „Weltstrahl“: „Den Kern meines Buches verweise ich auf das grundlegenden Werk von Romanes. Ich himme fast in allen Zusammenhängen und Überzeugungen vollständig mit ihm und mit Darwin überein.“ — „Die beiden Teile seines Wertes gehören zu den wertvollsten Ergebnissen der gesamten physikalischen Literatur“ u. c.

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 38, Postdammerstr. 28.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Rommandantenstr. 14.

Unlauterer Wettbewerb.

Monatsschrift für gewerblichen Rechtsschutz.

Herausgegeben von
Rechtsanwalt Dr. jur. Just. Lubnowski-Berlin,
Sombits des Bundes der Industriellen.

Amtliches Organ

der Centralstelle zur Handhabung des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb

(Vorsitzender: Geh. Kommerz.-Rath D. Wirth-Berlin).

„Unlauterer Wettbewerb“ erscheint am ersten jeden Monats im Umfange von 2 Bogen Quart. Abonnementpreis: vierteljährlich Mk. 2.—, Preis der einzelnen Nummern Mk. 1.—.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg D. B. Callwey in München über die Zeitschrift „Der Kaufmann“ bei, worauf wir unsere Leser hinweisen.
Berechtigter Redakteur: Dr. Rudolph Benzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Steber in Berlin S.W. 19, Rommandantenstr. 14. — Druck: J. G. Brugg, Berlin S.W., Rommandantenstr. 14.

Erste
Jahrgang
Preis 1,20 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegern,
Post-Zeitungsliste
Nr. 246.

Ethische Kultur

Preisliste:
Die dreijährige
Kontingenzliste 40 Mk.
Belagen
Mit und
ohne Bereinigung
Kündigen in allen
Kontingenzlisten
und in der
Spezialliste S. W. 19,
Kontingenzliste, 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerfer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 19. Oktober 1901.

Nr. 42.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Das höchste Wesen als Erziehungsideal. Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen). — Kranenage. Von Alice Salomon-Berlin. — Glaube und Übergläub. Von Theodor Vriz in Eszenberg bei Berlin. — Leje Wälder. — Streiflichter: Männermoral und Männerrecht. — Aus der ethischen Bewegung: Abteilung Frankfurt a. M. — Vermischtes: Reform Vorträge. Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Das höchste Wesen als Erziehungsideal.

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

„Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Mit diesem Sage bestätigt Jesus den Grundgedanken der folgenden Betrachtung. Die Vorstellung, welche ein Mensch vom höchsten Wesen hegt, ist maßgebend für die Art, wie er sich und seine Mitmenschen empfindet. Wer zu einem besonders vollkommenen Ideal erschauert, wird hohe Ansprüche an seinen Veredelungsgrad richten; der Adel des Vorbildes wird ihn erheben und läutern — „es wächst der Mensch mit seinen höhern Tugenden.“ Wer aber rohe Vorstellungen von dem hat, was er das höchste Wesen nennt, wird zweifellos unheilvoll beeinflusst von der Niedrigkeit dieses Ideals. Alle Freunde der sittlichen und geistigen Kultur haben demnach darüber zu wachen, daß in den Religionen und Weltanschauungen das höchste Wesen in einem Sinne kultiviert werde, der den Ansprüchen genügt, welche die geistig und sittlich fortgeschrittenen Volksgenossen, die Besten der Zeit, an das Vollkommenheitsbild stellen. Kundständige Ideale sollten mit geistigen Rassen bekämpft werden. Die Entwicklung gilt es stets lebendig und strotz zu erhalten. Jede dogmatische Erläuterung der religiösen oder philosophischen Weltanschauung bringt das schlimme Verhängnis mit sich, daß die zeitlichen Ideale hinter dem Fortschritt zurückbleiben, und daß dann naturgemäß eine moralische Verumpfung eintritt.

Tatsächlich werden leider von vielen Kanzeln und Kathedern noch immer Vorstellungen über das angebliche höchste Wesen verbreitet, die auf längst überwundenen Kulturstufen beruhen und daher als reaktionär in ethischen Sinne behandelt werden sollten. Die Religion ist größenteils in eine dogmatische Erläuterung ausgeartet, welche altjüdische, urchristliche und mittelalterliche Ideen für unfehlbar, ewig gültige Offenbarungen ausgiebt und dem „höchsten Wesen“ mancherlei Eigenschaften zuschreibt, die ein feineres Urteil als grobe Unvollkommenheiten empfindet. Der biblische Satz „Gott sah den Menschen nach seinem Bilde“ ist von Goethe, Feuerbach und anderen Dichtern in zutreffender Weise umgekehrt worden. Die Menschen haben nach dem eigenen Bilde ihre Götter ge-

schaffen; wie der Mensch, so sein Gott. In Zeiten und bei Völkern, wo das Ideal des Menschentums noch rückständig war, bildete sich naturgemäß eine rückständige Vorstellung vom höchsten Wesen. So kam das Altertum mit seiner Tyrannei und Sklaverei auf die Idee, das höchste Wesen sei ein Regent, ein mächtiger Gebieter. Deutzutage jedoch halten sittlich verfeinerte Naturen ein gebieterisches Herrschen durchaus nicht für den Gipfel des Menschentums; möglichst viel freie Selbstbestimmung gebührt nach ihrer Ueberzeugung der sittlichen Individualität und dem geistigen Leben. Von diesem Standpunkte aus urteilt Channing, ein gelehrter amerikanischer Priester: „Der alte Glaube macht den Menschen unfähig zur Jugend. Die morgenländische Welt, der das Christentum entstammt, ging bei ihrer religiösen Anschauung aus von Gott, dem absoluten Herrn über Alles. Verhöhnungen von der Größe dieses allgewaltigen Herrschers wurde der Mensch, das Geschöpf, zu nichts gemacht. Um Gott zu ehren, mußte der Mensch sich erheben, um den Herrn zu erhöhen, mußte der Knecht als Wurm im Staube kriechen. Selbstvergeßen des Menschen, um nur Gott allein im Sinne zu behalten, Rechtlosigkeit des Eigenwollens, Vernichtung der Selbständigkeit und geistigen Freiheit — das war Religion. Ist aber die Selbständigkeit und geistige Freiheit des Menschen nicht seine sittliche Natur? nicht ihr Grund und ihr Wesen? Diese alte, mißverstandene Frömmigkeit . . . ist nicht geeignet, den Menschen mit sittlicher Kraft zu durchdringen; sie drückt ihn nieder, statt ihn aufzurichten und verleitet auf große Abwege.“

Viele Theologen wähen noch immer, man dürfe auf die Vorstellung, das höchste Wesen sei ein Gewalthaber und Gebieter, deswegen nicht verzichten, weil die Sittlichkeit durch Autorität begünstigt, als göttliches Gebot hingestellt werden müsse. An eine Güte aus freier Entscheidung glauben sie offenbar nicht. Und doch wird jeder Freund der Vernunft und Freiheit im Gegenteil sagen: Im bloßen Gebot liegt keinerlei sittliche Verbindlichkeit; die echte Sittlichkeit gründet sich nicht auf Autorität. Der Regent, der etwas befiehlt, könnte ja ein Tyrann sein, der Böses erstrebt. Wog er durch seine Gewalt slavische Furcht verbreiten; eine edle Triebfeder ist das nicht.

Es bleibt den Theologen nichts übrig, als zu erwidern: „Allerdings, nicht weil Gott ein Regent ist, haben seine Gebote Gültigkeit, sondern weil sie gut sind.“ Allerdings! Aber das heißt mit anderen Worten: Die Sittlichkeit ist unabhängig von einer autoritären Stütze. Die Sittengesetze, welche man auf einen Himmelsherrlichen zurückführt, entsprechen dem, was die Menschen auf Erden als gut, nämlich als wohlthätig, als gemeinnützig und bejlegend erkannt haben. Die Erkenntnis des Rechts, das

Gefühl für das Gute sind keineswegs von einer überweltlichen Autorität gewedt, keineswegs aus der Betrachtung eines Gottgegenen abgeleitet worden, entstammen vielmehr der Erde, der Menschennatur, den Fähigkeiten unseres Gemütes und unserer Vernunft, sowie den Erfahrungen, welche die Menschen bei ihrem Zusammenleben machten.

Doch nehmen wir einmal an, was wir bestreiten, daß sich nämlich die Sittlichkeit gründe auf göttliche Autorität. Wie läßt sich denn feststellen, was eigentlich der Himmelsbeherrscher gebietet? Die Priester behaupten zwar, er habe seinen Willen offenbart. Wie aber läßt sich denkenden Menschen dafür Gewähr bieten, daß diese angeblichen Offenbarungen in heiligen Schriften, Propheten und Aposteln, Dogmen und Predigten wirklich das sind, wofür sie sich ausgeben? Und welchen von den heiligen Schriften und Religionslehren, die einander meistens widersprechen, sollen wir denn glauben? Der Pibel, dem Koran, dem Zend oder den Veden? Sollen wir dem alten oder mehr dem neuen Testament vertrauen? Sollen wir Juden, Protestanten oder Katholiken sein? Dem vernünftigen Geistlichen bleibt keine andere Antwort, als das, was der Bischof Cumberland mit den Worten ausdrückt: „Das sicherste und einzige Zeichen dafür, daß ein Gesetz von Gott stammt, ist, daß seine Beobachtung das Glück der Menschheit fördert.“ Nun also! Wenn wir im irdischen, menschlichen Leben die moralische Nützlichkeits haben, so brauchen wir keine Berufung auf übernatürliche Autorität, haben den Glauben an einen himmlischen Regenten nicht nötig.

Die Ansicht, die Sittlichkeit müsse sich auf göttliche Autorität stützen, muß besonders im Munde solcher Priester fremden, die sich Christen nennen und auf Jesus berufen. Jesus war ja gerade ein Gegner der autoritären Sittlichkeit, er wollte die Herrschaft des Gesetzes durch die sittliche Freiheit ablösen. Auf die Liebe verwies er, die doch durch keinerlei Gewalt herausgefordert wird, sondern ganz freie Keimung bedeutet. Viele Theologen geben das zu, meinen aber, Jesus habe auf die Liebe zu Gott verwiesen. Der Vorklaut der Evangelien bestätigt diese Ansicht allerdings an vielen Stellen. Doch ist auch wieder unverkennbar, daß Jesus die Liebe zu den Menschen für das Elementare der Sittlichkeit hielt. Und ganz mit Recht. Denn viele Herzen verdammen sich nicht zu begreifen für ein außerhalb der Welt gedachtes, also eigentlich unfaßbares und trotz aller „Offenbarung“ wesentlich fremdartiges Wesen. Alle Herzen aber sind fähig, für ihresgleichen zu schlagen, Rücksicht und Liebe den Mitmenschen gegenüber zu empfinden.

Diese Rücksicht war in der That der Quell aller Sittlichkeit, schon zu jenen Zeiten, da man in der irdischen Lehre noch fast allgemein auf einen göttlichen Willen sich berief. Man übertrug dabei, ohne es zu merken, menschliche Güte auf die überirdische, himmlische Welt. Die Christen suchten, wie Georg von Wyzdyl sein bemerkt, erst liebevolle Väter auf Erden kennen und schätzen gelernt haben, bevor sie darauf kamen, einen liebevollen Vater im Himmel zu verehren. Jesus selber hat das erkannt, wenn er sagt: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht!“

Unsere Betrachtung hat zu dem Ergebnis geleitet, daß der Herrscherinn ein für unsere Sittlichkeit ebenso entscheidendes als bedenkliches Attribut des höchsten Wesens bedeutet. Doch nicht allein der göttliche Herrscherinn im Allgemeinen, sondern auch die besondere Art, wie eine rote Kultur ihn sich dachte, vermag sittliche Schäden herbeizuführen. Der Gott des alten Testaments, der in Kirchen und Schulen oft ohne bessere Auslegung verstanden wird, muß unseren sittlichen Ansprüchen mangelhaft erscheinen. Darnach freilich sind eine Reihe von sinnlich-dichterischen

Vermenschlichungen des höchsten Wesens — wenn z. B. Jehovah wie ein Perlerfisch im Paradiesparke spazieren geht, sich in der Abendstunde vom heißen Regierungstage zu erholen, oder wenn er mit Abraham speist. Bedenklich aber ist es schon, wenn den zarten Meilern der Kinder in der Schule eingepflegt wird, Gott habe Pharao Herz verhärtet, um ihn dann für diese Verhärtung im Meere umkommen zu lassen; er habe den Kindern Jerael vor ihrem Auszuge aus Aegypten befohlen, sie sollten von den Aegyptern goldene und silberne Geschäße leihen und dann einfach behalten; Gott habe jener Kron's Söhne durch Feuer vernichtet, weil sie die Pyrie nicht mit dem rechten Feuer angezündet hätten. Und wie schauerlich klingen viele Schilderungen Jehovas — so die des Propheten Nahum: „Der Herr ist ein eifriger Gott, ein Rächer, vor dessen Zorn Niemand bleiben kann, dessen Zorn wie Feuer brennt und vor dem das Erdreich bebzt, die Hügel vergehen und die Felsen herspringen.“

Es ist längst, seit Jahrhunderten, zeitgemäß, bespitzeltend zu fragen: Von solch' einem „höchsten Wesen“ sollen wir Heil erwarten? So soll jene Gottheit fühlen, die doch schon vor bald 1900 Jahren als die Liebe bezeichnet wurde? Welch' ein unverföhlicher Zwiespalt der göttlichen Natur! Wie kann eine Verjöhnung der Menschheit mit einem Wesen gedacht werden, das mit sich selber so im Widerspruch steht, wie altes und neues Testament?

Solche inneren Widersprüche machen die dogmatischen Glaubenslehren vom höchsten Wesen zu einer gefährlichen Nahrung für den innersten Charakter. Und wenn diese Gefahr glücklicherweise die meisten Jünglinge des Religionsunterrichts so ziemlich verschont, so liegt das an dem guten Kern, den wahre Humanität frühzeitig in die Gemüter gelegt hat, und wohl auch an der sinnlichen Gedankenlosigkeit. Gott schuf die Welt — so heißt es — und glaubte anfangs, er habe sie gut geschaffen. Doch trotz seiner angeblichen Allwissenheit, Allgüte und Allmacht stellte sich bald heraus, daß sein Werk fatale Fehler hatte. Gleich die ersten Menschen sündigten, und die böse Anlage erbe sie auf die ganze Menschheit fort. Viele Kirchenlehrer erläutern sogar die ganze Schöpfung, die gesamte Natur für schlecht und vom Teufel besessen. Welch' ein Zeugnis wird hier dem „höchsten Wesen“ ausgestellt! Wie wunderbar berührt es uns ferner, wenn die Orthodoxie lehrt: Um seine Geschöpfe, die der Schöpfer nun einmal mit der Anlage zur Sünde ausgestattet hatte, von den Folgen der Sünde, von der Schuld und Strafe, zu erlösen, mußte sich Gott wie ein Sünderlamm zum Pyrie darbringen. Die Idee eines hellwertretrenden Sünderopfers vermögen wir Kinder der Neuzeit gar nicht mehr zu fassen, geschweige denn mit der Vorstellung eines gerechten, eines höchsten Wesens zu vereinigen. Und wenn wir gar noch hören, daß trotz der angeblich vollbrachten und allgemeingültigen Erlösung doch nicht alle Menschen zur Seligkeit berufen sind, daß vielmehr Heerscharen von Seelen im höllischen Feuer zu brennen und teilweise für alle Ewigkeit Qualen zu erleiden haben, die auch der entmenslichste Mensch in einem Witwenheim nicht mehr zuzinsen möchte, — so sind wir stark vor Verblüffung über das, was hier der Logik und dem sittlichen Gemüte unseres Volkes, zumal den weichen, für Krebs wie für Edles so empfindlichen Kinderseelen zugemutet wird.

Der Glaube an einen Beherrscher des Weltalls wird häufig durch die Behauptung verteidigt, auf ihn gründe sich die Sittlichkeit des Volkes derart, daß die soziale Ordnung zusammenstürze, sobald das „ungebildete“ Volk nicht mehr einen stützenden Herrgott fürchte und nicht mehr auf himmlischen Lohn hoffe. Wer dieser Ansicht halbtig, hat schwerlich ein inneres Verhältnis zu dem, was er höchstes Wesen nennt. Sontz empfinde er die Erniedrigung, welche er diesem Ideale antut, indem er

es zur weltlichen Gemütspolizei erniedrigt — zur Vogel-schauende, die vom goldenen Zeigen sozialer Klasseninteressen einen darbenenden, geringen Schwarm abschneiden soll. Auch einen recht armieligen Sinn für Erhöht vertritt dieser Standpunkt. Denn was sich auf den Glauben an einen strahlenden und lohnenden Herrgott im Volkscharakter gründet, ist keine wahre Sittlichkeit, sondern plumper Eigennutz — främerhafte Lohnsucht und Ineuchliche Furcht. Der bessere Mensch verachtet diese Triebfedern; er thut das Rechte nicht um äußerlichen Vorteils willen, sondern aus freier Liebe zum Guten; und das Unrechte meidet er, nicht weil er sich von Rache bedroht glaubt, sondern weil sein innerstes Selbst einen natürlichen Abscheu vor dem Bösen hegt. Wahre Sittlichkeit ist das schroffe Gegenteil niedriger Achtung — nämlich Aufgeben in anderen Wesen, Mitleidenschaft und Wohlwollen für die Menschheit, jelige Hingabe an den höchsten Sinn des All-Lebens. Zumal „Christen“ sollten das einsehen und also den Hinweis auf Strafe und Lohn bei der Volkserziehung endlich meiden — eingedenk des erhabenen Meisters, der in der Liebe das höchste Wesen fand und alle Formen, welche die Sittlichkeit autoritär zu begründen suchten, grundtätig verachtete!

Autorität als Stütze des Guten — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. Zu diesen Früchten gehört das Beispiel, welches sich die Gläubigen an ihrem Himmelsherrchen nehmen, indem auch sie wesentlich mit Autorität, mit Zuderkrot und Kute, ihre Mitmenschen erziehen. Der so behandelte Jüngling gewöhnt sich daran, bei all seinem Thun zu fragen: „Welchen Nutzen oder Nachteil habe ich davon?“ Aus Mangel an lehrung erlahmen nun die echten Triebfedern des Guten.

Mit der fittlichen Verrohung geht aber auch Stumpfheit der Vernunft Arm in Arm. Denn die Straf- und Lohn-Pädagogik erlischt die vernünftige Befinnung. Durch Autorität löst sich ja der ungeschweuliche Lufsinu lüben. Und so bedeutet sie eine furchtbare Gefahr für das logischehalten des „Logos“, das Licht in uns, von dem es im Evangelium heißt: „Das Licht Deines Körpers ist Dein Auge. Ist nun Dein Auge einfach, wird Dein ganzes Wesen lichtvoll sein; ist aber Dein Auge schlecht, wird jimmer Dein ganzes Wesen. Ist nun das Licht in Dir schon Finsternis, wie groß wird die Finsternis sein.“ Darin eben besteht das Geracht, daß das Licht zwar in die Welt gekommen ist, die Menschen jedoch mehr die Finsternis, denn das Licht lieben.“ Es ist psychologisch völlig klar, daß Priester, die an einen Weltregenten glauben, ihre religiösen und ethischen Lehren wesentlich autoritär, durch Schreck- und Lohnmittel, zu stützen und zu verbreiten suchen. Wenn sie „Weiden“ mit dem Schwerte zur Tante trieben, Herzen solterten und Kefern mit dem Scheiterhaufen einen Vorgefchmack des Höllenfeuers beibrachten, so ahmte solche Propaganda lediglich das Vorbild des höchsten Richters nach; die Engel sangen Triumph dazu, gefällige und weltliche Fürsten erbauten an dem Schauplatz ihre frommen Herzen, und aus der sanftigerten Menge erhob der Jubel: „Gott will es!“ Wind und toll stürmten die Glaubensparteien widereinander; das einzige Mittel, wodurch man sich hätte verständigen und die Wahrheit an den Tag bringen können, das heilige Einigungsmittel der gesamten Menschheit, die Vernunft, war verunstet durch den darüber geflüpten Schiefel des Autoritätsglaubens.

Diese finstere Zeit, die ein rohes Ideal vom höchsten Wesen verhängte, erstreckt sich bis in unsere Gegenwart und richtet jetzt neues Unheil an, das man fittlichen Nihilismus nennen darf. Nachdem ein grober, doch immerhin der Notdurft dienender ethischer Plan auf dem Autoritätsglauben errichtet wurde, gerät nunmehr, im

Zeitalter einer pietätlosen Kritik, dies morsche Fundament ins Wanken, und überall, wo es zusammenbricht, stürzen auch die ethischen Grundzüge. Sollte diese traurige Erscheinung nicht geeignet sein, alle Freunde ethischer Kultur vor jenen veralteten, rohen Vorstellungen zu warnen, mit denen man auf Kanzeln und Rathedern noch immer vielach die Jugend und das Volk verdirbt? Und ist es nicht höchste Zeit, an ihrer Stelle das Ideal zu pflegen, das sich die größten Meister und edelsten Herzen vom höchsten Wesen gebildet haben? Wie ich unter ihrer Führung es mir denke, mag eine folgende Betrachtung andeuten.

(Schluß folgt.)

Frauentage.

Von Alice Salomon-Berlin.

Frauentage — — ein neues Wort, das noch vor wenigen Jahrzehnten unbekannt, bedeutungslos war, seinen Begriff umschloß! Heut hat es in weiten Kreisen einen vertrauten Klang; und was noch vor kurzem zum Ereignis ward — eine Verammlung von Frauen aus allen Teilen des Landes zum Zweck gemeinsamer Ausbgebung ihrer Forderungen, zur Beratung ihrer Interessen, zum Austausch ihrer Erfahrungen —, ist in Deutschland eine selbstverständliche, regelmäßige Institution geworden. — So hält der Bund Deutscher Frauenvereine, der die verschiedensten Richtungen, der alle Fraueninteressen umschließt, alle zwei Jahre seine Generalversammlung ab. Mit 137 Mitgliedsvereinen, die etwa 70000 Einzelmitglieder darstellen, hat er den weitesten Rahmen gezogen. Gleichfalls alle zwei Jahre — in den Jahren, die nicht durch die Tagung des Bundes beansprucht sind — tritt die Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zusammen, die in der Regel mit einem öffentlichen Frauentag verbunden wird. Außerdem wird ungefähr gleichzeitig mit dieser Veranstaltung, an deren Spitze die ersten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung stehen, eine Konferenz des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine abgehalten, der vor 2 Jahren auf Anregung einiger Berliner Frauenrechtlerinnen gegründet wurde, die in dem großen Bund keine genügende Vertretung ihrer fortschrittlichen Ansichten zu finden glaubten. In den Provinzen hat dieser Verband bisher nur eine kleine Anhängerzahl gefunden. Die Versammlungen großer, über ganz Deutschland verbreiteter Vereine, des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, des Vereins Frauenbildung — Frauentudium, Verammlungen der bayerischen Frauen vervollständigen das Bild dieser regelmäßig wiederkehrenden Veranstaltungen; im vorigen Jahr haben auch die sozialdemokratischen Frauen vor Beginn des Parteitag zu dem erstenmal eine besondere Frauenkonferenz abgehalten; und auch der noch junge evangelische Frauenbund tritt alljährlich in Wanderversammlungen zusammen.

In schneller Folge reihen sich die Frauentage aneinander, und es ist fast zu fürchten, daß bei der kleinen Zahl führender und leitender Frauen die Einzelne überbürdet, daß durch die Vorbereitungen zu diesen Zusammenkünften viel wertvolle Kraft der praktischen, lokalen Tätigkeit verloren geht, daß neben dem Wetzen der großen Gesichtspunkte die zwar oft recht nützliche, aber notwendige Kleinarbeit zu kurz kommt. Und doch kann die häufige Anregung für Frauen, die in kleinen Orten, auf vorgeschobenen Posten, in verständnisloser Umgebung mühsam jeden kleinsten Erfolg dem steinigsten Boden abringen müssen, gar nicht entbehrt werden. Sie brauchen die Kongresse, wie der Künstler die Ausstellungen; und wie die Darmstädter Kolonie, die durch die Großmut eines Fürsten dem Hasten und Schaffen für die Ausstellung

überhoben war, doch diesem Ziele wieder zustrebte, so würden auch die Anhängerinnen der Frauenbewegung es selbst unter den günstigsten sozialen Arbeitsverhältnissen entbehren, wenn sie ihre praktischen Erfolge nicht an denen in andern Orten messen, nicht zu neuen Versuchen und Arbeiten bei den Frauenteagen Förderung finden könnten.

Unter diesen Gesichtspunkten sind die Frauentage zu betrachten; und der Wert der soeben stattgefundenen Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Eisenach und des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine in Berlin ist daran abzuschätzen.

Beide Versammlungen trugen einen durchaus eigenartigen Charakter. In Eisenach, der burggekrönten Stadt, die so manchen zur Zufluchtsstätte diente, die ihrer verfolgten oder geschmähten Ueberzeugung Ausdruck geben mußten, gleich dem großen Gefängnis der Wartburg; dort, wo vor acht Jahren zum erstenmal die deutschen Erbkaiser sich vereinten, hat auch der Allgemeine Deutsche Frauenverein bald nach seiner Gründung, im Jahre 1872, schon einmal getagt, und die Führerinnen der Bewegung, für die solche Versammlung damals — in den Uranganen einer organisierten Frauenbewegung — ein ungeheures Ereignis bedeutete, hatten dort schon einmal ihr „Hier sehe ich; ich kann nicht anders!“ ausgesprochen.

Der Rückblick auf jene Zeit des Jagens und Hoffens, der Gedanke an jene kleine, aber zielbewußte und kampfesmutige Schar, die Anwesenheit der Leiterinnen und Führerinnen, die schon vor 30 Jahren an der Pionierarbeit teilgenommen, die ihr ganzes Leben seitdem für die Bereicherung ihrer Geschlechtsgenossen von unwürdigen Fesseln eingeseigt haben, das alles drängte sich den Versammelten unmittelbar durch die historische Stätte auf; das trug dazu bei, den ethischen Grundgedanken der Frauenbewegung, der in den fernsten Zielen stets betont, später durch wirtschaftliche Augenblicksfordernisse manchmal verschüttet worden ist, zum Leitmotiv der Verhandlungen zu machen. „Wir fordern nur Rechte, die sich auf Pflichten gründen.“ mit diesen Worten leitete die Vorsitzende die Versammlung ein, und durch alle Anträge, Debatten und Vorträge hindurch klang es hindurch: „Nacht aus besser werden, gleich wird's besser sein.“ Eine fast unendliche Reihe von Aufgaben wurde den Zweigvereinen zur Inangriffnahme empfohlen; so die Errichtung von Rechtsschutzstellen, von Hauspflegevereinen; mehr Beachtung als bisher soll der Propaganda durch Flugblätter und Zeitungen geschenkt werden. Die Gründung von Heimstätten für Waisen wurde lebhaft erörtert und den Vereinen Stellungnahme zu diesem Plan empfohlen. Der Vorstand wurde ersucht, der durch mehrfach aufgedeckte Mißstände akut gewordenen Krankenpflegerinnenfrage seine Aufmerksamkeit zuzuwenden; die Einführung kommunaler Armen- und Waisenspäterinnen soll in lebhafter Weise durch den Verein propagiert werden. Durch Annahme einer Petition, die bei den Landesregierungen die Anstellung von atademisch gebildeten Frauen als Fabrikinspektorinnen und von Frauen aus dem Arbeiterstande als deren Hilfskräfte fordert, wurden die Interessen der Arbeiterinnen berührt; desgleichen durch einen Vortrag über „Konjunktantenmoral“, der die Delegierten dazu anregen sollte, in ihren Vereinen den Gedanken der Verantwortlichkeit des laufenden Publikums für die Mißstände im gewerblichen Leben zu wecken. Tiefe Bewegung riefen die Vorträge über „Moderne Erziehungsprobleme“ von Fräulein Gertrud Bäumer und über die „Sittlichkeitsfrage“ von Fräulein Bertha Pappenheim hervor. Beide Rednerinnen waren in dem Kreis noch nie gehört worden; ihre feine durchdachten, seelenvollen Ausführungen, die neue

Art, alte Probleme zu erörtern; ihre Kunst, wo sie niederreißen mußten, auch wieder aufzubauen, jedem einzelnen Zuhörer seine Pflicht diesen Aufgaben gegenüber zu weisen — das alles rißte die beiden Vorträge in den Mittelpunkt des Interesses und der Diskussion. Ein Vortrag von Frau Marie Stritt über „die deutschen Vereinsgesetze und die Frauen“, an den sich in Form einer Resolution ein energischer Protest der Versammlung gegen die unwürdige, den Frauen durch das Vereinsgesetz vieler deutschen Staaten aufgewonnene Stellung schloß, beendete die Verhandlungen des Eisenacher Frauentages in ein druckreicher und wirkungsvoller Weise.

Unter dem Zeichen eben dieses Vereinsgesetzes, gegen das die Frauen in Eisenach ihre Stimme erhoben hatten, stand die Berliner Versammlung der fortschrittlichen Frauenvereine. Die Leiterinnen der Beratungen hatten sich einen Saal des Reichstagsgebäudes für ihre Zusammenkünfte gesichert; nach der ersten Vormittags Sitzung wurden sie aber an der weiteren Benutzung des Raumes gehindert, da die Polizei auf Grund des Vereinsgesetzes verlangte, die Versammlung überwachen zu dürfen, und die Reichstagsbeamten wiederum auf Grund der Hausordnung der Polizei den Eintritt wehrten. Die Verhandlungen mußten daher in ein anderes Lokal verlegt werden, wurden aber polizeiseitig am nächsten Morgen wieder unmöglich gemacht, da die gesetzlich bestimmte Anmeldebefristung von 24 Stunden nicht hatte innegehalten werden können. Von den fünf vorgesehenen Sitzungen mußten, nachdem all diese Schwierigkeiten beseitigt waren, vier zu einer ausgedehnten Versammlung zusammengezogen werden; und die dadurch bedingte Eile, die Verletzung der Diskussionen, die Leberbündung mit Stoff mußte den Verhandlungen naturgemäß schaden.

Zur Erörterung standen die Arbeiterinnenfrage, die Waisenspflege, die Gründung von Rechtsschutzstellen, die gemeinschaftliche Erziehung der Geschlechter, das Krankenversicherungsrecht, die politische Erziehung der Frau, die Deutbotenfänger. Diese Themen, die ja auch von anderen Frauenvereinen vielfach in Angriff genommen und erörtert werden, zeigten, daß die fortschrittlichen Frauenvereine sich weniger durch die Wahl der Arbeitsgebiete, als durch die Art der Behandlung von anderen Frauenvereinen unterscheiden wollen. Inwieweit ihnen das gelang, welche Erfolge sie dabei aufzuweisen haben und ob sie auch die Augenstehenden durch ihre Verhandlungen fördern und anregen werden, ist nach dieser, durch Vereinsgesetz und Polizei beeinflussten Tagung noch nicht zu beurteilen.

Eine öffentliche Kundgebung gegen den Zolltarif und eine öffentliche Versammlung mit dem Thema „Hygiene und Sittlichkeit“ beschloßen die Verhandlungen.

Zimmer und immer von Neuem empfanden die Frauen den Druck des Vereinsgesetzes, das ihre Bewegungsfreiheit einengt, das einer willkürlichen Auslegung von Seiten der Polizeiorgane Raum giebt und das die Hälfte des Volkes zu Unmündigen stempelt. So lange ein Gesetz besteht, unter dem heute gebuddelt werden kann, was morgen verboten wird; unter dem bei der Einen Recht ist, was der Andern als Schuld ausgelegt wird, müssen die Frauen die Gesetzgeber anklagen, die zwar vielfach diese Bestimmung als unwürdig und ungerecht anerkennen, aber doch den Frauen gegenüber an dem Wahlpruch festhalten: „Nacht geht vor Recht.“

Wägen die Frauen an den Schwierigkeiten, die sie zu überwinden haben, erstarren zu dem Kampfe um Recht und Gerechtigkeit; zu dem Kampfe, den nicht die Frauen einer Klasse für ihre Klasse führen können, den nicht eine Richtung, eine Partei allein auszufechten hat;

zu dem Sieg, der nach getrenntem Marsch doch endlich von allen und für alle gemeinsam errungen werden muß.

Glaube und Aberglaube.

Von Theodor Stitz in Schöneberg bei Berlin.

Die gebildeten Orthodoxen sind seit davon überzeugt, daß zwischen Glauben und Aberglauben eine scharfe Grenze zu ziehen sei. Sie erklären den Glauben für eine Notwendigkeit zur Führung guten Lebens, den Aberglauben für verwerflich.

Nun ist aber die Uebersieferung, an der die christliche Lehre sich hält, so tief mit Aberglauben vermischt, daß es eine schwere Zumutung an den modernen Menschen ist, das Alles als heilige, unumstößliche Wahrheit anzuerkennen. Wir sollen glauben, daß in alten Zeiten Engel auf der Erde umhergewandert sind, Wunderheilungen stattgefunden haben u. s. w., während das Alles jetzt nicht mehr stattfindet. Die Uebersieferungen des Hebräervolkes gelten für heilig, während der Wunderglaube anderer Völker, der doch so viel Verwandtschaft mit dem der Hebräer zeigt, als Aberglaube gilt.

Darum ist es auch so unendlich schwer, den Aberglauben völlig auszumergen. Denn der Aberglaube kann sich darauf berufen, daß der Glaube ihm die Wege weist. Und der Aberglaube wird sich namentlich dann leicht einschleichen, wenn das, was dem Menschen am teuersten ist, auf dem Spiele steht, wenn die Sorge um das eigene Leben oder um das lieber Angehörigen den begreiflichen Wunsch erweckt, schweres Unheil abzuwenden.

Für den klaren, nüchternen Verstand giebt es nur ein entweder — oder. Das das Gebet um die Genesung Kranker keine Wirkung, so ist es zwecklos. Kann aber eine Wirkung des Gebetes erwartet werden, so ist es begründlich, daß der Gläubige auch Erlöse ihnen will. Aber wie will man dann noch die „Glaubensheilung“ abwehren?

Ich weiß recht wohl, wie viel Edles und Gutes mit diesem Glauben oder Aberglauben — wie man will — zusammenhängt. Welch' erhabenes Bild bietet nicht die am Lager des sterbenden Kranken stehende und um seine Genesung betende Gattin? Aber wo einmal der prüfende Verstand eindringt, ist dennoch für solche Vorstellung kein Raum mehr. Es mag sein, daß sie aus Pietät oder aus Scham, eine so einschmeichelnde und für die persönliche Erläuterung wertvolle Täuschung fahren zu lassen, festhalten wird. Aber das ist dann doch nicht mehr der naive und seltsame Glaube, der allen Ergebnissen der Wissenschaft zum Trotz an dieser Vorstellung festhält und sich des Widerspruches zwischen ihr und der Aufklärung nicht bewußt wird.

Das Treiben der „Glaubensheiler“ ist vor einiger Zeit von orthodoxer Seite scharf getriggt worden. Sogar der bekannte Herr Stöder, einer der Wittigsten unter den Gläubigen, hat sich veranlaßt gesehen, seinen Unwillen hierüber anzusprechen. Aber diese Abwehr ist nicht wirksam und kann es nicht sein. Denn Herr Stöder will den Glauben an die Wunderkraft des Gebetes nicht fahren lassen. Und damit öffnet er dem Schwindel der Glaubensheiler Thür und Thor.

Dies ist eine der betrübenden Erscheinungen, deren die Gegenwart so manche zeigt, es sind die Früchte der reaktionären Geistesströmung. Es gab eine Zeit, wo Christentum und Aufklärung leidlich mit einander ausliefen, wenn auch vollständige Ausöhnung unmöglich war. In einem gewissen Grade nahmen die Rechtgläubigen mit teil an den Früchten der allgemeinen Aufklärung. Sie zogen die äußersten Konsequenzen

aus den Glaubenslehren, weil die allgemeine Zeitrichtung alle solche Bestrebungen zurückdrängte. Heute aber erhebt die Orthodoxie trotz ihr Haupt, weil die Herrschaft der Konservativen auf politischem Gebiete ihren Fuß gestärkt hat. Damit stellen denn auch die Ausschreitungen des Aberglaubens sich ein, die doch eigentlich nur die natürliche Konsequenz der Glaubenslehren sind, wenn man Alles was sie enthalten, in vollem Ernst als Wahrheit hinnimmt. Damit wächst aber auch die Gefahr des geistigen Rückschritts und der geistigen Verfinsternung.

Wer, der sich von dem Christenglauben losgemacht hat, sollte sich doch nicht das Verständnis bewahrt haben für die hohen Wohlthaten, die er dem Menschen gewährt? Finden doch die liebsten Vorstellungen des Menschen an dem Glauben ihren Rückhalt. Man pflegt nicht mit Unrecht die Frage, ob es ein Förlchen nach dem Tode giebt oder nicht, als die Feuerprobe für die Festigkeit der Ueberzeugung des Freidenkers zu bezeichnen. Auf dem eignen Sterbelager oder bei der Todesstrafe lieber Angehörigen stellt das Verlangen nach Fortdauer der individuellen Erläuterung sich mit fast unbewegbarer Gewalt ein. Aber die Thatfache, daß das Ich in dem Glauben voll seine Rechtmäßigkeit findet, daß die Vorstellungen des Gläubigen angenehm und einschmeichelnd sind, ist kein Beweis für die Wahrheit derselben, sondern ist vielmehr geeignet, Zweifel an ihrer Nichtigkeit zu erwecken. Wie schwer auch das Entlassen sein mag, für den wahrheitliebenden Menschen ist es unmöglich, unehrliches Spiel in seinem Innern zu treiben. Der, welcher durch eigenes Denken zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die Christenlehre nicht die Autorität ungeweihter Wahrheit für sich beanspruchen kann, wird für das, was er verlor, reichen Ersatz finden durch den Genuß, den jedes unbefangene Förlchen nach der Wahrheit gewährt. Er wird sich sagen, daß, wenn die Kulturmerkmale einer ihrer vornehmsten und edelsten Aufgaben, dem Ringen nach Erkenntnis der Wahrheit, nicht untreu werden will, das Vossagen von dem Unberücksichtigungsdenken ein notwendiger Denkprozeß ist. Und dann wird auch dieser Glaube als Aberglaube gelten. Die allmähliche Vöterung und Meinigung des Glaubens von abergläubischen Vorstellungen war ein fortschreitender Denkprozeß, der durch die steigende Kultur notwendig bedingt wurde. Man kam vom Katholizismus zum Lutherthum, vom Lutherthum zum liberalen Christentum. Aber dieser Denkprozeß hat schließlich schon sein Ende erreicht. Noch immer kämpft die Wahrheitskenntnis mit der Furcht, anezogene und liebgeordnete Vorstellungen preiszugeben. Noch immer haben die, welche der Wahrheitskenntnis zu ihrem vollen Recht verhelfen wollen, nicht eine Form der Zusammenfassung ihrer Ueberzeugungen gefunden, die zugleich das menschliche Gemüt befriedigen könnte.

Lose Blätter.

Das ist ein unbedingtes Gesetz für den Menschen, daß der Gedanke in ihm herrsche, daß sein Geist immer oben schwebt über den Gegenständen. Sie sollen nicht ihn, sondern er im Gegenteile soll sie in Besitz nehmen. Er soll alles sammeln in seinem Geist.

Selbstgefühl und der Wille und die Kraft, sich selbst zu behaupten, ist die erste Tugend und heißt Selbstständigkeit, Tapferkeit und Mut. Dasselbe Gefühl und dieselbe Befähigung anderen einräumen, ist die zweite Tugend und heißt Gerechtigkeit. Aus der Gerechtigkeit entspringen Güte und Wohlwollen.

Nur die Gedanken, die der tiefste Ernst hervorgebracht und vollendet hat, nehmen eine höhere Form an. Sie mochen den Menschen fröhlich. Das ist das Geheimnis des Soteristischen Ironie.

„Der Friede ist das Meisterstück der Vernunft“, sagt Joh. Müller. Dies ist nicht nur wahr in Bezug auf die bürgerliche Verfassung, sondern in jeder Beziehung.

Friedr. Heint. Jacobi.
(Ziehende Blätter.)

Streiflichter.

Männermoral und Männerrecht. Wir haben die übertrieben verallgemeinerte Behauptung mancher Verlampferrinnen der Frauenemanzipation, als sei die ganze gesellschaftliche, staatliche und rechtliche Organisation der zivilisierten Völker einseitig nur vom Standpunkt des Mannes aus ins Leben gerufen, nur auf sein anscheinendes Interesse zugeschnitten worden, niemals für völlig richtig gehalten, wenn auch die Existenz einer Männermoral, die freilich weder Moral heißen, noch vom edlsten Manne anerkannt werden dürfte, nicht zu leugnen ist. Um so bedauerlicher ist es, wenn gelegentlich traurige Fälle solcher einseitigen Denkwiese und Integrität an die Öffentlichkeit treten und jene übertriebene Behauptung zu stützen scheinen. Durch die Tagesblätter geht eine Verleumdung vor der Strafkammer in Stuttgart, wo sich ein Mädchen ihrem Verführer, einem Fingerringassessor, gegenüber wegen — Verleumdung zu verantworten hatte, die sie dadurch begangen hätte, daß sie regelmäßig vor seiner Wohnung und vor seiner Kanzlei auf ihn wartete und ihm dann überallhin nachging. Die Angeklagte gab das zu und begründete ihr Thun wie folgt:

„Herrse! X. habe vor drei Jahren mit ihr Beziehungen angeknüpft, sie habe ihn innig geliebt und an seine Ökonomie glaubt. Das Verhältnis sei nicht ohne Folgen geblieben. Der Vater meagte sich jedoch, dem hinter seinen Namen zu geben, ebenso wie er das Aninnen, die Hofe X. zu betreten, zurück. Als das Kind noch einigen Monaten fehlte, habe er geschworen, daß er seine Wutere betrauen solle, als sie. Seitdem habe sie jede Gelegenheit, ihn zu sehen, sie warte auf ihn und folge ihm dann in einiger Entfernung, aber ohne ihn anzuspüren.“

Hiß hierhin haben wir nur das leider für die „Moral“ unserer Lebemänner typische Beispiel des gewissenlosen Verführers, freilich noch verschärft durch den Zusammentritt, mit dem dieser „Ehrenmann“ sich nicht idemt, jene schmutzige Wäsche an Öffentlichkeit auszubreiten, um den „Verleumdungen“ seiner Unschuld ein Ende zu machen. Daß sich aber nun ein Staatsanwalt findet, der eine Verhängnisfrage von sechs Monaten für die Verlassene beantragt, und zwar „wegen systematischer Kompromittierung eines Beamten“, hätten wir für unmöglich gehalten, wenn nicht die Thatiade unter Namensnennung einwandfrei mitgeteilt wäre. Heißt das nicht alle Moralbegriffe auf den Kopf stellen? Der Herr „kompromittiert“ sich selbst am schwersten, nicht so sehr durch das Liebesverhältnis selbst (wenn es ein solches war), sondern durch seine brüske Lösung; er „kompromittiert“ auch das Amt, das er bekleidet, und zwar so, daß jene vorgezeigte Behörde denn doch dringende Veranlassung hätte, zu fragen, ob sich ein solcher Beamter nicht der Achtung und des Vertrauens, die seine verantwortliche Stellung erfordern, unwürdig gezeigt habe — und nun erklärt derjenige Beamte, der pflichtmäßig das Staatsinteresse zu wahren hat, das Verhalten des Assessors selbst völlig ignorierend, die Anhänglichkeit und Treue der am Ehre und Glück Betroffenen sei „systematische Kompromittierung eines Beamten“! Und der Gerichtshof? Vergeblich betont der Verteidiger:

„daß gemüthliche Empfindungen von Liebe und Haß, Schmutz und Enttäufung die Angeklagte in ihrem kranken Thun veranlaßt haben; die Angeklagte trage noch heute das Bild des Vaters ihres Kindes bei sich. Männer keine Gemüth, den Haß strenger zu beurteilen als Frauen, welche die Motive besser zu verstehen und zu wüthigen vermöchten.“

Das Urteil lautete auf vierzehn Tage Gefängnis wegen Verleumdung in sieben Fällen, in welchen die An-

geklagte Dritten gegenüber sagte, sie habe ein Kind von dem Assessor.

Thine nähere Kenntnis der Urteilsbegründung, insbesondere nach der Seite hin, ob in jeuen sieben Fällen die Angeklagte die zulässigen Grenzen der Zuchtlosigkeit formell etwa überschritten habe, ist das Urteil überhaupt nicht zu verstehen. Besonders bedauerlich ist aber die Mitteilung jenes „insbesondere“. Denn, daß die einwache wahrheitsgetreue Aussage, die Angeklagte habe ein Kind von dem Assessor, allein niemals den Thatbestand einer „Verleumdung“ erfüllen kann, das sieht auch der juristisch völlig Ungelehrte.

In den Augen aller ansständig Denkenden ist freilich der „Verleumdete“, der seine „Ehre“ so glänzend wiederherstellte, der Gerichtete. Aber das genügt nicht. Wohl geht die moralische Beurteilung menschlicher Handlungen der rechtlichen Würdigung derselben immer um ein Verträgliches voraus; das schließt aber nicht aus, daß auch das Rechtsbewußtsein des Volkes seine moralische Forderung an das bestehende Recht und Gesetz erhebt. Und ein öffentliches Recht, das, wie hier, den eigentlich Schuldigen schuldig und den geschädigten Teil für die Aechterung seines Namens freit, wird — wir sehen nicht an, es auszusprechen — in den weitesten Kreisen als unmoralisch empfunden.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Frankfurt a. M. Die hiesige Abteilung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kultur wird vor kurzem ihren Abteilungsstag ab. Dem Bericht, den der erste Vorsitzende, Herr Dr. Flunq, erstattete, ist zu entnehmen, daß im vergangenen Winter sieben Vortragende stattfanden, die gut besucht waren, und daß im kommenden Winter wieder durch Vorträge für die Verbreitung der Anschauungen gewirkt werden soll, für welche die Gesellschaft einhundert Reichsmark bereit hat. Ein zweites Sachverhalt der Kirchbrüder, aber nicht der christlichen, den die Bewegung in Formel gebracht hat; sie wird sich demnach als selbständige Abteilung konstituieren. In der Diskussion wurde von Herrn Hübner darauf hingewiesen, daß der Wunsch, der in Bezug auf den Abteilungsstag gelangte, die Abteilungen möchten die Propaganda für Einführung eines von allen konfessionellen Voraussetzungen freien Religionsunterrichts in den Vordergrund ihrer Schreiftungen stellen, auch in Frankfurt beachtelt werden solle. Zu Bezug auf den Religionsunterricht seien Reformen durchaus notwendig. Vornehmlich müßte mit der Oppression gebrochen werden, daß ungenügende Zeugnisse im Religionsunterricht durch schlechte Noten im sikkiden Zeugnis bei den Schülern bestrahlt würden. Die Neuwahl des Vorstandes ergab folgendes Resultat: Dr. Flunq als erster Vorsitzender, Bediger Mail Sängler zweiter Vorsitzender, Dr. Giffan Schriftführer, Redakteur Henning Kallenfelder, Reichsreue Ludwig Dünne Vorsitzender. Als Stellvertreter für den Reichsreue, der vom 19. bis 21. Ende in Berlin stattfand, wurde der Vorsitzende bestimmt. (Zett. Na.)

Die vom Auswahlg für Volksunterhaltung für diesen Winter geplanten künftigen Abende haben am Sonntag erstlich eingeleitet. Der große Saal im Saalbau, wo die in den hiesigen Gärten liegt, die Vorlesungen waren gegeben, der Vokal einflussreich. Es war ein Abend, den die Arrangenten, die Mitwirkenden und die Gemeindemitglieder in gleicher Weise in dankbarem Gedächtnis behalten werden.

Dermittdytes.

Reform-Vorträge.

Die Gaidig-Bereitigung geht in diesem Winter eine Keuerung im Berliner Reformleben einzufließen. Von der Initiative ausgehend, daß in alle Versammlungen — seien sie nun politische, soziale, ethische oder religiöser Art — soll immer nur dieselben Redner kommen, die mit den Spracharten der betreffenden Bewegung lang vertraut und sicherstehen sind, während diejenigen, die es angeht, denen aus Gemessen gebeten werden soll oder mit denen man sich auswärtsüberlegen möchte, dabeiunternehmen sollen oder niemals in der betreffenden Verammlung erscheinen, wenn sie den Versuch machen, diesem Lebensstand abzugeben, indem sie einen Vorden der Verlesung und gemeinamen Ausdrucks schäft und ka selbst als deren solchen „neutralen Vorden“ zur Verfügung stellen. Sie hält ein solches Vorgehen für ihre besondere Aufgabe, getreu ihrem

Wohlfahrt. Durch Verhäufung zur Verhöhnung -- Verhöhnung hiebei als legies Ziel gedacht. Zu diesem Zweck wird in kommenden Winter monatlich einmal eine öffentliche Versammlung abhalten, in der je ein Redner aus irgend einer Reformbewegung -- dieses Wort im weitestgehenden Sinne gebraucht -- ein Material halten soll, das eine breite Stube nicht überschreiten dürfte, wonach der ganze übrige Teil des Abends der Ansprache gewidmet bleibt. Diese Kuerung wird, so hofft sie, ein größeres Publikum von Männern oder Schattierungen und Frauenlein anziehen, denen damit Gelegenheit gegeben ist, einander zu hören, sich auszusprechen und, wenn möglich, sich zu verhandeln. Die Gedächtnis-Bereinigungen will hiebei nur als Vermittler fungieren, die von ihr vertretenen Gruppen sollen nicht länger der Meinung sein, wie die jeder anderen Gruppe oder Personlichkeit. Dieser Plan hat vielfach freundliche Anerkennung gefunden. Der erste dieser Abende wird am Dienstag, den 22. Oktober in Ecks's Hofsaal, Brautstraße 19/20, stattfinden, abends 8^{1/2} Uhr. Herr von Gerlach wird über „Johannis und Volkswohl“ sprechen. Auch die Freunde des Sozialismus werden gebeten, damit die Ansprache wirklich ergiebig wird. Für die folgenden Monate haben Anträge zugelangt die Herren Dr. Feig, Dr. Belom, Lehrer Kemp, Stadteroberster Berlins, auch eine Frauenrednerin ist als Referentin in Aussicht genommen; einige andere Herren erklären, sich jezt noch nicht entscheiden zu können.

Wädhren- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin. Viele von unserer unerschöpflichen Beamtete Schwestern im Leben gefundene Organisation, die seit langem jezt in den Händen von Fr. Alice Salomon liegt, verendet über 2. Bericht über das Arbeitsjahr 1904/1905, dem wir nachfolgendes entnehmen:

Ueber die im vorigen Jahre in unsern Gruppen gebotenen Anregungen können wir berichten, daß diese wieder in folgendem Maße von einer vermehrten Zahl von Mitglieder mit lebhaftem Interesse aufgegriffen worden sind. 59 neue Mitglieder traten in unsere Vereinigung ein, so daß die Gesamtzahl jezt auf 269 erhöht hat. Wie bereits ist uns der Zuwachs an Mitarbeiterinnen ist, wird immer deutlicher durch die sich jezt mehren Bitten um Hilfstärke, die an uns ergehen.

Aus der Tätigkeit der einzelnen Gruppen ist besonders hervorzuheben, daß zum 5. Mal in diesem Sommer die Blindengruppe unter Leitung von Frau Somoff eine Ferienkolonie für blinde Kinder organisiert, die durch die Hilfstärke und Unselbstständigkeit der Pflichten große Hingabe und Aufopferung erfordert.

Neht lebhafter Beteiligung erfreuten sich in diesem Jahre die Mätherversammlungen, deren außer der Eröffnungssammlung 4 stattfanden. Sie bei dieser Betheiligung gehaltenen Vorträge mit anschließenden Diskussionen boten gerade interessant Anregung. Folgende Themen wurden besprochen: „Die theoretischen Hülfsmittel in der Wohlfahrtspflege“ von Herrn Stadtrat Münterberg, „Organisation und Ausbau der Gruppen“ von Fräulein Olga Krüger, „Die Frau in der öffentlichen Armenpflege“ von Fräulein Alice Salomon, „Jugendliches Bagdadentum“ von Fräulein Adele Schirrer.

Das Material über Organisation und Ausbau der Gruppen führte zu Beschlüssen für die weitere Tätigkeit der Gruppen, welche von weittragender Bedeutung werden dürften. Folgende Resolutionen wurden angenommen:

I. Sitzungen der einzelnen Gruppen sollen nicht mehr almoniatlich, sondern nach Ermessen der Gruppenleiterinnen stattfinden, und zwar ist es nicht erforderlich, immer alle Mitglieder einer Gruppe zu derselben Sitzung einzuladen, sondern nur diejenigen, die sich für die jeweilige Besprechung interessieren oder eignen, die auf der Tagesordnung steht.

II. Statt dessen sollen häufiger allgemeine Mitgliederversammlungen, teils gefellige, teils Arbeitsversammlungen veranstaltet werden. Derselben sollen auch mehr als bisher zu Agitationszwecken dienen.

Abgesehen von diesem Beschluß war der Gedanke, daß die Gruppen sich in ständiger Arbeit genügend gehalten haben, um ihre Propaganda-Tätigkeit auch auf weitere Kreise durch das Mittel öffentlicher Versammlungen auszuüben.

Das Thema: „Die Frau in der öffentlichen Armenpflege“ war auf Anregung der von der Berliner Stadterverwaltung beschlossenen Zuziehung der Frauen zur öffentlichen Armenpflege gewählt worden. Wir können es mit Freuden begrüßen, daß unsere langjährigsten Bemühungen zur Auszubildung der Frauen für dies vornehmliche Amt nunmehr öffentlich auch bald praktisch zu vermerken ist, da anzunehmen ist, daß bei Intrafreten der neuen Anordnung die in unseren Kreisen erprobten Kräfte Anwendung finden werden. Auch in diesem Jahre hatten wir Gelegenheit zu ähnlichem Sorgen wie im vergangenen Jahre bei Gelegenheit der Zulassung von Frauen zur Vormundschaf. Anlaß dazu gab das Intrafreten des neuen preußischen Härteerziehungsgesetzes im April 1901. Sowohl auf die Armenverwaltung der Stadt Berlin, Abteilung für die Wasserentwässerung, wie an die entsprechenden Behörden der Provinz konnten wir Uthen einreichen mit ca. 70 Namen derjenigen unserer Mitglieder, welche zur Übernahme des Härteer-

zinnen-Amtes bereit sind. Die Berliner Behörde hat uns die Berücksichtigung dieser Liste verbindlich zugesagt.

Zur Befähigung unserer Organisation und zur Vertiefung unserer Arbeit verfaßten wir in dies enge Verbindung mit den Kreisen zu treten in denen unsere Helferinnen beschäftigt sind. Eine erweiterte Fortbildung, zu der die Leiter dieser Anstalten und Vereine zugezogen wurden, war sehr zahlreich besucht. Das Ergebnis einer längeren Diskussion über die Frage, wie die Arbeit unserer Mitglieder erfolgreich durch bessere Beziehungen zu den Wohlfahrts-Einrichtungen zu gestalten sei, war folgendes: Es soll fortan ein regelmäßiges, teils schriftliches, teils mündliches Verkehr zwischen den Anstaltsleitern und dem Gruppenausbau eingeführt werden; z. B. soll dem Gruppenausbau in Bericht und Frühjahr mitgeteilt werden ob und wieviel von räumlichen Hülfsmitteln bei den einzelnen Anstalten erosauf ist.

Seit dem Herbst 1900 verfaßten wir Monatsprogramme, auf denen außer den Einladungen zu den Versammlungen und Vorträgen auch die Bitten um Hilfstärke von den verschiedenen Vereinen und Anstalten bekannt gemacht werden. Hiermit geben wir unsern Mitglieder und den sich für uns interessierenden Kreisen regelmäßig Mitteilungen über die Veranstaltungen und Erfolge der Gruppen.

Unter anderem entließen diese Programme 10 Einladungen zu Besichtigungen von Wohlfahrts-Einrichtungen, die mit freier wählender Beteiligung stattfanden. Besichtigt wurden: Das Marienbild 1, Vorkirch, 5, das Gohrhaus, Volkedamer, 119, das Städtische Waisenhaus, Alie Jacobstraße 33 und die Städtische Blindenanstalt, Alie Jacobstr. 112, das Städtische Krankenhaus am Urban, das Gemeinshofsaal, Engel-Ufer 14, das Männer-Haus des Berliner Vereins für Eubachschle, Wiesenstr. 55--59, das jüdische Schwesternheim, Auguststr. 17, die Berliner Arbeiterkolonie, Reinoldshofstr. 36, die Städtische Irrenanstalt in Dabber, und die Tages-Erholungsstätte vom roten Kreuz in der Jungfernhöhe. Wir werden immer mehr in der Ueberszeugung gefaßt, daß solche planmäßigen Besichtigungen unter erleuchteter Führung eines der besten theoretischen Hülfsmittel für die Ausbildung in der Wohlfahrtspflege sind.

Wenn auch die von uns eingerichteten Vorträge- und Unterrichts-kurse noch immer nicht entsprechend der dafür angewandten Mühe besucht werden, so geben doch unsere diesjährigen Erfahrungen zu der Hoffnung Anlaß, daß die in dieser Beziehung von den Gruppen ausgehenden Gedanken allmählich tiefer und sich weiter verzweigende Wurzel treiben werden. Wir betrachten ganz besonders diesen Teil unserer Unternehmungen als Vorratsarbeit; sind doch die Gruppen unter dem Gesichtspunkt gegründet worden, daß auch auf die soziale Hilfstärke das Wort Eubichs Wortes anzuwenden ist: „Allem Reich, allem Ehem, aller Rausch, muß das Bandrecht vorangehen.“

Im Anschluß an die Mitteilungen über unsere Berliner soziale Hilfstärke können wir auch aus den Schwestervereinen in anderen Städten, und zwar über die sozialen Hilfsgruppen in Königsberg, Hamburg, Bremen, Wien, und Mannheim, sowie die Abteilungen für soziale Arbeit im Frankfurter Stadtbund für Wohlfahrtsarbeit, in der Leipziger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und im Deutschen Frauenvereins, die zum Teil auf die von unserer Vereinigung ausgehende Anregung hin ins Leben gerufen worden sind, berichten, daß eine feste wählende Beteiligung von heilenden Kräften die Vereinsbeschreibungen unterstützt und sich die Arbeitsgebiete ausdehnen und vertiefen.

So sehen wir aller Orten, daß Frauen sich bemühen, den Gedanken der sozialen Hilfstärke in immer weitere Kreise zu tragen, das Pflichtgefühl und den Euergeist zu wecken, das Vereinsleben in demüthiger und systematischer Weise zu einer Schule für die Befähigung im öffentlichen Leben zu gestalten. Das Wohl der Gesamtheit über die Tätigkeit der Einzelnen oder einzelner Untergruppen, das Allgemeininteresse vor jedes Sonderinteresse, zu stellen auch das ist eine Kunst, der das Handwerk vorangehen muß.“ Das ist die Kunst, deren Erlernung die Gruppen auch fernerhin dienen werden.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

- Deutsche Erziehung. Von Dr. Fritz Schultz. Leipzig, Ernst Günther, 1905.
- Mann und Frau (Women and Economics). Die wirtschaftlichen Beziehungen der Geschlechter als Hauptfaktor der sozialen Entwicklung. Von Charlotte Perkins-Stetson. Einz. beid. Uebersetzung von Marie Stritt. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. Preis M. 5.
- Das Ende der Herrschaft durch das Kapital! Von Karl Nietzinger. Hall i. Schwaben. Selbstverlag.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäifischestr. 7.

Verlangen Sie

gratis
vom Neuen
Frankfurter
Verlag,
Frankf. a. M.
No. 14
der Frankf.
Halbmonats-
schrift für
Fortschritt
auf allen Ge-
bietern d. geis-
tigen Lebens

Das freie Wort.

Abonne-
ments (Quar-
tal Mk 2.-)
durch jede
Buchhandl.
oder durch
die Post.
Post-
zeitungsliste
2834a.

Herausgegeben von **Carl Saenger.**

Aus dem reichen Inhalt heben wir hervor: **Die Einführung des Moralunterrichtes in die Schule durch Plebiszit von Dr. R. Penzig.**

Gesucht zu Ostern 1902

gepr. Lehrerin, welche den Religionsunterricht der frei-religiösen Schülerinnen übernehmen kann.

Nähere Bedingungen durch die Vorsteherin des Schulischen Instituts (Höhere Mädchenschule ohne Pensionat.) Offenbach a. M. Hessen.

Habe ich eine Seele?

Lebt meine Seele nach dem Code fort?

Wer sich über diese Fragen Gewissheit verschaffen will, lese folgende auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende aber allgemeinverständlichen Werke:

- Schulte, Prof. Dr. Frh.**, Grundzüge der physiologischen Psychologie. Mk. 3. —
- do.**, Das Seelenleben der Tiere und Pflanzen. Mk. 3. —
- du Prof. Prof. Dr. Carl.**, Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften. 2 Bände. Mk. 10. —

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 28, Potsdamerstr. 28.

Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur.

Gesellschaftstag vom 19.—21. Oktober 1901.

Sonnabend, den 19. Oktober, Vormittags 9 Uhr. Unter den Linden 16, Hof III. Beginn der Verhandlungen.

Abends 8 Uhr: Gemeinlicher Besuch des Schillertheaters. Aufgeführt wird: Ein toller Tag (Figaro's Hochzeit) von Beaumarchais. Eintrittskarten (Erwachsene und Kogel 1,50) bis Freitag den 18. Abends 7 Uhr bei Frau R. Stern, W. Tauentzien, 81.

Sonntag, den 20. Oktober, Vormittags: Kommissionssitzungen. Genuß wird darauf anmerksam gemacht, daß um 10^{1/2} Uhr Vorm. Herr Dr. Penzig in der humanistischen Gemeinde (Friedrichs-werdersche Oberrealschule, Niederallee 12) einen Vortrag hält über: „Das Vaterunser, vierte Bitte: Bittsorgen oder göttlicher Beschuß?“ **Mittags 12^{1/2} Uhr:** Gemeinlichlicher Besuch der öffentlichen Lesehalle der deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur, Neue Schützenstraße 13. Treffpunkt dortselbst.

Abends 7 Uhr: Gesellschaftlicher Unterhaltungs-Abend, Mohren-straße 47 I, Brandenburgerbau (Abendbrot nach der Karte zu kleinen Preisen). Zahlreiche Beteiligung der Mitglieder und Einführung von Gästen erwünscht.

Montag, den 21. Oktober, Vorm. 9 Uhr: Fortsetzung der Beratungen Unter den Linden 16, III

Abends 8^{1/2} Uhr: Öffentliche Versammlung im Bürger-saal des Rathauses. Vortrag: Justizrat Dr. Holbe: Die stiltlichen Pflichten der Verteidigung im Strafprozeß. Diskussion. Gäste, Männer wie Frauen, willkommen. Eintritt frei.

Der Vorstand der Abteilung Berlin.
gg. Dr. Steber.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen

in der

Halle der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederallee-Strasse 12,

hinten auf dem Hofe links II. Etage.

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10^{1/2} Uhr.

Vortrag-Cyklus des Herrn Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

- 4. Sonntag 20. Oktober: Bittsorgen oder göttlicher Beschluß?
- 5. „ 11. November: Was heißt Schuldübergebung?
- 6. „ 17. „ Vergebung.
- 7. „ 1. Dezember: Vergebung.
- 8. „ 25. „ 1. Weihnachtstages: Die Verantwortlichkeit des Menschenalters.

Der Jugendunterricht

wird von Herrn Dr. Penzig erteilt und findet **Mittwoch und Sonnabend** Nachmittags 3 Uhr, Unter den Linden 16, Hof III, Caucergebäude, statt (Wiederanfang am 4. September).

Der Vorstand

G. Kimpert, Boeschefer, Druntenstr. 33.

Abonnements-Einladung

auf die

Beilage zur Allgemeinen Zeitung

herausgegeben von Dr. Oskar Guffe

in täglicher Ausgabe und in Wochenheften.

Quartalpreise bei Postbezug:

M. 4.50 für die tägl. Ausgabe, M. 5.— für die Ausgabe in Wochenheften.

Letztere ist auch durch die Buchhandlungen bezugsbar.

Verfasser der Beilage: Oskar Guffe.

Verlagskatalog der Reichspost 919/20.

Offenertheiliger Zeitungsverzeichnis 440/1.

Die Beilage in täglicher Ausgabe kann bei allen Postämtern auch monatlich bestellt werden.

■ Neu eintrübende Abonnenten erhalten gegen Einzahlung des Postämtern die Beilage zur Allgemeinen Zeitung bis zum Monatsende gratis

Probenummern auf Verlangen portofrei.

Verlag der Allgemeinen Zeitung, München.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Steber in Berlin S.W. 19, Romanbantenstr. 14. — Druck: J. E. Preuß, Berlin S.W., Romanbantenstr. 14.

Gründet
jeden Samstag
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2080.

Ethische Kultur

Inhalts:
Die breitgeleitete
Korrespondenz 40 Bl.
Beliebig
Nicht nach
irreter Berechnung
Kassiere in allen
Anzahlrechnungen
und in der
Gegensatz S.W. 19.
Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizzi.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 26. Oktober 1901.

Nr. 43.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Leitfäden der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. — Die Theorie der künstlerischen Jugendbildung. Von Otto Wendland. — Die Dienstbotenbewegung in Dänemark und Deutschland. Von Dr. Heinrich Pudor. — Malwida von Meyenburg. Von M. P. — Koseblätter. — Streiflichter: Politische Coleranz. — Aus der ethischen Bewegung: Abtheilung Berlin. — Vermischtes: Eugen Pappenheim-Stiftung. — Bücherchau.

Leitfäden

der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

(Angenommen vom 6. ordentlichen Gesellschaftstage,
19. bis 21. Oktober 1901.)

1. Die D. G. E. K. erstrebt denjenigen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem sittliches Wollen und sittliche Einsicht als maßgebende und gestaltende Mächte für das Thun der Einzelnen wie für die Gesamtrichtung des Gesellschaftslebens entscheidend und ausschlaggebend walten.

Wie für den Einzelnen Sittlichkeit unerlässliche Vorbedingung wahren Wohls ist, so ist ethische Kultur das wichtigste Element jeder Kultur, der Gradmesser ihrer Gesundheit und Bestandsfähigkeit. Wahre Fortentwicklung der Gesamt-Kultur ist nicht möglich ohne Fortentwicklung der ethischen Kultur.

2. Der gegenwärtige Zustand der Menschheit, auch in den höchstentwickeltesten Kulturvölkern, ist, an diesem Ideal gemessen, ein beklagenswert unvollkommener.

3. Grundlage und wichtigster Faktor der ethischen Kultur ist der sittliche Zustand der Einzelnen.

4. Die religiösen Vorstellungen eignen sich an sich, als persönliche Angelegenheit des Einzelnen und wegen ihrer trennenden Vielgestaltigkeit, nicht zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinschaftsbildung.

Sie sind überdies als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig geworden, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verloren haben.

5. Es bedarf daher einer allgemein wirksamen und unbedingt gültigen Begründung des Sittlichen, nämlich einer solchen, die lediglich aus dem einheitlichen Grund der Menschennatur und den Bedingungen des Gemeinschafts-

lebens geschöpft und deshalb der Prüfung durch Vernunft und Erfahrung für jedermann zugänglich ist.

6. Erste Vorbedingung sittlichen Lebens ist ein gewisses Maß allgemeiner Verfeinerung und Veredelung der Menschennatur. Diese durch Verbreitung von Geistes- und Gemütsbildung in allen Volksschichten zu schaffen, muß die erste Aufgabe der Arbeit für ethische Kultur sein.

7. Die Förderung ethischer Kultur schließt mit Notwendigkeit das Streben nach einem Zustande der Gesellschaft in sich, in dem die Lebensgüter gerecht verteilt und das zu einem menschenwürdigen Dasein Erforderliche jedem ihrer Mitglieder gesichert ist.

8. Als unentbehrliche Grundlage für die zu erstrebende sittliche Höherbildung muß eine zielbewußte und nachhaltig wirksame Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit gefordert werden. Als nächstes Ziel hierfür bezeichnen wir die Einführung eines von religiösen Voraussetzungen unabhängigen Moralunterrichts in die öffentliche Schule.

Mit voller Entschiedenheit muß aber auch heute schon an alle privaten und öffentlichen, nationalen und internationalen Betätigungen der Maßstab sittlicher Beurteilung angelegt und auf Erwedung sittlicher Gesinnung und sittlichen Urteils in den weitesten Kreisen hingearbeitet werden.

9. Als ihren nächsten Zweck verfolgt die D. G. E. K. die Vertretung, Ausbreitung und allseitige Geltendmachung der vorstehend ausgesprochenen Ueberzeugungen. Sie will zugleich durch Zusammenschluß ihren Anhängern Halt und Zuversicht, sowie Anregung und Förderung für ihr inneres Leben bieten.

10. Die ethische Bewegung hat, entsprechend der allgemein menschlichen Verbindlichkeit der sittlichen Normen, im Prinzip einen internationalen Charakter. Um aber auf den besondern nationalen Kulturgebieten erfolgreich wirken zu können, muß sie sich der nationalen Ausprägung der Kultur und den besondern Formen des nationalen Staates und Gesellschaftslebens anschließen. Für Deutschland insbesondere weiß sie sich, bei strengster Verwerfung jeder nationalen Ueberhebung, in ihrem gesamten Streben eins mit den edelsten Ueberlieferungen deutschen Geisteslebens.

Die Theorie der künstlerischen Jugendbildung.

Von Otto Renkhoff.

„Die Schule soll eine liebliche Stätte sein, von innen und außen den Augen einen angenehmen Blick bieten. Drinnen ein helles, reinliches Zimmer, welchem Bilder zur Zierde und zum Schmutz dienen.“ Diese sinnige Aufschrift, welche Amos Comenius seiner *Didactica magna* gab, erinnert an Philippus 4. 10: „Was lieblich, was wohl lautet, dem denkt nach.“ Beide Ausdrücke sind ein deutlicher Hinweis auf die Wechselwirkung in der Pflege des Schönen und Sittlichen bei der Jugendziehung.

Die Schönheit der Natur und der Kunst ist eine Quelle sittlicher Vorstellungen. Aus diesem klaren Born der Sittlichkeit zu schöpfen, muß sich die Gegenwart um so mehr bemühen, als die Religion in ihrer ersten sittlichen Jugendwirkung nachläßt.

Schon vor etwa 150 Jahren waren unsere großen Dichter und Denker von der Wanderwut der ästhetischen Kultur überzeugt. Die klassische Periode der deutschen Dichtkunst war in der Absicht der Dichter eine sittliche Erneuerung des Menschengeschlechts. Ein Pestalozzi machte bereits den ersten Versuch, ein Abb der Kunst zu schreiben. Allein die große Kulturwandel, welche die französische Revolution auch in andern Ländern brachte, vernichtete die ersten Keime ästhetischer Kultur.

Erst die Gegenwart erinnert sich wieder daran, daß Jean Paul die Kunst in seine Erziehlehre harmonisch eingliederte, und Sichte in den neuen nationalen Erziehungsanstalten für alle Klassen der Bevölkerung am Schluß der Erziehung als letztes Glied derselben die Künste mitgeteilt wissen wollte.

Nach Lichtward, dem Führer in der gegenwärtigen Bewegung für ästhetische Kultur, schwellen jetzt wieder nach dieser Richtung im Walde der deutschen Pädagogik die Knospen.

Wie die künstlerische Jugendbildung in praktischen Schulunterricht zu gestalten ist, das lehren staatsrechtliche Verträge in einzelnen deutschen Städten und die Ausstellung der amerikanischen Schulen im Palais der Unterrichtsverwaltung auf dem Champ de Mars in Paris 1900. Durch die Ausstellung der „Kunst im Leben des Kindes“ hier im Hause der Berliner Seeseifen ist die Frage einer zeitgemäßen künstlerischen Jugendziehung in Schule und Haus gelöst worden. Für den praktischen Unterricht und das häusliche Leben reicht das in dieser Ausstellung Gebotene vollkommen aus. Allein die Pädagogik als solche hat noch ein höheres Interesse an dieser Angelegenheit.

Wenn alles das, was zur Pflege der Kunst geschehen soll, organisiert eingeleitet wird in den Lehrplan der Schulen, dann fordert die Pädagogik noch nach einer Antwort auf die Frage, nach welchem Grundsatze die Auswahl des Stoffes erfolgt. Gerade dieser Frage sind die Veranlasser der ersten Kinderkunstausstellung, welche nunmehr eine wandernde geworden ist, ausgewidmen.

Andere Fürsprecher der Kunstpflege in der Schule, wie z. B. Herr Zeichenlehrer Knebel in Frankfurt a. M., weisen eine rein kunstgeschichtliche Bildung, weil dieselbe für die Erwerbung von Kunstempfinden und Kunstinteresse nicht unbedingt erforderlich ist, ab. Kunstgeschichte kann nach seiner Meinung überhaupt nicht Gegenstand des Volksschulunterrichts werden.

Nun bedarf gegenwärtig der Geschichtsunterricht einer gründlichen Neuordnung durch Einführung geistbildender Stoffe. Die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Kunst ist eins der Hauptmittel dazu. Macaulay schreibt in dem Eingang zu seiner Geschichte Englands: „Ich würde meine Aufgabe nur unvollkommen lösen, wollte ich nur

von Schlachten, Belagerungen u. handeln. Es wird mein Bestreben sein, die Geschichte des Volkes zu beachten, wie den Fortschritt zum Guten und zur Besserung dienender Künste zu verfolgen.“ Nicht das Zeitwert der Menschheit, sondern ihre schöpferischen Taten wie die Kunst und die Weisheit des Frühdenkens überhaupt sollen im Vordergrund des Geschichtsunterrichts an höheren und an Volksschulen stehen.

Hat sich das Prinzip der historischen Kulturrisen, wie es die Herbartianer vertreten, für die Ausfüllung eines wissenschaftlichen Lehrplans nach allen Ver suchen als unzuverlässig erwiesen, so ist es geradezu ein sicherer Wegweiser zur Einführung in die Kunst. Für die Grundlage der allgemeinen wissenschaftlichen Volksbildung ist die Hauptfrage nicht die Entwicklung, sondern das Resultat der Entwicklung aller Wissenschaften; das ist der gegenwärtige Stand der Wissenschaften oder die Anschauungen, welche die hervorragendsten Vertreter in den einzelnen Disziplinen lehren. Nur einzelne Zweige des Unterrichts bieten geeignete Gelegenheiten, auch auf die Entwicklung des Gegenstandes Rücksicht zu nehmen, z. B. die Himmelskunde und Literatur. Im Geschichtsunterricht kann, wenn er nicht mit der Gegenwart beginnt und rückwärts schreitet, auf die Gesamtentwicklung der Kultur hingewirkt werden. Doch muß das Ziel des wissenschaftlichen Unterrichts aus sachlichen Gründen immer die moderne Wissenschaft selbst sein. Die Entwicklung hat nur sekundäres Interesse. Beim Unterricht nach den historischen Kulturrisen der Herbartianer — Herbart selbst hat sie nicht aufgestellt — wird das Verhältnis umgekehrt, nur nicht bezüglich der künstlerischen Bildung.

Die Kunst ist nur ein Glied innerhalb der allgemeinen Kulturentwicklung, deren einzelne Epochen nicht einen untergeordneten Charakter, wie die antiken und mittelalterlichen Lehriysteme zu den modernen Wissenschaften tragen. Die Baukunst kulminierte beispielsweise zur Zeit des Altertums und des Mittelalters. Der griechische Baustil und die mittelalterliche Gotik bleiben auch mit Rücksicht auf die Gegenwart vollkommene Denkmäler der Kunst. Dasselbe gilt von den Werken der Dichtung und der Kunst überhaupt. In diesem Sinne hat Nietzsche recht, wenn er sagt, das Ziel der Menschheit liegt nicht vor ihr, sondern ist schon hundertmal erreicht. Die großen Kunstepochen bleiben als etwas Absolutes bestehen.

Nicht das Resultat der Entwicklung, die moderne Kunst, sondern die Entwicklung selbst ist das richtige Bild der Kunst.

Dieser Wesensunterschied von Wissenschaft und Kunst muß die Methode für den Unterricht bestimmend sein. Das wird geschehen, wenn die künstlerische Erziehung der Jugend von den Gedanken der historischen Kulturrisen geleitet wird.

Zeitdem die Aufeinanderfolge in der Entwicklung der Sinnesorgane des Individuums nachgewiesen ist, weiß man auch, daß dieser Zeitfolge entsprechend, die großen Kunstepochen den nacheinander zur Vollkommenheit entfalteten Sinnen im Völkerverleben gefolgt sind. In gewissem Sinne durchläuft der Mensch also in seiner geistigen Entwicklung die Kulturrisen der Menschheit. Die Aufeinanderfolge der Entfaltung unserer Sinnesorgane und die historische Entwicklung der Kunst sind geeignete Führer zur ästhetischen Volkskultur. Reines- und Stammesgeschichte bilden also die Angelpunkte der Kunstpädagogik.

Für den Parallelismus in der sinnlichen Entwicklung des Individuums und der Menschheit und die Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse durch gezielte Entwicklung der Sinnesorgane im Völkerverleben und umgekehrt hat zuerst Herder ein tieferes Nachdenken bestritten

bei seinem rastlosen Suchen nach der Idee und dem Rhythmus, der in der Menschheitsgeschichte liegt. Er schreibt in dem Abschnitt, wie der Mensch zur Kunst organisiert ist:

„Nahe dem Boden (als der Mensch auf allen Sinnen ging) hatten alle Sinne der Menschen nur einen kleinen Umfang, und die niederen drängten sich den oberen vor, wie das Beispiel der verwiderten Menschen zeigt. Geruch und Geschmack waren wie bei dem Tier ihre lebendigen Führer.

Über die Erde und Kräuter erhoben, herrschte der Geruch nicht mehr, sondern das Auge; es hat ein weiteres Reich um sich und übt sich von Kindheit auf in der Geometrie der Linien und Farben. Das Ohr, unter den heterotricbenen Schädel tief hinuntergelegt, gelangt näher zur inneren Kammer der Ideenformelung, da es bei dem Tier lautend hinausfliehet und bei vielen auch seiner äußeren Gehalt noch zugespielt bleibt.

Mit dem aufgerichteten Gang wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf; denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernt, wird er eingeweiht, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden.“

Wie der Taktinn und der Geschmack zur Ernährung des Kindes zuerst entleben müssen, so ist auch nachweisbar, daß beide Sinne in den frühesten historischen Zeiten hervorragend im Völkerverleben entwickelt waren. Mittels der entwicklungsgeschichtlichen Methode der Psychologie hat Fleisch-Weizig auch dargetan, daß die ersten Leitungsbahnen für Sinnesindrücke, welche sich abschneitweise bilden und Neurone genannt werden, von der Peripherie zur Großhirnrinde führen und Tasteindrücke übermitteln.

Die Kunst des Taktinnens zeigt sich in den rohesten Anfängen bei allen Naturvölkern. In den Arbeiten der Holzschnitzer, Steinhauer und Schmiedler zeigt sie sich. Bei manchen Jägerstämmen, wie z. B. den Eskimos und Bushmännern, ist eine erstaunliche Sicherheit im Einschneiden von Tier- und Menschenformen in Holz, Knochen und Fellen beobachtet worden.

Die plastische Kunst ist immer das erste Zeugnis des Schönheitsgefühls. Es nimmt daher Wunder, wenn wir die Plastik der Griechen immer wieder als unzureichend anstaunen. Die erste große Kunststufe entspricht also der ersten sinnlichen Entfaltung des Individuums.

Das Auge eines vier- bis sechsjährigen Kindes kann oft nicht ohne weiteres einen Würfel von einer Kugel unterscheiden. Wieht man in diesem Falle dem Kinde zwei Würfel aus Plastilin und läßt den einen zur Kugel formen, so ist mittels des Taktinnens dem Auge der Unterschied klar geworden. Die geringe Beanlagung mancher Kinder zur Kunst des Zeichnens, Schreibens ist nicht etwa die Folge einer ungelentten Hand oder eines ungenügenden Auges, sondern der Mangel an Innervationsgefühlen, welcher seine Ursache wieder in nicht normalen Scheitel-lappen hat.

Tast- und Innervationsgefühle sind die Erzieher des Gesichtsinnes. Die Kunst des Gesichtsinnes, die Malerei, entspricht auch einer Vorkategorie späterer Zeit.

Das Abc der Kunst wird daher mit Modellieren beginnen, das entspricht tatsächlich der ersten historischen Kulturstufe. Wie das zu gesehen hat nach der Brangschens Methode des ersten Anschauungsunterrichts, hat die erwähnte Ausstellung in Paris gezeigt.

Schon auf der Unterstufe wird das Kind in die Vorbereitungen zur Kunst geführt. An diese Vorbereitung des Gesichtsinnes muß seine weitere Ausbildung auf der Mittel- und Oberstufe durch einen auf kunstfördernde Prinzipien gebauten Zeichenunterricht erfolgen.

Ein Menschenalter hindurch wirkt Professor Hüniger in Leipzig als Lehrer sowohl wie als Agitator in diesem Sinne. Im Gegensatz zu dem herrschenden mechanischen System nennt er seine interessante Methode: das mit Bewußtsein vollzogene Sehen, welche er in seinem Lehrbuch für den Zeichenunterricht näher kennzeichnet.

Als Wirkung der Entwicklung des Tast- und Gesichtsin-

nes mußte sich als nächste Kulturstufe die Entfaltung des Raumsinnes oder die Baukunst darstellen.

In chronologischer Folge zeigt es sich anders. Die Malerei ist vom 14. bis 17. Jahrhundert vorherrschend in der Kunst. Die Ausbildung des Raumsinnes der Blütezeit der Baukunst ist ja schon vorüber. Das Mittelalter beherrscht die Architektur, die in der Gotik kulminiert.

Es läßt sich aus der Geschichte nachweisen, daß ein Ereignis von außergewöhnlicher Wirkung diesen scheinbar nicht naturgemäßen Gang der Kulturentwicklung herbeigeführt hat. Mit dem Schwerte wurde den Germanen das Christentum aufgezwungen. In den nächsten Generationen, die von den Eltern in den Anschauungen des germanischen Götterglaubens und von den Priestern in den Symbolen des Christentums erzogen wurden, vereinigten sich allmählich die gleichartigen Anschauungen beider Richtungen. Sie trafen sich zuerst in Idealen, die noch grob sinnlich an Raumvorstellungen gebunden waren.

In den Katafomben sind die Anfänge der christlichen Kunst. Mit der platonischen Anerkennung des Christentums ergab sich das Bedürfnis würdiger Stätten der Gottesverehrung. Am besten eignete sich zur baulichen Nachbildung die alte Basilika. So entstand die christliche Basilika, aus der sich unter Einwirkung germanischen Geistes der Spitzbogenstil oder die Gotik entwickelte. Die Wobansteipel hatte die Natur gebaut. Das vollkommenste Abbild der heidnischen Gaine sind die Wobansteipel. Wie der hellenische Tempel das Äußere edel gestaltet, so ist der gotische Dom eine Architektur des Innern und bezeichnet dadurch eine Stufe im Entwicklungsengang der Menschheit.

Die Pädagogik darf diesen historischen Sprung nicht mitmachen. Die Baukunst wird auf der Oberstufe im Geschichtsunterricht behandelt. Es handelt sich dabei nicht direkt um künstlerisches Schaffen. Die Anschauung von Bildwerken und erläuternde Erklärungen genügen. Plastik und Malerei wird ebenso berücksichtigt. Als Ausgangspunkt dafür ergeben sich von selbst die Kindergealteten der griechischen Plastik, welche die Harmonie der Kunst und des Kindesalters darstellen, wie Amor und Psyche mit Vögel, Pfeil, Helm, Blume, Schmetterling, und Kaktus und Vollzug.

Wie beim Kinde die Hörleitung zuletzt entleht, so zeigt sich auch innerhalb der allgemeinen Kulturentwicklung die Ausbildung des Gehörsinnes in der Kunst am spätesten.

Die Musik ist die Kunst der Gegenwart.

Das entspricht dem wirtschaftlichen und politischen Zuge der Zeit.

Das einfachste Musikstück kann gleichzeitig auf die verschiedensten Gesellschaftsklassen einwirken. Andererseits ist es bei der harten Arbeit der Gegenwart ein angenehmes Erlöschungsmittel. Ohne persönliche Anstrengung wird jeder Zuhörer erbaute. Es ist die Aufgabe des Gesangsunterrichts, in das Verständnis für Musik einzuführen.

Die Jugend hat ein Anrecht auf die Kunst. Schon Herder schreibt: Die Jugend ist das schöne Alter des menschlichen Lebens; sie liebt und übt also auch nichts so gern, als was ihr schön dünkt.

Die Dienstbotenbewegung in Dänemark und Deutschland.

Von Dr. Heinrich Budor.

Ich erinnere mich, daß ich als Kind, als ich noch nichts wußte von sozialen Reformen, die Art und Weise, wie die Dienstmädchen und Hausleute behandelt wurden, als eine große Ungerechtigkeit empfand. Viel später wurde mir dann diese Empfindung des Kindes zu einer bewußten

Kritik und ich verlangte nach einer Umgestaltung des Gesindewesens. Gegenwärtig ist die Diensthöfenfrage in Deutschland in Fluß gekommen. Eine thatjächliche Reform dagegen ist seither erst in Dänemark vorgegangen worden.

Dänemark ist in vieler Hinsicht, vor allem in Reformfragen, ein geradezu ideales Land. Gang und gar modern und jeder Reform zugänglich. Während in anderen Ländern Reformversuche gleichgültig Ausflodungen im Volkskörper verursachen, geben sie in Dänemark Spielend vor sich, wie eine natürliche und organische Notwendigkeit. So ist auch Dänemark das Mutterland der meisten Vesehrungen, die auf eine „Demokratisierung der Bildung“ hinauslaufen, wie z. B. der Volkshochschulen, der Arbeitergartenkolonien, der Landhochschulen etc. Es konnte daher nicht Wunder nehmen, daß in diesem Lande auch die Diensthöfenfrage energisch in Angriff genommen wurde. Die Geschichte dieser Bewegung ist folgende:

Marie Christensen, selbst der Diensthöfenklasse zugehörig, hatte seit langem sich mit dem Gedanken beschäftigt, wie die Stellung der Diensthöfen verbessert werden könne, sowohl was deren Kenntnisse, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, als was ihre traurige soziale Stellung betrifft, die ihnen weder Zeit noch Gelegenheit giebt, sich zu bilden und zu erziehen. Sie sah ein, daß eine Vereinigung gegründet werden müsse, in welcher die Diensthöfen über die geeigneten Mittel und Wege beraten könnten. Infolgedessen ließ sie im Herbst 1899 200 Flugblätter drucken und unter den Diensthöfen verteilen, in denen sie zu einer Sitzung einlud, die auch am 15. November 1899 stattfand und einen Verein mit Marie Christensen als Leiterin konstituierte. Der Verein hat heute über hundert Mitglieder und in seinen Statuten folgende Hauptbestimmungen:

- 1) Keine Kostarbeit. Die Arbeitszeit reicht von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, nach dieser Zeit soll häusliche Arbeit, wie Waschen, Scheuern etc., nicht in Frage kommen, wohl aber leichte Arbeiten, wie Zuberfahren, Zuberlösen u. a. m. Und Heberarbeit häuslicher Art gefördert, so müssen für die Stunde 20 Dore extra bezahlt werden.
- 2) Die Diensthöfen müssen hienrichendes Essen, und
- 3) ein ordentliches Zimmer haben.
- 4) Jeden zweiten Sonntag sind sie nach 3 Uhr nachmittags frei.
- 5) Einmal in der Woche sind sie nach 7 Uhr abends frei.
- 6) Jeden Tag haben sie eine Stunde für sich, in der sie ausgehen können.

Außerdem hofft die Vereinigung, daß unter Mitwirkung der Hausfrauen ein Diensthöfenheim gegründet werden könne mit zugehöriger Schule für Unterweisung in der Hauswirtschaft, mit Bibliothek, Vesperaal, Vorlesungs- und Sitzungssaal und für die Zukunft freien Wohnstätten für nicht mehr arbeitsfähige, ältere Diensthöfen.

Aber der Diensthöfenverein allein konnte wenig ausrichten. Fast überausen kam es nun, daß der dänische Frauenbund sofort die neue Vereinigung unter seinen Schutz nahm, sein Lokal ihr überließ und ihr mit Rat und That beistand. Im März 1900 rief er überdies die Hausfrauen Kopenhagens zu einer großen öffentlichen Sitzung zusammen, um über die Sache zu diskutieren. An der Sitzung nahmen etwa 500 Personen aus allen Klassen und Ständen teil. Frau Professor Plum, die Bundesvorsitzende wies in ihrer Ansprache auf die Wichtigkeit eines gründlich unterwiesenen und erzogenen Diensthöfenstandes hin, dem wir das aufwachsende Geschlecht anvertrauen, und erinnerte an das Wort, „daß es für ein Familienheim fast von größerer Bedeutung ist, wie das Dienstmädchen oder Kindermädchen ist, als wie die Hausfrau selbst ist.“ Sie begrüßte es freudig, daß in den Volksschulen nunmehr Haushaltungsunterricht erteilt wird, wies aber auch darauf hin, daß den Diensthöfen so häufig zugemutet wird, nach einer langen Tagesarbeit noch bis in die Nacht hinein zu waschen oder zu scheuern, und daß das Verlangen derselben, in solchen Fällen eine Entschädigung zu bekommen, nicht unbillig wäre. Sehr beachtens-

wert wäre der Umstand, daß die junge Vereinigung sich nicht der Sozialdemokratie anzugleichen versucht. Auch daran erinnerte sie, daß sich Stimmen hören ließen, welche eine Abschaffung des ganzen Diensthöfenwesens verlangten, derartig, daß die Familien sich zu vereiniger Haushaltung zusammenfassen ließen.

Nachdem solchergestalt der Frauenbund selbst sich auf die Seite der Diensthöfenvereinigung gestellt hat, ist es nur noch eine Frage der Zeit, daß die Diensthöfenfrage in Dänemark gelöst und die Diensthöfenarbeit in diesem Lande entweder gesetzlich oder durch genossenschaftliches Uebereinkommen geregelt sein wird.

Schwieriger liegt die Sache der Diensthöfenreform in Finnland. Auch hier haben sich die weiblichen Diensthöfen organisiert und eine Vereinigung gegründet. Indem aber die letztere einerseits der Arbeitervereinigung angegliedert wurde und andererseits die Forderungen der Diensthöfen den Hausfrauen gegenüber in zu rigoroser Weise aufgestellt wurden, hat sich ein kaum zu heilender Bruch zwischen beiden Parteien ergeben. Insbesondere wurde der Wunsch der Diensthöfen, am gemeinsamen Familientische die Mahlzeiten einzunehmen, von den Hausfrauen von Helsingfors mit Entrüstung zurückgewiesen. Auf der anderen Seite ist es auffällig, daß gerade in Finnland, wo die Frau sich bereits alle Gebiete erobert hat und in Kürze auch berechtigt sein wird, die Gemeindeangelegenheiten mitzubearbeiten, die Lösung der Diensthöfenfrage auf Schwierigkeiten stößt. In einem Heft der finnländischen Frauenzeitschrift „Nuoti“ (Neue Zeit) findet sich ein interessanter Artikel der auch im Auslande wohl bekannten Frauenführerin Kräulein Mailla Friberg, Dr. phil., in welchem sie den falschen Standpunkt der Hausfrauen von Helsingfors, die immer nur an ihr eigenes Wohleben, nie aber an das Wohl ihrer Diensthöfen denken, kennzeichnet.

Daß in absehbarer Zeit die Diensthöfenfrage in allen Kulturländern auf dem Wege der Organisation ihrer Lösung entgegengeführt wird, kann kaum zweifelhaft sein. Richtig ist nur, daß das heute so mächtig alle Stände und Erwerbszweige durchflutende kooperative Prinzip auch innerhalb der Diensthöfenwelt wirksam wird. Vereinzelt bleiben die Diensthöfen ohnmächtig, organisiert können sie sehr wohl an die soziale Dehung ihres Standes herangehen. Die Form der Organisation wird vielleicht in den verschiedenen Ländern und Orten verschieden sein dürfen, die aufgestellten Forderungen ebenso, das Endresultat aber muß das gleiche sein überall: moderne, soziale Verhältnisse im Diensthöfenwesen.

Zweitens ist die Diensthöfenbewegung, die heute stärker oder schwächer in jedem Lande auftritt, eine soziale Bewegung. Sie vertritt den Standpunkt, daß es von geringerem Belange ist, daß der Diensthöfenstand in einem dienenden Verhältnis sich befindet, als daß er Mensch ist so gut wie alle andern Menschen und daher auch auf menschenwürdige Behandlung und Sicherstellung seiner Menschenrechte Anspruch machen darf.

Zugleich, und Hand in Hand hiermit, ist die Diensthöfenbewegung nur ein Glied der heute so gewaltig durch die Lande flutenden demokratischen Strömung. Die Menschenrechte erwaht auch im Diensthöfen, auch er will emporspringen an der Stufenleiter der Menschenrechte, auch er will Anerkennung nicht nur, sondern auch Bildung und Erziehung.

Und endlich muß die Diensthöfenbewegung auch als Glied der Frauenbewegung ins Auge gefaßt werden. Die moderne Frau erwaht auch im Diensthöfen. Auch die Diensthöfenstelle will nicht länger als Sklavinnen — sie ist als Frau Sklavinnen des Mannes und als Diensthöfen Sklavinnen ihrer Herrschaft — behandelt werden. Gerade

an dem Tage, als in Rußland die 50jährige Wiederkehr des Tages der Aufhebung der Leibeigenschaft gefeiert wurde, wurde in einer großen Dienstbotenversammlung in Berlin die Forderung zum Beschluß erhoben, daß die Dienstboten künftig nicht, wie bisher, beim Vornamen, sondern „Fräulein“ gerufen werden sollten.

Der Anfang der Dienstbotenbewegung in Deutschland kann auf den 23. Mai 1900, als den Tag der Konstituierung des Vereins Berliner Dienstherren und Diensthelfenden, gesetzt werden. Die erste große öffentliche Versammlung des Vereins fand am 5. September 1900 statt. Sie bot viel des Interessanten. Zuerst sprach Fräulein Kojchnitzky als Vertreterin der Diensthelfenden. Sie besitzte keine rhetorische Gaben, ihr Vortrag war nicht formvollendet, sie sprach stellenweise unsicher — aber was sie sagte, war inhaltschwer, und wie sie es sagte, berührte es durch die Echtheit, Wahrheit und Ungefährlichkeit sympathisch; ja, manchmal schien aus ihr ihr ganzes, so lange unerdrücktes und gar mit Füßen getretenes Geschick und ihre mit Schweißperlen umspannte Kehle, der Dienstbotenzustand, zu sprechen, der es in mancher Hinsicht schlechter hat als der Arbeiter- und Tagelöhnerstand.

Die Forderungen, die Fräulein Kojchnitzky aufstellte, waren folgende: 1. gesunde Schlafstätte. 2. gute Kost oder angemessenes Kostgeld. 3. einen freien Nachmittag in der Woche. 4. jeden Tag eine freie Stunde zum Ausgehen. 5. Arbeitszeit nicht länger als bis 10 Uhr abends, ausnahmsweise 11 Uhr. 6. Keine Ueberarbeitung und keine Ueberanstrengung. 7. Unfallversicherung. Diese Forderungen sind zweifelsohne samt und sonders berechtigt. Schon vom Standpunkt der Hygiene, die natürlicherweise für den Arbeiter und Dienstboten ebenso in Betracht kommt, wie für den Herrn und Fürsten, sind diese Forderungen anzuerkennen. Das Schlafzimmer muß ein genügend großes Fenster und genügend Raum haben, damit, daß außer der Bettstelle ein Schrank, eine Kommode, ein Waschtisch, zwei Stühle und ein Tisch Platz haben. Aufgabe der Sanitätspolizei wird es sein, zu bestimmen, wie hoch, wie tief und groß ein Dienstbotenzimmer sein muß. Fräulein Kojchnitzky hatte Recht, wenn sie klagte, daß in tausenden von Berliner Häusern die Dienstboten auf dem Korridor oder in einem Raum ohne Fenster schlafen müssen, und daß eine solche Beobachtung jedes Gerechtigkeitsgefühl empört. Ebenso wahr ist, daß die Dienstboten fast durchgängig über die Mägen ungenügend und überanstrengt werden, daß sie während der ganzen Woche eigentlich keine freie Stunde oder Ruhepause haben. Es ist eben Tatsache, daß unsere Zeit, die im allgemeinen sich der Lösung der sozialen Frage und der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen des vierten Standes mit Begeisterung zugewandt hat, die Dienstbotenfrage bisher übersehen hat.

Auch die Forderung einer Unfallversicherung ist durchaus berechtigt. Denn wiederum allein der Dienstbote ist es, der im Falle eines Unglücks gleichsam auf die Straße geworfen ist, der kein Anrecht auf Entschädigung seitens der Herrschaft hat und somit gewissermaßen immer den Dolch auf der Brust fühlen muß.

Eine wichtige Forderung verlag Fräulein Kojchnitzky zu erheben: die Aufhebung der Gefindeordnung. Diese deutsche Gefindeordnung ist noch ein Ueberbleibsel aus der Vasallenzeit, aus der Zeit der Leibeigenschaft — eine Schmach des 19. und 20. Jahrhunderts, ein Kränkel eines des modernen Humanitätsbuzels — in den meisten Provinzen Deutschlands muß der Diensthelfer sich fürverliche Forderungen nicht nur gefallen lassen, sondern hat sogar im Falle der Körperverletzung kein Anrecht auf Entschädigung. Das sind schmachwürdige Verhältnisse, die man vor fünfzig Jahren in Rußland für möglich gehalten

hätte, die aber für das geistesstarke Deutschland beschämend sind.

Nun aber zurück zu jener Versammlung. Nach Fräulein Kojchnitzky sprach Frau Fußzügler Stern als Vertreterin der Dienstherren. Auch sie gab zu, daß es wünschenswert sei, den Dienstboten materiell und gesellschaftlich höher zu stellen.

Von sonstigen Rednern sei Herr Konrad (Zieglist) erwähnt, welcher dem Wunsch Ausdruck gab, daß die Dienstbotenfrage auf gewerkschaftlichem Wege gelöst werden möge. Er hielt es für schädlich, daß die Arbeitnehmer sich in diesem Verein mit den Arbeitgebern assoziiert hätten; letztere hätten natürlich ein Interesse daran, daß ihnen jene nicht über den Kopf wachsen, und hätten daher, um dies zu verhüten, die Dienstboten unter ihre Fittige genommen; daher der Verein der Diensthelfenden und Dienstherren.

Dem Vorwurf, daß der Verein nur eine Agentur für Herrschaften, die keine Dienstboten mehr finden könnten, wäre, wurde seitens des Vorsitzenden damit entgegnetreten, daß der Verein auch über die Dienstherrenschaften Erlaubnisse einziehe.

Schließlich wurde folgende Resolution gefaßt: „Die heute, am 5. September 1900, tagende Versammlung hält den Zusammenschluß der Dienstherrenschaften und Diensthelfenden in dem gleicherweise benannten Verein für die beste Lösung der sogenannten Dienstbotenfrage“.

Wie man sieht, wurde die wichtige Frage der Einrichtung von Dienstbotenheimen und von Fachschulen für Dienstboten in dieser ersten öffentlichen Versammlung noch nicht behandelt. Um übrigen konnte man vielleicht mit dem Erfolge derselben zufrieden sein. Das Verdienst fällt in der Hauptsache dem „Nationalsozialen Verein“ zu, besonders Herrn Weinhausen und Herrn von Gerlach. Im übrigen haben nun die Berliner Dienstboten auch ihr eigenes Organ „Die Hausgehilfin“, das im Verlag von Saphir und Pries in Nirdorf bei Berlin erscheint.)

Nach jener ersten öffentlichen Versammlung des Vereins Berliner Dienstherren und Diensthelfenden fanden im Laufe des Winters in allen Stadtteilen weitere Versammlungen statt, bei denen sich besonders Herr von Gerlach als beredter Anwalt der Diensthelfenden hervorthat. Von Frauenführerinnen nahm sich besonders Fräulein Dr. Anita Kugspurg der Dienstbotensache an.

In einer dieser Versammlungen wurde ein bemerkenswerter Schritt vorwärts gethan insofern, als eine Resolution angenommen wurde, welche vom Reichstage Unterstützung der städtischen Dienstboten unter die Gewerbe-gesetze verlangte. Dies ist allerdings ein sehr wichtiger Punkt. Bis jetzt ist der Dienstbote der Polizei unterstellt, und zwar auf Gnade und Ungnade. Erzielt wenn die Dienstboten an das Gewerbegericht appellieren können, werden sie Schutz und Hilfe gefunden haben und auf Gerechtigkeit und gerechten Austrag hoffen können.

Im allgemeinen darf man freilich in Deutschland für die Lösung der Dienstbotenfrage nicht viel erhoffen. Denn die deutsche Hausfrau, die es am meisten angeht, denkt leider immer zuerst an ihre eigene Bequemlichkeit und zuletzt an die Menschenwürde des Dienstboten. Und es wird noch einige Zeit dauern, ehe diese Anschauungsweise einer sozialen Denkungsbart auch bezüglich der Dienstboten Platz greifen wird. Aber hoffen wir das Beste

*) Neubring's hat sich auch Frau A. Deutsch, Herausgeberin von „Grünes Hölchen“ der Bewegung zugewandt. Schon R. von Glinde plaidierte für eine Emporrichtung des Dienstboten. D. Berf.

Malwida von Meysenbug.

Am 28. Oktober feiert eine Vorkämpferin der freien Weltanschauung, Malwida von Meysenbug, ihren fünfundsachtzigsten Geburtstag, fern von ihrer Heimat, in ihrem geliebten Rom, das ihr aus eigener Wahl nach einem langen arbeitsreichen Leben zur trauten Heimat wurde. Sie sieht zurück auf ein Leben voll Mühen, Entbehrungen, innerer und äußerer Kämpfe, aber auch auf ein Leben voller Befriedigung, in dem ihr vergnügt war, die Eigenart ihrer Persönlichkeit zu entfalten. Malwida von Meysenbug hat als junges Mädchen mit den feudalen Traditionen ihrer Familie gebrochen; auf sich selbst gestellt, ist sie ihre eigenen Wege gegangen; trotz vieler Hindernisse, trotz mancher Entbehrung, trotz Hunger und Seelenqualen hat sie mit Mut angehalten und sich eine achtunggebietende Stellung aus eigener Kraft geschaffen. — An den Ereignissen des Jahres 1848 hat sie regen Anteil genommen; sie gehörte zu denen, die aus Deutschland flüchten mußten. Auch in religiöser Beziehung folgte sie nur ihrer Ueberzeugung, sie trat aus der evangelischen Kirche aus und schloß sich der zu jener Zeit in Hamburg im Aufblühen begriffenen freireligiösen Gemeinde an. Kunst und Wissenschaft hat sie in gleicher Weise geliebt und gepflegt. Ihre Anschauungen über die Stellung der Frau im Leben und die Pflichten, die sie darin zu erfüllen hat, sollten Gemeingut aller derer werden, welche eine bessere Gestaltung der bestehenden Verhältnisse anstreben. Denn mit scharfem Blick und feinsühligem Gemüte hat sie die Schäden erkannt, an denen unsere Zustände krankten. In den „Memoren einer Idealistin“ und dem „Lebensabend“ finden wir eine Fülle reicher Anregung und Belehrung, und gerade in unserer heutigen Zeit, die so arm an Idealen ist, ist eine solche Lektüre doppelt wichtig und wertvoll. Die Freunde der ethischen Bewegung haben gewiß alle Ursache, am 28. Oktober der vortrefflichen Frau zu gedenken, die uns Widermärtigkeiten des Lebens zum Trotz für echte Humanität und freie Weltanschauung eingetreten ist. M. P.

Streitsüchtler.

Politische Toleranz. In Deutschland zeigt sich die politische Rücksichtlosigkeit in nichts so augenfällig, als in der Behandlung der politischen Gegner in allen den Beziehungen, bei denen nur das rein Menschliche in Frage kommen sollte. Man ist es gewohnt, daß bei uns die Demokraten, die Freijüngler — von den bösen Sozialisten ganz abgesehen — von der herrschenden konservativen Partei wie von den Regierungskreisläufen als Verharmte des Staates behandelt werden. Um so erfreulicher ist es, daß mit dieser Gepflogenheit — die auch ein schlimmes Erbtücht der Bismarckschen Epoche bildet — einmal in effektanter Weise gebrochen wurde. An den Ehrungen, die dem großen Bismarck von seinen der ganzen zivilisierten Welt zu Teil wurden, hat sich auch die Regierung, besonders eindrucksvoll der Kaiser und der Reichskanzler beteiligt. Nur ein störender Zug, der an die frühere Intoleranz lebhaft erinnert, mischte sich hinein: daß der Kultusminister für einen Bismarck keine andere Auszeichnung als die goldene Medaille zu beantragen mußte, eine Auszeichnung, die nach Lage der Sache als überaus geringfügig empfunden wurde. Mit anderen Worten: eine äußere Ehrung wurde Bismarck zu teil, aber nur halb gezwungen, halb widerwillig. Wird der Ehrung nicht damit ihr Hauptwert genommen? Was bedeutet eine Toleranz, die nichts als widerwillige Duldung ist, die keine Anerkennung einschließt? Und gerade auf politischem Gebiete ist die Pflege dieser wahren Toleranz mehr als je notwendig, je heftiger diese Kämpfe sind und die Gemüter leidenschaftlich erregen. Und man sollte meinen, gerade der echte Kämpfer möchte sie auch als eine Wohlthat empfinden. Er möchte sich freuen, wenn er Wohlgefallen findet, vor einem Gegner, mit dem er so oft die Klingen gekreuzt, den Tegen zu senden, wenn er ihm auf dem Boden des rein Menschlichen begegnet; er möchte es nicht mit geringerer, sondern mit größerer Wärme thun als die, welche ihm schon durch andere Gemeinschaftsbande von jeher verbunden sind. Wann werden wir diese Stufe der Toleranz erreichen?

Lose Blätter.

Ich besenne, daß mir von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: Erkenne dich selbst! immer verdächtig vorkam, als eine List geheim verbündeter Mächte, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Lähmigkeit gegen die Außenwelt zu einer inneren fallischen Beschaulichkeit verleiten wollten. Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahrt wird. Jeder neue Gegenstand, wohl beachtet, schließt ein neues Organ in uns auf!

Am allerhöchsten sind aber sind unsere Nebenmenschen, welche den Vorteil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntnis von uns zu erlangen, als wir selbst gewinnen können.

Ich habe daher in reifen Jahren große Aufmerksamkeit gehabt, inwiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an so viel Spiegeln, über mich selbst und über mein Inneres deutlicher werden könnte.

Widerwärtiger kommen nicht in Betracht, denn mein Dasein ist ihnen verhost; sie verwerten die Freude, nach welchen mein Thun gerichtet ist, und die Mittel dazu achten sie für ebensoviele fallisches Bestreben. Ich weise sie daher ab und ignoriere sie; denn sie können mich nicht fördern, und das ist's, worauf im Leben alles ankommt. Von Freunden aber laß ich mich eben so gern bedingen, als ins Unendliche hineinwie; stets merkt ich auf sie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Bebauung.

Goethe.

(Naturwissenschaftl. Abhandlungen).

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Die Gefahren der Weltanschauung bedeutete in der letzten Sitzung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur Herr Dr. Fenzig-Charlottenburg in 14, stündiger Rede. Es war im Wesentlichen eine Beleuchtung des Realitätsstandpunktes, den die „Christenheit“ den politischen, religiösen und metaphysischen „Weltanschauungsgemeinden“ oder Parteien gegenüber einnimmt. Reineswegs verlor die Ethik vom Einzelnen Realitäts in dieser weitverbreiteten Frage; vielmehr sei eine solche politische Stellungnahme, wie eine übergeordnete Lebensanschauung für den Ethiker so notwendig, wie sein Herz in der Brust. Aber für die Gemeinschaftsbildung seien Weltanschauungen zu verwerten. Dies wurde nachzuweisen gesucht mit den Sätzen: Jede Weltanschauung gebe nur ein unrichtiges, weil subjektives Weltbild, da unsere Erkenntnis völlig abhängig von dem (unendlich verschiedenartigen) Erkenntnisapparat. Ferner: das Bewußtsein des Wahrheitswerts verleihe dem Charakter, hauptsächlich durch Beschauung der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit; endlich führe der auschristliche Freizug in die Weltanschauung die ethischen Beziehungen und die Selbstverpflichtung der Menschheit. Mit einer Diskussion, in die auch Geh. Hof Professor Jortier, wesentlich teilnehmend, eintrat, schloß die recht zahlreich besuchte Versammlung.

Vermischtes.

Kugen Wappenheim-Stiftung.

Die von hiesigen Arbeitern am 70. Geburtstag des Paul Dr. Wappenheim begründete Stiftung hat von diesem die Bestimmung erhalten, solche Vorträge zu unterstützen, welche geeignet sind, die Bedeutung Knebels für die Familien-, Schul- und Volkserziehung zur Geltung zu bringen. Im Besonderen sollen wissenschaftliche literarische Arbeiten, private Schulen, welche sich auf den Ande-

garten innerlich aufbauen, öffentliche Berrträge, bewährte ärztliche Anstalten u. s. w. bei der Verwendung der Zinsen berückichtigt werden. Die „Guten Pappentien-Stiftung“ welche bis jetzt an 2000 R. beträgt, wird vom Vorstand des Berliner ärztl.-Ver eins verwaltet. Die erste Verwendung der Zinsen soll im Frühjahr 1903 stattfinden.

Bücherchau.

Christoph Schrempf, Martin Luther aus dem Geistlichen ins Menschliche übertrifft. Ein Versuch. Stuttgart, Dr. Frommanns Verlag (W. Gaus) 1901. 168. S. 6°.

Christoph Schrempf ist der betannte schmidtsche Theologe, der sein rückhaltloser Wahrheitslieber und Wahrheitsmänn aus dem geschlichen Aem getrieben hat. Auch in der vorliegenden Schrift tritt sein dogmenfreies Streben zum rein Menschlichen ohne jede Verankerung hervor. Diese geistliche Schrift giebt den Kern seiner Weltanschauung, seiner Deutung des Lebens. Freilich in eigenerart Einleitung. Der alte Luther, nicht der Reformator und Kirchengründer, sondern der noch schmeren inneren Kämpfen zu innerer Freiheit gelangte Grabesmann soll hier aus dem Geistlichen ins Menschliche überleitet werden. Der Gedanke hat etwas Empirisches. Freilich kann der Begriff des Menschlichen ziemlich verschieden gefaßt werden, und nach der Fassung wird auch die Transformations Luther ins Menschliche ziemlich verschieden ausfallen. Bei unserem Verfasser heißt nun freilich der Begriff des Menschlichen eine etwas sehr individuelle Ausprägung, und da überdies auch noch ein Stück Theologie, nennlich in seiner Umbildung, an ihm leben gelteben ist und wie eine Seele am Fuße die freie menschliche Bewegung hemmt, erleidet das Menschliche einige Entzerrung und Einschränkung. Und ferner nimmt unter diesen erschwerenden Umständen, sofern nämlich das Menschliche sehr individuell gefaßt ist, lösen es noch idealistisch keinfaßbar ist, sofern endlich die Auseinanderetzung mit Luther ganz besondere Beobachtungen erforderlich macht, die Darstellung einen etwas komplizierteren Charakter an und verlangt einen orientierten, geübten und ausdauernden Leser, ohne daß doch der Betrag zu der augenommenen Mühe im rechten Verhältnis stünde.

Wir müßen uns im wesentlichen begnügen, auf den Kern der Weltanschauung unrer Verfassers hinzuweisen. Diesen formuliert er S. 49 lösendermäßen: „Was dem Menschen begegnet, ist ihm gut, was dem Mensch tut, ist wohlgethan. Oder noch kürzer: Es ist alles gut!“ (nämlich sowohl was an uns, als was durch uns geschieht (S. 53). „Weil dem ich ist, muß „Gott“ seine Dank in Allem haben: und wie „Gott“ Alles macht, wer „Gott“ ist, das ist aus dem „Guten“ zu erkennen, das lieblich in Allem liegt, aus Allem hervorgeht.“ Wer diese Wahrheit ergreifen hat, der hat den befriedigenden Glauben, hat den Sinn und die Bedeutung des Lebens, die Lösung des Lebensrätsels gefunden: sein Schicksal nach „unendlichtem Leben“, nach „Aufgehen in einem überindividuellen Leben“ ist gesichert. Wenn sie verstanden ist, ist ein Ungläubiger, den das Leben, wie es ist, nicht befriedigen kann.

Was für ein Begriff vom Göttlichen dem Verf. hierbei vor schwimmt, bleibt einigermaßen im Dunkeln. Faßt er die Gottheit persönlich oder pantheistisch unpersonlich? Jedenfalls ist er in Bezug auf die Ursächlichkeit des Weltgeschehens entschiedenster deterministischer Konzei. So entstehen, daß die Möglichkeit der Ableitung eines ethischen Standpunktes aus diesen Voraussetzungen wenigstens ernstlich in Frage liegt. In der That finden sich in der Schrift stark antinomistische Anfänge, u. B. wenn in Bezug auf die Beurteilung menschlichen Verhaltens gesagt wird: was von Gott kommt, kann nicht unrein sein (S. 90).

Näher ist dieser deterministische Konzei schroff optimistisch. Alles Uebel, das uns widerfährt, alles Böse, das uns die Menschen antun, ist gut. Wenn verlangt wird, daß „wir der paradoxen Gedehungsgang Gottes nachhaken“ (S. 171), scheint sogar eine ganz spezielle Härtfänge für den Einzelnen angenommen zu werden.

In diesem Zusammenhang wird das Verhalte des Untermenschen in Bezug auf Luther besonders einleuchtend. Schon dadurch, daß Luther sich in den wesentlichen Voraussetzungen des Christentums wurzelt, ist der Verf. genötigt, bei dem mit ihm vorgekommenen Verwechslungsbegriff fortwährend Abhilfe zu machen. Nun findet sich aber bei Luther noch überdies in ganz unzulässiger Weise die Forderung, ein trostlos und ganz maßen „Eustimium“ in der Durchführung des Weltgeschehens. Alles, was in der Welt ordentlich und anständig, kommt vom Teufel. Dieser ist zwar eigentlich überwunden, aber Gott duldet doch sein Treiben in der Welt und läßt sich nur durch die Bitten der Gläubigen hier und da bestimmen, dieses Treiben ein Ziel zu setzen. Solche Vorstellungen stehen denn doch zu dem Konzei unseres Verf. in gar zu schroffem Gegenlatze!

Obenlo heißt, wie das eigentliche Wesen der Gottheit, bleibt bei unserem Verf. auch das Wesen des Seelichen im Verhältnis zum Körperlichen. Ueber die Unberührbarkeitfrage schweigt er sich aus. Nur an einer Stelle (S. 185) treten in dieser Beziehung

ganz absonderliche Andeutungen zu Tage. Der Mensch glaubt als Individuum, persönlicher Träger des Lebens höheren Erlaubs des Daseins entgegengekommen. Dem entspricht aberertricht der Gedanke, daß er auch als höchstes, bewußtestes, lebenswichtiges Tier schon eine Reihe von Metamorphosen durchlebt habe, deren Probuß eben die Wandel sein. Ähnliches istebigentlich wäre. Demgemäß müßte er schon eine unablasse lange Geschichte hinter sich und eine eben solche vor sich haben, jedoch in dieser „Entwicklung zu immer höherer Bewußtheit und Rebenigkeit“ das sogenannte Reife erleben nur ein Knotenpunkt“ wäre.

Diese ganz, so eigenartige Deutung der Welt legemöchte wissen schaftlich zu begründen, unterliegt der Verf. vollständig.

Gegenüber dieser ganz obenkennzeichneten Entzerrung stellt die Frage, ob man nicht besser thut, bei der Begreifung eines rein menschlichen Standpunktes, den der Verf. doch sucht, den theologischen Ausgangspunkt und das Problem des Weltgrundes ganz aus dem Spiele zu lassen und lediglich in die Tiefe der Menschennatur, wie sie nun einmal ist, hinabzusteigen, um da das wahrhaft Befriedigende, Befriedigende zu entdecken. Daß es da zu finden ist, und zwar in einer Welt, daß daraus auch eine Duelle das ganze Wesen beherrschend der stiller Schöpfung entzerrung, glaube ich als längbegründete persönliche Ueberzeugung dem Standpunkte des Verf. entgegenstellen zu dürfen.

Wir brauchen jedoch mit dieser, zwar von jeder verteidigenden Härte freien, aber jedoch entscheidenden Abgabe nicht von unserem Verfasser zu scheiden. Wir können ihm einiges auch für unsere Sache Dientliche banbar entnehmen. In dem Kapitel „Wie Luther seinen Glauben lehrte“, nimmt er sich mit Isaacus Casarius des „Reinen Kathizismus“ vor. Es geschieht dies freilich in dem Sinne, daß die Widersprüche zwischen dem eigentlichen und inneren Standpunkte Luthers und seiner Stelle als Volkserlehrer aufgehoben werden sollen. Aber die treffenden Bemerkungen des Verf. behalten auch, abgesehen von diesem Zusammenhang in Bezug auf den Reinen Kathizismus als Vollstrecker ihre volle Geltung, daher wenigstens eine kleine Mühenleze daraus.

Nach dem 2. Haupttitel hat uns Gott „Betrnung und alle Sinne gegeben“, verlorft uns „reichlich und täglich mit aller Notdurft und Nahrung des Leibes und Lebens“, „schützt uns vor allem Uebel“ u. s. w. Aber, lieber Luther, „lag Schrempf, ist denn das auch wahr? Wagt bu denn nichts davon, daß die Menschen ... auch blind und schwachsinntig geboren werden können? Oder ist dein Wort bloß der Gott der Wohlgebornen?“ ferner: „Es giebt doch auch Menschen, die körperlich oder geistig krank werden, verhungern oder vom Blig erschlagen werden, verbrennen, einem Wald zum Opfer fallen, schuldig oder un schuldig gefaßt werden“ u. s. w. (S. 141). Und selbst zum 3. Artikel: „Luther will ich auch nicht, mit allen Mühenigen ewiges Leben“, „haben“ ist förmlich die Forderung der Zuschickung nicht verzeihen, in denen der heilige „Weiß“ den Glauben nicht wirft, zu dem sie „aus eigener Bemühn und Kraft“ doch nicht gelangen konnten“ (S. 155). Und zu Luthers Erklärung der dritten Bitte des Vaterunrs: „Luther bittet Gott, daß er seinen (Gottes) Willen thue, der doch, wie er selbst sagt, ohne sein Gebot geschieht“ (S. 159). Das „Salvament des Alters“ giebt mir „Bergung der Seelen, wenn ich schon übergibt bin, daß meine Schuld schon gefügt ist. Es giebt mir also etwas, das ich schon habe, d. h. es giebt mir nichts“ (S. 167).

Es liegt also aus dieser Kritik eines Haupttitels des eoaangelischen Religionsunterrichts noch manches treffende Wort anführen, doch werden die vorstehenden Proben als Beweis genügen, daß wir in diesem Punkte wenigstens an Christoph Schrempf einen Mitstreiter haben. A. Döring.

A. C. Constatius: Gedichte. 2. Aufl. Dresden u. Leipzig, Verion 1901.

Constatius ist als Dramatiker 1887 von dem Kreisruher Dramatiker E. Sittian loszuliegen ausgegeben worden. Aber seine Tragödien „Albion“ und „Atilia“ haben trotz der großen Anerkennung des Entdeckers sich die Bühne nicht erobern können. — Hier hat nun Ernst Einzig die Mühe angetan, aus den besten Sammlungen von Gedichten die Conf. nach bei Schönders (1881) veröffentlicht hat, eine Auswahl zu veranstalten. Ob danach in unserer Zeit, die untreue auf dem Gebiete der Kritik neue fruchtbarere Schritte beahnt, ein Bedürfnis bestand, darf man füglich bezweifeln. Sind Eigenart ist auch in dem besten Gedichten dieser Sammlung nicht zu finden. Doch kann man dem Dichter ein gewisses Normale und die Fähigkeit, fremde Mitten mit Gedicht fortzulapen (wie er das einigemal mit Goethischen Fragmenten versucht), nicht absprechen. — Sehr interessant ist die dem höchsten Fäden angehängte Biographie, die in einen Lebenslauf soll Wingen und Gestaltungen Einzig gewährt und auch auf die Kulturgeschichte der Ritte des vorigen Jahrhunderts manches Licht wirft. J. Si.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kreuzenberg, Berlin W., Matthäikirche 7.

Prediger-Gesuch.

Zum 1. Januar 1902 wird die Stelle des Predigers in der Freien religiösen Gemeinde, Danzig frei. Bewerbungen werden unter der Adresse des Vorstehenden G. Mier, Danzig, Sanger Markt Nr. 4, erbeten.

Danzig, im Oktober 1901.

Der Vorstand.

Habe ich eine Seele?

Lebt meine Seele nach dem Code fort?

Wer sich über diese Fragen Gewissheit verschaffen will, lese folgende auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden aber allgemeinverständlichen Werke:

Schulze, Prof. Dr. Fritz, Grundzüge der physiologischen Psychologie. 2 Bände. M. 3, —

— **do.** — Das Seelenleben der Tiere und Pflanzen. M. 3, —

du Prof. Prof. Dr. Carl, Die Entdeckung der Seele durch die Geheimwissenschaften. 2 Bände. M. 10, —

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 35, Potsdamerstr. 28.

Für Schriftsteller.

Welcher Schriftsteller wäre bereit und befähigt, für das Feuilleton einer gesellschaftlichen Zeitschrift Erzählungen, Skizzen etc. geeignet, den Gehalten der gesellschaftlichen Solidarisität zu popularisieren, zu veröffentlichen? Schreiben erbeten an die Red. des „Schweiz. Konsumvereins, Basel (Schweiz), Steinenthorstr. 24.

Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Ableitung Berlin.

Programm für November und Dezember.

Dienstag, den 12. November, 8^{1/2} Uhr abends, Unter den Linden 111. Soziale Gruppe. Vortrag des Herrn Rechtsanwalts R. Strömschneider: „Die ethischen Aufgaben der Genossenschaften.“ Diskussions.

Samstag, den 17. November, Volksunterhaltungabend zu Gunsten der ersten öffentlichen Verfallsche der D. O. G. R. Im Berliner Handwerkerverein, Sophienstr. 15.

Montag, den 25. November, 8^{1/2} Uhr abends, im Bürgeraal des hiesigen Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bruno Weger: „Ethische Gedanken über Schulschancen.“ Diskussions.

Montag, den 16. Dezember, 8^{1/2} Uhr abends, Unter den Linden 111. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag des Herrn Dr. W. Berndt: „Drama und Ethik.“

Freitag, den 27. Dezember, Volksunterhaltungabend zu Gunsten der Verfallsche der D. O. G. R. Im Berliner Handwerkerverein, Sophienstr. 15.

Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, im Bürgeraal des hiesigen Rathhauses: Monatsversammlung. Schlocher Vortrag des Herrn Reichsanwalt Prof. Dr. W. Roehrer: „Der Bund der Lebendmächte des Schönen und des Bösen.“ — Nachher geistige Bereinigung im Hotelkeller.

Gäste sind überall willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. H. Fenzig**.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlages von Greiner und Pfeiffer in Zuttlingen über das „Jürmer Jahrbuch“ bei worauf wir unsere Leser hinweisen.

Berantwortlicher Redakteur: **Dr. Rudolph Fenzig** in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Diederer in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: A. E. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Von großem Interesse angesichts des Burenkrieges ist:

Die politische Theilung Afrika's

nach den

neuesten internationalen Vereinbarungen

(1885 bis 1890)

von

Emile Banning

General Director im königlich belgischen Ministerium des Auswärtigen.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. Arthur Pfungst

Mit einer Karte

Autorisierte Ausgabe.

Deutsche Hausfrauen!

Die in Ihrem Kampfe um's Dasein schwer ringenden armen

Thüringer Handwerker bitten um Arbeit!

Dieselben bieten an:

Flüchler, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Schürzen, Bein- und Halbschürzen, Bettlaken, Bettdecken und Decken, Kattunstoffe, Arbeiterhosen, Alltagskleider und Spritzen, Aufhänger, Decken u. s. w.

Sämmtliche Waren sind gute Handarbeiten. Viele tausend Anerkennungsbriefchen liegen vor. Muster und Preisverzeichnisse stehen auf Wunsch portofrei zu Diensten, bitte verlangen Sie dieselben!

Thüringer Weber-Verein Gotha.

Vorsitzender G. F. Gräbel,

Kaufmann und Landtagsabgeordneter.

Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung.

Die Ausnahmestelle der D. O. G. R. bietet dringlich, dem mit besten Zeugnissen und Referenzen versehenen, 20 Jahre alten, früheren Kantisten Max Sonnemann, Ankamerstr. 57, Hof 11, der durch ein Füllgelenkchen am Erwerb außerhalb des Quartals gänzlich behindert ist, häusliche schriftliche Arbeiten zu überweisen. Die Arbeiten könnten abgeholt werden.

Es könnte auf diesem Wege einem sehr sympathischen, bedauernswerten jungen Menschen in wissensamer Weise geholfen werden, ohne daß er neben dem ihn schon bedrückenden hiesigen Nuzen noch andere Unterfügungen in Anspruch zu nehmen gezwungen wäre.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur

Berlin S.W., Kommandanten-Strasse 14.

Begrenzung des Totenkults und der gefühlsmäßigen romantischen Hingabe an die Vergangenheit?

Eine uralte Sage erzählt, wenn jemand die Ruhe eines Grabes zur Unzeit störe, so fahre eine kalte Totenhand heraus, herbeie, der Frevler und mache ihn dadurch schwach, so daß er bald sterben müsse. So ist es in der That. Das düstere Geheimnis des Todes und der Gräber löst oft nicht weniger unwiderstehlich an, als die seligen Geheimnisse, die wir jenseits des Himmels zu ahnen meinen. Aber keiner der beiden Vordungen dürfen wir Folge geben — nur von Zeit zu Zeit den Blick hinauf und hinunter jenden. Denn um das ganze Leben zu gewinnen, müssen wir zwar nach allen Seiten zu seinen äußersten Grenzen vordringen, können dann das eine Mal den „heiligen Ernst“, das andere Mal die heilige Freude zurückbringen — doch nur, um dadurch für unseren Lebensberuf zu gewinnen. Aber das Verweilen an jenen Grenzen, das beständige Zurückwenden zu ihnen, ja schon das Schwelgereiche Festhalten jener hohen Gefühle, die wir von dort her gewinnen, straft das Gesetz des Lebens mit Schwachheit, Enttäufung und schließlich mit Untergang. Recht's volles Menschentum ist immer gekennzeichnet durch das Bewußtsein, daß man der Erde und dem Leben Treue halten muß, so lange man ihnen an gebört.

Das höchste Wesen als Erziehungsideal.

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

II.

Meine vorige Betrachtung legte den ethischen Maßstab an Vorstellungen vom höchsten Wesen, die völlig veraltet sind, gleichwohl aber noch immer von anglistischen Diktatoren des Hergebrachten erhalten werden und daher in der Volkserziehung auch fürder ihr unheimliches Wesen treiben. Während die Freunde ethischer Kultur solche überlebten Ideen verwerfen, kommt natürlich von gewisser Seite der Zuruf: „Niederreißen könnt ihr, aber nicht aufbauen!“ Wir aber wissen, daß die allererste Pflicht des Aufbauers in der Abtragung des Ruinen-Schuttes und in der Säuberung des Bodens besteht, und daß schon diese Arbeit etwas Positives bedeutet, selbst wenn die Planiere des zu errichtenden Neubaus zögern, sich über dessen Einzelheiten zu einigen.

Daß solche Einigung im vorliegenden Falle ihre Schwierigkeiten hat, liegt nicht allein in der Natur des Gegenstandes, sondern auch mehr in der Enkriechung unserer Zeit. Sie ist gewohnt, den Ausdruck „höchstes Wesen“ rein theologisch zu verstehen, und staht, wenn sie vor die Aufgabe gestellt wird, positiv in freier Forschung das wirklich höchste Wesen zu schildern.

Von der Naturwissenschaft einseitig auf das Sinnfällige hingelenkt, sieht sie sich vergebens nach einem Wesen um, das höher wäre als der Mensch, und vermag allenfalls nur eine Frucht der Zukunft, den „Uebermenschen“ oder den Genossen des sozialen Himmelsreiches über sich zu stellen. Und doch scheint mir ein höchstes, den Menschen weit überragendes Wesen so wenig eine Utopie zu sein, daß kein Idealist, also auch kein Ethiker umhin kann, dessen Wirklichkeit nicht minder zu empfinden, wie der Lebende die Sonne. Er hat bloß abzugeben von der üblichen Art, lediglich nach materiellen Werten, nach Stoffklumpen und mechanischen Leistungen, nach fünfjährigen Organismen, Erden- und Sonnenjahren, die Allnatur zur „Weltanschauung“ zu ordnen. Es gilt, die geistigen und sittlichen Mächte als Realitäten zu betrachten, die keineswegs verdienen, hinter das Materielle zurückgedrückt und als dessen flüchtige Schatten betrachtet zu werden.

Das Wahre, Schöne und Gute sind Sterne, ebenio wieviel wie Jupiter, Mars und Venus, wenn sie auch mit anderen als den leblichen Augen gesehen werden.

Verjahren wir nun, mit diesen anderen Augen eine Weltanschauung zu gewinnen, also gleichsam nach ihrer geistig-sittlichen Gravitation die Dinge zu ordnen, so stellt sich das Weltganze als eine Rangordnung von Werten dar, die eine Richtung idealer Höhe und eine Richtung der Niedrigkeit zeigt. Veranschaulichen wir diese Rangordnung im Bilde einer Sonne, die ihre Strahlen zunächst in blendender Fülle, mit zunehmender Entfernung aber schwächer und schwächer in den endlosen Raum entsendet, so würde dem Lichtquell das entsprechen, was ich höchstes Wesen nenne.

Schon aus solcher Betrachtungsweise, die freilich nicht einseitig das Materielle, stets jedoch das Reelle und Naturliche erstreckt, geht hervor, daß ich keineswegs jenseits der Welt, in einer übernatürlichen Person das höchste Wesen suche. Der Glaube an eine so beschaffene Gottheit enthält für mich etwas Niederbrückendes. Wäre doch ein übernatürliches Wesen durch eine unüberwindliche Kluft von der Natur, also auch von mir getrennt, unerreicher für mein Emporverlangen. Und mag auch der Priester versichern, die Allmacht habe Mittel genug, diese Kluft zu überbrücken, so mutet doch solche Glaubenslehre der Vernunft einen unmöglichen Salto mortale zu. Aber selbst wenn ich das Wunder für wahr halten könnte, so würde gleichwohl ein höchstes Wesen, das nicht in mir lebendig ist, meinem Gemüte etwas traurig Fremdes bedeuten. Eins mit dem Höchsten möchte meine Sehnsucht und Andacht sein. Drum denkt sie sich die „Gottheit“ natürlich, monistisch, innerhalb der Allnatur — im Sinne Giordano Brunos, den Goethe mit den Versen überlegt:

„Was war' ein Gott, der nur von Außen stiehe,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu legen,
Sodas, was in Ihm lebt und weht und ist,
Wie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermisst.“

Zu diesem Evangelium muß freilich noch eine Erleuchtung kommen, die heutzutage nicht allen Verehrern der „Gott-Natur“ gefällig ist. Nicht selten betrachten sie die Natur als ein Wesen, das ihrem eigenen Selbst etwa so gegenübersteht, wie ein äußeres Ding dem Menschenkörper. Hingegen bedeutet für mich die Natur nichts Meineres und Fremdes, sondern mein inneres Eigenwesen, eins mit meiner Individualität; bin ich doch nur eine der zahllosen Arten oder Formen, in denen die Natur sich selbst erlebt. So muß denn auch das höchste Wesen eins mit mir und in meinem Innern zu finden sein. Das erhabene Wort: „Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen“, meint nicht bloß das Innere des Universums, sondern das Innere einer jeden Individualität; und deshalb fährt Goethe fort:

„Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völler löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste aus er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt.“

Wohlan, suchen wir das höchste Wesen nicht bloß im Objekt, in den äußerlich erfahnen Verhältnissen der Natur, sondern zugleich in allem Wesen, das unserm Gemüte entquillt, in den edelsten Gedanken, Gefühlen und Streibungen! Die Erhebung zu innerlichen Höhen bildet vorwiegend die Ahdacht, in der die „Wonnigen“ ihre „Gottheit“ verehren, und dieser Kultus, der das eigene Selbst zum Tempel des Höchsten macht und seinen würdigeren Ritus kennt, als Geist und Herz zu reinigen und die sittliche That als

Cyfer darzubringen, bildet jene Vollendung des Gottesdienstes, welche Schiller mit den erhabenen Worten meint:

„Rehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

„Gott-Natur“ nennt Goethe im jüdisch-jüdischen Sinne das höchste Wesen. Auch „Gott-Mensch“ darf man in gewisser Hinsicht dafür sagen. Nur sollen solche religiösen Bezeichnungen nichts enthalten, was aus der Wunderwelt einer dualistischen Theologie stammt. Denn eins mit der Natur, waltet das höchste Wesen in völliger Natürlichkeit oder — was dasselbe bedeutet — in unverbrüchlicher Gesetzmäßigkeit. Es ist kein Willkürherrscher, der launisch seine Regierungsgrundsätze durchbricht, sondern eine Ordnung, die ausnahmslos in allen Räumen und allen Zeiten sich behält. Die Sterne, die droben ihre Bahnen ziehen, singen das hohe Lied dieser großartigen Ordnung, und nicht minder die allerkleinsten und bekanntesten Staubchen, die Atome der Chemie. Wenn wir uns klar machen, wie die Umkehrung unserer Erde um sich selbst und ihr eisförmiger Lauf um die Sonne seit Menschengebüden mit vollkommener Pünktlichkeit sich vollzieht, und wie Sonnen- und Mondfinsternisse oder erscheinende Kometen haarscharf bis auf die Sekunde vorher gesagt werden, ohne daß die Natur dem Himmelstundigen einen Strich durch die Rechnung macht, so vertieft sich uns der Sternenhimmel zu einem Reich geistiger Harmonie, die noch weit mehr zur Andacht stimmt, als seine sinnliche Pracht. Und die gleiche Regelmäßigkeit offenbart sich in der Welt des Kleinen. Bringt man zwei Atome Wasserstoff mit je einem Atome Sauerstoff zusammen, so erfolgt unter gewissen Umständen unausbleiblich jene chemische Verbindung, die wir Wasser nennen, ebenso wie unangeht das Wasser in jene Elemente zerlegt werden kann. So behaltet selbst das unscheinbare Staubchen ein treues Festhalten an den Gesetzen der Allnatur. Der Stein als Verband von Molekülen, zumal in seiner Kristallisation, jede Pflanze, jedes Tier bezeugt den Harmoniesinn des höchsten Wesens. Ein von ihm geprägtes Kunstwerk ist jede Blume, jedes Blatt vom Baum, jeder Schmetterling, jede Vogelfeder, jedes Fischschuppe. Alle vor wenigen Jahren die erste große Tiefseeforschung hat, als man vom Grunde der Südl. Schlamme, wie er dort meterhoch liegt, ans Licht des Tages und unter die Instrumente der Naturforscher brachte, da ergab sich eine erhabene Festhaltung des Evangeliums der Ordnung. Was man nämlich für wüsten Schlamm gehalten hatte, das stellte sich unter dem Vergrößerungsglase als eine ungeheure Menge von Kunstwerken heraus. Die Störchen des Tiefseeschlammes sind nämlich Gehäuse der sogenannten Radiolarien oder Strahlentierchen. Und jedes dieser winzigen Gehäuse ein Strahlen von einem so feinstimmigen Ebenmaße, wie es unsere menschliche Kunst nicht zu erfinden vermag. Demüthig sieht der Mensch mit all' seiner Kunstfertigkeit vor der Harmonie, welche hier die Natur in Gehalt eines winzigen Staubchens überwältigend reich und fein gebildet hat. Unser Staunen steigert sich, wenn wir vernehmen, daß mit solchen Kunstwerken, von denen Milliarden auf einem kugelförmigen Raum gehen, der Grund aller Meere meterhoch bedeckt ist. — Und wir Menschen? Aus demselben Ordnungssinne — dem „Logos“, wie Johannes sagt — geht all' unser Geschick hervor, und stets ruhen wir im Schoße der All-Ordnung.

„Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Wägen wir alle
Unseres Tuns
Kette vollbringen.“

Am hehrsten offenbart sich dieser Logos in den edelsten Schöpfungen menschlichen Geistes und Gemüthes. Unser Denkfleiß, die Logik, ist solch' eine Offenbarung des höchsten

Wesens; nicht minder unser Sinn für das Schöne und für das Gute. Was auch immer die Kultur Großes und Vergnügliches errungen hat, eine Bethätigung und Darstellung der natürlichen Gottheit bedeutet es, wie sie aus den Tiefen des Menschlichen immer machtvoller sich emporringt.

Wer mit mir einen tabellosen Ordnungssinn dem höchsten Wesen zuschreibt, läßt nicht mehr die altfirdische Auffassung gelten, daß Gott manchmal wie ein reparierender Uhrmacher in den Mechanismus der Welt eingreife, die Naturgesetze durchbreche. Sonne und Mond still stehen lasse, Wasser in Wein verwannde und Wein in Erlöserblut, um durch solche „Wunder“ den Glauben zu stärken oder betenden Gottesknechten einen Gefallen zu erweisen. Geradezu axiomatisch ist ja für alle Wissenschaft der Satz von Ursache und Wirkung. Er besagt, daß der ganze Weltprozeß nach bestimmten Regeln verläuft, die sein innerstes Wesen ausmachen. Die Welt regiert sich selbst nach ewigen Gesetzen; und wollte sie die geringste Ausnahme von ihrer Gesetzmäßigkeit gestatten, so würde sie etwas Unmögliches vollbringen, nämlich ihre eigene Natur aufheben. Folglich läßt sich das höchste Wesen nicht im mindesten beeinflussen durch Gebete und Gaben jener Allgläubigen, die ihre Gottheit nach der Art willkürlicher Herrscher denken und durch Appellationen an das Mißgefühl oder durch Opfertribute ihren menschlichen Interessen dienstbar machen möchten.

Aber — so wird vielleicht eingewendet — ist denn nicht trotzdem der Gedanke, daß über den Sternen kein Vater wohnt, unsere lebende Not zu erhören und uns zu helfen? — Im Gegenteil! Fürdärher wäre mir der Gedanke, das höchste Wesen lasse sich durch die meist eugherzigen, oft unermüthigen, ja niedrigen und bösen Wünsche der Menschen zum Abweichen von den Naturgesetzen veranlassen. Ein schwacher Vater, der wohlervogene Erziehungsgrundsätze durchbricht, weil das thörichte Kind ihn mit Bitten beunruhigt, Preis dagegen der unerträglichsten Folgerichtigkeit, die im Weltall waltet. Sie ist eine strenge, doch weise Erzieherin. Denn sie spornet den Menschen an, sich selber aus der Not zu erretten, entwickle seine Kräfte, läßt ihn nachdenken und arbeiten. Keine Kultur gäbe es, wenn nicht so unbestechlich die Natur bei ihrer Ordnung verharrete. Die meisten Gebete — darf man sagen — laufen auf das Ansuchen hinaus: „Herrgott, thu' mir doch den Gefallen und laß' zwei mal zwei mal etwas Anderes sein, als vier!“ Angenommen nun, solch' ein Gebet werde erhört, so würde, falls überhaupt der Weltall dann noch weiter bestehen könnte, eine heillose Verwirrung in unserer Kultur einbrechen. All' unsere Herrschaft über die Dinge gründer sich ja auf die strenge Naturgesetzlichkeit. Wäre ein Gebet imstande, diese unmuzzeren, so verwandelte sich Mutter Natur in ein unheimliches, unberechenbares Wesen, in eine wahnsinnige Miesin.

Und nicht allem auf technischem Gebiete entstanden jurchtbare Verwüstungen, sondern auch auf sittlichem. Hier vor allem ist Ordnung unentbehrlich, die moralische Logik oder sittliche Weltordnung, die alles Wohl und Weh der Menschen als das Werk ihrer eigenen Hand, ihrer geistig-sittlichen Reife oder Unreife kennzeichnet und also nicht von einem himmlischen Regenten das Heil der Welt erwarten läßt, sondern von unserer eigenen Heiligung. Ein Zug von moralischem Irrsinn waltet in dem zur Zeit grassirenden Aberglauben der „Gebetsanhörung.“ Das wirklich höchste Wesen wird gelästert, wenn z. B. in der deutschen Reichshauptstadt Pastoren und Aristokraten „Gebetsketten“ ichtigen, um einer hohen Dame die Gicht zu vertreiben, oder wenn ein anglistischer Geistlicher von einem patriotischen Waffengebete die Vernichtung der Büren

erwartet. „Eines Christen Handwert ist Beten“ meint Luther. Mit ergreifender Wahrheit aber ruft der amerikanische Ethiker den Kanzelpredigern zu, doch endlich aufzuhören mit einem eiteln, thörichtigen Beten, lieber an die Männer und Frauen in den Kirchhainen die Bitte zu richten und klar zu machen, wie ihnen, den Menschen, anvertraut sei die Sorge um das Gemeinwesen, wie ihnen die heilige Aufgabe obliege, die Kranken zu heilen und die Unglücklichen aufzurichten, und wie ihr Werk es sei, in den Weisheit und im Geschäftselben Gerechtigkeit herzustellen gegen die Armen. „O daß eine Woge der Aufrichtigkeit durch unsere Kirchen ginge!“ — Hier haben wir die Art zu beten, zu der ein höchstes Wesen erzieht, wie ich es im Sinne habe. Sie ist vernünftig und läßt auch auf Erhöhung hoffen. Wer inbrünstig verlangt, die besten Kräfte des Menschen möchten reichlicher aus dem Innern strömen, dessen Sehnsucht ist feindliche Erfüllung. So betet stets mit einem gewissen Erfolge der Apostel edeln Menschentums, wenn er erlich mit Wort oder Schrift die Herzen ergreift, oder der Forscher, der sich wissenschaftlicher Erkenntnis hingiebt, der Künstler, wenn er liebevoll sein Schönheitsideal umfängt, oder auch der sichtige Mann aus dem Volke, wenn er im Stillen gelobt, seinen Pflichten als Familienhaupt und Glied der Gesellschaft treu zu bleiben.

Der Ategläubige rühmt an seiner Gottheit nicht bloß, daß sie erlösen könne, sondern auch, daß sie niederschne auf das Treiben der Erde und jede Neigung des menschlichen Herzens beobachte. Er schreibt dieser Idee einen erziehlischen Segen zu, weil der Glaube im sittlichen Streben gefährt, in der bösen Versuchung aber eingeschüchtert, und nach schlimmer That bestraft werde durch das Gefühl eines auf ihn gerichteten göttlichen Auges, dem selbst das Weheimeit offenbar bleibt, und eines allgegenwärtigen Richters, vor dem es keinerlei Entinnen giebt. Diese psychologische Wirkung besteht allerdings, ist jedoch nicht bloß dem Glauben an jenen Kirchenpott zuzuschreiben, sondern ebenso der Idee eines natürlichen höchsten Wesens. Denn indem dies Wesen dem Weltall und jedem Menschen innewohnt, erlebt es all unsere Gedanken, Gefühle, Pläne und Thaten und legt den höchsten Maßstab an sie an, wie wir ihn in Vernunft und Gewissen besitzen. Es ist unser Verleter und Helfer, unser Warner und Richter, und nähmen wir Flügel der Morgenröte, so fliehen zum äußersten Meere, so würde gleichwohl die innere Stimme, der Gott in uns, ein unenterrinnbarer Begleiter und unheftlicher Kritiker sein.

Aber — so wird eingewendet — was hier als „höchstes Wesen“ gepriesen wird, ist doch eigentlich nur die harte Notwendigkeit einer Allnatur, durch deren poetischen Aufspitz für den nüchternen Prüfer eine traurige Lebe hindurchschimmert. Weicht doch selbst der größte Dichter des Pantheismus: „Unfühnd ist die Natur.“ Und wenn sie auch im Geiste und Gemüte mancher Menschen zur Höhe sich erhebt, so bildet sie doch über die Menschheit hinaus nichts Höheres, sondern ein bloßes Meer von brutaler Kraft. — Dies Bedenken ist so gewichtig, daß ich nicht umhin kann, mir Gehör für eine dritte Erörterung anzusubstitui, die den Abschluß meines Diskurses über das „höchste Wesen“ bilden soll.

Bur Entstehung des Uebermenschen.

Von Dr. Paul Ernh.

Soeben ist der vierte Band von Nietzsche's Nachlaß in neuer Auflage erschienen; während der Herausgeber der ersten Auflage die in den Notizbüchern und Manuskripten verstreuten kleinen Bemerkungen zu zusammen-

hängenden Gedankengängen geordnet hatte, wobei natürlich viel Subjektives des Herausgebers mit unterließ, werden uns jetzt die unveränderten Sätze des Autors geboten. Diele bierten gerade in diesem Band sehr viel Material für die Psychologie Nietzsche's, und, da mehr wie bei vielen anderen der Kern seiner Philosophie aus seiner Persönlichkeit und eigenen Erfahrung verstanden werden muß, damit auch für das Verständnis seiner Philosophie.

Zwei Bemerkungen scheinen mir besonders merkwürdig zu sein, weil sie ein helles Licht auf den Seelenzustand werfen, in welchem Nietzsche die Notigung für die Konzeption seines Uebermenschen empfand; sie stehen auf Seite 358 des Bandes. Die erste lautet:

„Die Auflösung der Moral führt in der protischen Kewegung zum atomistischen Individuum und dann noch zur Zerstückung des Individuums in Weisheiten — absoluter Stufe. Deshalb ist jetzt mehr als je ein Ziel nötig und eine Liebe, eine neue Liebe.“

Das ist eine sehr tiefe Zusinnsäußerung. Nietzsche ist Determinist wie andere Philosophen vor ihm, und jeder Determinismus bedeutet an sich Auflösung der Moral; für dieses Problem macht es nichts aus, daß Nietzsche eine eigene geschichtliche Theorie über die Entstehung der heutigen Moral und Moralkrisis und eine eigene Wertschätzung für sie hat: das macht seine Probe scharf und fontainen, unterscheidet ihn aber für das Problem: praktische Konsequenzen der Auflösung der Moral, nicht von den englischen und französischen Moralisten und Egoismustheoretikern. Sein Instinkt aber sträubt sich gegen die Atomisierung der Gesellschaft und des Individuums, welche die Komoganz ist. In die Metaphysik vermag er sich nicht zu retten, wie Schopenhauer, der aus dem Ding an sich seine buddhistische Moral herausholt, denn er ist zu ehrlich, um mit dieser Macht zu hantieren, in der ihm alle Maren grau sind, und zu stolz, sich unter dem Unerkennbaren zu beugen, wie es doch der alte Kant gethan hat . . . noch zu stolz; wer weiß, wie tief sich dieser Nothum gebugt hätte!

So fährt er fort:

„Ich sehe etwas Unabwäres vorans. Chaos am nächsten, alles Null.“

1. Nichts, was an sich Wert hat; nichts, was befehlt: „Tu folli!“

2. Es ist nicht auszuhalten: wir müssen das Schaffen dem Leid die Vernichtung entgegenstellen.

3. Den Uebermenschen schaffen, nachdem wir die ganze Natur auf uns hin gedacht, denkbar gemacht haben.

4. Wir können nur Etwas uns ganz Verwandtes lieben: wir lieben am besten ein erdachtes Wesen. Gegen ein Wert und ein Kind brandt die Liebe nicht befehlen zu werden.“

Und dann, das schmerzliche Bekenntnis:

„Ich will das Leben nicht wieder. Wie habe ich ertragen? Schaffend. Was macht mich den Leid auszuhalten? Der Wid auf den Uebermenschen, der das Leben bejaht. Ich habe versucht, es selbst zu bejehen — ach!“

Es ist der uralte und vielleicht ewige seelische Prozeß: unser Bedürfnis zu lieben und zu gehören schafft uns ein Gottesbild mit den Zügen, welche wir uns selbst wünschen: bei dem rohen Fichtenschäbeler sind das Zauber Gaben und bei dem feinen Selbstquäler von heute nur die Kraft zu bejehen. Wie gering ist doch die Zahl der Möglichkeiten für unser Denken!

Die Ethik im Seemannslande.

Von Pastor Theodor Niebling (Birmingham).

Man spricht heutzutage weniger von Ethik, als von allen anderen großen nationalen Schlagworten; und doch ist anders denn sagt man sie hintenan, wenn es sich um die Beurteilung eines Standes handelt, der an und für sich wenig mit ethischen Momenten zu thun hat. Unwill-

fürlich schließt der Negriß „Ethik“ etwas Reiches, Sanftes, Stilles in sich ein — und alle diese Eigenschaften sucht und erwartet man nicht im lärmenden Haulen der Angehörigen des Seemannsstandes. Eine eigentliche, bewußte Ethik scheint allerdings in rauhen Seemannsberufen nicht gut Platz zu haben; andererseits aber giebt es keinen Negriß und keine menschliche Lebensstellung, die man nicht mit gewissen Sonnenstrahlen erhellen kann, seien diese „Fürsorglichkeit“, „besondere Würdigung des Menschums“, „öffentliche Anerkennung“ oder wie sonst die Seitenwege heißen, die zu einer allgemeinen Ethik führen.

Man könnte aber ebenso gut annehmen, daß der Seemannsberuf seine Mitglieder ganz besonders zum Verweilen bei ethischen Momenten hinführe, steht doch der Seemann in einem so innigen, jändigen Kontakte mit der Natur und den Elementen, wie kaum irgendwo ein anderer Mensch. Aber aber je urteilt, beurteilt den Seemannsberuf lediglich nach dem, was er gesehen hat, und besonders nach den flotten „blauen Zungen“ der Kriegsmarine, die für den Laien den Seemannsstand ergeben. Er gedenkt nicht all der Tausende und Tausende, die auf Handelschiffen, Dampfern, Seglern, Schleppern und Fischerbooten auf den Meeren herumfahren, monatlang dem Lande fern, oft jahrelang der Heimat, der Zivilisation und dem menschwürdigen Dasein. Sie kennen nichts als Arbeit und Strapazen, unendlich oft mit großen Entbehrungen verbunden, sie hören kein freundliches oder liebevolles Wort, und sie bleiben selbst dem fern, worauf auch der Geringste Anspruch machen kann: auf Verkehr mit Menschen, auf alltägliche Vergnügungen, auf das tägliche Lesen einer Zeitung und selbst auch auf Empfang von Briefen. Ihr Lebensweg bewegt sich zwischen Arbeit, Essen und Schlafen dahin, er ist fast durchweg ein freudeleerer und eintöniger, als der des vielbeschlagenen Fabrikarbeiters, der immerhin der Welt und dem, was sie bietet, seelisch nahesteht.

Aus diesen Thatsachen heraus sind die schroffen Vergnügungsabstände der Seeleute geboren worden, alle jene geluchten Liebertreibungen, jene Exzesse, jenes krankhafte, menschenunwürdige Austoben, das leider einmal identisch ist mit dem Kuhenthalt des Seemanns am Lande. Es sind eigene seelische Momente und verbländliche psychologische Vorgänge, die den Seemann zu seinem Thun treiben: Monatlang hat er schwer gearbeitet und alles entbehr, was der Mensch winnigenswert findet, hat er sich freiwillig in eine gewisse Abgeschiedenheit gegeben, um dann am Lande, oft in einer einzigen Nacht, den schwer erworbenen Arbeitslohn zu vergeuden. Nicht daß er sich die höchsten und auswerflichsten Genüsse gönnen würde, — seine Lieblingsgetränke sind die billigsten, und er kann zudem nicht viel vertragen. Auch hat er kein Verständnis für außergewöhnliche Musik- oder andere Genüsse, und Liebhabereien, die zeitweilig foßspielig werden könnten, kennt er nicht. Aber es fößt ihn wie Wahnsinn, und es ist ihm unheimliche Nacht, die ihn dazu treibt, alles an Tinen, Freunden oder ihm ganz fremde Menschen zu vergeuden, bis er wieder so weit ist, auf einem Schiff neue Arbeit und neuen Erwerb zu suchen. In seinem Thun liegt eine gewisse weltverachtende Gleichgültigkeit, andererseits aber eine ungläublich große Selbsterdrückung; denn trotz aller Arbeit und allen Verdienstes bringt er es zu nichts, bleibt er der mittellose, kaum gewürdigte und unverstandene Teil der menschlichen Gesellschaft, für den man weniger Sympathie und Interesse hat, als für jeden anderen arbeitenden Menschen.

Er kennt weder reine Freude im Erstreuen anderer, noch die Föhne, gern geliehen und schwer vermisst zu werden: denn unbedacht wirft er mit vollen Händen aus, was er hat, und hat er nichts mehr, so wenden sich die

von ihm, die nur auf stüchtige Stunden seine Genüßlampen waren. Weder Dankbarkeit noch Anhänglichkeit erheben seinen Lebensweg, und wie er selbst ein Spielball der Wellen ist, so bleibt es seine Verlor für alle diejenigen, die ihn ausnutzen und gebrauchen. Sein Gemüt verstockt und verhärtet sich, und eine gewisse Mentalität zeigt sich in seinem ganzen Wesen: nicht nur brutal im Zorn, sondern auch in der Freude, brutal gegen diejenigen, die sich reichlich von ihm bezahlen lassen, was sie ihm an Gesellschaft und Aushaltung gewöhren. Er föhlt genau, daß er mit leeren Tischen nichts ist und daß sein gefülltes Portemonnaie ihm Menschen genügend macht, nicht aber Freundschaft und Anhänglichkeit. Man rettet nur die Freundschaft vor Verbitterung und Unmuth, im günstigsten Falle vor Gleichgültigkeit und Laueheit. Und wenn auch die gesamten Seelente der Handelschiff wichtige Teile im großen Kaderwerk des Welthandels bedeuten, so bleiben sie doch seelisch der allgemeinen Menschheit fern. Man kann sie nicht klassifizieren und nicht mit oder gegen ihren Willen ethisch heben; denn sie stehen anßerhalb der Allgemeinheit.

Die bisherigen Erfolge, die man, abgesehen von der sozialen Hebung des Seemannsstandes, in ethischer Beziehung mit ihnen gehabt hat, bilden nur eine Bestätigung dafür, daß ein ethisches Wirken im Seemannsstande eine Danaidenarbeit ist. Kennenswerte Erfolge auf diesem Gebiete sind bisher auch nur dem Wirken der deutschen Seemannsmmission zuzuschreiben. Wenn sie auch selbstverständlich das religiöse Gebiet in ihrem Wirken als erstes berücksichtigen muß, so hat sie doch in sozialer und ethischer Hinsicht recht Bemerkenswertes geleistet. Leider aber hat das Wort „Mission“ einen wenig erdlichen Klang; man kann es den Seelenten nicht verdenken, wenn sie empört Front machen gegen eine Vereinigung, die sich ihnen unter einem ähnliden Namen vorstellt, unter dem sie wilben und unceivilisierten Völkern oder ganz demoralisierten Menschenklassen gegenüber tritt. Nicht es doch sonst keinerlei Arbeitsklasse, gegen die man in „Missionsform“ vorgeht. Dieses Moment bildet leider einen harten Kernschuß in der so segensreichen und zweckentsprechenden Seemannsmmission, die in Grunde genommen eine sozial-ethische Tendenz verlohrt. Wenn auch die Seemannsmmission ihre Arbeit als eine in allererster Linie rein religiöse betrachtet, und wenn auch ihre religiösen Erfolge unter den Seelenten außerordentlich bemerkenswerte sind, so bleiben doch die sichtbarsten und für die Allgemeinheit wichtigsten Erfolge auf sozial-ethischem Gebiete ruhen.

Hat doch die deutsche Seemannsmmission allein auf ihren Stationen in englischen Häfen den deutschen Seelenten gegen 73000 Mk. geteilt und an die Angehörigen in die Heimat geschickt, Summen, die sonst spurlos im fremden Lande verschwunden wären. Aber sie rettet dem Vaterlande nicht nur Geldsummen, sondern auch die wertvollere Menschenkraft. Ihrem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß unter den 8 bis 10000 deutschen Seelenten, die des höheren Lohnes wegen allein auf englischen Schiffen fahren und bei deren vielen die Liebe zum Vaterlande und das Bewußtsein ihrer deutschen Zugehörigkeit abhanden gekommen ist, deutsches Wesen und das Gefühl für das, was sie als Teutsche ihrem Volke schuldig sind, in einer so hervorragenden Weise neuerdings sich wieder durchbrechen scheint, daß die Rückkehr zu dem Dienste auf deutschen Schiffen von vielen geradezu als Ehrenfache betrachtet wird. Dieser Umstand ist umso bemerkenswerter, als die meisten von ihnen in der deutschen Kriegsmarine gedient haben und im Kriegsfalle zur Bemannung der Kriegschiffe herangezogen werden müssen.

Am Interesse der Allgemeinheit aber liegt es nicht, nachzusehen, ob besonders hervortretende sittliche Wes-

winne einem religiösen oder anderen Wirken zuzuschreiben sind. Für sie genügt die Thatfache, und die Thatfache beweist, daß die Ethik bisher in den Zeemannshand zu wenig hingetragen wurde, und daß doch schon das Wenige so reiche Frucht getragen hat.

Lose Blätter.

„Sobald ich freien Staat, freie Schule, freie Kirche annehme, so folgt nach meiner Ansicht daraus, daß jeder Private, jeder Verein, jede Korporation nach Belieben Schulen einrichten darf; daß aber die bestehenden Schulen, soweit sie ursprünglich kirchlich waren und den konfessionellen Charakter bewahrt haben, einfach der Kirche zugehört werden. Der Staat muß nicht die Schulen errichten — die dann aber auch nicht kirchlich sein und keinen Religionsunterricht haben dürften — wo weder die kirchliche, noch die bürgerliche Gemeinde eine Schule hält und wo das Bedürfnis der Kinder auch nicht durch Privatschulen gedeckt wird“ . . .

B. A. Lange.

Nachdem dann diejenigen Unternehmer aufgeführt sind, die Konfessionschulen gegen die kirchlichen Schulen einrichten dürfen, als „große freie Assoziationen wie in England, Erben und Verbrüderungen, Stadtgemeinden, Kreisverbände, Jubiläumsgesellschaften, beliebige Vereine, Individuen oder Vereinigungen solcher, welche als Familienhäupter Interesse haben, Lehrer auf eigene Rechnung, einzeln oder als Genossenschaften“ . . . folgt Lange fort:

„Es muß diesen Unternehmern durchaus überlassen bleiben, ob und wie sie den Religionsunterricht erteilen wollen. Sofern das Prinzip des Schulzwanges bestehen bleibt . . . darf der Staat außer der allgemeinen polizeilichen Aufsicht auch keine Aufsicht auf die notwendig geforderten Kenntnisse ertheilen. Zu diesen aber dürfen irgendwelche Religionskenntnisse durchaus nicht gezählt werden. Die Religion mag so nützlich und so abgeklärt sein, wie sie will, es geht den Staat nichts an, solange die Gesetze gehalten werden.“

„Wenn es einst zur stehenden Sitte geworden sein wird, daß das öffentliche Bewußtsein sich laut und nachdrücklich gegen die Zerschindung der Zivilisation im großen wie im kleinen erhebt, dann kann auch die Stunde nicht mehr fern sein, in welcher die Grundzüge der Gerechtigkeit und Billigkeit, die jedermann im Privatleben anerkennt, auch in das öffentliche Leben und den Verkehr der Staaten miteinander eingeführt werden“ . . .

„Wegen mir deshalb den Feinden, einen Bund freier Männer zu bilden, die eine Vermitlung anstreben, welcher keine andere Autorität beizuhelfen, als die Gerechtigkeit selbst. Was niemand diesem Bunde beizutreten, der nicht anständig entschlossen ist, seine persönlichen Stimmungen und Meinungen, sowie alle fremdenartigen Interessen, Äußerlichkeiten und Vorurteile vor der einsamen Stimme der Wahrheit zu beugen.“ . . . Aber in diesem Sinne zu einer großen Aufgabe des Angehörigen im Interesse der Menschlichkeit und der geklärten Zukunft unserer Zivilisation mitanzuhängen ist, der verbände sich aller Zeiten mit Gleichgesinnten, damit binnen kürzester Zeit ein mächtiger immerfort wachsender Verein entstehe, als ein lebendiges Zeugnis für die Macht der Humanität in der modernen Weltlichkeit und als Baustein eines großen und unabbrüchlichen Verbandes, mit rein geistigen Mitteln dem Strom des Unheils und des Verderbens Halt zu gebieten, welcher im ferneren Wachen unsere gesamte Kultur mit dem Untergang bedroht.“

B. A. Lange (in einem 1871 verfaßten und an Lieberow gesandten „Anruf an die Menschheitsfreunde aller Nationen“).

Streiflichter.

Zwischen zwei Stäbchen hat sich die Regierung anheimend gesetzt in der Angelegenheit der Berufung des Professors Dr. Spahn auf den Lehrstuhl der Geschichte in Straßburg. Auf der einen Seite hat sie die Fakultät,

die weder das Bedürfnis nach einer doppelten und zwar konfessionellen Besetzung des Faches, noch die Qualifikation gerade dieses Bewerbers anerkannte, kritisiert und den Grundlag, daß für das höchste Amt eines Lehrers der akademischen Jugend nichts als die wissenschaftliche Tüchtigkeit in Betracht kommen dürfe, aufgeben; auf der anderen Seite aber macht sie nun überflüssiger Weise wiederholt die Erfahrung, daß auch das weitestgehende Entgegenkommen gegen unberechtigte Ansprüche bei dem römisch-katholischen Klerus nur auf Unbanbarkeit und entprechende Zeigerung seiner Wünsche ist. Wenn, wie die jesuitische Voce della verità (causa a non canendo!) in Aussicht stellt, vom Straßburger Bischofsstuhl der Hofstall über den fegefeuerverdächtigen Jugendlehrer verhängt wird, dann ist die Stellung des Gelehrten unter Kollegen, die ihn als Eindringling behandeln und vor leeren Bänken seines Auditoriums wahrlich nicht beneidenswert. Auch das ungewöhnliche feierliche Telegramm wird ihn darüber nicht trösten können. Ganz besonders aber ist es zu beklagen, daß die dort zum Ausdruck gekommene verfehlte und den Gefühlen der katholischen Staatsbürger weit entgegenkommende Stimmung so ganz ohne Echo geblieben ist, und daß offenbar Niemand die Einsicht erlangt hat, den Kaiser über die thatsächliche Lage der Dinge genügend zu informieren. Wo war der Reichskanzler, wo der Statthalter? Sollten im preussischen Kultusministerium, die wirklichen Verhältnisse ganz unbekannt gewesen sein? Und ist es, aus welchen Gründen immer, den berufenen Vertretern der Krone wirklich unmöglich, sich das ihnen gebührende Gehör zu verschaffen?

Es scheint ein wahres Verhängnis, daß auch bei den bestgemeinten Regierungshandlungen der letzten Zeit niemand Verriedigung zu empfinden vermag, als — die Gegner dieser Regierung.

Widerkürmer. Zur Selbsthilfe gegriffen haben einige Eiferer der „Christen“ gegenüber dem Eiferer der Armen, einem „heidnischen Welt, das zerfallen werden muß“, wie ein Geistlicher im Gemeindeblatt der reformierten Gemeinde schrieb. Die harmlosen nackten Mädchen, die so unvorsichtig waren, ohne Badeanzug an dem Wasser spendenden Kunstwert zu erscheinen, sind verurteilt worden. Der ganze naturwidrige Geist kirchlichen Fetters, der es schmerzlich bedauert, daß wir noch immer trotz der Weisheit der Natur geboren werden und daß die Seele sich bei ihrem kurzen Walle durch das Jammertal und die Herberge dieser Erde nicht ohne die zwar gottes-ebenbürtige, aber doch satanische Leibesuhle begeben kann, ist hier wieder einmal zum Vorschein gekommen. Klein Wunder, was man den konfessionellen Schulen fäet, das wird man ernten. —

Die modernen Mordwerkzeuge und die Friedensfrage. Es ist läßlich, für die Erhaltung des Friedens zu wirken, aber es kommt darauf an, ob das in einer wirklich erfolgversprechenden Weise geschieht.

Zu den Friedensfreunden gehört auch der russische Staatsmann Herr v. Bloch. Aber seine Theorie ist eigentümlich und nicht geeignet, bei allen Friedensfreunden Zustimmung zu finden. Er vertritt nämlich die Ansicht, daß die Vervollkommnung der Waffen in der Neuzeit zu einem wesentlichen Hindernis der Kriegführung geworden sei und schließlich den Krieg ganz unmöglich machen müsse. Die durch die Schnellfeuerwaffen bewirkten Verluste sollen so ungeschwer sein, daß dadurch der Krieg von selbst ein Ende findet.

Ähnliches ist schon früher behauptet worden, aber die Thatfachen bestätigen diese Ansicht nicht. Man sollte

meinen, daß der Transvaalkrieg, der trotz des Gebrauchs moderner Waffen nun schon seit länger Zeit geführt wird, die von Herrn v. Bloch in einem Buche dargelegte Ansicht gründlich widerlege.

Aber Herr von Bloch will dies nicht zugeben. Er sucht vielmehr in weiteren Veröffentlichungen zu beweisen, daß der Transvaalkrieg seine Ansicht bestätige. Daß die Boeren trotz ihrer geringen Zahl mitlanze sind, den Krieg so sehr in die Länge zu ziehen, soll beweisen, daß ein Angriffskrieg auch mit überlegenen Streitkräften nicht zu Ende zu führen ist. Daraus glaubt Herr v. Bloch nun auch für die europäischen Verhältnisse die Lehre entnehmen zu dürfen, daß alle Angriffskriege ansichtslos sind und darum unterbleiben müssen.

Der Transvaalkrieg ist mit einem Kriege zwischen civilisirten Mächten nicht zu vergleichen. Daß die Engländer den Krieg nicht zu beendigen vermögen, ist nicht den modernen Waffen zuzuschreiben, sondern der Beschaffenheit des Landes und dem verhältnismäßig niedrigen Kulturstande des Boerenvolkes. Eine civilisirte Macht kann nicht einen selbstmörderischen Krieg führen, sie wird, wenn sie nicht mitlanze ist, den Feind aus dem Lande zu schlagen, Frieden schließen. Frankreich führte längere Zeit einen Guerillakrieg, durch den aber doch das Land bei weitem nicht in dem Maße vernichtet wurde, wie es in Süd-Afrika geschah. Und Frankreichs Hartnäckigkeit in dem Kriege 1870-71 wird wohl fast allgemein verurteilt.

Es ist eine eitle Hoffnung, daß die Vollkommenheit der Nordwestzüge die Kriege verhindern werde, daß wegen der Stärke der Verteidigung der Einfall einer Armee in ein fremdes Land und die Eroberung desselben unmöglich sein werde. Wenn einmal die Humanitätsrücksichten bei Seite gesetzt sind, die Schen vor Blutvergießen überwinden ist, so macht es wenig aus, ob einige Tausend von Menschen mehr geopfert werden. Uebrigens ist es gar nicht richtig, daß durch die Vervollkommnung der Waffen die Verluste im Kriege bedeutend erhöht worden sind. Es ist darum ein durchaus unfruchtbares Bemühen, durch Armut, wie die, deren Herr v. Bloch sich bedient, auf die Ueberzeugung der Völker der Staaten einzuwirken und die Mächte von kriegerischen Unternehmungen abhalten zu wollen. Dadurch kann sogar die Friedenssache geschädigt werden, indem die Aufmerksamkeit abgelenkt wird von der Hauptfrage. Nicht durch mechanische Mittel können Kriege verhindert werden. Die Abwehr liegt auf geistigem, auf ethischem Gebiet. Wenn man nicht die Friedensliebe stärken kann durch Verbreitung der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit der Kriege, nicht durch Hinweis auf die schwereren materiellen Schädigungen, die durch die Kriege entstehen, nicht durch die Ermüdung, daß der Gewinn, den der Sieger sich verspricht, meistens illusorisch ist, so wird auch die Furcht vor den zerstörenden Wirkungen der modernen Waffen nicht vom Krieg abschrecken.

H. H.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Berlin. Aus Anlaß des Gesellschaftsberichtes der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur hielt Justizrat Dr. Rothe im Bürgercafé des Berliner Rathauses einen Vortrag über die „Äthlichen Pflichten der Verteidigung im Strafprozeß“. Der Redner führte Folgendes aus: Der Zweck des Strafprozesses ist die Auffindung der materiellen Wahrheit. Der höchste Weg, dieselbe zu finden, ist nicht derjenige, den der alte Inquisitionsprozess eingeschlagen hat, in welchem Richter, Ankläger und Verteidiger in einer Verrennung vereinigt waren, vielmehr erscheint es geboten, besondere Personen für jede der drei Funktionen zu bestellen. Daß also zum Zwecke besserer Wahrheitsermittlung eine Rollenerteilung stattgefunden, so darf der Verteidiger nicht den ihm zugewiesenen Parteistandpunkt verlassen. Wenn auch der Verteidiger postizo nichts thun darf,

was der Wahrheitsermittlung hinderlich ist, so darf doch nie die Lage des Angeklagten durch ihn verschlechtert werden. Um ihm anvertrautes Geheißnis darf er niemals, weder direkt noch indirekt (etwa durch Niederlegung der Verteidigung), verrathen. Seine Ueberzeugung oder etwaiger Schluß ist gleichgültig; denn auch er ist menschlichem Irrtum unterworfen und es ist nur seines Amtes, Zweifelsgründe gegen den Strafanpruch des Staats geltend zu machen.

Bücherschau.

A. Dieber. Sündige Rechte. 3. Aufl. Dresden und Leipzig, Berlin 1901. „Handlungen der Liebe“ spielt in der Wohnung eines freiberuflichen Wundarztes an der sachsenhessischen Gegend; 2. „Mühsal im Lieberleben“ in dem Stübchen eines Bekannts in Wien; 3. „Verloren“ in einer Kaskamme, einer Verbrüdertheipe in der Umgebung Wiens.

Das nicht mehr ganz neue Thema von dem jungen Weibe, das an einen ältlichen, fränkischen Mann gefesselt ist und sich durch die Liebe eines jungen, lebenslustigen Menschen schablos hält, wird in dem ersten Stücke wieder einmal behandelt. Romantischer ist der Fall dadurch, daß der Geliebte wegen einer schweren Schuld verurteilt ist und dem betrogenen Ehemann seine neue Existenz verbott. Und doch scheint der Dichter eine gewisse Rechtfertigung des Verführers, der zugleich verführt ist, zu versuchen. Er stellt sich als „Mörder der Jugend dieses Weibes“. — Das hohe Pathos, in dem die Weiben oft gehalten sind, wirkt vielfach unecht.

„Mörder der Stoff“ des zweiten Stückes ist nicht gerade originell. Die Verfallszeit Magdalena ist der Verklärung eines Heidenen entgegen. „Rach“ mehrjähriger Zerknung sich ist ihn zulässig wieder. Das Kind Lomel soll ihn schätzen. Aber mit brutaler Gemeinheit mutet er ihr zu, die Geliebte eines verehrtenen „Freundes“ zu werden. In Verzweiflung schleudert sie ihm das Kind an die Straße nach und erzwängt sich.

Ein schauerliches Stückenbild, das an äußerer Wirklichkeit noch übertrieben wird von dem dritten Stück. Der Weiber Fezner hält sich, von Gemüthsqualen gequält, in einem Verbrüdertheipe verborgen. Aber auch hier erlagte ihm die Noth. Die Frau des Ermordeten lebt als „Gartenliebe“ umher, bis sie den Mörder gefunden hat und erschlägt. „Mein Mann steht rein vor der Welt da, und ich habe nur Gerechtigkeit verübt.“ So verurteilt sie ihr „Mord“.

Reines der drei Stücke läßt das Gefühl der Gerechtigkeit aufkommen. Die Menschen sind mangelhaft bedacht: ihre Zweckweise steht oft im Widerspruch mit ihrem Charakter und mit der Situation. Auch ist die Sprache nicht immer sorgfältig. Soguter Hintergrund ist zu malen versucht, aber nur dunkle Seiten des sozialen Lebens in momentaner Grellheit, fast bengalischer Beleuchtung (wie am Schluß des 2. Stückes) dazwischen, das heißt nicht das soziale Leben beleuchten. — Am besten ist wohl das zweite Stück. J. S.

Zum Wanderrerdnersaus

ertheilen wir, seit den in Nr. 19 dieser Zeitschrift quitierten Beiträgen, unterdies:

Von C. Zander, Kanazawa aus Japan Nr. 10; E. Steinig, Berlin, Nr. 10; Bojich Dorinel und Frau, Prag, mit dem Motto: „Vor der Ethischen Kultur müssen sich die Nationalitäten unterscheiden beugen“ Nr. 354; Hel. Amalie Kadon, Goerzberg, Nr. 10; Dr. A. Jacoby, Berlin, Nr. 5; Rechtsanwält Mareus, Breslau, Nr. 6; Dr. A. Plungk, Braunkfurt a. M., Nr. 10; Frau Marg. Stern, Berlin, Nr. 5; Dr. Kronenberg, Berlin, Nr. 6; Justizrat G. Stern, Berlin, Nr. 5; Hr. Kaulz Rügheimer, Berlin, Nr. 10; Hr. Eberhard Rügheimer, Berlin, Nr. 5.

Indem wir den freundlichen Weibern dankend quittieren, bitten wir alle unsere Freunde, insbesondere diejenigen, die uns einen Jahresbeitrag gütlich zugesagt haben, um Uebersendung weiterer Mittel, da der Fonds den jahresweisen Wünschen nach Vortragsgesellen, die an uns gelangen, augenblicklich keineswegs mehr gemächlich ist.

Berlin d. 23. Ch. 1900.

Das Bureau der D. G. G. R.

Unter d. Händen 16. 111.

Dr. F. v. g. 13.

Berichtigung.

In voriger Nummer ist in dem Citate aus Goethe (zwei Mütter) ein inemmelndes Traudföhrer stehen geblieben. Es muß heißen: „Da besinne, daß nie von jeder die große und so bedeutend fängende Aufgab: Erlernen die selbst: immer bedrückend vorwärts, als eine Zeit geheim verbinderter Brüche...“ (nach Richter).

Redactionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Revision bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. H. Kronenberg, Berlin W., Marktstraße 7.



Der Muskelstärker „Ahtler“
gleich
Wohlbefinden u.
Schaffenskraft.
Stärkt die Nerven.
Kräftigt den Körper.
Vollständig patentiert.
Aerztlich empfohlen.
Preis: 10.
No. I. M. 5.80, No. II. M. 6.10,
No. III. M. 6.50, No. IV. M. 7.00.
Verkauft gegen Nachnahme; bei Nichter-
scheinung von einem Franco-He-
sentragung innerhalb
8 Tagen Zurücknahme.

Der Muskelstärker, Ahtler
ist zu beziehen von der
**Westfälischen Metall-
Industrie A. G. Lippstadt** i. W.

Prof. G. J. Romanes.

Die geistige Entwicklung im Tierreich. Nicht einer nachgelassenen Arbeit von Ch. Darwin. Ueber den Instinkt. III. 6.—

Die geistige Entwicklung beim Menschen. Ursprung der menschlichen Befähigung. Autorisierte deutsche Ausgaben. III. 6.—

Sardel spricht hierüber im „Weltkristall“:

„Ten Yearer meines Buches vermittelte ich auf das grundlegende Werk von Romanes. Ich stimme fast in allen Anschauungen und Hebezeugungen vollständig mit ihm und mit Darwin überein.“ —
„Die beiden Teile seines Werkes gehören zu den wertvollsten Gesegnissen der gesamten psychologischen Literatur etc.“

Charles Darwin.

Sammelte kleinere Schriften. Ein Supplement zu seinen größeren Werken Herausgegeben von Dr. E. Krause. 1. Teil: Darwin und sein Werk. 2. Teil: Gesammelte kleinere Schriften. 2 Bände, aus einem fünften, 4 Mk. 5.—

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 26, Potsdamerstr. 28.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Besprechungen

in der

Aula der Friedrich Werderschen Oberrealschule

Niederwall-Strasse 12,

hinten auf dem Hofe links H. Etage,

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10^{1/2} Uhr.

Vortrags-Cyklus des Herrn Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

- 7. Sonntag 3. November: Was heißt Schuldbeziehung?
- 7. „ 17. „ Befragung.
- 11. „ 1. Dezember: Gesinnung.
- 18. „ 25. „ 1. Weihnachtstag: Die Verantwortlichkeit des Denkensorgans.

Der Jugendunterricht

wird von Herrn Dr. Penzig erteilt und findet **Mittwoch und Sonnabend** Nachmittags 3 Uhr, Unter den Linden 16, Hof III, Congressgebäude, statt. Wiederanfang am 4. September.

Der Vorstand

G. Zimper, Vorsitzender, Cranienstr. 38.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Von großem Interesse angefaßt des Burenkrieges ist:

Die politische Theilung Afrika's

nach den

neuesten internationalen Vereinbarungen

(1885 bis 1889)

von

Emile Banning

General-Director im Königlich belgischen Ministerium des Auswärtigen.

In's Deutsche übertragen

von

Dr. Arthur Pfungst

Mit einer Karte

Autorisierte Ausgabe.

XII u. 210 Seiten gr. 8^o. M. 4.—.

Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm für November und Dezember.

Dienstag, den 12. November, 8^{1/2} Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Soziale Gruppe. Vortrag des Herrn Reichs anwalt Dr. Steinmeider: „Die ethnischen Aufgaben der Genossenschaften.“ Diskussion.

Sonntag, den 17. November, abends 7 Uhr im Berliner Handwerkerverein, Sophienstr. 15: 10. Unterhaltungsabend der öffentlichen Lesehalle der D. G. K. Mitwirkende: Hrl. **Zeugungsander** (Belgien), Dr. **Wag Pflger** (Wien), Dr. **Frazer** (Australien) und die Vereinigung zur Förderung der **Blaslammermusik**. Am Klavier: Dr. Dr. **Otto Abraham**. Karten zu 25 Pf. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 13 (12—3 und 6—10 Uhr), im Bureau der D. G. K., Unter den Linden 16, beim Hülfsboten für weibl. Angehörige, Seydlitzstr. 25, und an der Abendkasse.

Montag, den 23. November, 8^{1/2} Uhr abends, im Bürgeraal des holländischen Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Prof. Dr. **Bruno Weger**: „Ethische Gedanken über Schulreformen.“ Diskussion.

Montag, den 16. Dezember, 8^{1/2} Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gruppe für ethnische Bildung. Vortrag des Herrn Dr. **R. Verend**: „Drama und Ethik.“

Freitag, den 27. Dezember, Volksunterhaltungsabend zu Gunsten der Lesehalle der D. G. K. Im Berliner Handwerkerverein, Sophienstr. 15.

Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, im Bürgeraal des holländischen Rathhauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Reichsminister Prof. Dr. **W. Forster**: „Der Bund der Lebenskräfte des Schönen und des Wahren.“ — Nachher gefällige Vereinigung im Rotstüber.

Gäste sind überall willkommen.

Der Schriftführer: **Dr. H. Penzig.**

Freireligiöser Lehrer,

welcher etwa 300 Kindern in wöchentlich 8—10 Stunden nachmittags freireligiösen Unterricht als Nebenbeschäftigung erteilen kann, wird zum 1. Januar 1902 gesucht. Der Unterricht bedarf der Genehmigung der Regierung.

Bewerbungen mit Gehaltsansprüchen sind zu richten an den Vorsitzenden der Freien Religions-Gesellschaft in Magdeburg, Herrn **K. Dieck**, Schrottdorferstraße 17/18.

— Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19, Preuß. Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Gründet
John Comenius.
Wien 1622, 180 Bl.
Von abwärts bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Verlagsstelle
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Informativ:
Die bestgeeignete
Hauptzeitschrift 40 Bl.
Bridgen
bis nach
freier Veränderung
Herausgabe in allen
Sprachen und
in der
Spezialität 8 W. 12.
Verlagsstelle 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerfer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 9. November 1901.

Tr. 45.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Die Ethik des guten Gewissens. Von Dr. Hans Schmidung (Berlin-Halenfee.) — Der =ort als ethischer Faktor. Von Zimée Duc (Dublin). — Jug' um Lage, Sahn um Sahn. Von Dr. Heinrich Cohn. — Streiflichter: Zur Beurteilung des Barentzrieges. Von Friedr. Dächnerer. — Aus der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptvorstande. — Wäberfchau.

Die Ethik des guten Gewissens.

Von Dr. Hans Schmidung (Berlin-Halenfee.)

1.

Wer in unserer Zeit aufmerksam wird auf die Wertungen, welche die Menschen ihren Handlungen geben, wird jedenfalls oft, und wahrscheinlich öfter als in früheren, gebundeneren Zeiten, das Urteil finden, eine Handlung sei sittlich gut, wenn der Handelnde von ihrer sittlichen Güte überzeugt sei. Beispiele: A. macht, etwa als Arzt, mit B. Experimente, die lebensgefährlich sein können, ist aber überzeugt, sie seien harmlos; folglich wird ihm, wenigstens in dem Fall, daß B. keinen Schaden leidet, Billigung zu teil. Oder: A. glaubt, er dürfe dem B., weil ihm dieser wirklich oder angeblich irgend ein kleines Unrecht angethan, den und den Zwang auferlegen oder ihm dies und das entziehen: es scheint nun sein Glaube sowohl an das Unrecht des B. wie auch an sein eigenes vermeintliches Verjährungsrecht ihn jeder Schuld zu entheben. Oder: jemand glaubt, er dürfe eine Vereinbarung einseitig lösen, weil ihrem weiteren Halten dies oder das entgegen stehe, von dessen Triftigkeit er überzeugt sei, etwa sogar, weil das weitere Einhalten der Vereinbarung seinerseits in der That nicht mehr freiwillig ist und er nun meint, unfreiwillige Treue habe keinen sittlichen Wert, sei also besser zu unterlassen.

In all diesen Fällen handelt es sich um einen Glauben, der irrig und auch richtig sein kann, so daß in jedem dieser Beispiele anscheinend erst die Frage beantwortet werden muß, ob die in ihm vorkommende Annahme stimmt oder nicht stimmt. Wenn ja, wenn also wirklich die Experimente des A. mit B. harmlos waren; wenn wirklich A. dem B. Zwang auferlegen und etwas entziehen darf; wenn wirklich etwas eintrat, das eine frühere Vereinbarung löste: nun, dann dürfte die Sache in Ordnung sein, ob schon eine genauere Ethik auch noch untersuchen sollte, ob jedesmal der Glaube des A. bloß durch blindes Ungefahr oder aber durch wohlerrorbene Einsicht das Richtige getroffen hat; in jenem Fall kann der A. ob seiner „Blindheit“ trotz seines Treffens des Richtigen einer sehr scharfen Kritik unterliegen.

Wenn aber nun die jeweilige Annahme nicht stimmt;

wenn der Glaube an das Zutreffende des Vorgehens irrig war: was dann? Dann wird der eine sagen, A. sei zwar milder zu beurteilen, als wenn er um die Unzulässigkeit seines Vorgehens gewußt, wenn er die mala fides gehabt hätte; es sei an ihm die bona fides anzuerkennen; allein sittlich gerechtfertigt sei er doch nicht, weil menschliche Leberzeugung allein die Wichtigkeit einer Sache noch nicht verbürge; und höchstens der Nachweis, daß von A. unmöglich eine andere Ansicht zu erwarten sei, könne ihn eventuell reinigen. Der andere wird sagen: „A. ist schuldlos; denn was konnte von ihm mehr verlangt werden, als daß er nach bestem Wissen und Gewissen vorging?“ Und eine noch subtilere Ethik dieser Richtung wird sagen, der sittliche Wert einer Handlung bestehe überhaupt nur in dem guten, d. h. hier: mit der Handlung übereinstimmenden Wissen und Gewissen, und folglich sei es ein Unfug, erst noch nach einer Lebereinstimmung der Ansicht des A. mit einem objektiven ethischen Thatbestand — oder sagen wir richtiger Wertbestand — zu fragen.

Der Verständigung (nicht der Definitionen) halber bemerken wir noch, daß wir unter Gewissen die ethische Beurteilung, die ethische Wertschätzung des eigenen Willens und Handelns, und unter „gutem“ oder „reinem“ Gewissen eine Schätzung dieser Art verstehen, die positiv, zustimmend ist, und zwar dies mit einer solchen Bestimmtheit ist, daß seine Unruhe über die ethische Wichtigkeit des Willens oder Handelns aufkommt (ein „sanctus Rubefizieren“). Parallele Ausdrücke, wie bona fides u. dgl., bringen keine wesentliche Veränderung hinzu. Dagegen dienen uns die Ausdrücke „guter Wille“ und „gute Gesinnung“, wenn genau genommen, dazu, daß wir die Lebereinstimmung des Willens (im Sinn des jeweiligen einzelnen Willens), sowie der Gesinnung (als der ständigen ethischen Grundrichtung des Willens) mit etwas über dem subjektiven Urteil stehenden Objektiven anerkennen; hier ist gute Gesinnung auf ethischem Gebiete das, was auf ästhetischem der „gute Geschmack“ ist. Kant's Anfangsworte des ersten Abschnittes der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1785), daß überall nichts zu denken möglich sei, „was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille“, vertreten nicht die von uns hier gemeinte Ethik des guten oder reinen Gewissens, sondern eine objektive Ethik. Dieser kommt es bei Kant darauf an, nicht Talente, Temperamente, Glücksgaben oder dgl., sondern eben nur den Willen zum Gegenstande ihres Urteils zu machen; und sie bewertet ihn als gut, insofern er sich an den befohlenen Kant'schen Imperativ hält (hier so formuliert: „handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze werden sollte“).

Zu solchen Begriffen eines objektiv guten Willens

steht also der eines subjektiv guten, d. h. vom eigenen Urtheil vertrauensvoll gebilligten Willens, in Gegensatz. Die von ihm ausgehende ethische Richtung, für die wohl jeder von uns aus seiner Erfahrung mancherlei Beispiele wahr anführen können, hat jedenfalls nicht nur den Anschein, sondern auch den tatsächlichen Vorzug einer gewissen Vernünftigkeit, einer pädagogischen Vertiefung und eines begünstigenden der Charakter- und Gesinnungsmomente vor dem brüthen Verlauf der Geschehnisse für sich. Sie steht entgegen der Ethik, für die wie ebenfalls aus unserer Erfahrung leider genug Beispiele finden, und die, wie so vielfach beklagt wird, zu einem großen Teil einer gerichtlichen Verriahen und naier Rechtsprechung beeinflusst: die lediglich nach der That selber fragende, die Person des Thäters und die feelische Entstehung der That in ihm vernachlässigende Ethik. Hier kann die edelste Gesinnung, die in irgend einen objektiven Nothfall gekommen ist, härteres erliden, als eine gemeine Gesinnung, die objektiv glücklicher war. Und deshalb, ganz besonders wegen des mannigfaltigen psychologischen und „Abstrakten“, worin die gerichtlichen Rechtsprechungen dem vollstimmlichen, psychologischeren und „konkreteren“ Rechtsbewußtsein zuwiderlaufen, ist es ganz wohl begründet, daß das der „Handlungsethik“ entgegengeetzte Extrem eine gewisse populäre Zugkraft besitzt. Wir fragen da lediglich nach dem Gewissen des Handelnden. — Der Verfasser sieht nun in dieser Gewissensethik, bei aller Anerkennung der sie auszeichnenden Feininnigkeit, ja sogar des direkten ethischen Fortschrittes in ihr gegenüber der letz- so zu nennenden Handlungsethik, eine Verirrung der sittlichen Präzis wie auch der sittlichen Theorie und eine Gefahr für unsere Weiterentwicklung, eine Gefahr, die man sich nicht leicht als zu groß vorstellen kann.

Versuchen wir, uns die Sache an einigen Beispielen klar zu machen. Ich veröffentliche irgend einen Aufruf oder dgl. mit Unterschriften. Den Namen eines meiner Bekannten habe ich von diesem dazu erbeten; die Zustimmung ist zur rechten Zeit nicht eingetroffen, doch ich bin aus und den für mich beweissträftigen Gründen der Ueberzeugung, daß sie so gut wie sicher ist. Ich füge seine Unterschrift den übrigen bei. Kurz darauf erhalten die Lesendlichen und ich einen gebarnisteten Protest meines Bekannten und ich noch obendrein einen schweren ethischen Vorwurf von ihm. Nun antworte ich ihm, daß ich nach genauester Ueberlegung und mit sorgfältigstem Gewissen vorgegangen sei, daß ich nicht begreifen könne, warum er mit seiner Namensnennung und mit meinem Vorgehen nicht zufrieden sei, und daß die Sache eigentlich an ihm liege, da ja er sich unerwartet verhalten habe u. s. w. Mit jeder dieser „Äußerungen“ renne ich mich nur tiefer in die ethische Schuld hinein, die ich bereits auf mich geladen, indem ich über meinen Bekannten ohne seine Zustimmung verträge. — Beachtenswert ist hier besonders das typische Verhalten, die kritische Handlung durch Motive zu rechtfertigen, die erst recht zu einer Selbstanklage werden. Wie oft verfügt jemand über seinen Mitmenschen durch willkürliche Nennung seines Namens, durch Witterungen über seine intimen Verhältnisse oder dgl., und ist dann mit jener so traurig naiven Bemerkung bei der Hand: „Ich konnte ja nicht wissen, daß Ihnen dies unangenehm sein werde!“

Einen zweiten Raum unter den hier in Betracht kommenden Fällen nehmen Vorgänge der Körperverletzung oder gar Tötung von Mitmenschen ein. Vielerörtert sind die schon erwähnten Vorgänge, in denen ein Arzt zu wissenschaftlichen Zwecken an einem Patienten ohne dessen vollständiges Wissen und Willen experimentiert. Nehmen wir nun lediglich die Fälle, in denen alles gut ausgeht, und in denen die wissenschaftliche und ethische Vorsicht

nach der Ueberzeugung des Experimentirenden auf das Höchste getrieben war, so möchten wir doch, zwar nicht gegen die betreffenden Personen vorgehen, wohl aber sie nicht noch eigens zu rechtfertigen empfehlen. Nebenfalls darf solchen Uebel- oder Gutthaten zugestimmt werden, daß sie wahrcheinlich mit der härtesten Gewissenhaftigkeit sich gepaßt haben — eventuell auch in den durch peinliche Selbstopfänger „schlaflosen Nächten“; und insofern sind solche Fälle scharf zu unterscheiden von denen einer „Fahrlässigkeit“ im eigentlichen, engeren Sinn des Wortes. Allein es darf doch nicht verkannt werden, daß es sich hier um eine Fahrlässigkeit im weiteren Sinn handelt, und es geht nicht an, jene Handlungen mit der Frage zu rechtfertigen, was denn von einem Menschen mehr zu verlangen sei, als daß er nach bestem Wissen und Gewissen vorgehe.

Auch die Selbstmorde könnten hierher gerechnet werden, wäre es nicht zweckmäßiger, sie als eine, einer ganz eigenen Betrachtung unterliegende Sondererscheinung hier auszuscheiden. Dagegen kommen für unser Thema wieder durchaus in Betracht die Fälle der Tötung Anderer mit der Ueberzeugung von der That als einer Gutthat. Wir meinen natürlich nur wieder die verhältnismäßig höchststehenden Beispiele, in denen die Situation Milderungsgründe bis zur Höhe einer so gut wie vollständigen Verzeihung anhäuft. Das sind die vielen Fälle, in denen eine Mutter ihr Kind, der Vater seine Familie aus dem Leben schafft, um sie vor Not oder Schande zu behüten, etwa zugleich mit Selbstmord. Prinzipiell dürfen wir nicht davon abgehen, auch solche Thaten zu mißbilligen, sei es auch nur, um zur Aufbietung aller Kräfte anzuregen, die ein solches Ende noch vermeiden lassen. Man hört häufiger, als einem lieb sein kann, die Meinung, es sei ethisch höher, „bei Zeiten ein Ende zu machen“, als bei und den Schicksalen entgegenzutreten; und diese Meinung wird meist mit dem Bewußtsein von ihrer ethischen Vernünftigkeit u. s. w. vorgebracht.

Die krafftesten Belege für das, was wir hier klären wollen, bieten solche Erscheinungen, wie die der römischen Inquisition dar. Durch sie wurden tausende von Menschen hingerichtet auf Grund der christlichen Ueberzeugung von sonst vielleicht sichtlich recht hochstehenden Personen, die nicht „leichtsinnig“ und vielleicht auch nur nach tage- und nächtelanger Ueberlegung, etwa noch nach eigener Meinung durch gottesdienstliche Verrichtungen, den Entschluß zum Mordbrot gefaßt haben und völlig überzeugt waren, nur dem Heiligsten zu dienen. Natürlich schließen wir ganz die Fälle aus, in denen die Inquisition nur Vorwand, etwa zur Bereicherung durch konfiszirte Güter oder dergleichen war, und solchen hinwider andere als römische Thaten dieser Art ein, wie die Calvins, oder die Hegenverbrennungen auch im protestantischen Kulturkreis. Jedenfalls sieht man an solchen Beispielen, wohin wir kommen, wenn wir die Ethik auf das gute Gewissen beschränken. Die Gewissenhaftigkeit, die Gutgläubigkeit würden sich jene Inquisitoren nicht abtreiben lassen, und mit Rechtfertigungen aus ihren juristischen und moralphilosophischen Quellen können sie uns ohne weiteres versorgen. Mit unseren Verwaltungsbehörden und ihrem Verfügen über das Publikum nach ihrem „Ermessen“, oft als Richter in eigener Sache, ist es wesentlich ein gleicher Fall. Und erleben wir nicht heute noch, daß ganze Regierungen und Volksmajoritäten die grauamsten Kriege nicht bloß unethisch, sondern auch ethisch zu rechtfertigen glauben? Auf den Klaugeßiden Sadastritas vollendet sich die Ethik des reinen Gewissens!

II.

Was bleibt jedoch überhaupt noch für ein ethischer Faktor übrig, wenn uns der des „guten Willens“ nicht

genügt? Es bleibt die Gesamtheit einer objektiven Ethik übrig. Was man nun einer theologischen, einer ästhetischen, einer eudämonistischen, einer utilitarischen oder sonst einer Richtung hubdigen: mag man über das Wertepaar „gut und böse“ hinaus welche analogen Werte auch immer aufstellen; mag man einer „Sklaven-“ oder einer „Herrenmoral“ hubdigen: stets handelt es sich doch um eine über der Subjektivität des Einzelnen stehende Welt, Forderungen, über welche die verschiedensten Ethiken einig sind, wie z. B. „Du sollst nicht töten“. „Du schließt Verträge halten“ u. dgl. m., unterliegen eben nicht dem individuellen Belieben. Ohne ein Anerkennen solcher Forderungen als wirklich verbindlicher, über mit stehender Mächte (gleichviel nach welchem „ethischen Kriterium“) kann ich nach bestem Wissen und Gewissen allaugenblicks jeden Mitmenschen anrempeln, fränken, in Ehrung und Vorteil schädigen und auch töten, oder all' dies wenigstens versuchen. Thatsächlich leben wir ja leider in einer Welt, in der es tausendfach geschieht; und wenn wir zu einem Staatserzler, zu einem Kapitalisten, zu einem untergeordneten Privatmann gehen und uns über deren Missethaten beklagen, so müssen wir immer auf die Antwort gefaßt sein, dies und das sei geschieht in der besten Ueberzeugung von seiner Rechtfertigung, nach reiflicher Erwägung, im Hinblick auf die heiligsten Güter des Volkes — und wie eben diese Rechtfertigungsversuche alle lauten mögen. — Natürlich werden objektive Forderungen keineswegs dadurch ungiltig, daß sie jemand vertritt, der ihnen selber zuwiderhandelt, und subjektive keineswegs dadurch giltig, daß sie jemand vertritt, der in der That den objektiven nicht zuwiderhandelt.

Der Hauptgrund, warum wir in dieser Weise gegen eine bloß subjektive Ethik eintreten, ist nicht aus ethischen Prinzipienfragen genommen, sondern sticht sich auf die Frage, wohin wir mit der Zulassung jener Subjektivität geraten. Sie führt uns in die Gefahr, den Spielraum zu weit werden zu lassen, innerhalb dessen eventuell die „ehrliche Ueberzeugung“ genügen könnte. Nehmen wir an, in all den von uns gemeinten (und von uns zur Erschwerung der eigenen Position eigens als ganz besonders hochschwebend ausgewählten Fällen) sei der Thäter für schuldlos zu erklären. Dann ist die Gefahr vorhanden, daß die Reihe solcher hochstehender, von sorgfältiger Gewissensprüfung und von persönlicher Vornehmheit der Bestimmung getragener Fälle rasch fortgesetzt werde durch Fälle, denen eine laxere Gewissensprüfung, eine minder vornehme Bestimmung zu Grunde liegt. Darf ich nach nächstlanger Selbstprüfung einen Mitmenschen in die Lage setzen, durch mich Schaden an seiner Gesundheit u. i. w. zu leiden, so kommt morgen ein Tritter und „macht es billiger“, d. h. er thut es mit geringerer Gewissensprüfung; und ihm folgt wieder einer mit noch bequemerer Moral. Auf dieser schiefen Ebene kommt man sehr schnell weiter. Dazu trägt schon die bekannte Erscheinung bei, daß der Kadavermer zu gerne übertritt und so gerne nicht das Primäre, Konstitutive an einer Sache nachahmt, sondern ihr Sekundäres, Konsekutives. Und wie schmeichelt es dem Bewußtsein des gewöhnlichen Menschen, sich sagen zu können, er sei kein schlechter Kerl, sondern er sei einer, der immer nach dem Guten strebt! Man zähle einmal aus dem eigenen Erleben die Fälle, in denen jemand betwört, immer nur nach dem Guten zu streben, sich nur das Beste (auch für Andere) zu wollen oder dergleichen: die Zahl solcher Fälle mag uns schon allein stußig machen.

Jeder Kenner des praktischen Lebens wird erfahren haben, daß mit Menschen, die nicht so denken, mit „Hebelgenannten“, unter Umständen verhältnismäßig leichter auszukommen ist, als mit jenen „Gutgenannten“, jenen Unschuldigen, jenen Unbewußten, jenen Raiben, die voll des

reinen Gewissens, vielleicht mit den erlauntesten großen Kinderaugen allaugenblicks in die Gefahr geraten können, einem irgend eine arge Schädigung anzuthun, deren Unrecht sie durchaus nicht einsehen, auch beim besten Willen, unsere Kritik für würdigen. Meist fehlt es bei dieser Macht, die stets das „Gute“ will und oft das Böse schafft, am nötigen Wissen von Recht und Unrecht: häufig wohl auch an dem Willen, sich einer über dem Einzelnen stehenden Macht zu fügen. Zu wissen, was Recht und Unrecht ist, muß jedoch geradezu unter die wichtigsten ethischen Pflichten gerechnet werden, auch wenn man schließlich gern „milde Praxis“ walten läßt. Es liegt ein gewichtiger Sinn in der bekannten juristischen Bestimmung, daß sich niemand mit Unkenntnis der Gesetze entschuldigen darf. Führt dies auch in ungezählten Fällen zu Härten, die dann etwa nur eben wieder die Praxis mildert, so ist es doch eine Notwendigkeit, wenn überhaupt Gesetze geben sollen. Also verantwortlich machen müssen wir jeden auch ob der Mängel seines ethischen Wissens; daß er dieses im genügenden Maß besitze, dafür hat er und dafür hatten seine Erzieher zu sorgen.

Mit Personen, die erit in der Entwicklung ihres ethischen Wissens stehen, ist es nach all dem begründeterweise eine besonders heikle Sache. Macht uns das eigentliche Kindesalter in dieser Beziehung nur harmlose Sorgen (beispielsweise wenn uns ein Kind liebevoll ein Bouquet sämtlicher im Garten abgepflückter Erdbeeren bringt), so bereitet uns das eigentliche Jugendalter sehr harmvolle Sorgen. Der Trieb und die Gelegenheit zu selbständigem Handeln erlärkt, das Wissen um dessen Rechtfertigung hält aber damit nicht gleichen Schritt, und die Folge ist ein ungläubiges Hineintappen in gefährliche Thaten oder Tugenden. Wie manches Mädchen leistet männlichen Angriffen (und wohl auch vice versa) nur deswegen nicht treffenden Widerstand, weil ihm einfach die nötigen Kenntnisse fehlen! Wie viel müssen wir unseren Studenten nachsehen! Wie dringend ergibt sich daraus die Forderung auch an unsere Schulen, sowohl in Unterweisungen, als auch im eigentlichen Erziehen mehr zu thun als bisher!

Was in der Jugend durch Mangel an Wissens- und Willensbildung verfehlt wird, wirkt natürlich noch schlimmer ins spätere Alter nach. Wir haben veräuert, unsere Jugend daran zu mahnen und zu gewöhnen, daß über eine — ausdrückliche oder stillschweigende, freie oder unfreie — Verpflichtung zwischen zweien oder mehreren niemals einseitig entschieden werden darf. Das Vernachlässigen dieser ethischen Forderung ist ein Lieblingspiel der bloßen Gewissensethik, von den Dingen der großen Politik angefangen bis herab zu den Leiden innerhalb des ehelichen Lebens, die wohl besonders häufig aus subjektiven Ueberzeugungen von irgend einer imaginären, „höheren Pflicht“, aus dem rein individuellen Entschieden über das Maß des einem Andern Darzubringenden u. i. w. entstehen. Ueberhaupt drohen die von uns gemeinten Gefahren in hervorragender Weise dort, wo sich der Verkehr nicht in festbestimmten Formen erschöpft, sondern vorwiegend auf dem Vertrauen beruht. Wie weit dies im kaufmännischen Leben der Fall ist, und wie weit es hier zu einem Mißbrauch durch einen Appell an die bona fides führen kann, ist bekannt.

Nun wird man freilich verlangen, daß unser Appell an Objectives in der Ethik auch gestützt werde durch die Vorlegung eines Moralkodex, an den man sich ungewißhaft halten könne. Solche Bestimmungen existieren bisher nur für gewisse Gebiete und Gesellschaften. Die Rechts-gesetze umfassen die betreffend weitans nicht alle Moral und schließen anßerdem auch anderes als Moralkodex ein. Gewisse Stände besitzen ihre, auch wieder nur beschränkten Sonderbestimmungen. Verhältnismäßig am vollkommensten

ist das Verlangen nach einem verlässlichen Sittenlaube erfüllt in den verschiedenen Kirchen. Allein auch davon sind die Vorteile allzu bedenklich, um ohne weiters wünschenswert zu sein. Der römische Katholizismus ist vielleicht der schärfste Gegner einer bloß subjektiven Ethik und besitzt wohl das ausgebildete und von der reichlichsten Kasuistik umgebene Moralegezbuch. Und doch mühte er uns ein Beispiel einer bloßen Ueberzeugungsethik darzubieten! Mögen nun Tadelleute die Inquisition als der römisch-katholischen Moral widersprechend oder aber als mit ihr harmonisierend betrachten: jedenfalls sehen wir, daß wenigstens für uns heute solche Codices einer objektiv feststehenden Ethik nicht das letzte Wort sprechen können. Es wird auch wahrscheinlich am besten sein, wenn die Menschheit, von Einzelheiten abgesehen, im ganzen nicht ein geschlossenes Moralegezbuch besitzt. Erstens wegen des festen Flusses auch in unseren sittlichen Werten. Zweitens weil der Einzelne zu der Kräfteleistung veranlaßt werden soll, moralisch zu handeln und ethisch zu urteilen auch ohne das bequeme Nachschlagen von Paragraphen, und gerade, trotz des Mangels solcher erst recht nach Unterordnung unter das immer neu einzuführende Objektive zu streben. (Schluß folgt.)

Der Sport als ethischer Faktor.

Von Alimée Duc. (Zublin).

Alle welterschütternden Ereignisse, alle außergewöhnlichen Vorkommnisse und alle epochenmachenden Erfindungen haben ihre Gegner und ihre Anhänger. Und je verblüffender und durchdringender eine Neuerung sich Bahn bricht, um so heftiger entbrennen die Meinungen für und gegen.

So erging es auch dem Reiterreignis und dem Sammelbegriff „Sport“, der in den letzten Jahrzehnten in alle Alters- und Berufsclassen eingedrungen ist und überall eine solche siegreiche Aufnahme gefunden hat, wie nichts Anderes bisher vor ihm. Er hat gesellschaftliche Abgründe überbrückt, die bis dahin unüberbrücklich schienen, er hat Anknüpfungspunkte vermittelt, die vorher nicht möglich waren. Der Sport hielt Schritt mit den Erfindungen auf anderen Gebieten; jede weltbewegende Erfindung warf auch ihm einen Strohhalm ab, den er auf seinem Wege benutzte zu seiner eigenen Vervollkommnung.

Er hat sich insoweit mit einer unheimlichen Macht Herrschaft breit gemacht, die Unzählige zu großem Reid und währenddem Haß anspornte. Die Einen wehrten sich gegen die Sportart, die Allgemeinheit ward, die Anderen gegen jene, die den oberen Zehntausend überlassen blieb. Alles, ohne seinen einschneidenden Siegeslauf aufzuhalten oder einzuschränken.

In den einzelnen Ländern gewann der Sport jeder Art ein verschiedenes Aussehen: er wurde sowohl zum entarteten, sinnlich aufreizenden Gewaltmittel entarteter Menschen, wie zum gesundheitspendenden, jungerhaltenden, frisch-sroten Ansporn. Temperament, Ausprägung und Auffassung der praktischen Ausübung unterschieden die große Klasse der Sportausübenden untereinander und gaben der einzelnen Sportrichtung in jedem Lande ein anderes Gesicht.

Als eigentliches Sportland par excellence galt England von jeher, seit moderne Zeiten moderne Spiele und moderne Sportarten aufbrachten. Und keine andere Gegend und kein anderes Land acceptierte den Sport in seinen verschiedenen Arten so schnell und so bleibend, wie gerade Groß-Britannien. Hier entwickelte er sich zur Blüte und zur vollsten Entfaltung, und hier auch zeigten sich allein in ungetrübbtem Licht seine Mängel und seine Vorteile.

Wenn einestheils behauptet wird, daß der Sport den Menschen demoralisiere, ihn körperlich schädige und geistig ruiniere, so wird andererseits bemerkt, daß ein in normalen Grenzen ausgeführter Sport den Menschen kräftigt, seinem schaffenden, rastlosen Geiste ein gesundes, ablenkendes Gegengewicht giebt und ihn moralisch hebt. Hier stoßen die Parteien aufeinander, und nur der factische Beweis der Schädigung oder des Nutzens kann die Einzelnen überzeugen.

Mitreife bringt der Sport jedweder Art seinen Anhängern eine in vielen Punkten veränderte Lebensweise, die sich aber durchschnittlich in günstigen Wirkungen zeigt, günstig in Bezug auf Körper und Gesundheit und günstig in Bezug auf die Auffassung der ganzen Lebensweise.

Wenn wir eine Sportart als ethischen Faktor anführen wollen, so kann dieses selbstverständlich nur mit einer Sportart geschehen, die sowohl durch die Billigkeit, wie durch die Art ihrer Ausübung allen Kreisen zugänglich ist und die ferner nicht allzuehr von Witterungsseinflüssen oder einer bestimmten Bodenbeschaffenheit abhängt. In Deutschland dürfte man sich demnach auf das Schiltschuhlaufen, auf Radfahren und Rudern beschränken, während z. B. in England neben Radfahren und Rudern alle Rasenspiele, und besonders Fußball, zum Sport der großen Menge geworden sind. Jeder Engländer übt irgend einen Sport aus, verschieden je nach Lebensstellung, Alter und wohl auch Gesundheitsbedingungen, und jeder ist seinem Sport mit Leib und Seele ergeben. Liebt aber der Sport thatsächlich eine so hohe sittliche und auch ablenkende Wirkung aus, so müßte der sportliebende Engländer auch allen Ausschweifungen abhold sein, vor allem dem Trunk. Daß dies nicht der Fall ist, wissen wir zur Genüge. Es fragt sich aber, ob der einen Sport eifrig Betreibende thatsächlich ein Schlemmer und Trinker sein kann, ob nicht ein physisches Moto ihm ohne Weiteres solch ein Doppelleben unmöglich machen würde. Es wird von den Gegnern des Sportes behauptet, daß der Sport in jeder Form die Trunksucht geradezu züchte und daß Sportanhänger selber freimüthig bekennen, daß sie als Sportausübende mehr trinken als zuvor. Nichts aber ist thörichter, als wenn man diesem thatsächlichen Wehtrinken eine solch üble Wirkung zuschreiben und sie als Auswuchs des Sportes diesem in die Schuhe schieben wollte. Die erhöhte Muskelanstrengung und der schnellere Kreislauf des Blutes, die Bewegung in freier Luft bringen ein gesteigertes Durstgefühl hervor, und der Sportausübende wird zweifelsohne suchen, dieses zu befriedigen, selbst wenn er dadurch mehr trinkt als vorher. Es handelt sich aber hierbei nicht um das Quantum des Getrunkenen, sondern darum, aus welchem Grunde getrunken wird. Zweifelsohne wird derjenige, der seinen Sport liebt und ihn mit dem Eifer und der völligen Hingabe der Persönlichkeit betreibt, wie der Engländer es thut, weder Zeit noch Lust zu besonders geschäftlichen Ausschweifungen oder Zechgelagen haben; denn er weiß, daß er eine sichere Hand und einen klaren Blick haben muß. In jedem Falle würde der Sport jedweder Art in diesem Sinn Beförderung bringen, und schon dies allein giebt ihm Daseinsberechtigung. Sein ethischer Wert flammert sich aber nicht an einzelne Punkte und Momente; um den Sport voll und ganz zu würdigen, müßte man eine Personaltatistik aller seiner Anhänger bringen und erforschen, welche Art Minderung in ihrer Lebensweise der Sport ihnen zuteilt hat. Dies ist ein Ding der Unmöglichkeit, und wir können nur den Einzelnen, und näher Etchenben studieren und beobachten. Wenn aber der Sport in den verschiedensten Formen in einem Volk, wie in England, jedem Einzelnen in Fleisch und Blut übergegangen ist, so müssen wir uns nur fragen, in welcher Weise dieses Volk seine überschüssige Kraft und seine freie

Zeit ausgenutzt hätte, wenn ihm eben diese Ausübung des Sports nicht an der Hand läge. Welche Ausschweifungen, welche Noheit und welche Exzesse hätten sich zu Rational-eigenschaften herangebildet und den moralischen Wert des Einzelnen wie der Gesamtheit tief herabgedrückt! Für England ist der Sport geradezu ein Ventilator geworden, ein Verjüngungsmittel, das Geheimnis, einen janaischen Stolz für das Vaterland groß zu ziehen, der wohl Englands Sturz sein kann, der es aber doch zu der Weltmachstellung hinaufgehoben hat, die es noch immer zu behaupten scheint. Die Volksgesundheit ist die Gesundheit des Staates, und eine gewisse Gesundheit liegt in jedem Engländer. Man muß in England und den verschiedenen Orten des britischen Reiches gelebt haben, mitten unter wirklichen Engländern, um sie genau zu kennen. Nicht diejenigen, die den Kontinent bereisen, verkörpern England, und noch weniger leht uns ein halb- oder einjähriger Aufenthalt in dem internationalen London die Eigenart des englischen Volkes kennen. Selbst das Sportleben zeigt hier ein anderes Gesicht und dient eher zur Verrohung, als zur sittlichen Erhebung. In dieses Gebiet gehören unstreitig alle Rennen, Wettfahrten und Kraft-Leberanstrengungen, die leider die wenig lobenswerte Krönung jedes Sportes bilden. Nicht nur, daß unter den Beteiligten Gier, Neid, Haß, Noheit und Brutalität groß gezogen wird, auch auf die interessierten Zuschauer wirkt der Anblick, das Ränischen, Haten, Krühen und Wetten demoralisierend, verrohend. Bedeutende englische Ärzte wollen in ihren Theorien beweisen, daß gerade das geringe Volk so sport- und wettkiebig ist, ohne viel von der Sportart zu verstehen, weil kaum eine andre Unterhaltung so sinnlich aufreizend wirke, als Rennen, Wetten, als eine gewisse Noheit, die ihren Ursprung im Kipfel der blutigen Tiergehechte findet. Wollte man eine solche zuschauende Menge während der Wettfahrt und besonders nachher beobachten, so mühte man leider eine große Wichtigkeit der aufgestellten ärztlichen Behauptungen erkennen.

Alle aufgestellten positiven Beweise ergeben indeß die unannehmbare Tatsache, daß es mit dem Sport wie mit allen Dingen im Leben ist, daß nur das „Zweifel“ schadet, daß die heilsamsten geringen Dosen in großem Quantum zum gefährlichsten Gift werden. Und vergleichend wird man erleben, daß der Sport als Liebhaberei zu einem ethischen Faktor ersten Ranges wird, der lauternd in die verschiedensten Kreise eindringt, als alle bisherigen sozial-reformatorischen Versuche. Wo aber der Sport zur Leidenschaft, zum Alles ausfüllenden Fanatismus wird, dem skrupellos Leib und Seele, Geist und Gesundheit geopfert wird, wird er zur nationalen Gefahr, zum moralischen Ruin des Einzelnen.

Aug' um Auge, Zahn um Zahn.

Von Dr. Heinrich Coßn.

Je mehr der Glaube an Macht über die Gemüter verlor, umso mehr verjuchte das religiöse Proletum den vermeintlichen Vorzug seiner Religion in einer angeblich höher stehenden Ethik zu finden. Es ist in dieser Beziehung Sitte geworden, den Gott des neuen Testaments, als Gott der Liebe, dem des alten Testaments, als Gott der Rache, gegenüber zu stellen, durchaus in Widerspruch mit den Evangelien selbst, in welchen Christus die Nächstenliebe nicht als etwas Neues, sondern als eine Lehre der Väter vorträgt (vergl. Marc. 12, 28—32, Math 22, 40, Lucas 10, 26).

Scheinbar allerdings giebt die Bergpredigt einen Anhalt für die Auffassung, welche einen Gegensatz zwischen

dem alten und neuen Testament in Bezug auf die Nächstenliebe erkennen will. Namentlich ist mit Rücksicht auf Evang. Matthäi 5, 38¹⁾ ein solcher Gegensatz allgemein angenommen worden und selbst in das Volksbewußtsein gedrungen, so daß die Nächstenliebe als vermeintlicher Gegensatz der alttestamentarischen Vorchrift „Auge um Auge“²⁾ schließlich eine allgemeine Nebenbedeutung wurde, die sich wiederholt selbst in die „Ethische Kultur“ eingeschlichen hat. —

Eine Prüfung der Schriften ergibt, daß es sich nun allerdings um eine verschiedenartige Auffassung handelt, indessen nicht im Sinne einer höheren und niederen, oder im Sinne einer rauheren und milderen ethischen Auffassung, sondern in einem Falle (im neuen Testament) um individuelle Ethik, welche das Seelenheil des Individuums zum Ziele hat, im andern Falle (bei der Vorchrift des alten Testaments) um soziale Ethik, welche das Gemeinwohl zu fördern bestrift ist.

Die Stelle im Ev. Matthäi 5, 38 lautet:
38) Ihr habt gehört, daß es gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. 39) Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerretzen sollt dem Uebel“³⁾.

Die Bedeutung der Stelle wird deutlich, wenn man ihr die Stelle im alten Testament V. M. 18—21 gegenüber stellt.

Die Stelle lautet:
„Und die Städte sollen genau nachsuchen, und siehe, ist der Zeuge ein falscher Zeuge. Eignet hat er gesagt wider seinen Bruder, so sollt Ihr an Ihm thun, wie er getrachtet an seinem Bruder zu thun, und Du sollst austreten das Auge“⁴⁾ aus Deiner Mitte. Und die Uebrigen werden hören und sich fürchten, und fortan nicht mehr thun, wie diese böse Sache, in Deiner Mitte. Und nicht blide schonen Dein Auge, Leben um Leben, Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß“⁵⁾.

Auf die Strafe des Weineidigen bedacht zu sein, ist hier also nicht als ein Recht des Einzelnen statuiert, sondern als eine Pflicht gegenüber der Allgemeinheit, damit andere sich fürchten und sich eines ähnlichen Verbrechens nicht schuldig machen. Als eine Pflicht, der man selbst gegen seine Neigung zu gehorchen hat („Und nicht blide schonen“⁶⁾ v. c.). Es ist hier deutlich die bekannte Strafrechtstheorie der Abschreckung als Grund der Vorchrift „Auge um Auge“⁷⁾ v. c. dargelegt. Wegen die Vorchrift, im Dienste des Gemeinwohls auf die Verstrafung des Verbrechens bedacht zu sein, wendet sich die Aufforderung im Matthäus Evangelium: „Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerretzen sollt dem Uebel“.

Die Strafrechtstheorie der Abschreckung ist heute allgemein ausgegeben. Es ist aber trotzdem verfehlt, wie das mandmal geschieht, in unteiler heutiger Auffassung eine Annäherung an die Auffassung der Evangelien zu erbliden.

Der Ausspruch „Aug' um Auge“⁸⁾ findet sich noch an zwei anderen Stellen im alten Testament, nämlich V. M. 21, 24. III. M. 24, 20. — Hier tritt nicht so deutlich wie V. M. 19, 21, zu Tage, daß es sich um eine Interesse der Allgemeinheit handelt: es kann aber auch hier kein Zweifel sein, daß es sich um eine Rechtsvorschrift⁹⁾ und nicht um eine Morallehre handelt. — Um eine Rechtsvorschrift¹⁰⁾ übrigens, die im wesentlichen noch heute gilt, denn der Wort wird auch heute noch mit dem Tode bestritt (Leben um Leben¹¹⁾). Ein Mörder, der ver-

¹⁾ Es steht allerdings auch Matth. 5, 43 „Ihr habt gehört, daß gesagt ist, Du sollst Deinen Nächsten lieben und Deinen Feind hassen.“

²⁾ Ich aber sage Euch“ v. c. — Indessen concordiert diese Stelle mit keiner Stelle im alten Testament, welches nirgends lehrt, daß man den Feind hassen soll, vielmehr ebenfalls Feindschaft vorkommt. Zum Beispiel: II. M. 23, 4, 5. Sprüche 24, 17 und 25, 21.

³⁾ „Das Böse“ nicht „den Bösen“. Weichlich einmal tauschend Wort: man soll die Tüden hassen, aber nicht den Sünder.

⁴⁾ Nur kritisch ist bemerkt, daß zur Zeit Christi die Todesstrafe praktisch abgeschafft war: — „Ein Sündenbium, das einmal in 70 Jahren

langen würde, freigeprochen zu werden, weil es im Ev. Matth. heiße: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so Dir jemand einen Streich giebt an Deinen rechten Baden, dem biete den andern auch dar“ — würde mit dieser Argumentation vor Gericht sein Glück haben. Oder wenn er seinen Richtern zurufen würde: „Nichtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet,“ so dürfte kaum anzunehmen sein, daß er mit dieser loblichen Mahnung seine Richter von der Fällung eines Urtheilspruchs zurückhalten würde. Er hätte aber nichts anderes gethan, als den Gedanken von Matth. 5, 39 zum Ausdruck gebracht, beziehentlich derjenigen, welche in dem Ausspruch der Bergpredigt eine Verbesserung gegenüber der Auffassung des alten Testaments sehen.

Es handelt sich im neuen Testament um das Verhältnis des von allen irdischen Erwägungen abweichenden Menschen zu Gott, oder was dasselbe ist, um das vermeintliche Seelenheil des Individuums; im alten Testament um die von der Religion bestimmten Pflichten des in menschlicher Gemeinschaft lebenden Menschen. Von dem Standpunkt dieser Pflicht aus hat man nicht das Recht, nach der Vorschrift des Evangeliums zu handeln; der Kampf ums Recht ist eine sittliche Pflicht gegenüber der Allgemeinheit. Sie erfordert häufig mehr Etwertwilligkeit, als den anderen Baden zu bieten, falls man auf den rechten einen Schlag erhalten hat. — So paradox dies zunächst scheint, die Moral des neuen Testaments ist hier viel egoistischer (wenn natürlich aus von einem verneinerten Egoismus), da sie zum Ziel das „Ich“ der Gläubigen hat, während die Vorschrift V. Mos. 18—21 deutlich die Entäußerung der eigenen Wünsche (Nicht lide schonend dein Auge u.) zum Besten des Gemeinwells fordert. — Dies ist die heutige Auffassung unserer Menschspflicht. Auch in der sich heut allmählich vollziehenden Abfassung der Todesstrafe), also dem Aufgeben des Satzes „Leben um Leben“ könnte ich einen Uebergang vom Standpunkt des alten Testaments zu dem des neuen nicht sehen. Wo sich dieser Fortschritt jetzt vollzieht, geschieht dies unter dem Gesichtspunkt, daß jede Handlung des Menschen durch Geburt, Erziehung (milieu) und Gelegenheit bestimmt, dieser somit für sie nicht verantwortlich ist, eine durchaus der irdischen religiösen Betrachtungsweise widerstrebende Auffassung, die sich auch mit dem Urchristentum kaum verträgt. Und wir gelangen aus ihr nicht zu der Auffassung, daß man dem Uebel nicht steuern soll, sondern im Gegentheil: der Mörder, der nicht mit dem Tode bestraft werden soll, soll ungeschädlich gemacht werden, insofern man weitere Verbrechen von ihm zu erwarten hat.

Die Unterscheidung, die hier in Beziehung zu einem besonderen Fall zwischen dem neuen Testament (als persönlicher Ethik) und dem alten Testament (als nationaler Ethik) gemacht wurde, ist in no von nun in der Anwendung auf diesen besonderen Fall. Sonst ist sie allgemein schon mehrfach gemacht worden (vergl. z. B. Fr. Curtius in Heinrich Heplers Lebensbeschreibung, Götting 1892. S. 5 ff.). Mit klassischer Prägnanz schreibt Gotha, ohne Bibel und Evangelien zu nennen (cf. Deinitivartikel vom ewigen Frieden, Anhang II a. C.):

„Recht, die Menschende und die Achtung für's Recht der Menschen, ist Pflicht; jene aber nur bedingte, diese dagegen unbedingte, letztendlich gebietende Pflicht, welche nicht überleben zu haben derjenige zuerst wüßig verflucht sein muß, der sich dem

selben Gehalt des Wohlthuns überlassen will. Mit der Zeit im engeren Sinne (als Ethik) ist die Pflicht leicht einverhandelt, um das Recht der Menschen ihren Oberen preiszugeben; aber mit der in der zweiten Bedeutung (als Rechtslehre), vor der sie ihre Reize beugen müßte, findet sie es rathsam, sich gar nicht auf Streben einzulassen. Im letzteren alle Mühen abzustreben, um alle Pflichten auf lauter Wohlthun auszubauen.“

Streitrichter.

Der Beurteilung des Burenkrieges. Von geschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß in ihr auch die überwiegende Ansicht unserer Münchener Freunde, resp. der Mitglieder der dortigen Abtheilung der D. G. E. N. zum Ausdruck gelangt:

Der Verfasser von „Zweierlei Maß“ in Nr. 98 dürfte mit seiner Kritik bei vielen Aemern Widerspruch und auch ein gewisses Entsetzen erregt haben. Er läßt seine Bemerkung beistimmen, daß es kein edler Patriotismus sei, bei der Uebelthaten der eigenen Volksgenossen beschönigen, dagegen um so strenger richte über die eines andern Volkes. Nun müßten wir hierzu bemerken, daß doch wohl ein großer Unterschied in zwischen dem Erbfeinden der Deutschen in China, als Räuber von Uebelthaten, und dem Kaiserin der Engländer in Südafrika, als Störer des Friedens, als streupfölicher Unterjocher, ja Verneinender eines reiblichen Stammes. Aber genau von der unentschiedenen Hinsicht fragte: Der Verfasser der Kritik beschuldigt die Burenfreunde und die deutschen Väter, daß sie durch ihre tendenziösen, übertriebenen, wenn nicht unmaßvollen englisch-feindlichen Verdächtigungen die Sympathie für die Buren zu heftigen und England ins Unrecht zu setzen suchten; zudem sei es sonst die Pflicht des Besiegten, Frieden zu schließen, während die Buren erzwungen wurden, einen aus schließlichsten Krieg fortzuführen; ihre Kriegslust werde geschürt, und von den Engländern fordere man ein unauflösbares Humanität. Nun hind aber, so meinen wir, die Sympathien für die Buren so hart und eigenartig, daß sie überhaupt nicht erst durch irgendwelche Geitungsbedenken geschürt zu werden brauchen, und das Unrecht der Engländer ist klar für jeden Vernünftigen, der es eben nicht für Recht hält, daß der Reichere und Stärkere den Armeren und Schwächeren überalle, auswaude, löte, um sich fremdes Gut und Blut anzugewinnen. Denn wir sehen auf das Ganze, daß die Engländer in Südafrika anzuhin, nicht auf Einzeltheiten, die man etwa zu Gunsten irgend eines Engländer auslegen könnte. Ganz gibt es auch andere Engländer, wer wollte daran? Nun zur Hauptfrage: Sind denn die Buren besieg, gegen die die Engländer mit ihrer Uebermacht nichts auszumachen vermöchten und trotz aller Ergänzungstruppen auch jetzt nichts vermögen? Der Sieger scheidet doch dem Besiegten den Frieden vor, wenn eben der Ocean weitlich besetzt ist, d. h. istern er sich nicht mehr wehren kann, zu weiterem Kampfe unfähig ist. Nun streiten aber die Buren nach wie vor weiter, also sind sie nicht besieg, Und daß sie sich behaupten, das gerichtet ihnen nur zu höherem Ruhme, da sie der Macht des Stärkeren und der Gerechtigkeit mehr vertrauen, als sie sich vor der englischen Uebermacht und Ungerechtigkeit fürchten. Auch die Deutschen waren unter Napoleon dem Ersten „besieg“, — im Sinne des Verfassers von „Zweierlei Maß“, — auch die Griechen schmiedeten „besieg“ unter dem Türkenjoch, auch die protestirenden Südafrikaner unterlagen „besieg“ dem Wüthgeier der in Waffen Barren spanischen Inquisition; aber alle diese „Besiegten“ hielten sich selbst nicht für besieg, sie konnten sich immer wieder gegen die Macht des Ueberwärtigen, sie verstanden den Nichterheit bis ans Ende; wohl wüßten sie den Frieden, wie auch die Buren ihn wüßten, das heißt einen wirklichen Frieden, und nicht den einseitigen Frieden nach dem Uebergange ihres Reiches und ihrer Freiheit, und siehe! schließlich mußten ihre Feinde, die schwachen übermächtigen Sieger, ihnen den Frieden gewähren, der den „besieg“ Orlagen ihr Land, ihre Freiheit wiedergab. Nun zum Schluß: Von den Engländern erwarten und erhoffen die Burenfreunde keine „unauflösbare Humanität“, nein, belichte nicht! Aber wohl werden die Freunde der Buren nicht aufwären zu urtheilen und zu sprechen: Die Engländer verließen sie, sie müßten und müßten, wenn sie kriegerisclangene Burenführer vor ein patriotisches englisches Kriegsgericht stellen, das die unbesiegbaren Reichsverteidiger ausprücht, erwidert oder aufhängt. Sie schämten sich auch nicht, sich hinter die Leiber der Buren-Freunde und -Kinder zu verhängen und, wenn sie von Feinde umzingelt sind, denselben dadurch zu zwingen, das Schicksal einzulösen. Welche Schändlichkeit und Freigelt! Von den Kongrations-Lagern und den Verbindungen der Riß-Pöbelsatzung abzusehen! Das ist nicht human, das ist heinisch! Wir kennen und gebrauchen nur einen Maß in ethischer Hinsicht, und danach mit das Rechteste des Schwächeren Buren durch die Stärke des Engländer nicht entschuldigt. Wenn wir mit dem Buren gegen die Engländer auf-

ein Todesurteil fällt, muß mederger genannt werden“ (Ausdruck des Oefter den Mesja (Talmud) Hoff. 7a. —). Da ein jens talonius im Sinne von Aug' um Auge re, in Judaea überhaupt bestanden hat, ist fraglich, in geschichtlicher Zeit war es jedenfalls durch Buße abgeseht.

1) Die übrigen, wie bemerkt, in Judaea erfolgt war.

gebracht sind, so leidet es nur ein ethisches Gefühl, welches das
Zustrecht verdammt.
München

Die vorstehenden Ausführungen werden gewiß der
Abzicht und Gesinnung nach, aus denen sie entspringen
sind, allgemeine Zustimmung finden. Denn es bleibt
immer eine ethische Pflicht, gegen Gewaltpolitik und Unter-
drückung und Inhumanität seine Stimme zu erheben. Und
wer wollte leugnen, daß in dieser Hinsicht die englische
Politik und Kriegsführung ihr Schuldbüro schwer genug
belastet haben? Aber dies alles entbindet nicht von der
sittlichen Verpflichtung, die Schuldfrage und die Sachlage
mit der größten Gerechtigkeit zu beurteilen. Und da
hatte der Verfasser von „Zweierlei Maß“ durchaus Veran-
lassung, darauf hinzuweisen, daß so viele deutsche
Burenfreunde von Leidenschaft und Parteilichkeit, oft auch
aus bloßen nationalen Antipathien und Sentimenten zu
ungerechten Urteilen sich hinreißen lassen, daß sie gleichsam
in einen Gefühlswirbel hineingeraten werden, in dem die
Unbefangenheit des Urteils verloren geht. Aber überhaupt
hat jeder Affekt, so auch der aus ethischen Motiven ent-
springende, seine großen Gefahren, denen durch Besonnenheit,
durch Appell an das Gerechtigkeitsgefühl begegnet
werden muß. Willenst wird auch der Verfasser vor-
stehender Zuschrift von solchen Erwägungen aus sein Urteil
in einigen Punkten revidieren. Es sei nur auf das Eine
hingewiesen: Herr D. gebraucht die stärksten Ausdrücke
gegen das Verfahren der Engländer, gefangene Buren-
führer vor das Kriegsgericht zu stellen und zu erschließen.
Aber ist das auch richtig? Nein, die Engländer behandeln
ihre Kriegsgegner, die Buren von Orange- und Transvaal-
staat, noch immer gegebenenfalls als Kriegsgefangene, die
sie während der Dauer des Krieges unterhalten und er-
nähren — nur die Kaprebelln, die ja englische Unter-
thanen sind, behandeln sie als Verräter und stellen sie
vor Kriegsgerichte. Würde nicht bei uns gegebenenfalls
genau das Gleiche geschehen? Und haben nicht auch die
Buren schon wiederholt das Gleiche getan und Verräter
aus ihren eigenen Reihen erschossen? Warum macht man
den Engländern aus dem Verfahren einen besonderen Vor-
wurf, das zweifellos bei allen Völkern, einschließlich der
Buren, der herrschenden Anschauungsweise entspricht,
wonach Landesverräter eines der schwersten Verbrechen ist,
das schon in Friedenszeiten mit den schwersten und ent-
schuldigenden Strafen gesühnt werden müsse?

Noch einmal: gegenüber dem Unrecht, das geschehen
ist und geschieht, ist auch vom ethischen Standpunkt die
Kampfstellung geboten; aber von vornherein muß Beson-
nenheit und Gerechtigkeit hinzutreten, die allein Deilung
und Versöhnung vorbereiten können.

Aus der ethischen Bewegung.*)

Aus dem Hauptvorstand. Sitzung vom 27. Oktober 1901.
Der Bericht der Abteilung Wagnsbürg vom 20. September 1901
wird verlesen. Der Hauptvorstand spricht seine Bereitwilligkeit
aus, durch Untersuchungen aus dem Wanderehrenbroschen das
bortige Vereinsleben illustriert zu fördern. Es wird diesbezüg-
lich auf die oisobald erscheinende Nebenrolle verwiesen.

Der Abteilung Wiesbaden wird auf ihren Antrag zugestagt,
ihre zur Veranlassung eines Vortragesauslus im Laufe des be-
vorstehenden Winters einen Vortrag bis zu 45 W. aus dem
Wanderehrenbroschen zu gemahren.

Es wird beschlossen, die Verbreitung der vom letzten Gesell-
schaftstage angenommenen Beschlüsse mit aller Kraft zu verwickeln,
besonders durch Verlesung an die hervorragenden deutschen
Tageszeitschriften und periodisch erscheinenden Zeitschriften.

Auch den verordneten Beiräten des Auslandes sollen die
Beschlüsse in offizieller Form mitgeteilt und in die „Einführung“
je ein Abdruck derselben eingetragt werden.

Zwecks Aufklärung der Ueberfahrt über die im Laufe des

*) Der ausführliche Bericht über die Verhandlungen des 8.
ordentlichen Gesellschaftstages beginnt in der nächsten Nummer der
Zeitschrift.

Winters in den Abteilungen zu haltenden propagandistischen
Verträge (Redner-Zettel) ist anzuhängen bei den Herren Dr.
Kronenberg, Dr. Bengig, Prof. Glaubinger, Dr. Forstner, Prof.
Bruno Meyer, Frau Sirtit, Rechtsanwältin Wisler, Prof. Lippa.

Der Vorsitzende regt an, daß der Zusammenhang der
Zweige mit denjenigen Abteilungen, denen sie angegliedert sind,
nach Möglichkeit gehäuft und durch dauernde Einrichtungen
gesichert werden möge.

Bücherchau.

Adolf Damaschke, Aufgaben der Gemeindepolitik. (Sam Ge-
meinde-Sociologisches) Biele, ungewerkelte Ausgabe 9.—12. Tausend. Verlag
Gulstos Jäger in Jena. 1901.

Siehe zur ersten Zeit bei der Kommunalpolitik insafge der Ge-
neuerung der Stadtparlamente das Interesse weiterer Kreise in Anspruch
nehmen, ersucht die bedeutend erweiterte und umgearbeitete Ausgabe der
benannten Schrift: „Von Gemeinde-Sociologismus“. Der ordentliche Leiter
der deutschen Bodenreform, A. Damaschke, giebt damit den Gemeinde-
wählern nicht nur ein ausföhrliches Programm von der Tüchtigkeit, die
Anbänger seiner Richtung in den Gemeindevertretungen entwickeln könnten,
sondern weist auch, es giebt auch einem großen Publikum eine Anleitung
zum Verständnis der sozialen Aufgabe jedes einzelnen Gemeindeforts. Das
Buch stellt ergebnisreichen in den Kreisen der Frauen und Gerecht-
giltigen, der Stadtphilosophen, deren Blick nicht über die Grenzen ihrer Kreis-
laufens, ihrer Weltanschauung und ihrer Einsicht hinausreicht, nützlich,
daß sie es in die Hand nehmen: es wird aber sicher einen solchen Einfluß
ausüben auf alle ernstlichen Männer und Frauen, die sich in immer steigendem
Maße den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zuwenden. An Ein-
führungen in das sociologische Studium der Gemeindepolitik fehlt es ja im
allgemeinen nicht; was aber die Schrift Damaschkes vor den meisten aus-
zeichnet, ist der weite Blick, mit dem er, ohne die formale Orientierung
aus dem Auge zu lassen, die verschiedenen Gebiete sozialer Reform-
bestrebungen umspannt und von einem festen Standpunkte aus ordnet und
vertritt. Man fände nicht, als ob Damaschke einseitig alle Ideen unserer
Kommunalwissenschaft aus dem einen Punkte der Bodenreform fädelte
wäre. Wenn auch die scharfsinnigen Ausführungen über die Grundrente,
das Gemeinde-Eigentum und die Wohnungsfrage notgedrungen
einen breiten Raum einnehmen müssen, so zeigt sich der Verfasser doch
sicheres als verhalten Spezialist; die Abhandlung über „Wohnungs-
fragen“, „Bürgerfragen“, „Mittelstandfragen“ lassen überall ein sorgfältiges
und gründliches Urteil erkennen, das sich ebensoviel aus dem theoretischen
Standpunkte wie von hoher Oppartunitätspolitik fern zu halten versteht.
Sehr dankenswert für den im politischen Leben Stehenden sind die bis
auf die jüngste Gegenwart sorgfältig registrierten Nachweise darüber, wo,
wann und wie die verschiedenen Forderungen der Gemeindepolitik schon
in die Praxis eingeföhrt worden sind. Wenn wir dabei nicht einen
Wunsch aussprechen dürfen, so oder es der, daß in einer künftigen Ausgabe
auch aus dem großen und schwierigen Gebiete der Wirtschaft in
Kapitel gemehrt würde. In seinem Vorwort schließt der Verfasser zwar
alles aus, „was nicht den Sozialpolitik, sondern den rechtlichen Sach-
verhältnissen angeht“, also etwa die zweifelhafte Einmischung von Kran-
kensäulern, Morchtölen, Schloßhülfern, Entwässerungsanlagen etc. Zu
diesen technischen Problemen wird man insofern die Organisation des
öffentlichen Unternehmungsweidens und der all zu planlos und ungewöhnlich
gehenden „Wohltätigkeit“ kaum rechnen können. Auch über kein weite
sozialistische Gesichtspunkte am Plage. Ober sollte dieser Bereich der
höchsten Föhrung darum fehlen, weil er zu den selbstwirtschastlichen
Fragen gehört, über die in Theorie und Praxis im weitestenden eine Einig-
ung erzielt ist? Wir können dieses Optimismus lieber nicht teilen.

Noch eine weitere Steinigkeit liegt uns am Herzen. In dem Abhandlung
vom Gemeinde-Eigentum vermissen wir neben den „öffentlichen
Gärten, Volksspielplätzen und Familiengärten“ (sowohl als den Schulgärten,
Nicht die Pflanzenzuchtsgärten für den naturwissenschaftlichen Unterricht sind
gemeint, sondern die mit jedem neuen städtischen Volksschulhaus organisch
zu verbindenden Gärten, in denen dem Geschickliche bei eigener gärt-
nerischer Arbeit ein biologischer Anschauungsunterricht geboten werden
könnte, wie sonst nirgends. In dieser Angelegenheit ist das Königreich
Sachsen mit seinen 120 Schulgärten, die im Jahre 1899 angelegt wurden,
bahnbrechend vorangegangen. Es sollte kein Gelegenheit unbenutzt bleiben,
gegenüber den vielfach unermesslichen Schäden unserer Massenverlegung
in den großen Städtchen der Städte auf dieses Einwirkungsmittel unserer
Naturerziehung hinzuweisen.

Doch das hat sich ordentlichmäßig unbedeutende Ausstellungen. Wie
können dem Verfasser nur danken für seine wertvolle Arbeit. Es ist —
eine Bemerkung, die wir zum Schluß nicht unterdrücken wollen — es ist kein
belebendes gutes Zeichen für den in einem großen Gemeindeforts her-
wachsenden Geist, daß ein so verdienstvoller Sozialpolitik, wie
A. Damaschke, noch immer um das Randat eines Gemeindeforts rängen
muß, statt daß auch die auf anderem politischen Standpunkt Stehenden
die Einsicht bezauberten, daß ein kennzeichnender Gegen unter allen
Umständen im Stadtparlament einer fortschrittlichen Partei vorgezogen ist.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension be-
stimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg
Berlin W., Marienbärdstr. ;

Wohlbehagen, Stärke und Schaffenskraft,

Geschmeidigkeit des Körpers etc. giebt der Muskelstärker „Athlet“. Derselbe ist ein vorzüglicher halbgymnastischer Apparat, ist vielfach
prämiiert und ärztlich empfohlen. Preis: No. I Mk. 5.80, No. II Mk. 6.10, No. III Mk. 6.50, No. IV Mk. 7.10.

Verkauft gegen Nachnahme; bei Nichtconvenienz und franko Retourierung innerhalb 8 Tagen Zurücknahme.

Westfälische Metallindustrie, Aktien-Gesellschaft, Lippstadt i. W.

Prof. G. J. Romanes.

Die geistige Entwicklung im Tierreich. Reicht einer nachgelassenen Arbeit von Ch. Darwin: Ueber den Instinkt Mk. 5.—

Die geistige Entwicklung beim Menschen. Ursprung der menschlichen Befähigung. Autorisierte deutsche Ausgaben Mk. 6.—

Daedekel schreibt hierüber im „Weltkiesel“:

„Der Leser meines Buches verweise ich auf das geunbedingte Werk von Romanes. Ich stimme fast in allen Anschauungen und Ueberzeugungen vollständig mit ihm und mit Darwin überein.“ — „Die beiden Teile seines Werkes gehören zu den wertvollsten Uebersetzungen der gesamten physiologischen Literatur u. s. w.“

Charles Darwin.

Sammelte kleinere Schriften. Ein Supplement zu seinen größeren Werken Herausgegeben von Dr. G. Krause. I. Teil: Darwin und sein Verhältnis zu Deutschland. II. Teil: Gesammelte kleinere Schriften. 2 Bände, auch einzeln käuflich, à Mk. 5.—

Ernst Günther's Verlag
Berlin W. 35, Potsdamerstr. 28.

Humanistische Gemeinde Berlin.

Versammlungen
in der

Hula der Friedrich Werderschen Oberrealschule
Niederwall-Strasse 12,

hinten auf dem Hof links II. Etage.

am 1. u. 3. Sonntag jeden Monats, Vormittags 10 1/2 Uhr.

Vortrags-Cyklus des Herrn Dr. Penzig:

Das Vaterunser.

- 6. Sonntag 17. Dezember: Verlesung.
- 7. „ 1. „ Erlesung.
- 8. „ 25. „ 1. Weihnachtserntag: Die Herrlichkeit des Heiligengottes.

Der Jugendunterricht

wird von Herrn Dr. Penzig erteilt und findet **Sonntags** nachmittags 3 Uhr, Unter den Eichen 18, Hof III, Quergebäude, statt.

Der Vorstand

G. Kimpfer, Vorsitzender, Oranienstr. 38.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg.
Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E.

Freireligiöser Lehrer.

welcher etwa 300 Kindern in wöchentlich 8—10 Stunden nachmittags freireligiösen Unterricht als Nebenbeschäftigung erteilen kann, wird zum 1. Januar 1902 gesucht. Der Unterricht bedarf der Genehmigung der Regierung.

Bewerbungen mit Gehaltsanprüchen sind zu richten an den Vorsitzenden der Freien Religions-Gesellschaft in Magdeburg, Herrn H. Dieck, Schrotdorferstraße 17/18.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Berlin SW., Kommandantenstr. 14.

Leo Berg, Gefesselte Kunst Mk. 2.—

Leo Berg, Das sexuelle Problem in Kunst und Leben Mk. 1.50.

Professor Dr. L. Büchner, Die soziale Frage Mk. 0.20.

A. S. Fried, Unter der weißen Fahne Mk. 3.—

Gaupp, Die Entwicklung der Psychiatrie im 19. Jahrhundert Mk. 0.60.

Ernst Heinemann, Die Bilanz des Christentums Mk. 2.—

Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm für November und Dezember.

Dienstag, den 12. November, 8 1/2 Uhr abends, Unter den Eichen 16 III. Ethische Gruppe. Vortrag des Herrn Reichs-
anwalts R. Steinjohann über: „Die ethischen Aufgaben der Gewerkschaften.“ Diebstulien.

Sonntag, den 17. November, abends 7 Uhr im Berliner Handwerkerverein, Spandauerstr. 15. 14. Unterhaltungsabend der öffentlichen Lesehalle der D. G. u. R. „Bismarckische Art. 32 und 33 (Gefang.)“, Dr. Max Pfliger (Violin), Dr. Eugen Albu (Klavier) und die Vereinigung zur Förderung der Blausamenermusik. Am Klavier: Dr. Dr. Otto Abraham. Karten zu 25 Pf. in der Lesehalle, Neue Schönhauserstr. 18 (12—8 und 6—10 Uhr), im Bureau der D. G. u. R., Unter den Eichen 16, beim Hilfsverein für weibl. Angestellte, Egelstraße 25, und an der Abendkasse.

Montag, den 25. November, 8 1/2 Uhr abends, im Bürgeraal des hiesigen Rathauses: Monatsversammlung. Vortrag des Herrn Col. Dr. Bruno Meyer: „Ethische Gedanken über Schulreform.“ Diebstulien.

Montag, den 16. Dezember, 8 1/2 Uhr abends, Unter den Eichen 16 III. Gruppe für ethische Bildung. Vortrag des Herrn Dr. W. Verend: „Trama und Ethik.“

Freitag, den 27. Dezember, Volksunterhaltungsabend im Saal der Lesehalle der D. G. u. R. Im Berliner Handwerkerverein, Spandauerstr. 15.

Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, im Bürgeraal des hiesigen Rathauses. Monatsversammlung. Einzelvortrag des Herrn Geheimrat Prof. Dr. B. Hoerster: „Der Bund der Lebensmächte des Schönen und des Wahren.“ — Nachher geistige Vereinigung im Katerkeller.

Alle sind überall willkommen.

Der Schriftführer: Dr. H. Penzig.

Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19. Preuß. Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Verleitet
Jeden Sonnabend,
Preis viertel, 1,50 M.
Von Abonnent bei allen
Buchhandlungen
und Verkaufläden,
Holt-Setzmaschinen
Nr. 2486.

Ethische Kultur

Inserats:
Die Verlagsanstalt
Kommandantenstr. 14
Berlin
kann nach
freier Vereinbarung
Anzeigen in allen
Annoncenbüros
und in der
Zeitung Nr. 19,
Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerffer herausgegeben von Dr. R. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Vieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 16. November 1901.

Tr. 46.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Der neue Geist. Von Dr. M. Kronenberg. — Die Ethik des neuen Bewusstseins. Von Dr. Hans Schmidsky (Berlin-Kolsterstr. 1, Schlage). — Im Alberg Popolare zu Mailand. Von Friedrich Schäff. (Glorenz). — Streikführer: Ehrenreichs-Einsprüche. — Konfessionalität der Universitäten. — Gegen die Korruption in der Industrie. — Sprechsaal. — Bücherdon. — Zum Wanderebreuersfonds.

Der neue Geist.

Von Dr. M. Kronenberg.

Es hat leicht etwas Mißliches, die Wesenseigentümlichkeit einer Zeit feststellen zu wollen und auf Grund solcher Feststellung auch der Zukunft das Vorurteil zu stellen. Denn gar zu leicht regt sich dabei der Vorwitz, es seien die Zeitererscheinungen nicht ausgelegt, sondern ihnen nur etwas untergelegt, oder, wie Goethe es ausdrückt:

Was man den Geist der Zeiten heißt,
Das ist der Herren eigener Geist,
In dem die Zeiten sich beipiegen.

Trotz alledem ist es wichtig, immer wieder von Zeit zu Zeit eine solche Selbstprüfung vorzunehmen, und man wird ja auch sehr bald dessen inne, ob der Parteigeist sie veranlaßt hat, oder der unbefangene Blick, der von höherer Warte die Erscheinungen betrachtet.

Zu dieser letzteren Art objektiver und vorurteilsloser Betrachtung der Zeitererscheinungen gehört eine Studie, welche kürzlich Karl Voël, Professor der Philosophie in Basel, veröffentlicht hat. Unter dem Titel „Philosophenwege“ (Berlin, Verlag von R. Gaertner) finden sich hier eine Anzahl sehr wertvoller Essays resp. Neben vereinigt. Ihnen allen folgt man mit dem größten Interesse; denn auch allen spricht nicht nur ein großer Reichtum von Kenntnissen, sondern auch eine feinsinnige, geistreiche Darstellung, endlich namentlich jene unbefangene Betrachtungsweise, welche in unserer Zeit der allgemeinen Parteijucht so besonders wohlthätig wirkt.

An dieser Stelle möchte ich nicht von den Aufsätzen über „Die Frauen in der Philosophie“, „Die Ephyng des Vestimismus“, „Stricker und Philosophie und Dichtung“ sprechen, so interessant sie auch sind und zu so vielen Ausblicken sie auch Anlaß geben würden, sondern ich beschränke mich auf einen Aufsatz-Essay, welcher die drei charakterisierenden Ueberchriften trägt: „Der neue Geist“, „Das Herz der Wissenschaft“, „Die Schlagschreiben der Kraft und der Liebe“. Hier eben vermischt der Verfasser, unser Zeitalter nach seinen wichtigsten Grundbestimmungen zu charakterisieren und darnach die Zukunft zu bestimmen.

Einen Vorbehalt, der dabei gemacht wird, kann man dem Verfasser natürlich von vornherein einräumen: daß nämlich keine Charakteristik irgend einer Zeit mehr thun

könne, als ihre überwiegenden Erscheinungen nachzuweisen. Denn kein Zeitalter ist ja vollständig homogen, von einem einheitlichen Geiste befeelt. Immer wieder giebt es in dem beständigen Flusse geistiger Entwicklung Absterbendes und Aufblühendes, immer wieder giebt es Widerstreit der verschiedenartigen Geistesformen, und dieser Streit ist um so mannigfaltiger und lebhafter, je höher und reicher die Kulturentwicklung ist.

Mit diesem Vorbehalt aber glaubt Voël es ausprechen und in dem erwähnten Aufsatz-Essay es nachweisen zu können, daß das eigentlich Charakteristische unseres Zeitalters die Hinwendung zur Ethik ist und daß unser Zeitalter, wenn irgend einen Namen, den des ethischen Zeitalters verdient.

Eine verhältnismäßig noch bescheidene Rolle spielt die Ethik in der wissenschaftlichen Philosophie. Auch heute noch steht diese stark unter dem Einflusse des vorangegangenen naturalistischen Zeitalters, in welchem ihr immer nur das Eine zuguerufen wurde, sie müsse exakt sein, sie müsse sich an die Naturwissenschaften anlehnen, und ihre Aufgabe bestehe eigentlich nur darin, im weitesten Sinne Erkenntnistheorie und höchstens ein wenig Naturphilosophie zu sein. Nach diesen Vorschriften hat ja auch die Philosophie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gearbeitet; auch sie hatte, um mit Jacob Böhme zu reden, „in die Natur sich vergafft“; nachdem der Geist durch die idealistische Philosophie so hoch hinaufgeführt worden war in das Epyreum der reinen Begriffe und der Verstandesabstraktion, war es ihm damals Bedürfnis geworden, nun wieder an das Feste, Greifbare sich anzufassen und mit allen Sägern hinabzutauschen in das süßle Objekt. Da aber gab es keinen Raum für Vorstellungen von einer Idealität des Lebens, von einer zielstrebigen Gestaltung des menschlichen Daseins. Aber es ist bereits anders geworden, und Schritt für Schritt gewinnt mit der so lange verachteten Metaphysik auch die Ethik an Bedeutung und an Anerkennung, und in demselben Maße steigt auch wieder das Ansehen und das Herrschaftsbereich der Philosophie.

Wichtiger aber noch als diese Erscheinungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Philosophie sind die des praktischen Lebens. Wer Augen hat, zu sehen, und Ohren hat, zu hören, dem kann es nicht entgehen, wie die materiellen Fragen, die so lange ausschließlich alles beherrschten, an Interesse allmählich einbüßen, wie die Fragen der praktischen Idealität, die Fragen der Lebensgestaltung und Lebensführung immer mehr an Bedeutung gewinnen. Selbst die soziale Frage, die lange ausschließlich als eine bloße Magenfrage und eine bloße materiell-ökonomische Frage behandelt wurde, gewinnt mit jedem Tage mehr diese stark etnjiche Betonung. Es geht ein starker, unweider-

stehlicher Zug durch unsere Zeit, der vor allem anderen hindrängt auf Verantwortung der Frage: Wie richte ich mein Leben ein und wie im Einklang damit das der übrigen Menschen? Wie werde ich selbst, wie werden die Menschen überhaupt glücklich und was können wir von dem Dasein erhoffen und gewinnen? Das uralte Streben der Menschen nach Glückseligkeit erhält neue Intenſität, und in tausendfachen Formen drängt sich das Streben nach idealer Lebensgestaltung und nach Lebensreform ans Licht, dieses intensive Verlangen, vor allem erst einmal zur Setzung wertvoller Zwecke für das menschliche Dasein vorzubringen. Treffend wird dieser Zug der Zeit von Zöfel mit den Worten geschildert:

„Wann hat Entlassungsmöglichkeit und Entlassungssehnsucht besser zusammengetroffen als heute? Wann war die Bahn freier und wann die Luft größer, das Leben nach Prinzipien zu wandeln? Das prillt und schäumt im brodelnden Keſſel der Zeit; aus allen Rigen und Kufen des Lebens treibt der Heiligeiſt roſch wachsende Reime hervor; das ſcharrt ſich zuſammen, ſiebt Röhren heraus und ſchwärzt die Klüften; das meldet ſich zum Wort in tauſend Bereiten zur Beſchörung von Beſem“, „zum Schurz gegen jenes“, das ſich hundertfaltig und feurig fliegend ſchert in Bewegung und begehrſt hunderttaſend Rungen, von der Tränke herab ein Echo in Millionen Tönen zu weſen. Was will dieſes alles? Es iſt, als wolle die Zeit eine neue Zeit gebären. Aber ades, was da kulet, alle die Bählein und alle die Ströme des Heiligeiſtes, münden in einen großen See; aus allen Parteiprogrammen und Kongreßreſolutionen, aus allen Proſſuren und Flugblättern, von allem, was da flügte iſt im hohen Seelenaufbruch der Zeit, von allem rangt ſich los, von allen Rippen löst ein einigſes, drängendes, jauchendes Wort: Lebensreform. Und all das Ringen nach neuer Lebensgeſtaltung will ſich nicht durch Gewalt, ſondern durch Ueberzeugung durchſehen, alle Ueberzeugung aber muß zurüdgehen, namentlich im Kampfe ſich löſen auf die Theorie, und gewinnt ihre wolle Erlebensinnung, ihren letzten Maßſtab erſt in der philoſophiſchen Theorie, die philoſophiſche Theorie aber der Lebensgeſtaltung iſt die Weisheit.“

Wohin dieſe Lebensreform zieht, das iſt zwar noch nicht deutlich wahrnehmbar, aber gewiſſe Momente der zukünftigen Entwicklung laſſen ſich doch bereits erkennen. Ganz allgemein geſprochen, iſt es ein Ausgleich, eine Vermittlung des Sozialen und des Individuellen, der Lebensinterreſſen des Einzelnen und der Geſellſchaft in ihren verſchiedenen Abſtufungen. Aber dieſer Ausgleich hat ja ſchon ſeit langen Zeiten ſtattgefunden, er vollzieht ſich auch jetzt und muß ſich vollziehen nach den verſchiedenſten Richtungen und auf den verſchiedenſten Lebensgebieten: den rein materiellen, dem wiſtſchaftlichen, dem politiſchen und geſellſchaftlichen u. ſ. w. Nicht dieſer allgemeine Gegenſatz alſo iſt es, der unſerer Zeit die Signatur giebt, ſondern die ethiſchen Forderungen, die auf beiden Seiten daraus entſpringen.

Kann man dieſe entgegengeſetzten ethiſchen Forderungen etwa ſo formulieren: Die Richtung auf das Soziale fordert den reinen Altruismus, das Selbſtvergeſſen und Selbſtverleugern zu Gunſten der Gemeinſchaft. Der Individualismus dagegen tendiert in der Richtung des ethiſchen Egoismus, er fordert Selbſtbehauptung nicht nur, ſondern Selbſterhöhung auch auf Koſten der Gemeinſchaft. Die rein ſoziale Ethik erhält leicht ganz von ſelbſt einen negativen und paſſiven Charakter, die rein individualiſtiſche ebenſo leicht einen zugeſpitzt poſitiven, heitigen und in ſeiner Heftigkeit zerſtörenden Zug. Betrachtet man aber bloß den phyſiſchen Urſprung beider im Individuum, in dem ja ſchließlich alle Ethikſide wurzelt, ſo kann man den Gegenſatz ſo formulieren, wie es Zöfel thut: es ſtehen ſich in unſerer Zeit die Schlagſtreifen der Kraft und der Liebe gegenüber und verlangen nach einem Ausgleich. Beide kann man nach ihrem Weſen leicht unterſcheiden, wenn man zwei ſo typiſche Erſcheinungen unſerer Zeit, wie Niſchke und Tolſtoj, gegenüberſtellt, die beide nichts als Ethiker, die beide Propheten unſerer Zeit ſind und ihre zahlreiche Gefolgschaft haben. Aus der einen Seite die rein negative und paſſive Ethik der Liebe und Hingebung,

die Entſagung und Keſele fordert und in dem Verlangen giſtelt, daß man aus Liebe dem Uebel nicht widerſtehen dürfe — auf der andern Seite die poſitive Ethik der Kraft, welche nur das eigene Selbſt im Auge hat, die uns im Dionyſosbrauche zur höchſten Kraſtenſtaltung ſühen möchte und ſchließlich bis zur Apotheoſe der bloßen Kraft, ſei ſie auch nichts als die Brutalität der „praktiſch voll ſchwebenden bloßen Beſtie“, vordrückt.

Es wird auch ſchon an dieſen typiſchen Erſcheinungen deutlich, welche großen Gefahren auf beiden Seiten drohen — und man weiß ſaun, wo die größere iſt. Vielleicht darf man Zöfel Recht geben, wenn er meint, daß der Kultur heute vielleicht die größten Gefahren von ihren beſten Freunden drohen, von denen, die ſich am meilten als Vorkämpfer fühlen. In der That, die Ueberreibungen des reinen Egoismus in der Hypertrophie der Kraft ſind zu deutlich, als daß ſie auf die Dauer verborgen bleiben könnten; aber gefährlicher ſind diejenigen im Gewande der Liebe und mit all ihren verführeriſchen Zeichen auftretenden ſozial-humanitären Tendenzen, welche zu einer unglücklichen Verarmung der Kultur zu ſühen drohen: alle die Forderungen nach bloß poſitiver Erhaltung des Uebels, alle die Tendenzen, die auf Enthaltſamkeit und nichts als Enthaltſamkeit abzielen, die Wiederherſtellen der uralten Zügelengefänge von der Notwendigkeit der Keſele — kurz alle die Strömungen, welche die Kultur ihres eigentlichen Schönheitsgewandes entkleiden, welche das Gemeinſchaftsleben verſtauben und verarmen laſſen, den Individualwillen nach Möglichkeit einengen, ihn durch Liebe einſüllen und durch Enthaltſamkeit abtöten wollen. Mit Recht hebt Zöfel hervor, es ſei kein Zufall, daß heute bei ſo vielen humanitären Reformbeſtrebungen, in dieſer Schlagſtreiche der Liebe, die Frauen im erſten Gliede ſtehen, ſie, die ihrer ganzen Natur nach leichter in das Extrem der negativen und paſſiven Moral geraten. Dieſe letztere aber, ſo führt Zöfel treffend aus, iſt zwar ein unſagbar wertvolles und notwendiges Ingredienz der Kultur,

„aber als allein herrſchendes Ideal ſührt ſie, um es kurz zu ſagen, zur Verarmlichung und zur Auslöſchung der Kultur. Es iſt Geſchick vorhanden, daß aus der Kultur, die angelegt war, ein Güterpaſſat zu werden, ein Hoſpital wird, in dem ſonſtmäßig wimmernde Krüppel von entſalktem Samaritanern geſüßert werden.“ Wenn ihr die individuelle Kraft immer nur als Feind behandelt, ſie iſtſch und mächtig, dann merket ihr auch bald die ſoziale Kraft überſehen, die Kraft, welche die humanitäre Moral reformatoriſch verwiſſen ſoll, und die Menſchen werden nur in löbender Beſcham des Mitleids ſich anſehen, weil die Kraft der heftigen That ihnen ſaun gemeldet iſt. „Wer immer nur die geiſtliche Kraft des Berglebens preiſt, die alles herausdrängende Beſtium in die eigene Kraft zurückſißt, der wird eben bald ſein innerlich hohles Zammergeräth der geiſtlichen und römlichen Beſtaſigkeit außſich ſehen, deren Zeichen Erſtſch, deren Wollen Dummheit und deren Häßlein Verzeiwung war.“

Indeſſen es iſt Grund genug da, zu hoffen, daß aus den Schatten das werdende ethiſche Licht ſich herausringen wird. Die Antitheſe, welche ſo deutlich hervortritt, verlangt dringend nach ihrer Syntheſe. Ob es dazu eines kommenden ethiſchen Genies bedarf, wie Zöfel meint, weil ein ſolches allein im Stande ſei, die entgegengeſetzten Strömungen der Zeit ſynthetiſch zuſammen zu ſchließen, in dieſem Falle alſo die Schlagſtreifen der Kraft und der Liebe zur Einheit zu ſammeln, das kann vielleicht zweifelhaft ſein. Sicher iſt nur dies: daß auch dann unſere Zeit nicht nur einzelner, ſondern vieler Menſchen bedarf, welche zugleich in beiden Elementen vollkommen leben. Und warum ſollte eine ſolche Menſchenart ſich nicht entwickeln können, die bei aller Hingebung und Liebe nicht mütterlich und ſchwachmüthig iſt, die Kraft entſalten kann, ohne eigenſüchtig und brutal zu ſein, die zugleich ſtark und zart, ſtolz und gerecht, ganz auf ſich ſelbſt beruhend und doch ganz ſelbſtloſe Hingebung iſt? Jedenfalls, um mit des Verfaſſers Worten zu ſchließen,

„erst dann, wenn der Geist der Kraft, der Arbeit und der Vornehmheit einzieht in die ihm noch feindselig entgegengestellte social-negative Moral, erst dann kann jene Blüte aufschwelen, welche die Zehnführ der **guten ethischen Natur** nennt.“

Die Ethik des guten Gewissens.

Von Dr. Hans Schmidhans (Berlin-Galeriestr.).

(Schluß.)

III.

Was uns nun theoretisch zunächst noththut, ist die Vorsicht, beim ethischen Forschen und Systematisieren die **Gesinnung nicht bloß als „rein“, „mit sich übereinstimmend“, „sich des Guten bewußt“**, n. dgl., sondern auch nach ihrer Uebereinstimmung mit etwas über ihr Stehendem zu betrachten. Ob man dann das Kriterium des Ethischen bloß in die Betrachtung des ethischen Gesinnung, oder auch in den Handlungen und in seine Handlung legt, kann innerhalb unserer Forderungen offen bleiben. Gerader zu unserem Ziel scheint uns der letztere Ausweg zu führen. Der altruistische Ethiker wird sich nicht begnügen dürfen, nur die Gesinnungen oder Handlungen positiv zu bewerten, die auf das Wohl des Anderen abzielen, sondern denen auch zugestanden werden muß, daß sie in der That dem Wohl des Anderen günstig sind. Ein Irrtum darin muß im allgemeinen, trotz aller Vorbehalte im Einzelnen, negativ bewertet werden, so wie auch zum künstlerischen Geschmack mein thatsächliches Wohlgefallen nicht genügt, vielmehr eine unzureichende Auffassung des Kunstwerkes als ein ästhetischer Defekt zu beurteilen ist. Die altruistische Ethik wird sogar davor warnen müssen, den ethischen Wert einer Gesinnung oder Handlung proportional zu setzen dem Opfer, das der Handelnde dem Anderen bringt. Ein Uebermaß von Selbstlosigkeit kann mit einem ethisch höchst negativen Wert zusammengehen (etwa bei Galvin), und ein geringes Maß von Selbstlosigkeit mit einem ethisch höchst positiven Wert (beispielsweise bei einer verhältnismäßig leichtsinig geschriebenen, ethisch hochstehenden Schrift, wie etwa einem der Evangelien). Man wird aber das „Verdienst“ nicht für vollständig klassifiziert halten dürfen als „innerliches mit Rücksicht auf das gebrachte Opfer und als „äußerliches“ mit Rücksicht auf günstige Wirkung, sondern wird auch noch das Verdienst des wohlverordneten Treffens des ethisch objektiv Wertvollen zu betonen haben.

Was uns theoretisch weiterhin noththut, ist auf populärer Seite eine Verstärkung der Einsicht, daß es sehr viel gibt, für das willkürlich verschiedene Ansichten und Individualitätsrichtungen eben nicht gleichwertig nebeneinander stehen, und auf wissenschaftlicher Seite eine Verstärkung des Interesses an einer Theorie der Werte. Und zwar gilt es zunächst Werte überhaupt, noch abgesehen von ihrer Untercheidung in wirtschaftliche, ethische, ästhetische, logische; dann aber natürlich gerade die ethischen Werte. Je fester und eingehender und detaillierter diese erforscht werden, desto besser begründet wird auch die objektive Kritik der subjektiven Urteile über die ethischen Phänomene sein.

Und endlich thut uns theoretisch, sowohl auf populärer wie auf wissenschaftlichem Gebiet, eine charakterologische Betrachtung noth: eine Betrachtung des Typus eben der Menschen, die sich an die Ethik des guten Gewissens halten, eine Beantwortung der Frage, welche persönlichen Merkmale sich mit diesem einen Merkmal zu verbinden pflegen. In unseren Zeiten handelt es sich da uehr um eine Aufzählung an den Vefer, in fremde Kreise danach Umschau zu halten, und um augenblickliche Vermutungen des Ver-

hältnisses, als um eine verlässliche Erkenntnis. Vor allem scheint es, daß die Menschen dieses Typus eine gute ethische Veranlagung, jedoch keine oder keine zureichende Erziehung besitzen und sich dieses Mangels auch gerne rühmen. Dazu gehört natürlich auch eine Gleichgültigkeit gegen die als Grundlage der Ethik nötigen Kenntnisse. Weiterhin waltet hier ein Charakterzug eigener Art, für den wohl die Bezeichnung „königlich“ am ehesten zutrifft. Für solche Naturen ist ein Unterordnungsverhältnis ihrer Mitmenschen selbstverständlich und ein Hineinleben in ihr Inneres, ein Sichverlegen auf deren Standpunkt, trotz aller gutgemeinten Anläufe dazu, in der Regel ausgeschlossen; sie gehen über die Dienste und Aufopferungen dieser ahnungslos hinweg, bis sie einmal ein solches Opfer wirklich bemerken und würdigen und sich nun darüber „tief erschüttert“ fühlen. Sie sind erfüllt von der Höhe des Standpunktes, so gern sie geben und ungeru zu nehmen, und sind überzeugt, daß sie selber nach ihrem Standpunkt leben, verraten aber doch ein Gefühl, als sei es gar nicht anders denkbar, daß ihnen viel gegeben wird, und eine Empörung über Zumutungen, dort zu geben, wo das Geben nicht in ihrer Natur liegt. Sie haben einen — wohl auch ästhetischen — Abscheu vor solchen Zumutungen, indem ihnen diese als plebejisch erscheinen. Ihre eigene adelige Natur heißt sie, gleiche Adeligkeit von den Mitmenschen verlangen. Sie sind überzeugt davon, daß sie diese lediglich ehren, wenn sie von ihnen voraussehen, daß ihnen das Geringe und Ungenügende selbstverständlich sei. So geht sie jedes andere Verhalten als tief unvornehm an, z. B. auch dies, daß ein ihnen Dienender oder von ihnen Belästigter gegen seine Dienste oder Lasten sich auflehnt. Sie eckeln sich auch — und hierin liegt eine ihrer interessantesten Positionen und eines ihrer wenigstens indirekt größten Verdienste — vor der „Ethik des Dankens“. „Wenn jemand die mir erwiesene Wohlthat sich nicht an seiner eigenen Freude über sie betriebligt, so mag ich eine solche Wohlthat und einen solchen unvornehmen Geber nicht haben; und wenn ich einem Geber danke, so behandle ich ihn dadurch als einen solchen Unvornehmen, der ein Acquivalenz von mir für seine Leistung braucht!“ So tritt denn bei solchen Naturen zugleich eine wirkliche oder scheinbare Hartnäckigkeit, ja Grausamkeit auf, die doch wieder mit einer, ebenfalls wirklichen oder scheinbaren, Weichheit verbunden sein kann.

Daran schließt sich nun eine charakteristische Standpunktverschiedenheit bezüglich der Gefühle von Liebe und Haß. Jene subjektiven Ethiker bestreiten, daß jemand für seine Liebes- und Haßgefühle verantwortlich sei, und betrachten diese Gefühle als Naturphänomene, die kommen und gehen und von niemandem zu fordern seien, und die etwa von einem widrigen Schicksal in den unzulässigen Menschen hineingebracht seien, ohne daß er etwas dafür säume. Sie erkennen richtig die Unmöglichkeit, Liebe und Haß zu erzwingen, und die ethische Forderung, derartigen Zwang auch nicht einmal zu versuchen; sie finden aber nicht den Weg zu der ethischen Einsicht, daß man für seine Gefühle von Liebe und Haß ganz wohl eine Verantwortung trägt. Dabei ist jedoch jener subjektive Ethiker gerade einer von denen, die eine Liebe anderer für sie und eventuell einen Haß anderer gegen die von ihnen Gehagten zwar nicht „fordern“, thatsächlich aber doch erwarten und beanspruchen. Da sie fragen in erster Reihe eben danach — freilich mit der Ueberzeugung, daß sie es nicht thun, daß sie in erster Reihe vielmehr nach der Liebe fragen, die sie geben. Sie setzen die Entwicklung und den Wert ihres Lebens in das Maß der Liebe, das ihnen zu teil wird; sie sind überzeugt, ihr Charakter müsse Schaden leiden, wenn sie nicht von Liebe getragen werden. Sie wollen, ohne es zu ahnen, „sajolirt“ werden, und sie „sajolieren“ sich auch selbst.

Widriges, das ihnen bereitet wird, betrachten sie als einen Beweis des unipischen Lurechtes, das sie zu leiden glauben; die „Strafe des Schicksals“ für ihr unglückes oder unredliches Vorgehen erkennen sie nicht an. Sie leiden schwer darunter, daß „man stets ihre besten Intentionen so sehr mißversteht.“ Sie wollen „verstanden“ werden, ohne selber zu sorgen, daß sie Andere verstehen; werden sie aber wirklich verstanden, so sind sie erst recht empört. Empfindlichkeit ist überhaupt ihre starke Seite; Enttäuschung über die Empfindlichkeit Anderer eines ihrer Kennzeichen; das einseitige Behandeln zweierlei Verhältnisse eine ihrer meist sitzenden Eigentümlichkeiten; und der ethische Wert von Tötungen eines ihrer Lieblingsthemen. Ein gewisses Pathos begleitet sie immer; der Gegensatz von Pathos und Ethos ist ihnen fremd.

Auch im Kleinen verraten sie sich. Sie lieben oft intensiv die Ordnung und zeigen doch einen Hang zur Unordnung, gegen den der Kampf ansichtslos ist. Sie sind überzeugt und können es beschwören, daß sie ein ihnen anvertrautes Gut aus gewissenhaftester Bewahrt und es in genauerer Ordnung zurückgeben haben — ohne eine Ahnung, daß es trotzdem in Unordnung gekommen ist. Sie werden von tiefem Mitleid erfaßt, wenn sie beispielsweise einen Mitmenschen sich abarbeiten sehen, und möchten ihm gerne jedes mögliche Maximum von Arbeit erpart wissen. Wenn ihnen aber jemand rät, in ihren Briefadressen den Zunamen zu unterstreichen, damit ihn die Postleute nicht erst suchen müssen, so entziehen sie sich über diese pedantische Vorgefertigkeit und rechtfertigen ihre Enttäuschung mit dem Hinweis auf den Umstand, daß die Briefe auch ohne diese Kleinlichkeit ankommen. Das Kleinliche ist ja stets ihr besondertes Absehen, und zu dem Kleinlichen scheint für diese Ethiker auch das Erkennen dessen zu gehören, was als Grundlage des Ethischen unentbehrlich ist. Dieses kann nach ihrem Meinen und Fühlen überhaupt nicht erworben werden, vielmehr nur auf einen Schlag da sein. Wer sich sein Ethisches erst mühsam erwirbt, wertet sie als einer von den „Mechanischen“ an, obgleich sie von ihren Mitmenschen mit Verleibe verlangen, sie sollen „sich bessern.“ —

Wir haben hier verjüngtweise einen Typus gezeichnet, den eine genauere Erforschung jedenfalls anders darstellen, aber kaum gänzlich bestritten wird. Wir werten ihn im allgemeinen ethisch höher, als es nach unseren sehr kritischen Worten scheint; er umschließt wahrscheinlich einen großen Teil der wirklich adeligen Naturen, und er ist ein Bollwerk gegen die seiner Ethik entgegengehenden Extreme: gegen die Ethik der niedrigen Gesinnung und gegen die „Handlungs-Ethik“. Unter den historischen Personen scheint uns Richard Wagner an ihm insbesondere einen Anteil zu haben. In unserer sozialen Welt gehören teilweise hierher die eigentlichen „Arbeiter“ mit ihrer elementaren Gutmütigkeit und ihrem völligen Mangel seiner Personbildung. In der privaten Welt wird vielleicht jeder Gatte seine Gattin und jede Gattin ihren Gatten zu dem hier geschilderten Typus rechnen.

Was uns endlich pädagogisch notthut, ist die Entbeziehung des von uns Dargestellten in einen direkten und in einen indirekten (durch andere Unterrichtsgegenstände vermittelten) Moral- bezw. Ethik-Unterricht, sowie zu allererst in die Erziehung, deren Mangel ja insbesondere für den „Arbeiter“ charakteristisch ist. Am wichtigsten wird dies — wie gesagt — für die eigentliche Jugendzeit. Hier ist allerdings unsere Pädagogik noch am wenigsten ausgebildet. Das letzte Jugendalter, für die gesellschaftlich führenden meist der Hochschule zugeweiht, ist an die ethisch so auf wie ganz sich selber überlassen. Diese Lücke, also ein Mangel der bisherigen „Hochschulpädagogik“,

tritt wohl nicht bald so deutlich vor Augen, wie wenn wir die Unzulänglichkeit einer rein subjektiven Ethik betrachten, zumal diese Altersstufe an Subjektivität in diesem Sinn, an Vertrauen auf den Wert der „reinen Gesinnung“, vielleicht alle anderen Altersstufen übertrifft. Ein um so dringenderes Problem liegt hier für die obersten Stufen der Pädagogik vor.

Im Albergo Popolare zu Mailand.

Von Friedrich Kästg. (Florenz).

„Glück ist nur Schein, Zigeunerin darf nicht glücklich sein.“ So singt die erfahrene Zigeuner-Mutter zur Warnung für ihre glückverlangende Tochter. Für diese Naturfinder mit ihrer unruhigen Lebensweise mag es ja besonders schwer sein, jenen Augenblick des Glückes zu erhaschen, der sich jedem Menschen einmal naht. Doch nicht vor den halbwilligen Söhnen der Fügung möchte ich hier leben, sondern von denjenigen unserer Mitmenschen, denen es im Kampfe um tägliche Brot nicht erpart bleibt, wandernd gleich jenem Volke und Arbeit tühend die Lande zu durchqueren. Und dieser Beschäftigungs- und Stellenlosen sind gerade jetzt zur Zeit der allgemeinen industriellen und kommerziellen Depression in ganz Mittel-Europa sehr viele. Fröhliche Leute, die in soliden Mitteln eine Lebensstellung zu haben glauben, Schritte fast jeden Berufes kann man in jenen Gasthöfen finden, die man in unserem lieben Deutschland unter dem Namen der nicht in jonderlich „guten Geruch“ stehenden „Herbergen“ kennt. Diejenigen Wanderer in Deutschland, deren nervus rerum noch nicht ganz ausgegangen ist, suchen die Herbergen nur im dringenden Notfalle an. Und warum das? Was hält sie von der Inanspruchnahme dieser Schyppungen wohlthätiger Städte väter ab? Wohl weniger der Mangel an Reinlichkeit, gutem und billigem Essen, als vielmehr das Fehlen jenes beruhigenden, behaglichen Einflusses, den helle, hohe, feine, freundlich eingerichtete Räume uns vermitteln und dem gerade der von der Not Bedrängte sich so gerne hingibt. Wie von einem geistigen Depressions-Maximum führt uns die meisten jener Klauen, „Herbergen“ genannt, unlagert; es zwingt sich jedem Schutzsuchenden auf. Als Folge davon bleibt der Draf auf das Gemüt nicht aus; Trost und Song findet man darum selten darin.

Diese Ansichten über Herbergen brachte ich mit nach Italien. Den allgemeinen Verhältnissen des Landes entsprechend, vermutete ich die „Notquartiere der Armen“ in einem ungleich elenderen Zustande als in Deutschland. Zu meinem unendlichen Erstaunen mußte ich aber sehen, daß das „arme“ Italien seine Gelder in sehr rationaler Weise verwendet, ja, daß es hinsichtlich der Herbergen Deutschland sogar überflügelt hat.

L'Albergo Popolare — Volksgasthaus — zu Mailand ist in der That eine Wohlfahrts-Einrichtung, auf die diese Stadt und Italien überhaupt stolz sein kann. Hat doch König Victor Emanuel III. bei seiner Anwesenheit in Mailand in den ersten Tagen des Monats October d. J. die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, den Kiefernbau zu besichtigen. Mit Ausnahme eines ähnlichen Instituts in London ist das hier geschichtete einzig in seiner Art. Die Unternehmern ist übrigens nicht die Stadt, sondern eine anonyme Gesellschaft — Freimaurer. Die Errichtung des Betriebes ist am 1. April d. J. erfolgt, und schon sieht der Plan zur Herstellung eines weiteren derartigen Gasthofes nahe an der Verwirklichung, wähllich ein Zeichen von Thatkraft, wie man sie in dieser Richtung selten findet.

Als schmuckloser Kohbau sieht man das Albergo in unmittelbarer Nähe der Porta Genova sich erheben in Gestalt von zwei mächtigen Flügeln, deren längster die

Aussicht auf einen breiten Wasserarm hat. In fünf Stockwerken sind Wohnräume für 530 Personen hergerichtet worden. Alle Ertragsfähigkeiten der Zeit: elektrisches Licht, Wasserleitung, Dampfheizung u. s. sieht man hier verwertet.

Den Nichtigkeiten wird seitens der Direction die Beachtung des Establishments gerne gestattet; ein Angestellter giebt hierzu jede erwünschte Auskunft.

Vom Corso Genova aus schon sieht man quer über die Straße in tiefen, schwarzen Lettern den Namen „Albergo Popolare“ prangen. Ueber eine kleine Terrasse und durch ein mächtiges Portal gelangt man in den Hausflur, der durch eine Sperrvorrichtung zum Einzelpassieren von dem inneren Alberg getrennt ist. Im Hausflur sind Portierzimmer und Kasse untergebracht. Mit 50 Centesimi hat man bei letzterer den Betrag für ein Nachtlager entrichtet. Die Gäste, unter denen viele Fremde zu bemerken sind, werden von dem Portier empfangen und nach Wunsch geleitet, was in diesem „Hôtel international“ nicht immer so einfach ist. Bleibt der Gast nur eine Nacht, so muß er, da in die Schlafräume fein Gepäd mitgenommen werden darf, dieses gegen eine Gebühr von 10 Ct. per Stüd deponieren. Bei längerem Verweilen wird ihm auf Verlangen ein Schlüssel zu einem Gelock — armadio — verabfolgt, wo er seine Siedensachen bequem unterbringen kann. Die Armadi sind in einem besonderen Saal, zu zehn riesigen Doppelschränken vereinigt, aufgestellt.

Der Armadi-Saal befindet sich ziemlich im Scheitelpunkt des spizen Winkels, den die beiden Flügel einschließen. Rechts davon erstreckt sich in langer Flucht der Rauch- und weiter der Restaurationsraum. Zur Linken gelangt man in die „Sala di Lettura“ mit einer ansehnlichen Bibliothek, und zu den Directions- und Personalräumen; daran reihen sich die allen Anforderungen moderner Hygiene genügenden Kabinen. Die hellen, hohen und luftigen Zimmer mit dem einfachen und doch freundlichen Dekorationsanstrich, dem im Sezessionsstile an der Decke angebrachten, bunten Malereien, den Violoncelloböden; die Thüre mit passenden Aufschriften verhehlen nicht ihren Eindruck auf die Gäste, die sich offensichtlich hier wohlfühlen.

Eine Treppe hinab führt uns in den Kellerraum, und zwar zunächst in den gemeinsamen Waschraum, zur gleichzeitigen Bedienung für 48 Personen. Durch diesen hindurch gelangt man in ein köstlich zum Nehmen von Fußbädern vorgesehenes Appartement, das für 14 Personen eingerichtet ist. Außerdem hat man hier ein Bade-Abteil mit sechs Zellen, Douchen u. s. in dem jeder gegen den geringen Entgelt von 20 Ct. sich ein Vollbad leisten kann. Der übrige Raum des Kellergeschosses hatte die Küche und die Waschküche aufzunehmen.

Um sieben Uhr abends wird die eiserne Thüre zu den Schlaßzimmern in den oberen Stockwerken geöffnet; nach Vorzeigung des Biletts kann man eintreten. Die einzelnen Stockwerke bilden je eine riesige Saal, da die Wände zwischen den Zimmern nicht ganz zur Decke heranreichen. Diese Wände sind aus einem verstellten Eisenstrahlgesticht hergestellt. Man hat auf diese Weise viel Raum erspart. Die Zimmerchen sind je 1,80 m breit und 2,70 m lang, sodas neben dem Bett nicht allzuviel Raum zur freien Bewegung bleibt. Das Bett — Feldbett mit leichter Segras-Matratze, dito Koppfkissen, einer Stepp- und mehreren leinenen bezw. wollenen Decken — gewährt ein einfaches, sehr gesundes Lager. Ein Kleiderkasten und ein Stuhl vervollständigen die Ausstattung. Ein jedes Zimmer hat ein Fenster und elektrisches Licht. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit ist eine besondere Nachtwache eingesetzt, die während der ganzen Nacht in den Gängen patrouilliert.

In einer solchen Kaserne ist natürlich der Schlaf nicht immer ungeübt. Bei der Mannigfaltigkeit der aus aller Herren Ländern zusammenströmenden Gäste, die beiseite nicht alle „comme il faut“ sind, darf das weiter nicht verwundern. Und mancher, der hier Zuflucht gefunden hat, fühlt sich von dem harten Kampfe um's tägliche Brot auch in den Schlaf verfolgt; schwere Träume entpressen dem gequälten Gemüte Jammerlaute, vom leisen Wimmern bis zum schrillen Schrei, und die wenig beneidenswerte Nachbarschaft dieses Unglücklichen sehnt dann den Morgen herbei, der sie aus ihrer Lage erlöst.

Um 8 Uhr früh ist allgemeines Beden, dem unweigerlich Folge geleistet werden muß, eine Einrichtung, die manchem Unzuhause unangenehm sein mag, die aber insofern von erzieherischem Werte ist, als sie den Betreffenden zum zeitigen Zubettgehen mahnt.

Unter den Gästen des Alberg sieht man alte Herren, Pensionäre, Unvaliden, die vollen Lebensabend bei billiger und doch guter Kost in voller Zufriedenheit in diesen gastlichen Hallen verbringen. Im Uebrigen hat sich die Belegenheit, auch die Bekanntheit eines Ex-Capitano der Königlichen Marine, eines Wache u. a. zu machen, ein Beleg dafür, daß auch die besseren Kreise den Besuch nicht verschmähen. Der Geist, der hier weht, ist Frische; der Kopf, der vorher sorgenvoll sich neigte, hebt sich wieder frei, und mancher gebent mit dankbewegtem Herzen der ehlen Stätte.

Eine Wohlfahrts-Einrichtung von der hier gefundenen Müttergütigkeit dürfte sicherlich auch in Deutschland vielen Anklang und hoffentlich — im Interesse der minder bemittelten Wanderer und Reisenden wäre es sehr zu wünschen — Nachahmung finden. Wir haben ja so viele Freimaurer, die ein gutes Herz und auch die nötigen Mittel haben, — in Berlin muß man schon wohlhabend sein, um in einer Freimaurerloge aufgenommen zu werden, — würden diese Herren, anlaßt ihre Kräfte in fragwürdigen Wohlthätigkeitsbazaren u. so zerplitzern, sich zu einem solchen Werk zusammenraffen, der Dank der Armen wäre ihnen sicher.

Streiflichter.

Ehrengerichts-Entscheidungen. Der Antierburger Fall eines tödlich verlaufenden Offizier-Duell, das trotz seiner läppischen Veranlassung vom Ehrengericht des Offizierkorps nicht nur nicht verhindert, sondern nach anderer Personen geradezu gefordert worden wäre, giebt wiederum dem Volke dauerliche Veranlassung, die jüdischen Begriffe der bezugigten Klassen abfällig zu kritisieren. Ein Leutnant betritt sich bis zu dem Grade, daß er von Kameraden, die offenbar die öffentliche Schanstellung dieses Zustandes mit der Ehre eines Trägers von des Königs Koch nicht vereinbar halten, sorgschafft werden muß. Daß er dabei thätlichen Widerstand geleistet hat, ist ihm so völlig unbewußt, daß er am nächsten Tage keinerlei Erinnerung mehr davon hat. Aber nun ist die „Ehre“ eines Oberleutnants, der beim Fortschleppen des seiner Ehre und Glieder nicht mehr Wichtigen getroffen hat, durch die unangenehm Verührungen desselben besleht. Er meldet den Vorfal „dienstlich“; das Ehrengericht erklärt den Zweikampf für „unvermeidlich“, und ein Schuß endet das eine junge Leben, um dem anderen die „Ehre“ wiederzugeben. Angesichts solcher, in Preußen nicht einmal seltenen Fälle muß man sich doch erlaunt fragen, was ein Ehrengericht dieser Art eigentlich für einen Sinn hat. Die ethische Bedeutung eines jeden Gerichts liegt doch offenbar einzig und allein darin, daß an die Stelle der Selbsthilfe bei Angriffen auf Leben, Ehre, Eigentum u. die sündernde Entschädigung des Gemeinwohlens ge-

legt wird. Um Muthahe, deren Fortbleiben dem Gemeinwohl schadet, unmöglich zu machen, trat die von den Eraganten der Gesellschaft zu verhängende Strafe ein. Daß die Fühnung einer entprechenden Sühne bei Ehrverletzungen besonders schwierig ist, kann zugesagt werden; daher ist an sich bei dem Charakter dieses sittlichen Wertes, das in der historischen Entwicklung nun einmal für verschiedene Verufe, Stände und dergl. verschieden gemessen wird, gegen die Befestigung besonderer Ehrengerichtshöfe vorläufig nichts einzuwenden. Völlig unsinnig aber wird diese Fühnung bei solchen Sprächen, durch die das Ehrengericht sich selbst die eigene Tathensberechtigung abspricht. Wohlgeracht, es erklärt sich nicht etwa für inkompetent — dergleichen kommt ja auch im bürgerlichen Rechtsleben vor —, sondern es erklärt: „Wir haben kein Mittel, die Ehrverletzung zu sühnen; die Parteien mögen das selbst bezorgen, so gut oder schlecht sie es verstehen!“ Es wäre genau das Gleiche, wenn ein bürgerlicher Gerichtshof dem bei einer Respektloserei Verletzten den Rat gäbe, die Parteien sollten doch selber ausmachen, wer der Stärkere sei.

Wenn sich die um Anrit Löwentheim gekehrten Zeilgegner von der Vernehmung der Ehrengerichte einen Erfolg versprechen, so müssen wir wenigstens sagen: lieber keine Ehrengerichte, als solche unwürdige Komödie! —

Anfessionalität der Univerfitäten. Aus Anlaß des „Kölles Spahn“ in Straßburg, der noch immer von sterifaler Seite dazu benutzt wird, die Förderung nach chriftlich konfessionellen, d. h. jögzlich römisch-katholischen Professuren zu erheben, schreibt der verdienstvolle Vertreter der Zantfristforschung in Straßburg, Prof. Ernst Leumann, sehr beherzigenswerte Worte, die wir der „Burgauer Zeitung“ Nr. 255, vom 2. November, entnehmen. Nachdem er energisch die Legende zurückgewiesen, als ob die Straßburger Hochschule „aus katholischen Stiftungen“ erwachsen wäre, und dem gegenüber festsetzt, daß sie vielmehr eine protestantische, im engeren Sinne reformierte Schöpfung sei, führt Leumann in mehr grundsätzlicher Stellungnahme fort:

„Seit dem 16. Jahrhundert haben sich nun die Verhältnisse sehr geändert. Die Welt ist dreisig in konfessionelle Zeil und erst recht seit dem politischen Umsturz von 1870/71 durchaus interkonfessionell geworden. Das gilt sich auch für eine moderne Univerfität. Freilich haben wir allgemein in Straßburg eine konfessionell-theologische Fakultät; aber wir könnten ebenso gut eine katholisch-theologische Fakultät haben und hätten ja eigentlich fürstlich eine solche erhalten, wenn der eifrigste Altesis nicht nach französischen Muster die Abgeordneten seiner bisherigen Seminar-Gesellschaft beibehaltenen gesondert hätte. Es kann in der That nicht genug der prinzipielle Standpunkt betont werden, daß die moderne Univerfität, wenn sie anders ihren Namen verdienen will, abgesehen natürlich von der jeweils vorhandenen theologischen Fakultät — nicht konfessionell, d. h. daß sie in Wahrheit auch nicht christlich, d. h. nicht konfessionell-theologisch sein darf, weshalb nun denn dinstlich u. a. in der Univerfitätslehre der weltlichen Fakultäten, und zwar bemerkenswerthem-eindeutlich geendet unter den bedeutendsten, zahlreichen Juden finden wird. Total verfehlt ist es, zu meinen, daß die Univerfität, die doch einfach die Geisteswissenschaften und der akademischen Jugend vermitteln soll, sich nach einer oder mehr Rinden oder Religionen zu richten habe. Zielmäßig richtet sie — das muß jeder, der schon unbedingten historischen oder ethnologischen Studien gemacht hat — die Religion allfällig, bei witten Wiffen und bei Kultur-Wiffen, einerseits, insofern sie Erkenntnis in ihre Lehre aufnimmt, nach dem jeweiligen Stande der Geisteswissenschaften, und andererseits, insofern sie Normen für das profanische Leben aufspricht, nach dem jeweiligen Stande des sittlichen Bewußtseins. Diefen beiden maßgebenden Faktoren der Kulturentwicklung muß sich die Religion in letzter Linie immer fügen, mag sie auch all konfessioneller Woch noch so sehr und noch so lange sich Weiden, ehe sie sich entweder direkt zum Diefen wendet oder unter Zuhilfenahme von Umwegungen ihre Weckforderung in eine ungeschriebene Stellung rückt. Es sei hier a. B. erwähnt, daß die katholische Kirche sich in neuerer Zeit es über sich gebracht hat, die Univerfität zum Gemeingut der Gebildeten gewordenen Lecke von der Bewegung der Erde um die Sonne offiziell anzuerkennen, wobei sie nun nicht mehr gern daran erinnert wird, daß sie anfänglich die Vertreter jener Lehre entweder verbrannt oder sonst mißhandelt und verfolgt hat. Und was die sittlichen Forderungen des jeweiligen Zeitalters und die beliebten Um-

gestaltungen betrifft, so lehrt die Geschichte, a. B., wie schwer es jeder alten Religion geworden ist, den früher ziemlich allgemeinen blutigen Opfer-Kultus entweder direkt über Bord zu werfen oder in allegorische Symbolisierungen umzuformen. Es sei übrigens betont, daß auf keiner Kulturstufe, weder auf einer primitiven noch auf einer fortgeschrittenen, die Religionen ihrem wahren Wesen nach notwendig mit dem Wiffen und dem Leben ihrer Zeit in Konflikt zu kommen brauchen; sie ist eben, richtig aufgefaßt, eine out der Basis von zeitgenössischen Kenntnissen und Postulaten sich ergebende positive Weckforderung der Beziehungen des Einzelnen mit einer Ansehngemeinschaft an einem unbergreiflichen Dasein, aber Naturerkenntnissen oder sittlichen Wiffen über zur ganzen Welt, einer positiven Weckforderung, die sich zum ersten bezieht mit einer Berberichtigung des ersten Bekämpfers der Lehre. Wofür wenn das von der Religion selbständige Bewußtsein mit dem Anspruch unbedingter Gültigkeit auftritt, und wenn man daraufhin mit läppischen Uebelschlugen entgegenschickende Erkenntnis- und Lebensformen zu kreieren laßt, wenn man also a. B. auf Grund des molaischen Schöpfungsbildes die Erangenslehren der Geologie und der Biologie fernhalten will oder einen Vertreter von veralteten Lebensgrundrissen auf Grund von dogmatischen Konstruktionen verkehrt und reformuliert, dann ist der Konflikt da. In gewissen Sinne allerdings ist der Konflikt doch notwendig, nicht dauernd aber vorübergehend. Wie unsere Atmosphäre in den Gewittern und die Witter in den Kriegen ihre elektrischen Entladungen haben, so kann der Ausgleich zwischen älter und älter gewordenen Anschauungen religiös-pietätlich und weltlich-vernünftiger Art im allgemeinen nicht friedlich erfolgen, und zwar werden die die Klänge nicht hoch zwischen großen Gemeinwesen auslösen, sondern ihr oft auch im einzelnen Menschenher, wenn dieses nämlich beiden Parteien nachempfinden vermag und darnach die sich ergebende Aufregung des Zuspaltens für sich selber in eine Formale aufzulösen be-fähigt ist.“

Gegen die Aneignung in der Industrie. In der Frankfurter Halbmonatschrift „Das freie Wort“ wird in einem jachstündigen Artikel von Industrialis über die inneren Ursachen der gegenwärtigen Industrie-Krisis u. a. auch auf das weit verbreitete Verfahren von Lieferanten hingewiesen, durch Befestigung von Angestellten Aufträge von ihren Abnehmern zu erhalten. Aus Anlaß dieses Artikels resp. der zumitkommenden Ausführungen, welche die „Frankfurt. Ztg.“ dazu brachte, hat, wie wir letzterer entnehmen, die Geschäftsführung der Firma Carl Zeiß in Jena bei Gelegenheit einer Verammlung ihrer Beamten alle diejenigen, die direkt oder indirekt an der Vergabe von Aufträgen und Lieferungen beteiligt sind, ausdrücklich verpflichtet, von jedem Versuch, der bei ihnen gemacht würde, sich durch Anbieten von Geschenken oder Provisionen für diesen oder jenen Lieferanten günstig zu stimmen, der Geschäftsführung sofort Mitteilung zu machen. Dabei wurde als leitender Grundfatz ausgeprochen, es dürfe nicht nur — wie es bisher schon geschehen — jeder derartige Versuch einer Verneinung mit Berachtung jurädigewiesen und im übrigen mit dem Mantel der chriftlichen Liebe zugedeckt werden, sondern es müsse vielmehr der Geschäftsführung die Möglichkeit geboten werden, gegen einen derartigen Versuch sofort in wirksamer Weise vorzugehen. Die Firma wird in jedem Falle eines solchen Verneinungsverjudes die Geschäftsführung Verbindung mit dem beteiligten Lieferanten sofort abbrechen, auch dann, wenn glaubhaft gemacht würde, daß der betreffende Lieferant daran persönlich unbeteiligt ist und daß die unehrliche Handlung ohne sein Wissen (tatsächlich durch Reisende) begangen wurde; denn jeder Geschäftsmann sei dafür verantwortlich, was seine Beauftragten thun. Sobald aber in einem Fall erwiesen sei, daß der Versuch von dem Lieferanten selbst veranlaßt oder mit seinem Wissen unternommen ist, so würde nun seinen Namen durch Anfertigung und geeignetenfalls durch öffentliche Bekanntmachung anderen Interessenten bekannt geben. — Wenn sich alle anderen Firmen zu demselben Vorgehen entschließen wollten, so wäre es auch ohne gesetzlichen Eingriff möglich, das „Krebsübel“, das am Marke unserer deutschen Industrie frucht, die Verfestigung von Entfäulen, gründlich auszuröten.

Sprechsaal.

Die modernen Weltanschauung und die Friedensfrage.

Eine Entgegnung.

In Nr. 44 der „*Ästhetischen Kultur*“ wendet sich Th. B. gegen die Theorie, welche der russische Staatsrat v. Bloch in seiner Verköpfung des Krieges entwickelt. Da aber die Wortworte, die da erörtern werden, offenbar nur auf einer oberflächlichen oder mißverständlichen Kenntnis jener Theorien beruhen, so werden die Leser der „*Ästhetischen Kultur*“ und Th. B. selber wohl nur dankbar sein, wenn sie auf den Irrtum aufmerksam gemacht werden und in dem maßgebenden Werke Blochs wieder die große Falschheit erkennen, die der Friedensbewegung durch das erwähnte ist.

Th. B. sagt: „Bloch verteidigt die Ansicht, daß die Verwirklichung der Waffen den Krieg unmöglich machen werde und daß die bewirkten Verluste so ungeheuer sein werden, daß dadurch der Krieg von selber aufhören wird.“ Nun ist aber die wirkliche Ansicht Blochs nicht, daß die modernen Waffen den Krieg unmöglich machen, sondern daß es unmöglich geworden ist, durch den Krieg, wie er sich unter den jetzigen Umständen gestalten würde, zu irgendwelchen günstigen Ergebnissen und Entscheidungen zu gelangen. Daß die Anhaltenden Krieg aber durch die Anzahl von Verletzungen von selbst ein Ende finden werde, glaubt er so wenig, daß er seine räthlose Rüge daran wendet, jene Ansicht zu schärfen, durch die die Völkern und Reichthümern der Entschluß gegentheilig werde, zur Schlichtung für internationale Streitigkeiten ein anderes Mittel einzuführen als den Krieg. Denn man kann doch voraussetzen, daß wenn vernünftigege Waffen zur Verwertung gelangen, daß durch die gegenwärtigen Bedingungen auf technischen, ökonomischen und sozialen Gebieten ein Krieg so gar keinen mit den Verlusten in Verhältnis stehenden Resultaten führen kann, sondern nur durch Erschöpfung derer Gegner in Ruin, Hungernöth und schließlich Aufruhr enden muß — daß dann vernünftigege Waffen solchen Katastrophen sich nicht mehr aussetzen werden, selbst wenn sie gegen die ethischen Verdienste von der Bewerksstelligung des Krieges und gegen die Theorien der Humanität noch wie vor ausbleiben. Anders Th. B. jedoch, daß man, im Gegensatz zu Bloch, auf die „schmerzlichen materiellen Schädigungen hinweist, die durch den Krieg entstehen“, so wie darauf, daß der Gewinn des Krieges meist illusorisch ist“, beweist er, daß er Bloch's Schichten selbst selber gelien und seine Kampagne nicht verfolgt hat, sonst würde er, daß der gelehrte Sozialökonom das Hauptgewicht auf die wirtschaftlichen und sozialen Erschütterungen gelegt hat, die einer Kriegserklärung zwischen den Großmächten auf dem Fuße folgen, und namentlich den Zweck erhebt, daß im Gewinn für den Sieger ganz und gar illusorisch, mehr noch, unmöglich geworden ist. Und diese Theorien finden wahrlich im Transoantrier ihre Bestätigung. Dort ist eine jährliche Uebermacht nicht im Stande, einen schnellen und irgendwie vorteilhaften Sieg zu erringen, weil durch die modernen Waffen eine Kriegsführung eingetreten ist, die die Offensiv wirkungslos macht. Freilich wären die Bedingungen eines Krieges zwischen Großmächten, oder Großmächtegruppen andere, als die in Süd-Afrika; aber für diesen Fall noch viel schmerzlicher: denn wenn man schon nicht mit einem kleinen Völkchen zu entscheidenden Siegen gelangen kann, wenn schon dieser Krieg sich damit in die Länge zieht und den Uebermächtigen solche Verluste beibringt, was würde ein Kampf zwischen ebendiesen Millionenherden werden? — Die von mittelalterliche Seite so oft vorgebrachte bewährteste Behauptung: „es sei nicht richtig, daß durch die Verwirklichung der Waffen die Verluste im Kriege bedeutend erhöht werden seien“ sollte von einem Friedensfreund nicht ausgesprochen werden; es schlägt den Gedanken der Wüßheit und der Rohheit mit gar zu driß ins Gesicht. Wenn die Zahl der Kämpfer, die Durchschlagkraft der Waffe, die Geschwindigkeit der abgebrannten Schüsse um so und so viel erhöht worden, so muß nach dieser Behältnis auch die Zahl der Verluste sich steigern.

Dies ist nicht der Raum, die Theorien Blochs und deren Begründung weitläufig auszuführen. Wer in diesen, für die Friedenskämpfer so hochwichtigen Dingen sich ein Urtheil bilden will, möge — wenn ihm das große der Bausteine & Mühsal nicht erschreckt — sich zunächst das Werk nicht zugänglich ist die auszügliche Broschüre „Die maßgebendsten wirtschaftlichen und sozialen Folgen eines Krieges zwischen Großmächten“ (Berlin, Akademischer Verlag v. Dr. John Oetberim) lesen. Was Bloch zu erröthen strebt, ist, daß allerorten wissenschaftliche Enquiten — geleitet von Gelehrten, Sozialpolitikern, Sozial-Ökonomen, Industriellen und Militärs — über die von ihm angeführten Lasten und Argumente angeheft werden. Er vermag nicht, daß man ihm glauben lassen, daß die Frage gründlich untersucht und christlich gelöst werde: „Ist unter den veränderten, gegenwärtig herrschenden Bedingungen ein Krieg zwischen Kulturvölkern noch ein Zweikampf oder ein Doppelschloßmord?“

Jeder Völkch, der Einsicht in das Werk und Wirken Johann v. Bloch's gewonnen hat, ist von Verwunderung und Dankbarkeit durchdrungen. Der Verfasser von „Der Krieg“, der durch zwölfjährigen, unparteiischen Studiums, hat sich nicht begnügt, dieses

Werk — das der Jar vor Abfassung seines Manifestes eingehend studiert hat — für Welt zu schenken; er tritt auch für die Verbreitung seiner durch eine Lebensarbeit gemonnenen Einsicht mit seiner Person ein, indem er unermüdet öffentlich iständig ist, und, daß da bald dort, Ostien von Österreich fällt — zuletzt im verflornten Sommer vor einem Publikum habet Willkür in London im „United Service-Institute“; und indem er auf eignen Kosten ein Museum errichtet, das im kommenden Jahr in Luzern eröffnet werden soll, um der ganzen Welt in Bildern, Zeichnen, kinematographischen Wander-Aufnahmen z. zu zeigen, wie ein Zukunftskrieg und seinen Folgen sich gestalten möchte. — Das ist schon mehr als ein Apokalypse.

Bertha v. Entner.

Der Alfred D. Fried, Berlin W., Gough, 37 sendet uns zur gleichen Sache eine Zuschrift, die sich zum guten Theil mit vorstehenden Ausführungen deckt und erwidert zum Schluß, daß die eben erwähnte Schrift des Staatsrats von Bloch gegen Einmündung von 10 J. Forto fortsetzes von ihm zu begleiten ist.

Bücherchau.

Dr. Grundmann. Oelwid. Drama in 1. Akt. Friedland u. B. Verlag des „Müßel“ 1902.

Am Niederrhein während der Hungersnot und Sünde des Jahres 1817 spielt das Stück. Der größte Oberförster führt mit großem Strenge das Wecht seines Herrn durch, den Widerspruch vor den Büdren zu schärfen. Einer seiner Schichten hat einen der aus Rot zum Jagdwecht getriebenen Armen erschossen. Seine Kinder sind durch Hunger und Krankheit dem qualvollen Tode nahe. Aktion Städt findet sie im Walde. Er ist gekommen, um auch durch Wüden der Rot seiner Kinder zu steuern. Aber der Anblick der glänzlich leuchtenden Jungen seines Bruders zwingt ihn, sein Wecht auf sie anzuwenden; er erdrißt sie aus Mitleid. Das ist das „Oelwid“, das er richtig, nicht der Schlichter, den der Oberförster mit seinen Schichten schickig. Sein Erb Margarete, das ihn begleitet hat, um die Jagdbende heimzutragen, verfallt durch das Wecht über die „Lobhände“ ihres Mannes in die Nacht des Wahnsinns. —

Die dramatische Studie (andere wird man das Stücken nicht nennen können) ist eine schöne Talentprobe. Die Handlung ist von packender Wirkung und die Charakterisierung der Personen ist der Kürze recht schärf. — 3. St.

H. Henmann: Weich Rächte. Wärdn. — Wärdn, Verlag „Friedr“ 1901.

Ob die Wärdnform aus als Einleitung für tiefe, leidenschaftliche Empfindungen gebraucht werden darf, oder das eine Ständbild entwerfen, für Empfindungen, die dem finnlichen Gemüth durchaus fern liegen und nur an eine hochentwickelte Sentimentalität sich wenden, darüber kann man streiten. Wenn man es aber zugleich, dann bedeutet die „Weich Rächte“ eine erschöpfende Bezeichnung der abermodernsten Wärdnästhetik. Es waltet darin ein hohes Glanz und Blut der Banalität. Bei der Däufung der Bilder mag sie und do ein tiefes, ständes einziehen; aber im ganzen ist die Sprache so, daß man diese neue Wärdn eigentlich nur toll leidet, wie Lutz in Brolo, gegen seine Lust. Man öffnet ihnen mit „Das Wärdn vom Büdlichen“ und „Das Wärdn von einer Königin“ gefolgt. — Die Ausstattung ist recht geladend.

3. St.

Zum Wandereckersfonds

erhalten wir seit dem 23. Okt. (vgl. Nr. 44 der Zeitschrift:*)

Düder, New-York Nr. 20; Frau Käthe Schmidt, Charlottenburg Nr. 10; Frau Julie Blunzig, Frankfurt a/M., Nr. 3; Frau Ober Nr. 100; Dr. Arthur Blunzig, Frankfurt a/M., Nr. 100; R. R., Berlin, Nr. 5; G. Hellwig, Bischofsien, Nr. 5; Dr. A. Jann, Frankfurt a/M., Nr. 10.

Indem wir mit Dank gegen die freundlichen Ober quittieren, ist zur Empfangnahme weiterer Gaben gern bereit

Berlin W., Unter den Linden 16. Das Bureau der V. G. G. R. Dr. Pöngl.

*) Zur Verhütung: Der Beitrag von B. Sorinck, Prag, in der letzten Quittung betrug nicht Nr. 3,54, sondern Nr. 8,54.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W., Matthäikirchstr. 7.



Der Muskelsärker „Athlet“
 giebt
 Wohlbehagen u.
 Schaffenskraft,
 Stärkt die Nerven,
 Kräftigt den Körper.
 Vielseitig präpariert.
 Aerztlich empfohlen.
 Preis:
 No. I M. 6.00, No. IV M. 6.10,
 No. III M. 6.50, No. IV M. 7.00.
 Verkauf gegen Nachnahme, bei Nachnahme und Franco-Remittenzung innerhalb 9 Tagen Zuzuschuss.

Der Muskelsärker, Athlet
 ist zu beziehen von der
 Westfälischen Metall-
 Industrie A.G. Lippstadt '19

Sür Schriftsteller.

Welcher Schriftsteller wäre bereit und befähigt, für das Zeitschriften einer genossenschaftlichen Zeitschrift Erzählungen, Skizzen etc. geeignet, den Gedanken der genossenschaftlichen Solidarbeit zu popularisieren, zu verfassen? Offerten erbeten an die Red. des „Schwiel Konsumvereins“ (Schwiel), Steinenthork. 24.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1,20 durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einsendung von je 20 Pf. in Marken, soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
 Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Freireligiöser Lehrer,

welcher etwa 300 Kindern in wöchentlich 8—10 Stunden nachmittags freireligiösen Unterricht erteilen kann, wird zum 1. Januar 1902 gesucht. Der Unterricht bedarf der Genehmigung der Regierung.

Gehalt 900 Mark jährlich. Bewerbungen sind zu richten an den Vorsitzenden der Freien Religions-Gesellschaft in Magdeburg, Herrn H. Dieck, Schrotdorferstraße 17/18.

Dr. Carl du Prel

Philosophie der Mystik	Mk. 10,—
Die monistische Seelenlehre. Ein Beitrag zur Lösung des Menschenrätsels	„ 6,—
Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie	„ 2,—
Die Mystik der alten Griechen. Tempelschlaf. — Orakel. — Mysterien. — Dämon des Sokrates	„ 3,—
Immanuel Kants Vorlesungen über Psychologie. Mit einer Einleitung: Kants mystische Weltanschauung von Dr. Carl du Prel	„ 3,—

Ernst Günther's Verlag
 Berlin W. 39, Potsdamerstr. 28.

Aufruf.

Auch im neuen Winterhalbjahr soll die Ausbreitung der Grundzüge und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur durch Ausendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gefinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlichster Danksagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieber möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften beistehern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubeziehenden Sammellisten thätigst zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ quittiert. Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Professor Dr. Börling,
 1. Vorsitzender,
 Gr. Gildertstraße bei Berlin,
 Wilmersdorferstr. 1.

Dr. H. Venzig,
 2. Schriftführer,
 Charlottenburg, Ortolanstraße 16.

Namens desselben:
 Justizrat Stern,
 Reichsanwalt und Notar,
 2. Vorsitzender,
 W., Taubenstraße 84.

Paul Jaffe,
 Rassenführer,
 W., Magdeburgerstraße 20.

Justizrat Dr. Nothe,
 1. Schriftführer,
 Neu-Dahleberg,
 Ralfestraße 6.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Venzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19 Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E. Preuß, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Vertheil
Jeden Sonnabend
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Buchhändlern.
Verlagsgesellschaft
Nr. 9466.

Ethische Kultur

Verleitet:
Die beigefügten
Kontrollblätter 40 Bl.
Belagen
10 Bg. nach
freier Vereinbarung
Wachsm. in allen
Annoncenbüros
und in der
Spezialdruck- u. W. 19.
Kommunaldruck. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Söszki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Jockler herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Biebr, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 23. November 1901.

Nr. 47.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Carl Säger f. — Das höchste Wesen als Erziehungsideal. (Schluß.)
Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen). — Uebt die Musik moralische
Wirkungen an? Von Dr. Heinrich Pudor. — Streiflichter: Reform
der Strafvollziehung. Weltpolitik. Persönliches Regime und
auswärtige Politik. — Aus der ethischen Bewegung. Abteilung
Danzig. — Sprechsaal. — Bücherchau. — Bei der Redaktion ein-
gegangene Schriften.

Carl Säger f.

Wiederum hat uns der Tod einen der edelsten Freunde
unserer Sache geraubt. In Frankfurt a. M. verstarb am
13. November ganz unerwartet infolge eines Schlagan-
falls Carl Säger, Prediger der Freireligiösen Gemeinde
und Mitglied des preussischen Hauses der Abgeordneten.
In ihm verliert die Ethische Bewegung einen ihrer
herausragendsten Vorstämper, der Hauptortstand der
D. G. E. K. ein langjähriges Mitglied, die Abteilung
Frankfurt a. M. ihren Mitbegründer und zweiten Vor-
sitzenden. Erschüttert und schmerzbewegt stehen wir an
der Bahre des ausgezeichneten Mannes, dem es in un-
gewöhnlichem Maße vergönnt gewesen ist, Liebe und Vere-
hrung zu wecken. Die Ethische Gesellschaft verdankt ihm
außerordentlich viel; ist er es doch gewesen, der in Frank-
furt a. M. vor nahezu 10 Jahren die Bewegung nach
Süddeutschland hinüberleitete, nachdem die Abteilung
Berlin kurz vorher ins Leben getreten war. Fünf Jahre
lang hat Carl Säger ganz besonders mit seiner hervor-
ragenden Rednergabe für unsere Ideen gewirkt. Noch
am Tage vor seinem Hinscheiden, am 12. November, hat
er in der Abteilung Stuttgart einen Vortrag gehalten, so
daß man bei ihm im wahren Sinne des Wortes sagen
kann, daß er bis zu seinem letzten Atemzuge für die Ideen
eingetreten ist, die zu Leitsternen für sein ganzes Leben
geworden waren.

Die ethische Anschauungsrichtung war bei Carl
Säger nichts Aeußerliches; sie war aber auch nichts rein
verstandesmäßig Erworbenes, sie war vielmehr der Aus-
fluß seiner ganzen Persönlichkeit. Seine hohen Charakter-
eigenschaften wiesen ihn gebieterisch auf die Aufgabe hin,
Recht und Gerechtigkeit in der Welt verbreiten zu helfen.
Ihm dürstete zeit lebens nach der Verwirklichung des Ideals
reiner Menschlichkeit, und so kam es, daß er schon als
Jüngling die Güter verdachten lernte, welche nur damit
erlaubt werden können, daß man das Beste opfert, was
man besitzt: seine Ueberzeugung. Eine Welt voll echter
Humanität wollte er schaffen, in der jeder Entwicklungs-
fähige alle seine Kräfte frei zu entfalten vermöchte, und
klaren Blickes erkannte er, daß dieses Ziel nur durch Er-
ziehung zu erreichen sei. Und so ist Säger ein Erzieher

geworden. Erst 24 Jahre war er alt, als er zum Prediger
der Freireligiösen Gemeinde nach Frankfurt a. M. berufen
wurde, wo er mit einem sittlichen Ernst, der weit über
seine Jahre hinausging, an der Erziehung seiner Gemeinde
zu freiem, sittlichreligiösen Denken und Wollen unverdrossen
arbeitete. Sein gerades, offenes Wesen, seine ungeduldi-
che rednerische Begabung und sein tiefes Gemüt gewannen
ihm die Herzen seiner Gemeindeglieder und vor allem
auch der Jugend, der er den Religionsunterricht erteilte.
Aber sehr bald genügte ihm das Wirken als Prediger
nicht mehr allein, und so schloß er sich begeistert zuerst
der ethischen Kulturbewegung und später, als er die Not-
wendigkeit empfand, seine Ideale in der politischen Arena
zu verfechten, der süddeutschen Volkspartei an. Als Vol-
kshilfer wirkte er besonders auf sozialem Gebiet in echt
ethischem Sinne, so daß er in den Kreisen der Arbeiter
hohe Verehrung genoß. Die Stadt Frankfurt entsandte
ihn als Abgeordneten in den Landtag, wo er sich sehr
rasch eine geachtete Stellung zu schaffen wußte. Auch um
die Kommunalverwaltung machte er sich als Stadtver-
ordneter verdient. Für Bildungsaufgaben hatte er feinstes
Verständnis; besonderes Interesse brachte er der Lesehalle-
Bewegung entgegen; er war Mitbegründer der Frank-
furter Lesehalle und bekleidete jahrelang das Amt ihres
ersten Vorsitzenden. Ebenso beteiligte er sich an der Be-
gründung des Ausschusses für Volksunterhaltung.

Der unerbittliche Tod hat den hochverdienten einzi-
artigen Mann in der Blüte seiner Jahre hingerafft. Er
ist nur 41 Jahre alt geworden. Um ihn trauern die
Gatten, die seinen humanen und freigeistlichen Bestrebungen
jederzeit liebevolles Verständnis entgegenbrachte, und ein
fünfeinzigjähriger Sohn, der mit unendlicher Liebe und
Verehrung an ihm hing. Die ethische Sache wird ihn
schwer vermissen, denn er war einer der Wenigen, die
nicht nur die Schäden klar erkennen, sondern die auch
ihre ganze Persönlichkeit einsetzen, um Abhilfe zu schaffen.
Nach äußeren Ehren hat nie sein Sinn gestanden, aber
er hat das Glück genossen und zu schätzen gewußt, daß
gute Menschen ihn geliebt und verehrt haben. So wird
er auch unsern Herzen unvergessen bleiben. A. P.

Das höchste Wesen als Erziehungsideal.

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

III.

Wer in der Natur das höchste Wesen sucht, gerät
zunächst in scharfe Widersprüche. Gibt es doch wenig
Worte, die so verschieden verstanden werden, wie das Wort
„Natur“. Während es Spinoza und seiner Schule gerade-

zu die Gottheit bedeutet, wendet sich der Anhänger des Kirchendogmas und der Scholastik verächtlich davon ab. Nach mittelalterlicher Weltanschauung ist das Göttliche, Vollkommene und Selige nur über der Natur daheim, die Natur aber ein schlechtes oder doch höchst mangelhaftes Wesen — eine niedrige Kreatur, die, vom Verführer befehlen, stets zur Sünde gravitiert, daher vom Geiste überworfen und abgestreift werden muß — ein unverbehrliches Zornertbal, das die pilgernden Menschenjelen erzieht und prüft für ein besseres Jenseits. — Ist es nun denkbar, daß eine dieser beiden Auffassungen die Wahrheit gepachtet hat, während die andere eitel Verblendung bedeutet? Sollte die Weltverachtung, die doch vielen Jahrhunderten den Gipfel der Weisheit und Heiligkeit bedeutete, auf völliger Verleugnung der Dinge beruhen?

Wir scheint, beide Naturbegriffe enthalten ewig menschliche Erlebnisze und sind, nur in ihrer Einseitigkeit irrtümlich, zu gegenseitiger Ergänzung berufen. Als schwebende, vollende und folglich wertende Naturgeschöpfe finden wir uns in eine Rangordnung hineingestellt, gleichsam auf eine Stufenleiter, die aus der Niedrigkeit zur Höhe führt. Gut und böse, Seligkeit und Dual sind also polare Richtungen, entgegengesetzte Verhaltensweisen der einzigen, einzigen Natur, vom menschlichen Standpunkte aus betrachtet. Und wenn dieser Standpunkt in gewisser Hinsicht einen zwiespältigen Charakter des Daseins konstatiert, so läßt sich doch eine andere Betrachtungsweise finden, die alle Gegenfälle in einer höhern Einheit auflöst. Solcher Monismus beruht auf der Erkenntnis, daß Einheit so wenig ohne Unterschied, als Unterschied ohne Einheit bestehen kann, und daß folglich die unermessliche Mannatur sich differenzieren muß zu verschiedenen Individualitäten, verschiedenen Interessen und Wertstufen, die vom unendlich Richtigen bis zum unendlich Vollkommenen reichen. Je mehr dabei eine Individualität in Vereinzelung und Enge befangen ist, desto zerrissener, dualistischer und chaotischer kommt ihr das Dasein vor. Je umfassender aber das Erleben sich gestaltet, je hehrer der Geist zur Ewigkeitschau empfindet, desto sicherer erfaßt er das ewig Eine im Vielen und die Ordnung im Widerstreit. Ein Spinoza sieht alle Welt in großen, ruhigen Linien, die alle fleischlichen Wirrungen mit ihrer Harmonie verschlingen; aus den tiefen Höhlern bringt das Traufen menschlicher Unrast nicht empor zum feierlichen Schweben der Höhe; und solche Betrachtungsweise ist höchste Menschenweisheit, erkennende Gottseligkeit.

Sie darf aber nicht verwechselt werden mit dem schönjärerischen Optimismus jenes Vaters, der zu seinem Anaben spricht: „Horch, wie die Vögelin sonntagslich singen; den Schöpfer preisen sie, der alles so göttig eingerichtet hat und jedem Vögelin ein Wärmlein zum Frühlind bescheert.“ Auf diese Salbaberri antwortet treffend die lindliche Einjalt: „Singen die Wirmen auch?“ Schopenhauer hat recht, wenn er einen gewissen Optimismus eine wahrhaft ruchlose Denktungsweise nennt, einen bittern Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit. Lassen wir uns nicht täuschen durch die Schminke, mit der die Jürriedenheit des Satten die Gemeinheiten des Lebens aufputzt. Was sich dunkelhaft „Krone der Schöpfung“, „Ebenbild Gottes“ und „homo sapiens“ tituliert, hat oft bedenklidhe Ähnlichkeit mit dem lieben Vieh und sogar mit den Demowinern der von schwarzester Phantastie erfonnenen Hölle. Wer auch nur in Gedanken besidht die Stätten sozialen Elends, die Höhlen der Armen, die Fabriken und Häuser der Zwangsarbeit, die Gerichtssäle und Gefängnisse, die Kasernen und die von ihnen besetzten Zuchtschiffel, die Lagareten und Irrenhäuser, — der kann nur schwer einer Entrüstung sich erwehren über Leute, die in der Struktur unserer Gesellschaft eine bereits aus-

geprägte „göttliche Weltordnung“ erblicken und sie eigenjinnig behaupten mödhten gegenüber sozialer Unzufriedenheit. Als ob es Ordnung wäre, wenn die große Masse des Volkes darbt und in übermüdiger, einseitiger Körperarbeit geistig verkrümmet, während die Schätze der Kultur verhältnismüdig wenigen Volksgenossen zugänglid sind! Als ob es Ordnung wäre, wenn der Mensch in jenesgleichen nur selten den Nächsten, den Besonnenen, den Bruder sieht, sondern gewöhnlich einen Gegenstand der Ausbeutung oder einen Konkurrenten, den man besämpfen muß, wenn man selber vorwärts kommen will. Als ob es Ordnung wäre, wenn hinde Knechte der Vorgesetzten oder gar Feuchler und Streber zu einflußreichen Stellen gelangen, während überzeugungstreue Idealisten oft Verachtung und Verjolgung ernten! Als ob es Ordnung wäre, wenn ganze Stände auf Lüge und Betrug, auf Lebervoorteilung ihrer Mitmenschen, auf geistige oder leibliche Prostitution angewiesen sind! Und als ob es Ordnung wäre, wenn mit der Regelmüdigkeit eines Naturgesetzes die Zuchthäuser und Gefängnisse sich mit Betrügnern, Dieben, Räubern, Wördern füllen, und wenn diese „göttliche Weltordnung“ nur durch eine Armee von Polizisten und Gerichtsbeamten, durch hunderttausende von Bewehren vor dem Ruin durch äußere und innere Feinde bewahrt werden kann! — Eine große Wahrheit liegt in Schopenhauers Ausspruch: „Woher denn anders hat Dante den Stoff zu seiner Hölle genommen, als aus dieser unjener wirklichen Welt? Und doch ist es eine recht ordentliche Hölle gemorden. Hinjegen, als er an die Aufgabe kam, den Himmel und seine Freuden zu schildern, da hatte er eine unüberwindliche Schwierigkeit vor sich; weil eben unsere Welt gar keine Materialien zu so etwas darbietet. Daher blieb ihm nichts übrig, als statt der Freuden des Paradieses die Belchering, die ihm dort von seinem Ahnjern, seiner Veatriz und verschiedenen Heiligen erteilt worden, uns wiederzugeben. Hieraus aber erhellt genugsam, welcher Art diese Welt ist.“

Die Schwierigkeit, einen Himmel zu erinnern, scheint mir allerdings vom Rejjimismus übertrieben zu werden. Daß es nicht bloß eine Hölle, sondern auch einen Himmel auf Erden gibt, und daß er stärker sein kann, als alle von menschlicher Teufelerei erfonnenen Hölten, beweist das Beispiel jener Weisen und wahrhaft Heiligen, die ein Martyrium erlitten, um den Himmel ihres Herzens zu bewahren und dabei den Triumph empanden: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ — Mag Schopenhauer die Seligkeit „Verneinung des Willens zum Leben“, „Nirwana“, „Erlösung“ nennen, — genug, das Leben hat eine Himmelstforte, durch die es eintritt, so bald es reif geworden. Die Weise aber ist nichts anderes, als das Vermögen, im Erleben und Handeln auf der Höhe der Ewigkeitschau zu stehen und das eigene Selbst wie alle Sonderweisen als Glieder eines ewigen Lebens zu empfinden, einer unendlichen Harmonie, in der alles Niedrige, alle Thorheit und Sünde, alles Leiden, Scheiden und Sterben nur ein Entwicklungsmoment der Vollkommenheit bedeutet.

Der Darwinismus erlidht im Kampfe, den alle Lebewesen um ihr Dasein und Wohlsein führen, ein Mittel, das aus grimmiger Selbstsucht, Leid und Tod oft einen Fortschritt, eine gewisse Veredelung der Arten erleben läßt. Die Soziologie weiß, daß Konkurrenz auf volkswirtschaftlichem Gebiete den Markt zu Gunsten der Konsumenten verbessern kann, und daß Not und Unzufriedenheit nicht selten Kulturbeleb bedeuten. Daß aber eine Tendenz zum Bessern die ganze schwebende Natur erfüllt und aufwärts zu höheren Daseinsformen treibt, geht aus einer Grundtatsache des Lebens hervor, die der Psychologe das „allgemeine Gesetz des Willens“ nennt. Hiernach sucht

jeder Willensakt eines Lebendigen Leid zu beseitigen, zu vermindern oder zu verhüten, Freude aber zu erhalten, zu steigern oder anzujuchen. Wenn nun freilich solches Bemühen durchaus nicht ohne Weiteres zum Ziele führt — so lange ihm nämlich nicht ausreichend Kraft, Gewandtheit, Intelligenz, Erfahrung zur Gebote stehen, so werden diese Hilfsmittel doch steigert durch Übung und Gedächtnis. Und weil auch unter den organischen und sozialen Einrichtungen sowie in der Ideenwelt ein Kampf ums Dasein waltet, so erfolgt ebenfalls in dieser Hinsicht ein Fortschritt, eine Auslese, die das Gedeihe, Tüchtige, Beglückende gewöhnlich zum Siege führt, das Krankhafte, Schlechte, Unselige jedoch früher oder später dem Untergange weicht. Eine Probe des Erfolges, den dieser Aufwärtstrieb im Naturleben zeitigt, ist die Menschheit, die doch aus einer rohen, tierischen Verfassung sich zur Kultur emporgerungen hat und noch manchen Gipfel zu erklimmen vertritt.

Sehen wir nun die fortschrittliche Richtung des Weltprozesses in Gedanken durch Reonen fort, so gelangen wir zur Idee eines unendlich vervollkommenen Daseins, das „höchste Wesen“ genannt werden darf. Diese monistische Gottheit stellt den Inbegriff aller Ideale dar, nach denen unsere Sehnsucht trachtet. Ihr sich hingeben in Anbacht und That, ist der würdigste Gottesdienst und die Aufgabe aller Selbsterziehung, Volksbildung und Pädagogik.

Unser Gott — das ist die natürliche Macht
Des Wahren, des Guten, des Edlen,
Ein Stern, der trübten in Rot und Nacht
Licht spendet den Erdenkissen;
Unser Gott ist das Bild der Vollkommenheit,
Erbschaft von den Wesen auf Erden;
Und unsre höchste Seligkeit,
Sein Ebenbild zu werden.*

Wo solcher Idealismus siegesgewiß auftritt, da ist verwirklicht, was Jesus „Reich Gottes“, „Himmelreich“ oder „Königshoheit des Alls“ nennt, und da wird Erlebnis sener von Faust gesuchte „höchste Augenblick“, von dem ein anderes Goethewort gilt (aus den Gott-Welt-Gedichten): „Der Augenblick ist Ewigkeit“.

Die Begriffe „Ewigkeit“, „Unendlichkeit“, „Ewigkeits-schau“ (species aeterni), die ich hier wiederholt anwende, müssen erlät werden, soll die Idee einleuchten, daß in der Allnatur ein höchstes Wesen lebt. Nicht im Zeitlichen, Endlichen darf das Denken befangen bleiben, sonst findet es im gänztigen Falle eine Gottheit, die „Excellsor“, nicht aber „Vollkommenheit“ heißt. Was unser Zeitgeist behindert, zur Ewigkeitschau zu gelangen, ist neben seiner einseitigen Vorliebe für das Sinnliche und Praktische eine Naturwissenschaft, die bloß sensualistische Empirie gelten läßt und das unendliche All nur schwacheit erstorft. In einer zwar monistisch genannten, tatsächlich jedoch unmonistischen Denkwiese läßt sie das Ganze in lauter Teile zerfallen und erblickt im Menschen ein bloßes Naturfragment. Und gar der Materialist! Für ihn ist das Wesen der Menschen ein Stüd organisch funktionierender Materie, welcher die übrige Natur fremd, wie durch eine Grenze geschieden, gegenübersteht. Dieser räumlich und zeitlich bezgrenzte stoffliche Organismus trägt die geistige Individualität; und wenn er im Tode zerfällt, so löst sich das Weilige in Nichts auf.

Ich vertrete eine andere Ansicht. Zur Individualität des Menschen rechne ich all sein eigentümliches Erleben und dessen ins Unendliche reichende Wurzeln. Vom Menschenkörper ist die Außenwelt zwar unterschieden, doch keineswegs in so schroffer Weise, wie der enge Empirist meint. Mein Körper unterscheidet sich von den äußeren Dingen nur durch Zweierlei: Er begleitet all meine sinnlichen Empfindungen, und die Glieder werden zum Teil von gewissen Akten des Innenlebens unmittelbar beherrscht. Nebst der von mir erlebten Außenwelt ist mein Körper nicht der Schöpfer, sondern ein Ge-

schöpf, eine Bethätigungsform meiner Individualität, die also einen kosmischen Charakter hat und geradezu eine All-Tendenz, das individuell besonderte All-Eine bedeutet. Jedes Wesen wurzelt nämlich in der gesamten Natur. Kurzfristig kommt mir die Annahme vor, ein Organismus sei ein absolut endliches Wesen, eine Eidge zum Beispiel werde zeitlich durch Zeugung und Absterben, räumlich durch die sie umgebende Außenwelt scharf begrenzt. Sehen wir uns diese vermeintlichen Grenzen genauer an, so verlieren sie. Die Herkunft der Eidge läßt sich, streng genommen, nicht datieren. Wenn man sagt „die Eidge begann als Eichel“, so darf man fragen: „Zu welchem Zeitpunkte entstand denn aber die Eichel?“ Wuchs sie nicht aus der Muttereiche hervor, ganz allmählich, ohne daß der Beobachter berechtigt wäre, irgend eine Entwicklungsstufe als absoluten Anfang hinzustellen? Und ist nicht in derselben Weise die Muttereiche aus ihren Ahnen entsprungen?“ Doch nicht allein zeitlich, auch räumlich hat ein Organismus die Unendlichkeit zur Grundlage. Die Eidge wuchs, indem sie aus Erde, Wasser, Luft und Licht Nahrung zog. So darf man denn fragen: „In welchem Momente sang das Wasser an, zur Eidge zu gehören?“ Vielleicht wird geantwortet: „Sobald es in die Gestalt der Eidge eingedrungen ist.“ Dann aber müße beachtet werden, daß doch zuerst das eingefogene Wasser noch Wasser ist und erst allmählich von der Eidge angeeignet wird. Wiedermum spielt also das Allmähliche eine bedeutungsvolle Rolle. Die Natur scheint in der That nichts sprunghaft zu vollführen. Allmählich entwideln sich die Nahrungsstoffe zur Eidge. Veberrigt man aber, daß die Nahrungsquellen der Eidge ins Unermessliche reichen, daß nämlich vermöge der fauligen Verknüpfung die Eidge eigentlich in dem gesamten All wurzelt, so stellt sie nichts Geringeres dar, als eine besonderte Tendenz, zu der sich die Allnatur entwidelt. Und so erweitert sich sub specie aeterni jedes Sondernwesen zur Unermesslichkeit des Weltorganismus, zu einem kosmischen Triebe, der aus der Totalität erwächst. Nicht im Raume neben einander, nicht in der Zeit nacheinander, sondern in der Ewigkeit ineinander sind eigentlich die verschiedenen Wesen; sie sind das Ganze, nur auf besonderte Weise. Jede Individualität eine eigene Art, wie sich das Weltall schaut, fühlt, will und bethätigt, eine Stimmungsfarbe, ein Erlebnischarakter.

Im ewig Einem sind die Individualitäten beart miteinander verschmolzen, daß es keine Vereinzelung giebt. Sämtliche Phasen der endlos ausgebreiteten Zeit sind ineinander geschachtelt zu einem einzigen, unvergänglichen Moment. Ihn nenne ich Ewigkeit oder Ueberzeitlichkeit. Sämtliche Räume durchdringen einander, so daß jeder einzelne Ort überall ist. Ueberräumlichkeit oder Allheit heißt dieser Zustand. Und sämtliche Sondernwesen verschmelzen miteinander, so innig, daß jedwedes sich für identisch mit dem andern hält, im Sinne des altindischen Erlösungswortes „Das bist du!“ Diese Weltverfassung ist Uebereinstimmung aller Wesen, gegenseitiges Verständnis, Allwissenheit und Allgüte, höchstes Wesen, da ja Höheres nicht gedacht werden kann, als eben das Aufgehen aller Endlichkeit und Mangelhaftigkeit in der Unendlichkeit, Vollkommenheit, Harmonie und Identität.

Noch freilich bilden wir aus der Tiefe zu solcher Höhe empor, benommen durch Beforderung, Zeit und Raum.ziemlich niedrig stehen wir ja auf der Dimmelsleiter. Doch wer rechtes Vertrauen zum Kosmos besitzt, erwartet, daß er höher klimmen kann und auch klimmen wird, da seiner unendlichen Individualität Zeit ohne Grenzen zu Gebote steht. Wer vollends zur Ewigkeitschau gelangt ist, fühlt sich als Glied des ewig Einem, das alle Vollkommenheit längst erreicht hat, weil in ihm alle Zeiten beschliffen liegen in einem nie gewordenen und

unvergänglichen Fest. Solches Schauen ist Erlösung aus den Regionen des Nüchternen, ewiges Leben, Seligkeit. Vor ihm zerrinnt aller Spul des Daseins, der eben lediglich für das beschränkte Sehen vorhanden ist. Den einen Sinn hat der ganze Weltprozeß, in allen Sonderweisen sich zur Gewisheit des ewig Einigen durchzurufen. Und diesem Zwecke dient alles, was uns ängstigt. Aus dem Leide erwächst die Freude, gleichwie nur aus der herben Traube sich der süße Wein entwickelt. Das Böse ist das unreine, das werdende Gute — „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, doch stets das Gute schafft.“ Und auf jeden Menschen darf das höchste Wesen das Wort beziehen, das von Faust gelagt wird:

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Wiß doch der Gärtner, wenn das Sämling grünt,
Dah' Blü' und Frucht die hülft'gen Ähre sieren.“

So verklärt sich um specie aeterni das Antlitz der Allnatur. Sie ist kein sinnloses Chaos, kein rein mechanisches, aus brutalen Atomen gewobenes Gebilde, das nur ausnahmsweise und vorübergehend geistige Erscheinungen hervorbringt, vielmehr ein lebendiger, sich überall selbst erlebender, geistiger Organismus, dem alles Hohe zu danken ist, das in uns webt, dessen mangelhafte, leidvolle Erscheinungen aber etwas Höheres vorbereiten. An der niedrigen Meinung von der Natur ist schuld der enge Blick, der das Unendliche nur stüchsig erahnt. Er reißt Klänge der Weltensymphonie aus ihrem Zusammenhange und findet sie dann häßlich. Ganz natürlich! Wenn wir einen Septimenakkord allein hören, so quält er uns; er folgt jedoch keine Auflösung, so verwandelt sich das Unlustmoment in einen Vorbereiter musikalischen Genusses.

Mag nun der alte Kirchenglaube verächtlich die Ähnel zuden über eine Weltanschauung, die in der Natur das höchste Wesen findet! Wenn er den anscheinend oft rohen, blöden und grausamen Naturverlauf geltend machen dürfte, so wäre dieser Hinweis auch für den überweltlichen Herrgott Kompromittierend im Sinne Richters:

„Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel,
Sei mit Dir im Reinen . . .
Wär' einer droben in Wolkenhö'n
Und würde das Schauspiel mit ansehen,
Wie mittelstlos, wie teuflisch wild
Ihr gegen Ixer und Menschenkind
Wüet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgesetzener Halterqual,
Eein Vaterherz wü'd' es nicht ertragen,
Mit Donnerfellen wü'd' er Weinschlagen,
Mit laujend heiligen Donnerworten
Wü'd' er die Dentserlechte zerstimmetern . . .“

Läßt sich aber das Leid und das Böse durch den übermenschlich weisen und gütigen Natursich einer Gottheit rechtfertigen, so darf diese Gottheit mit mindestens demselben Rechte in der Natur, als über ihr gelacht werden. Ueberhaupt findet sich alles Erdle, das die Religion enthält, im Monismus wieder. So auch jene erhebende Macht, die in den Evangelien *zōrē* heißt. Nicht alle „Monisten“ freilich werden von ihr befehle; für viele gilt vielmehr die Mahnung: Ihr habt bisher unserer großen Mutter grundfälschlich das Niedrige zugetraut; lehrt nunmehr einmal die Methode um, versucht recht gut von ihr zu denken! Schmüdet sie mit dem Erbhabens, zu dem eure Zehnucht sich zu erheben vermag! Dann gelangt ihr zur Andacht; dann habt ihr jenes fälschliche Gut des Jesuwortes, welches von Luther fälschlich mit „Glaube“ übersezt wurde. Es ist abgeleitet von vertrauen, bedeutet folglich nicht das Färwahrhalten eines Glaubenssatzes, sondern das Vertrauen zu einem Sinne des Lebens, einer Weltordnung, einem in der Allnatur waltenden höchsten Wesen. Der wahrhaft „Gäubige“ ist der Idealist, der in seltsamer Hoffnung auf ewigen Sieg, in treuer Liebe und opfertrübem Mute seinen Ideen sich hingiebt. Ihm gehört das Himmelreich

der Allnatur. „Selig, die da betteln um Geiz.“ heißt nach Wolfgang Kirchbach eine Stelle der Bergpredigt, die Luther mit dem Worte „die geistlich Armen“ ersetzte. Idealisten sind Pfadfinder des ewigen Lebens; sie haben den Sinn des Weltalls erkannt und sich angeeignet. Den Gott, den der alte Glaube draußen in Israhel getrennter Ferne wohnt, fühlen sie im inneren Selbst lebendig, und die Wolle des sittlichen Weltensetz betrachten sie als ihren eigenen Beruf:

„In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mittel üben und menschlich wollen,
Mit vereinten Waffen
Wären und schaffen
Trotz Dohn und Spott —
Da ist Gott.“

Mein Versuch, das höchste Wesen positiv zu bestimmen und als Ideal der Erziehung zu kritisieren, ist an dieser Stelle nur flüchtige Skizze. Sollte der Leser sich ein Vervollständigung durch weiteres Ueberdenken würdigen und dabei meinen Rat wünschen, so verweise ich auf die von mir jüngst veröffentlichten „Offenbarungen des Waldholzerbaums“, die in Form eines Romans mein Weltbild dialektisch entwickeln.

Wird die Kunst moralische Wirkungen aus?

Von Dr. Heinrich Pudor.

Die berühmte und berachtigte lex, welche zu so lehrhaften Kunstdebatten in Kreisen, welche sonst der Kunst ziemlich fernstehen, geführt hat, hat auch das alte Schlagwort wieder hervorgeholt, daß die Kunst mit der Moral nichts zu thun habe, weil sie über aller Moral stehe. Es lohnt sich der Mühe, zu untersuchen, ob dies Wort, das immer citiert wird, über das aber sehr wenig nachgedacht wird, eigentlich richtig ist. Von vornherein sieht sich, daß alle Afterkunst, perverse Kunst, Scheinkunst, auf die niedrigsten Instinkte berechnete Kunst, sehr wohl demoralisieren kann, ja sogar demoralisieren muß. Da wird aber dann entgegnet, daß diese Kunst ihres Namens nicht würdig sei. Daß diese letztere nun über aller Moral steht, kann schon angezweifelt werden. Daraus folgt indessen noch nicht, daß sie mit der Moral nichts zu thun habe, daß sie nicht moralisiere. Vielmehr ist der Kernpunkt der Frage nur der, ob sie bewußt, absichtlich und freiwillig moralisiere, oder unbewußt, unabsichtlich und unfreiwillig. Und das Letztere ist in der That der Fall. Sie sagt nicht, „Du sollst“, sondern „Hier ist“. Sie sagt nicht: „Du sollst das und das thun“, sondern sie sagt: „Hier ist das Schönste und Edelste, was wir uns denken können.“ Der Mensch aber lernt nun dieses Schönste und Edelste lieben und bildet sich selbst von selbst darnach. Das ist die moralische Wirkung, die die Kunst ausübt, und es ist die höchste moralische Wirkung, die es giebt. Unbewußt sprechen die Kunstwerke zu den Menschen: „Werdet so edel wie das, was wir darstellen.“ Und unbewußt hat sich der Mensch von allen Zeiten der Kunst an darnach veredelt.

Aber gerade aus dieser unbewußten moralischen Wirkung der Kunst resultieren auch große Gefahren. Denn ebenso wie die hehre Kunst auf diese Weise moralisierend wirkt, kann die Afterkunst demoralisieren. Und sie thut es eben um so sicherer, als sie es indirekt thut. Sie stellt die niedrigsten Instinkte des Menschen als ebenso liebenswert dar, wie die hehre Kunst die edelsten Instinke darstellt. Und unbewußt bildet sich nun der Mensch nach diesen niedrigsten Instinften und wird somit demoralisiert. Alles dies erhellt am besten aus einer Betrachtung der Geschichte der Musik, als der unmittelbarsten und deshalb auch am stärksten wirkenden Kunst.

Alle Künste stellen Empfindungen dar, und zwar in sinnlichen Formen, die Malerei z. B. in der Form der Farbe, die Musik in Form des Tones, wie er zum Ohre dringt und vom Ohre zur Seele, und so gleichsam wieder zu dem wird, was er gewesen ist: Empfindung. Schon hieraus erhellt, wie selbstverständlich es ist, daß die Kunst moralische Wirkungen ausübt, denn die Moral hat es mit der Gefinnung zu thun, die Gefinnung setzt sich aus Empfindungen zusammen, aus Empfindungen aber wird die Kunst geboren, und Empfindungen stellt sie dar und Empfindungen erweckt sie. Bei der Musik, sage ich, werden die Empfindungen am unmittelbarsten wiedergegeben, am unmittelbarsten angeregt, und deshalb übt diese Kunst die größten moralischen Wirkungen aus. Die alten Griechen haben dies sehr wohl gewußt und deshalb die Musik bewußt und absichtlich zu moralischen und sogar medizinischen Zwecken benutz, hiermit sie aber zugleich ihres selbstlosen, unbewußten, rein künstlerischen Charakters beraubt und sie zu einer Magd und Beztzin herabgedrückt. Künstlerlicher hat die katholische Kirche verfahren, indem sie den Gregorianischen Kirchengesang ihrem Dienst einverleibte, dabei aber das Unbewußte und Unabsichtliche der moralischen Wirkung der Musik nicht aufhob. Und Aehnliches hat Luther in der protestantischen Kirche gethan. Er nannte die Musik „eine Zuchtmeisterin, die die Leute gelinder und sanftmütiger, sitzamer und vernünftiger macht“, und schrieb:

„Die Bewegung des Gemütes im Zaume zu halten und zu regieren, sage ich, ist nichts kräftiger denn die Musik. Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Krautigen frühlich, die Verzogenen herab zu machen, die Hoffärtigen zur Demuth zu reizen, die hitzige und übermäßige Wuth zu mildern und zu kühlen, den Reiz und Hoch zu mindern, und fern kann alle Bewegung des menschlichen Geistes, welche die Leute regieren und entweder zu Lenz oder zu Wuth reizen und treiben, ergötzen?“ (Wahre Gedanken von der Wuth aus dem Jahre 1638.)

Schopenhauers „Metaphysik der Musik“ ist ebenfalls nichts als ein Versuch, die Wirkung der Musik auf die Empfindungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen tiefer zu begründen, und geistvoll leitete er sie daraus ab, daß die Musik den Willen (Trieb) selbst des Menschen objektiviert, ähnlich wie Wagner die Musik vom Schreie herleitet.

Wenn die Musik die Empfindungen am unmittelbarsten darstellt, so zeigt sogleich die Geschichte der Musik, wie man im Laufe der Entwicklung der Musik dieser Unmittelbarkeit immer näher kommt. Bei Bach ist die Empfindung noch ganz eingeschränkt, gleichsam archaisch, bei Tschaiwowsky ist sie ganz unverhüllt, ganz frei, ganz offen und bloß, gleichsam nackt.

Aber es kommt in der Musik nicht bloß darauf an, die Empfindungen möglichst unvermittelt darzustellen, sondern, da wir es eben mit der hohen, hehren, heiligen Kunst zu thun haben — die höchsten und edelsten Empfindungen darzustellen. Hier haben wir gegenüber den willkürlichen, subjektiven, individuellen und augenblicklichen Abschätzungen des Wertes der Musik der verschiedenen Zeiten und Komponisten einen sicheren Maßstab zur Beurteilung. Beethoven ist der größte Musikheros, weil er ein merestiefes Empfindungsleben gehabt hat und die edelsten und hehrsten Empfindungen zum Ausdruck und zur Darstellung gebracht hat. Er ist von den unreifeiligen Sittenaposteln der größten einer. Die nichtklassische Musik ist im Gegensatz hierzu minderwertig, weil sie triviale Empfindungen, leichte, oberflächliche, banale, frivole, unedle Empfindungen illustriert. Und deshalb wirkt sie, wie wir nun ohne Scheu aussprechen können, demoralisierend. Allerdings kann der Mensch nicht immer und immer nur den tiefsten Empfindungen sich hingeben, aber eine Musik, welche unedle Empfindungen ausdrückt, rückt aus der Sphäre der für die Ewigkeit geschaffenen hehren Kunst in

die Sphäre der nach bloßer Zerstreuung und Unterhaltung verlangenden Alltagsgemeinheit herab. In diesem Sinne spricht Danilewski von den „unverschämten leichtsinnigen Klängen der Straußischen Walzer“. Die Musik eines Beethoven wirkt dagegen wie Religion — denn Religion ist, wie Ellen Key richtig sagt, Alles, was unser Herz erhebt. Und so wirkt Bach reinigend, Händel befreidend, Mozart und Haydn erheitend, Schumann verinnerlichend, Beethoven erschütternd, Wagner erregend und beunruhigend, Chopin einschmeichelnd und zugleich erschlaffend und auflösend, Mendelssohn sinnlich verüberlichend.

Tolstoi hat das Verdienst, den Zusammenhang der Künste mit der Moral nachdrücklich hervorgehoben zu haben. Aber er leitet seine Schlussfolgerung, daß die Kunst, im Besonderen die Musik, unethisch wirke, aus der minderwertigen Musik ab. Ebenso gut aber wie die Musik eines Offenbach auf das Empfindungsleben verlassend und verunedelnd, also gewissermaßen demoralisierend wirkt, kann die Musik eines Beethovens vertiefend und weredelnd wirken, und sie thut es umso mehr, als die Musik an und für sich den gewaltigen Einfluß auf das Seelenleben des Menschen ausübt.

Aus alledem können wir die Aufgaben der Komponisten sowohl als die des Publikums herleiten. Jene müssen streben, nur ihre edelsten Empfindungen in der Musik, die sie schaffen, zu objektivieren, und dieses muß nur diejenige Musik acceptieren, welche edle Empfindungen ausspricht. Und des Weiteren erhellt, wie nötig es die Komponisten haben, vor allem sich selbst zu edlen Menschen, welche ein tiefes und geläutertes Empfinden haben, heranzubilden. Andernfalls sind sie nur Handwerker, Techniker, Handlanger, Schmarozler, Kataien, Clowns, aber nicht Künstler. Künstler sein, heißt Priester sein. Schon Schiller nannte die Bühne eine moralische Anstalt; er meinte wenigstens, sie solle es sein. So auch mit der Musik. Das Musikhaus muß ein Tempel sein, ein Kunsttempel, und das Streben der schaffenden Tonkünstler muß darauf gerichtet sein, durch ihr Empfindungsleben alles Gemeine, Frivole und Triviale durchsieden zu lassen, wie durch ein Filter und ihr folgergehalt geläutertes und weredeltes Empfindungsleben in Tönen zum Ausdruck zu bringen — auf daß die Musik, wenn auch unbewußt und unabsichtlich, aber um so sicherer, moralisiere.

Streiflicher.

Reform der Strafsvollziehung. Aus Kopenhagen schreibt man der „Frankf. Ztg.“: Die vor zwei Jahren begonnenen Versuche, die Sträflinge des Zuchthauses in Hørsens zur Bearbeitung der jütändischen Heide zu verwenden, wurden im verfloffenen Sommer mit sehr günstigem Erfolge fortgesetzt. Die Arbeiten dauerten fünf Monate, von Mitte April bis September, und zwanzig Mann wurden beschäftigt. Diese pflanzten 35000 Tannen und Kiefern und machten große Strecken — etwa 300 Morgen Land — urbar. Der Arbeitseifer der Sträflinge war stets sehr befriedigend und die Disziplin ließ nichts zu wünschen übrig, was um so bemerkenswerter ist, als nur die schwersten Verbrecher zu dieser Arbeit verwendet werden. Im Laufe des Sommers gelang es den Sträflingen, einem drohenden Heidebrande vorzubeugen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, diese Verbrecher im Dienste der Kultur thätig zu sehen. Auch scheint der Aufenthalt im Freien, die seierliche Ruhe und die eigentümliche Romantik der Heide auf das Gemüt der Sträflinge, wie aus ihren Briefen hervorgeht, einen sehr günstigen Einfluß auszuüben.

Weltpolitik. Man spricht seit längerer Zeit von Weltpolitik, Welthandel, Weltseege, Weltfreize. Dazu bemerkt „Menichentum“ (herausgeg. von Aug. Specht, Gotha) vollkommen richtig:

Das Wort Welt oder Welt bedeutet nicht einen Gegenstand zu anderen Formen des Danks, sondern lediglich eine Steigerung des Begriffs, der in dem Worte Handel liegt. Es kann niemand, ohne sich der Gefahr der Lächerlichkeit auszuliefern, sagen, er wolle ein Weltauswärtiger werden und Weltandere treiben, sondern jemand, der den Handel in rechter Weise und unter Ausbeutung von größeren Mitteln treibt, nimmt ganz von selbst, mag er es wissen und wollen oder nicht, am Welthandel teil, und jemand der einen Anteil besitzt, der in der ganzen Welt begehrt wird, macht sein Geschäft zu einem Geschäft des Weltverkehrs. Den Ursprung des Begriffs der Weltpolitik kennen wir sehr genau; sein geringerer Mann als Gaebele hat das Wort geschaffen. Dem Altmeister hat gemäß der Gewohnheit sehr fern gelegen, daß die Weltpolitik eine besondere Form der Vorsele ist und daß jemand den Vorzug lassen könne, ein Weltseer zu werden, sondern er hat gemeint, daß ein Dichter, der sehr tief in seinem Volke wurzelt und dessen Teilnahme für sich gewinnt, mit der Zeit auch die Teilnahme der Welt gewinnen und ihre Vorteile nutzen wird. — Das Wort Weltpolitik wird in einem doppelten Sinne gebraucht. Einmal sagt man von einer Sprache, daß auf der ganzen Welt gesprochen und verstanden wird, sei sie zur Weltpolitik geworden. Das gilt vom Englischen, vom Französischen, in gewissem Umfange auch schon vom Deutschen. Andererseits hat man aber auch den Versuch gemacht, künstlich, wie den Romanulus im Tivoli, eine Sprache herzustellen, die von vornherein dazu bestimmt ist, in der ganzen Welt gesprochen zu werden und mit der Zeit alle anderen natürlich gewachsenen Sprachen zu verdrängen. Dieser Versuch ist bis heute mißglückt und wird voraussichtlich in alle Zukunft mißglücken. — Der Welthandel ist also ursprünglich ein nationaler Handel, die Weltseege ursprünglich eine nationale Seege; alle drei dehnen sich allmählich über die Welt aus, umzudeckend in ihnen wohnenden Kraft, ohne daß sich ein Weltseer geltend macht, eine neue Art des Handels, der Seege, der Sprache zu schaffen. Nach dieser Analogie würde also Weltpolitik eine nationale Politik sein, die, in der rechten Weise und mit dem Einflusse gewisser Mittel, treiben, ganz von selbst einen gewissen Einfluß auf die Welt ausübt. Wenn ein Staatsmann erklärt, er wolle die Interessen seines Staates in der rechten Weise und mit dem Einflusse seiner Kräfte fördern und verteidigen und in diesem Sinne Weltpolitik treiben, so ist dies sehr löblich gedacht, und niemand wird das geringste dagegen einwenden, sondern ihm den besten Erfolg wünschen. Ob er das Ziel erreicht, hängt freilich nicht vom seinem guten Willen, sondern von seiner Einsicht und seinen Fähigkeiten ab, und die Politik wird sich an seine Einsichten und Fähigkeiten halten und dabei das Wort „Weltpolitik“ ganz auf sich betruhen lassen. Die Entwidlung der modernen Verkehrsmittel hat alle Teile der Welt miteinander in so enge Beziehungen gebracht, wie man es vor hundert Jahren noch fast gänzlich für unmöglich gehalten haben würde. Das Streben, eine solche enge Verbindung zwischen allen Teilen der Erde herzustellen, erfüllt die ganze Weltgeschichte; es ist die eigentlich bezweckte Kraft in der Weltgeschichte. Aber die Mittel, die diesem Weltstreben zur Verfügung stehen, sind unendlich gewachsen. Der Austausch der Güter und der Gedanken hat einen Umfang angenommen, den man vor hundert Jahren für ein Dingelplump gehalten haben würde. Der Telegraph macht täglich alle tausende von Nachrichten zwischen den Weltteilen aus, und keine einzige dieser Nachrichten ist gleichgültig. Sucht man nach einem Gegenstande zu dem Begriffe der Weltpolitik, so höft man etwa auf die Worte Atomkumpolitik, Politik der Sonderinteressen, Familienpolitik. Wenn ein Staatsmann die Absicht hat, nicht die ihm anerkannten Gesamtinteressen der Nation, sondern die Interessen eines wirtschaftlichen, juristischen oder politischen Vertreters zu wahren, so treibt er keine gute Politik und darum keine Weltpolitik.

Wie weit ist Deutschland also wohl noch von der echten Weltpolitik entfernt? Eine solche wäre z. B. das bewußte Aufgeben der Raubtierpolitik, der vertrauensvolle Beginn einer Abrüstung in gewissen Grenzen, die Bekämpfung des Weistes des Militarismus, Freihandel statt der Schutz- und Kampfzölle, Ausbau der internationalen Organisationen, vornehmlich auf dem Gebiete des Völkerrechts, diplomatische Aktion zur Annäherung des Dreiecks aus an den Zweibund selbst auf Kosten einer friedlichen Grenzregulierung, u. i. f. Staat dessen ist unsere neu inaugurierte „Weltpolitik“ trotz ihrer Panzerschiffe und Flaggenschiffen nichts als einseitige deutsche Kirchturnspolitik! —

Persönliches Regiment und auswärtige Politik. Ueber das von dem Kaiser geführte persönliche Regiment,

über seine Neigung zum Eingreifen in die verschiedenen Angelegenheiten, große und kleine, sind neuerdings in der Presse viele Betrachtungen angestellt worden. Den Anlaß dazu gaben die Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und der Berliner Stadtverwaltung. Und obgleich nun die Vertreter konservativer Anschauungen Anhänger einer starken Kaiser Gewalt sind (natürlich unter der Voraussetzung, daß der Kaiser seinen Einfluß in konservativem Sinne geltend mache), so wurden bei dieser Gelegenheit doch selbst auf konservativen Seite einige Stimmen laut, welche Bedenken äußerten gegen die Art, wie in Berlin der kaiserlichen Wille zu den Beschläüssen der Stadtverwaltung in Gegensatz tritt.

Auch Pfarrer Raumann, der zwar nicht eigentlich zur konservativen Richtung gehört, aber doch einer der wärmsten Verehrer und Bewunderer des Kaisers ist und bisher stets für ein starkes persönliches Regiment eintretet, ist neuerdings zu der Ueberzeugung gekommen, daß schwere Bedenken gegen die bei uns geübte Regierungsweise berechtigt sind, da doch der Kaiser nicht in allen Dingen sachverständig sein kann.

Aber Herr Raumann wünscht doch nur in einigen Fragen von mehr untergeordneter Art ein größeres Maß von Selbständigkeit für die Volkstheile oder für die im einzelnen Falle von dem Eingreifen des kaiserlichen Willens betroffenen Sachverständigen. In der großen Politik, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, verlangt Herr Raumann unumschränkte Macht für den Kaiser. Da soll das Volk vertrauensvoll dem kaiserlichen Herrern die Mittel zur Durchführung seiner Pläne geben.

Gerade in diesem Punkte jedoch muß Herr Raumann in seinen Volkstheilen lebhaften Widerspruch finden. Unstreitig ist das Gebiet der auswärtigen Politik viel wichtiger, als das der Berliner Stadtverwaltung oder als irgend eins der Gebiete, auf denen die besprochenen Meinungen statgefunden haben. Ob man also das persönliche Regiment als ein Glück für Deutschland ansieht, wird ganz davon abhängen, wie man über die auswärtige Politik Deutschlands und über die ganz vornehmlich dem kaiserlichen Einflusse zuzuschreibende Wendung urteilt. Diese Wendung besteht, wie Jedermann weiß, darin, daß der auswärtigen Politik Deutschlands weitere Ziele gesteckt werden, als noch vor einigen Jahren, und namentlich zur Zeit Bismarcks. Nur die starke persönliche Initiative des Kaisers hat es vermocht, eine Politik einzuleiten, welche bei der großen Mehrzahl des Volkes keine Zustimmung fand und welche die Volkvertretung anfangs nur widerstrebend mittrug. Der Gegensatz zwischen dieser Politik und der früher von dem Fürsten Bismarck betriebenen besteht darin, daß, während früher Beschränkung auf eine europäische Weltanschauung für notwendig gehalten wurde, jetzt der auswärtigen Politik Deutschlands die Aufgabe gestellt wird, in die Streitigkeiten der großen Welt einzugreifen, Mitentscheidung in fern gelegenen Gegenden anderer Weltteile zu beanspruchen, vielleicht auch neue Ländergebiete dem Deutschen Reich unterzuordnen. Und es ist merkwürdig und spricht nicht für die Feinsichtigkeit der Ueberzeugung bei unsrer einflussreichsten Politikern, daß ihrer Viele, die früher auf die Bismarck'sche Politik schworen, leichten Sergens die Schwertung vollzogen haben und für die neue Politik eintreten.

Diejenigen Volkstheile aber, welche nach wie vor der Ueberzeugung sind, daß die neue auswärtige Politik, nenne man sie Weltpolitik oder wie sonst, nicht den wahren Interessen des Landes dient, die werden auch Wert darauf legen, daß gerade in dieser Frage ein selbständiges Volkswille sich geltend mache, die werden es für bedenklich halten, daß gerade in dieser hochwichtigen Frage das persönliche Regiment so großen Einfluß ausübt. Th. B.

Aus der ethischen Bewegung.

Abteilung Dantsig. Die D. O. U. R. bestreitet befanntlich nicht den Wert religiöser Vorstellungen für den Einzelnen, hält jedoch für die geeignete Grundlage einer menschlichen, sittlichen Gemeinlichkeit nur eine auf dem Grunde der Menschheit und Gefolgschaft ruhende Ethik. Diesen Grundgedanken folgend, veranstaltet die Abtheilung Dantsig der D. O. U. R. in diesem Winter eine Reihe von Vorträgen, welche das Ziel ethischer Erhebung und Förderung der Zuhörer verfolgen, indem sie eine für jeden verständliche, von allen trennenden religiösen Vorstellungen absehbare Darstellung ethischer Forderungen zu geben unternehmen. Den ersten dieser Vorträge hielt Herr Dr. Schieler aus Königsberg in der Scherler'schen Aula am Sonntag, den 2. November, über das Thema „Das Streben nach sittlicher Berechtigung“. Ausgangspunkt von dem Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts, dem Glaubenshate, den sie hervorgerufen und unterhalten, und dem unglücklichen Ende, das sie in ihrem Verlaufe gehabt, schildert der Redner, wie dadurch die edelsten und besten Männer vernichtet wurden, nachgedenkt, ob es nicht eher Aufgabe der Religion sei, den Menschen zu verdeutlichen, ihm zu einer besseren, sittlich geborenen und vervollkommenen Persönlichkeit zu verhelfen. Deshalb habe man alle religiösen Streitigkeiten auf sich beruhen lassen und mit Enthaltung der herrigsten, allen Glaubenshathen die Frage aufgeworfen, wie das Gute in dem Menschen entspringe, sich entwickle und enthalte. Männer von dem verschiedensten religiösen Standpunkte hätten hier, auf einem gemeinlichen Boden, sich zu ergründlicher Arbeit zusammengefunden, und das Resultat ihrer Bemühungen sei gewesen: es gebe für jeden Menschen, wer er auch sein mag, die Möglichkeit einer sittlichen Berechtigung. — dieselbe sei Pflicht für jeden Menschen, und werde erreicht durch das Menschen eigene sittliche Kraft (nicht durch irgend welchen geheimnißvollen isakramentalen Akt) und eigene sittliche Arbeit. Das Ziel dieses Strebens ist die Entfaltung aller in dem Menschen liegenden körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte zu wahrer und voller Menschlichkeit. In der Erreichung dieses Zieles liege das wahre und eigentliche, jedem mögliche Glück, eine volle Glückseligkeit. Als Vorbildner in diesem Streben zeichnet er kurz Kant, Schiller und Goethe, versäume aber auch nicht, in einigen prächtigen Worten anzudeuten, was wir zu thun hätten, um uns dieses Ziel für Tag zu veranschaulichen. Schlußterminis, Selbstbeobachtung, Selbstkontrolle und sehr Grundzüge. Das Ziel sei herrlich, erreichbar und allem möglich; wer aber das Ziel wolle, müsse auch die notwendigen Mittel wollen. Da wir nun als Menschen Glieder einer Gesellschaft seien, so sollten wir alle einander unterstützen. — Der Vortrag tief in den Zuhörern einen tiefen Eindruck hervor und erzielte reichen Beifall. (Dantsiger Zeitung)

Sprechsaal.

Sehr geehrte Redaktion!

Ich darf Sie um Aufnahme einer inoffiziellen Berichtigung in Bezug auf Ihren Hinweis auf die „Rädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin“ in No. 42 d. 3. Ihres geschätzten Blattes bitten:

Die Rädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit sind nicht von Frau Jeannette Schmerin, sondern von Frau Minna Gauer ins Leben gerufen und anfangs geleitet worden. Nachdem sie sich zu selber Lebensfähigkeit entwickelt hatten, gab Frau Gauer die Leitung ab, zunächst meines Wissens an Frau Oberbürgermeister Kirchner, von dieser ging sie an Frau Jeannette Schmerin über, dochachtungsvoll

Anika Kugspitz, Dr. jur.

Bücherchau.

Sam. Saenger. John Ruskin. Sein Leben und Lebenswerk. Ein Ulan. Straßburg, J. D. W. Herz, XVII u. 222 S. N. 40, Pr. 4 M.

Kühnlich geminnt John Ruskin, der in England schon seit einem halben Jahrhundert eine Kulturarbeit ersten Ranges ist, auch in Deutschland Freunde und Anhänger. Immer blühiger begegnet uns sein Name in der periodischen Literatur, immer größer wird die Zahl derer, die sich zu seiner Gemeinde rechnen und dem Jauber seiner Worte und der Macht seiner Ideen willig Ohr und Seele leihen.

Das Verdienst, der Werthschätzung John Ruskins zuerst in weiteren Kreisen Bahn gebrochen zu haben, gebührt in erster Linie dem jüngst verstorbenen Jakob Hein,*) dem Herausgeber der „Oekonomisten aus den

Berlen John Ruskins“, von der 4 Bände und ein 9. von einem Fortsetzer, A. Wilmersdorffer, erschienen sind. In mehreren Verlage ist neuerdings eine eingelebte kritische Würdigung und Biographie des großen englischen Denkers von Sam. Saenger erschienen, die in anprechender und gediegener Form das Gedächtnis seiner Lebens- und Weltanschauung rekonstruirt.

Der Verfasser läßt seine Darstellung eine geistvolle Einführung voraus, die ausnahmslos, was Ruskin aus sein und werden kann und worauf seine Stellung und Bedeutung in seinem Heimatlande beruht. Vergleichs mit Thomas Carlyle und John Stuart Mill, den beiden anderen führenden Geistern des modernen England, von denen er den einen seinen Meister, den anderen seinen Gegner nennt, legen seine Bedeutung in ein noch besseres Licht.

Dann erzählt er in scheinbar Sprache sein Leben und sein Wirken, zuerst seinen Lebenslauf und die Umstände, die ihn geistlich haben, dann sein erstes Auftreten als Kunstkritiker und die allmähliche Vertiefung seiner ästhetischen Anschauungen zu einem neuen Kulturbegriff, zu einer Religion der Schönheit, in der die Kunst, wie einst im griechischen Altertum und zur Zeit der Wäite der Gotik, der höchste Ausdruck einer einheitlichen, sittlichen und religiösen Kultur sein sollte. Gerade auf diesen Gedanken des Zusammenhanges zwischen wahrer Kunst und Kultur legt der Verfasser alle den folgenden, fruchtbarsten Gedanken Ruskins, aus dem auch die Anschauung des Kunstgenusses entspringt, mit Recht den größten Nachdruck.

Recht findet sich dann der Uebergang von der Sozialtheorie zur Sozialkritik und Gesellschaftskritik. Saenger hat die ethische und soziale Volkswirtschaftslehre, welche Ruskin als Gegentendenz der herrschenden individualistischen und utilitarischen nationalökonomischen Wissenschaft, der „dismal science“ Carlyles, gegenüberstellt, mit großer Klarheit dargestellt, eine Aufgabe, die bei dem apophorischen, dem System und der Methode abdohen Charakter der Schriften Ruskins keine leichte war. Gerade, wie er hier trotz gelegentlicher Extravaganzen doch mit ganzem Fleiß die neue fruchtbar Gedanken aufgetrieben und der Wissenschaft, so J. R. in der Bestimmung des Wertbegriffs, neue Wege aufweisen hat. Es folgt dann eine Darstellung seines Staatsideals und seiner allerdings um großen Teil mißglückten praktischen Bestrebungen zur Verwirklichung desselben.

Eine geistvolle Zusammenfassung seiner Bedeutung als einer großen, großen Persönlichkeit, schließt diese köstlich interessante Studie, welches eine glänzende Einführung in die Schriften des großen Engländer bildet. Phil. Kronstein.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Der Weg zur Erlangung einer Invaliden- u. Altersrente von Joh. Gnf. Groß. Wiesbaden, Rub. Westold & Co. Der Historienkritiker und die neue Kunst. Von Hans Einlam. Königsberg i/Pr., Braun & Weber. Warenwert und Kapitalprofit von Wilt. Paderborn.

Janfermann'sche Buchhandlung.

Der Kampf um Arbeit von Claus Buchmann. Stuttgart, Verlag Hirndahl, Rub. Waldel.

Die Gräuel der Kriegführung in Südafrika von J. C. Smats. Berlin, Herrmann Walther.

Giebt es ein Leben nach dem Tode? Giebt es einen Gott? Von Bernhard Hubo. Hamburg, C. Boyen.

Die „Monologen“ Fr. Schlegelmeichers u. Fr. Nietzsche's „Jenseits von Gut und Böse“ von Georg Klep. Dresden, H. Morchels Buchhandlung.

Dr. H. Schröder u. d. preussische Oberlehrerfrage: Eine Ehrenschuld Preussens von E. Schwarz. Schalle i/W., E. Kannengießer.

Die Weisbegünstigung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Richard Calwer. Berlin-Bern, Dr. John Edelheim.

Die Vertrags- und die Violanwort von Gustav Simons. Soest, Selbstverlag.

Das Bild von Sals von Emil Fischer. Bamberg, Handelsdruckerei.

Dokumente des Sozialismus von Ed. Bernstein. Berlin, Sozialistische Monatshefte.

Betrachtungen über d. Wesen u. d. Grund d. Kulturentwicklung von J. Wernig. Leipzig, A. S. Krehler.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Revision be stimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W., Müllhirschstr. 7.

*) Ann. d. Redaktion. Von Jakob Heis hat auch die Eth. Kultur wiederholte Publikationen von und über Ruskin gebracht. — Es ist hierbei darauf hingewiesen, daß im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig eine deutsche Uebersetzung der Werke Ruskins zu erscheinen begonnen hat, auf welche später noch zurückzukommen sein wird.

Wohlbehagen, Stärke und Schaffenskraft,

Gesundheitlichkeit des Körpers etc. giebt der Muskelstärker „Athlet“. Derselbe ist ein vorzüglicher holligymnastischer Apparat, ist vielfach erprobt und ärztlich empfohlen. Preise: No. I Mk. 5/80, No. II Mk. 6/10, No. III Mk. 6/50, No. IV Mk. 7/00.

Verkauft gegen Nachnahme; bei Nichtconvenienz und franko Retourirung innerhalb 8 Tagen Zurücknahme.
Westfälische Metallindustrie, Aktien-Gesellschaft, Lippstadt i. W.

Freireligiöser Lehrer,

lcher etwa 300 Kindern in wöchentlich 8—10 Stunden hmittags freireligiösen Unterricht erteilen kann, wird n 1. Januar 1902 gesucht. Der Unterricht bedarf der nehmigung der Regierung.

Gehalt 900 Mark jährlich. Bewerbungen sind zu richten den Vorsitzenden der Freien Religions-Gesellschaft in lagdeburg, Herrn H. Dieck, Schrotdorferstraße 17/18.

Der **Grosse Stiel** für 30 Mark!

Hand-Atlas in 100 Karten, 50 Lieferungen zu je 60 Pf.

Gotha: Justus Perthes.

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gelegenheitskauf.

Vom Verlag der „Wohlfahrt“, Ruppertsdorf-Reichenberg, ist zum herabgesetzten Preise zu beziehen:

„Der freie Wille“.

Vortrag von Hedwig Henrich-Wilhelmi.

Die berühmte Rednerin entwickelt in diesem Vortrage in ausgereichneter und zutreffender Weise den Begriff des sogenannten „freien Willens“. Sie weist in klaren und treffenden Worten nach, daß der Mensch eigentlich seinen freien Willen habe und daß nur die mannigfaltigen Umstände den Willen des Menschen bedingen. Verfüme es daher Niemand, sich diesen interessanten Vortrag anzuhören.

Größerer Preis per Stück 16 Pf., jetzt nur 8 Pf.
10 Stück 80 Pf., 100 Stück M. 3.—

Durch denselben Verlag abonniert man auf

„Die Wohlfahrt“

Zeitschrift f. volkstümliche Heilweise auf Grundlage d. Selbstreform Verbandsorgan der österrätischen Naturheilvereine.

Wer jetzt auf „Die Wohlfahrt“ abonniert, hat das Recht Jahrgang I, II, V, VI, VII, VIII für nur M. 5 zu beziehen.

Probehefte gratis und franco. Auflage 2500. Inserate werden billigt berechnet und haben besten Erfolg.

Aufruf.

Auch im neuen Winterhalbjahr soll die Ausbreitung der Grundzüge und die Förderung der Ausgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur durch Ausübung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlichster Dankagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, nach Kräften besteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichstem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen gelieferten ev. nachzubehandelnden Sammellisten thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ quittiert.

Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur,

Namens desselben:

Professor Dr. Döring,
1. Vorsitzender,
Gr. Lichterfelde bei Berlin,
Bismarckstraße 1.

Justizrat Stern,
Rechtsanwalt und Notar,
2. Vorsitzender,
W., Lindenstraße 54.

Justizrat Dr. Roth,
1. Schriftführer,
Neu-Siedlitzberg,
Kaiserstraße 5.

Dr. H. Penzig,
2. Schriftführer,
Charlottenburg, Westmanntstraße 15.

Paul Jaffe,
Rassenführer,
W., Ragdeburgerstraße 20.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E. Frey, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Gedruckt
jeden Sonnabend,
Preis viertel: 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Vorbereitungsjahre
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Inhalts:
Die dreizehntägige
Reparaturfeier 40 M.
Beleg
freier Vereinarbeitung
Annahme in allen
Kommunikations
und in der
Exposition S. W. 19,
Kommunikationsstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizydt.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soreffer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 30. November 1901.

Nr. 48.

→ Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet. ←

Inhalt:

Sittliche Entrüstungstürme. Von Dr. Rudolf Penzig. — Moral und Determinismus. Von Prof. F. Staudinger (Darmstadt). — Streiflicht: Was nicht der Verstand der Verstandigen sieht u. — Zins der ethischen Bewegung: Protokoll des sechsten ordentlichen Gesellschaftstages der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Karl Sängers Befassung. — Zum Wanderrednerfonds.

Sittliche Entrüstungstürme.

Von Dr. R. Penzig.

Auf dem bisher wenig angebaute Gebiete des Studiums der „Vollseelen“ giebt es seit wenigen Jahrzehnten reichliches Material. Immer häufiger durchbrausen Stürme starken ethischen Empfindens mit elementarer Wucht die Massen, ohne selbst gelegentlich vor den Landesgrenzen Halt zu machen. Sie geben dem psychologischen Beobachter viel zu raten auf. Ich will nicht einmal an den taufendjährigen Streit der Nominalisten und Realisten erinnern, d. h. an die noch immer von den berufenen Richtern nicht endgültig verabschiedete Frage, ob das, was wir „Vollseelen“, „Nationalgeist“, „Menschheitsbewußtsein“ u. ä. nennen und in seinen Wirkungen sinnlich faßbar erfahren, nichts weiter sei, als die arithmetische Summe der von den Einzelindividuen produzierten Kräfte, oder ob der Volks- und Menschheitsgeist, statt bloß logische Abstraktion zu sein, vielmehr ein jenseits aller Vereinzelung wirksamer Faktor sei, der auf dem Wege natürlicher Auslese und Züchtung die Individuen eines Volkes erst selbst modelliere nach dem Wort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“

Aber auch zur Entscheidung darüber dürfte die Zeit noch nicht gekommen sein, ob wir in diesen ethischen Wellenbewegungen nur eine Begleitererscheinung der ungeheurer gesteigerten Verflechtung zwischen den Gliedern eines Volkes und in internationaler Beziehung vor uns haben, oder ob das ethische Interesse wirklich weit ausgedehntere Kreise erfährt hat, als je zuvor. Mit anderen Worten, die Frage ist: sind wir sittlicher oder doch wenigstens gegenüber ethischen Problemen feinfühler geworden, weil wir uns sehr viel leichter und sehr viel lauter sittlich entrüsten, oder haben wir das heute nur bequemer, weil alles, was die Welt irgendwo erregt, fast unmittelbar zu unserer Kenntnis kommt?

Diese Frage wird sicher sehr verschiedenen Antworten begegnen; vielleicht auch, daß das ganze Dilemma von Ob und Oder falsch ist und eben die Steigerung des Verlehrs und die damit verbundene unausbleibliche Uniformierung der Geister in gewissem Grade mit der Verbreitung sittlicher Massenurteile in Wechselwirkung steht.

Hier soll heute nur erörtert werden, welche Stellung der Ethiker zu solchen hier und da auftretenden stürmischen Protest- oder Zustimmungsbewegungen zu nehmen habe.

Ist genug ist diese Stellung gar nicht zweifelhaft. Sicherlich wird eine unzüchtige Forderung nicht dadurch sittlich, daß sie von Hunderttausenden und Millionen gestellt wird — man denke nur an den Dreifußprozeß —, und eine sittliche Forderung verliert darum nichts an ihrem Werte, weil nur Wenige für sie eintreten — vergl. die vereinzelt Proteststundgebungen in Amerika gegen den spanischen, in England gegen den Burenkrieg und in Deutschland gegen die chinesische Kolonialerwerbungen und Expedition. Daß in solchen Fällen der Ethiker wider den Strom zu schwimmen hat, ohne alle Rücksicht auf die Liebenswürdigkeiten, mit denen man ihn in diesen Fällen zu überschütten pflegt, versteht sich von selbst.

Die eigentliche Schwierigkeit beginnt erst dort, wo der sittliche Entrüstungsturm im Wesentlichen die gleiche Richtung einschlägt, nach der das ethische Schiffe selbst steuert. Heißt es hier nicht: Nun alle Segel aufgespannt, um von der selten so günstigen Brise zu profitieren und ein gewaltiges Stüd vorwärts zu kommen, oder das wir uns sonst nur in mühseligster Arbeit des Lovierens und Ruderns hinweg gequält hätten? Voldampf voraus? Der Leser merkt wohl, daß ich von der augenblicklich so stürmische Wellen schlagenden Antiduellbewegung rede, im Anschluß an den bedauerlichen Insterburger Fall. Von sehr beachtenswerter Seite ist den Führern der ethischen Gesellschaften nahe gelegt worden, ob sie nicht ihre so überaus langsame „Bewegung“ mit Hilfe solcher Stürme in einen etwas rascheren Fluß bringen wollten. War es nicht das Recht, ja, war es nicht Pflicht der Ethiker, sich an die Spitze oder doch in die vorderen Reihen der gegen veraltete Ehrsbezüge und gegen unzählige Gewissensbedrückung ins Feld ziehenden Massen zu stellen? Verliert nicht die zur Pflege ethischer Kultur berufene Gesellschaft, auch ganz abgesehen von dem taktischen Fehler der Nichtbenutzung günstiger Gelegenheiten, jede innere Berechtigung, wenn sie solchen elementaren Wünschen und Strebungen von unzweifelhafter Berechtigung gegenüber abweisend steht und in einem Augenblicke kritische Bedenken hervorruft, wo es auf bedenkenloses Handeln ankommt?

Zunächst sei nun hervorgehoben, daß an sich die abwartende und neutrale Haltung keineswegs immer von den Ethikern beobachtet worden ist; sie beruht also nicht etwa auf Feigheit, oder, noch schlimmer, gar auf einem Vorurteil, etwa, daß Massenbewegungen überhaupt nicht zu trauen sei, daß „Verstand immer nur bei Wenigen gewesen“ oder dergleichen Erwägungen, die dem demokratischen Grundcharakter unserer Gesellschaft direkt in's Gesicht schlagen

würden. Wie die D. G. K., wesentlich dem berechtigten Entrüstungsturm gegen das feilblichste Volkssoldatesse ihre Entstehung verdankt, so haben auch sonst — zuletzt beim Kampf gegen die sog. Umsturzvorlage — ihre Mitglieder sich keineswegs gescheut, nach Kräften mitzuwirken in der Abwehr futuristischer Bestrebungen. Die gewollte und heilsame Neutralität, die wir uns im politischen Kampf der Parteien auferlegen, gilt einerseits nur für die Gesellschaft als Ganzes, weil von dem heiligen Hain, wo der Altar der Humanität aufgerichtet ist, ein Ayl aller Friedlosen und Verächten, die Erinnern des Partisanatismus und der volkszerfließenden und menschenverheerenden Machtpolitik mit ihren Dienen, Gewalt und List, fern bleiben müssen. Andererseits hat man bisher nicht ohne Geschick die wirklichen Kulturfragen unter der politischen Verhüllung zu erkennen vermocht, und die Einzelmitglieder, die Beruf und Neigung zu öffentlicher Stellungnahme veranlaßt, haben es zumeist verstanden, für dieselben so einzutreten, daß ihre politische Zugehörigkeit zu dieser oder jener Partei dabei aus dem Spiel blieb.

Nun, ist nicht aber die Bewegung gegen das Duell, dem schließlich eine ganze Anzahl blühender Menschenleben zum Opfer fällt, das zudem vor Allem in die Rechts- und Sittlichkeitsbegriffe des Volkes einen dauernden Zweckpunkt hineinbringt, eine Kulturfrage ersten Ranges? rufen unsere Heißsporne. Man wird das in vollem Umfang gegeben können und doch darauf hinweisen dürfen, welche Fülle von Schwierigkeiten, nicht nur äußerer, sondern innerer Art, ein Aufgehör der Massen gegen dieses Ueberbleibsel der Feudalzeit mit sich bringt. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die ethische Gesellschaft, Gewehr bei Fuß, absteils stehen sollte, oder daß diese Schwierigkeiten so groß wären, daß ihre Überwindung völlig aussichtslos schiene; wir müssen uns nur völlig klar darüber werden, wie weit ein Entrüstungsturm in öffentlichen Verammlungen mit Resolutionen und dergleichen die Sache eines gründlichen Kampfes gegen das Duell fördern kann, und wo die natürlichen Grenzen solcher Massenbewegung sind.

Wenn man die Argumente, die in der demokratischen Presse bis weit nach rechts hin gegen den Zweikampf geltend gemacht zu werden pflegen, überblickt, so fällt vor Allem eins auf: daß nämlich der Kampf sich meist gegen die behauptete Widersinnigkeit, Unchristlichkeit und Unsitlichkeit des Duells selbst wendet. Es wird übersehen, daß wir in ihm nur ein Symptom, eine äußerliche Folgeerscheinung einer inneren Entwicklung vor uns haben, deren Unterdrückung die behauptete Kraftethik keineswegs heben würde. Wohl wird auch hier und da gegen den verkehrten Ehrenkodex zu Felde gezogen, gegen die Annahme, daß bestimmte Kreise eine Sonderrechte für sich in Anspruch nehmen, gegen die thatächliche Privilegierung, die der Weisheitsverleer auf diesem Gebiet sowohl nach dem Stande der Weisgebung, wie nach der üblichen Regnabigungspraxis genießt — aber über die bloße Anklage gegen die bestehenden Zustände kommt selten jemand hinaus.

Man braucht nun noch lange nicht nach einem mißverständlichen Hegel'schen Worte alles Bestehende für vernünftig zu erklären, wenn man darauf hinweisen muß, daß im Duell nur die logische Konsequenz eines unabweisbar vorhandenen psychologischen und ethischen Dabestandes in die Erscheinung tritt. Und an solchen Dabestände ändern die darüber geäußerten Werturteile, lobende oder verdammende, nicht das Geringste. Will dieser Einsicht aber verändert nunmehr der ganze Kampf gegen das Duell seine Physiognomie. Es handelt sich nicht mehr um Uebergriffe einer privilegierten Klasse, um fandalöse willkürliche Verachtung der Landesgesetze, um offenkundige brutale

Verhöhnung der Vorschriften von Sittlichkeit und Religion, die ein gewaltiger ethischer Entrüstungsturm hinwegziehen könnte, sondern um die Lösung sittlicher Probleme von großer Verwickeltheit, an der die Ethiker, Juristen, Soziologen, Philosophen seit Jahrhunderten arbeiten. Hier sei nur Einiges angedeutet. Erst die genaue Kenntnis des Entwicklungsprozesses des Ehrbegriffs im sozialen Bewusstsein könnte zu einer seltenen Stellungnahme führen gegenüber der Frage, ob darin überhaupt ein sittlicher Fortschritt der Menschheit zu erblicken sei, oder vielmehr mit der Erwerbung des staatsbürgerlichen Ehrbegriffes diese Entwicklung ein für allemal ihr Ende erreicht habe, ob die Bildung von Sonderrechtsbegriffen nach Volksschichten, Ständen und Berufsgruppen einen Platonismus, einen Rückfall in frühere Entwicklungsstufen der Gesellschaft bedeute oder ob vielmehr die Differenzierung der allgemein menschlichen Ehre in einzelne Ausgestaltungen nach den engeren Lebenskreisen eine Veredlung des sittlichen Gemeinheitsbewusstseins darstelle. Bei der zunehmenden Sozialisierung unserer Gesellschaft und bei der Rolle, die das Solidaritätsgedanke in jeder Vereinigung zu bestimmten Zwecken spielt, könnte sehr wohl die Klaffensche, Berufsche, Vereinsche als Krisisfunktion für den Aufbau sittlicher Organisationen in Betracht kommen. Wird nun diese Ehre als ein sittliches Gut anerkannt, so erheben sich erst die Fragen nach einem sachentprechenden Schutze desselben. Ein neuer Stauf von Schwierigkeiten aller Art! Das beliebte Auen nach Staatshilfe, nach neuen Gesetzesparagrafen, nach Verschärfung der bestehenden Strafvorschriften markiert nur zu oft die nackte Unfähigkeit, selber vernünftige Gedanken zu produzieren, die Verzweigung an einer wirklich durchgreifenden moralischen Reform oder — den Mangel des guten Willens zu eigener Arbeit. Kann eine Volksversammlung dem Richter oder Gesetzgeber Direktiven geben, wie er den Tatbestand einer Ehrenverletzung nach objektiven Merkmalen scharf festzustellen hätte? Man denke z. B. an eine der schärfsten Formen der Mißachtung, die sich gerade darin äußert, daß man dem zu Kränkenden gegenüber — absolut nichts tut, nichts sagt, keine Worte verzieht und ihn so stillschweigend aus der menschlichen Gesellschaft ausschließt. Welcher Art Sühne für Ehrenkränkung soll eintreten? Hat nur die verlegte Rechtsordnung Anspruch auf eine entsprechende pädagogische Bestrafung des Schuldigen, oder muß dem Geschädigten ein Äquivalent für seine Einbuße an Ansehen zugesprochen werden? Worin können solche Äquivalente bestehen? Das Gesetz soll allgemein gültige Vorschriften schaffen, und doch ist auf diesem Gebiete fast alles rein subjektiv, unfontrollierbar und unföhrbar Empfindung! Greift man aber zur Änkunft der Ehrengerichte von Standesgenossen (b. h. erklärt sich der Strafrichter für infompetent), so überweist man der neuen Inlanz nicht nur alle diese ungelösten Schwierigkeiten, sondern schafft auch eine große Menge neuer, die sich auf die Fragen des Wirkungsbereiches solcher Sondergerichtshöfe, auf ihre Zahl, Art, Zusammensetzung zc. beziehen. Warum soll der Ehrentat einer Metallarbeitergenossenschaft nicht ebenso gut Streitschlichter aburteilen, wie das Offiziersengericht den Kameraden, der sich nicht standesgemäß benommen hat? Was dann, wenn die aus der Psychologie des Standesbewusstseins geschöpfte Entscheidung des Ehrenrats mit dem bürgerlichen Gesetz in Konflikt gerät? Glaubte man, daß selbst hohe Zuchthausstrafen jemand von einem Handeln abhalten vermögen, das der Ehrentat seiner Standesgenossen stillschweigend oder ausdrücklich als Ehrenpflicht hinstellt? —

Dies sind nur wenige Proben von den Problemen, die der Soziologe, Ethiker und Jurist unter der scheinbar so einfach und klar liegenden Frage mehr ahnt, als scharf

unterscheidet. Und niemand wird behaupten können, daß ihre kritische Würdigung in Zeiten stürmischer Erregung und von großen Massenversammlungen ansichtsloser ist, als in der stillen Studierstube des einsamen Denkers.

Nur kurz sei noch hingewiesen — ohne jede aristokratische Ueberhebung, aber in aufrichtiger Selbsterkenntnis, da wir alle schon dem Zauber ethischer Begeisterungs- oder Entrüstungsstürme unterlegen sind — auf die untrennbar mit solchen Bewegungen verbundenen Gefahren: die Ueberreizung des kritischen, das keine Schuld hat, auf einen authentisch und sorgfältig festgestellten Thatbestand zu warten, die persönliche Zuspitzung des Verdichtes, das die Individuen, anstatt des sachlichen Systems, in den Himmel erhebt oder in die Hölle schleudert, die trübende Leidenschaft von Liebe und Haß, die Suggestion der Massen, und nicht zuletzt die reichliche Beimischung von Pharisäismus auch zu den scheinbar edelsten sittlichen Regungen.

Wohl wird der Ethiker ein scharfes Auge haben müssen für solche vulkanartigen Ausbrüche sittlichen Empfindens; sie verraten ihm, daß noch innere Glut vorhanden ist, und zeigen, besser als alle ausgeglichenen Theorien, an welchen Stellen einzuschlagen ist, um die ungebändigt zerstörende Kraft in die rechten Bahnen zu leiten. Sie werfen auch wohl einmal mit gewaltigem Ansturm ganze Berge wertlosen Schlackengerümpels auf einmal ab, an denen die Spighade vorsichtiger Forderung noch Jahrzehnte lang gearbeitet hätte. Aber das entbindet ihn nicht von der Pflicht fester Besonnenheit, die niemals notwendig ist, als in solchen Zeiten alles forttreibender Entrüstungsstürme. Wenn der errie, gewaltige Windstoß vorbeigebraust ist, dann mag er mit all den Mitteln vorsichtiger Forderungsgenauigkeit den Thatbestand nachprüfen, der Entscheidung auf den Grund gehen und, unbefummert um Beifall oder Tadel, Entrüstung oder Begeisterung auf ihr richtiges Maß zurückzuführen suchen. Nur auf diesem Wege ist ein dauerhafter ethischer Fortschritt zu erzielen. Auch der gerade Weg des Entrüstungssturmes ist nicht immer der kürzeste zu wahrhaft sittlichem Menschheitsgewinn.

Moral und Determinismus.

Von Prof. E. Staubinger (Darmstadt).

Der Determinismus, so behauptet Dr. Paul Ernst, sei die Auflösung aller Moral.*) Soweit überhaupt praktische Moral an ihrer wissenschaftlichen Begründung hängt, ist im Gegenteil zu behaupten: Der Indeterminismus ist die Auflösung aller Moral. Ganz gewiß aber ist er Auflösung aller wissenschaftlichen Behandlung der Moral, aller Ethik. Denn Indeterminismus heißt Ursachlosigkeit des Handelns. Und auf Ursachlosigkeit ist keine Moral zu bauen.

Die Moral hängt am Zwecke. Nur zweckmäßiges Handeln kann moralisch sein, wenn auch deshalb nicht umgekehrt alles zweckmäßige Handeln moralisch ist. Zweck aber bedeutet Zusammenfassung von Ursache und Wirkung. Die Mittel sind Ursachen, die zum Ziele, der Wirkung, führen. Zusammenhänge von Ursachen und Wirkungen aber sind stets determiniert. Der methodische Grundsatz gilt, daß jede Veränderung ihre bestimmten Ursachen habe. Damit wird sie als thatsächlich determiniert, als im Prinzip, wenn auch nicht stets praktisch determiniert bezeichnet. Damit aber sind auch Willensoperationen, Willensentscheidungen unter diesen Grundsatze gestellt; denn auch sie sind Veränderungen vorangehender Zustände. Will man aber jenen Grundsatze leugnen, nun: Frei steht's einem

Leben, aber wissenschaftlich ist dann nicht mehr mit ihm zu reden; und er mag sorgen, daß ihm nächstes Jahr das Korn nicht unter der Erde Aehren treibt und die Wurzeln zum Boden herausstreckt.

Aber man leugnet vielleicht, daß die Moral etwas mit Zwecken und Zweckmäßigkeit zu thun habe. Nun auch das können wir freilich nicht hindern. Aber über was wäre dann zu disputieren? Jedenfalls kann dann von einer neuen „humanen“ Ethik keine Rede sein. Wenn Moral und Ethik auf mystischen, unkontrollierbaren Essenzen ruhen, dann forschiert man das und hört auf zu forschen. So that es die alte Zeit, wenn sie auf den „Willen Gottes“ zurückging. Soll aber von „gut“ und „schlecht“ in einem fahbaren Sinne gesprochen werden, so kann einzig und allein das Verhältnis zwischen Mittel und Ziel im Zwecke die Grundlage bieten.

Am Zwecke aber ist schon diese Beziehung determiniert, nicht undeterminiert. Die M.C.'s Weisheit, daß man ins Zeit mit der Feder, auf die Tafel mit Kreide oder Griffel schreibt, enthält in neues das ganze Problem. Kreide ist für jenen Zweck schlecht, für diesen gut, und umgekehrt. Die launlichen Verhältnisse bedingen das, nicht unser Will.

Und nun kommt als Generalmittel beim Zweck der Wille hinzu. Er ist gut für den Zweck, wenn er das dazu gute Mittel richtig in Anwendung bringt, schlecht, wenn er das verschmäht. Dieser Wille ist somit das moralische Element schon im einzelnen Zweck. Ist er zu faul auch nur zur Nähe des Aufnahmendes, dann wird das Ziel verfehlt.

Aber dieser Wille selbst scheint nun undeterminiert zu sein. Denn er kann wählen, ob er den Zweck will oder ob nicht. Nun, Wählen führt zum Entschieden; und diese Entscheidung wird bestimmt entweder durch bewusste Gründe oder durch inneres oder äußeres Ungefahr. Also ist auch der Wille, wenn man alle Mystologie entfernt, determiniert. Darüber indes nachher.

Zunächst bleibt noch die Frage zu erörtern, welche Zwecke denn nun als moralisch gut zu bezeichnen wären, denn daß es nicht jeder Zweck sein kann, das ist bekannt. Diese weitläufige Frage freilich können wir hier mit ein paar Worten nicht lösen, zumal hinsichtlich ihrer noch viel Streit und Unklarheit herrscht.

Wer einmal erkannt hat, daß das Element des sachlich Guten im Zwecke steht und nirgend anders stehen kann, als in der Beziehung zwischen Mittel und Ziel, und daß das persönliche oder moralische Gute nur der Wille zu dem als recht erkannten Mittel sein kann; der kann sich die Frage selber weiter entwickeln. Zwei Bedingungen sind da zu beachten: Erstens: Wenn niemals Mittel mit Mitteln und Zwecke mit Zwecken in Konflikt gerieten, dann wäre jede einzelne auf ihr Ziel gerichtete Handlung gut. Zweitens: Wenn jeder einzelne Mensch seine Zwecke in sich abhließen könnte und nicht Gemeinschaft mit anderen Menschen nötig hätte; dann wäre eines jeden Zweckbewußtes, in sich einhelliges Handeln ohne weiteres gut.

Die Notwendigkeit der Zweckgemeinschaft bedingt, daß alles, was sie fördert, als gut, was sie hemmt, als schlecht angesehen wird. So erzeugt sie centrale Zwecke, denen die besonderen Zwecke sich unterordnen müssen; und die Mittel, die zu den Centralzwecken als nötig angesehen werden, sind auf jeder Entwicklungsstufe das jeweilig sittlich Gute. Dies ist aber objektiv determiniert durch die Erfordernisse der auf jeder Entwicklungsstufe vorhandenen Zweckgemeinschaft, je nach dem Maße der Einsicht, über die diese Stufe verfügt, und je nach der größeren oder geringeren Geschlossenheit und Einhelligkeit, in der die betreffenden Gesellschaften

*) Sgl. Nr. 44 dieser Zeitschrift.

das Gemeinschaftliche entwickelt haben. Wer die anerkannten Forderungen der Gemeinschaft will, der gilt als sittlich gut, wer sich abweichend determinieren läßt, gilt als böse.

Was da nun im besonderen als gut oder böse gelte, das ist nur durch entwicklungsgeographische Untersuchung zu erfahren, von den Anfängen gemeinschaftsbildender Instinkte beim Tier über die Horden und Stämme der Wilden und Barbaren bis zu den heutigen tatsächlichen Tendenzen zu weltumspannender Gemeinschaftsbildung. Da ergibt sich aufs deutlichste die schon unbewußte und instinktive Determinierung des Willens durch das jeweilige Gefüge der Gesellschaft. Und man kann deutlich wahrnehmen, daß in dem Maße, wie dies Gefüge stark, einhellig ist und feste Gemeinschaftskerne enthält, auch der Wille der Einzelnen fest und einhellig determiniert wird, und daß umgekehrt in dem Maße, in dem sich tatsächliche Divergenzen und gegensätzliche Gemeinschaftskerne in einer Gesellschaft bilden, Determinierung der Einzelwillen nach widerstrebenden Richtungen stattfindet. Da herrscht relativ der Anteterminismus, d. h. Determinierung durch unerkannte, zufällige Faktoren, also Willkürerscheinung. In einem bedeutenden, fein organisierten und nun von diesen Widersprüchen gepeinigten Gemüte, wie dem Nietzsche's, kann solche Divergenz zum verzweifeltsten inneren Ringen werden. Das kann zum Wahnsinn führen und hat Nietzsche vielleicht wesentlich mit in diese Katastrophe geführt.

Aber gerade die Zeiten solcher Konflikte zwischen entgegengesetzt determinierenden Strömungen verursachen ein Anderes: eracutes Nachdenken über die Lösung der Konflikte. Und so determinieren diese Konflikte selbst eine neue, vielleicht eine höhere Einsicht, die nun ihrerseits auf die praktische Erlösung aus den Konflikten beim Einzelnen wie bei der Gesellschaft zurückwirkt, neue, höhere Einhelligkeit in unfaßlicherer und feinerer Weise als zuvor im Gesellschaftsgefüge hervorruft. Und endlich beginnt der erkennende Mensch sich dieser Funktion und ihrer Bedeutung selbst bewußt zu werden, seine Erkenntnisse methodisch auszuarbeiten und zu erweitern und danach planmäßig die Natur und sein eigenes Gemeinschaftsleben zu ordnen.

Sobald der Mensch hierzu determiniert wird, beginnt eine neue Entwicklungsperiode für ihn, die Periode seiner Freiheit, die Periode, in deren ersten Anfängen wir leben.

Jetzt hört die blind instinktive Befolgung gegebener Gebote mehr und mehr auf, die mythische und mythische Hülle der Moral zerfällt vor der zudringlichen Frage: Warum? Die Determinierung dessen, was Ordnung und Recht, was Gut heißen soll, wird innerlich in den Gedanken selber vollzogen und nach gemeinsamer Einsicht durchgeführt. Das Gebiet des Guten erweitert sich und vereinert sich mächtig. Nicht mehr bloß die Forderung an den Einzelnen, sondern die Forderungen an das Gefüge des Ganzen werden Gegenstand der sittlichen Erwägung; und sittliche Erwägung heißt nichts anderes mehr, als die Frage, was das einhellige Zusammenwirken in der menschlichen Gesellschaft möglich macht. Was diesen Zweck befähigt fördert, heißt damit gut, und der Wille, der diesem Zwecke dient, ein sittlich guter Wille.

Dieser Wille ist also determiniert durch die tatsächlichen Konflikte im Leben, die auf den Menschen einwirken. Es ist ein innerlich unerträglicher Zwiespalt z. B. für den Beamten des Staats, der Gemeinde, des Privatbetriebs, wenn er gemäß seiner Bürgerpflicht nach bester Ueberzeugung, gemäß seiner Stellung aber nach dem Gebot des Vorgesetzten handeln soll, (z. B. bei einer Wahl), und wenn beide sich widersprechen. Wie er auch sich entscheide, Einhelligkeit gewinnt er nicht.

Da entsteht naturnotwendig der genannte Drang, also in durchaus determinierter Weise.

Dennoch nennt sich der Mensch frei, wenn er einhellig denken und handeln kann, frei, obwohl er nunmehr nach der strengsten inneren und äußeren Gesetzmäßigkeit handeln muß. Denn nun ist die Determination innerlich und bewußt. Die Gesetzmäßigkeit, der er folgt, ist die seines eigenen Bewußtseins.

Und gerade diese Determinierung ist es, welche die neue, werdende Ethik im Gegensatz zur hergebrachten vertritt. Letztere sieht die Determinierungen teils gar nicht, teils in mystischen Einflüssen. Die neue Ethik aber will sie erkennen und beherrschen lernen. Erkenntnis, das ist ihr erstes, Schöpfung immer einhelliger determinierender Bedingungen im Gemeinschaftsleben ihr zweites Gebot. Die Kräfte der Begeisterung, der Hingabe, der Liebe, all' die Lebenskräfte des Gemüts, die die bisherige Ethik kennt, werden damit nicht vernichtet. Sie gewinnen im Gegenteil allgemeinere, höhere, feinere Ausbildung. Aber sie werden frei von jenem phantastischen Naufrag der Mystologie, den man so gerne, obwohl fälschlich, "Gemüt" nennt; sie treten unter die Zügelung der Erkenntnis.

Erkenntnis, das ist darum das grundlegende Unterscheidungsmerkmal der sterbenden und der werdenden Ethik. Jene ahnt ja auch den Zusammenhang, aber sie verhält ihm im thatunkräftigen mythischen Symbol: "Wir stehen alle in Gottes Hand!" In ihm sind die Widersprüche gelöst, die uns quälen." Da braucht es freilich keiner Erkenntnis. Woheraus ist die wesentliche sittliche Pflicht. Dem ist der Satz, daß die Erkenntnis der Zusammenhänge von Ursachen und Wirkungen in Natur und Gesellschaftsleben das befreiende Element ist, polar entgegengesetzt. Und zu dieser Erkenntnis gehört die Einsicht, daß sie ihren Ursprung, wie ihrer Funktion nach strenge determiniert sei, und wie sie das sei. Das ist das Selbstbewußtsein der Erkenntnis, das Selbstbewußtsein der werdenden humanen Ethik.

Streiflichter.

Was nicht der Versuch der Verständigen heißt etc. Die widerwärtigen Vorgänge in Weßeln, wo Stodtrügel zur Einführung in die Lehre des Meisters angewandt wurden, der da gebeten hat: "Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich", haben immerhin das Gute, daß viele Volkstheile mit Schauern und Entzückung einem Einbildung gewinnen in die pädagogische Weisheit, mit der "nationaler" Gesinnungsunterricht in unseren Ostmarken erteilt zu werden pflegt. Es ist für den unjener Verwaltungsexpazis Kundigen unnötig, zu sagen, daß nicht etwa die Lehrer oder gar ihre Vorgesetzten vor Gericht standen, denen die ehrenvolle Aufgabe geworden war, Liebe zum preussischen Vaterlande gleichzeitig mit der zum Evangelium in polnische Kinder hineinzuwürfen, sondern daß die Angehörigen der Kinder, die ihrer Freude über solche Begünstigung einen allzu lebhaften Ausdruck gegeben haben, wegen Zusammenrottung und Aufruhr, vielleicht auch nur wegen groben Unflugs, ihrer Bestrafung entgegensehen.

Häufig genug begegnet man unter der Epigramme: „Das alles im 20. Jahrhundert noch möglich ist“, oder ähnlich, Notizen, die sich gar nicht genug wundern können, wieviel Aberglaube, Unwissenheit und Naivität noch in unserer so prächtig aufgelärten Zeit vorkommen mögen.

Da wirkt denn ein solcher Wille in die Schulstube der polnischen Dörfer und Grenzstädtchen mit dem Effect blühender Erleuchtung des Dunces, Aerialismus, Polonismus und Stodpreuhenium als Erzieher der Jugend — und die Pädagogik verhält weinend ihr Haupt!

Aber es kommen doch auch Lichtblide vor. Was der gesunde Menschenverstand alles aushalten kann, ohne völlig zu Grunde zu gehen, ist eriaunlich und erfreulich. Kommt da ein armes, krankes Mütterchen, eine Waisfrau, zur Vernehmung, natürlich als Angeklagte, da sie ja auch die Grundblagen des preussischen Staats erschüttert hat.

Auf die Frage, welcher Sprache sich Jesus Christus auf Erden bedient habe, entgegnet die Frau: „Selbstverständlich der polnischen!“ (Eine andere Zeugin, der dieselbe Frage vorgelegt ward, gab dieselbe Antwort mit der Motivierung: „Er war doch ein Jude, und die Juden sprechen doch alle auch polnisch.“) Sie wird weiter gefragt, was der Lehrer ihr hinsichtlich des deutschen Religionsunterrichtes gesagt habe. Sie erzählt darauf, der Lehrer habe ihr einen Katechismus in deutscher Sprache vorgelegt und, auf das „Imprimatur“ des Erzbischofs weisend, erklärt, es sei dies Zeichen ein Beweis dafür, daß der Herr Erzbischof das Lehren der katholischen Religion in deutscher Sprache bei den Polenkindern wünsche und gestatte. Da habe sie bitterlich gemeint: „Vind.: Ja warum denn?“

— Antwort: „Wenn mein Kind mit Sonntags den Katechismus oder die biblische Geschichte in meiner Sprache vorliest, so bin ich glücklich. Das ist mein ganzes Vermögen, alles, was ich in der Welt an Freude habe. Vist es aber dasselbe in einer mir schwerverständlichen Sprache, die es selber nicht versteht (meinend), so thut mir mein Herz weh, so möchte ich lieber tot sein, als das erleben, daß dies unser Herr Erzbischof gestattet soll.“ — Vorf.: „So aber meinen Sie, daß es dem lieben Gott weniger angenehm sei, wenn Sie in deutscher Sprache beten, anstatt in polnisch?“ — Antwort: „Der liebe Gott will, daß jeder in der Sprache betet, die er ihm gegeben.“

Leider wird nicht berichtet, welche Gesichter der hohe Gerichtshof und der Herr Schulinспектор nebst den Lehrern zu dieser Antwort gemacht haben. Wir erfahren nur, daß der Verteidiger, dem die Autorität dieses Mütterchens wohl doch nicht ausreichend erschien zur Entscheidung der Frage, in welcher Sprache Gott das Gebet am liebsten hört, darum hat, ein Skriptist des Fürstbischofs Heinrich von Breslau vorsehen zu dürfen, worin dieser Kirchenfürst es merkwürdigerweise für durchaus notwendig erachtete, daß Religionsunterricht nur in der Mutterprache erteilt werde. Der Gerichtshof lehnte indessen die Verlesung ab, wobei unentschieden bleibt, ob darum, weil ihm die Ahnung aufgehen mochte, daß so elementare Grundzüge der Pädagogik nicht erst fürstbischöflicher Approbation bedürften, oder ob er die Ansicht des Staatsanwalts teilte, daß die katholische Kirche im allgemeinen die Forderung nicht stelle. — Aber dieses kommt, endlich gläubige Wort der alten Frau: „Der liebe Gott will, daß jeder in der Sprache betet, die er ihm gegeben“, möchten wir doch liebhaft dem Nachdenken unserer preussischen Kultusminister und der Herren Konfistorial- und Schularäte empfehlen. Man schmückt ja christliche Häuser gern mit frommen Sprüchen. Wie wäre es, wenn man auf Staatskosten diesen Spruch in allen Bureauximmern unserer höchsten preussischen Schulverwaltung unter Glas und Rahmen anbrächte?

Zus der ethischen Bewegung.

Protokoll

des sechsten ordentlichen Gesellschaftsbesages der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur,

19. bis 21. Oktober in Berlin.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Böring, eröffnet um 1/2 Uhr vormittags im Besaale der Gesellschaft, Unter den Eichen 10, die Verhandlungen. Als himmelfähige Mitglieder weisen sich aus:

- a) als Delegierte des Hauptvorstandes: Prof. Dr. Böring (Berlin), Herr Paul Jaffe (Berlin), Dr. H. Kranenberg (Berlin), Justizrat G. Stern (Berlin), Justizrat Dr. Koche (Berlin).

b) als Delegierte der Abteilungen:

- 1. Berlin: Dr. A. Penzig, Dr. Fern, Frau Justizrat Stern, Rechtsanwalt Dr. Pieber, Herr Salinger, Hr. Simon, alle aus Berlin.
- 2. Breslau: Rechtsanwalt Marcuse (Breslau).
- 3. Danzig: Dr. med. Effler (Danzig).
- 4. Frankfurt a. M.: Dr. A. Fungist (Frankfurt a. M.).
- 5. Jena: Dr. Bergemann (Jena).
- 6. Magdeburg: Kaufmann Oscar Webel (Magdeburg).
- 7. München: Prof. Dr. Bruno Kreyer (Berlin).
- 8. Stuttgart: Dr. A. Penzig (Berlin).
- 9. Ulm: Dr. A. Fungist (Frankfurt a. M.).
- 10. Wiesbaden: Dr. A. Fungist (Frankfurt a. M.).

Es sind demnach 20 Stimmen durch 17 Personen vertreten. In das Bureau beruht der Vorsitzende Penzig, Pieber, Marcuse. Die Besammlung tritt in die Tagesordnung ein:

1. Rechenschaftsbericht des Hauptvorstandes. Der Vorsitzende eröffnet und erhält zunächst Unbrenndität für die sechste Generalversammlung des Gesellschaftsbesages und genehrt der während der letzten 2 Jahre verstorbenen Mitglieder, sowie der Veränderungen im Hauptvorstand und in der Zahl der Abteilungen und Zweige. Zur Zeit befinden sich 11 Abteilungen (Berlin, Breslau, Danzig, Frankfurt a. M., Hamburg, Jena, Magdeburg, München, Stuttgart, Ulm, Wiesbaden) und 8 Zweige (Kühlhauken I. Is., Kauen, Leipzig, Dresden, Königsberg, die Antisepie in Berlin) gefaßt hätten, und 240 Mitglieder, 14.000 Mitglieder, die in Frankfurt a. M. angeschlafen seien). Das Verhältnis der Zweige zu den Abteilungen müsse enger gefaßt, insbesondere mindestens jährliche Berichte erstellt werden. Die Wandererarbeit sei durch sechs Wanderredner ausgebaut worden (Kreyer, Penzig, Kronenberg, Staudinger, Bruno Kreyer, Frau Stritt), auch habe man einen erneuten Aufruf zu Beiträgen erteilt. Die „Einführung in die Grundgedanken der ethischen Bewegung“ sei in wesentlich gesteigert und, wie er glaube, verbesserter Form zum zweiten Male neu aufgelegt worden. Außerdem habe der Hauptvorstand in langer Beratung einen neuen Programmentwurf erarbeitet. Die Bewegung an der Verbindung der Abteilungen mit dem Hauptvorstand hätten zu Resultaten noch nicht geführt. Ein wesentlicher Fortschritt der Bewegung sei nicht zu bemerken, da einzelnen Erfolgen wieder andere Mängeln die Waage bieten. Trotz der Interessentheil und Idealität vieler Volksteile wolle man aber, mit Kant zu reden, weiter „die Jahre ausgebreitet halten als Vereinigungspunkt für Alle, die das Gute lieben.“

In der angeordneten Besprechung bemerkte ein A. Marcuse die Forderung der Wandererarbeit nach Deutschland. Die Bewegung sei bei der Rechner und die ethischen Schriftsteller am vollständigsten. Kronenberg hält die ethische Sache vorläufig für nicht imstande, die minder gebildeten Klassen zu begeistern. Sowie ein gewisses Minimum materieller Existenzsicherung so sei auch ein gewisses Minimum geistiger Erziehung notwendig zur Aufnahme ethischer Ideen. Bruno Kreyer dagegen vertritt sich nichts von einer theoretischen Ethik, sondern will mit dem Aute des Glaubens an ethischer Antikult stehen. Wenn wir unsere Ideen ja zu lernen verstehen, daß sie in die Masse einbringen, würde, wie sie Adler in New-York, die Allgemeinheit gepost werden. Auch Bergemann und Marcuse beschließen auf Grund ihrer Erfahrungen den Pessimismus; Kronenberg vermahnt sich gegen Mehrheitsentscheid. Das Endziel sei auch ihm, die Massen zu begeistern, aber er wolle nicht, daß der Rechner und Schriftsteller herabzulege zum Standpunkt der Parteielite.

2. Massenbericht und Entlastung des Hauptvorstandes. Der Massenführer erörtert den Bericht über die Jahre 1899 und 1900 mit Deutschnung des vorläufigen Berichtes über die drei ersten Vierteljahre von 1901. Von demselben ergibt sich, daß das Jahr 1899 zwar mit einem Ueberschuß von 1421,78 Mk. abschloß (hauptächlich in Folge einer größeren privaten Zuwendung), daß aber aus dem Jahre 1899 eine Unterbilanz von 1529,40 Mk. Am Jahre 1900 betrug der „ethische“ Beitrag 208,23 Mk. Im laufenden Jahre werde, falls nicht besondere Einnahmen hinzukämen, vermutlich ebenfalls die Bilanz negativ abschließen.

Taran knüpft er noch einige Bemerkungen: Die Ansicht, daß der Minimallohn von 3 Mk. der Normallohn der Beiträge sei, müsse entschieden bestraf werden, das Normale seien etwa 0 Mk. für Einzelpersonen, 10 Mk. für Familien in mittlerer Vermögenslage. Sammlungen für den Wandererrednerlohn seien leichter, als solche für laute Redner. Die deutsche Form der Einmahnungsverfasserung sei die Veranstaltung einer lehrer Volkserhaltungstagen. Die Abteilungen in der Provinz sollten auch ihre finanzielle Selbständigkeit der Zentrale gegenüber bewahren durch gewissenhafte Erfüllung ihrer statutarischen Pflichten. Man agitiere gut, dann werde man gute Finanzen haben.

Nachdem noch der Bericht der Revisoren vorgelesen, wurde der Massenführer Entlastung erteilt. Eine Finanzkommission (Jaffe, Fungist, Pieber, Webel, Bergemann) erhielt den Auftrag, die Finanzlage noch eingehend zu prüfen und Bericht zu erstatten.

3. Bericht der Abteilungen. a) Berlin. Der Vorsitzende Pieber darf sich freuen, da die „Christlich-Ethische Kultur“ alle Bestände bringe. Ein für Jahre meißliches langames Sinken der Mitgliederzahl

lässe sich nicht leugnen. Es sehe in Berlin an einer Wenge hinreichend werdende Kraft. Man benutze sich zu sehr im alten, ausgearteten Geleite; zwei Beiträge im Monat, die und da eine geistige Zusammenkunft. Erfolgreich sei der gute Ruf, dessen sich die Gesellschaft in Berlin erfreuen wolle.

Nach einer kurzen Debatte, in der Salinger und Bruno Reuer bezeichnen, daß man die Gesellschaft verpakt habe, in der Agitation gegen die losx Menge die Führung zu nehmen, während Nieber und Joffe jedoch hinführen, daß eine solche Agitation aus Opportunitätsgründen nicht möglich war, weil im Vorhande selbst eine Einigkeit über die Art des Vorgehens herrsche, berichtet Zeun über die Berliner Ausstellstelle. Wenn auch die Arbeitsstelle derselben nicht so, wie es ungeschworen wäre, aus der ethischen Gesellschaft sich rekrutieren, so sei ihre Bedeutung für die ganze Gesellschaft doch überaus groß. Vor allem würden die Mitglieder selbst Energie zu vertiefter Auslösung der sozialistischen Aufgaben, und die Erfahrungsgewinn gemacht. Es gebe weite Kreise, die im Hinblick auf die Leistungen der städtischen Armenpflege ein gewisses Bedauern darüber empfinden, daß gerade von niedrigerer Seite das geleitet werde, was bei uns geleitet werde. Das Berliner Armenwesen werde die „ethische Kultur“, wie die Ausstellstelle überall nutzlos heisse, nicht mehr missen wollen. Die Intellektuelle Organisation ihrer Wohlthätigkeitspflicht gegenüber der früheren unmethodischen und stotternden Zerstückelung werde unbeschwerd anerkannt, und man arbeite in Frieden und Anständigkeit mit den ähnlichen städtischen und kommunalen Institutionen. Die statutarische Personalisation des Vorstandes sei der ethischen Gesellschaft sei ihm sehr wesentlich; er wolle aber nicht verhehlen, daß auch eine Stimmung vorhanden sei, die eine Lösung der Beziehungen der Ausstellstelle zur Gesellschaft in Zukunft einmal in Aussicht nehme.

Gegen die letztere Möglichkeit weist Nieber darauf hin, daß die Begründung der Ausstellstelle, genannt Zepnerin, dieselbe bewirkt in den Dienst ethischer Kultur gestellt habe; es wäre bedauerlich, wenn die „unbekannten Hüter der Tat“ die Verbindung mit den bewußten Hütern der Theorie und Praxis“ lösen wollten. Stern schließt sich diesem Protest auch aus rechtlichen Gründen an. Zeun ist im Wesentlichen ganz derselben Ansicht und betont nur, daß der große Stamm treuer und hingebungsvoller Mitarbeiter, der sich auch eine Mitwirkung der Abteilung gebildet habe, einmal den Gedanken durchsetzen könnte, daß man im Interesse der Sache freier und ungebundener arbeiten könnte ohne den mit manchen Parteien verbundenen Nachteil.

Simon berichtet darauf über die Verhältnisse, die gewissermaßen eine Art Pflege der Armen im Geist darstelle. Diese sozialistische Bedeutung müsse neben dem Empfinden der ethischen Bewegung doch auch hervorgerufen werden. Er giebt dann eine kurze Statistik, aus der hervorgeht, daß der Reich der Verhältnisse wie die Mindererlebung in geradezu unheimlicher Progression wachse. Trotz der Beschränkung der Räume lässe man bereits wohl über 100.000 Besucher (jährlich; die ca. 60.000 Räume der Abtheilung würden nur 37.000 mal besetzt). Die Verhältnisse sind wesentlich anders; die Stätten seien auch mit über 100.000 Besuchern im Durchschnitt gefüllt. Trotz des dankenswerthen Aufwandes der Stadt habe aber der Fiskus im Jahre 1900 schon 1100 K. betragen, die aus dem Jahresertrags zu bedeu waren; in diesem Jahre werde man auf das gleiche Resultat. Noch sei ein Kassenabstuh aus Spenden möglich, aber man kann, wenn der Jahresertrags ausgereicht? Die fernwähliche Anerkennung unserer Verdienste auch von der Seite des Stadtbehörden habe es nicht allein. Joffe stellt, daß, was aus freier Initiative geboren worden sei, sich auch erhalte werde. Immerhin dürfe man sich aber fragen: Selbst im schlimmsten Fall, daß die Verhältnisse ihre Selbständigkeit aufgeben müßte, lie die moderne Sozialarbeit nicht vergebens gewesen. Die Arbeit der Gründer sei zu gewis, eine große Bewegung zu Gunsten der Verhältnisse ins Leben zu rufen. Das sei so vollkommen gelöst, daß eben, weil nun die kommunalen Behörden ihre Arbeit erkannt hätten, die freie ethische Verhältnisse sich selbst einmale überflüssig gemacht habe.

b) Breslau. Marcus behauptet, nicht Schwindes von sozialistischen Institutionen von dort werden zu können. Die aus der ethischen Agitation gegründete Verhältnisse sei ein Mangel an Mitteln nicht auszugewinnen, freilich auch nicht, ohne dem Mangel den ersten Anstoß gegeben zu haben, kommunale Verhältnisse zu gründen. Die Begründung einer Ausstellstelle sei dem Mangel von ausreißend fähigen und über ihre Zeit verfügbaren Mitgliedern gecheitert. Nur soziale Kleinarbeit werde noch immer von der Abteilung geleistet, indem u. a. die von ihr angeregte Bestimmung normen Strahlbüros für arme Schulfinder jedes Jahr mehrere Tausend Mark Hülfz mache. In der Fortsetzungsbildung habe man nur wenige große städtische Forträge, meist mit unvollständigen Rednern, veranstaltet. Dafür aber in diesen drei Mitgliederkonferenzen mit mehreren über Tagesfragen und ihrer ethischen Durchbrechung. Er hoffe, da das gefährliche Wort, als bleibend, verflämmer lie als das gepredigt, in der nächsten Zeit das Ziel zu erreichen, daß die Abteilung jedem Mitgliede die „ethische Kultur“ zugehen lasse, wenn ihm der Betrag mit einer entsprechenden Ermäßigung des Preises entgegenkomme.

Es schließt sich daran eine kurze Debatte über die Zielsetzung und die Ausgestaltung, in der von allen Rednern die Wichtigkeit und der Wert derselben anerkannt wird, aber auch Wünsche für Verbesserung und noch populärere Förmung zum Ausdruck gelangen.

Nach der Mittagspause wird beschlossen, die Fortsetzung der Berichte (Punkt 3 der Tagesordnung) zu vertagen und in die Neurobidifikation über die Programmfrage einzutreten.

1. Programmunterschied des Hauptvorstandes. Der Vorsitzende,

Dring, rechtzeitig die Einbringung der Vorlage aus rechtlichen, sachlichen und finanziellen Gründen. Fungst hält das internationale Programm für ausreißend; prinzipiell sei er Gegner des Planes; nur, falls sich leicht eine Einigung über den Wortlaut vollziehen lasse, würde er dafür sein. Marcus erklärt, es lasse sowohl an der formalen, wie materiellen Bewertung auf die Bedeutung. Der letzte Gesellschaftstag habe nicht nur den damaligen Entwurf befestigt, sondern auch einen Antrag, der den Hauptvorstand mit einer Reihenbeurteilung betrauen wollte, direkt abgelehnt. Der Entwurf sei aber auch sachlich nicht gut. Drei Forderungen müßten an ein Programm gestellt werden, es müsse 1. klar, 2. von laienbarer Kürze, 3. im Einklang mit dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntnis und den Forderungen des sozialen Lebens sein. Nur die Kürze sei allenfalls gegeben. Er beantragt:

„In Erwägung,
daß der letzte Gesellschaftstag den Antrag auf Fortlegung eines Programmunterschieds ausdrücklich abgelehnt und im Anschluß hieran seine Meinung ausdrücklich und motiviert dahin kundgegeben hat, daß aus prinzipiellen Gründen und im Hinblick auf das Programm des ethischen Bundes es nicht unbedingd der Auffassung eines Sonderprogramms bedürfe, das vielmehr eine reiche und ausläuferliche Erörterung der Aufgaben der Gesellschaft in der Literatur sich empfiere,
in Erwägung,

daß in der Praxis nicht hervorgetreten ist, was auf eine Abänderung dieser Anschauungen innerhalb der Gesellschaft sich Sicherheit schließen läßt,
daß eine programmatische Festlegung der Grundbedingungen die freie Betätigung der Gesellschaft nicht hindern einzuengen, sondern unter Umständen selbst zu fördern geeignet ist,
geht der Gesellschaftstag über den vorliegenden Programmunterschied zur Tagesordnung über:

Stern befreit durchaus den Mangel formaler Bedingungen. Der Gesellschaftstag lie bereitwillig, ohne neue Gründe anzugeben, seinen früheren Beschluß umzusetzen. Im internationalen Programm seien nur allgemeine Tendenzen ausgedrückt, jetzt könne man schon Grundzüge formulieren. Die deutsche Bewegung bedürfe eines ihr entsprechenden Ausdrucks. Benzig erklärt sich gegen den Antrag Borcke. Die Vorarbeit, die gemacht, habe Anspruch auf gerechtere Würdigung. Was der Gesellschaftstag früher „nicht für unbedingt nötig“ erklärt habe, könne er heute für bedingt möglich halten, sofern man nur im Programm die Zusammenfassung beschränke, worin man in der Vergangenheit bis dahin einig geworden sei, nicht aber eine dogmatische Bindung für alle Zukunft. Die Frage, ob überhaupt ein Programm, lie nicht von vornherein zu entscheiden, sondern davon abhängig, ob eine Einigung auf ein gutes Programm möglich werden würde. Einen Beschluß von Kommissoren müßte er vermeiden.

Es folgen Zusätze von Dring, Marcus, Fungst; ein Antrag auf Scheitern wird nicht angenommen. Dann beantragt Bruno Reuer, daß ein Programm bereits sein müsse, ohne die Gefahr dogmatischer Erstarrung vorliege, den Titel des Entwurfs dahin zu ändern, daß statt „Programm der D. G. u. S.“ gesagt werde: „Einige Vorschläge der D. G. u. S.“

Kronberg ist vielfach mit Benzig einverstanden. Wenn ein Programm in weniger als neunundzwanzig Jahren gelung, dann sei es gut; sonst besser nicht. Der bisherige Entwurf lie nur oberflächlich möglich gut; ihn durch Kürzebeseitigung zum Probest der Gesellschaft zu bringen, lie doch beschaffen. Es sei zu erwägen, daß Programme nicht nur vorzulegen, sondern oft auch abzuheben Kraft geben.

Der Antrag Borcke wird darauf gegen drei Stimmen abgelehnt, und die Vermittlung tritt in die Diskussion über den Entwurf selbst ein.

Fungst beantragt zur Ueberführung: „Der Programmunterschied des Hauptvorstandes wird angenommen, erhält jedoch den offiziellen Titel: „Vorschläge für Mitglieder der D. G. u. S.“, schließt sich dem Gesellschaftstag zu Berlin im Oktober 1901.“

Marcus unterzieht den Entwurf, Paragraf für Paragraf, einer eingehenden Kritik und stellt zahlreiche Abänderungsanträge ein.

Offter hat den Auftrag seitens seiner Abteilung, um den Gesellschaftstag den Antrag zu stellen, die Worte „ethische Kultur“ durch einen ähnlichen Ausdruck zu ersetzen, oderkannt jedoch nicht die bessere Ausdrucksweise dieser Forderung.

Zeun zieht im Antrag Fungst eine Nothwendigkeit und erwirkt Unannehmlichkeit. Was man als Programm gemocht habe, solle man nicht an die Mitglieder auf etwaige Angriffe aus „Vorschlägen“ abgeben.

Nieber unterzieht diese Auffassung, während Fungst, Joffe, Bruno Reuer, Kronberg etc. beistimmen, J. Z. in Mitleid und Abtheilung. Kronberg stellt das Amendement zu Antrag Fungst, den Titel so zu fassen: „Vorschläge für Mitglieder der D. G. u. S. (angenommen aus dem Gesellschaftstag 1901)“. Gleichzeit gibt eine Spezialdebatte über die einzelnen Paragraphen und Abänderungsanträge, in der sich beteiligen: Nieber, Dring, Nieber, Joffe, Fungst, Bruno Reuer, Kronberg, Zeun Stern.

Die Verhandlungen sind hierauf geschlossen. Nieber beantragt, den Entwurf nunmehr en bloc anzunehmen, oberhalb einer rationalen Veränderung von Einzelheiten durch den Hauptvorstand. Dieser Antrag wird abgelehnt.

Hrano Krcer beantragt, den Entwurf einer Kommission von 5 Mitgliedern zu überweisen. Dieser Antrag wird mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen und in die Kommission die Herren Marcell, Plümgig, Webel, Hrano Krcer, und Stern gewählt.

Zweuf wird die Verhandlung des ersten Tages ¹⁰ Uhr abends geschlossen. (Vorlesung folgt.)

Carl Säenger's Beistellung. Die sterblichen Ueberreste unserer 10 jähr dahingegangenen Freunde sind am Sonnabend, den 16. November, im Necrotorium in Heidelberg verbrannt worden. An der Feier, welche im engeren Kreise stattfand, und bei welcher Beibiger Schneider aus Mannheim die Trauerrede hielt, nahm als Vertreter der Berliner Central- u. d. G. A. Dr. Kronenberg teil. Ferner Dr. Plümgig für die Abteilung Frankfurt a. M., eine Anzahl näher lebender Freunde, hundertfache Chorglieder mit umflosser Bahne u. l. w. Am nächsten Tage, Sonntag den 17. Nov., und dann die feierliche Beisetzung der Asche in ein dem Franzfurter Friedhofe hat. Die ganz außerordentliche Theilnahme an der Feier legte Zeugnis ab von der allseitigen Achtung, Liebe und Verehrung, die der Verstorbenen genoh. Ein mahrer Hügel von Kranzen lärmte sich bald über dem Grab: es wurden ihrer mehr als 200 niedergestellt, darunter auch ein großer Kranz von Blumen und Sprüche. So sprach, außer dem ersten Redner, vier freiwillig geworfene Beibiger Helfer aus Wiesbaden, Vertretern der freien Gemeinden, der süddeutschen Volkspartei, des demokratischen Vereins in Frankfurt, der Fortschrittspartei in Frankfurt, der Fratellen der freil. Volkspartei in Abgeordnetenhause u. A.

Nach dem Ged. Justizrath Dr. Duxler, der im Namen der Franzfurter Stadtordeordneten sprach, ergriß Dr. Kronenberg-Berlin das Wort zu folgender im ungelährten Vorwort wieder-gegebenen Ansprache:

Im Namen der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, insbesondere im Namen des Hauptverbandes, dem der Entschlossene als Mitglied angeschlossen, sowie für die Berliner Freunde lege ich diesen Kranz hier nieder, als ein schmerzliches Zeichen trauer-vollwärmthigen Gedankens, treuer Liebe, tiefsten Dankes für alles, was der Verstorbene uns war und was er in aufopferungsvoller, hingebender Thätigkeit im Dienste der ethischen Bewegung gewirkt. Wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde, so ist er im Dienste der ethischen Bewegung — heimkehrend von einem Vortrage, den er in der Abteilung Stuttgart gehalten — zum Tode erlitten worden. Von Anfang an hatte er sich der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur mit Begeisterung angeschlossen und dabei ihre Aufgaben von der Seite her ergriffen — denn es giebt ja wunderbar Höheres zu thun — von wo sie am besten, mindestens am fruchtbarsten ergriffen werden können: von der Seite des zielbewußten Thuns im Dienste allerseitigen Menschenbekehrung und Menschenveredlung. Er begriff das Hauptliche Wort: „Im Anfang war die That! Und es war eben kein gewöhnliches, kümmerliches, unfreies Thun, das er an hohe Aufgaben dahingab, sondern ein freies lebendiges, im freien Springequell der Persönlichkeit immer mehr verjüngtes; es war befreit von dem Dornen der Freiheit, auf das es sich letzten Endes immerfort richtete. Wer dieses hohe Wort „Freiheit“, mit all dem Schönen, Reichen und in seiner Tiefe nie ganz aussehnbaren Inhalt, den es in sich birgt, einmal ergriffen hat, den läßt es nicht wieder los, es drängt ihn, ganz in ihrer Sphäre zu leben, und in jedem Falle findet er im Bewußtsein dieser Freiheit für all sein Thun und Wirken den höchsten Lohn, der jede Art von Anrechnung weit hinter sich läßt. So war es auch bei unseren dahingegangenen Freunden. Der Freiheitsdrang trieb ihn zur allseitigen Entfaltung seiner Kräfte, im ganzen Umkreise des Lebens, in weit er ihn nur zu umspannen vermochte. Hier, im Leben selbst, nicht jenseits desselben, in der Klar erloschenen Wirklichkeit, nicht in nebelhaften Fernen mußte er das Dauernde, Bleibende gewinnen; er suchte die Erfüllung, nicht die leere Unendlichkeit. Er bedürftigte wie wenige das Lichtwort:

Wiß! Du ins Unendliche schreiten,
Weß! im Endlichen nach allen Seiten.

Aber es war kein getheiltes, zusammenhangloses Viederteil, in dem er sich beethigte, vielmehr suchte und fand er in den Grundgedanken der ethischen Bewegung recht eigentlich den einheitlichen Mittelpunkt seines Lebens und Wirkens, von dem jede einzelne Bestimmung ausging und auf die jede einzelne auch wieder hingiele, so wie die Nadeln des Kreuzes ebensoviele vom Mittelpunkt zur Peripherie, als von dieser zu jenem hinwärtens. Wenn er für politische, sociale, religiöse Freiheit in der vorherigen Reihe kämpfte, wenn er durch rasche Aufstärkungswelt, dadurch, daß er den weltlichen Volkstreffen alle Bildungsmittel zugänglich zu machen suchte, sie von unwürdigen geistigen Vorkämpfern allmählich zu befreien hoffte, wenn er durch den Einsatz veränderter Kunst die Bewunderer gerade der Armen und Armen die Möglichkeit frei zu machen suchte von dem lastenden Druck des harten Kampfes um die Nothwendigkeit des Lebens: immer war das eine Ziel und der eine Ausgangspunkt die stillliche Freiheit, das Streben nach Herausarbeitung des Ethos, nach Sicherung des allgemeinen Menschlichen,

nach Befreiung von all den Hemmnissen und Schranken, die es unaussprechlich verzerrten, verunstalteten oder ganz vernichteten.

In dieser rastlosen, allseitigen Arbeit für Menschenbefreiung, für wahrer Eitlichkeit und Menschenwürde: wie viel Grobes und Schönes hat er erreicht, doch wie viel mehr war noch von ihm zu schaffen, der in der Hülle der Jahre hinweggerafft wurde: wieviel auch er hat nicht unlosch geliebt. Auch er hatte, um ein höchstes Wort Schelling's anzugedenken, seinen Anteil an jenem allgemeinen Irndringenden und legendenbenden Beistellung, der in den mannigfaltigen Formen sich offenbart, und überall, wo er hintritt, Leben verbreitet. Und dies gewirte Lebendige wird nicht untergehen, denn das Geleis von der Erhaltung der Kraft soll ja auch für die höchste Kraft. Unter uns, seinen nächsten Freunden, insbesondere wird die Hülle des Hellen, das im Anfang, anstehend, anregend zum Fortbilden, weiterwirken, so daß er ohne ihn und doch mit ihm weiterkann, mit ihm, d. h. im Einklang mit all den vielen Schönen, Unpolitischen, liebenswürdigen Jüngsten Lebens und Charakteren, und so, in diesem Sinne, nehme ich Abschied von dem Großen, das bald die Asche seiner letzten Reden umhüllen wird, Abschied mit einem letzten Schmerzfüllen und doch nicht trüben, vielmehr lebendigen, all unser Dankbarkeit und unser liebendes Gedächtnis für den tapferen Kämpfer noch einmal wieder zusammenfassenden Lebenswort!

Der Dr. Arthur Plümgig legte für die Abteilung Frankfurt a. M. der D. G. A. einen Kranz mit folgenden Worten nieder: „Im Namen der Abteilung Frankfurt, welche Carl Säenger einst mit begründet hat, lege ich diesen Kranz als letzte Zeiden unserer Liebe und Verehrung an seinen Grab nieder. John Zorn lang hat der Dingschiedene im Vorbestehen gefunden in unserem Kampfe für Menschlichkeit, Wahrschäftigkeit und Eherechtigkeit, mit Wort und That hat er für die Verbreitung unserer Ideale gewirkt, und wenn heute die Abteilung Frankfurt a. M. eine achtsunggebende Stellung einnimmt in der ethischen Anruerbewegung, dann ist es zum großen Teil das Verdienst von Carl Säenger. Wir widmen diesen Kranz dem edlen Manne, dem großen Charakter, dem guten Menschen — dem freien Denker!

Es legten dann auch Kranze mit kurzen Dankesworten Nieder u. a. Dr. Wich für die franz. Leibelibethel und Verhältnisse, Beer-egillieur Ludwig für den Ausfühler für den Volksunterhaltung, Redakteur Otto Dörich für den Journalisten und Schriftstellersverein, Redakteur Henning für den „Neuen Franz. Verlag“ und die Halbmonatschrift „Das freie Wort“, ferner die Beamten der Leibelibethel, der Verband der Schönen im Staatsbankrott u. o. a.

Zief ergriß, so schließt die Kranz. Jg. ihren eingehenden Bericht über diese Beistellungsfest, vermach die Kreuzverpflichtung, die anderthalb Stunden im Freien bei kühleren Winde ausgeharrt hatte, die allseitigen Abschiedsworte der Wiesbadener Sprecher:

So laßt er sich: Einem Schmerz!
Die wie ein stiller Grab geliebt,
Sie sind nicht tot, so lang ein Herz
In Liebe ihrer treu bedient.
So lang ihr liebes, dieches Bild
Nur einem Auge noch erbleibt,
So lang in Sehnsucht angefüllt,
Nur eine Ährne um sie weint.

Zum Wandrerrednerfonds

erhalten wie seit dem 16. Noemb. (vgl. Nr. 46 der Zeitschrift) von Hr. Jaffe, Berlin, M. 6; von einem Wohlgefinnen“, M. 100; Frau A. Feiler, Strasbourg i. G., M. 10; D. C., Berlin, M. 100; H. Papp, Königberg i. P., M. 10.

Mit diesem Lauf für die freischafflichen Geber zur Entgegen-nahme weiterer gütiger Beiträge bereit das Bureau der D. G. A. Berlin W., Unter d. Linden 16. Dr. Penzig.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

- Bibliothek für Politik und Volkswirtschaft:
- 1: Hebeherrecht und Verlagsrecht.
- 2: Der Coeranzantrag d. Centrums.
- 3: Lex Heinze.
- Herausgegeben von Prof. Dr. Hieber u. C. A. Pabig. Berlin, Wilh. Baensch.
- Vorträge über Kunst von John Ruskin, übers. von Wilh. Schäfermann. Leipzig, Eugen Diederichs.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.



Der Muskelstärker, Athler
ist zu beziehen von der
**Westfälischen Metall-
Industrie A. G. Lippstadt** W.

Der Muskelstärker „Athlet“
gibt
Wohlbefagen u.
Schaffenskraft,
Stärkt die Nerven,
Kräftigt den Körper.
Vielfach prämiiert.
Ärztlich empfohlen.

Preise:
No. I M. 5.50, No. II M. 6.10,
No. III M. 6.50, No. IV M. 7.00.
Verkauft gegen Nach-
nahme; bei Nichtbe-
kommen aus Franco-
Remissionierung innerhalb
8 Tagen Zurücknahme.

Sür Schriftsteller.

Welder Schriftsteller oder bereit und befähigt, für das Zeitschrift einer gesellschaftlichen Zeitschrift Aufträge, Skizzen etc., geeignet, den Schreibern der gesellschaftlichen Solidarität zu popularisieren, zu veröffentlichen. Offerten erbeten an die Red. des „Schweiz. Konsumvertrags“ Basel (Schweiz), Steinlenhork. 24.

Geb. junge Dame, Rheinl., 25 Jahre, Kaufmanns-
tochter, in Gesang und Klavier konservatorisch ausgebildet,
mit dem Hauswesen und für Handarbeiten vollständig ver-
traut, wünscht Stellung in seinem Hause bei vollständiger
Familienaufsicht, Gef. Angebote erb. unter A. B. an
die Exp. d. Z.

Gelegenheitskauf.

Vom Verlag der „Wohlfahrt“, Ruppertsberg-Weichenberg, ist
zum herabgesetzten Preise zu beziehen:

„Der freie Wille“.

Vortrag von Hedwig Henrich-Wilhelm.

Die berühmte Rednerin erwidert in diesem Vortrage in ausgedehnter und zutreffender Weise den Begriff des sogenannten „freien Willens“. Sie weist in klaren und trefflichen Worten nach, daß der Mensch eigentlich seinen freien Willen habe und daß nur die mannigfaltigen Umstände des Willens die Freiheit beschränken. Belehrt er daher Niemand, sich diesen beschränkenden Fortgang anzuschließen.

Größter Preis per Stück 10 Pf., jetzt nur 8 Pf.
10 Stück 60 Pf., 100 Stück 300 Pf. —.

Durch denselben Verlag abonniert man auf

„Die Wohlfahrt“

Zeitschrift f. volksmäßige Heilweise auf Grundlage d. Selbstreform
Verbandsorgane der österrösischen Naturheilvereine.

Der jetzt auf „Die Wohlfahrt“ abonniert, hat das Recht Jah-
gang I, II, V, VI, VII, VIII für nur 30 Pf. 6 zu beziehen.

Probeheft gratis und franco. Auflage 2500. Inserate werden
billig berechnet und haben besten Erfolg.

Einbanddecken für die Ethische Kultur

elegant ausgestattet, sind zum billigen Preise von M. 1.20 durch alle
Buchhandlungen und direkt vom Verlage zu beziehen.

Nachlieferung von Einzelnummern gegen Einzahlung von je 20 Pf. in Marken,
soweit möglich.

Verlag für ethische Kultur
Berlin SW., Kommandanten-Strasse 14.

Aufruf.

Auch im neuen Winterhalbjahr soll die Ausbreitung der Grundzüge und die Förderung der Aufgaben der Deutschen
Gesellschaft für ethische Kultur durch Ausübung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft
bereits bestehen, als auch namentlich an den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungs-
genossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesuche um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer ent-
sprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit
Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen
Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlichster Dankagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere
Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Veranhangung solcher Personen, die mit unseren Zielen
sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beizutreten zu können, nach Kräften beistimmen zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur
(Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen ge-
lieferten ev. nachzubehandelnden Sammelzettel thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ quittiert.
Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur,

Namens desselben:

Professor Dr. Döring,
1. Vorsitzender,
Gr. Erlenstraße bei Berlin,
Eismarktstraße 1.

Dr. A. Bengig,
2. Schriftführer,
Charlottenburg, Grotmanstraße 15.

Justizrat Stern,
Rechtsanwalt und Notar,
2. Vorsitzender,
W., Taubenstraße 54.

Paul Jaffe,
Kassensührer,
W., Magdeburgerstraße 20.

Justizrat Dr. Rothe,
1. Schriftführer,
Neu-Siedelberg,
Kaiserstraße 5.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Bengig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Bieder in Berlin S.W. 19,
Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E. Preuss, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Gründet
Jeden Sonnabend.
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegern.
Post-Zeitungsliste
Nr. 2480.

Ethische Kultur

Zeitschrift
Die Freigedankten
Herausgegeben 40 Pf.
Erhalten
Wird nach
freier Vereinbarung
Einnahme in allen
Kassenverzeichnissen
und in der
Expeditio S. W. 19,
Kommendantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Fr. W. Soerfer herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Wieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 7. Dezember 1901.

Nr. 49.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Der Zolltarif und die nationale Verteidigung. Von Dr. f. W. Soerfer. — Ein Frauenbuch. Von Helene Simon. — Streiflichter: Die Ethik des Missionswesens und die geistlichen Orden. Viele Wenig machen ein Viel. — Aus der ethischen Bewegung: Protokoll des sechsten ordentlichen Gesellschaftstages der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. II. — Wärschchan.

Der Zolltarif und die nationale Verteidigung.

Von Dr. f. W. Soerfer (Görlitz).

Anfänglich der Propaganda für die Verstärkung unserer Kriegsstärke glaubten viele freigeistige Politiker über alle Maßnahmen klug zu sein, wenn sie sich auch einmal des Gesichtspunkt der nationalen Verteidigung und des internationalen Mißtrauens zu eigen machten und dadurch ihre Regierungsfähigkeit kund gaben. Mindestens hofften sie durch diese Leistungen eine freundlichere Berücksichtigung der gewerblichen und kaufmännischen Interessen bei der Aufstellung des Zolltarifes einzutauschen. Groß war nun die Enttäuschung bei der Publikation des Tarifes. Vielfach wurden Stimmen des Bedauerns darüber laut, daß man sich damals mit der Flotte soweit eingelassen und freudig Alles bewilligt habe und nun doch keinen Dank finde.

Die jüngste Rede des Ministers Müller über die Bedeutung der landwirtschaftlichen Zölle für unsere nationale Verteidigung wird vielleicht allen diesen Politikern noch mehr Aufklärung darüber geben, wie unendlich kurzichtig und gewagt alle solche politischen Schlauheiten und Halbheiten sind und wie die volle sittliche Konsequenz auf die Dauer auch das allein Praktische ist.

Minister Müller hat sehr klug herausgeführt, daß zur Gewinnung der großen Masse der Wähler rein wirtschaftliche Gesichtspunkte nicht ausreichen, da die Meisten in dieser verwidelten Frage nicht recht wissen, wer eigentlich Recht hat und welche Funktion die Zölle im Wirtschaftsleben der Nation und in der Finanzierung des Staates haben. Darum wird der nationale Gedanke vorgehoben. Deutschland muß auf dem Gebiete der Volksernährung unabhängig von fremder Zufuhr bleiben. Das leuchtet ein — das ist ein Schlagwort für Alle.

Daß es aber noch immer ein Schlagwort für Alle sein kann, daran haben unsere freisinnigen Flottenenthusiasten rechtlich mitgearbeitet. Durch ihre damalige opportunistische Argumentation haben sie Wasser auf die Mühle der national Anzuchtigen geliefert und sich selber die Möglichkeit verbaut, in dem jetzigen Kampfe die ganze Stärke der Freihandelsposition auszunutzen. Denn die Stärke der Freihändler liegt eben darin, daß sie zeigen,

wie wir gemäß der gewaltigen Umwälzung aller wirtschaftlichen Lebensbedingungen auch unsere Auffassung von Landesverteidigung ändern und einsehen müssen, daß in der Stärkung internationaler Gegenseitigkeit und internationalen Vertrauens die beste Sicherung vor kriegerischen Konflikten liegt, und daß darum die rein militärische und strategische Auffassung der nationalen Verteidigung geopfert werden müsse zu Gunsten der internationalen Arbeitsteilung, durch die man übrigens andere und viel wirksamere Waffen in die Hand bekommt, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen — eben weil diese Arbeitsteilung eine wechselseitige Abhängigkeit aller Nationen hervorbringt, die das Interesse des Einen mit der Prosperität des Anderen solidarisch macht. Aber Freihändler proklamieren und dabei die militärische Auffassung der Landesverteidigung unterlägen — das ist eine ganz unmögliche Position, da das Eine das Andere ausschließt: diese unmögliche Position aber hat sich leider der Opportunismus unserer Liberalen zu sichern gewußt und darunter wird ihre ganze Campaigne gegen die Getreidezölle scheitern. Man sieht leider in diesen Kreisen immer noch nicht deutlich genug — weil man eben zu „praktisch“ geworden ist — daß die Hauptstärke der Agrarier ein ideologischer Faktor, nämlich der militärische Nationalismus ist, mittelst dessen sie der Realisierung des industriellen Gesellschaftstypus mit allen seinen Konsequenzen entgegenreden, indem die Suggestion dieser nationalen Idee lähmend wirkt bis weit hinein in das Lager ihrer Gegner und diesen nur einen Kampf mit halber Kraft möglich macht. Denn wenn ich solche Angst habe vor einer Küstenblockade und vor der Besetzung der deutschen Handelsflotte, wie Herr Prof. Brentano — wie kann ich dann noch Deutschland auf fremde Zufuhr stellen? Und wenn ich persönlich diesen Widerspruch zu vereinen vermag, wie kann ich glauben, daß alle die von meiner nationalen Angimacherei Angestrichen und „Aufgeklärt“ sich aus eigenen Kräften gegen Herrn Müllers Argumente betreffend die nationale Verteidigung zu wehren vermögen? Nein — durch bloße wirtschaftliche Propaganda werden die Vertreter des Freihandels in Deutschland so wenig siegen, wie sie es in England vermocht haben. Bieviele „Ideologie“ hat Cobden in seinen Dienst gestellt! So wie die Agrarier heute durch die Suggestionskraft der nationalen Idee siegen, so müssen die Freihändler die Idee der internationalen Solidarität in ganzer Konsequenz zu einer Gemütsmacht machen und damit die Kreise erobern, die heute noch im Banne des strategischen Nationalismus stehen. Ich sage ausdrücklich: des „strategischen Nationalismus“, denn niemand von uns sieht das Ideal der Zukunft in dem sogenannten „Völkerbrot“, sondern in jener

fittlich geordneten Völkergemeinschaft, innerhalb deren die nationale Eigenart sich reicher und sicherer entfalten wird als in der heutigen Verteilungsmasse, die uns mit kurzfristigen strategischen Argumenten davon abhält, unsere nationale Arbeit zu individualisieren, und nur das zu kultivieren, was unseren besonderen Begabungen sowie unseren klimatischen und geologischen Begünstigungen entspricht.

Was nun übrigens die Verteidigung des Zolltarifs vom Standpunkt der nationalen Sicherheit betrifft, so wäre doch auch da noch manches zu sagen. Als ob man Deutschland einschließen könnte wie eine Festung und als ob nicht doch immer Gelegenheit bliebe, sich von irgend einer Seite von außerhalb her zu verproviantieren! Aber selbst wenn der rein strategische Standpunkt haltbar wäre, so müßten wir doch die entscheidende Frage stellen: Sind nicht eine starke Bevölkerung und wirtschaftlicher Reichtum die Grundbedingungen gerade auch der militärischen Macht? Wenn wir zu Gunsten der Unabgängigkeit von fremder Zufuhr den wirtschaftlichen Lebensprozeß der Nation unterbinden und durch künstliche Eingriffe gefährden, begehen wir damit nicht einen fundamentalen Fehler in der Landesverteidigung? Wenn wir die Ausnützung unserer nationalen Arbeitskräfte und Bodenkräfte nach strategischen Rücksichten, statt nach Gesichtspunkten der höchsten Intensität und Produktivität der Arbeit ordnen, schneiden wir damit nicht gerade unserer Strategie ihre beste „Zufuhr“ an wirtschaftlicher Kraft ab? Deutschland begehrt bei einem jährlichen Gesamtbedarf von 17–18 Millionen Tonnen von Körnerfrüchten etwa 3 Millionen Tonnen aus dem Auslande. Es darf nicht bezweifelt werden, daß es möglich wäre, durch hohe Zollsätze auch diese 3 Millionen noch der deutschen Agrarproduktion zuzuwenden. Aber wäre solche Entwicklung volkswirtschaftlich zu begrüssen? Keineswegs. Denn in einem Lande mit wachsender Bevölkerung, wo die Bodenfläche beschränkt und die Arbeitskräfte zahlreich sind, ist eine überwiegende Getreidekultur gerade vom Standpunkt vollster wirtschaftlicher Ausnutzung der gegebenen kulturellen Situation als durchaus irrational zu betrachten. Der Getreidebau ist, selbst in seiner entwickelten Kultur, eine externe Form der Bewirtschaftung, d. h. eine Form der Produktion, in welcher die Naturkraft die Hauptrolle und menschliche Arbeit und Intelligenz nur eine Nebenrolle spielen. Man soll daher die Getreideproduktion denjenigen Ländern überlassen, in denen gewaltige und uner schöpft Bodenflächen mit verhältnismäßig dünner Bevölkerung vorhanden sind. Ein Land mit stark zunehmender Bevölkerung aber sollte sich denjenigen Betriebsarten zuwenden, welche die höchste Anspannung von Intelligenz, von Arbeitskraft fordern. Und ferner: Wie kann unsere Industrie, die eigentliche Quelle unseres Nationalreichtums, zu einer Weltindustrie werden, wenn wir großen Agrarländern keinen Import gewähren? Im Weltverkehr zählt man bekanntlich nicht in War, sondern durch Ausgleichung von Export und Import. Wie kann z. B. Argentinien unsere Industrieerzeugnisse abnehmen, wenn wir sein Getreide ablehnen? Wir haben heute den unnatürlichen Zustand, daß die Produktionskosten unserer gewerblichen Arbeit durch erhöhte Lebensmittelpreise gesteigert sind, damit in unserem Lande bequeme und unentwickelte Formen der Bodenausnutzung ein Dasein stiften, welche ihr Recht haben auf den großen Bodensflächen Auslands, Afrikas, Amerikas, nicht aber inmitten einer hochentwickelten Kultur, die für die Ausnutzung der Natur so viel überflüssige Menschenkraft und Menschengeist zur Verfügung hat. Auf den großen Najensflächen Amerikas züchtet man eine grobe Spezies Schafwolle, während im dichtbevölkerten England eine hochentwickelte Agrarerschmelt, wissenschaftliche Züchtungslehre und sorgfältigste Pflege die feinste Spezialisierung hervor-

bringen. Das ist die natürliche internationale Arbeitsteilung: Jedes Volk soll das hervorbringen, wozu es gemäß seinen natürlichen und geschichtlichen Bedingungen am meisten geeignet ist. Darum wird die natürliche Entwicklung dahin führen, daß die deutsche Landwirtschaft allmählich übergeht von der fast ausschließlich Kultur der Körnerfrüchte zu einer intensiven Viehzucht, zur Pflege von Obst und Gemüse u. und feinerer Sorten von Körnerfrüchten. Was die Viehzucht betrifft, so weist man darauf hin, daß in Deutschland das Fleisch noch nicht Massenloft sei, bedents aber nicht, daß die Schuld daran gerade an den Getreidezöllen liegt. Wenn die Brotpreise fallen, wenn die Industrie fortschreitet, werden die Massenkaufkraft für animalische Produkte, für Obst und Gemüse haben. Der englische Arbeiter ist heute dreimal soviel Fleisch wie der sächsische Arbeiter und arbeitet auch dementsprechend intensiver. Man sieht daraus, wie eng die Anpassung der deutschen Landwirtschaft an die Bedingungen der gewerblichen Arbeit mit Deutschlands wirtschaftlicher Zukunft verknüpft ist.

Es kann gewiß gerade von unserem Standpunkte aus nur begrüßt werden, wenn Minister Müller den einseitigen Interessenstandpunkt verwirft und betont, daß man sich dazu erziehen müsse, die Zusammengehörigkeit aller Volksteile im Auge zu behalten. Die Art aber, wie für die Landwirtschaft gesorgt werden soll, entspricht nicht den Gesamtinteressen. Wenn statt der Zoll-Alimente die größten Summen gefordert würden, um junge Agrarier und ihre künftigen Angestellten in rationelle Methoden des Agrarbetriebes einzuführen und sie zu befähigen, ihre Produktion den Bedürfnissen anzupassen, welche sich aus den Umgestaltungen der Weltwirtschaft ergeben haben, so wird gewiß kein Vertreter der gewerblichen Interessen mit der Bewilligung zurückhalten. Aber ein Rufusum zur Erhaltung fossiler Betriebsmethoden kann der Staat doch niemals sein, und darum muß gerade vom nationalen Standpunkte gegen den Zolltarif energig protestiert werden.

Minister Müller sprach in der erwähnten Rede von der ungeheuren Schwierigkeit der in Frage stehenden wirtschaftlichen Ausgleichen. Vielleicht wären die Dinge alle viel einfacher, wenn unsere Staatsmänner nicht so sehr das Vertrauen in die reale Bedeutung der „großen Gesichtspunkte“ verloren hätten und lieber mit den kurzfristigen Augenblicksmahregeln von der Hand in den Mund lebten, als die wirtschaftliche Entwicklung ihres Landes einmal in Fühlung setzen mit einer konsequenter Würdigung der großen und unverkennbaren Tendenzen der Völkersolidarität, die der Zukunft gehört und die auch die heftigsten Anzeiger der wirtschaftlichen Lebensforderungen der Gegenwart sind.

Ein Frauenbuch.

Von Helene Simon.

Ein interessantes und wertvolles Dokument weiblichen Strebens und Schaffens ist in England erschienen. Es ist, wie die Verfasserrinnen sagen: das Ergebnis einer Konferenz weniger Frauen jeder Richtung, einzig nur in dem Glauben an die Notwendigkeit des staatlichen Arbeiterchutzes, hier im engeren Sinne der Fabriken- und Werftstättenbegabung, und ihrer besonderen Vorsorge für die Arbeiterinnen. Man beschloß die Bildung eines Vereins für Arbeiterchut, zu dem Zweck, Kenntnis seines Wesens, seiner Entstehung, seiner Wirkungen zu verbreiten. Der erste Schritt auf diesem Wege ist die Veröffentlichung eines Buches: „Die Notwendigkeit des staatlichen Arbeiterchutzes.“*)

*) The Case for the Factory Acts, edited by Mrs Sidney Webb with a preface by Mrs Humphry Ward. London, Grant Richard, 2 sh. 6 d.

In vier Aufsätzen unterrichten geschulte und sachkundige Frauen über Theorie, Geschichte und Mängel der englischen Fabrikgesetzgebung und über ihre Entwicklung in den Kolonien. Ein funfter Abschnitt bekämpft „einige landläufige Einwände gegen den Arbeiterinnenschutz.“

Beatrice Webb, die Herausgeberin des Ganzen, der wir auch den ersten Aufsatz verdanken, hat Weltrauf. Wir kennen sie aus der Geschichte der englischen Genossenschaftsbewegung und dem gemeinsam mit ihrem Gatten geschaffenen Werke über die Gewerkschaften als ebenso kenntnisreich wie genial in der Bewältigung großer Stoffe. Zu dem Ffagß der 5 Sozialpolitiker schrieb eine Dichterin das ergreifende Vorwort: Frau Humphry Ward, die Verfasserin von Robert Elsmere und anderer weit über Englands Grenzen hinaus geleseener Romane.

„Seltsam“, ruft sie aus, „daß eines der vornehmsten Kapitel in der Geschichte des 19. Jahrhunderts so wenig Allgemeintum ward.“ In sonnigen Worten löst sie Poesie aus der trockenen Arbeit der Jahrzehnte und zaubert uns den weiten Horizont vor Augen, den das Kleinwert der Gesetzee freilegen muß. Ihr Wiß, sagt sie, daß in den Fabriken jede Einzelheit — Naam, Luftmenge, Keuchlichkeit, Gefahrerbeitung, Arbeitszeit durch ein Gleichgewicht geregelt ist. Dieses Gleichgewicht stellt das öffentliche Gewissen Englands dar, das die Arbeiter, den eigentlichen Reichtum der Nation, vor der Tyrannei skrupellosen Wettbewerbs schützt. Es ist noch kein ideales England. Ihr feinst nach der ungetrübten Klarheit des Flusses, nach der Neubelebung der Wälder, geschwärtzt von dem Rauch, der zu oft gleich einem Leuchtentuch über dem Lande hängt. Ihr träumt wohl von längeren und edler erfüllten Ruhe- und Erholungsstunden, die eine Gemeinschaft genießt, für die Trank und Spiel nicht mehr zu den vorwiegenden Freuden des Daseins gehören. Und Ihr seht vielleicht aus den zu vielen Gesichtern, die in diesen besetzten Straßen die Zeichen der Schwinducht — der Arbeitergeißel — tragen, die Sprache jenes Naturgesetzes, das die Menschheit ewig mahnt und treibt — und zu neuem Streben spornet — uns zu Aufgaben der Wissenschaft und der Menschlichkeit führt.

Und doch, wie Fabriken und Dörfer, Strom und Menschenmenge dem Blick entzwinden, darf — nein, sollte Euer stärkstes Empfinden Freude sein — die Freude dessen, der ein „Zeichen“ erschaute und nun beruhigt und ermutigt ist. Dann wendet den Blick von der Zukunft in die Vergangenheit.

Denkt daran, während der Zug zwischen glühenden Fabriken und arbeitenden Städten dahinfliegt, was dieses Land vor hundert Jahren war. — — — Da war kein Kinderesch. Kein Schutz für die heranwachsenden Mädchen und Knaben — keiner für die Frauen. Frauen und Kinder arbeiteten noch in den Bergwerken. Spinner und Kohlenräuber waren Ausbrüder der Verachtung und der Schmach. Große industrielle Körperschaften entstanden. Sie schwellen an durch Ströme neuer Ankömmlinge von allen Haupt- und Seitenwegen Englands. Sie kamen in Menge. Die ganze Entwicklung des industriellen Englands von 1780 bis 1833*) kennen, heißt das Gemüt gegenständig verfolgten Bildern aus einem der großen Trauerspiele der Geschichte austiefen.

Wie die Gestalten und Stimmen aus der Vergangenheit heraussteigen. Wir hören sie noch immer im Wind, der über das Moorland streicht.

Kaufset den Kindern — — den Müttern — — oder der Stimme eines Vaters, wie er schmerzlich durch das Zwielicht des Winters nach seinen Kindern anschaut: „Sie haben 16 Stunden gearbeitet. Ich habe große Mühe sie morgens aus dem Bett zu treiben. Ich mußte

sie schlagen, damit sie wach wurden — ich weinte, weil ich es mußte.“ — Oder hört den Mann in mittleren Jahren, der nach Erlaß der großen Reformbill sein Arbeitsleben überbildet:

„Ich sehe die Männer, die Handspinner waren, als ich im Jahre 1801 nach Manchester kam. Ich kann nicht für Bild zurück rufen, obgleich sie lange in ihrem Särge liegen. Die Menschen, die ich jetzt sehe, sind anders. Ihre Kinder waren in Fabriken und wurden schwach, und deren Kinder sind noch schwächer — die, welche ihr Leben an der Spinnmaschine zubrachten. Ihr Geiß verknümmerte und ward trocken wie ein dürreer Ast. Die lange Arbeitszeit und die Hitze ih. Sie können nicht essen. Teufel trinken sie. Man kann einen Schlud Braunwein trinken, wenn man zu müde ist Brod zu essen.“

Stimmen des Schmerzes und der Schande! — Sie lassen das Phantom der verlorenen Generationen vor uns ersehen, die untergehen um das industrielle England zu schaffen: verküppelte Kinder, fränkliche enttittelte Mädchen, erschöpfte Männer und Frauen, auf deren Leiden unsere Textilindustrie erstand.

Es sei die große soziale That des Arbeiterdunkes einerseits, der Gewerkschaft andererseits, die Arbeiter errettet zu haben.

Frau Webb zeigt, daß der Selbsthilfe, bei allen Vorzügen für einzelne Gewerbe, die Allgemeintätigkeit des staatlichen Eingriffs abgeht, daß sie gegenüber den Sweater-Industrien fast ohnmächtig ist, daß in vielen Fällen das Gesetz erst die Vorbedingungen freiwilliger Vereinigung schaffen muß. Ihr Aufsatz: „Die ökonomische Seite der Fabrikgesetzgebung“ ist im Wesentlichen eine gedrängte Darstellung von Ansichten, die auch in ihrem großen Werke „Industrial-Democracy“ vertreten sind. Aber er hat seinen selbständigen Wert durch die Inappe Zusammenfassung, die leichte, fast heitere Art, an reicher Erfahrung scharfsinnig gebildete Ueberzeugungen weiten Kreisen zugänglich zu machen.

Ihre Ausführungen gipfeln darin, daß es ebensowohl ein Trauerspiel sei, die Ideen der persönlichen Freiheit, als auch den ausländischen Wettbewerb als Argument gegen den staatlichen Arbeiterchutz geltend zu machen. Im Gegenteil fördere er mit dem Wohl der Individuen den Wohlstand und die ökonomische Kraft der Nation.

Die Mißanwendung des manchesterlichen Prinzips habe Männer und später Frauen, welche die Tyrannei leidenschaftlich haßten, dahin getrieben, sich mit Tyrannen und Sweatern gegen ihre Opfer zu verbinden:

„Nicht keine Schläfte ohne Kennnis der Thotischen. Wie reich Euer Geiß, wie sehr Euer Charakter gefestigt sein mag — wenn Ihr verlaßt industrielle Probleme anzutreten, allein unter dem Gesichtspunkt, ob ihr schreibbares ökonomisches Prinzip Eueren privaten Anschauungen entspricht, so werdet Ihr das Gleiches thun was vor Euch hochmütigste irragelichte Männer thaten.“

Die ungeschickten — die Sweater-Industrien schädigen den nationalen Wohlstand: sie sind parasitisch nach zwei Richtungen. Wo sie die billige Kinder- und Frauenarbeit ausnutzen, belegen sie die besser entlohnten Gewerbe mit einer Abgabe, welche die dort thätigen Eltern, Gatten, Liebhaber als Differenz zwischen den Sweater-Löhnen und den Kosten der Lebenshaltung zahlen. Im zweiten Falle kommen Armenhäuser und Hospitäler für den Sweatergewinn auf. Gleichzeitig drückt er die Löhne gesunder Industrien, verengt ihnen den heimischen und auswärtigen Absatzboden. „Degenerierte Arbeitsformen können wuchern wie Unkraut in vernachlässigten Gärten und höhere Typen erstören.“

Die Erkenntnis des industriellen Parasitismus befestigt mit einem Schlage die oberflächliche Auffassung, Sweater-Ware sei, mag sie es selbst für den Konsumenten sein, auch billig für die Nation. Sie ist im Gegenteil die einzige Waare, die auch bei dem niedrigsten Preis noch teuer bleibt. Ihre Produktionsweise bedeutet Verarmung. Zur

*) und viel, viel länger noch.

den Staat ist sie überhaupt nicht Schaffen, sondern Vergewalten.

Der Arbeiterschutz erscheint auf die Dauer nicht nur als Hindernis im Wettbewerb mit dem Ausland, sondern er wird auch die Konkurrenzfähigkeit erhöhen, weil er die Arbeitskraft hebt, die Technik fördert. Es ist die fortgeschrittenen Produktionsweise, die schließlich Sieger auf dem Weltmarkt bleibt. „Der Arbeiterschutz bildet die unumgängliche Ergänzung der Gewerbe- und Zollfreiheit.“ Beide dienen dem gleichen Ziele: der Hebung der persönlichen und allgemeinen Wirtschaftslage.

Trotzdem diese Auffassung mehr und mehr durchdrang, schritt die Gesetzgebung, wie die folgende Skizze ihrer Entwicklung zeigt, äußerst ängstlich und mit tastender Langsamkeit vorwärts. Immerhin: Unvollkommen und ungleichmäßig wie die Arbeitregelung ist, hat sie doch in dem letzten Jahrzehnt dem Staat grundsätzlich wenigstens das Eingriffrecht in jede Gewerbeart, auch in die Heimarbeit zuerkannt. Und dies trifft die Frage an ihrer Wurzel. Nicht um mehr oder weniger schutzbedürftige Individuen handelt es sich in dem letzten Sinne, sondern um die Wahrung der öffentlichen Wohlfahrt, Gesundheit, Sicherheit.

In ganz vorzüglicher Weise legt der nächste Aufjag: „Die augenfälligsten Mängel unserer Fabrikgesetz“, diese im Einzelnen bloß. Nicht bestimmte Grundfälle entscheiden über die Reihenfolge der Vorschriften. Sie nahmen ihren Weg auf der Linie des geringsten Widerstandes, d. h. da, wo die sichtbarsten Uebel oder die lautesten Klagen und Anklagen Auge und Ohr der Öffentlichkeit am ehesten erreichten. Deshalb blieben die summen, in tausend Winkeln verstreuten Heimarbeiter so lange ungegährt, sind es in der Praxis noch heute. Und ihre Immunität vermehrte ihre Zahl, trieb Arbeit aus Fabriken und Werkstätten in die Heime. Nur hin und wieder leuchtet ein Zeitungsartikel oder ein Gerichtsfall in das Dunkel dieses Elends hinein. Im frühesten der angeführten Fälle hatte eine Mäherin die zu verarbeitende Ware verfehlt. Sie verdiente mit ihren Töchtern, trotzdem sie sich Tag und Nacht abmühen, 7 sh. die Woche. Nachdem ihr letztes Hausgerät verfehlt war, brachte sie die Kleidungsstücke zum Pfandleiher, um Brod zu erhalten und fand kein Mittel sie wieder einzulösen.

Ein schwerer Hemmschuh für die Gewerbe-Aufsicht ist die von dem Gesetz unter gewissen Voraussetzungen gestattete Arbeit über die im Allgemeinen geltende Frist hinaus: „Ich halte den gegenwärtigen Stand der Ueberzeugungs-Erlaubnis geradegu für einen Eselbal“ sagt einer der Inspektoren.

Unentbehrlich wie die Organisation der Arbeiter für den Ausbau der Schutzgesetz ist, ist sie es auch für ihre Durchführung. Ohne Hilfe von Arbeitervereinen und Vertretern würde auch die denkbar größte Zahl sähiger Inspektoren Umgehungen nicht verhüten können. „Denn viellecht giebt es keine Gesetze, die öfter übertreten werden und schwerer durchzusehen sind.“

Wie im letzten Punkt, so trifft der gesamte Inhalt des vorliegenden Aufjages, ob er nun Uebel- und Heimarbeit oder die Missethäter in Fisch- und Fruchtconservenfabriken tabelte, Wort für Wort auch unsere deutschen Verhältnisse. Neben den schreiendsten Uebeltänden sind der kleineren Mängel, um deren Abstellung fortgeschrittene Parlamentsmitglieder seit Jahrzehnten immer wieder einkommen, Legion.“ Tout comme chez nous.

Ueber die Gesetzgebung Englands sind seine Kolonien in vielen Richtungen hinausgegangen. Besonders Victoria und Neuseeland. Das Erste sucht die Heimarbeit durch Festsetzung eines Mindestlohns auszurotten, unter dem weder innerhalb noch außerhalb der Fabriken und Werkstätten gearbeitet werden darf. Natürlich sind die Ver-

hältnisse von den unsrigen so verschieden, daß ein vergleichendes Urteil schwierig, die Frage der Uebertragbarkeit kaum zu entscheiden ist. Nebenfalls aber gewährt das energische Vorgehen dieser Länder eine Fülle von Anregung.

Das Schlufkapitel gilt im Wesentlichen den Einwänden gegen den Sonderismus der Frauen. Sie sind so oft wie dieser selbst. Schon 1844 wurde er als Unterdrückung weiblicher Fähigkeit und Intelligenz und als Beeinträchtigung weiblicher Konkurrenzfähigkeit bekämpft. Und verschiedentlich — und bis in unsere Tage — ward der Ausbau des Arbeiterinnenschutzes in entscheidenden Punkten unter den angeführten Gründen aufgehalten.

Die größere Schutzlosigkeit der Frau und die durchschnittliche Minderwertigkeit ihrer gewerblichen Leistung sind indes Thatsachen. Doch handelt es sich dabei nicht, führt die Verfasserin aus, um ein geistiges oder körperliches Minus, sondern um schlechtere Ausbildung. Die Männer erlangen die Lohnarbeit als Lebensberuf, die Frauen bis zur Heirat. Den ersten erscheint für eine vorausichtlich 40 bis 60 jährige Thätigkeit die gründlichste Vorbereitung nicht zu lange. Die Frauen wollen von 10 Arbeitsjahren nicht 7 Lehrlinge sein. Sie wollen schnell verdienen. Daraus folgt, daß sie meist ungelernete, schlecht bezahlte Arbeit thun. Ohne Widerstandsraft und ohne Rückhalt werden sie auf ein immer tieferes Niveau der Lebenshaltung herabgedrückt. Sie sind die Schmutzkonkurrenten des Mannes durch ihre Willigkeit, sie würden Weibern der Arbeitsverlängerung sein und sind es, wo das Gesetz nicht eingreift. Erst wo dieses sie ganzloser Ausbeutung entreißt, erstarken sie zur Selbsthilfe. In England, dem flässiigen Lande der Gewerkschaften, gehören den Vereinen nur in den Industrien eine größere Anzahl Frauen an, in denen der Arbeiterschutz am längsten und entscheidendsten durchgeführt ist. Hier ward auch der Minimalarbeitstag ausnahmslos auf die Männer übertragen. Hier finden sich die geschicktesten und bestentlohten Arbeiterinnen.

Die Erfahrungen in der Textil- und Cigarrenindustrie widerlegen das Märchen von der beeinträchtigten Konkurrenzfähigkeit so unbedingt, daß das ganze Festhalten daran nur durch bodenlose Unwissenheit oder Erstarrten im Dogmatismus erklärbar ist.

Eine zugleich fein und kräftig ausgeführte überzeugende Darstellung konnte hier nur in Umrissen geschildert werden. Das Buch soll, sagt Frau Ward in der Einleitung, zeigen, was die Fabrikgesetz sind, was sie gethan haben und was zu thun bleibt.

„Nicht vor dem Gesetz zurücktreten wollen wir, nicht den Namen der Freiheit mißbrauchen, nicht die Lehren der Bergangenheit überleben, nicht Schäden dulden, die, wie die Geschichte lehrt, beseitigt werden können, wenn wir wollen.“

„Das ist die Botschaft dieses Buches. Um nur das Unrige, ihm Verbreitung und Einfluß zu liefern.“

Thun auch wir das Unrigrige. Denn sein Mene tekel gilt uns nicht weniger, ja mehr noch als den Engländern. Unsere Geschichte ist reich an Schrecknissen, die qualitativ hinter den englischen Greueln nicht zurückbleiben*) — Greuel — deren amtliche Darstellung dem Minister von der Heydt noch in den 50. Jahren den Ausruß entpreßten: „So möge doch lieber die ganze Industrie zu Grunde gehen.“ Und gegenwärtig ist uns England sowohl hinsichtlich der Kürze und Regelung der Arbeitszeit in den Fabriken, als betreffs des Geltungsbereichs des Arbeiterschutzes weit voraus. Unser Handbetrieb steht jenseits aller gefeßlichen Eingriffe. Unsere Heimarbeiter gehören zu den elendesten der Welt.

Das Buch der Engländerinnen ist vorzüglich geeignet,

*) Vgl. Anton. Geschichte der preussischen Fabrikgesetzgebung. Auf Grund amtlicher Quellen. Duncker & Humblot 1891.

jenen „vornehmsten Teil des Geschichts des 19. Jahrhunderts“ weiten Kreisen zu erschließen, — weite Kreise zu der Mitarbeit an ihrem Ausbau zu werden.

Streiflichter.

Zur Ethik des Missionswesens und der geistlichen Orden. Die Regierung der französischen Republik hält trotz aller schlechten Erfahrungen in Bezug auf die Kongregationen an der Moral mit doppeltem Vobden fest, welche Gambetta s. Zt. proklamiert hat. Im Innern werden die Kongregationen unter die strengsten Gesetze gestellt, weil die Regierung endlich eingesehen hat, daß die Mönchs- und Nonnenorden einen Staat im Staate bilden, und daß sie Frankreich an den Rand des Abgrundes bringen würden, wenn sie ihre Macht und ihren Reichtum weiter ungebündelt vermehren dürften. Aber im Ausland läßt die Regierung die französischen Kongregationen nicht nur ungehindert ihre Vohlarbeit fortsetzen — nein, sie unterstützt dieselben auch noch auf alle erdenkliche Weise, in der stillen Hoffnung, daß der französische Einfluß, speziell im Orient, dadurch gefördert werde.

Es ist ein wahres Unglück, daß derselbe Gambetta, der den Satz geprägt hat: „Der Skleralismus ist der Feind“, auch gesagt hat: „Der Antiskleralismus ist kein Ausfahrtsartikel.“ Vom ethischen Standpunkte aus ist diese Anschauungsweise geradezu verwerflich, denn was nicht gut für Frankreich ist, darf auch nicht nach Syrien oder China exportiert werden. Abgesehen von somischen Missetat — wie fünglich in der türkischen Frage, da sich Waldeck-Roussieu gezwungen sah, dem Sultan gegenüber für die Rechte derselben Kongregationen einzutreten, die man kurz zuvor aus Frankreich hinausgeworfen hatte — führt die Protektion der Ordensleute im Ausland auch zu so ersten Vorkommnissen, daß alle redlich denkenden Menschen endlich einmal energisch Front machen müssen gegen die Anwendung einer solchen Moral mit doppeltem Vobden. Daß diese Forderung eine brennende ist, kann man am besten aus dem unerhörten Missionsstandal entnehmen, der durch die unberechtigte Veröffentlichung des Generals Vopyron glücklicherweise an den Tag gekommen ist. Die Missionare und Ordensleute waren es also, welche das Kauben und Plündern anregten, leiteten und geradezu systematisierten, während die Soldaten nur zögernd, mit einer Art von sittlicher Scham, sich dazu bereit fanden. Nach unwiderprochenen Meldungen der „Petite République“ begaben sich die französischen Missionare in China mit 40 Wagen und 300 eingeborenen Christen nach dem Palaste des Prinzen Li, nahmen dort eine bedeutende Summe Geldes und Silberbarren an sich und gaben jedem der Marinesoldaten, die bei der Plünderung gehalten hatten, Cheks bis zur Höhe von 2000 Francs. Diese Soldaten gehörten zur Beitang-Station, und die Cheks waren zahlbar im Kloster der Vinzeng di Paola-Schwester. Die Silberbarren wurden von den Missionen und einem französischen Belfinger Gastwirt namens Chancot übernommen. Eine Anzahl Soldaten gaben die Cheks zurück, und der Untergeneral Frey gab dem Bischof Favier einen Ched von 5000 Francs, aus dem Gelde, welches einige Soldaten zurückgegeben hatten.

Die nächsten Tage werden ja noch weitere Enthüllungen über diesen Missionsstandal bringen. Heute aber kann man schon sagen, daß diese Mitteilungen das Bild nur vervollständigen, das sich jeder unbefangene Beurteiler von dem Treiben der Missionare in China nach einwandfreien Mitteilungen machen konnte. Wenn man bedenkt, daß der China-Feldzug der verbündeten Mächte mit in erster Linie im Interesse der Missionen unternommen

worden ist, dann kann man nur mit unendlicher Trauer der gewaltigen Opfer an Menschen gedenken, die um solchen Raubgiefindelns willen verbluten mußten.

S I.

Viele Wenig machen ein Viel. Von diesem Gedanten, der noch durch die Sprachweisheit vom „steten Tropfen“ ergänzt werden kann, müssen sich in unserem Vaterlande alle leiten lassen, die soziale und ethische Reformen der gegen moderne und liberale Forderungen so außerordentlich schwerhörigen Regierung abdringen möchten. So dankenswert es nun auch ist, daß von allen Seiten immer neue Anstöße kommen, um die schwerfällige Maschinerie unserer Verwaltung und Gesetzgebung in etwas rascheren Gang zu bringen, so scheint es uns doch, als ob man in der Vereinfachung derselben des Guten etwas zu viel thue. Mit der bis ins Kleinste gehenden Differenzierung und Vielgeftaltigkeit unseres deutschen Vereinslebens wird man wohl, als einer tief im deutlichen Volkscharakter begründeten Erscheinung, sich abfinden müssen. Alle Zentralisierungsversuche sind bisher trotz aller ausgewandten Mühe bald immer wieder gescheitert. Aber wirklich nicht zu verstehen ist es, daß auch bei öffentlichen Aktionen, die ihrer ganzen Natur nach durch Zahl und Art der Personen, die hinter ihnen stehen, größeres Gewicht bekommen müssen, niemand auf den Gedanken zu kommen scheint, die Vertreter verwandter Bestrebungen zur Mitarbeit und Mitunterzeichnung einzuladen. Der Gedanke einer Erleichterung und regelmäßigen Sicherung solcher Gemeinschaftsituationen lag i. B. der Begründung des Zentralauschusses der Reformvereine zu Grunde.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt uns der Umstand, daß uns an einem Tage zwei Eingaben, bezw. Resolutionen bekannt wurden, die weit über den Mitgliederkreis der sie veranlassenden Vereinigungen hinaus des Beifalls und der Unterstützung aller Kämpfer für sozialethische Reformen sicher sind.

Der Vorstand der Gesellschaft für Soziale Reform (Dr. Freiherr v. Berlepsch, Professor Dr. Franke, Giesberts, Professor Dr. Hise, Kamin, Professor Dr. Paasche, Dr. W. Sombart) hat an Bundesrat und Reichstag eine Eingabe gerichtet, in der um möglichst baldigen Erlaß eines Reichsgesetzes gebeten wird, das die einer Anteilnahme der Frauen an sozialpolitischen Bestrebungen entgegenstehenden landesgesetzlichen Beschränkungen der Vereins- und Versammlungsgesetzgebung aufhebt. In der beigegebenen ausführlichen Begründung wird darauf besonders hingewiesen, daß die Reichsgewerbeordnung für das Erwerbsleben keinen grundsätzlichen Unterschied macht zwischen Mann und Frau, daß Reich, Staat und Gemeinde die Dienste der Frauen zur Mitwirkung bei amtlichen Aufgaben verwenden, daß sogar zur Lösung sozialpolitischer Fragen Frauen direkt von den Behörden selbst, im Gewerbeaufsichtsdienste und in der Armenpflege, herangezogen werden.

Ist es nicht beinahe grotesk, daß man bei solcher Veranstaltung die, die nach Reuters Ausdruck „die negativen dortau“ sind, den Bund deutscher Frauenvereine, den Letzteren, die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur u. s. f., ruhig bei Seite läßt? Oder wäre es, wenn man schon an dem strategischen Grundsatze des „getrennt Marschierens“ festhält, in dem wir es zu einer solchen Virtuosität gebracht haben, daß die Ergänzung des „ver-eint Schlagens“ häufig vergessen zu werden scheint, zu viel verlangt, daß sich die Vorstände solcher Vereinigungen wenigstens gegenseitig Kennntnis gäben von den Schritten, die sie zu thun gedenken?

Auch die weitere Resolution des „Vereins Berliner Presse“ ist keineswegs eine Angelegenheit, die etwa nur

die Berliner Schriftsteller, noch auch den Schriftstellerstand ausschließlich angeht. Dieser Verein hat in seiner Monatsversammlung eine scharfe und entscheidende Protestresolution angenommen dagegen, daß der Redakteur Trebenfeld von der „Heinrich-Weißfährchen Arbeiterzeitung“, der wegen eines Preßvergehens verurteilt worden war, gefesselt über die Straße geführt und in diesem Zustande auf der Eisenbahn weiter transportiert worden ist. Der Verein erklärt eine solche Behandlung eines Redakteurs, der sich kein ehrenrühriges Vergehen hat zu Schulden kommen lassen, für eine Verabwürdigung des deutschen Schriftstellerstandes. Die Resolution verlangt, entsprechend den Gepflogenheiten anderer Kulturstaaten, eine Behandlung der wegen Preßvergehens angeklagten und verurteilten Redakteure, die sie davor schützt, gemeinen Verbrechen gleichgestellt zu werden. Die Annahme der Resolution, welche dem preussischen Minister des Innern, dem Justizminister und der Volksvertretung überreicht werden soll, erfolgte einstimmig.

Glaubt man, daß sich die anderen deutschen Schriftstellervereinigungen ausgeschlossen hätten? Daß nur die Interessenten über willkürliche und partielle Handhabung des Strafprozesses sich entrüsten könnten? Was hat mitunter wirklich die Empfindung, als ob es nötig wäre, Vereinsvorstände ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß die tierische Post auch Sendungen an Nichtvereinsmitglieder prompt und richtig befördert.

Den Partikularismus, der in unserem Vereinswesen seinen letzten Aufschubort gefunden hat, auch auf diesem Boden zu bekämpfen, sollte das Bestreben aller Vereinigungen sein. Denn es ist der Gipfel des Wiberzinses, Vereine zu schaffen, um die Vereinigung zu erschweren. —

Aus der ethischen Bewegung.

Protokoll

des ersten ordentlichen Gesellschaftstages der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, 19. bis 21. Oktober in Berlin.

(Fortsetzung.)

Wiedereröffnung der Verhandlungen

Montag, den 21. Oktober, vormittags 9 Uhr 35 Minuten.

Der Vorsitzende teilt mit, daß Prof. Bruno Reyer, der verhindert ist, seine Stimme an Karlsruhe (Wrestan) übertragen habe, deleg. Herr Juliusz Stern die seine auf Frau Margarete Stern. Herr Joffe beauftragt Dr. Kronenberg mit Führung seiner Stimme. Abteilung Stuttgart hat durch Schreiben ihre Stimme auf Dr. Fungst Frankfurt a. M. übertragen; do derselbe aber schon Träger der hiesigenen Maximalzahl von Stimmen ist, überträgt er die Stuttgarter Stimme an Dr. Fungst. Fungst als Berichterstatter der Kommission für den Programm-entwurf legt die nahezu einstimmigen Endergebnisse derselben vor. Danach lautet die Leberfärschrift: „Leberfärschrift der D. G. E. K. (angenommen am 6. ordentlichen Gesellschaftstage 19.—21. Oktober 1901).“ In § 1 sei die „Höherstufe“ zu setzen „Zustand“; in Absatz 2 werde das Wort „Höherbildung“ zweimal ersetzt durch „Fortentwicklung“. §§ 2 und 3 bleiben unanändert. § 4 soll lauten: Die religiösen Bortstellungen sind als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig geworden, weil sie Am 2. Satz seien die Worte „als persönliche Angelegenheit des Einzelnen“ zu ersetzen durch: „wegen ihrer trennenden Biegelaltigkeit“. § 5 stellt: „Es muß daher übergegangen werden zu“ statt es heißen: „Es bedarf daher“. § 6 sei getilgt. § 7 solle heißen: Die Förderung ethischer Kultur schließt mit Notwendigkeit das Streben nach einem Zustande der Gesellschaft in sich, in dem die Lebensgüter allgemeiner zugänglich sind, und hierdurch das zu einem menschenwürdigen Dasein.“ § 8 Abs. 1 unanändert. Absatz 2 werde unter Weglassung von „aber“ neuer § 8, da § 6 gestrichen worden. §§ 9 und 10 bleiben unanändert.

Ein Antrag auf Annahme der Kommissionsfassung en bloc wird nach kurzer Debatte abgelehnt. Es folgt Spezialberatung.

Die Leberfärschrift und § 1 werden in der Kommissionsfassung angenommen, nur daß auf Antrag Bieber vor „Gesellschaft“ das Wort „menschenliche“ eingefügt wird. Desgleichen §§ 2 und 3. In § 4 beantragt Simon die Fassung: „Religiöse Bortstellungen sind für sich nicht zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinheitsbildung, einmal

wegen ihrer Bortchiedenartigkeit, indem weil sie, obwohl Zweifeln unterworfen, Anspruch auf unbedingte Geltung erheben und dadurch die Wahrscheinlichkeit, der Einzelnen gefährliche Irrtümer zu leisten, auch in weiten Kreisen ihren Einfluß auf die Gemüter verlieren.“ Günstlich fällt es den Unterantrag, die Kommissionsfassung zu adaptieren mit Umstellung der beiden Sätze, jedoch an erster Stelle habe: Religiöse Bortstellungen eignen sich an sich Nach längerer Debatte, in der Fungst für Beibehaltung der Worte „als persönliche Angelegenheit des Einzelnen“ eintritt. Effler stellt „persönliche“ gegen „will“, beantragt Bieber folgende Kompromißfassung: „Die religiösen Bortstellungen eignen sich an sich als persönliche Angelegenheit des Einzelnen nicht, wegen ihrer trennenden Biegelaltigkeit nicht zur Grundlage einer allumfassenden sittlichen Gemeinheitsbildung.“ Sie sind überdies als alleinige Stütze des Sittlichen unzuverlässig geworden, weil sie ihren Einfluß auf die Gemüter in weiten Kreisen verlieren haben.“ Dieser Antrag wird nach Zurückziehung aller anderen einstimmig angenommen. § 5 wird in der Kommissionsfassung genehmigt. § 6 wird, wenn man mit der Kommission strichen. Dagegen Dring, Fungst, Effler, Simon beantragt, die allererste Fassung wiederzugeben; Wechsel mößte statt „erliche Bortbildung“ die Worte „notwendig für das sittliche Leben“. Benzig beantragt, § 6 in der Fassung des Hauptvorstandes anzunehmen, aber im zweiten Satz hinter „dies“ einzufügen: „durch Verbreitung von Gemüts- und Geistesbildung.“ Antrag Simon wird gegen 2 Amendement Webel gegen 5 Stimmen abgelehnt, Antrag Benzig einstimmig angenommen.

Zu § 7 beantragt Webel, statt „allgemeiner zugänglich“, „allgemein zugänglich“ zu setzen. Benzig Wiederbortteilung der Worte „deserter oertlich“ statt „allgemeiner zugänglich“. Effler beantragt statt dessen: „gericht oertlich“ und am Schlusse die Worte „in höherem Maße“ zu streichen. Fungst beantragt die Fassung des Hauptvorstandes statt der Kommissionsfassung anzunehmen, aber den Komparativ „gerichter“ in „gericht“ zu ändern. Dieser Antrag wird abgelehnt, Antrag Benzig zu Gunsten Antrag Effler zurückgezogen und endlich Antrag Effler einstimmig acceptiert. —

Zu § 8a beantragt Döring zweimal statt „als nächstes Ziel“ zu setzen „als eines der nächsten Ziele“. Der Antrag wird gegen 5 Stimmen abgelehnt.

Zu § 8b beantragt Döring Wiederbortteilung des „aber“. Der Antrag und der ganze Paragraph wird mit 14 Stimmen genehmigt. §§ 9 und 10 werden einstimmig genehmigt. Bei der Abstimmung über das „Ganze erlösen“ wird im Protokoll, daß er sich an dem von ihm getilgt gewordenen Gebänden gegen die Kernendung der Leberfärschrift der Stimme enthalten werde. Die „Leberfärschrift der D. G. E. K.“ werden darauf einstimmig angenommen.

Eine kurze Debatte entspinnt sich noch darüber, ob dieselben nun als „bindend für die Abteilungen“ zu gelten hätten. Das wird von Dring, Bergemann, Benzig verneint, von Katze, Döring, Fungst, Kronenberg bejaht. Schließlich einigt man sich dahin, daß die Abteilungen und Einzelne zu Kernendungen nicht beugt seien, wohl aber Kommissare und Ergänzungen dazu liefern könnten.

h) Antrag Benzig betreffend Einführung des Moralunterrichts in die öffentlichen Schulen.“

Der Antragsteller begründet in längerer Rede seine Ansicht von der Notwendigkeit einer großen Aktion der Gesellschaft in dieser ihrer Lebensfrage. Wohl sehr auch er ein, daß der gegenwärtige Zeitpunkt, wo alle freidenkenden Parteien einschließlich der Sozialdemokratie in die lebhaftesten wirtschaftlichen Kämpfe verwickelt seien, und wo letzten Endes werden jede Jesperisierung der Kräfte, aber gar Untauglichkeit im eigenen Lager zu vermeiden sei, wohl für eine große Reformaktion kaum beste, darum eben aber er in seinem Antrag nur Bortzeit einleitet, Bortzeit, die aber gethan sein müßte, wenn einmal die Zeit für einen energischen Bortzeit gekommen sein würde. Ihm liegt hauptsächlich an den drei ersten Anträgen, die Frage, ob die Begründung einer Liga für Moralunterricht neben der ethischen Gesellschaft, wenn auch unter ihren Auspizien, praktisch sei, lasse er vorläufig offen und hoffte darüber eben die Meinung des Gesellschaftstages kennen zu lernen. Sein Antrag, den Moralunterricht neben dem bisher allein erstellten Konfessionsunterricht, was in der öffentlichen Schule zu schaffen, ist höchst freilich nur das Minimum der Forderung. An sich möchte eben der Konfessionsunterricht überhaupt nicht in die allgemeine Staatsbildung; aber man müßte mit der bisherigen Kontinuität der Entwicklung rechnen und allmählich unter Spannung der nun einmal vorhandenen Empfindlichkeit noch immer großer Kritik vorgehen. In Preußen-Zustand läßt eine an aber eben herot eine erfolgende Defektierung der Einführung des Moralunterrichts nicht nur unmöglich, sondern sie wäre auch gar nicht menschenwürdig, da eben in längerer Bortzeit auch erkl die Forderung zu seiner Aufgabe herangereift werden müßten. Wäre die Forderung Bortzeit erst in sich geraten sei und die nötige Bortzeit gethan, dann dürfte man wohl hoffen, durch energischen Tzud von unten die für das Volkswohl unbedingte nötige Reform allmählich auch der preussischen Regierung abzubringen.

Döring verliest zunächst ein ausführliches schriftliches Datum von Dr. A. W. Joerster, Jülich, das im Wesentlichen die Zeit für eine große Aktion in Sachen des Moralunterrichts noch für vertriebt erachtet und empfiehlt, die Frage eines in den nächsten Jahren zu erstellenden Ausschusses für ethischen Konfessionsunterricht zu beschleunigen. Der Redner seiner eigenen Bedenken. Nachdem zulässig die in Jannparaphrase des Wanderversandtes, wie sie der Antrag fordert, nur dann, wenn in Zukunft die dazu Bortzeitenden über die eventuelle Verwendung eingestellt wären. Die Forderung des Moralunterrichts bloß neben dem Konfession-

*) Abgedruckt in Nr. 41 der Zeitschrift, S. 327 ff.

fionsunterricht sei in der konfessionell gerichteten Schule eine unfrucht- bare Mohrerei. Alle didaktischen Konzepte müßten sich überdies gegen eine solche Zersplitterung und Dezentralisation des Unterrichts protestieren. Die Gesamtbildung einer geeigneten Lehrerschaft müßte das erste Ziel sein. Der rechte Hügel der Sozialdemokratie würde um wenig tiefer liegen, da er selbst am letzten Paragrafen desoooniert worden sei.

Kronenberg richtet sich gegen das Ganze; höchstens der erste Antrag sei annehmbar. Die in Antrag 2 geforderten „Verläufe und Versproben“ könnten nur ein unzureichendes Gefüge bilden. Das Schlußmitte sei der Kompromiß mit dem Konfessionsunterricht. Dieser Ziel sei die obliegende Säkularisierung der Schule; das geforderte Vorgehen aber sei nur eine Etappe, die das Endziel vorbereite. Wäre denn nicht das Beispiel der Simultanschule da; bei den oormrdlichen Verhältnissen war sie sehr wertvoll, braute nur ein (schwedisches) Kompromiß. Man müsse die Augenblindsfrage von der Zukunftstrennung trennen. Die Augenblindsfrage, die nach Abhilfe schreie, sei die ständige Gewissensnot der Zöglinge durch den Zwang zum Konfessionsunterricht. Dagegen solle man Unter- schriften sammeln für eine Petition an das Kultusministerium und das Abgeordnetenhaus; erst wenn von dort keine Hilfe komme, sei man be- rechtigt zu einer Aktion von unten her.

Funglitz: Nur eine energische Massentätigkeit werde das Ziel irgend weichen Erfolgs. Ein kollektives Vorgehen, selbst wenn dabei Fehler gemacht würden, sei dem vorzuziehen. Antworten anzunehmen; ja oft würden durch die Fehler selbst die Bewegungen gefördert; man denke an die Unklarheiten der ursprünglichen Gedig-Bewegung. Worin sollte denn ein Mißerfolg bestehen, wenn einfach der Versuch gemacht werde, gute Möglichkeiten für die Kattation zu schaffen? Seien sie nicht gut, ja oormerke man sich eben und mache besser. Sobald die Gesellschaft eine wirklich praktische Aufgabe in Angriff nehme, würden ihr von allen Seiten die zehntausend Mittel zufließen, die jetzt nur für Propaganda ausgegeben würden. Mit dem Gedanken der Eige könne er sich aber nicht befremden. Es genüge, wenn die Abteilungen von ihren statutarischen Recht, Gruppen für besondere Aufgaben zu bilden, Gebrauch machten.

Kohe wünscht vom Antragsteller nähere Aufklärung über die Stellung des Moralunterrichts neben dem Konfessionsunterricht. Mit dieser Einführung werde ja der auch von Kronenberg oormerkte Kontakt der Zöglinge beseitigt.

Frau Stern beantragt oormerit von einer nach außen gerichteten Aktion abzugehen, zunächst oormerit den Hauptverband zu beauftragen, bis zum nächsten Gesellschaftstag die zur Bewirtlichung des Antrages Funglitz nötigen Schritte zu thun und dem kommenden Gesellschaftstag darüber zu berichten.

Funglitz verliert: Von einem sauren Kompromiß sei gar keine Rede; es handle sich darum, wenn man nicht gleich das Ganze haben könne, einen wertvollen Teil in die Hand zu bekommen. Vor allem müsse der Moralunterricht einmal, wenn auch zunächst fakultativ für Zöglinge, in der Schule festen Fuß lassen; damit sei in den obli- gatorischen Konfessionsunterricht Breche geschaffen. Sogar der Untertung und Aufklärung des Volkes werde es sein, oormerit das Verhältnis umzukehren, so daß der Moralunterricht obligatorisch, der Konfessions- unterricht fakultativ werde, bis dieser ganz aus der öffentlichen Schule ver- schwinde. Petitionen an Kultusministerium und Landtag würden seit Jahren aus den Kreisen der Freireligiösen und Freireider in der Zöglingenschaft eingereicht, ohne jeden Erfolg. Im Antrag der Frau Stern sehe er ein Begründet erster Klasse, denn solche Aktionen müßten von einer Person, nicht von einer Mehrheit ausgehen, wenn dabei etwas herauskommen sollte.

Kronenberg vermahnt sich dagegen, daß er weniger erreichen wolle; im Gegenteil wolle er den Aktionismus durch die Petition vergrößern, denn für eine solche sei eine halbe Million Menschen oormerit in Bewegung zu haben. Das die Petitionen der Freireligiösen und Freireider keinen Erfolg gehabt, liege daran, daß die Intellektuellen sich diesen Kreisen fernhielten. Die Landoner Aktion ähnlicher Art, die oormerit nicht einmahl auf deutsche Verhältnisse übertragen werden könne, sei nach seinen Informationen gescheitert.

Effler: Mit Petitionen sei nichts zu erreichen. Warum sollte man nicht den Zöglingern, die oormerit wünschen, freie Hand lassen?

Funglitz: Die christliche Gesellschaft habe bisher für viele Dinge soht nicht getan, und doch lie dies ihre Hauptaufgabe. Die Wege lie da, wo bleibt das Hind?

Döring befreit für deutsche Verhältnisse, wo der ganze Unterricht der Schule einheitlich lie und nicht in Spezialfächer, wie in England, zerfalle, die Möglichkeit eines Nebeneinander von Konfessions- und Moralunterricht.

Hieber resumiert die Lage: Offenbar besaupneten die Gegner des Antrages, das Mittel (siehe mehr, als es nüge, der Antragsteller, es nüge, wenn es auch nicht das Endziel erreiche. Der Antrag Stern sei garnicht feindlich gegen die Anträge Funglitz; dieser fordere ja auch die Anteroonion des Hauptverbandes, nur daß er ihm post Spezialaufträge gebe, während der Antrag Stern bemerken freie Hand lasse.

Kronenberg beantragt nammher: „Der Gesellschaftstag wolle Antrag Funglitz 2, 3 und 4 ablehnen, Antrag 1 aber annehmen mit dem Zu- satz: — und eine Aktion einzuleiten, welche geeignet ist, diese Forde- rungen ihrer Bewirtlichung entgegen zu führen.“ Funglitz stellt dazu

das Amendement, daß nicht der Hauptverband, sondern Dr. Funglitz mit der Herausgabe des Flugblattes beauftragt werden solle.

Frau Stern zieht ihren Antrag zu Gunsten des Antrages Kronen- berg zurück. Döring verliest eine längere Resolution, die er auf eine Anfrage Kronenbergs bereit ist, dem Antrage Kronenberg als Resolution beizulegen. Eag erklärt, daß er wohl für Antrag Kronenberg, nicht aber für die motivierende Resolution Döring stimmen könne. Er sei gerade für die Wählung der Funglitz'schen Anträge dankbar; ein abli- gatorischer Moralunterricht ohne die Zustimmung fakultativen Konfessionsunter- richts wäre schreiende Ungerechtheit. Darauf zieht Döring im Interesse der Einheit seine Resolution zurück. Funglitz im Schlußwort: Er wolle eine Caution von Gesellschaftstag haben, konnte also seine Anträge nicht zu Gunsten des allgemeinen Antrages Kronenberg zurückziehen. Wenn die Intellektuellen, solle wohl heißen Professoren in Kunst und Würde, sich von den freireligiösen und freireiderischen Kreisen fernhalten, um so schlimmer für die Intellektuellen! Das Amendement Funglitz könne er nicht billigen, weil er hoffe, auch andere zur Mitarbeit anzuregen.

In der Abstimmung wird Amendement Funglitz gegen drei Stimmen abgelehnt; Antrag Kronenberg mit 13 gegen 4 Stimmen angenommen.

Nach der Mittagspause erhaltet zunächst die Finanzkommission ihren Bericht. Gegenüber dem fasslichen Defizit von ca. 1700 Mk. be- antragt lie:

1) alle Abteilungen sollen vom Gesellschaftstag hiermit angefordert werden, die Einhebung des statutarischen Drittels ihrer Einnahmen als unumgängliche Pflicht anzusehen und regelmäßig zu erfüllen.

2) für die Stärkung des Wandererverbandes, der wesentlich durch die Propaganda auch zur finanziellen Erhebung der Gesellschaft beitrage, ist eine ausgeübte Zähligkeit zu empfehlen.

3) Der bisher durch Gesellschafts- bzw. Abteilungs-Beschluß fest- gesetzte Teilungsmodus der Kosten zwischen der Zentralverwaltung und der Abteilung Berlin, daß die Zentralverwaltung 2/3 der Werte des Gesell- schaftstages austräge, die Abteilung Berlin nur 1/3, ferner daß die Kurkosten für 1/3 der Zentralverwaltung, zu 2/3 der Abteilung Berlin zuzählen, soll dahin geändert werden, daß nach oormerit Neudnungsbild ab- weicht von Werte, wie von den Kurkosten die Abteilung Berlin 1/3 zu tragen hat, die Zentralverwaltung 2/3, wofür die Zustimmung der Ab- teilung Berlin einzuholen ist.

Nach kurzer Diskussion werden beide Gänge angenommen. (Schluß folgt.)

Bücherchau.

„Orbis“ Gedichte von Miriam G. Berlin und Leipzig, 1901. Wenn Frauen dichten, dann fördern sie überflüssiges Lieben und Weiden aus, wie die Sonne ihr Licht oormerit, wie die Wärme ihren Schatz verpflanzt — dann fangen sie ein Schicksal zur Nacht. Und sind sie durch ihr Schicksal gehelligt worden, dann bauen sie ihm wohl in ihren Liedern eine gotische Gedächtniskapelle: ihre Er- lebnisse, Gedanken, Gefühle sollen (sich) darin wohnen; Lärmen sollen aus einem beglückten Boden jagen, Seufzer ein ernstes, zitterndes Echo werden, und unter hohen, dunklen Böbungen soll die Liebe brennen wie das ewige Licht in purpurrotem Glasfenster.

Miriam G., die Bertendigerin der „Jungfräulichen Frau“, gleich sich in ihren Gedichten persönlichst als juuor; sie ist tiefer kundgefügten in ihr Herz und ergründet uns feinere, verschönertere Dinge. Ein Schicksal blüht uns entgegen, allein man mögnet seine Konturen nicht nach; statt wie es in Liedern ausgedrückt wurde, so (sich) betrodhet man es auch. Viel Dunkel und Däher, viel wildes Stürmen und blickes Erachten spricht aus diesen Versen; aber verkehrt unter allem Verhüllnisse lebt eine zähe Dergestalt, eine schwebende tiefe Glut, die, obshon von Schmerzen gequält, den Schauern doch im Innersten erfreut. Denn Glut, wo immer wir sie finden, ist ein Trost in dieser kalten Welt.

Die Kunstform der Gedichte ist gleichfalls von persönlicher Prägung und liebgeübt nicht mit modernen Formexperimenten. Die (sich) liegt sich dem Orzählis an: einmal feurig bahntend, mit freudigem Unterfingeln ausdrukkend, dann, wofür sie ein andermal unruhig und matt; je, mit dem Stürmen, dann bauen sie sich Formgefühl wohl einmal aus. — Wer das Böhden in die Hand nimmt und etwa Eider wie den „Orbis“, „Ermatte Furten“, „Am Kreuz“, „Schlummerlied“, „In sich die jähren“ u. f. w. mitföhnd erzieht, der hat eine Persönlichkeit von menschlichem Ge- wicht und starker dichtigerer Beanlagung in die Augen geblid und wird dies Schauen nicht breuen. G. D.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension be- stimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Geschäftliche Mitteilung.

Die Gausgymnastik, ein Mittel zur Verhütung vieler Krankheiten. In dieser Sache kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß Abhärtung des gesamten Organismus und vor allem der Atmungsorgane, ergebliche Lungen-gymnastik sicheren Schutz gegen viele Krankheiten bieten.

Den meisten Menschen leuchtet dies ja wohl ein und sind daher Gasstärkungsübungen, wie Dampfen und Sätze u. s. w. im Gebrauch und leisten großen Nutzen. Einigen vielleicht noch unbekannt dürfte jedoch der Brustkürzer „Milet“ sein, den die Geschäftliche Metall-Industrie Aktien-Gesellschaft, Lippstadt i. W. fabrikt und in den

Dandel bringt. Dies ist, wie wenigste, ein Apparat, der den an ihm gefesteten Anordnungen in jeder Weise genügt, nämlich die Stärkung der Atmungs-muskeln, die Ausdehnung von engen Brüsten, die Stärkung der Rippen, die Kräftigung des Rückens u. s. w. Insofern als jeder, der der Brustkürzer „Milet“ regelmäßig benutz, seinen Körper gegen alle Krankheitsangriffe schützt. Die Handhabung des Milet ist äußerst bequem und hat derselbe anderen Apparaten gegenüber den Vorteil, daß man ihn auch außerhalb des Hauses benutzen kann; er ist mittein auf Reisen u. leicht mitzunehmen. Von vielen ärztlichen Autoritäten ist der Brustkürzer „Milet“ warm empfohlen, was wohl das beste Zeugnis für die Brauchbarkeit desselben gibt. Curt Müller.

Gelegenheitskauf.

Vom Verlag der „Wohlfahrt“, Ruppertsdorf-Reichenberg, ist zum herabgesetzten Preise zu beziehen:

„Der freie Wille“.

Vortrag von Hedwig Heinrich-Wilhelm.

Die berühmte Rednerin entwickelt in diesem Vortrage in aufgeschwiebener und zutreffender Weise den Begriff des sogenannten „freien Willens“. Sie weist in klaren und trefflichen Worten nach, daß der Mensch eigentlich seinen freien Willen habe und daß nur die mannigfaltigen Umstände den Willen des Menschen bedingen. Verdäme es daher Niemand, sich diesen interessanten Vortrag anzuschaffen.

Früherer Preis pro Stück 16 Pf., jetzt nur 8 Pf.
10 Stück 60 Pf. 100 Stück 21. —.

Durch denselben Verlag abonniert man auf

„Die Wohlfahrt“

Zeitschrift f. volkstümliche Heilweise auf Grundlage d. Selbstreform Verbandsorgan der Österreichischen Naturheilvereine.

Wer jetzt auf „Die Wohlfahrt“ abonniert, hat das Recht Jahrgang I, II, V, VI, VII, VIII für nur 21. 6 zu beziehen.

Probeheft gratis und franco. Auflage 2500. Infratze werden billigt berechnet und haben besten Erfolg.

Der **Grosse Stiel** für 30 Mark!

Hand-Atlas
in 100 Karten.
50 Lieferungen
zu je 60 Pf.

Gotha: Justus Perthes.
In Vertrieb durch alle Buchhandlungen.

Der **Gordans Bruno Bund** veranstaltet auch in diesem Winterhalbjahr einen Vortrags-Cyclus im Bürgeraal des Rathhauses, sich an einem Mittwochs abends 8 Uhr pünktlich; und zwar wird am 18. Dr. Wilhelm Bäcker über „Naturforschung und Dylmismus“ sprechen am 22. Jan. Dr. Bruno Wille „Neben den Sinn des Lebens“, am 19. Feb. Dr. Carl Hauptmann über „Scherzreden über „Grenzen der Wirklichkeit“ am und am 19. März Dr. Rudolf Penzig — mit Dr. Rudolf Steiner als Conferenzleiter — über den erzieherischen Wert der Weltanschauung. — Serientaroten zu 3 Mk. für alle Vorträge und Einzelkarten zu 75 Pf. sind zu haben im Bureau der D. O. G. R. Unter den Linden 16, in den Realistischen Buchhandlungen Doroshenstr. und Potsdamer Brücke, in der Ankers & Bucherschen Buchhandlung, Potsdamerstr. 100, und in der Spätschen Buchhandlung, vis-à-vis dem Rathhaus.

Verlag von GEORG REIMER in BERLIN W. 35

Die Nation

Wochenschrift

für Politik, Volkswirtschaft und Litteratur

Die Nation hat während ihres 17 jährigen Bestehens die liberale Weltanschauung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vertreten. Sie bringt ausschließlich Originalarbeiten aus der Feder hervorragender Schriftsteller, Orientalen, Paktistifer. Sie schließt in den Kreis ihrer Besprechung nicht bloß die Tagesfragen der Politik und die Probleme der Volkswirtschaft, sondern auch bedeutende Erscheinungen der Wissenschaft, der bildenden Kunst, des Theaters und der schönen Litteratur ein. Sie bringt philosophische Essays, biographische Skizzen, literarische Blätter zur Zeitgeschichte und kurze Erzählungen. In den handelspolitischen Kämpfen der Gegenwart nimmt die „Nation“ als energische Dorfämpferin der Handelsvertragspolitik eine hervorragende Stellung ein.

Herausgegeben von
Dr. Th. Barth.

Preis pro Quartal
Mark 3.75.

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm für Dezember.

Montag, den 16. Dezember, 8 1/2 Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gruppe für ethnische Bildung. Vortrag des Herrn Dr. R. Berndt: „Drama und Ethik“.

Freitag, den 27. Dezember, Ballunterhaltungsabend zu Gunsten der Leichhalle der D. O. G. R. Im Berliner Musikvereinsverein, Sophienstr. 15.

Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, im Bürgeraal des städtischen Rathhauses: Monatsversammlung. Schlussvortrag des Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Forster: „Der Bund der Lebensmächte des Schönen und des Wahnen“. — Nachher gefellige Bereinigung im Rathsteller.

Gäste sind überall willkommen.

Der Schriftführer: Dr. H. Penzig.

Wohlbehagen, Stärke und Schaffenskraft,

Gesundheitlichkeit des Körpers etc. giebt der Muskelstärker „Athlet“. Derselbe ist ein vorzüglicher heilgymnastischer Apparat, ist vielfach prämiirt und ärztlich empfohlen. Preise: No. I Mk. 5.50, No. II Mk. 6.10, No. III Mk. 6.50, No. IV Mk. 7.00.

Verkauf gegen Nachnahme; bei Nichtconvenienz und franco Retourrechnung innerhalb 8 Tagen Zurücknahme.

Westfälische Metallindustrie, Aktien-Gesellschaft, Lippstadt i. W.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlages von Georg Reimer in Berlin bei, darauf wir unsere Leser hinweisen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Bieder in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. G. Breub, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Geheimt
John Gennarich.
Preis viertel, 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Verlegern.
Wohlfürstengasse
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Verlegt:
Die bibliographische
Anstalt v. W. F. W.
Brügel
König und
König
freier Ausschreibung
Königshausen in allen
Büchereibehörden
und in der
Spezialbibl. S. W. 19,
Kommendantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 14. Dezember 1901.

Nr. 50.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Inhalt:

Freiheit der Forschung. Von K. — Ethische Latenz. Von Eske Hoffe. — Ethik und nationale Politik. Von Ch. Briz. — Kose Blätter. — Streiflichter: Rettungsmedaille oder 2,13 Mark pro Menschenleben. — Aus der ethischen Bewegung: Protokoll des sechsten ordentlichen Gesellschaftstages der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Schluß). Ableitung Darmhadt. — Sprechsaal.

Freiheit der Forschung.

Der „Fall Spahn“ mit allen seinen Folgeerscheinungen beschäftigt die öffentliche Aufmerksamkeit mit Recht noch immer in hohem Grade. Und es ist dabei das große Verdienst Mommsen's, — über die politische Seite der Angelegenheit hinweg — so bedeutungsvoll diese auch ist — die Aufmerksamkeit konzentriert zu haben auf ihre prinzipielle Tragweite für die ganze geistige Entwicklung des deutschen Volkes. Mommsen hat sich schon oft im besten Sinne, auch ganz im Sinne der ethischen Bewegung, als ein glücklicher Mittler zwischen dem Volksempfinden und dem höheren Gewissen und gereifteren Denken erwiesen. Er hat es von neuem getan, indem er durch seine eindringlichen Ermahnungen auf die Gefahren erneut hinwies, von denen die geistige Freiheit in Deutschland bedroht ist.

Denn in der That, es steht hier nicht mehr und nicht weniger in Frage, als die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, welche ihrerseits die Grundlage der Geistesfreiheit ist. Indem man prinzipiell die Auswahl atademischer Lehrer und Forscher nach konfessionellen Gesichtspunkten zuläßt und rechtfertigt, sagt man damit: die Wahrheit soll nicht vollkommen gesucht und ergründet werden, sondern nur in gewissen Grenzen; nicht alle Irrtümer, die als solche erkannt sind, dürfen auch als solche bezeichnet und widerlegt werden, sondern es giebt gewisse Anschauungen und Grundfälle, die niemals als Irrtümer erkannt werden dürfen, vor denen der Wahrheitsstreifer und Forschungsdrang sich scheuen und ehrfürchtig zurückziehen muß. Wenn einem atademischen Lehrer seine Bestallung nicht deshalb zu teil wird, weil er sich wissenschaftlich bewährt hat, sondern weil er ein Anhänger und Vertreter der einen oder der anderen konfessionellen Anschauung ist, und man von ihm deren Geltendmachung erwartet, so heißt das nichts anderes, als die Wissenschaft ihrer Souveränität entkleiden und sie wieder zur Untauglichkeit gegenüber der religiösen Autorität zwingen, von der sie sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mühsam frei gemacht hat.

Zwischen beiden aber, Autorität und Freiheit der Wissenschaft, besteht ein unverföhnlicher Gegensatz, sobald

man geradezu jagen kann: wo das Eine ist, kann das Andere nicht mehr bestehen, wo die Autorität gebietet, wird die Freiheit der Forschung und damit die Wissenschaft selbst vernichtet, und wo diese in Freiheit gepflegt wird, ist kein Platz für autoritative Ansprüche. Das zeigt nichts deutlicher, als die Geschichte der Wissenschaft im Mittelalter, vor der Renaissance, also bis zu dem Zeitpunkte hin, wo sie sich allmählich von aller Autoritätsherrschaft befreite. Wohl wurde damals Gelehrsamkeit geübt und gepflegt, aber nicht Wissenschaft, d. h. man übte innerhalb der erlaubten Grenzen Gedächtnis und Scharfsinn, Disputationkunst und Kombinationsgabe, aber man gewann keine neuen Einsichten, es sei denn, daß solche neuen Einsichten — und dadurch allein wurde ein unendlich langamer Fortschritt trotz allem ermöglicht — ausgingen von wenigen fähigen Männern, die ihre Verwegenheit oft genug mit dem Tode zu büßen hatten. Diese scholastische Wissenschaft war gleich einem großen, weiten Tummelplatz, der eingefaßt war von den himmelhohen Mauern der kirchlichen Dogmen. Auf diesem Tummelplatz selbst durfte man sich frei vergnügen und umherschweifen und durch seine Kunstfertigkeit am hohen Trapez der Dialektik den Beifall der geistigen Mitangehörigen ernten; aber wehe dem, der es etwa gewagt hätte, die hohen Mauern selbst zu übersteigen und ins Freie zu gelangen, um zu sehen, was für ein Stück Welt denn dort sich zeige. Als man einstmals einem Besucher der Sorbonne in Paris die Hörsäle zeigte, in denen mehr als ein Jahrzehnt die scholastischen Gelehrten ihre Disputationen abgehalten hatten, fragte er: „Und was hat man ausgemacht?“ Die Frage konnte nur durch ein verlegenes Schweigen beantwortet werden.

Freiheit des Denkens und Forschens rechnet Nichts zu den unverlierbaren Menschenrechten, die Niemandem genommen werden dürfen. Wir sind noch weit davon entfernt, daß dies allgemein zur Anerkennung gekommen ist. Der Druck der sozialen Mächte — und zu den stärksten dieser sozialen Mächte gehören auch die konfessionellen Gemeinschaften, von denen auch der Staat noch oft zur Dienstbarkeit gezwungen wird — ist noch zu groß, um so schnell von den ideellen Mächten des freien Gedankens überwunden zu werden. Um so entscheidener aber sollte dieses unverlierbare Menschenrecht da gepflegt werden, von wo aus es allein sich überallhin ausbreiten kann: auf dem Boden der wissenschaftlichen Forschung. Und Mommsen hat recht: Freiheit der Forschung bedeutet ihre vollkommene Voraussetzungslosigkeit. Wohl geht auch der freie Forscher, wie der ultramontane Freiherr von Hertling ihm entgegenhat, in jedem Falle mit gewissen Voraussetzungen, subjektiven Annahmen, unbewiesenen Hypo-

thesen an seine Unternehmung heran, aber immer mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sie jederzeit als irrig gänzlich zu verwerfen und sich auf einen völlig neuen Boden zu stellen. Freiheit der Forderung bedeutet eben nicht bloß Freiheit des Erkennens, sondern auch Freiheit des Irrens. Die frei herausgearbeiteten Irrtümer sind der Erkenntnis ebenso nützlich und notwendig, als die gewonnenen Einsichten. Einzig der Zwang ist für die Wahrheit verderblich und vernichtend, denn, wie Jichte sagt, nur in der Freiheit ihres Geburtslandes, der Geisteswelt, kann sie gedeihen.

K.

Etische Taktik.

Von Elise Gasse.

„Erkenntnis der Bedingungen unseres Lebens und Organisation des Lebens gemäß diesen Bedingungen, das sind in der neuen Ethik die beiden grundlegenden Pfeiler.“

„Staubinger, „Ethis und Polit.“

Jede neue Bewegung, getragen von den übereinstimmenden Ueberzeugungen einer vereinseltigsten Gruppe, wird von derselben für ihre Lebensreise mit einer Anzahl sorgfältig geprüfter und als allgemeingültig betrachteter Erkenntnisätze ausgerüstet und begiebt sich, bewegt mit dem blinden Panzer ihrer Theorien, in den Kampf mit dem bestehenden Verhältnissen, die sie umbilden will.

Und wie die ideale Wirklichkeit der realen nun auf den Leib rückt, wie Kraft gegen Kraft anprallt und die beiden Ringer ihre Mäxime ineinander tauschen, da wird der Klügere von beiden den Gegner alsbald ausfindigsten, ihn verstehen und schätzen lernen und der Eigenart desselben seine Kampfweise anpassen. Allmählich, ohne daß die Spannung der Muskeln erlahme, wird der Griff doch weicher und geschmeidiger, die Auseinanderhebung milder feindlich, und es werden die beiden in kämpfender Gemeinschaft Lebenden sich auch innerlich annähern: sie tauschen beide ihre objektiv annehmbaren Wahrheiten aus, lernen von einander, kommen zur Selbstkritik und stimmen sich verständlich, indem sie ihre Irrtümer erkennen und fallen lassen. Der Klügere will nicht orthodox unfehlbar, radikalistisch verneinend sein und lernt sich kämpfend vertragen; wenn er dem Leben nützen kann, so schadet er lieber seinen Theorien, und lieber als von ihnen nimmt er vom Leben Belehrung an. E. Bernstein sagt im ersten Kapitel seiner „Voraussetzungen des Sozialismus“:

„Die Praxis schafft immer neuen Erkenntnisstoff und verändert das Gesamtbild sojournen mit jedem Tage, läßt fortgesetzt in die Zukunft der uralten Methoden wandern, was einst neue Erzeugnisse war. . . . All der fortwährenden Erkenntnis werden Ethik, denen vorher absolute Gültigkeit beigelegt wurde, als bedingt erkannt und durch neue Erkenntnisätze ergänzt, welche diese Gültigkeit einschränken, aber zugleich das Gebiet der reinen Wissenschaft erweitern.“

So vollzieht sich denn durch größere Vertiefung in die Wirklichkeit der Dinge und durch achtungsvollen Anerkennung der Natur des Gegnerischen die Umkehr vom Radikalismus zum Opportunismus; die kritischen Weiser werden genötigt, aus dem Ayl ihrer Theorie herauszutreten und ihr Seinfolgendes an dem Seinnützlichsten zu messen, und man wird danach die Wahrheit suchen, wie sie gesucht werden muß: nicht so sehr wie ein Narus, sondern wie ein Faust. —

Bei allen großen, lebensvollen Bewegungen können solche Anpassungsvorgänge beobachtet werden, ein inkraftretendes Vermögen der allseitigen Bestimmtheit, wodurch sie freilich etwas von ihrem absondernden Charakter verlieren, dafür aber durch ihr Aufgehen in die umgebende Welt derselben Schwung und Kraft und Zugenbürtigkeit

mitteilen und als Gegengabe eine Fülle uralter Erfahrungen zur Prüfung zurückempfangen. Ueber den Wert solcher Erfahrungen aber darf nicht vom Stubiertisch aus das letzte Wort gesprochen werden — der Kritik muß das volle Nützerleben vorangehen, das Hinabsteigen bis an die psychischen Wurzeln, aus denen alte Bedürfnisse und Lebensweisen entsprangen, und man hat sorgfältig zu unterscheiden zwischen dem Ewigwärtigsten jeder derselben und ihren geschichtlich und zeitlich bedingten Formen.

Dier ein gerechter Richter zu sein und dem Daseienden keine Gewalt anjuthun, ist überaus schwierig. Jede Tugend steht zwischen zwei Lasten, dem Zuviel und Zuwenig, jeder Schiedspruch zwischen zwei Ungerechtigkeiten; ohne eine Schwankung nach rechts oder links geht es selten ab, und es gelingt nicht oft, zwischen Duldung und Aufklärung, zwischen idealistischem Eigensinn und schwächlichen Kompromissen den Weg querdurch zu finden.

Ebenjowenig, wie das Gewordene als absolut vernünftig zu rechtfertigen ist, ebensowenig darf längt Bestehendes als absolut unvernünftig beiseite geschoben werden; der Unsin kann auf die Dauer nicht siegen, denn nur das Vernünftige hat die Bedingung zu seiner Erhaltung in sich, und wo es ganz fehlt, da schwinden die Existenzmöglichkeiten. Was an allem Alten, Ueberkommenen aufgesucht und gerechtfertigt werden muß, das sind die seelischen Grundtriebe, welche ihm das Leben gaben und die, weil sie fort und fort in der Menschheit wirken und niemals sterben, als in der Vernunftorganisation des Menschen begründet anzusehen sind.

Es fragt sich nun: haben wir, die wir doch nur einen beschränkten geschichtlichen und persönlichen Horizont überbilden, einen festen Urteilsmahstab, wonach wir das Frühtige vom Dauernden, zeitliche Erscheinungsformen von ihrem ewigen Wesenstern, das Scheinende des Unvernünftigen vom wahren Leben des Vernünftigen zu unterscheiden vermögen? Haben wir auf dem Gebiete der Ethik ein System von Prinzipien, die außer und über dem wirklichen Leben regulierend, bestimmend, richtungweisend stehen und uns befähigen, über Wert und Unwert der Dinge unbedingt verläßliche Urteile zu fällen?

Allein schon die Frage nach dem Zu-Nicht- oder Zu-Unrechtbeizhen läßt Urteilsprinzipien voraussetzen, aus denen allerdings maßgebende Aussagen abzuleiten sind. Es sind dies für uns die Idee des Guten, der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit.

Es müßte nun freilich aus der besonnenen Anwendung einer klaren, in sich widerprüchlichen Idee auf die Erscheinungen des Lebens folgen, daß wir über dieselben auch ein klares, allgemeingültiges Werturteil zu fällen vermöchten; denn aber ist nicht so. Denn wir sind Menschen: wir wenden die Ideen niemals vorurteilsfrei an, schalten souverän damit und legen ihnen einen zu starren Sinn bei. So verengen sie sich unter unsern Händen und wir verfallen auch bei den Methoden ihrer Anwendung in Einseitigkeiten.

Jede gute Methode muß zweiseitig gehandhabt werden. Der Tunnel ins Innere einer Sache muß von zwei Seiten geböhrt werden. Um sowohl der pedantischen Lehrhaftigkeit, als der unfruchtbaren Negation zu entgehen, muß neben das kritisch reflektierende auch das psychologisch erklärende Verfahren treten.

Wenn es sich darum handelt, die psychischen Grundtriebe der menschlichen Natur, das durch allen Formwandel sich Erhaltende herauszufinden, so müssen wir bei der Geschichte auftragen; müssen die Strömungen in der Seele der Völker und des Einzelnen verfolgen, wie sie aufstauen, scheinbar verjanden, unterirdisch weiterwühlen und dann wieder in reichen Wellen zu Tage treten; müssen die Lebensfunktionen und Beteiligungsweisen eines historisch

Gewordenen (etwa einer Institution oder eines Symbols) in ihrer Bedingtheit aus dem Geiste der einzelnen Geschichtsperioden heraus begreifen, um zugleich dem im Wechsel Dauernden sorgfältig nachspüren zu können, um das Hervollkommnungsfähige herauszufondern. Immer muß der Reflexion auf den formalen und inhaltlichen Wert einer Sache die Erforschung ihres Werdens vorangehen, damit eben, bei dem strengen Gehäuft des Normierens und Bewertens, den vielerlei ins Leben drängenden Trieben nirgends in ungerechter Weise Gewalt angethan wird.

Denn weil dem Menschen seine gesunde Vollständigkeit erhalten werden, weil ihm all sein Menschliches gerettet werden soll, und weil der Mensch, als Individuum und als Gattungsbegriff genommen, aus Gegensätzen besteht, darum muß das ethische Werturteil auch gegensätzliche Bethätigungsweisen des Menschen bejahen und seine Kräfte nicht einseitig nach einer Richtung hin entwickeln wollen. Reinheit, Keuschheit, Enthaltensamei auf der einen, volle Bethätigung des Triebens und Fruchtbarkeit auf der anderen Seite, hier das Schauen, dort das Handeln, hier der Besitz, dort die Armut, hier das weise Herrschen, dort das bemühte Dienen — : all dies Sein und Thun kann auf der Linie echter Sittlichkeit liegen.

Und ferner: nicht nur, was dem Intellekt einleuchtet, soll Anspruch auf Wahrheit, Anerkennung, Gültigkeit haben, sondern auch, was von andern bewegenden Kräften der Seele ertritten und ergriffen wird, was in den Tiefen des Gemüts geheimnisvoll waltet und von dort aus den Willen spannt. Die Indier hatten ein zarteres Wahrnehmungsvermögen als wir für die feinsten sittlichen Erhebungen, die sich in einer Region vollziehen, wohin wir mit Worten und Begriffen nicht gelangen können:

„Kur wer's nicht denkt, hat's gedacht; wer es denkt, der erkennt es nicht.“

Und weiter: eine Ethik, die nicht bloß Normen für die Ewigkeit aus der Vernunft herausfinden, sondern aus der Zeit heraus für die Zeit wirken will, die sich bewußt ist, daß wir die Zukunft nicht erobern können, wenn wir nicht immerfort der Gegenwart heilend, helfend, stützend unter die Arme greifen: sie muß wie ein guter Taktiker ihre Maßnahmen jedem Einzelfall, jeder augenblicklichen Konstellation anpassen. Nicht durch die kritischen Reflexionen Einzelner wird die ethische Kultur dem Verständnis der Aufsehenden, der Massen nahegebracht werden und sich einführen, sondern indem sie auf den Willen eben dieser Massen wirkt.

Das aber kann sie nur, wenn sie nicht so sehr leute, als nächste Ziele aufsticht. Man muß zu den Leuten in ihrer Sprache reden, ihnen das für ihr Auge sittlich Wahrnehmbare zeigen, überhaupt im Sittlichen das gegenwärtig praktisch Brauchbare den Menschen reichen, ihrer Schwachheit mit Stützen aufhelfen, damit sie in der Ruhe erstarke und dann durch Übung vollends überwunden werde.

Wenn die ethische Kultur doch die Absicht haben muß, ihr Netz über das ganze Menschheitsleben zu spannen und allgemeinerfänglich zu sein, wenn sie pädagogische und propagandistische Zwecke nicht aus den Augen lassen will, so muß sie das ganze Labyrinth der Menschkenntnis am Ariadnefaden der warmsten Menschensiebe durchforschen. Wenn es ihre Aufgabe ist, die Gesamtheit der menschlichen Triebe und Beziehungen künstlerisch zu gestalten und in eine Form zu bringen, welche — wie ein vollendeter Organismus — der verständlichste Ausdruck einer einseitlichen, reinen Idee sein soll, so darf sie wohl Auswüchse beschneiden, sonst aber nur erhalten, läutern, veredeln, nicht töten. Im Reiche der symmetrisch und harmonisch geordneten Zwecke soll alles leben, was Keimkraft hat und kulturell brauchbar ist; aber in Schönheit soll es

leben und nur demjenigen, was nie und nimmer zu läutern, zu veredeln sein wird, sind wir berechtigt, den Angriffskrieg zu erklären.

Mit solchen Kriegserklärungen muß aber derjenige, dem der Entwicklungsgebante gefällig ist, vorsichtig sein. Hier kann schon der geringste Ueberreifer schaden, und Habitalverneinungen dienen dem Fortschritt schlechter, als eine, wenn auch nur halbe, opportunistische Bejahung. Soll sich die jugendliche, weltliche Ethik das Niegeschworen entgehenlassen lassen, daß „ihre Erkenntnis noch nicht lächeln gelernt habe und ohne Eiserstück sein?“

Und es wird ihr entgegengehalten, besonders von religiöser Seite. Obwohl gar kein eigentlicher Gegensatz vorliegt, so vermiffen doch auch die religiösen Naturen, welche gleichwohl Ethik und Religion gesondert betrachten möchten, eine gewisse Rücksichtnahme, und empfinden Angriffe auf irgendwelche Ausgeburten des religiösen Lebens leicht als prinzipielle Aneindung deselben. Und da die Religion das Beste ist, was die Menschheit besitzt und das der echt Religiöse schon, wortlos, ahnungsbend, mit heiliger Scham hütet wie ein Dichter seinen tiefsten Gedanken, so wird selbst dort, wo nur noch ein Rest des „metaphysischen Bedürfnisses“ oder irgendwelcher Gläubigkeit im Gemüte lebt, nichts, was einer rauen Behandlung, einem festen Zußfassen gleicht, an dieser Stelle vertragen.

Darum, auf Grund dieser Ueberempfindlichkeit, hat man die Haltung der Realität, welche ja den Kirchlichen wie den Nichtkirchlichen, den Frommen wie den Nichtfromen noththut, vielfach als Parteinahme gegen religiöse Lebensformen und Stimmungen mißdeutet. Aus solchem Vorurteil heraus hat Pater Cathrine von den ethischen Gesellschaften als vom „organisierten Atheismus“ gesprochen, und Andere reden von der „Freidenkersekte, welche die Religion durch Moral ersetzen will.“ Viele, auf ethische Vertiefung theoretisch und praktisch hinarbeitende Naturen halten sich aus Furcht vor einer Verletzung oder Heringschätzung ihrer religiösen Gefühle untern Vortreibungen fern, und solche, in denen sich eine Wiedergeburt des religiösen Lebens unter irgendwelcher Form vollzieht — und deren sind Viele in unserm tief geriffenen, innerlich unzufriedigten Geschlecht — breiten zitternde Hände aus über den neuen, noch unsicheren Pfsth und wehren jeden frohigen Hauch ängstlich von ihm ab: auch sie wenden sich uns ungen zu. Denn „der menschliche Geist ist stets in großer Verlegenheit: er verlangt Geist und er verlangt Heiligkeit und mag eines nicht ohne das andere leiden.“ (Emerson.)

Wenn wir das Vorurteil, welches man uns entgegenbringt, zu entkräften vermöchten, so würde der Sache der Ethik in jeder Weise gedient sein und die Bewegung würde an Popularität gewinnen. Was wir nicht sind, nicht wollen, das muß immer wieder ausgesprochen werden — durch das taktische Verhalten. Wir müssen durch unsere Stellungnahme, auch gegenüber religiösen Einzelfragen, unzuweutig zu verstehen geben, ob wir den moralischen Wert der Religion voll anerkennen, die Bundesgenossenschaft religiöser Naturen wünschen und mit ihrer Hilfe an der Vertiefung und Verbreitung der Ethik zu arbeiten gedenken. Es muß gesagt werden, wo wir uns mit der Tendenz der religiösen Lebensformen einverstanden fühlen, von welchem Punkt aus wir eine Fortbildung erhoffen und wie wir uns die zukünftige Einfindung der Gottesidee, bezw. des zugrundeliegenden Seelenbedürfnisses denken.

Und hieran schließt sich die Nothwendigkeit einer Verantwortung der tieferen Frage, die ich vorhin schon rührte: ob für uns der erkennende Mensch alles ist? ob wir den Trieb nach abschließender Weltanschauung, den Drang nach letztgiltiger Befriedigung des Rationalitäts-

bedürfnisse, als zum Seelenfrieden vieler Gehörig, unterstützen wollen? ob wir einsehen, daß kein Gut für den andern vergebens lebt, und daß daher die Guten aller Befenntnisse Berührung miteinander suchen sollten?
(Schluß folgt.)

Ethik und nationale Politik.

Von Th. Briz

Meines Erachtens wird bei der Beurteilung der in den letzten Jahren geführten Kriege nicht scharf genug unterschieden zwischen dem Standpunkt des Ethikers und Friedensfreundes und dem des Politikers. Die Friedensbestrebungen haben unstreitig in den letzten Jahren mehr Sympathien gefunden, als jemals früher; sie haben jedoch die Politik nicht zu beeinflussen vermocht. Wohl aber findet man sehr häufig, daß die nationalgeleiteten Politiker sich jene Sympathien für die Friedensbestrebungen zu nutze machen, um ihren Anschauungen dadurch eine höhere Berechtigung zu verleihen. Sie berufen sich auf die Humanitätsideen, um desto fräftiger den Krieg, den ein anderes, ihnen unsympathisches Volk führt, verurteilen zu können, aber sie wollen die Humanitätsfrüchtigen nicht zu einem Demutssind werden lassen für die Kriege, die das eigene Volk führt und die in nationalen Interesse für notwendig gehalten werden, wenn nicht von dem ganzen Volk, so doch von der Regierung und den herrschenden Parteien.

Der Verfasser des Artikels in Nr. 45: „Zur Beurteilung des Boerenkrieges“ sagt am Schluß: „Wenn wir mit den Boeren gegen die Engländer aufgebracht sind, so leidet uns nur ein ethisches Gefühl, welches das Faustrecht verdammt.“ Ich meine, daß in dem Artikel der nationaldeutsche Parteiendruck sehr deutlich hervortritt. Daß die Deutschen in China als Mächer von Uebelthaten auftraten, soll einen wesentlichen Unterschied zwischen dem von Deutschland geführten Chinakrieg und dem Transvaalkrieg begründen. Aber waren diese Uebelthaten etwa nicht provoziert? Durfte die Ermordung von Missionaren zum Anlaß genommen werden, ein Stück chinesischen Landes wegzunehmen, wodurch bei den Chinesern der Fremdenhaß bekräftigt, das Mißtrauen fremder Mächte erregt und der Weltfrieden gefährdet wurde? Ich finde in unserer China-politik denselben Ausbreitungsdrang, von dem Briten, Amerikaner, Russen beherrscht werden.

Ich will die englische Kriegsführung nicht beschönigen, ebensowenig wie die vielen schweren Fehler, welche, vom Standpunkt des Politikers betrachtet, England begangen hat. Nur sollte, bei einem Vergleiche des Transvaalkrieges mit den europäischen Kriegen der letzten Jahrzehnte, nie der gewaltig große Unterschied der Verhältnisse übersehen werden. Was aber das der ganzen afrikanischen Politik Englands zu Grunde liegende Streben nach Macht- ausbreitung in Afrika betrifft, so sind für Herrn Dudmeyer's Urteil hierüber folgende Worte charakteristisch: „Das Unrecht der Engländer ist klar für jeden Einsichtigen, der es eben nicht für Recht hält, daß der Reichere und

Stärkere den Ärmere und Schwächeren überfalle, ausraube, töte, um sich fremdes Gut und Blut anzueignen.“

Wenn jede Anwendung des Rechts des Stärkeren verwerflich ist, wo bleibt die deutsche Politik der letzten Jahrzehnte, von der preussischen Politik früherer Zeiten gar nicht zu reden? Als Preußen und Oesterreich gegen Dänemark auszogen, da nannten nicht nur die Dänen, sondern auch die Engländer diesen Krieg einen Aufskrieg, und sie boten den ganzen Aufwand sittlicher Entrüstung auf, um das Vorgehen der deutschen Großmächte vor der Welt als verwerflich zu brandmarken. Hierbei lag dieselbe Eiferjucht zu Grunde, welche jetzt die nationalen Politiker Deutschlands gegen England befeuert. Es ist wahr, daß den Schleswig-Holsteinern Unrecht geschehen war. Ich will nicht untersuchen, ob dies Unrecht schwerer war, als das den Litauern in Transvaal zugefügte. Aber das glaube ich behaupten zu dürfen, daß das Rechtsgefühl und die Sympathien mit den deutschen Volksgenossen nicht vermocht hätten, die deutschen Großmächte zum Einsitzreiten zu bewegen, wenn nicht das Annexionsbestreben sehr früh der preussischen Politik zu Grunde gelegen hätte. Niemand hat sich später einmal gerühmt, daß er sich mit Bezug auf Schleswig-Holstein sehr früh mit dem Gedanken getragen habe: „Dat möt wi hevn.“ Nun sind freilich die Schleswig-Holsteiner Deutsche, aber nicht alle. Wenn man Englands Herrschaft über andere Völkerschaften grundsätzlich als ein Unrecht verurteilt, so ist nicht einzusehen, mit welchem Recht wir Deutsche über Dänen, Polen, Franzosen herrschen.

Die Leiter der Politik der Großmächte sehen, im Gegenfall zu der Entrüstung weiter Volkstheile, mit Gelassenheit dem indiarischen Kriege zu, nicht weil sie England den Machtzuwachs, wenn es einen solchen denn erlangt, gönnen, sondern weil sie denken, daß, wenn Zeit und Gelegenheit für sie kommt, auch sie zugreifen werden. Die deutsche Politik läßt sich, wenn ich sie richtig beurteile, von demselben Streben leiten. Ich glaube, daß eine wirksame Friedensliebe zu Hause anfangen muß. Englands Mißerfolge sollten abschreckend wirken auf diejenigen Mächte, die um jeden Preis ihren Länderbesitz vergrößern möchten. Die Menschenschlächtereien der letzten Jahre sind auf Kosten des „Imperialismus“, des ehezeitigen Vergrößerungsdranges, zu setzen. Nicht England allein trägt die Schuld dafür, daß in der Neuzeit die Kriegselst unter den Völkern noch so groß ist und die Humanitätsideen zu schwach sind, um sich Geltung zu verschaffen.

Zur Erhaltung des Friedens ist die Wilsderung des Völkerverhaltes eins der wirksamsten Mittel. Wenn aber die Verbindung zwischen dem englischen und deutschen Volk in der bisherigen Weise fortstreitet, so sehe ich darin die Gefahr eines neuen Krieges.

Lose Blätter.

Man sagt gewissen Landstenten nach, daß, che sie ihr Landmannschaft wemmen, sie ein Einspruchsplombent vorbringen, daß sie die leien, die sie sind. Unser Autor wird daß für niederrichtig halten; wenn es indes gegen seine Nationalverwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demut ein Spott liegen, dem ich fast beiträte. Unter allen Tölpeln halte ich den Nationalstolzen, sowie den Geburts- und Adelsstolzen für den größten Narren.

Was ist Nation? Ein großer, ungegründeter Garten voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern, sowie von Vortrefflichkeiten und Tugenden ohne Unterschied annehmen, und wenn es eine kleine Meinung von Seelenheil oder Verdiensten gilt, für diese Dulcinea gegen andere Nationen den Speer brechen? Laß und, so viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen, auch verteidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut, in welchem

*) Herr Dudmeyer sagt S. 2.: Auch die Deutschen waren unter Napoleon dem Osten „beiegal“ — im Sinne des Verfassers von „Zweierlei Raas“. Dieser Vergleich hinkt. Denn es ist ein großer Unterschied zwischen dem Friedensstolzen, wobei die Öffnung auf bessere Zeiten festgehalten wird; und dem Fortführer des Kampfes bis auf's Messer. Die Schleswig-Holsteiner haben im Jahre 1851 mit schweren Herzen die Waffen niedergelagt; Preußen hat nach den Niederlagen von 1806 einen demütigen Frieden geschlossen. Wohl lehren wir Schill und Heiser als nationale Helden, aber einen praktischen Wert haben ihre Kämpfe nicht gehabt. Die Regierung einer Kulturstaat will nicht die Verantwortung übernehmen wollen, den Krieg bis zur Vermählung des eignen Landes fortzuführen. Die Boeren aber werden verberstet, obgleich sie dies thun, und ihre Freunde sprechen sie von jeder moralischen Verantwortung für die Verlängerung des Krieges frei.

Sollte damals unser Verleger war; sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstriß ohne Wirkung.

Wir Deutschen wollen uns mit den Griechen vergleichen? Und welches wäre der genau bestimmte, der unverschiebbare Maßstab? Und wer wäre der unparteiische Richter?

So auch mit anderen Nationen. Die Natur hat ihre Gaben verschieden ausgeteilt; auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Preis, nach der verschiedenartigen Frucht. Wer versage diese unter einander? oder erntete einem Volkspfeil vor der Traube den Preis zu? Bismarck wollte wir uns wie der Sultan Soliman freuen; daß auf der bunten Wiege des Erdbodens es so mancherlei Blumen und Vögel giebt, daß dieselbe und jenseit der Alpen so verschiedene Blüten blühen, so mancherlei Früchte reifen. Wir wollen uns freuen, daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jezt diese, jezt andere Gaben aus ihrem Hüßhorn wirft und allmählich die Menschheit von allen Seiten bearbeitet. Denn es scheint sowohl grüßlic als physische Notwendigkeit zu sein, daß aus der Menschennatur mit der immer werdenderen Feindselig alles hervorgeleitet werde, was sich aus ihr hervorlocken läßt. Mühen müssen mit der Zeit Kontrastreize aus Licht kommen, die sich endlich doch auch in Harmonie auflösen.

Offenbar ist's die Anlage der Natur, daß wie ein Mensch, so auch ein Geschlecht, also auch ein Volk von und mit dem andern lerne, unanständig lerne, bis alle endlich die schwere Lektion gelöst haben: kein Volk sei ein von Gott einzig auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit müsse von allen gesucht, der Gort des gemeinen Menschen von allen gebaut werden; am großen Schiefer der Mineria sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne Hölze Invidiacht wirken.

J. W. Verder (Briefe v. Verford. d. Humanität.)

Streiflichter.

Kettungsmedaille oder 2,11 Mark pro Menschenleben! In der Danziger Zeitung lesen wir:

„Für höchst bedenklich müssen wir es halten, wenn man löhne, ehrenvolle Thaten mit zweierlei Maß mißt. Wir begehen seit Jahren dem Brauche, bei Rettungen aus Lebensgefahr, die mit Einsetzung des eigenen Lebens ausgeführt sind, Ständesunterstehende entscheidend sein zu lassen für die Art der offiziellen Anerkennung solchen opferwilligen Heldentums. Belohnungen von 30 Mark, öffentliche Verlobigungen im Kreisblatt sind heute gar häufige Erscheinungen bei solchen löhnen Thaten, wenn sie von Angehörigen des Arbeiter- oder des Handwerkerstandes ausgeführt worden sind; wir haben aber noch nie eine ähnliche Publikation gesehen, die irgend eine „Standesperson“ betroffen hätte. Diesen ist die Kettungsmedaille sicher, und jeder Einzelne von ihnen würde eine Geldprämie mit Recht als eine Beloidigung empfinden.

Wäut man nun wirklich, daß nicht unzählige Angehörige des Bürgerlandes genau ebenso denken, und der löhliche Arbeiter, der sein eigenes Leben eingesetzt hat für die Rettung seines Nebenmenschen, nur mit einem Gefühl der Erbitterung die klägliche Geldprämie hinnimmt, weil die Not ihn dazu zwingt? Weibt denn eine Heldenthat nicht immer eine Heldenthat, auch wenn sie ein armer Schlicher ausgeführt hat?

Jezt hat der Schiffer Muza aus Kushek jene üblichen 30 Mk. als Prämie empfangen, weil er nicht weniger als 14 Personen vom Tode des Ertrinkens errettet hat. Wir müssen geteiden, wenn denn schon Heldenthaten mit Geld abgelohnt werden sollen, dann wiege man sie wenigstens mit Gold auf; oder ist ein Menschenleben im Staatsorganismus nicht mehr wert als 30 Mark, geschweige denn 14?

Der wahre Schatz an Ehregefühl, der in unserem Volke lebt, darf nicht geistlichlich erntet werden. Das „Lied vom braven Mann“ darf keine löhne, klappvolle Mär werden; unserm Volke müssen die Ideale erhalten bleiben;

mit Kreisblatt-Verlobigungen und Trinkgeldern aber kann man auch die allgerühmteste Begeisterung austräufern!“

Die Rettungsmedaille, von der Bismard einst gesagt haben soll, daß sie unter allen seinen Ordensauszeichnungen den höchsten Wert für ihn besitze, schien uns bisher das einzige Zeichen öffentlicher Anerkennung zu sein, das ausschließlich nach Verdienst und nicht aus irgend welchen konventionellen Rücksichten verliehen wurde. Mit ihrem Besitz konnte sich auch der Verächter höfischer Gunst und des Spielzeugs der „Großen“ zurieden geben. Muß denn nun auch hier die widertliche und thörichte Ständescheidung Platz greifen? Daß dieselbe in den Bestimmungen über die Verleihung dieser Auszeichnung statutarisch festgelegt wäre, vermögen wir vorläufig kaum anzunehmen. Sollte ineben dort die salutatorie Wahl zwischen Medaille und Geldprämie vorgesehen sein, so würden wir dies für einen Mißgriff halten, der die öffentliche Ehrung herabsetzt. Warum könnte denn nicht mit der Erteilung der Medaille die Auslösung einer Geldbelohnung jedwem verbunden werden? Wer in der glücklichen Lage ist, das Geld nicht für sich zu brauchen, dürfte doch wohl nicht in Verlegenheit kommen, daselbe einer Wohlthätigkeitsanstalt zuzuwenden. Nichts ist so erbittern, als zweierlei Maß je nach Stand und Besitz bei der Abmessung von Schuld wie Verdienst.

Aus der ethischen Bewegung.

Protokoll

des sechsten ordentlichen Gesellschaftstages der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, 19. bis 21. Oktober, in Berlin.

(Schluß.)

Vor Wiederertritt in die Tagesordnung wird auf Antrag Böding noch besprochen, die „Zeitschrift der D. G. E. K.“ in Auflage von vorläufig 5000 Exemplaren als Flugblatt drucken zu lassen und denselben mit Hilfe der Tagespresse die größtmögliche Verbreitung zu geben. Daron löhrt die Beratsamung fort in Punkt

4) Bericht der Abteilungen.

a) Danzig. Effler berichtet über die Gründung der Abteilung im Herbst 1899, wo nach einem Vortrage des Banberredners Penzke, den ein Komitee veranstaltet hatte, gleich mit 40 Mitgliedern die Arbeit begonnen werden konnte. Seitdem mache man langsam, aber sicher Fortschritte. Noch drei auswärtige Redner (Kronenberg, Frau Stritz, Bruno Kner) hätten gesprochen, 11 Vorträge seien von einheimischen Rednern gehalten worden. Der Bestand der Mitglieder sei jezt 60. Mit Sorgfalt habe der Vorstand sich bestritt darauf hinzuwirken, daß alle Beitretenden volle Klarheit über die eigentlichen Einzelziele der Gesellschaft besäßen und nicht etwa aus allgemein humanitären Rücksichten beiträten; erfruchtenerweise habe man daher auch noch keinen Austritt zu verzeichnen. Die Presse komme der Abteilung sehr freundlich entgegen. Doyntaufgabe sei die Wirkung auf das innere Leben der Einzelnen und dadurch indirekt auf die Gesellschaft. So drante man an die Einrichtung von „ethischen Anstalten“, wofür der freireligiöse Prediger Schieler in Rönigsberg in Aussicht genommen sei. Die eigentlichen Selbstbildungsbestrebungen und sozialen Hilfsaktionen seien nicht direkt Sache der Abteilungen, sonst verbuchte man die Einzelnen der eigentlichen Aufgabe; nur dadurch, daß die Einzelnen zu berealisen angezogen würden, wirke die Abteilung indirekt auf das Gemeinwohl. So habe man die Gründung von Volkserhaltungsschulen neben einem Komitee ad hoc überlassen, anderntfalls sei Raub an Kräfte, Zeit und Geld die Folge. Dauerlich sei das Hören eines literarischen Gesellschaftsorgans. Vielleicht könnte die „Ethische Kultur“ alle Monate einmal eine offizielle Zeitschrift mit den Berichten aus der ethischen Bewegung in vier Sprachen ins Leben führen. Nach der Ansicht des Redners müßte die ethische Gesellschaft überall Vortragsarbeit, aber auch nur Vortragsarbeit thun.

In der anschließenden Debatte betont Jaffe, daß sich die Frage der direkten Unterlegung sozialer Hilfsaktionen nicht prinzipiell, sondern stets nach lokalen und temporären Rücksichten beantworten müßte. Nicht zu vergessen sei neben dem Anregunggeben auch das Sammeln der Geldes, wovon auf einem politischen und konfessionell neutralen Boden. Damit sei eine rinde ausgefüllt und Garantien gegeben, wie sie sonst nicht leicht gegeben werden. Böding schloß mit Effler überein und möchte auf dem Schme für die Vierteljahrberichte in Zukunft den Vortrag: „Soziale Hilfsarbeit“ getrichen haben. Ubrigens seien die Forderungen Effler's in Berlin erfüllt, da sowohl Anstaltsstelle wie Zeitschrift format beinahe selbständig seien, wenn sie auch aus dem ethischen Geist hervorgegangen

und dazu sei die persönliche Berührung sehr erwünscht. Auf Antrag Döring, der freilich seiner Verwunderung Ausdruck giebt, daß die Initiative zu einer solchen ethischen Konferenz, die zunächst von London auszugehen schien, nun aus Deutschland übertragen werden solle, wird beschloffen, die weitere Vorbereitung zur Vermittlung des Planes dem Hauptvorstande zu überlassen.

Die Besetzung lautet denn zu Punkt

6) Die Besetzung lautet denn zu Punkt:

Es werden zunächst drei Vize erwählt, in denen die bisherigen Hauptvorstandsmitglieder Frau M. Stritt, Dresden, Frau Maria Kaden, Wiesbaden, und Herr Lehrer Trösch, Berlin unter Motivierung bitten, von ihrer Wiederwahl Abstand zu nehmen. Dazzu wird nach kurzer Diskussion, in der gegen Jungli besonders Döring die Notwendigkeit betont, zur praktischen und raschen Abreise eine Mehrheit von Berlinern zu haben, die folgende Liste durch Brief einstimmig angenommen:

- Gesetzgeber: Prof. Dr. Döring, Berlin-Ostseebäderstr.
- Vize: " : Justizrat S. Stern, Berlin.
- Rassenführer " : Paul Jaffé, Berlin.
- Grß. Schriftföhler: Justizrat Dr. Mohr, Berlin.
- Roeel. " : Dr. A. Penig, Berlin.
- Beisitzer " : Prof. Dr. Th. Rapp, München.
- " : Verlagsbuchh. Eiegmaier, München.
- " : Rechtsanwält D. Karcuz, Breslau.
- " : Sonderabg. Ferd. Sornag, Jenastr. u. A.
- " : Rechtsanwält Dr. Heber, Berlin.
- " : Dr. M. Kronenberg, Berlin.
- " : Dr. A. Kren, Berlin.
- " : Agl. Biblioth. Dr. O. Simon, Berlin.
- " : Frau Marie Webbig, Wiesbaden.
- " : Dr. med. Effter, Danzig.

Zu Kassensessoren werden die Herren Dr. J. Gintberg, Berlin und Hermann Dech, Berlin wiedergewählt.

Man schreibt zur

7) Wahl des Ories für den nächsten Gesellschaftstag

Es liegt das Ansuchen von Stuttgart vor. In der Diskussion wird von Döring betont, daß die Wahl des Ories hoch wesentlich von der Finanzlage abhängt; er bietet, dem Hauptvorstande 1/3 die Wahl zu überlassen. Dagegen erwidert Jaffé, Kronenberg und besonders Jungli: Gegen die Äußerungsworte Langenach der haren statutarischen Bestimmung, die dem Gesellschaftstage die Wahl zuweist, müßte er protestieren. Berlin sei, da die Berliner sich an sich die beste Möglichkeit mit einander hätten, der wenigst geeignete Platz für den Gesellschaftstag. Die finanziellen Bedenken sollten nicht zu schwer genommen werden. Für eine konkrete Aufgabe, wie eine solche Zusammenkunft, seien nach seiner Erfahrung zwei Mittel möglich zu machen. Er wolle die Gemehr übernehmen, im gegebenen Falle die nötige Summe binnen drei Tagen zu beschaffen. Nachdem Jaffé noch vorgezogen, zunächst nur Süddeutschland festzusetzen und die nähere Bestimmung des Ories dem Hauptvorstande zu überlassen, diesen Vorschlag aber schließlich zu Gunsten des Stuttgarter Platzes: Stuttgart zum Besammlungsort zu wählen, zurückgezogen, wird der Antrag Jungli einstimmig angenommen.

Mit den üblichen Dankesworten wird diesel um 7 Uhr abends der 6. ordentliche Gesellschaftstag der D. G. E. geschlossen.

Abteilung Darmstadt. Der erste Weltunterhaltungabend in Darmstadt nach dem Vorbild der bereits in mehreren Städten eingeführten Veranstaltungen wurde am Sonntag, den 17. Nov., vor sehr zahlreich erschienenem Publikum im Kaiserpalast abgehalten. Nach 9 Uhr 15 Minuten — darunter viele Anwesende mit ihren Familien — folgten den Aufführungen mit der größten Anteilnahme. Das Programm, ebenso vielfältig wie abwechslungsreich, zusammengefaßt, brachte musikalische und dekorative Auffassungen. Ein gut geführter Männerchor eröffnete die Reihe der Darbietungen, welchen sich Vorträge von Frau Maria Eiegmaier, Mitgliedin des Herrn Kapellmeisters Gümmer, angeschlossen, alles hervorragende Kräfte der Darmstädter Künstlergilde. Besonders gefielen die humoristischen Rezitationen, die Herr Koch mit viel Geschick und Temperament zu Gehör brachte. Herr Hellbraun, der Vorsitzende der Abteilung Darmstadt, welcher sich um die Veranstaltung sehr verdient gemacht hat, kann mit diesem ersten Besuche sehr zufrieden sein, denn er hat bewiesen, daß das, was Arthur Jungli in seinem Vortage verlangt, mit welchem der Abend eröffnet wurde, auch für die Darmstädter Bevölkerung zutrifft. Aus diesem Anlaß, der den Anwesenden Zweck und Ziel der Weltunterhaltungswesen darlegte, geht hervor, daß Jungli ein Mann für Alle kein leeres Wort mehr sein soll, sondern daß in erster Linie die Wohlthätigen ihrer Tätigkeit werden sollen, die im nimmer ruhenden Kampfe des Volksebens stehen.

Sprechsaal.

Herr v. Bloch und die Friedensfrage.

Ich nehme die Verhöhnung, welche die Entgegnung der Frau von Suttner auf meinen Artikel über „Die modernen Notwendige

und die Friedensfrage“ enthält, dankbar an. Es ist richtig, daß ich das Bloch'sche Hauptwerk, welches ich übrigens nur mit wenigen Zeilen erwiderte, nicht gelesen habe, als ich jenen Artikel schrieb. Ich hatte aber so viel von den Bloch'schen Veröffentlichungen und den in der Presse erschienenen Widerlegungen derselben gelesen, daß ich mir wohl ein Urteil über die Sache bilden zu lassen. Auch meine ich, daß meine Kritik in den wesentlichen Punkten nicht unbedeutend war und daß ich den Grundgedanken der literarischen Zündstift Herrn v. Bloch's richtig begriffen habe. Auch nach Kenntnisnahme von dem Bloch'schen Hauptwerk und der in der Ethischen Kultur erwähnten Äußerung habe ich die Überzeugung, daß die Bloch'schen Veröffentlichungen, ob sie auch höchst interessant sind und von einem erlauchteren Fleiß und Eifer zeugen, nicht die von dem Verfasser selbst und seinen Freunden denselben beizugelegte Bedeutung als Abhülfsmittel vom Kriege haben.

In vielen Veröffentlichungen wird doch auf die Verwirklichung der Waffen das Hauptgewicht gelegt. Sie wird nach des Verfassers Ansicht zum unüberwindlichen Hindernis des Krieges werden, wenn nicht unmittelbar, durch ungeschulte Menschenverleugung, so doch mittelbar, nämlich dadurch, daß die freigehenden Rädle zu einer anderen Zeit gezwungen werden. Infolge dessen soll dann der Krieg sich entziehen in die Länge ziehen und sollen die Rädle sich schließlich durch das Verlangen der wirtschaftlichen Rücksichten zum Friedensschlusse genötigt sehen, ohne daß eine Entscheidung durch die Waffen herbeigeführt ist. Viele Prophezeiung kann ich nicht auf irgend welche Richtung zum Zweck ihrer Richtigkeit berufen. Im Allgemeinen sind die Kräfte der Kräfte, trotz der bedeutenden Verdunkelung der Waffen, wie rascher beendet worden, als die der früheren Zeiten. Und wenn jenseitig nachgewiesen werden kann, daß die Menschenverleugung in den Schlägen der früheren Zeiten verhältnismäßig bedeutend waren, als in denen der Neuzeit, so hat dies doch wohl einen nicht geringen Wert zur Widerlegung der von Herrn v. Bloch aufgestellten Behauptungen.

Gerade das für besonders stark gehalten Argument, daß bei Anwendung der modernen Waffen die Verheerung einer Entscheidung im Kriege unmöglich sei, Herr v. Bloch, glaube ich, in meinen Ausführungen über den Transvaalkrieg geahndet genügt zu haben. Gerade in diesem Punkte ist Herr v. Bloch von unwillkürlichen Jähwüthen, wie ich meine, in überzeugender Weise widerlegt worden. Die von ihm aus dem Transvaalkrieg gezogenen allgemeinen Schlüsse sind nicht zutreffend. Hinsichtlich ist in dem Transvaalkrieg die Entscheidung längst gefallen in dem Sinne, der in den Kulturstaaten darunter verstanden wird. Die Worten sind aus ihren Stellungen vertrieben worden und haben das Land dem Feinde geräumt. Diese militärische Lage würde in einem Kulturstaat als Lösung zum Friedensschlusse angesehen werden. Das aber ein Guerrillakrieg sich sehr in die Länge ziehen läßt, ist nicht für die modernen Kräfte charakteristisch und nicht der Beschaffenheit der modernen Waffen zuzuschreiben.

Für mich hat natürlich die Widerlegung der Bloch'schen Ausführungen nicht die Bedeutung einer Umwälzung des Krieges. Nur glaube ich, daß man sich seiner Zählung über die gegenwärtige Weltlage hingeben sollte. Ich habe in dieser Zeitschrift öfter die bei uns zeitweilig so hart gegen Kriegswillig betämpft. Ich teile Herrn v. Bloch's Abneigung gegen den Militarismus und die Abhängigkeit. Ich möchte auch, daß die Friedensstöße in den Völkern eine wirksame Macht zur Abhaltung vom Kriege würde. Aber ich kann mir nicht verbergen, daß es zur Zeit diese Macht nicht hat und auch wahrscheinlich nicht so bald erlangen wird. Was hat denn die Opposition gegen den Transvaalkrieg in England gegen den chinesischen Krieg in Deutschland zu bewirken vermocht?

Und wie sieht es mit den Regierungen? Herr Bloch preiß die von dem russischen Kaiser zur Vertagung der Friedenskonferenz ergriffene Initiative als eine hervorragende Friedensstöße. Es ist nur schade, daß die russische Politik hierzu im großen Gegenstande steht. Kann man denn an die Friedensstöße der Großmächte glauben, wenn man sieht, daß sie Eroberungen, Gebietserweiterungen erheben? Wenn Russland ernstlich auf Erhaltung des Friedens bedacht ist, so kann es hierfür besser wirken durch Anwendung seiner Politik, als durch die von ihm gebundene Anregung zur Friedenskonferenz. So lange der „Imperialismus“ seine Macht behält und die nationalen Lebenshöfen der Völker in unermindelter Stärke fortwahren, dürfen wir nicht auf Abschaffung der Kriege hoffen. Der Optimismus des Herrn v. Bloch, der u. a. den deutschen Kaiser zum Leiter einer Friedensbewegung machen möchte, ist für mich unbegreiflich.

Theodor Rig.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg, Berlin W., Matthäikirche 7.

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm für Dezember.

Montag, den 16. Dezember, 8 1/2 Uhr abends, Unter den Linden 16 III. Gruppe für ethnische Bildung, Vortrag des Herrn Dr. R. Wrenndt: „Drama und Myth.“

Freitag, den 27. Dezember, Volksunterhaltungabend zu Gunsten der Gefährdeten d. G. G. R. im Berliner Handwerkerclub, Sophienstr. 15.

Montag, den 30. Dezember, 7 1/2 Uhr abends, im Bürgeraal des hiesigen Kaufhauses: Monatsversammlung, Schlusswortung des Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Hecker: „Der Bund der Lebensmächte des Schönen und des Wahren.“ — Nachher geistliche Vereingung im Ratseklub.

Gäste sind überall willkommen.

Der Schriftführer: Dr. R. Fenzig.

Die **Rundschrift** Ministeriell empfohlen

100 Auflagen in 4 Jahren

m. Vorwort v. Geh. R.-R. Prof. F. Reuleaux, herausg. v. F. SOENNECKEN

Ueberall vorrätig

Z. Selbstunterricht: I Teil (vollst. Lehrm.) m. I Auswahl Federn M 2.50 II. Teil: M 1.50 • III. Teil: M 1.— • Alle 3 Teile zus. in Schachtel: M 5.— I Auswahl = 25 einfache und doppelte Rundschrifffedern: M 1.—

Nur echt mit dem Namen ihres Erfinders F. SOENNECKEN

F. SOENNECKEN • BONN • Berlin, Friedrichstr. 79 a • Leipzig

Gelegenheitskauf.

Som Verlag der „Wohlfahrt“, Ruppertsdorf-Reichenberg, ist zum herabgesetzten Preise zu beziehen:

„Der freie Wille“.

Vortrag von Hedwig Heinrich-Wilhelmi.

Die berühmte Rednerin entwidelt in diesem Vortrage in ausgereicher und zutreffender Weise den Begriff des sogenannten „freien Willens“. Sie weist in klaren und trefflichen Worten nach, daß der Mensch eigentlich keinen freien Willen habe und daß nur die mannigfaltigen Umstände den Willen des Menschen bedingen. Verjume es daher Niemand, sich diesen interessantesten Vortrag anzuschaffen.

Früherer Preis per Stück 16 Pf., jetzt nur 8 Pf.
10 Stück 60 Pf. 100 Stück M 3.—.

Durch denselben Verlag abonniert man auf

„Die Wohlfahrt“

Zeitschrift f. volksümliche Heilweise auf Grundlage d. Selbstreform Verbandsorgan der österreichischen Naturheilvereine.

Wer jetzt auf „Die Wohlfahrt“ abonniert, hat das Recht Jahrgang I, II, V, VI, VII, VIII für nur M 5 zu beziehen.

Probehefte gratis und franco. Auflage 2600. Inserate werden billig berechnet und haben besten Erfolg.

Verlag von Th. Thomas in Leipzig.

Dr. J. Wolny, Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. 2. verbess. und verm. Auflage. Brosch. 76 Seiten Preis 1,50 Mark.

Der Gesammanfrage unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der auf dem Gebiete der Freireden- u. Literatur äußersten fähigen Handels-Druckerei zu Hamburg bei, den wir unseren Lesern für das bevorstehende Weihnachtsest recht dringend zur Aufmerksamkeit dringend empfehlen. Ferner liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Hermann Walther G. m. b. H. bei.

Besamntlicher Redakteur: Dr. Rudolf Fenzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Sieber in Berlin S.W. 19, Romanbantenstr. 14. — Druck: J. G. Preuß, Berlin S.W., Romanbantenstr. 14.

Der Lotse

Hamburgische Wochenschrift für deutsche Kultur.

Redaktion:

Carl Münchberg, Dr. S. Heckscher, für Kunst und Wissenschaft. für Volkswirtschaft u. Politik.

Verlag: Alfred Janssen in Hamburg.

Zweiter Jahrgang. Wöchentlich ein Heft, 32 Seiten. Vierteljährlich 3 Mark. Einzelne Hefte 30 Pfennig.

„Der Lotse“ will nicht etwa engstichtig an der Schöde kleben und den mit Schenktappen versehenen Partikularismus, sei er politisch, wissenschaftlich oder künstlerisch, zu bedauerlicher Skatortsetzung Gelegenheit bieten, sondern den Blick frei in's Weite richten und als leuchtendes und höchstes Ziel die Förderung und Hebung deutschen Wissens und deutschen Geistes auf allen Gebieten der Politik, Wissenschaft und Kunst proklamieren. (Verlagsverhältnisse getrunn.)

Probehefte kostenlos zu beziehen durch die Buchhandlungen.

Die **Grosse Sieler** für 30 Mark!

Hand-Atlas in 100 Karten, 50 Lieferungen zu je 60 Hfr.

Gotha: Justus Perthes.

In beziehen durch alle Buchhandlungen

Der Giordano Bruno Band veranstaltet auch in diesem Winter halbjähr einen Vortrags-Cyclus im Bürgeraal des Kaufhauses, freitags in einem Mittwochs abends 8 1/2 Uhr pünktlich; und zwar wird am 16. Dez. Wilhelm Böhme über „Naturforschung und Optimismus“ sprechen, am 22. Jan. Dr. Bruno Wille „Über den Sinn des Lebens“, am 19. Febr. Dr. Carl Hauptmann aus Schreiberhau über „Grenzen der Wirklichkeit“ und am 19. März Dr. Rudolf Fenzig — mit Dr. Rudolf Steiner als Correferenten — „Über den erzieherischen Wert der Weltanschauung“. — Serienkarten zu 3 Mf. für alle Vorträge und Einzelkarten zu 75 Pf. sind zu haben im Bureau der D. G. G. R. Unter den Linden 16, in den hiesigen Buchhandlungen Dohrenstr. und Potsdamer Brücke, in der Albert & Dufes'schen Buchhandlung, Potsdamerstr. 100, und in der Spätischen Buchhandlung, vis-à-vis dem Rathaus.

Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. Berlin SW., Romanbantenstr. 14.

Unlauterer Wettbewerb.

Monatschrift für gewerblichen Rechtschutz.

Herausgegeben von Rechtsanwält Dr. jur. Inf. Lubjanski-Berlin, Syndikus des Bundes der Industriellen.

Antikliches Organ

der Centralstelle zur Handhabung des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb (Vorfänger: Geh. Kommerz.-Rath H. Wirth-Berlin).

„Unlauterer Wettbewerb“ erscheint am ersten jeden Monats im Umfang von 2 Bogen Quart. Abonnementpreis: vierteljährlich M 2.—. Preis der einzelnen Nummern M 1.—.

Erstchein
Jeden Sonnabend.
Preis vierteljährlich 1,50 M.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Verlags-Druckerei
Nr. 2460.

Ethische Kultur

Inserate:
Die dreizehnte
Nummerziffer 40 Pf.
Belagen
Wird nach
freier Vereinbarung
Anzeigen in allen
Nummernbelegungen
und in der
Republik S.W. 19,
Kommandantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. Sr. W. Soerker herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Bieder, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 21. Dezember 1901.

Tr. 51.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

An unsere Abonnenten.

Mit dem neuen Datum tritt unsere Zeitschrift in ihr zehntes Lebensjahr. Es hat erhaltener und angestrebter Arbeit, sowie unermüdlischer Opferfreudigkeit einiger weniger für unsere Sache begeisterten Freunde bedurft, um der „Ethischen Kultur“ ihren jetzt erreichten angesehenen Platz unter den unzähligen vielen Zeitschriften der Gegenwart zu sichern. In dessen angelegentlich der erneuten Steigerung aller Kräfte, die natürlich ist bei einem Unternehmen, das seinen geschäftlichen sondern nur idealen Interessen dient, halten wir es für unbillig, daß dieses Plus weiter dieselben wenigen Freunde bedauere. Wir haben daher vom 1. Januar 1902 ab den Bezugspreis von M. 1,60 auf M. 2 vierteljährlich, den Jahrespreis also von M. 6,40 auf M. 8 erhöht. In der Uebersetzung, daß diese an sich geringfügige Preissteigerung im Interesse einer nachdrücklichen Förderung ethischer Kultur in unserem öffentlichen Leben von unseren Freunden gutgeheißen werden wird, laden wir hermit zu möglichst baldiger Bestellung an den neuen, den zehnten, Jahrgang der „Ethischen Kultur“ ein. Preiszeitungsliste Nr. 2407. Wir bitten ferner unsere Freunde und Leser, uns nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ uns möglichst zu unterstützen. Probeabnummern stellen wir bereitwilligst zur Verfügung, auch werden solche gern an aufgebene Adressen versandt.

Inhalt:

Ethik und Religion. Von Dr. M. Kronenberg. — Ethische Tathat. Von Eise Hoffe (Schluß). — Streifereien: Germanisierungs-Sünde wider den heiligen Geist. — Ans der ethischen Bewegung: Aus dem Hauptortstande. Abteilung Berlin. — Vätererschau. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften. — Zum Wanderrednerfonds.

Ethik und Religion.*

Von Dr. M. Kronenberg.

Wenn es sich darum handelt, einen festen ethischen Standpunkt zur Religion und zum religiösen Leben zu gewinnen, so ist nichts wichtiger, als zunächst einmal das

* Vergl. den in voriger und dieser Nummer publizierten Aufsatz von Eise Hoffe „Ethische Tathat.“, durch den mein Artikel berichtigt wurde. Wo ich gegen die Ausführungen anderer verehrten Mitarbeiterin mich wende, wird es dem aufmerksamem Leser nicht entgehen, auch wenn es nicht ausdrücklich hervorgehoben ist. Ich möchte aber nicht unterlassen, zu bemerken, daß ich (in voriger Nr. abgedruckten) allgemeinen Vorlesungen über die Ethik, Stellung im ethischen Sinne immer mit der größtmöglichen Töndung und Selbstkritik zu nehmen, auch bei mir warme Zustimmung gefunden haben. Kontrovers ist nur eben die Anwendung dieses Grundgesetzes auf den vorliegenden konkreten Fall: das Verhältnis der ethischen Bewegung zur Religion.

Weisen der Religion zu bestimmen, nicht in allen seinen Wertmalen und Erscheinungen — das wäre in so engem Rahmen nicht möglich —, wohl aber in den wichtigsten, welche für die Beurteilung ihres Verhältnisses zur Ethik in Frage kommen.

Darin stimmen ja alle unbefangenen Beurteiler überein, daß Religion ihre Wurzeln im Gefühl habe, daß es eine bestimmte Gefühlsweise sei, die in ihr sich funde. Das Kennzeichnende dieser Gefühlsweise aber ist die Unbegrenztheit, die Unenblichkeit: wir sind hier nicht mehr durch ein Einzelnes bestimmt; unser geistiges Erleben hat nicht mehr an einem begrenzten Sein, Vorstellen, Fühlen, Thun, sondern unser ganzes Wesen ist in sich selbst zu einer Einheit zusammengeschlossen, und, weil darin auch alles Neueste, das wir ja nur als Vorstellung besitzen, mit enthalten ist, so sind wir gefühlsmäßig auch zu einer Einheit mit allem außer uns Existierenden zusammengeschlossen, mit allem Lebendigen, mit der Natur, mit dem ganzen Universum. Darin liegt das Große, tief Befriedigende jedes echten religiösen Gefühls. Alle beschränkten Interessen, alle begrenzten Vorstellungen, alle Zweifel und Ängste und Sorgen läßt es auf der Tonbank der Zeitlichkeit zurück, alle Härten sind in ihm zur Weichheit aufgelöst, alle scharfen Unterschiede, Schattierungen, bewegten Kontraste sind, zur ewigen Ruhe gemildert, gleichmäßig in ihm abgepiegelt. Wir glauben dieses Gefühl oft an einem bestimmten Orte, in einer bestimmten Region des Geistes suchen zu müssen, und es ist doch der ganze Geist, der gefühlsmäßig zur Einheit sich zusammengeschlossen, nur daß wir diese, wie jede Einheit, uns nur punktuell, lokalisiert vergegenwärtigen können. Und von diesem tiefsten Ursprungspunkte unseres Seins können wir sagen: wir sind in ihm und nur in ihm allein ganz bei uns und doch ganz außer uns, unserm beschränkten Dasein entrückt; ganz in uns selbst versenkt und doch ganz traumerloren und weiterverloren. Hier, in dieser Region des Geistes, wie Hegel sie schon charakterisiert, hier „strömen die Fluten der Vergessenheit, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, und die Dunkelheiten dieses Lebens werden hier zu einem Traumbild gemildert und vom bloßen Unruh für den Lichtglanz des Ewigen verklärt.“

Dieses so charakterisierte Gefühl ist die allgemeinemenschliche Grundlage aller Religion und kann, ja muß daher auch von der Ethik, die eben das alle Menschen Verbindende aufsucht, zum Gegenstand einer Forderung, eines Sollens gemacht werden: Habe Religion, entwickle dein geistiges Leben auch in der Richtung, daß du nie die Einheit deines Wesens ganz verlierst, sondern sie immer wieder, — denn allerdings kann man nur zeitweilig religiös sein — wenigstens im Elemente des Gefühls wiederfindest.

Aber sobald nun dieses allgemeine Gefühl irgendwie näher bestimmt wird, sobald habe ich es auch mit einer rein individuellen Erscheinung zu thun, die ich in keiner Weise mehr zum Gegenstand einer allgemein verbindlichen ethischen Forderung machen kann. Das religiöse Gefühl ist gleichsam der tiefste Quellpunkt des Gesichtslebens überhaupt, in den alle dunkelsten und hellsten Vorstellungen — also auch die sittlichen, wie überhaupt alle Erkenntnisse — hineinströmen sollen, um geäuert und vertieft, veredelt und verjüngt daraus wieder hervorzu kommen. Aber welche Vorstellungsfreie, in welcher gegenseitigen Lagerung, in welcher Konfiguration und Abschattierung sie in dieses dunkelste Verließ hinabtauchen und in welcher sie wieder daraus hervorkommen, und wie sich nun darnach nicht nur der Inhalt, den das religiöse Gefühl umfaßt, sondern auch der einheitliche Ton des letzteren selbst, seine Färbung, sein Rhythmus näher bestimmen — das alles hängt ab von der Natur des einzelnen Menschen, ist nicht mehr allgemein-menschlich, sondern nur noch individuell bestimmbar. Hier kann nicht mehr die Rede sein von der Religion, sondern nur von Religionen, die so verschieden sind wie die Menschen selbst. Und eine unendliche Stufenfolge zeigt sich schon, wenn man bloß den Umkreis des Vorstellungsebens in Rücksicht zieht, den das religiöse Gefühl umspannt: von dem geistig ärmsten Fettschaber bis zum durchgeistigsten Monothisten, von dem Wüsten, der anbetend, in demütiger Furcht, vor dem Feine oder dem rollenden Donner niederjunkt, oder dem schlicht Gottergebenden, der seine Itaneai dahermurmelt, bis zum großen Denker oder Künstler, dessen religiöses Gefühl in die umfassendste geistige Fernsicht zieht hineinragt und mit den feinsten, sublimiertesten Vorstellungsgeweben sich vermischt.

Und wie die religiösen Vorstellungsfreie der einzelnen Menschen, so sind auch die umfassenderen Religionsysteme nur individuell bestimmbar. In ihnen können sich zwar eine größere Anzahl Menschen zusammenfinden, weil, da alles geistige Leben aus dem Einheitspunkte des religiösen Gefühls sich entwickelt, auch alle die Elemente in ihnen vertreten sind, die den Menschen gemeinsam sein können, also Rechtsordnung, Ethik, wissenschaftliche Erkenntnis, künstlerische Anschauungsweise u. s. w. Aber wie dies alles nun vom dem religiösen Gefühl der einzelnen Menschen ausgenommen und zur Einheit verschmolzen wird, das alles ist wiederum rein individuell — daher ja auch der ewige Streit der religiösen „Richtungen“, die fortgesetzten Schismen und Sektenspaltungen innerhalb der Kirchen. Daher darf man sagen; es giebt im Grunde so viel Religionen, als es Menschen giebt; keiner kann mit dem andern völlig gleiche Religion haben, so wenig er mit ihm völlig gleiches Gefühlsleben oder völlig gleiche Gesichtszüge haben kann. Und man darf hinzufügen: diese religiöse Differenzierung wird um so größer, je weiter die allgemeine Kultur fortschreitet; auf eben diesem Geleze der Differenzierung, wie Herbert Spencer es genannt hat, beruht ja der Fortschritt allerwegen. In dem Maße also, wie das geistige Leben eines Menschen sich ausbreitet und individuell vertieft, ist er immer weniger imstande, mit andern oder gar vielen sein religiöses Gefühl in Einklang zu bringen, ist er immer häufiger gezwungen, alle Religionsysteme für sich zu verwerten und, wie Schiller sagt, seine Religion zu bekennen — gerade „aus Religion“; ja es kann in diesem Falle, wenn sein geistiges Leben nicht etwas Neuberliches, sondern wahres inneres Erleben, wenn es in solchem tieferen Sinne namentlich in der umfassenden Doppelsphäre von Wissenschaft und Kunst heimisch ist, es kann dann daneben immer weniger für ihn eine besondere religiöse Sphäre, besondere Veranstaltungen und Zurüstungen für religiöses Leben geben, wie sie da vorhanden sein müssen, wo Wissenschaft und Kunst (man

darf hinzufügen: Moral) noch unentwidelte, fragmentarisch, äußerlich, verzinkt sind. Daher durfte Goethe treffend sagen:

Der Wissenschaft und Kunst besitz,
 Er hat Religion,
 Der dieke nicht besitz,
 Er habe Religion.

In welchem Verhältnis also die Ethik zur Religion steht, ist darnach leicht ersichtlich. Beide haben nicht eine „übereinstimmende ideelle Grundlage“, sondern sind direkt entgegengesetzt. Religion wurzelt im Gefühl, das bei allen Menschen verschieden, Ethik dagegen in der Vernunft, die allen Menschen gemeinsam ist; religiös kann man nur augenblicksweise, ethisch soll man immer sein; Religion ist durch und durch individuelle, Ethik durch und durch soziale Funktion; erstere trennt, letztere verbindet die Menschen. Und man darf hinzufügen: daß die Menschen religiös sich ferner, ist ebenso eine ethische Forderung, wie daß sie ihr Gemeinsames im Ethischen aufsuchen. Es ist in der That eine sittliche Forderung, daß jeder sich so vollkommen als möglich individualisiere, in eigentümlichster Form und Art die Besonderheit seiner Individualität zur Entfaltung bringe; und deren Pointe ist eben gerade das religiöse Gefühl und die Stellung zu den höchsten Welt- und Lebensfragen, die daraus entspringt.

Wenn aber so Religion eine rein individuelle Funktion ist, so kann sie nicht identifiziert werden mit irgend einer besonderen Ausprägung, irgend einer ihrer historischen Erscheinungsformen, sie sei so hoch entwickelt wie nur immer. Gewiß, Erlösungshoffnung und Streben nach dem Seelenheil sind und bezeichnen solche relativ hochentwickelte religiöse Gefühls- und Vorstellungsgärten. Aber zahlreiche Religionsysteme (man denke nur an die Antike) wissen von ihnen nichts, und viele Menschen unserer Zeit haben ebenfalls jenen abstrakten Dualismus längst überwunden und in ihrem religiösen Gefühle sich höher hinauf gemandt. — Und gewiß bezeichnet der Name Gott einen Inbegriff religiöser Vorstellungen, der seit Jahrtausenden einen außerordentlichen Einfluß geübt hat und noch weiter üben wird. Aber selbst der Gottesbegriff ist keineswegs unabtrennbar mit dem religiösen Gefühl verbunden. Es giebt ganze Völker (beispielsweise ein von dem Neijenen von den Steinen in Brasilien entdeektes), in deren Geist der Gottesbegriff oder etwas dem Ähnliches nie eingetreten ist, und die doch Religion haben; ganze Religionsysteme (auch der egyptische Buddhismus kann dazu gerechnet werden) sind Religionen ohne Gott; und viele geistig hochentwickelte Menschen auch unserer Zeit haben sich von dem zwar bündigen, aber inhaltsarmen Weltapportismus „Gott“ abgewandt — aus Religion.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß Religion nicht identisch ist mit irgendwelchem Glauben, d. h. Furcht vorhalten von Thatfachen, Lehmeinungen &c. Aber sie ist auch in keiner Weise gebunden an irgend welche religiösen Systeme, an deren Einfließung in Symbolen, Kultformen &c. Und darum ist nichts ungerechter, als aus dem Hinschwinden solcher Formen in unserer Zeit die Verächtlichung herzuleiten, zum Lobredner der Vergangenheit zu werden und zu meinen, die Gegenwart sei flüchter, weniger religiös. Vielleicht ist es gerade umgekehrt. Gewiß sind viele in leichtester materieller Denkwiese versunken, — aber war das nicht auch früher der Fall? Wer aber mit sich und er lebt, wie ein gewaltiger Drang nach Licht und Aufklärung unsere Zeit bewegt, wie Tausende, die keine Kirche betreten und keinerlei religiösen Formen mehr anhangen, an den Stätten der Bildung und der Kunst sich erheben, wie sie andächtig lauschen, wenn von sozialer Not und Obedienzen und der Befreiung daraus die Rede ist, wie aus rein menschlichen Empfinden zahllose Werke und Taten der Hilfsbereitschaft und der Nächstenliebe hervorgehen:

dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß unsere Zeit sicherlich nicht weniger, eher mehr religiös ist als frühere. Nicht trotzdem, sondern gerade weil unser religiöses Gefühl sich frei gemacht hat von allen beengenden Systemen, äußern Formen und Symbolen, kann es um so reiner und echter werden. Und ist es durch diese wie durch jede Art von Freiheit nicht reicher statt ärmer geworden? Ist es ihnen, die religiöses Gefühl in Freiheit hegen, nicht unverwehrt, sich mit Freiheit, so oft sie wollen, zu all den Formen und Symbolen zurückwenden, die sie erfinden, weil sie dadurch gefesselt werden sollten; sich an ihnen rein poetisch, rein künstlerisch zu erfreuen; und können sie nicht noch alles dazu gewinnen, was andere Religionsysteme, andere Zonen und Völker und Zeiten an solcher Ausbeute geben? Goethe etwa, der Heide, der „beglückte Nichtchrist“ hat dem Kyrie und dem stabat mater dolorosa einen so hinreißenden Ausdruck verliehen, wie nur irgend ein Gläubiger, aber sein religiöses Gefühl vermählte sich ebenso mit der heiteren Sinnenfreudigkeit der Hellenen und legte sich auch hinein in die Betrachtung der reinen Schönheitslinien des nackten Körpers. War er nicht in viel höherem Sinne religiös, als die meisten derer, die mit den Gläubigen Herr! Herr! sagen?

Jedenfalls aber ist es nicht eine Aufgabe ethischer Kultur, die das allgemein Menschliche pflegen will, religiöse Formen und Symbole oder ganze Systeme zu sanktionieren, oder gar neue zu erfinden oder anzuführen. Sie muß vielmehr gerade eben diese individuelle Mannigfaltigkeit und deren Notwendigkeit als ethischen Faktor betonen und darum in erster Linie auf Anerkennung der uneingeschränkten Toleranz ihr Augenmerk richten. Keine Religion oder Religionsform darf vor der anderen ein Vorrecht beanspruchen, weder positiv, als sei in ihr die Wahrheit beschlossen, noch aber auch negativ, als müsse sie geschützt sein gegen Auffassung und Kritik. Es ist doch nur ein negativer Ausdruck der Intoleranz und religiöser Engstirnigkeit, wenn verlangt wird, wissenschaftliche Aufklärung oder sittlicher Fortschritt sollten halt machen vor dem religiösen Gefühl und seiner Empfindlichkeit und leichten Verletzbarkeit. In Wahrheit wird aber auch solches Anzinnen vom echten, seiner selbst gewissen religiösen Gefühl nicht gestellt — das schreitet wie auf Wolken und ist erhaben über Wahrheit und Irrtum —, sondern nur von dem zweifelnden, das im zerrissenen Gemüte wohnt. Ihm aber kann nur die reinste Wahrheit helfen, und mehr die herbe als die weidlich geformte. Sean Paul sagt darüber einmal treffend:

„Lebendiger Glaube wird durch Ketzereien nicht gefährdet, sondern befestigt; und wer es für ein Unrecht hält „die Seelenruhe von Täuflern zu föhren,“ der dem: Kultur muß es bei Millionen und es geschieht bei jeder Bibeldruckung. Man soll auch nicht einwenden: „Und wenn man nichts Besseres dafür zu geben weiß.“ Die Wiederlegung des Irrtums ist das Bessere, und je ungeworfene Vögel wird eine aufrechte Wahrheit.“

Aufklärungsarbeit und ethische Kultur dürfen aber schließlich auch nicht Halt machen vor dem eigentlichen Kern aller Religion, vor dem religiösen Gefühl selbst. Denn mag dieses auch noch so unverständlich und tief und rein sein, so bringt es auch dann oft schwere sittliche Gefahren mit sich. Sie erklären sich wiederum leicht aus dem individuellen Charakter des religiösen Gefühls. Indem es den Menschen isoliert, somit unsozial macht, macht es ihn auch leicht antisozial, bald zeitweise, bald dauernd, — und im Sozialen wurzelt doch alle Sittlichkeit. Von dieser Seite her hat auch Stanton Coit, einer der Mitbegründer der ethischen Bewegung, auf die sittlichen Gefahren der Religion nachdrücklich hingewiesen. Und man kann sagen, daß diese Gefahren wachsen in dem Maße, als das Gesellschaftsleben einericits gegenüber dem Verlande eine übermäßige Stärke erhält und andererseits geneigt ist, über sich zu transzendieren, räumlich und zeitlich ins Ferne zu

schwefeln. Im ersten Falle fehlt dem verweichlichenden und erschlaffenden Gefühl das stützende Gegengewicht des Verstandes, und das Innenleben verquillt leicht zu einer aufgelösten trüben Masse, in welcher flare sittliche Erkenntnis — und das Wort Gewissen, das von Wissen herkommt, zeigt schon den engen Zusammenhang von klarer Erkenntnis und Sittlichkeit — nicht mehr gedeihen kann. Im zweiten Falle aber, der natürlich auch mit dem ersten sich vereinigen kann, entschwindet in mehr oder weniger starkem Grade das Gefühl der Gemeinschaft mit den Menschen; es wird erbrüdt, aufgezehrt von dem Gefühl der Gottesgemeinschaft; man tauht den Menschen über, unter dem Namen der Askese, auch der eigenen Menschlichkeit — dies letztere namentlich bei eblernen Naturen —, um Gott in Fülle alles zu geben; man läßt zahlreiche Menschen verbrennen, um eine Kapelle mit den kostbarsten Schmuck zu schmücken, man tötet Menschen, um Gott zu „ehren“; man weiß Gott oder einen religiösen Propheten oder Heiligen der Vorzeit inbrünstig zu lieben, aber keinen lebendigen Menschen. Schelling hat einmal scharf aber treffend hingewiesen auf das enge Wechselverhältnis zwischen transzendierendem religiösen Gefühl und sinkendem sittlichen Bewußtsein:

„Je höher ein Volk von der überfinnlischen Welt träumt, desto verächtlicher, unmaßstäblicher ist es selbst.“ Derselbe Mensch, der in der überfinnlischen Welt seine Ehre erbeilt hat, wird in dieser Welt zum Blagegeiß der Menschheit, der gegen sich und andere wüthet. Für die Vermittlungen jener Welt soll ihn die Herrschaft in dieser laudlos fallen. Indem er aus den Seligkeiten jener Welt erwaht, kehrt er in diese zurück, um sie zur Hölle zu machen. Glücklich genug, wenn er sich in den Armen jener Welt einnistet, um in dieser zum moralischen König zu werden.“

In der That, es giebt nichts, das den Menschen so zum unsozialen oder antisozialen Wesen macht, ihn so isoliert und vereinsamt, als das maß- und ziellose, von keiner klaren sittlichen Einsicht kontrollierte religiöse Gefühl. Wenn und soweit ihn dieses beherrscht, weiß er so gut wie nichts von menschlichen Dingen. Er ist ganz in sich selbst versunken, kennt und beachtet nur das eigene Erleben oder das ihm analoge. Und daraus entstehen dann Welt- und Menschenhaß und der religiöse Fanatismus, der schon die Erstgenen eines Menschen mit anderer Religion als eine schwere, unerträgliche Beleidigung empfindet. Zuerst bricht dieser Religionshaß endlich aus dem religiösen Gefühle hervor, dann vererbt er sich fort auf die nachkommenden Geschlechter, auch auf die unreligiösen Naturen. Daher ist es das thranenreichste Kapitel aus der Leidensgeschichte der Menschheit, welches die Ueberschrift „Religion“ trägt. Es ist kein Zufall, daß nach der uralten Tradition, welche auch in der Bibel wiederkehrt, das erste Verbrechen, das unter den Menschen sich ereignete, ein Mord, ein Brudermord aus religiösen Motiven war: Cain erschlägt seinen Bruder Abel, weil er Feldfrüchte statt des Fleischspeisens darbot und dieses Opfer Gott wohlgefälliger zu sein schien! Und wie viele haben seitdem bis zum heutigen Tage ihre Menschenbrüder erschlagen, unzähligmale im eigentlichen physischen Sinne, oft auch im uneigentlichen, indem sie deren Lebensglück mit Worten vernichteten oder sie durch Worte und Thun unheilbar verwundeten — weil ihnen in der Isolierung ihres religiösen Gefühls das hinreichende Gegengewicht der Menschlichkeit fehlte.

Und aus alledem ergibt sich nun der Religion gegenüber eine bedeutungsvolle Aufgabe ethischer Kultur: daß die innerliche Individualisierung der Menschen in der Religion sich ebenso vollende, wie ihre innerliche Sozialisierung durch die Ethik; oder, wie Kant jenes Endziel bezeichnete, daß alle sichtbaren Sünden verschwinden und nur noch eine unsichtbare bestehen bleibt, deren Tempel einzig und allein die Herzen der Menschen sind. Dieses fernste Endziel wird und kann freilich erst am Ende aller Dinge erreicht, aber es muß, wie jedes Ideal, immer wieder auf-

gezeigt werden, um den Weg zu erleuchten, den wir beim Aufstellen nächster Ziele zu durchmessen haben. Auf dieser Verbindung nächsten und fernsten Zielstrebens beruht alle natürliche und gesunde Entwicklung und ihre Leitung in der Erziehung, die an das Gegebene stets anzuknüpfen, aber sich ihm nicht schwächlich anpassen, es nicht einfach zu konfervieren und zu bejahen, sondern stets weiter zu entwickeln hat, weil es sonst eben nicht mehr besteht und bestehen kann, weil alles Leben Entwicklung bedeutet. Dies natürliche Verfahren aber verdient nicht den Namen ethischer Taktik, sondern ethischer Pädagogik.

Ethische Taktik.

Von Elise Hassé.

(Schluß.)

Zum Zweck einer Verständigung mit religiösen Naturen aber müssen wir die Erkenntnis verbreiten, daß die Grundlage der Religion überall übereinstimmt mit der Grundlage der weltlichen Ethik und sich nur durch Vermischung noch anderer Seelenregungen von letzterer unterscheidet. Wir müssen zugeben, daß die Beziehung des menschlichen Willens zu seinen höchsten Idealen zum Inhalt des Eitlichen gehört und ihn bereichert.

Auf Einheit geht alles Denken und Thun des Menschen. Gedachte Einheit-Wissenshaft, bezw. Philosophie, gewollte Einheit-Eitlichkeit, gefühlte Einheit-Religion. Einheit aber das Unbedingte, Absolute ist ein im Unendlichen liegendes Ziel. Der Mensch lebt, forscht, handelt immer im Bedingten, aber er strebt ins Unbedingte. Er findet seine Wahrheiten nur als ein Faust, aber er erndtet seine ganze Kraft wie auch deren Grenzen nur als ein Ikarus. Und vielleicht kann man sagen, daß in jedem Streben nach Maß und Ordnung beruht der Zug zur edlen und schönen Menschlichkeit, sondern auch auf der Sehnsucht nach dem Unendlichen, nach dem höheren Bereiche, dem wir uns zugehörig fühlen. Wir suchen — und das ist ein Grundbedürfnis der menschlichen Natur — das identische Absolute, das große Du, dem wir uns hingeben, in das wir aufgehen möchten. Denn des Menschen Seele ist von Natur aus einsam, ein Fragment, eine Halbtzeit. Der Begriff Gott ist wohl die und da einmal „der größte Einwand gegen das Dasein gewesen“, viel mehr aber war er die höchste Vervollständigung, die höchste Bewertung des Daseins, die einheitlichste Weltformel, der gewaltigste und bündigste Aphorismus, mit dem man die Welt beschrieben hat.

Begriffe haben auch ihre Geschichte und füllen sich mit immer neuem Inhalt. Religion bedeutet uns nicht mehr dasselbe wie unsern Urvätern. Aber wäre deswegen ihr welthistorisches Bestehen — und sie bestand immer, seit die Vernunft arbeitet — gefährdet? Man hat sie eine große Krankheit genannt; aber eine so allgemeine Krankheit hört auf, eine zu sein.

Wahr wie je ist wahre Religion heute im Aerne ethisch. Wenn die Ethik auf Einheitslichkeit der menschlichen Handlungen und auf eine Bemeisterung, Regelung, Veredlung der Gefinnungen und des Willens zielt, wenn sie die Widersprüche aus dem menschheitlichen Zusammenleben zu entfernen sucht, so trachtet die Religion nach einer Lösung der Weltwidersprüche und versucht das Univerium eindeutig zu begreifen. Und da der Bestand dies zu vollbringen nicht fähig ist, da durch naturwissenschaftliche Erkenntnis (die den Thatfachen obenin gleichgiltig, ohne Wertungen, gegenübersieht) die Welt nicht zu umspannen und ihre Rätsel nicht zu lösen sind, so muß die größere Expansionskraft des Gefühls das Fehlende leisten. Künst-

lerisch, durch eine Art von genialer Intuition, durch inneres Schauen erfassen wir die Welt als Identität von Natur und Geist, als göttliches All, und gewinnen Fühlung mit allem Seienden und Lebendigen, jedoch wir an seinem Punkte unseres Denkens und Empfindens mehr außerhalb des großen Ganzen stehen. Alles, was in den Tiefen der Seele an unmittelbaren Gewisheiten, an großer Sehnsucht, an Erlösungshoffnung lebt, wird hinausprojiziert, und durchteilt, wie die lichttragende Aetherwelle, die Unendlichkeit. Theorien, Begriffe, Dogmen bleiben weit hinter der sich gewaltig ausbreitenden Empfindung zurück; ein gefühlsbetontes Denken und Vorstellen erfindet zwar dem religiösen Gefühl eigne Formen, aber diese sind auch im besten Falle eine unvollkommene Interpretation und eine Schranke für das der Unendlichkeit zutreibende Gefühl, dem ein letzter sprachlicher Ausdruck verlagert bleibt. „Spricht die Seele, so spricht auch schon die Seele nicht mehr.“ Vorstellungen, Glaubensformen suchen nur den allgemeinen Inhalt der Religion für das Bewußtsein faßlich auszu-drücken und sind ein Mittel, an welchem sich der religiöse Affekt immer wieder entzünden kann; aber nicht in ihnen, sondern in der Gefühlsweise tritt das eigentümlich Religiöse in Kraft. Weil wir uns zu diesem Gefühl nicht immer auf-schwängen können, darum sind wir auch nicht dauernd, nur augenblicksweise religiös.

Religiöse Naturen wissen viel von menschlichen Dingen, denn sie zeichnen sich durch tiefes Erleben aus, in Folge ihres reichen Gefühls. Gefühl — wie eine erleuchtete Psychologie uns lehrt — ist der einzige, reinsubjektive, niemals direkt vorstellbare Inhalt unseres Bewußtseins; wir erleben uns in ihm, hier spricht das Ich, es ist das Unmittelbare, Urkräftige, die subjektive Modifikation. Daher auch der eminent persönliche Gehalt in jeder religiösen Anschauung und die jaß unlösliche Verbindung derselben mit der Persönlichkeit. Daher aber auch die sittliche Beweglichkeit des religiösen Menschen, die sich aus der innerlichen Gefühlslebendigkeit ergibt. —

Ihrem geistigen und inhaltlichen Wesen nach unterscheiden sich Religion und Ethik demnach nur graduell und in Bezug auf Konkretheit. Der Einheitsdrang der die menschlichen Beziehungen zum Reich der Zwecke ordnenden Vernunft ist nicht wesentlich verschieden vom Einheitsdrang des die kosmischen Beziehungen harmonisierenden Gefühls. Man will das Eine und thut das Andere; man will zu Gott und kommt zur Ethik.

Gewiß: die religiöse Leidenschaft ist gefahrvoll, gefährlicher, weil sie jede andere, aber sie ist auch wunderbar. Eine heiligste, schöpferische Erregung, ein mächtigstes Wollen hat die übertragenden religiösen Weltgebäude geschaffen. Weil Religion aus dem Tiefsten quillt und das Tiefste aufwühlt, weil sie den Willen so stark motiviert wie nichts Anderes, darum ist sie eine unvergleichliche, noch längst nicht erschöpfte Kraftquelle für die Ethik.

Seit die Menschen nicht mehr religiös sind, fehlt es ihnen am Besten — sie sind flacher geworden, gefühlserloschlaff. Sie kommen nicht weiter mit ihrer aufgeklärten Selbstzufriedenheit.

Früher wußten sie's; es ist etwas zu erlösen am Menschen. Sie waren heilbedürftig. Als man noch mit immer bewegten Gefühlen ein bebendes Arie, ein seliges Gloria, ein überzeugtes Ercho, ein schmerzliches, vor Dankbarkeit überquellendes Agnus Dei sang und sprechen konnte, da wollte man noch über sich hinaus, da war man sich klar: „Der Mensch ist etwas, das überwinden werden soll!“ Da suchte er sich, den höheren Menschen, Gott. Er arbeitete für sein Seelenheil —: Heiligkeit der Seele, Tiefe und Gesundheit der Seele.

Und brauchen wir die nicht mehr wie je? Sind unsere Seelen nicht tränkter, unheiliger wie je? Gehen wir nicht

an unserm Tiefsten vorbei? Und zerrt nicht das moderne Leben mit seiner Jagd nach Erwerb und Genuß alle Kräfte des Menschen nach außen? Wo ist die große Gut im Innern, die alles wieder mächtig an sich zieht und durchwärmt?

Die Kirche ist unweite, daß sie im Credo ihren vornehmsten Besitz sieht und entweder das Opfer der Vernunft fordert, oder den Rationalismus einseitig ermutigt. Hinter den altersgrauen Mauern des Dogmas hat sie ihre reichsten Schätze vergraben: das religiöse Gefühlleben, die lebendigste und süßeste Sehnsucht des Menschen, den dichterischen Tiefinn uralter Symbole.

Es ist die Frage aufgetaucht, ob nicht die religiöse Welterbe, ob nicht gewisse Institutionen und Lebensformen, die sich herausverbildeten aus tiefmenschlichen Erlebnissen und Bedürfnissen, einer Ethik dienen könnten, die nicht bloß Wissenhaft bleiben, sondern Praxis werden will. Es wäre vielleicht erprießlich, unter diesem Gesichtspunkt die schon erörterten Fragen nach dem Weltanschauungsbedürfnis, nach der Kongregationsbildung und dem Ordensleben, nach den drei Gelübden Armut, Keuschheit und Gehorsam und dem biblischen Wert religiöser Symbolik und äußerer Kultformen noch etwas weiter auszulapinieren.

Die meisten Menschen sind Kinder oder Gebrüchliche und wollen geführt und gelüßt sein. In den meisten lebt ein heitiges Ruhebedürfnis; in den edel Veranlagten, die ihren Willen hochsteigen lassen, ein Gefühl inneren Gespaltenseins, ein Auseinander von Natur und Geist, ein Widerwille gegen das moderne Kulturtreiben, das die Natur nicht durch schöne Formen meistert, sondern sie entartend läßt und überall Infrinkunsicherheiten und Maßlosigkeiten hervorruft. Und so suchen Viele nach Möglichkeiten, in gewisser Entfernung vom Kulturtreiben, sich auf echte Natur zurück zu begeben, ihr Leben dort einmal schöner, harmonischer, stiller, heiliger zu leben und aus innerlichem Schauen neue Kraft zum Handeln, zum Besserhandeln zu schöpfen. Auch giebt es Solche, die den Willen zur Keuschheit, zur Bedürfnislosigkeit, zum Dienem mit auf die Welt bringen — und sie haben bisher immer Schutz erfahren.

Und die Künstlerischen und die Seelenkennner, die da wissen, daß alles Innere ein Keuzeres zu werden trachtet, und daß das Äußere dann wieder aufwendend zurückwirft, sehnen sich nach einer sprechenden Symbolik, die uns im Getriebe des Marktes mit Erinnerungen an das Ewige und an die feischen Feilsgüter des Menschen umgäbe. Einst, im 12. Jahrhundert, als an den cours d'amour das neue, feinere Lieben aufkam und die Seele ihr Leben und Leiden erregte, bewußter spürte, da er fand man die schöne Gebärde, die würdigen, künstlerischen Formen des Verhaltens, denen eine starke zivilisatorische Kraft innewohnt. Das Symbol ist auch eine schöne Gebärde, die Gebärde für einen Gedanken, die künstlerische Verinnlichung desselben, und nicht nur ein leerer gealligter Schein — „es sind nur die Oberflächlichen, die den Schein für Oberfläche halten.“ Formen schäpen einen Inhalt, und es kann fogar im Interesse der sittlichen Kultur liegen, um den Inhalt zu wahren, auch veraltete Formen zu schäpen oder viel mehr noch für lebendige Entwicklung geprägter Formen zu sorgen. —

Für jede Generation ist das das Beste, was sie geistig und körperlich in die Höhe bringt. Die reinste Wahrheit, sofern sie nicht zeitgemäß ist, nützt den Menschen wenig. Es dürfte opportun sein, mancherlei Lebensformen, die nur Durchgangspfade für den Einzelnen und die Gemeinshaft sein mögen, heute noch zu bejahen. Die Ethik, will sie eben nicht bloß Kritik bleiben, sondern Kultur bewirken, muß in praxi mit vielen gewohnheitsproben

Erlösungs- und Befreiungsmitteln rechnen; sie darf die kleine Politik der Erziehung nicht verschmähen, muß das Innerlichte im Menschen in steter Bewegung halten und auch seine höchsten Aspirationen in ihr Bereich miteinbeziehen. Sie soll nicht nur das Absolute theoretisch konstruieren, sondern auch den Wert des Relativen dankbar anerkennen.

Streiflichter.

Germanisierung. Die Brechener Vorgänge und ihr gerichtliches Nachspiel beherrschen noch immer die öffentliche Meinung. Schade, daß diese so sehr gespalten ist. Unterstaats-erhaltenden Parteien mit ihrer Presse bis weit in die linksliberalen Kreise hinein preisen die Energie einer Regierung, die „das Deußtum nicht unter dieäder kommen“ lassen will, und sich darum „nicht an den Wagen fahren“ läßt. (Wertwürdig bezeichnend, wie der Sportsjargon mit den feudalen Gewohnheiten sich einbürgert!) Die Ausländer, nicht etwa nur die Polen, sondern ziemlich einmütig alle Nichtpreußen, die nicht etwa das Bewußtsein gleicher Nationalitätsgefühl einleint macht, natürlich auch die „vaterlandlose“ Presse des Inlands, sie verurteilen eingehend die Mäheiten der Zwangsgermanisierung durch Stodschläge auf Kinderfinger und Kerter für empörende Eltern. Und wenn jetzt polnische Studenten in den Hörsälen der Berliner Universität demonstrieren und die Kaufleute aus Krakau und Warschau für deutsche Geschäftsverbindungen mit dem Hinweis auf Brechen danken — so ist das natürlich nichts weiter als der bödsinnige Chauvinismus der Antigermanen und der durch Kapläne und Hezer gesteigerte Fanatismus des Deutschen- und Protestantenhasses! — als ob man nicht, ohne Kleinaler, ohne Pole, ohne Deutschen- oder Preußenfeind zu sein, sondern weil man ein ehrlicher Deutscher und Preuße ist, unglücklichen Gel vor dieser Art von Germanisierung empfinden könnte!

Keine Seele wagt sie — das ist charakteristisch — an sich zu verteidigen. Es mag scheinlich sein, Kindern die Mutterprache zu rauben, Menschen für die Anhänglichkeit an ihr Volkstum und seine Geschichte zu strafen, den sog. Patriotismus einzubläuen mit Trägeln, Hunger und Gefängnis — aber „es ist Staatsraison“. Da steht der Göge, Juggernaut! Laßt uns demütig unsere Vernunft und Einicht unter seinen Wagen werfen! „Die große Polengefahr!“ Der Popanz unserer geistvollen Diplomatie. — Ich möchte nicht hart werden — aber die eine Bemerkung schließt mir doch noch aus der Feder, daß nach meiner Erfahrung Diplomaten für die Völkerverwahrhaft genau so notwendig sind, wie die Medizinmänner für die Hygiene der Cooperischen Indianer.

Wenn Deutschland wirklich Urtade hat, die Errichtung eines Polenreiches in seinen Citgrenzen zu fürchten, dann verdient es diese Erfahrung. Lernen hätte es können, wie man germanisiert, und lernen auch, wie man nicht germanisiert. Aus der Geschichte der deutschen Ritter in den Ostsee-provinzen, aus der Geschichte Oberösterreichs, Litthauens, der Wendem im Spreewald und in der Lausitz. Germanisieren heißt zivilisieren, höhere Kultur an Stelle einer niederen setzen — oder es ist ein Unfug. Germanisieren, Französieren, Russifizieren x., kurz Entnationalisieren ist in dem Augenblicke ein trüchtiger und völlig ausrichtiger Sport, als nicht an die Stelle der bisherigen „nationalen“ Eigenheiten ein höheres, ökonomisch und geistig besseres Volkstum gesetzt werden kann. Ob aber der preussische Landrat gegenüber dem Starost, die Ansiedlungskommission im Vergleich mit der nationalen Schlichta, die Zwangsschule mit ihren Frigelpädagogen gegenüber der gemüthlichen, wenn auch faulen nationalen

Schule, der preussische Landtag im Blick auf den berechtigten „polnischen Reichstag“ — unbedingte das „Höhere“ repräsentieren, wenigstens in den Augen der Bevölkerung? Ahnt man denn in Regierungskreisen noch immer nicht, daß sich der Mensch, gleichviel ob Preuze, Pole, Däne, Franzose oder sonst etwas, nicht ungestraft an sein „Heiligstes“ rühren läßt, und wäre dies Heiligste in seinen Augen noch so sehr Götzenbild? Muß denn immer dieselbe unselige Bahn, daß Gewalt Frieden schaffen könne, alle Beziehungen der Menschen vergiften?

Ungerechtigkeit, Gewalt, Lüge und Brutalisierung mögen imstande sein, die politische Landkarte zu ändern — eins vermögen sie nicht: Menschen zu gewinnen. Wenn unsere Diplomaten es einmal werden gelernt haben, daß die Zeit, wo man Landstriche mit den darauf wohnenden Menschen verhandelt, erobert, veräußert nach den berühmten hochpolitischen Gesichtspunkten, ohne dies Heerdenvieh auch nur zu fragen —, daß diese Zeit endgültig vorüber ist, daß Staatskunst heute die schwere Kunst bedeutet im Namen des Nationalismus, ethische, intellektuelle und materielle Kultur zu verbreiten — dann werden wir uns wieder freuen dürfen, Deutsche zu sein.



Sünde wider den heiligen Geist. Einen offenen Brief richtet Prediger W. Tschirn aus Breslau, z. Z. Vorsitzender des Bundes freier religiöser Gemeinden Deutschlands und Präsident des deutschen Freidenkerbundes, an Professor Kowminin. Am Sonntagabend für freie Gemeinden und deren Freunde vom 15. Dezember d. J. schreibt er u. a.:

Hochgehrter Herr! Sie haben die Unversitätstheorie und die Offenheit der aufgeführt durch Ihren wohlberechtigten Protest gegen die Konfessionalisierung der Wissenschaft. Ich kann nicht umhin, außer dem Gehalt der Verantwortung für Ihre mannhaften Worte auch dem Versuchungswort zu geben, darüber, daß jenes prinzipielle Empfinden der „Regierung“ erst jetzt durch die deutschen Unversitätstheorie gebilligt ist, da das „Ehmen der Gewählten, Einschüchtern und Erdrücken“, wie Prof. Kowminin es nennt, seit langem gegen die Wissenschaft angewendet worden ist.

Es sind jetzt über hundert Jahre her, seit die bekannte Kandidatensache Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, mit der Regierungsinnung Wöllners an den 17-jährigen Prof. Emanuel Kant gegeben und befohlen wurde, aber ich meine, dieselbe müßte das Gehalt der Regierungen noch heute in Unversitätskreisen nähren. Einem Kant —! wie er Unversitätsprofessor war, von einem Wöllner der Mund verboten um der konfessionellen Schranken willen! Es ist kaum anzudenken! Hier schon drängt sich das Wort von der Sünde wider den heil. Geist, von einer Sünde an der Menschheit unversittlicht an.

Es war ungefähr vierzig Jahre später, als zwei Tieden der Wissenschaft dem deutschen Unversitätswesen durch den Konfessionalismus entstehen wurden: Das Friedrichs Erbe und Ludwig Feuerbach. Ersteren folgte sein berühmtes „Wesen und Ursprung der Sprache“ (die nach der Schweiß hat), letzteren seine „Ueberleben über Tod und Unsterblichkeit“. Nachmal 20 Jahre später verfaßt ein ebenfalls berühmtes Buch: „Kraft und Stoff“ seinem Verfasser Ludwig Büchner die akademische Konfession. Sieben diese bekannten Thatfachen nicht seit langem für jeden in die Unversitätskreise einwirkenden da wir Warnungstafel ist, „sinner Arbeit da Grenzen zu setzen, wo die Ergebnisse einem konfessionellen Dogma ungewogen werden könnten?“ Stehen Sie nicht da, zu lähmen den „Wut der Wissenschaft“; zu lösen die „Veranschlagunglosigkeit und Freiheit der Forschung“, den „Lebensenergie“ des Unsterblichseins; zu beenden die „Verhöhnung“; zu versuchen zur „Sünde wider den heiligen Geist“?

„Wer zählt die Männer von den Tagen eines Galilei bis heute“, ruft der englische Naturforscher Darwin, „deren Leben bei ihrer ersten Erscheinung der Wissenschaft durch den Händchen einer der Wissenschaftler verblüht und deren guter Name verunreinigt wurde?“ Wer zählt die Masse schwacher Männer, deren Sinn für Wahrheit nicht mehr dem Verstand, Unmöglichkeit für möglich zu erklären, deren Leben mit dem Verstand übergeben wurde, den srischen neuen Zeilen der Wissenschaft in die alten Gänge des Quasidiums zu führen?“

Kommt hier nicht gerade auch in Betracht, was Sie, hochgehrter Herr, Erstliche legen wollen; wie der einzelne sich persönlich zu seiner Konfession stellt? — Wirklich, mit Ihrem Sinne von der Sünde wider den heiligen Geist läßt sich ebenfalls von der Sünde herab um zu mahnen, daß der Mensch dem Konfessionalismus nicht seine

innere Wohlbefindlichkeit und Selbstachtung zum Opfer bringe. Ich diele „größte Sünde“ seit langem nicht auch in Unversitätskreisen jenseits und hier, wie sonst auf den verschiedensten Lebensgebieten, mit Schuld an der Uebermacht und dem Uebermut des Konfessionalismus? Müht es aber nicht auf dieselbe Unsterblichkeit hinaus, wenn die vielen Professoren, die in Ihren Schriften über Gott und Welt, Mensch und Unsterblichkeit z. dem überlieferten Kirchenglauben radikal widersprechen, sich dennoch mit ihrem Namen zeitweilen eben zum konfessionellen Kirchenglauben offiziell bekennen? Jähren Sie damit nicht heute noch anbauend und gewohnheitsmäßig dem Konfessionsglauben den benötigten Tribut eines Gottes in etwas verfechterer Form? Bekennen Sie nicht auch offiziell zweierlei Wahrheiten, eine fromme und eine wissenschaftliche, ähnlich wie die Gelehrten früherer Jahrhunderte? Sollen Sie sich nicht durch müßige Uebernahme des offiziellen Glaubensbenedict moralisch das Südatat gebrechen? Und meinen Sie, hochgehrter Herr, daß die konfessionellen Mächte auf den Protest solcher Kreise, in welchen so viele das offizielle Opfer ihrer Ueberzeugung fortwährend und vielleicht nicht ganz und denkbare bringen und vor dem Gehelort sich verweigern, groß achten werden? Ich glaube es nicht. Die wenn auch nur „halbe“ Freiheit des Protestantismus wurde geschaffen, als der „Protestor“ Martin Luther den Hammer der That zur Hand nahm und öffentlich und vornehmlich an die Reichthür selber zum Protest aufstapfte, mit seinem ganzen Leben hinter seinem Protest hand, fortgesetzt die Königsstühle auszog und dem „angabornen“ Glauben entsagte. Und wenn seiner Schwärze dem offiziellen katholischen Kirchenglauben gegenüber ist ein Gewissen, die ursprüngliche Fassung der reformatorischen Schlüssel seiner Zeit, damals der „König im Reiche der Geister“, um Ruhm und Ehre gekommen, ja von katholischer wie evangelischer Seite als zweifelhafte z. gebrandmarkt worden.

Wenn „die größte Sünde“ von den Klammern des heiligen Geistes vornehmlich in Unversitäts- und akademischen Kreisen verbreitet werden soll, dann wird es noch anderer hochfrüherer Professe und innerer Umwandlung bedürfen. Wenn der Konfessionalismus der Kohlen des Unsterblichseins“ ist, dann werden auch die ersten Konsequenzen fürs ganze Leben seitens der Akademiker daraus zu ziehen sein.“

Wir möchten uns, soviel Berechtigung auch in diesen Ausführungen liegt, den Vorwurf der Unredlichkeit, der hier erhoben wird, doch nicht ohne Weiteres zu eigen machen. Tschirn vergißt die komplizierte Struktur der Menschenseite, die es in der That ermöglicht, daß jemand auf dem einen Gebiete rein intellektueller Wissenschaftlichkeit konsequent zu Ende denkt, während er auf einem anderen Gebiete, etwa der Gemütsbefriedigung, gläubiger Anhänger der Autorität und Kompromißmäßig bleibt. Und noch eins: Luther gewann die Kraft zu seinenhammer schlägen nicht aus der bloßen Vereinerung der päpstlichen Autorität, sondern aus der positiven Glaubensschicht des sich aufhebenden Gewissens. Er wollte aufbauen, nicht zerstören. So meinen wir, daß auch eine den ganzen Konfessionalismus völlig zerbrechende Bewegung nur dort sich durchsetzen wird, wo ein neues positives Lebensideal der sittlichen Gemeinschaft die Menschen ergreift. Das Alte stirbt nur dann, wenn Neues zum Licht will. Tschirn ist, wie sein Buch „Weltentzählung“ beweist, ein fleißiger Mitarbeiter am Aufbau der neuen Weltanschauung; so wenig er, daß hier die Hauptaufgabe liegt, nicht in der Verpöschung der Nichtstänigen. Die Anspenstungen fallen von selbst, wenn die Blüte aufbricht.

Aus der ethischen Bewegung.

Aus dem Hauptoorstande. Sitzung vom 24. Noobr. 1901.
 1) Der Vorsitzende widmete dem Heimgange des verstorbenen Mitgliedes des Hauptoorstandes, Prediger Carl Sängers, Worte herzlich und ehrenvoll Gedächtnis. Herr Dr. Kronenberg berichtete über seine Teilnahme an der Weltanfangsfeier, die bei der den Hauptoorstand vertreten. — Prof. Dr. Lippa in München, hat seine Wiederwahl zum Hauptoorstand mit Dank angenommen. — Herr Dr. Feuzig berichtet über das, was bisher zur Propagierung der Zeitschrift geschehen. Es werden in gleicher Richtung von verschiedenen Seiten Vorschläge gemacht, die zu folgenden Beschlüssen führen:

- 1) Die Abteilungen werden ersucht, je ein Exemplar der Zeitschrift gegen ihren Mitglieder zu kaufen.
- 2) Der Vorstand läßt:
 - a) an die deutschen Vögen aller Richtungen

- b) an die periodischen Zeitschriften (auch kirchliche)
- c) an sonstige geeignete Vereine
- d) in Berlin und Barzani an die parlamentarischen Körperschaften und die Kommunalvertretungen verhandelt werden.

3) Die Abteilungen werden ersucht, in entsprechender Art in ihrem Kreise vorzugehen. Die Verträge können den Abteilungen in ausreichender Zahl der Exemplare unentgeltlich zur Verfügung gestellt werden.

Eine Sitzung des Bundes deutscher Frauenvereine an den Reichstag betreffend den Vorschlagsentwurf für die Regelung der gewerblichen Kinderarbeit wird besprochen. Die Delegierte, Frau Dr. Wieder-Vilam, wird ermächtigt, die Zustimmung des Hauptvorstandes zu dieser Petition zu erklären. Die Sekretariat liegt vor und ist bereits den Abteilungen mitgeteilt worden. Im Anschluß hieran wird mitgeteilt, daß Frau Marie Stritz in Dresden sich bereit erklärt hat, gelegentlich, nach vorgängiger Verständigung, über die Frauenfrage im Zusammenhang mit den eichischen Vorträgen zu sprechen. Der Abteilung Hamburg wird die volle Gelegenheit des Hauptvorstandes ausgesprochen, nach dem Sträßen des Wanderrednerbundes für die Herauslösung von Vorträgen innerhalb der Abteilung Hamburg Stellung zu nehmen.

2) Ergänzung des Hauptvorstandes. Der Gegenstand wird besprochen, jedoch die Beschlußfassung auf die nächste Sitzung vertagt.

3) Zu dem Flugblatt betreffend Einführung des Voralunterrichts liegen zwei Entwürfe vor, der eine von Dr. Penzig, der andere von Dr. F. W. Höpfer, Jülich, verfaßt.

Die Verlesung beschließt, zunächst beide Entwürfe den Mitgliedern des Hauptvorstandes in je einem Abdruck zugehen zu lassen und demnächst, thunlichst in der nächsten Sitzung, über den Gegenstand weiter zu verhandeln.

4) Internationale Konferenz. Der Vorsitzende referiert über ein neues Schreiben von Dr. F. W. Höpfer, Jülich, in dieser Angelegenheit. Nach längerer Debatte beantragt Dr. Wieder zu beschließen:

Der Hauptvorstand ist damit einverstanden, daß im Jahre 1902 eine internationale Konferenz stattfinden soll, in welcher zu weiteren Besuchen mit sich vereinbarter Lagerortorten und ohne daß in der Herauslösung dieser Konferenz eine Bedingung für spätere Veranstaltungen eines Kongresses gefunden werden darf.

Diefer Antrag wird einstimmig angenommen. Schließlich berichtet Herr Dr. Kransenberg über seine Vortragsreise Wädberg, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Offenburg.

Abteilung Berlin. Am 25. November einmündete Herr Professor Bruno Meyer die übliche Gedanken über Schulreformen. Der Redner führte folgendes aus: Billige Schulreformen haben im Daim der Kinder zu beginnen. Insbesondere ist hier hinzuzusetzen, eine verhältnismäßige Unterhöhung der Schulhörsigkeit zu betreiben. Hierzu ist ein geregelter, lebhafter Austausch zwischen Schule und Haus von Nutzen. Jede Schule aber die zur Entlassung in die Hochschulbildung hinein hat reine Übungsanstalt zu sein, keine Erlaßanstalt auf vorworbete Kenntnisse oder Fertigkeiten. Die Aufgabe ist: lächliche, zur förderlichen Mitwirkung an der Gemeinlichkeitsarbeit gefähigte Menschen - abgeben von ihrer lächlichen Brauchbarkeit - heranzubilden. Daraus ergibt sich, ihrer der unermüdlichen Verdienlichkeit der Schulen und der Mütterungen, die Verantwortung ihrer gemessenen Einsichtlichkeit, die unermüdliche Sorgfältigkeit und lachliche Spaltungen ausschließen. Die schicksalhaft bisher aufrecht erhaltene Trennung ist der Geschlechter, die - zu sämigen von äußeren Unzulänglichkeiten - eine Verfrüherung des Unterrichts, wahrscheinlich auf beiden Seiten, verursacht hat. Fast ebenso schädlich, aber noch viel ungerichter ist die Scheidung zwischen Arm und Reich durch die Kapitaligkeit jedes über die Volksschule hinausragenden Unterrichts. Der kann nur durch Unentgeltlichkeit der Benutzung auch der höheren Schulen gehalten werden, ohne Kosten der damit verbundenen schulischnischen Schwierigkeiten. Spiel und Haus hier auch die Frage nach den Vermitteln mit hinein. Zugleich muß der bisherigen Tendenz entgegen auf eine Steigerung der Ansprüche in den neunmahligen Schulen gedungen werden, um für die leitenden Stellen in der Gesellschaft mit ihrer täglich wachsenden Schwierigkeit eine Auswahl der bestglühenden Köpfe zu treffen und den unglücklichsten Volkst des "Abiturienten-Volatarien" zu vermindern. Die Geschlechter und die Sprache können der modernen Bildung angewendet. Die Erziehung des fortgeschrittenen Religionsunterrichtes durch einen rein menschlichen Voralunterricht wird eingehend erörtert. Gesehung, Planbarkeit und Handfertigkeit, Spiel und Sport, Hygiene werden entsprechend berücksichtigt. Alle vorangehenden Betrachtungen führen endlich zu der Forderung einer durchgreifenden Ermüdigung der normalen Schulklassen in den Klassen. Aber gerade diese Verantwortung eröffnet die Perspektive auf den schon jetzt so erschwerenden Lehrermangel und die damit hervorbreitenden Lehrermängel. Aber eine allmähliche Ent-

wicklung und eine weit, reichliche Zurechnung der Mittel wird und muß auch über diese Schwierigkeiten hinweggeföhren.

Vächerchau.

Rudwig Delmer: Volkswirtschaftskunde, ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht, Frankfurt a. M. Verlag von Georg Neumann 1901.

Dieses Buch ist aus der langjährigen Praxis herangegangen, welcher der Verfasser als Lehrer an der Handelsabteilung an der Frankfurter Wächerchule half. Es erstreckt gerade recht für die Bedürfnisse einer Zeit, in der es absolute Föhigkeit eines jeden ist, sich über die wichtigsten Zusammenhänge der Volkswirtschaftskunde eingehend zu unterrichten. Mit Recht sagt der Verfasser in seiner Vorrede: "Wie vor 10 Jahren die Diskussion über die politische Verfassung, so ist die Welt bewegt und sich nach erfolgter Verfassung zur Suche hin, so drängen jetzt die Schwierigkeiten der Volkswirtschaftlichen ihrer Lösung entgegen, und sie werden, bis diese gelöst sind, fortdauernd die Geister beschäftigen. Schon tritt seiner bürgerlichen und handelsbürgerlichen Rechte aber ist jeder Volljährige im Lande zur Teilnahme an diesen Erörterungen und Entscheidungen berufen und muß dafür ausreichend gerüstet sein." Das Buch von Delmer zeichnet sich durch große Klarheit aus und eignet sich ganz besonders zum Selbststudium für alle, welche durch ihr Berufsleben daran teilnehmen, sonst, sorgfältig Studien aus dem beregten Gebiete zu machen. Nach ihrer ganzen Anlage eignet sich dieses "Volkswirtschaftskunde" außerordentlich gut für Freibibliotheken, weil sie ganz dazu angetan ist, vernünftige Ideen aus dem wichtigen Gebiete der Nationalökonomie zu verbreiten. Lehrer können das Buch infolge der übersichtlichen Anordnung des Stoffes bequem als Lehrbuch benutzen.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

Der Mechanismus des Magnetismus. II. Teil. Die Mechanik des Luuieriums. Von Julius W. Staub. Komm. Verl. v. Arwed Strach, Leipzig, 90 Pf.

Wie geht's mit dem Spiritismus? Von Dr. med. Ferd. Maack. Hamburg 1901. Xenologischer Verlag.

Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als literarische Größe. Von Johs. Herm. Müller. Hamburg 1901. Alfred Janßen.

Die Erziehung des Willens. Von Jules Payot. Verlegt. Heberle, u. d. ersten Aufl. d. franz. Ausgabe von Dr. Ektus Doerfler. Leipzig 1901. N. Volkmann's Verlag.

Der Menschheitsgedanke durch Raum und Zeit, Band I und II von H. Waplan. Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Volksschule und Hilfsschule von J. H. Witte. Thorn, Ernst Lambert.

Thy Commandments is exceeding broad von William Salter (Ethical Adresser). Philadelphia 5. Varns Wehson. Ein Volk von Genies von Kothar von Knonowski. Leipzig, Eugen Diederichs.

Deutsche Flugblätter für Schrifttum und Leben. Herausgegeben von Friedrich Schalk. I. Jahrg. Sechtes Heft. Wien, Weinmond 1901.

Kunst und Moral. Eine ästhetische Untersuchung von Dr. Emil Reich. Wien, Manz'sche Univ.-Buchhandlung.

Zum Wanderrednerbunds

reihellen wir im Dezember (vgl. letzte Luitlung in Nr. 48 d. J.) folgende Beiträge:

Heinrich Großheim, Berlin Nr. 2; Abteilung Breslau durch 2. Baronow Nr. 40; Fran 8. Scherbius-Raden, Frankfurt a. M. Nr. 10; Prof. Staubinger, Darmstadt Nr. 10.

Mit bestem Dank für die Weber zur Empfangnahme weiterer Beiträge gern bereit.

Das Bureau der D. G. S. R. Berlin W., Unter den Linden 16, III. Dr. Penzig.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Vächer u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W., Matthäikirchstr. 7.

Deutsche Gesellschaft für ethnische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm für Dezember.

Freitag, den 27. Dezember, 11. Unterhaltungabend der Deutschen Gesellschaft im Berliner Handwerkerverein, Sophienstr. 15. Mitwirkende: Frau Elsa Marckall und Herr Martin W. Lefer (Gesang), Herr Oskar Niebler (Recitation), Die Herren Ludwig Simon (Violone), Otto Rödel (Violoncello), Dr. J. Simon u. Dr. D. Abraham (Klavier). Karten zu 25 Pf. in der Leihbibliothek, Neue Schönhauserstr. 13 (12-8 u. 6-10 Uhr), im Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethnische Kultur, Unter den Eichen 16, beim Flüßlerverein für weibliche Angehörige, Seebestir. 25, und an der Abendkasse.

Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, im Bürgeraal des hiesigen Bauvereins: Monatsversammlung, Spielvereintrag des Herrn Scheinrat Prof. Dr. H. Forster: „Der Bund der Lebensmächtigen des Schönen und des Wahren.“ — Nachher gefellige Vereinigung im Kaiserklub.

Gäste sind überall willkommen.
Der Schriftführer: Dr. H. Penzig.

Die **Deutsch-katholische (freirelig.) Gemeinde zu Frankfurt a. M.** sucht die vakante Predigerstelle wieder zu besetzen. — Bewerber freireligiöser Richtung, mit akademischer Bildung, belieben sich unter Vorlegung eines ausführlichen Lebenslaufes und mit Angabe ihres seitherigen Wirkungskreises an den Unterzeichneten zu wenden.

Im Namen des Gemeindevorstandes

Gerhard Paulson, Vorsitzender,
Königsstraße 17.

Die **Märchenvorlesung für Groß und Klein** im Rathaus von Prof. Ernahe Dehmkow hat so großen Beifall gefunden, daß ein vierteljähriges Bündel in den Weihnachtsferien nach einer Wiederholung des besten Programms zum Besten des Kinderhortes-Centram in Aussicht steht.

Vorbereitungen können in den Buchhandlungen von Späth, Königsstr. 52, Nicolai (Vorstr.), Potsdamerstr. 90, und Schildberger, Schildstr. 3, vorgefertigt werden.

Berlin „Jugendbuch“,
Berlin C., Kaiser Wilhelmstr. 39, II.

Soennecken's Goldfüllfedern

Ohne Schraube • Ueberraschend bequem

Nr. 590; M 12.— • Ueberrall vorräthig, wo nicht, Lieferung direkt
Berlin Friedrichstr. 78 • F. SOENNECKEN • BONN • Leipzig • Wien

Verlag von Th. Thomas in Leipzig.

Dr. J. Wollny, Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. 2. verbess. und verm. Auflage. Broch. 76 Seiten Preis 1,50 Mark. **Selegenheitskauf.**

Dem Verlag der „Wohlfahrt“, Ruppertsberg-Reichenberg, ist zum herabgesetzten Preise zu beziehen:

„Der freie Wille“.

Vortrag von Hedwig Henrich-Wilhelmi.

Die berühmte Rednerin entwickelt in diesen Vortrage in ausgedehnter und zutreffender Weise den Begriff des sogenannten „freien Willens“. Sie weist in klaren und trefflichen Worten nach, daß der Mensch eigentlich keinen freien Willen habe und daß nur die mannigfaltigen Umstände den Willen des Menschen beengen. Verläume es daher Niemand, sich diesen interessanten Vortrag anzuschaffen.

Früherer Preis per Stück 16 Pf., jetzt nur 8 Pf.
10 Stück 60 Pf., 100 Stück Mk. 5.—.

Durch denselben Verlag abonniert man auf

„Die Wohlfahrt“

Zeitschrift f. volkstümliche Heilweise auf Grundlage d. Selbstreformation
Verbandorgan der Naturheilvereine.

Wer jetzt auf „Die Wohlfahrt“ abonniert, hat das Recht Jahrgang I, II, V, VI, VII, VIII für nur Mk. 5 zu beziehen.

Probehefte gratis und franco. Auflage 2500. Inserate werden billig berechnet und haben besten Erfolg.

Weihnachtsprämie!

für die Abonnementen der „Ethischen Kultur“.

Emin Pascha.

Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe u. wissenschaftlichen Aufzeichnungen.

Von
Georg Schweiger.

50 Bogen Text- und Bild- mit einer Karte, acht Porträts und vielen Autographen.

Ausfassen und Schlußsignetten nach Zeichnungen des Orientalers

„Wahne“, neuester Zeitschrift für Kinder und Väterkinder . . . Das biographische Denkmal, das Georg Schweiger Emin errichtet hat, muß die allgemeine Beschäftigung hervorgerufen; es ist ein wahrhaftiges Bild, das bis in die feinsten Züge den Charakter und Erziehung des unvergänglichen Mannes veranschaulicht . . .

„Ueber Gaud und Meer“ . . . Dieser Buch, das ohne Frage zu den Standard-Werken nicht nur der Deutschen sondern der Weltliteratur gehören wird . . .

Ladenpreis eleg. geb. mit künstl. Deckelzeichnung M. 10.—.

Vorzugspreis für die Leser der „Ethischen Kultur“:

5 Mark.

Jean Finot,

Director der Revue des Revues-Paris

Die Philosophie der Langlebigkeit

Einzig autorisierte deutsche Uebersetzung
nach der 10. Auflage des französischen Originals

Ein starker Band in gr. Oktav von 20 Bg. Stärke.

Erweiterung des normalen menschlichen Lebens über 100 Jahre hinaus! — Erhaltung der Jugend des Körpers bis zum Tode! — Ueberwindung der Todesangst! — Unsterblichkeit des Körpers.

Auf Grund der neuesten biologischen Forschung. — Das Werk eines Gelehrten in allgemein verständlicher Darstellung! — Von der französischen medizinischen Presse anerkannt!

In Frankreich erlebte das Buch in 4 Monaten 10 Auflagen!

Ladungspreis: eleg. gebunden Mark 5.—.

Vorzugspreis für die Leser der „Ethischen Kultur“:

3 Mark.

Verlag von Hermann Walthers G. m. b. H., Berlin S.W., Kommandantenstraße 14.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethnische Kultur, Richard Dieder in Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14. — Druck: J. E. Frey, Berlin S.W., Kommandantenstr. 14.

Erstein
Jeden Samstag.
Preis viertel, 1,50 Mk.
Man abonniert bei allen
Buchhandlungen
und Postämtern.
Woh-Zeitungsstelle
Nr. 2007.

Ethische Kultur

Vertrieb:
Die billigste
Nonpareilgröße 40 Mt.
Kleinen
billig nach
lokalen Verhältnisse
Finanzverwaltung
und in der
Spezialität S. W. 10,
Kommendantenstr. 14.

Wochenschrift für sozial-ethische Reformen.

Begründet von Georg von Gizycki.

Unter Mitwirkung von Dr. St. W. Soerster herausgegeben von Dr. K. Penzig und Dr. M. Kronenberg.

Verlag: Verlag für ethische Kultur Richard Sieber, Berlin S.W. 19, Kommandantenstr. 14.

IX. Jahrgang.

Berlin, den 28. Dezember 1901.

Tr. 52.

Abdruck ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

An unsere Abonnenten.

Mit dem neuen Datum tritt unsere Zeitschrift in ihr zehntes Lebensjahr. Es hat ernster und anstrengender Arbeit, sowie unermüdlicher Opferbereitschaft einiger weniger für unsere Sache begeisterten Freunde bedurft, um der „Ethischen Kultur“ ihren jetzt erreichten angenehmen Platz unter den unzähligen vielen Zeitschriften der Gegenwart zu sichern. In dessen Angelegenheit der erneuten Erigerung aller Kräfte, die natürlich ist bei einem Unternehmen, das seinen geschäftlichen sondern nur idealen Interessen dient, halten wir es für unbillig, daß dieses Plus weiter dieselben wenigen Freunde belastet. Wir haben daher vom 1. Januar 1902 ab den Bezugspreis von Mk. 1,50 auf Mk. 2 vierteljährlich, den Jahrespreis also von Mk. 6,40 auf Mk. 8 erhöht. In der Überzeugung, daß diese an sich geringfügige Preissteigerung im Interesse einer nachdrücklichen Förderung ethischer Kultur in unserem öffentlichen Leben von unseren Freunden angesehen werden wird, laden wir hiermit zu möglichst baldiger Bestellung auf den neuen, den zehnten, Jahrgang der „Ethischen Kultur“ ein. Postzeitungsstelle Nr. 2407. Wir bitten ferner unsere Freunde und Leser, uns nicht nur selbst treu zu bleiben, sondern auch in der weiteren Ausbreitung der „Ethischen Kultur“ uns möglichst zu unterstützen. Probenummern stellen wir bereitwillig zur Verfügung, auch werden solche gern an ausgegebene Adressen versandt.

Inhalt:

Nationalismus und Solidarität. Von K. — Ein Nachwort zu „Ethisch und Religion“. I. Von Elise Häfke. II. Von Dr. M. Kronenberg. — Gartenbau im sozial-ethischen Sinne. Von Leopold Kattcher (Wagapfel). — Eise Wätere. — Kant, S. A. Emar, Heberich. — Straßfächer: Der deutsche Kaiser und die Volksmacht. — Heberich: Margarete Susmann: Gedichte; bespr. von Johanna Friedberg. — Bei der Redaktion eingegangene Schriften.

Nationalismus und Solidarität.

Wenn es irgend eine Erscheinung des öffentlichen Lebens giebt, die zu tranigen Neujahrsbetrachtungen Anlaß giebt, so ist es die, daß die Flut des Nationalismus, der blinden nationalen Leidenschaft und Selbstinsicht hoch und höher schwillt und unser gesamtes Kulturleben immer mehr mit den schmerzlichen Gefahren bedroht. Und wir in Deutschland haben in diesem Augenblick doppelten Anlaß zu solcher Trauer: denn von uns, von der gewalttätigen, mit nationaler Leidenschaft erfüllten, Polenpolitik Preußens ist auch solche Saat des Hasses ausgestreut worden, welche immer stärker aufsteigt. Wie stark sie durch die Weisener Vorgänge geworden ist, das mag der bekannte Brief von Siebenbrunn zeigen, der — auch ein Zeichen leidenschaftlicher Blindheit — nur von den wenigsten deutschen Vätern seinem Inhalt nach bekannt gemacht worden ist. Siehtes

wiez, der bedeutendste polnische Dichter der Gegenwart, den die Polen geradezu als ihr geistiges Oberhaupt verehren, schreibt u. a. (wir heben hier die wichtigsten Stellen heraus) im Krakaner „Głos“:

„Hochgehrter Herr Redaktor!

Ein Entsetzen erregendes Urteil ist Ihnen ausgesprochen worden! Keine Hand hat sich gegen die Feinde der kleinen Schüler erhoben, kein Angriff ist gegen sie gerichtet worden; trotzdem wurden die Eltern dieser kleinen Kinder — die Opfer der Qualgeißeln an preußischen Schulen — durch preußische Gerichte zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Und warum? Weil sie in einem Moment der Gerechtigkeit und Verachtung zu laut ihrer Entrüstung über eine solche Schule und solche Lehrer Ausdruck verliehen hatten.

Ueberrast dort, wo die entartete Zivilisation nicht in einem Zustand der Willkür grotten ist, selbst bei diesen Deutschen, die lieber eine ganz andere Rolle in der Geschichte spielen wollten, als diejenige preußischer Schergen, wird dieser Mißbrauch ein Gefühl des Abscheus und der Verachtung hervorrufen. Er wird zu gleicher Zeit die Herzen mit Befriedigung und Freude erfüllen.

Wir allein, welche, seitdem ein Bruchstück unseres Landes einen Teil Preußens bildet, dieses Milieu etwas näher kennen gelernt haben, wir dürfen uns weder wundern, noch uns mit unruhigen Worten und Ausdrücken der Verwirrung aufhalten. Wärrlich! Das wäre hier wenig angebracht. Einer ihrer Christlicher preußischer folgende bemerkenswerte Worte: „Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß eine unbillige Politik nicht eine Gefährlichkeit und ihre Konsequenzen verderben könnte. Was kommen mußte, kam. Seit dem Heiliger Friede 11., und selbst schon vor ihm, war die preußische Politik eine einzige Kette von Verbrechen, barbarischer Festigkeit, Erb-Gründigungen gegen die Schwächsten, Bögen, Kontraktionen, Richtentföhung des gegebenen Wortes, Duelle!“

„Diese Meinung besteht nicht nur bei Ausländern, sondern auch bei Deutschen, unabhängigen Historikern.“

Man darf sich demnach nicht wundern, wenn in Preußen ein allgemeiner Kiebergang in geistiger Verbindung, eine Entartung des Gefühls für die Gerechtigkeit und Wahrheit, Platz gegriffen hat, das jeder Sinn für Recht verschwunden ist, und in der allgemeinen Entschädigung die Schule ein Ort der Qual wurde und die Gerichtehöfe in ihrer Zügelheit ein blindes Werkzeug wider Justiz und brutaler Macht.

Wenn uns das göttliche und das christliche Gesetz lebet, Alled mit den Kindern zu haben, was sollen wir nicht thun, wenn es sich um solche Kinder handelt?

Ich füge diese wenigen Worten den Betrag von 200 Kronen bei, damit den Opfern hierfür Brot gekauft werden kann.

Man süßt es deutlich heraus, wie hier im Wirbel nationaler Leidenschaft die Stimme der Gerechtigkeit ganz überdrückt wird, und wie, indem der ursprünglich berechtigte sittliche Zorn, ohne das Gegengewicht der Besonnenheit, sich in sich selbst weiter steigert, alle edleren und feineren sittlichen Mächte verloren gehen. Und solche maßlose Leidenschaft wirkt nun wieder anreißend zurück auf den deutschen Nationalismus und löst auch hier immer mehr das feinere sittliche Empfinden und das Bewußtsein der Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, aus. Man lese nur z. B. den gedruckten Aufruf, mit dem dieser Tage zu einer akademischen Protestversammlung aufgefordert wurde:

R o m m i l l i o n e n !

Die Weisener Vorgänge haben den Polen Anlaß zu erneuten Offenbarung ihres Hasses gegen das Deutsche Reich gegeben. Im Verein mit allen Reichsfeinden haben sie in gehässigster Entrüstung sich erklärt zu Kundgebungen gegen das Deutsche Reich und das Teufelskudde überhaupt. Polnische Völkerverhasen und Polnische Studenten haben in Warschau und Remberg die amtlichen Berichterungen des Reichs angegriffen und beschimpft.

Nun haben es in diesen Tagen polnische Studenten, größtenteils Ausländer, die unser Gesetzrecht genießen, gewagt, in der Reichshauptstadt sogar den Akademischen Boden zum Schauplatz ihres national-agitationarischen Fanatismus zu machen. Ein Dutzend polnischer Studenten hat das Recht des Professors Schriemann über die Völkerverhasen in unerhöflicher, aller humanistischen Anschauungsbegriffen Lohn sprechender Weise zu verüben und geschickt.

Rommillionen! Solt Ihr diese Verletzungen Eurer nationalen Ehre, die Euch auf Eurem eigenen Boden zugefügt werden, ruhig hinzusehen?

Rommillionen! Eure Würde als Deutsche, Eure Ehre als Studenten gebietet Euch auf diese polnische Anmaßung eine deutliche deutsche Antwort zu geben.

Eure Kommilitonen, werden wir Euch Gelegenheit geben. Wir laden Euch deshalb auf

Wittmoach, den 19. Dezember, abends 8 1/2, S. f. l.

zu einer

Allgemeinen Akademischer Versammlung

in die Tonhalle, Friedrichstraße 112.

Die Allen Herren des Vereins Deutscher Studenten in Berlin.

3. 8.

Rechtsanwalt Dr. Zeitler. Dr. Wendland. Dr. Dörffl.

Glücklicherweise regen sich auch die Gegenkräfte, um den nationalen Dajinsintinen entgegen zu wirken und den Gedanken menschlicher Solidarität auch auf dem weiten Schauplatz des Völkerebens, an dem sie noch am wenigsten Eingang gefunden haben, Ausbreitung zu geben. Für die ethische Bewegung liegt ja hier auch eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Im wesentlichen ganz in ihrem Sinne hat eben ein neues internationales Organ in Paris zu erscheinen begonnen, welches nach dieser Richtung der Gegenwirkung gegen nationale Leidenschaft und Haß und der Erfüllung der europäischen Völkerverfamilie mit dem Geiste der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, der Solidarität und Brüderlichkeit von großem Einfluß werden kann. In der am 7. Dezember erschienenen ersten Nummer entwickelte die Redaktion ihr Programm, dem wir folgende Stellen entnehmen:

In allen Ländern bleibt es Menschen, welche es begriffen haben, daß die Nationen ebenso wie die Individuen solidarisch für einander sind, weil sie an dem gemeinsamen Werte der Zivilisation arbeiten, weil sie alle an den Fortschritten der Wissenschaft und Freiheit teil nehmen. Sie müssen Sympathien für einander empfinden. Überall gab es Menschen, die in den letzten Jahren gelitten haben und die sich gemeinsam entrüsteten, sobald sie das Recht der Völker oder der Bürger verletzt haben.

Der Krieg auf Ruß, den Philippinen, in Transasien, die Kriegen in Armenien und in China, die Verletzung der Bevölkerung in Frankreich, die Kriete Dreyfus, die verächtlichen Kundgebungen der Imperialismus und des Panikismus zeigten ein geringes Band zwischen Menschen aller Länder. So entstand eine öffentliche europäische Meinung. Diese Menschen, über die zivilisierte Welt verstreut, repräsentieren folgsamen den Geist der Gerechtigkeit und Humanität.

Die Gemeinsamkeit der Interessen der Völker ist so in die Augen fallend, daß sie den Regierungen nicht entging.

Schon bestehen in Europa einige internationale Einrichtungen, welche die öffentlichen Erregnisse dieser europäischen Solidarität und nicht die Reime zu einer Friedensallianz der zivilisierten Völker sind.

Die europäische Meinung hat einen neuen Bedürfnis geschaffen. Das europäische Publikum muß eine Zeitung haben, in der es wahrheitsgetreue Angaben über das öffentliche Leben der verschiedenen Länder findet, die europäische Meinung muß ein Organ haben, das für das Recht und die Freiheit eintritt.

„L'Européen“ hat den Wunsch, diesen neuen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. „L'Européen“ gehört in keinem Lande einer bestimmten Partei an. Er beurteilt von neutralen Standpunkte aus die Handlungen der Regierungen und die Stellungnahme der

*) L'Européen. Courrier international hebdomadaire. Die internationale Politik seit 28. von der Blug. Professeur der Rechtsphilosophie an der Universität Leoben. Die zweite Nummer vom 14. Dezember enthält u. a. einen längeren Aufsatz von Dr. Kronenberg „Le principe des nationalités“.

Parteien. Wenn er sie billigt, so will er dadurch sich nicht in den Dienst ihrer Politik stellen, wenn er sie bekämpft, so bedeutet das keine Inhumanität der Feindschaft. Ferner wird er seine Unparteilichkeit in den ökonomischen und sozialen Konflikten bewahren und sich stets bemühen, die Sympathie und das gegenseitige Vertrauen zwischen den Individuen und den Klassen, wie zwischen den Nationen zu wecken.

In der internationalen Politik, wie in allen Fragen, beschäftigt L'Européen das Prinzip zuerst zu erhalten. Daß Recht ist die Gewalt geht. Er respektiert das Recht und die Traditionen aller Nationalitäten, wie auch immer ihre numerische Bedeutung und Macht sein mögen; die Hochachtung ist die Grundbedingung des Internationalismus, zu dem er sich bekennt.

L'Européen mächt Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden. Er nimmt Teil an allen Reformen, die darauf abzielen, den Frieden aller zu sichern. Invidien und Hölzer, um in Europa die feierliche Eintracht hervorzuheben, die allen gehalten wird, die Erfolge zu genießen, welche die Wissenschaft errungen hat.

So wie hier, zeigt sich auch anderwärts die Ausbreitung des Solidaritätsgedankens. Die jüngst stattgefundene erstmalige feierliche Verteilung der Nobel-Preise ist ja auch gleichsam ein Fest gewesen, das diesem Gedanken geweiht war. Und wenn angesichts des traurigen Dramas, das sich in Südafrika abspielt, in der ganzen zivilisierten Welt, England selbst nicht ausgenommen, ein schwerer Gewissensdruck Millionen von Menschen beunruhigt und quält, so ist es wieder der Gedanke von der Einheit alles Menschlichen, der über die trennenden Unterschiede hinweg Rassen und Völker verbindet. Und so darf man auch in das neue Jahr die tröstliche Gewissheit mit hinübernehmen, daß dieser ethische Solidaritätsgedanke stetig weiter-schreiten wird, so groß auch die Flut der Leidenschaften und der Dajinsintine ist, die ihn bedrohen. K.

Ein Nachwort zu „Ethisk und Religion.“

I.

Von Eise Dasse.

Den vielseitigen Ergänzungen, die Herr Dr. Kronenberg meinen Ausführungen in Nr. 51 der „E. R.“ hinzugefügt hat, darf ich mich der Hauptsache nach dankbar anschließen. Ich möchte nur dem naheliegenden Mißverständnisse vorbeugen, als ob ich mich der Religion auch dem Dogmatismus das Wort hätte reden wollen, welcher individuelle, didaktische Vorstellungen dieser oder jenes religiösen Lehrers verabsolutieren und das millionenfach differenzierte religiöse Phantasieleben der Menschen an die Kette eines alleinlichmachenden Weltanschauungssystems schweißen will. Ohne Zweifel ist jener falsche, fanatische Beglückungstrieb, der das, was das eigene Herz mit Befriedigungsgefühlen erfüllt, verallgemeinern möchte, der einen rein individualistischen Wert zu einer sozialen Notwendigkeit auseinandertzern und das Gemütsleben aller in die gleichen Formen einzupferten sucht, scharf zu bekämpfen. Was man für frühere Epochen gelten lassen konnte, wo es noch eine einheitliche Innenkultur, wo es Kollektivgefühle und Anschauungen gab und die Glaubens-bilder eine Massenanziehung ausübten, das kann man für unser individualistisch veranlagtes Geschlecht nicht mehr gelten lassen. Einst, in der mythisch-romantischen Dämmerungsstimmung der großen Glaubenszeitalter, war es wohl notwendig und praktisch, daß sich große, feste Verbände bildeten, um den herrschenden Ideen nachzujogeln; heute, wo das Individuum sich nach allen Seiten hin selbstständig hat, darf die Freiheit seines Urteils und Fortschandes nicht dogmatisch angepöckelt werden, und dies umso weniger, als das Dogma heute anders funktioniert als einst und geeignet ist, religiöses Leben zu dämpfen, ja zu vernichten.

Durch das Dogma wird die Religiosität gleichsam aus ihrer Ursphäre herausgeführt in ein Bereich, dem sie sich nur ungenügend anpassen vermag. Es ist dem

religiösen Gefühl offenbar schädlich, wenn es, anstatt nur kontrolliert, mit Reflexion durchsetzt wird. Das reine Einheitsgefühl, das wir in Aufschwungsaugenblicken in uns erleben, verwirrt sich im Denken nicht auf die gleiche Weise; hier ist Einheit nicht soviel wie ein sich Zusammengehoffenfühlen mit allem Lebendigen in uns und außer uns, sondern sie kommt zustande durch eine Zusammenfassung der in den individuellen geistigen Gesichtsfeldern fallenden Vielheiten. Und wenn sich einer solchen fühl zusammengebahten Einheit — sei es nur eine Weltanschauung, Seelen- oder Gotteslehre — der Wille bemächtigt, wenn er mit ihr hinausgeht in alle Welt und sie in die verschiedensten Köpfe hineinzwängen will, dann beschenkt er die Menschen nicht mehr mit Religion, sondern bloß mit einem Anschauungsschema.

Das Wesen des religiösen Gefühls wird weit besser konferviert, wenn sich ihm im Moment des Emporkluns ohne weitere Umschweife der Wille zugesellt und wenn die große ausleitende Wärme sich dann in der Liebe thätig auswirken kann. Liebesthaten sind weit religiöser als alle Spekulationen über die letzten und höchsten Dinge, und sie sind auch das Band zwischen Religion und Sittlichkeit. Jesus von Nazareth wußte wohl, was er that, als er seine Dogmatik ergüßelte, sondern Liebe lehrte und übte.

Der Vorwurf, daß das religiöse Gefühl den Menschen isoliere und unsozial mache, trifft den gesund Religiösen nicht; dieser wird sich nicht bloß trampschaft in Gott hineinpekulieren und sein Feuer den Sternen schenken wollen, er wird sich vielmehr in die Menschlichkeit tiefer hineingraben und seinen urkräftigen Gefühlsbezug an das Leben weitergeben wollen.

Der gesunde Religiöse aber ist eine seltene Erscheinung. — Und an diesem Punkt eben erwachen denn der Echteren Pflichten, der Religion gegenüber, die so lange Zeit die Ethik umschlossen und geschützt hat und die nun heute diesen Dienst von ihr zurückempfangen müßte. Sofern die Religion als Wert empfunden und die dem religiösen Gefühl inwovenhende Motivationskraft geschäft wird, so müßte auch verjagt werden, den springenden Funken abzuleiten vom Verneinungsgedanken und überzuliten auf das Leben. Denn Religion, wie sie sich heute unserer Erkenntnis darstellt, ist ein Andachtsverhältnis zu allem wahrhaft Lebendigen, das die Verpflichtung zu voller Lebensentfaltung in sich schließt. — Darum erfahren wir vor schlicht kräftigen Bildern des Lebens, etwa einem alten Andachtsbilde der Maria mit dem Kinde, eine religiöse Erhebung, nicht weil uns da eine Glaubenswahrheit, sondern eine Lebenswahrheit entgegentritt.

Und so hätten denn die ethischen Kulturarbeiter neben der taktischen Aufgabe einer verständnisvoll-kritischen Stellungnahme den thatsächlichen religiösen Erscheinungen gegenüber, neben der Pflicht, am allmählichen Abbruch benegter, dogmatisch-religiöser Lebensformen mitzuarbeiten, den höheren pädagogisch-reformatorischen Verus, auch das religiöse Leben heilen und verittlichen zu helfen. Die Religiosität ist auf ihr Ursprungsgebiet, die Gefühlsphäre, und auf ein schönes Maß zu beschränken, aber zugleich soll sie wieder in ihre ganze Würde eingesetzt und das Odium von ihr genommen werden, einen bestimmten Glaubenszwang anzuhängen. Mit eigenen, freien Rhythmen soll Jeder sich die Welt in dichterische Form bringen dürfen, ohne doch die tragische Vergessenheit des Gottflehens zu ignorieren.

Ein gelegentliches „Transzendieren“, einträumendes, ahnendes Hinüberschweifen in das Jenseits der Erfahrung, wird einer Religion, die sich hauptsächlich in Thaten auswirken will, nur so eher verziehen werden können, als ja auch der Ethik das Transzendieren nicht fremd ist. Plato ließ die sittliche Zwecksee in Gott ausmünden, wir lassen sie in dem Seinvollenden ausmünden, in einer abstrakten

Verallgemeinerung der sittlichen Forderung, in einem Uebersehenden, dessen vollkommene Verwirklichung außer dem Bereich der Möglichkeit liegt. Aber dieser ewig über uns schwebende, höchste Wert mindert die sittliche Lebensentfaltung nicht, wenngleich er ihr eine tragische Weibe giebt; und so wird auch der höchste, unerreichbare Lebensgedanke der Religion — Gott — die gesunde, praktische Bethätigung des religiösen Gefühls nicht hindern.

Die Rückwirkung beider Idealwerte, des ethischen und des religiösen, auf unser inneres Sein ist die gleiche: sie beschenken uns mit einer starken Empfindung tiefer, wahrhaftigen Lebendigkeit und mit dem Willenswunsch, unsere Entwidlung in immerwährendem Fluß und Werden zu erhalten und dieselbe allmählich hinauszugipfeln auf höhere und immer höhere Stufen.

II.

Von Dr. M. Kronenberg.

Dem vorstehenden Nachwort noch ein Nachwort hinzuzufügen könnte fast überflüssig erscheinen. Denn unsere innere Uebereinstimmung in allem Wesentlichen, wie es ja auch am Eingang vorstehenden Artikels ausgesprochen ist, erscheint mir so vollständig wie möglich.

Grade deshalb aber möchte ich doch wenigstens noch diese beiden Punkte kurz hervorheben: Niemand hat natürlich angenommen, und auch ich habe es nicht getan, daß in dem Artikel „Ethische Taktik“ dem Standpunkt religiöser dogmatischer Gebundenheit auch nur entfernt das Wort geredet wird. Andererseits habe ich in meinem Artikel „Ethik und Religion“ nicht dargelegt und darlegen wollen, daß das religiöse Gefühl den Menschen isoliert und unsozial macht, sondern daß es ihn isolieren und unsozial machen kann, wenn ihm nicht Vernunft und Sittlichkeit und das Bewußtsein menschlicher Gemeinshaft und Solidarität das Gegengewicht halten.

Aber diese beiden kurzen Bemerkungen mache ich nur, um auch meinerseits der Möglichkeit von Mißverständnissen vorzubeugen. Wichtiger jedoch erscheint es mir, noch einmal hinzuweisen auf die Grundüberzeugung vom Wesen der Religion, auf den Mittelpunkt des Anschauungsgebietes, das wir, wenn auch von verschiedenen Anfangspunkten aus, nun in so wahrhaft erfreuender Uebereinstimmung umgrenzt haben.

Religion hat ihre Wurzel im Gefühle, sie ist die Pointe der Individualität, und darauf beruht ihr Wert und ihre Würde ebenso, wie die Möglichkeit von Gefahren für die allgemeine und insbesondere ethische Kultur, die daraus entspringen. Den allgemeinen Grundzug und Grundton dieses religiösen Gefühls können wir nun ungefähr andeuten und umschreiben. Nicht in klarer begrifflicher Einsicht vor Augen stellen. Und doch wird seinem Wert dadurch nichts geraubt. Denn, wie Voge einmal treffend sagt, das Wesen der Dinge besteht nicht in Gedanken, und das Denken allein ist nicht imlande es zu fassen, aber vielleicht erleben wir dennoch in anderen Arten unseres Ergreifens die den gemeinsten Sinn alles Seins und Wirkens.

Das religiöse Gefühl ist eben selbst ein und zwar die tiefste und aufschlußreichste Art dieses Ergreifens vom geheimsten Wesen der Dinge. Sie ist niemandem völlig fremd, nicht nur seinem Menschen, sondern, nach der tiefinnigen Auffassung von Leibniz, überhaupt keinem Wesen der Natur. Denn überall in ihr ist Leben, überall darum auch Individuation, jedes Individuum aber in seiner Art ein Spiegel des Universums, jedes gleichsam ein feinsten Auszug des Weltganzen vermöge der Einheit des Vorstellens, das von dumpfer Bewußtlosigkeit bis zur klarsten Erkenntnis in unendlich vielen Graden und Abstufungen erscheint und sich auseinanderlegt. Am tiefsten Grunde dieses Vorstellens, im Fühlen, ergreift das Bewußtsein darum mit der Einheit

des Menschlichen auch die Einheit alles Lebendigen, ja alles Seienden überhaupt — kurz das Göttliche. Fühlen, wenigstens in einigem Grade, kann dieses Göttliche jeder, weil jeder ein Mensch ist, doch jeder kann es nur in seiner Weise fühlen; und selbst zwischen nächstverwandten Naturen kann darum zwar reinste Harmonie, aber nicht Identität des religiösen Gefühls bestehen. Wohl aber kann und soll Identität bestehen im klaren Bewußtsein menschlicher Einheit und Solidarität und der ethischen Verbindlichkeit, die sich darauf gründet. Wenn also einmal das Wort gesprochen wurde: Ein Reich, ein Gott, so haben wir es zu berücksichtigen, zu ergänzen, selbst umzukehren, indem wir sagen: Viele Götter — aber ein Reich ethischer Gemeinschaft.

Gartensbau im sozial-ethischen Sinne.

Von Leopold Kautsch (Eubaspe).

I. Frankreich.

Wit wie geringen Mitteln läßt sich bei richtiger Anwendung zuweilen tüchtige soziale Hilfe leisten! Und aus wie kleinen Anfängen kann eine weittragende soziale Aktion hervorgehen! Ein neues Beispiel bildet das wohl-gelungene Bestreben einer Dame in Sedan, durch Gartenarbeiten arbeitsscheue Almosenempfänger von ihrer Trägheit zu heilen und ihnen zu einem menschenwürdigen Dasein zu verhelfen.

Madame Hervieu in Sedan pflegte jahraus, jahrein eine aus zehn Köpfen bestehende Familie zu unterstützen, ohne daß diese aus dem Elend irgendeine herausgekommen wäre. Die Wohlthäterin, der dies auffiel, sagte endlich eines Tages zu dem Familienvater: „Sie müssen aus dieser Sadgasse befreit werden. Statt Ihnen fortwährend vorübergehend beizustehen, will ich künftig monatlich sechs Franks in die Sparkasse legen, doch nur unter der Bedingung, daß Sie Ihrezeit die Hälfte dieses Betrages hinzufügen.“ Es ging schwer, aber es ging, und nach zwölf Monaten waren 108 Franken beisammen. „Nun müssen wir das Geld fruchtbar verwenden. Machen Sie einen Garten und bearbeiten Sie ihn in Ihrer freien Zeit mit Hilfe Ihrer Kinder.“ Die dem Arbeiten abholden, an Unterstützung gewöhnten Leute konnten angeblich kein Gärtdchen finden, allein Frau Hervieu fand bald eines und hielt ihre Schützlinge zur Arbeit an. Anfangs recht un-lustig, bekamen sie Geschmack an der Sache, als sie sich nach einigen Monaten in den Stand gesetzt sahen, aus dem Gartenertrag einen großen Teil ihres Lebensunter-haltes zu bestreiten und überdies für ein schönes Stück Geld Gemüse an Andere zu verkaufen.

Der Hervieusche Erfolg veranlaßte eine Anzahl anderer Sedaner Damen, an Stelle der kleinen Almosen, die sie auf der Straße zu geben pflegten, je 60 Franks zusammenzusetzen, um die Beschaffung von Gartenparzellen behufs Bearbeitung durch arme Familien zu ermöglichen und dadurch dem in Sedan sehr verbreiteten Verwilsbettel kräftig entgegenzuarbeiten. Man pachtete Grundstücke mit einer Fläche von 1400 qm und parzellierte sie zu Gunsten von 21 Familien, die auch mit Düngern, Dünger und Werkzeug versehen wurden. Das alles kostete im ersten Jahre 531 Franks — eine Summe, welche, wenn auf Unterstützungen in Barm verwendet, für jede Person monatlich nur 30 Cent. ergeben haben würde, während sie in Gestalt von Arbeitsgärten 145 Personen einen beträchtlichen Teil ihrer Nahrung sicherte.

Ein Geistlicher, Vater Volpette in Saint-Etienne, der durch einen Zeitungsartikel von diesen gegenwärtigen Bemühungen erfuhr, pachtete für 200 Franken ein Feld von 14 000 qm und teilte es in Gartenstücke von 400 qm, die er mittels Lohes dreißig Familien abtrat. Er pachtete sodann weitere Grundstücke; andere, die den Besitzern zu feinig oder unfruchtbar schienen, wurden ihm unentgeltlich

überlassen. Nach Jahresschluß verfügte er mit 350 Franks Kosten über 4,9 Hektar, die zu Gunsten von 98 Familien mit 108 Köpfen parzelliert waren. Die Einrichtung, die Wasserleitung, sowie die Beschaffung von Werkzeug, Dünger und Sämereien beanspruchte 3050 Franks. Das Ergebnis der erstjährigen Gesamtausgabe von 3400 Fr. war trotz der Dürre des Jahres (1895) eine Ernte im Marktwert von rund 6000 Franks, davon ein Drittel Gemüse, zwei Drittel Kartoffeln. Das war gleichbedeutend mit ca. 60 Franks pro Familie. In den feitherigen Jahren haben die Ausgaben nur je etwa 1500 Franks ausgemacht, während der Ertrag selbst bei schlechten Ernten 6000—7500 Franks, bei guten noch weit höher ist.

Bald bewirkte der Gartensbau den Bau von Wohn-häuschen. Ein invalide gewordenen alter Vergarbeiter, der eine kleine Pension hatte, begann eines Tages auf seiner Parzelle ein sehr primitives, nur 24 Kubikmeter großes Häuschen zu errichten; es sah wunderlich aus, war aber brauchbar und diente anderen der Gartenbesitzer, die im Wauen geschäftig waren, zur Nachsicherung. So führt eines zum anderen. Die Bewegung hat sich allmählich auch in andere französische Städte verpflanzt, und ihr moralischer Segen ist überall der gleiche. Die Arbeitsscheuen lernen an einer geregelten Thätigkeit Geschmack finden; sie arbeiten für sich und werden schließlich auf ihre Selbständigkeit stolz. Der Aufenthalt im Gärtdchen, wo sie im Familien-treue essen und trinken können, verdrängt ihre frühere Vorliebe für das dunkel- und rauchgeschwängerte Wirtshaus. Im Laufe der Zeit werden sie ordnungsliebend und sparsam, ihre Manieren bessern sich, und so kommen sie unter Umständen noch auf einen grünen Zweig. Diese billige und wertvolle Form der Wohlthätigkeit kann daher nicht genug empfohlen werden.

II. England.

Vor ungefahr sechs bis sieben Jahren arbeitete Herr Kooper, der Inspektor der Southamptoner Schulen, einen Plan aus, der den Zweck verfolgte, bei den Schülern die Liebe zur Natur wachzurufen, sie für den Gartensbau zu interessieren und ihnen für ihre Mühestunden eine angenehme, gesunde und lohnende Beschäftigung zu schaffen. In der Nähe von Bournemouth umfängte er ein nicht gerade fettes Stück Ackerlandes und teilte es in zwölf Parzellen oder eigentlich große Beete ein, die zwölf Schülern zur Bebauung übergeben wurden. Weßhalb er gerade dieses wenig versprechende dürrer Ackerland wählte? Damit die Knaben lernen, die ihnen von der Natur entgegengestellten Schwierigkeiten zu überwinden und durch allerlei Versuche den schlechten Boden zu einem fruchtbareren umzugestalten. Und dieser Versuch ist so glänzend gelungen, daß die „Times“ spaltenlange Artikel über Koopers Mühtagen gebracht hat.

Auf Eingang dieses Gartens steht eine Hütte, die ein großes Schreibrut und zwölf vollständige Garnituren von Gartengerätschaften enthält; zu jeder gehört eine holländische Haue, ein Spaten, ein Rechen, eine Mistgabel und eine Schaufel. Gemeinames Eigentum sind: Stiehharken, Hieflannen, Körbe, Pefen und Nidtschnüre. Jedes der zwölf Beete im Garten trägt dieselbe Nummer wie das dazu gebörige Werkzeug. Jeder der zwölf Knaben ist verpflichtet, seine Garnitur sauber und blank zu halten und sie auf dem mit seiner Nummer versehenen Nafen in der Hütte aufzubewahren. Dreimal wöchentlich werden an Nachmittagen Vorträge über Gartenbau gehalten, und jeder Knabe muß einen zwölfmonatlichen Kurs hören. Nach jeder praktischen Lehrstunde, die von einem dazu an-gestellten Gärtner erteilt wird, folgt eine theoretische. Der Gärtner erklärt den Schülern, weßhalb sie eben draußen dies und jenes getan, beantwortet die eventuell an ihn gestellten Fragen und sieht darauf, daß die Jungen sich Notizen machen, die sie, zu einem Resumé über die Tages-

leistung verarbeitet, in die nächste Stunde mitzubringen haben.

Jedes der zwölf großen Beete ist in fünfzehn Reihen geteilt und jeder Knabe muß seine fünfzehn Reihen mit den gleichen Gemüsen bepflanzen. Dies geschieht, um eine Art von Wettbewerb unter ihnen zu veranlassen, der sie zu tüchtiger Arbeit anspornen und ihren Ehrgeiz wachrufen soll. Die fünfzehn Reihen enthalten die in England beliebtesten Gemüsearten: Weiße Rüben, Rosenkohl, Grünkohl, Broccoli, Weißkohl, Bohnen, Erbsen, gelbe Rüben, Kartoffeln, verschiedene Salatarten, Tomaten und spanische Zwiebeln. Jeder Knabe darf das Erzeugnis seines Beetes verkaufen. Der Betrag wird dem Lehrer eingehändigt, der über die Einnahmen jedes Knaben genau Buch führt. Die Schüler müssen ebenfalls Buch führen. Am Schluß des Jahres werden die Anzeichnungen verglichen und jeder Knabe bekommt die Hälfte seiner Einnahmen, während die andere Hälfte die Kosten der Sämereien und die andern Ausgaben zu decken hat.

In der vergangenen Saison verlaufte ein Knabe seine Gartenprodukte für 24 Schilling, ein anderer bekam für seine Kartoffeln allein 5 Schilling. Hieraus ersieht man, daß der Gartenbau, wenn rationell betrieben, sehr einträglich ist, und daß es auch vom finanziellen Standpunkt die Mühe lohnt, die Schullnaben dazu anzubahnen, namentlich die ärmern Jungen, die sich damit ihr Schulgeld verdienen können. Uebrigens lernen sie „Mutter Erdsäßen“, ihre Zeit nützlich zu verwerten, ihre moralischen, geistigen und physischen Kräfte werden entwickelt, die rohen Triebe, wie sie sonst bei Knaben vorherrschen, werden durch die wachsende Liebe zur Natur unterdrückt, und das ist wahrlich ein nicht hoch genug anzuschätzender Gewinn.

Außer den zwölf nummerierten Beeten weist die Mutterschule noch drei gemeinsame Experimentier- und Frühbeete auf. Hier werden sarte Pflanzen — Spargel, Gurken, Kürbisse etc. — gepflanzt und im Frühling die zum Verpflanzen nötigen Sämereien für die persönlichen Beete ausgefäct.

Am südlichen Ende des Gartens befinden sich die Obst- und Blumenbeete. Sie enthalten hauptsächlich Erdbeeren, Blaubeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Pflaumen, Kirschen, Birnen, Äpfel, Nektar und Stiefmütterchen. Hier lernen die Knaben Obstbäume und Rosen pflanzen und pflegen. Kürzlich hat man ihnen auch ein Beet mit Gelpflanzen angelegt.

Noopers Versuch ist, wie gesagt, glänzend gelungen, und viele der Knaben bethätigen ihr Können zur Freude ihrer Eltern bereits daheim in ihrem Hausgärtchen. Der Einwand, daß die Knaben durch diese Thätigkeit ihre Schularbeiten vernachlässigen würden, hat sich nicht bewährt; im Gegenteil, sie arbeiten fleißiger denn je — aus Furcht, daß man ihnen, wenn sie ihre Pflicht in der Schule nicht voll und ganz erfüllen, verbieten werde, ihre Beete zu betreten. Knaben bleiben freilich immer Knaben, sie sind oft träge und nachlässig. Das Säen, Pflanzen und Ernten macht ihnen viel Vergnügen, aber vom Graben, Zäten, Düngen — kurz, von den schwereren Arbeiten würden sie sich gerne drücken; aber infolge der strengen Disziplin lernen sie mit der Zeit jede Arbeit sorgfältig verrichten, was ebenfalls für ihre Charakterentwicklung von großem Nutzen ist. Die allzu Nachlässigen werden mit kleinen Geldbußen bestraft, aber nur selten geschieht es, daß ein Knabe zweimal bestraft wird. Ein einziger Knabe wurde wegen Ungehorsams nach Hause geschickt, kehrte aber bald zurück und ist seither ein Musterknabe.

Diejer bei Bourne mouth so wohlgelungene Versuch dürfte sich wohl allerorten zur Nachahmung empfehlen und von weit größerem Nutzen für die kommenden Generationen werden als das Zummeln auf den Straßen,

welches das reine Kindergemüt immer mehr verroht, sodah wir thatsächlich in den Reichthum der Mutter einstimmen müssen: „Es giebt keine Kinder mehr.“ Mit der Liebe und Kndfchur zur Natur wird er allmählich verstummen.

III. Amerika.

Der Fabrikant Paterion im Unionsstaat Ohio hat mit Erfolg den interessanten Versuch gemacht, die sible, düstere Umgebung seiner Fabrik in ein kleines Paradies zu verwandeln. Auf seinen täglichen Eisenbahnfahrten in die Fabrik nach Dayton berührte ihn das scheuenartige, trostlose Aussehen der den Eisenbahnweg umflumenden Arbeiterhäuschen sehr peinlich. Augencheinlich ein Naturfreund, grübelte er darüber, wie sich dem abhelfen ließe. Er dachte daran, ob an den Säunen und Hinterportalen gepflanzt wilde Heben und Schlingpflanzen den trostlosen Eindruck nicht etwa mildern würden. Doch wie das erreichen? Vielleicht würde ein gutes Beispiel ansehnend wirken? War doch auch die nächste Umgebung seiner Fabrik öde und unfreundlich genug! Kurz entschlossen, ließ er in der Mitte des Fabrikhofstraßens ein riesiges Blumenbeet anlegen, aber die Geschichte sah gar nicht hübsch aus. Da mußte ein Fachmann mit Rat und That beistehen. Herr Paterion ließ sich weder Mühe noch Kosten verdriegen und wandte sich nicht etwa an das Schmiedel, sondern berief sofort den Schmied — nämlich Elmstead, den Landschaftsgärtner der großen ChicagooWeltausstellung. Elmstead hielt es anfangs für einen guten Spaß von Paterion, seine Fabrik verschönern zu wollen; doch als er sah, daß es ihm ernst war, machte er sich mit Eifer ans Werk. Bald war ein schönes Teppichbeet in acht bis neun Farben angelegt, die Wege mit Sträuchern und Blumen umsäumt. Sobann schlug er vor, die beiden der Fabrik gegenüberliegenden Stallchuppen mittels eines Bogens zu verbinden, dessen Dach zinnoberrot und dessen Seiten olivengrün angestrichen werden sollten, und an den Enden sah wachsende Heben zu pflanzen, womit er eine das Auge erfreuende Farben-Harmonie schaffen wollte. Herr Paterion begnügte sich aber nicht damit, den Fabrikhof und die Gebäude dekorieren zu lassen, sondern pflanzte auch an den Telegraphenstangen und Laternenpfeilen Schlingpflanzen, so daß alle zu der Fabrik führenden Straßen wie Parkanlagen aussehen.

Als er nun sah, in welsch' kurzer Zeit und mit welsch' einfachen Mitteln der Gartenkunst die Umgebung seiner bis vor kurzem so sahlen Fabrik sich in ein kleines Eden verwandelt hatte, dachte er daran, das Heim seiner Arbeiter einer gleichen Umwandlung zu unterziehen. Aber wie ihr Interesse erwecken? Er ließ sich von Professor Bailey in Cornell Material schicken, und Fräulein Helen Gould, die sich für den Plan interessierte, sowie ein Herr Simons stellten ihm Photographien ihrer schönen Gartenanlagen zur Verfügung. Er ließ angemessene Projektionsbilder anfertigen und begann damit sein Erziehungswerk in der Fabriksonntagschule, wo er sie den Schülern vorführte. Als dann der Frühling ins Land zog, verteilte er 12 000 Pakete Blumenamen an die Kinder und setzte zur Aneuerung auch noch Preise aus für die ornamentalsten Pflanzungen im Garten und die künstlerischsten Arrangements der Heben und anderer Schlingpflanzen um die Veranda, Gebäude, Fensterrahmen etc. Knaben und Mädchen unter 16 Jahren wurden eingeladen, sich an dem Wettbewerb um die am besten angelegten und gepflegten Hinterhausgärten zu betheiligen, wo sie nach Belieben und Geschmack Gemise, Obst oder Blumen pflanzen konnten. Fünf Preise zu fünf Dollars wurden für die effektivsten Fensterblumenkasten ausgefetzt, vier Preise zu zehn Dollars für die bestgepflegten Gemisegärten. Zur Beaufsichtigung dieser Arbeit stellte der naturliebende Fabrikant einen tüchtigen Gärtner an, bei

dem sich die Mitbewerber jederzeit unentgeltlich Rat holen konnten.

Mit Feuerzeiger pflanzten die Kinder die ihnen geschenkten Sämereien an und beobachteten voll Ungebuld das Keimen und Wachsen der schönen Blumen und nützlichen Gemüse. Allmählich verschwanden denn auch die steifen Linien der tauben Holzsäune unter dem üppigen Wachstum der Schlingpflanzen. Die Mütter, welche mit freudigem Staunen den schönen Effect der Leben sahen, gingen an, selber Geschmad an der Sache zu finden, und zogen die Schlingpflanzen auch an den Fensterrahmen und Portalen empor, sodah die bisher nüchternen Häuschen nach und nach ein idyllisches Aussehen bekamen und die Fabrik in Dayton eine Sehnswürdigkeit wurde. Vier-tausend Menschen wohnten in den schönen Fabrikhöfen der Preisverteilung bei, die unter großem Jubel der Sieger und ihrer Angehörigen vor sich ging.

Früher nannten die Arbeiter die Fabrik „Paterjons Fegefeuer“, heute nennen sie sie mit Stolz „Paterjons Paradies“.

Anknüpfend an das gelungene Experiment des ameri-kanischen Fabrikanten, dürfte es unsere Leser interessieren zu hören, dah vor Kurzen die „Londoner Gartengesellschaft“ sich bereit erklärt hat, für die bestgepflegten Hinter-gärten — in London sind befanntlich die Häuser nach dem Cottagestyl eingerichtet und jedes Cottage hat ein Vorder- und ein Hintergärtchen — in den überfülltesten Distrikten Süd-Londons Preise auszusuchen. Die Zukunft wird lehren, ob sie von demselben Erfolg gekrönt sein werden wie diejenigen des Herrn Paterjion, dessen Beispiel allerorten Nachahmung verdient.

Jose Blätter.

Die größte Angelegenheit des Menschen ist, zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung geübig erfülle und recht ver-stehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Wenn er aber die Liebe seiner Vergnügen kennen lernt, die ihm zwar schmeicheln, wozu er aber nicht organisiert ist, und welche den Einrichtungen widerstreiten, die ihm die Natur angewiesen hat; wenn er sittliche Eigenschaften kennen lernt, die da schimmern, so wird er die schöne Ordnung der Natur fördern, sich selbst und anderen nur das Verderben bereiten; denn er ist aus seinem Vollen gewichen, da er sich nicht genügend läßt, das zu sein, wozu er bestimmt ist. Weil er außerhalb des Kreises eines Menschen heraustritt, so ist er nichts, und die Lüste, die es macht, breitet sein eigenes Verderben auf ein benachbartes Glied aus. (Immanuel Kant, Fragmente aus dem Nachlaß.)

Wer hat es nicht oft auf den Blättern der Geschichte mit Stämmen vergeichnet gesehen, wie im Momente einer großen Um-wälzung die Wirkung des neuen Gedankens auch die Gemüther der bevorzugtesten Kinder der Vergangenheit mit geheimnißvollem Zauber ergreift? Das ist nicht Furcht, noch die Hand am Schwerte läßt; das ist nicht Ueberforderung, noch das drohende Gezeirer ploßlich in den Staub sinken läßt; nicht gemeine Beschränktheit, noch die schlaue berechneten Rückschlüsse zum Verderben wendet; es ist eine verborgene Macht, die aus der Tiefe des gemeinamen Volkes hervorbringt; es ist das überwältigende Gefühl der großen Verbundung der Dinge, welches in die Herzen aller Beteiligten einzieht, auf welcher Seite sie auch stehen mögen. Wohlthun oder den Sturz, und die Ver-zweiflung heraufbeschwören? Wahrheit und Offenheit können davor behüten. Wer den starren Egoismus in sich selbst besiegt, den wird das Noth der Zeiten nicht zermalmen. Er wird selbst der Sieger sein, ob er auch ein ungeliebtes Recht zum Opfer bringt. Nicht den wollen wir loben, der die Hebung des Arbeiterstandes rühmt, und in demselben Aemzigung hinzusetzt, daß sie dem Unter-nehmer Vorteil bringt; sondern den, welcher, des äußeren Reichthums sicher, der Menschlichkeit die Ehre giebt und zur gerechteren Verteilung von Genuß und Arbeit mit Gewußsein die Hand bietet. Wenn eine solche Offenbarung sich allgemein ver-

breitet, so wärd die Opfer gering und die Vorteile unermeßlich. Wir hoffen nicht darauf; aber schon die Entschlossenheit weniger edel denkender Männer vermogt viel zur Vinderung des Ueber-gangs und zur Verherrlichung der neuen Epoche.
F. A. Lange.

Von Kindheit auf ist mir nichts abcheulicher gewesen als Verfolgungen oder verächtliche Beschimpfungen eines Menschen über seine Religion. Was geht diese als ihn selbst und Gott an? ja, wer weiß nicht, was an dem Wort Religion, sobald es in eine Ueberzeugung und Gefühle betrifft, für tiefe Strudel und Schwierigkeiten hosten? Dem ist dieses, einem Andern das aus innigste nöthig; zu diesem Ausdruck kann er sich nicht gewöhnen, von jener früh erhofften Vorstellungart auf keine Weise sondern. An ihr hängen seine moralischen Begriffe, an ihr vielleicht seine vornehmsten Triebfedern, ja sein Ideal der Moralität selbst. Dieser findet Zweifeln, wo keiner sie findet, die schwarze, phantastische Fliege verfolgt ihn, ohne daß ein anderer als er sie sieht. Wie grauam ist also, wie unvernünftig, nutz-los und unmeniglich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdamnungs-, das Verhängungsurteil über die Religion eines anderen, wärd er auch ein Keger und Inber, annahmt!

J. G. Herder (Briefe z. Weidb. d. Humanität.)

Streiflichter.

Der deutsche Kaiser und die Volkskunst. Nicht leicht kann es eine Ausgabe von größerer sozial-ethischer Bedeutung geben als die, daß die Kunst seinem, auch nicht dem Kernselben der Armen verschlossen bleibe, daß von ihr aus belebende Strahlen menschlichen Empfindens auch in die entlegentesten Regionen des sozialen Lebens und in das verkommenste Pöbeln fallen. Wenn also nun auch der deutsche Kaiser dies Ziel als ein hohes und erstrebenswerthes anerkennt, wie er dieser Tage in einer längeren Rede gethan, so kann man das nur mit besonderer Freude und Beifall begrüßen. Aber man muß sagen, daß mit diesem schönen Grundsatze nicht alle Ausführungen seiner Rede und auch nicht das thattsächliche Verhältnis des Monarchen zur Kunst und Kunstpflege in Uebereinstimmung sich befinden.

Vor allem bedürfen sich in Widerspruch damit die-jenigen Ausführungen, welche sich auf die sogenannte „moderne Richtung“ beziehen. Wag auch vieles davon viel-sach unfinstlerischen Motiven, oder dem bloßen Verlagen aus Niedrigen und Gemeinen entsprungen sein, — so ist doch auch innerhalb dieser modernen Richtung ächte und ächtste Kunst gepflegt und geschaffen worden. Und wenn der Kaiser diese in ihrer Gesamtheit verwirft, weil sie zu sehr die Rechteite des Lebens darstelle, so überfieht er dabei, wie hoch auch und gerade von dieser Seite her be-deutende volkstümliche Kunstwirkung gerade im Sinne seiner eigenen Worte geleistet werden kann. Denn den Menschen breitet alles, was er objektiv betrachtet, was er im Bilde schaut. Und wenn dies Geschaule dem eigenlich Lebenskreise grade der sozial Gedrückten so nahe liegt, wie es die künstlerisch wertvollen Darstellungen aus den Niederungen des Lebens thun, dann vermindert sich dadurch zweifellos die finstlerische Wirkung nicht, in vielen Fällen aber wird sie gesteigert.

Auf der anderen Seite ist grade dasjenige Wert, dessen Vollenbung dem Kaiser Anlaß zu seiner Kunsttrede gab, von volkstümlicher Wirkung so weit als möglich entfernt. Der Kaiser sprach von der „überwältigenden Wirkung“ der Denkmäler in der Sieges-Allee. Sie wird vielleicht auf diejenigen ausgeübt werden, welche nicht nur die brandenburgisch-preussische Geschichte kennen, sondern auch die sorterdenden und fortwirkenden bösch-militarischen und monarchischen Traditionen u. f. w., und die diese Tra-ditionen nicht nur kennen, sondern als Gegenwartigkeit sich ihnen anschließen, noch jetzt voll und ganz in ihnen leben, —

aber bei einem wie kleinen Kreise wird das der Fall sein! Nein, diese Denkmäler der Berliner Sieges-Allee würden, auch wenn sie alle rein künstlerisch betrachtet Meisterwerke wären, dem Volke gänzlich fremd bleiben, sie vermögen nicht einmal auf einen größeren Kreis von höher Gebildeten eine tiefere Wirkung auszuüben. Aber vielleicht ist dennoch dem Kaiser vergönnt, an anderer Stelle und aus anderem Anlaß für vollständige Kunst seinen großen Einfluß und seine Thakraft in dem Sinne einzusetzen, wie er es so bereit verkündet hat.

Bücherschau.

Margarete Susmann: Rein Land. Gedichte.

Man sollte über lyrische Gedichte nie schlankwegs bestimmt urteilen: sie sind gut, oder sie sind schlecht. Es bleibt, auch bei der reichsten ästhetischen Bildung und dem objektivsten künstlerischen Gerächtsgeföhne, doch fast ganz dem subjektiven Geföhle des Lesenden überlassen, ob er gepadit wird oder nicht. Echte Lyrik sollte stets einen Einblick in eine Menschentiefe geben; und da kommt es, so oft das auch unbewußt geschieht, sehr darauf an, ob das Geföhlsleben ähnlich ist, ob weitere Empfindungen mitwirken. Ist ih, wenn fremdbariges zu uns spricht, das liebe Ich zu ungeduldig, die fremde Seele deren zu lassen, die uns vielleicht in einem wunderbaren Land zeigt, von dem wir nichts wußten. Es gehört schon eine zwingende Kunst dazu, in jene fremden Sphären hineingreifen zu werden, und mancher, den vielleicht die Form, der Rhythmus neuer Lieber interessieren, ist erpauet, wenn er, in ein Werk vertieft, eigene Söhle in sich erblickt, die mitlingen; ein Land, das so tief innen lag, das erst ein Künstler kommen mußte, der es ihm zeigte . . .

Ich glaube, Margarete Susmanns Veröbnd: Rein Land ist solch ein Werk.

Ich will es nicht beurteilen, ich will nur darauf aufmerksom machen, weil es mir echt und eigenartig erscheint. —

Es weht in diesem Lande keine schwüle, heiße Luft, nichts von der glühenden Gewalt Marias. Was die Erde, die Wege sind auch nicht die der kriegerischen Schlachttätigkeit. Anna Wiltze, die temperamentvoll umgibt Volksgedächtnis, hat nicht Pace gekunden.

Und weder Döbmel noch Werbaum, weder Stephan George noch Hofmannsthal haben die Lieber vorgefunden. Die Dichterin ist keine geschickte Schätlerin, die nachspürt, die und da sind es ungeschickte, daneben laufende Hände, die hier spielen — aber alles ist von echtem Klang und eigenem Weist — und das ist schon sehr viel. Mancher schlug das Buch auf und sagte entrüstet: „Das sind ja Gedanken, weg mit der Gedankenlosigkeit!“ Aber das sind hier meist sehr ernste Gedanken, die in durchaus künstlerischer Form sich darbieten. Sehr oft laßt das Buch mit der Grenze: „sehr gut, aber ganz und gar pessimistisch“ bebaut werden sein. Etwas ist aber ich völlig unrichtig. Gewiß sind die meisten Gedichte voll echter Schwermut, aber von jener süßen Schwermut junger, kielangelegter Naturen, die das Juviel ihrer Gedanken, Geföhle und Träume laß erdrückt und deren erstes künstlerisches Geben oft ein wirres Relativengestammel ist. Hier ist dies trotzdem nicht der Fall, es sind vollendete Lieber und ganze Bänder. Die tiefe Stimmung des Geföhls, des Gebenwollens kennzeichnet das folgende Gedicht deutlich:

Im allen Burghol steht ein Blütenbaum
Neben in dunkler, tieferer Gasse,
Und träumt — ihn drückt der Wüten Lieberfüße,
Er träumt den schmerzen tiefen Heiligungstraum.

Im Burghol nie ich ihm zu Höfen hüß,
Der einsam träumt von seinem großen Segen,
Wie er der Wüten wunderbaren Regen
In Strömen auf die Erde gießen wüß.

Ihre „pessimistischen“ Gedichte an Leopardi, „den schwermütigen Verkünder der Verneinung“, gelten, wenn man tiefer sieht, gar feinen aristokratischen, glückverächlichen Glaubensbekenntnis. Sie spricht zu ihm:

— — — Ich glaube Dir, der alle Lebensgüter
Geföhren wech von Tod. Und so wie Du
Berges ist, nie das schwarze Warum,
Das durch der Kannen dunkle Kransen tauscht.

Es ist nur der trostige Scherz der jungen Menschentiefe, die übermäßig von Zukunftsgehöhnen und der inneren Schaffensgähle, das Verbängnis, jedes Leid doppelt tief empfindet, die so von Lebensbesinnung erfüllt ist, daß sie fürchtet, das Leben könne ihr ungedult bangogelien.

— — — Das Leben löst ich leis' vorüberziehen,
Die Zeit, die raschlos mit dem Flügeln weht,
Und meine Krone muß ich lebend breiten
Nach jeder Stunde, die vorüberzieht.

Es liegt kein Verzichtenmollen in diesen Liebern, denn weiter klingt sie dem Diktator:

— — — Wie alle suchen, die doch längst entflohen,
Und da der Geist mit flarer Stimme spricht:
Unwiederbringlich ist's und unerreichbar,
Da flüchtet tief in wunder Bräu das Herz;
Ich hab' es doch!

Und dies Buchen klingt durch das ganze Buch; ungewiß tastend, unter heißen Ähnen, denn die ersten Augen sehen die Berggählichkeit so nahe; aber manchmal taucht der Dant, Leben zu dürfen, warm empot, da ist alles durchdringt von der Seigtheit, ein Herz zu haben, das die ewige Schönheit und Größe der Natur mitempfindet. Von hergenen, verträumen Liebeslieber. Auch ohne das Persönliche der Erlebnisgefühle ist eine wundervolle Weise für jene „unbestimmte Schlichtheit“ der Kinder- und Rühnbergen. Manchem schmilzt Natur und Menschentiefe zu wunderbarer Einheit in ihrem Weist. Eine dieser besten Gedichte, in der es ihr auch gelang, nach formen, Inhalt und Stimmungsgesichtlich Gleichwertiges zu schaffen, ist das kleine Gedicht: „Frühlingssnaht“.

Ein leiser, nädlich einander Regen,
Ein Knospen und Tränen und dunkles Demegen,
Ein Erlösen wie fernes Winesgebräu;
Auf flammenden Lippen ein flüherndes Webe,
Der Frühling weist ich ans Herz der Erde
Und schluchzt sich aus.

In einem ihrer reifsten Gedichte: „Veröbndlang“ sind Gedanken und Melodie von antiker Schönheit. Der vollendete Rhythmus der meisten Gedichte macht es leicht, auch einmal über einige unpoetische Ausdrücke hinwegzusehen. Ja, es weht fast traurig, wenn alles von ihr darin läge; es wäre keine Verzickung mehr für später. So aber wird man heimlich in diesem Lande, in diesem schwermütig-süßen Frühling. — Was ihr auch das Leben bringe, sie wird nichts Schwachlich-Pessimistisches schenten; — und nach dem Frühling, mit seinen jungen Sinnen und Oppressenheiten, wird der Sommer kommen. Die veröbndung es seht:

— — — Nun bahnt' ich durch des Herbstes stürmes Tozen
Mir einen Weg, den nichts mehr hemmen soll,
Zu einem Land, von neuen Träumen voll,
Zu einem neuen Sommer, laher von Rosen.

Und mer dies Land hegebe wann, wird ihr freudig in neue Lande zu neuen Liebern folgen.
Karlheute. Johanna Friedberg.

Zum Wanderrednerfonds

erhielten am 1. Dezember: durch Hochschann D. Marcke Ertrag einer Sammlung bei Breslauer Mitglieder Wf. 47,06; von Frau Dr. Goldschmidt, Frankfurt a. W. Wf. 20.

Weitere Beiträge nimmal dankend entgegen
Berlin W., Unter d. Linden 16. das Bureau der D. G. F. R.
Dr. Pening.

Bei der Redaktion eingegangene Schriften:

International Journal of Ethics. Devoted to the Advancement of Ethical Knowledge and Practice. S. Burns Weston, Philadelphia. Vol. XII, No. 1.

Der geniale Mensch. Von Heremann Carl. Fünfte vermehrte Auflage. Berlin, G. Dümmler 1901.

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. Vesperochen von H. C. Berlin. Deudens-Ketzsig. E. Piefson 1901. Mf. 1.

Die naturgemäße Erklärung der Bewegung dued die Entdeckung oder Erkenntnis der einheitlichen Grundursache derselben. Von Julius B. Staab. Im Selbstverl. d. Verfassers. 1. Mf.

Unveröbnd, Politik und Dammheit. Von Ernst Westland. Berlin E. 2. Heinrich Jütemann. 1901.

Religionsgeschichtliche Bilder. E. fetichismus und Seelenveröbndung bei Naturöbfern und Chinesen. Von S. H. Müller. Bremen, Selbstverl. i. Comm. bei Hübe und Schönter, Bremen.

Redaktionelle Mitteilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher u. dgl. sind zu senden an Dr. M. Kronenberg Berlin W., Müllhähfstr. 7.

Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Abteilung Berlin.

Programm für Dezember.

Freitag, den 27. Dezember, 11. Unterhaltungsabend der Deutschen Gesellschaft im Berliner Handwerkverein, Sophienstr. 15.
Mitwirkende: Frau Vna Barfkall und Herr Martin M. Reiser (Gelang), Herr Cesar Richter (Recitation), Die Herren Ludwig Simon (Sänger), Otto Rödel (Violoncell), Dr. S. Simon u. Dr. E. Abraham (Männer), Frauen zu 25 Bl. in der Gesellschaft, Neue Schönhauserstr. 13 (12—3 u. 6—10 Uhr), im Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, Unter den Linden 16, beim Pilsenerverein für weibliche Angestellte, Seidelstr. 25, und an der Abendkasse.

Montag, den 30. Dezember, 7 Uhr abends, im Bürgeraal des städtischen Rathhauses: Monatsversammlung. Schlußvortrag des Herrn Geheimrat Prof. Dr. W. Roettger: „Der Bund der Lebensmächte des Schönen und des Wahren.“ — Nachher gesellige Vereinigung im Kaffeezimmer.

Gäste sind überall willkommen.

Der Schriftführer: Dr. A. Penzig.

Der
Grosse Stiel
für 30 Mark!

Hand-Atlas
in 100 Karten,
50 Lieferungen
zu je 60 Pf.

Gotha: Justus Perthes.
In beiden durch alle Buchhandlungen.

Sorgen erliegen:
Im Sinne der ethischen Kultur.

Antaens

Die Natur im Sinne der Menschheit.

Essai von
Prof. Dr. Karl Müller von Halle f.
Profiziert Kl. 8. Reinenband Kl. 8,60.

Mit feiner gansen, eigenartigen Persönlichkeit steht der Verfasser hinter keinem Werk, überall die ethischen Momente in den Vordergrund stellend. So wird ihm die Frucht alles Naturstudiums ein reiner, geäußeter Sinn.

Karl Müller war Herausgeber der Zeitschrift „Natur“, die sechs bis 2. Jahrgangshälfte be-
stand. Fortsetzungen gratis.

G. Schwelshke'scher Verlag, Halle a. S.

Die „Märchenweltung für Groß und Klein“ im Rathause von Hel. Gertraude Pösch hat so großen Erfolg gefunden, daß auf dringlichen Wunsch in den Weihnachtstagen noch eine Wiederholung desselben Programms zum Besten des Kinderbörse-Gentram in Aussicht steht.

Vorbereitungen können in den Buchhandlungen von Späth, Königte. 52, Nicolai (Vorste), Potsdamerstr. 90, und Schüdberger, Schülstr. 3, vorgefertigt werden.

Berein „Jugendschutz“,
Berlin E., Kaiser Wilhelmstr. 39, 11.

A u f r u f .

Auch im neuen Winterhalbjahr soll die Ausbreitung der Grundzüge und die Förderung der Aufgaben der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur durch Aussendung unserer

Wanderredner

in energischer Weise weiter betrieben werden, und zwar sowohl dort, wo Abteilungen oder Zweige unserer Gesellschaft bereits bestehen, als auch namentlich in den zahlreichen wichtigen Plätzen, an denen Vereinigungspunkte für Gesinnungsgenossen erst zu bilden sind. Zahlreiche Gesunde um Vorträge, denen leider aus Mangel an Mitteln nicht immer entsprochen werden kann, beweisen uns ein weitverbreitetes Bedürfnis nach ethischer Fortbildung. Wertvolle Arbeit ist seit Jahren bereits auf diesem Gebiete geleistet worden, aber dauernder Nutzen ist nur zu erwarten von der planvollen Regelmäßigkeit dauernder Organisation.

Wir wiederholen daher, mit herzlichster Dankagung an die freundlichen Geber der Vorjahre, unsere Bitte, unsere Mitglieder möchten persönlich, aber auch durch freundschaftliche Heranziehung solcher Personen, die mit unseren Zielen sympathisieren, ohne aus äußeren Gründen der Gesellschaft beitreten zu können, auch Kräfte beisteuern zum

Wanderrednerfonds.

Beiträge werden von den Unterzeichneten, sowie vom Bureau der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur (Berlin W., Unter den Linden 16) mit herzlichem Danke entgegengenommen.

Die Vorstände der Abteilungen und Zweige werden gebeten, diese Sammlung unter Benutzung der ihnen geschilderten v. nachzubeziehenden Sammelzettel thatkräftig zu unterstützen.

Ueber den Empfang der Beiträge wird wie bisher in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ quittiert.
Berlin, den 1. September 1901.

Der Hauptvorstand der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur.

Professor Dr. Döring,
1. Vorsitzender,
Gr. Lichterside bei Berlin,
Bismarckstraße 1.

Dr. A. Penzig,
2. Schriftführer,
Charlottenburg, Breslanstraße 15.

Namens desselben:
Justizrat Stern,
Rechtsanwalt und Notar,
2. Vorsitzender,
W., Taubenstraße 34.

Justizrat Dr. Kothke,
1. Schriftführer,
Neu-Neuberg,
Kaiserstraße 5.

Vau Jaffe,
Reisenführer,
W., Magdeburgerstraße 20.

Berantwortlicher Redakteur: Dr. Rudolph Penzig in Charlottenburg. — Verlag: Verlag für ethische Kultur, Richard Vicker in Berlin S.W. 19, Romanbantenstr. 14. — Druck: J. E. Preuß, Berlin S.W., Romanbantenstr. 1.

Princeton University Library



32101 045376645

